40 Per. 83 k/12.13

Zum Neuen Jahr 1843.

Ein Jahr iſt wieder heimgezogen,
Hinab zum Strom der Ewigkeit!
Wir möchten ſagen — fortgeflogen —
Doch iſt kein Monopol der Zeit
Der Flug mehr — ſeit in unſern Tagen
Den Chronos ſelbſt der Menſch beſiegt,
Von Dampfes-Fittigen getragen
Die Zeit den Raum kühn überfliegt.

Nach unſern frühern Manieren
Wir wollen alſo auch im Flug —
Hier **brevi manu** kritiſiren,
Was ſich in dieſem Jahr zutrug —
Denn jeder kriegt ſein **Nota-bene**,
Scharf heutzutage, Stück für Stück —
Die ſchärfſten Kritiker ſind Jene,
Die ſelbſt oft — unter der Kritik.

Der alte Herr, der von uns ſcheidet,
War hitziger Natur fürwahr —
Verſengt hat was die Wieſen kleidet,
Anfänglich er mit Haut und Haar.
Er wendete ſich nicht zum Guten —
Was als Brandſtifter er gethan,
Das zeigten furchtbar Steyer's Gluthen
Und Hamburg's — Flammen-Ozean.

Zu zählen kaum ſind ſeine Brände;
Wie viel des Schlimmen er verübt,
Davon in jedem Elemente
Es leidige Beweiſe giebt,
Hayti faſt verſchlang — die Erde,
„Der Preſident" verſank im Meer —
Und die Verſailler Bahn er kehrte
Als wahrer Wüthrig — furchtbar leer.

Das Treffliche ſtand kaum **al pari**
Mit dem Spektakel, das er macht,
D'rum würde ihm ein „Charivari" —
Verdienter als ein Lob — gebracht,
Ja ſelbſt darob am Himmels-Bogen
Verhüllte ſich der Sonne Licht —
Sie zog, weil er ſo ungezogen,
Total ein finſteres Geſicht.

Doch was verbrach er durch ſein Wüthen
Macht Menſchenliebe wieder gut —
Und jene Hand, die ohn' Ermüden,
Zu unſerm Heile, nimmer ruht. —
Wie unpolitiſch auch geweſen
Das Unglücksjahr, das kaum abtrat,
Iſt allbekannt; jetzt laßt uns leſen,
Was als Politikus es that.

Das Band mit Rom, das früher loſe
Im Reich der Portugieſen war,
Ward neu geknüpft — die goldne Roſe
Reicht drob der heilige Vater dar
Der Königin; — auch den Finanzen
War's höchſt erſprießlich, könnte dort
Man lauter goldne Roſen pflanzen,
Jahr aus Jahr ein, in Einem fort.

Dagegen, weil in hohen Nöthen
In Spanien die Kirche ſchwebt,
Der Papſt befahl, daß in Gebeten
Man für ihr Heil das Herz erhebt.
In Barcelona kühn erheben
Den Schild ſie noch am Jahres-Schluß,
Als Vater der Regent läßt geben
Ihm väterlich den Bomben-Gruß.

Prinz Wales iſt nun auch entwöhnet;
Wohl ihm, gewöhnt er ſich daran,
Daß er ſein Volk mit Ruhm gekrönet,
Als Herrſcher einſt beglücken kann —
Siegreich jetzt flattern ſeine Fahnen,
Da ſich das Kriegsglück ſchnell gewandt,
In dem Gebiete der Afghanen
Auf Trümmern aufgethürmt durch Brand.

Auch machten ſie viel Federleſen
Mit dem „Bruder der Sonne" nicht —
Ihr Banner weht bei den Chineſen,
Wo man viel lieber ſpricht, als ficht!
Sie ſtürmten wahrhaft als Giganten,
Das Himmelreich, gleichſam im Sprung,
Denn keinen Donnergott ſie fanden
Am Toong-Kwang — genannt Tueng Hung.

Duc d'Orleans — um zu entſpringen
Raſch den Gefahren die ihm dräu'n —
Stürzt bei des kühnen Sprungs Mißlingen
Gerade Wegs ins Grab hinein;
Es weinen tief betrübt die Seinen,
Es traurt um ihn das Vaterland,
Das für den König, den noch kleinen,
An Nemours den Regenten fand.

Wie oft nicht haben wir geleſen:
„Mit Abd-el-Kader iſt's vorbei!"
Doch treibt er neckend noch ſein Weſen,
Nach der Vernichtung frank und frei.
Wie dem Bandwurm ſcheints ihm zu gehen,
Bevor man ſeinen Kopf nicht faßt,
Wird nimmer ausgetrieben ſehen
Man ſolchen ungebetnen Gaſt.

Digitized by Google

Dort eilen ſtets von Sieg zum Siege
Die Franken; doch der Krieg währt fort,
Mit Heerden führen ſie jetzt Kriege,
Mit Aehrenfeldern frevelnd dort.
Den Britten wollen ſie nicht loben,
Der gegen Wälle Feuer ſpeit —
Sind jene Rhazzias wohl Proben
Von der Franzoſen Tapferkeit?

Wie raſch entfaltet ihre Schwingen
Die Einheit in Germanien,
Als Wetterwolken ſchwarz umringen
Den Horizont und überzieh'n.
Neu grünen ſeiner Eiche Zweige,
Deutſchlands Eintracht trotzt der Gefahr —
Dort ſteht der Kölner Dom — ihr Zeuge —
Und hier — Walhalla, ihr Altar.

In Bayerns hochbeglückten Gauen
Feſt, unzertrennlich wob ihr Band
Ehrfurcht mit Liebe und Vertrauen
Um König, Volk und Vaterland. —
Zwei neuverbundne Fürſten-Paare
Im wonnigen Vermählungs-Kranz
Verherrlichten am Traualtare
Des Königshauſes Ruhm und Glanz.

Und laut auf Wegen und auf Stegen
Ein Jubelſturm begeiſtert tönt
Der Braut des Königsſohns entgegen
Als ſie mit Anmuth, reich bekrönt
Kam — ſah, und ſiegt'! O möchte Beiden
Im inniggeliebenden Verein
Dies Jahr — ein Segensjahr an Freuden
Und ſchön erfüllter Wünſche ſeyn.

Des höchſten Glückes reichſte Fülle
Umgebe unſres Königs Haupt —
Deß hoher königlicher Wille
Den Wohlfahrts-Kranz uns reich belaubt;
Der ſegnend über Bayern waltet,
An deſſen ſonnengleichem Blick
Die Blüthe ſich zur Frucht geſtaltet
Und reift zu Seiner Völker Glück.

Daß **Ludwig** an **Thereſens** Seite
Lang Bayerns Hort und Wonne ſey,
Und ungetrübt ſich Freud' an Freude
An Seines Thrones Stufen reih';
Daß unſ'res Königshauſes Hallen
Stets in des Ruhmes Glanz erglüh'n!
Aus dieſer Wunſch-Erfüllung, Allen
Nur kann ihr eig'nes Glück erblüh'n.

Und immer höher aufwärts ſchwinge
Sich unſ'res Vaterlandes Glück;
Dieß ſey das Ziel, feſt dahin bringe
Der Landesſtände ſcharfer Blick.
Des Reiches Wohlfahrt zu berathen,
Erhebe ſich die Rede frei,
Damit aus ihrer Worte Saaten
Die ſchöne Erndte uns gedeih'.

Auch unſerm Augsburg bringe Segen
Du neues Jahr, mit neuem Schwung;
Es komme herzlich ſich entgegen
Die Eintracht, die Verbrüderung;
Und unter der Regierung Leiten —
Der Väter unſ'rer Vaterſtadt
Soll vorwärts unſer Wohlſtand ſchreiten
Auf einem reichen Blumenpfad.

Die Handlung ſoll auf kräft'gen Schwingen
Kühn aufwärts ſtreben gleich dem Aar;
Der Fleiß ſtets dem Gewerbe bringen
Die gold'nen Früchte blank und baar;
Wo Unzufriedenheit im Stillen —
Die Noth noch ihre Thränen weint,
Der Armuth leiſes Fleh'n erfüllen
Soll wie bisher — der Menſchenfreund.

Mit Freudigkeit und Hoffnung blicken
Wir in die neue Zeit hinein;
Dem Gottvertrauen wird es glücken,
Dieß Jahr zum ſchönſten Jahr zu weih'n.
Die Ausſicht iſt dazu beſchieden
Euch, welche glänzend vor Euch ſteht,
Wenn Ihr, wie auf ein Beet voll Blüthen
In's neue Jahr hinüber ſeht.

So lieblich ſoll es Euch erſcheinen,
Ganz in der holden Wirklichkeit,
Sowohl den Großen, wie den Kleinen
Der neugeword'ne Sohn der Zeit;
Es lächle Euch auf jeder Seite
Ein Blumenflor von Freuden an,
Und heiter und zufrieden ſchreite
Ein jeder ſeine Lebensbahn.

Der „Abendzeitung" bleibt gewogen,
Und ihrem „Sammler" nebenbei,
Iſt auch ein Jährchen weggezogen —
Bleibt doch ihr Streben immer neu;
Wie glücklich werden wir uns preiſen,
Wenn Eure Gunſt ſtets bei uns weilt,
Und nicht nach allbekannten Weiſen
Auch mit dem Zeitenlauf enteilt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Das Neueſte ſtets mitzutheilen
Auch wir alltäglich ſind bereit,
Wenn unſern Herzenswunſch zu heilen,
Uns wie bisher, Ihr freundlich ſeyd;
Dann wollen wir, mit heitern Scherzen
Euch bringen, was die Zeit gebar,
Und rufen noch zum Schluß von Herzen
Euch zu: „**Proſit das neue Jahr!**"

W.....m.

Digitized by Google

Nro. 1.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Beſuch in der Hamburger Börſe. — Anatomie des Schlafes. — Gleiches mit Gleichem. — Pot-Pourri. — Nachruf.

Ein Beſuch in der Hamburger Börſe.

(Mnemoſyne.)

Man kann jetzt nicht mehr nach Hamburg kommen, ohne auf das Gebäude zu ſtoßen, auf deſſen Rettung in der furchtbaren Feuersnoth mancher Chriſt mehr bedacht war, als auf die der Kirchen; und wäre man auch gerade das Gegentheil von einem Kaufmann, hätte nicht das geringſte Intereſſe am Handel und Wandel — ſeit dem Brande iſt jeder Fremde und jeder Einheimiſche zum Börſengänger geworden. Das Börſengebäude iſt das Centrum nicht allein der Stadt, ſondern auch der Geiſter, zum Börſengebäude führen alle Wege, dahin richten ſich Aller Blicke, das überragt alle übrigen Gebäude. Fragt man den erſten beſten Bekannten auf der Straße, wohin er gehe? nach der Börſe iſt die Antwort; woher er komme? einen Andern, — von der Börſe, entgegnet er. Woran ſie denken ſamt und ſonders? An die Börſe und wieder an die Börſe und zehntauſendmal an die Börſe! Mittags ein Uhr hört man die Glocke läuten; „es läutet zur Börſe!" ſagt der Hamburger, und was für einen Eindruck das Geläute hervorbringt, iſt erſtaunlich. So flink iſt Keiner bei der Hand und auf den Beinen, wenn's zur Kirche läutet. Für den Nichtkaufmann iſt die eigentliche Börſenzeit im engeren Sinne des Wortes nicht die paſſendſte, um das Innere des Inſtituts kennen zu lernen; aber doch höchſt intereſſant und vorzüglich für den Phyſiognomiker und pſychologiſchen Beobachter anregend. Wie ſich das Große und Erhabene im menſchlichen Leben oft vom Kleinlichen nicht rein und frei hält, ſo findet der Fremde auch beim Anfange der Börſenzeit Urſache, Anſtoß zu nehmen. Es hat nämlich ſeine guten Gründe, daß die Leute, wenn ſie Mittags die Börſenglocke tönen hören, in Haſt und außer Athem oft durch die Straßen ſtürzen; denn ſobald das Geläute aufgehört hat, muß der Späterkommende eine kleine Strafſchuld von vier Schillingen zahlen. Und dies iſt im Grunde eben ſo lächerlich als läſtig, und erfüllt keineswegs ſeinen Zweck, denn die Thürſteher ſind in ſteter Bewegung und das Geklapper der eingeſteckten Strafſchillinge in die blechernen Sparbüchſen währt fort, ſo lange die Börſe dauert. Allein der Hamburger iſt an Geſetze in baarer Münze gewöhnt; was ihn bewegen, anregen und beſtimmen ſoll, muß einen Klang haben, und ſo kommt es denn, daß ſelbſt der ernſte, verächtlich blickende Millionär mit aller Gravität eines Geldariſtokraten in die Taſche greift und dem verſpäteten Momente ſein kleines Sühnopfer darbringt, ohne zu bedenken, daß für die Aufrechthaltung der Ordnung eines in der That ſo großartigen und auf die ganze Handelswelt Einfluß übenden Inſtitutes der Geſetze genug vorhanden, die in ſeiner eignen, innern Natur liegen und das Beſtehen verbürgen, ohne kleinlicher Maaßregeln, wie die erwähnte. Der Anblick der verſammelten Kaufmannſchaft aus allen Ländern der Welt hat etwas Aehnliches, wie der Spieler an einer Bank. Dieſelben leuchtenden Blicke, dieſelben zuſammengekniffenen Lippen, derſelbe Triumph auf den Stirnen, unter denen kein anderer Prozeß des Denkvermögens vorzugehen ſcheint, als der der Zahlen. Es liegt etwas unendlich Unheimliches für Den, der hier zum Erſtenmale erſcheint, in dieſem Gemurmel, das ſich in der großen Halle auf- und abwälzt; ein feines muſikaliſches Ohr erkennt hier in der vox humana etwas rein Mettalliſches, ſehr verſchieden von dem Gemurmel im Schauſpielhauſe vor dem Aufzuge der Gardinen. Auf allen Geſichtern lieſt man ein Gepräge, ein unverkennbares — ſie ſehen alle aus wie weißbeſchriebene Rechentafeln. Oft aber trifft man unter dieſer Maſſe von Phyſiognomien, die ein geſchickter Beobachter ſogleich in Reiche und Arme, in Exporteure und Importeure, in Kaufleute und Makler, in Schiffskapitäne und Aſſekuradeure klaſſifizirt — auf edle, ſchöne Geſtalten, auf deren Stirn man vergeblich nach der Zahlenbeute ſucht; oft auch auf freundlich blick.nde runde Geſichter, die die Kunſt nicht verſtehen, ihre Zufriedenheit verborgen zu halten; nicht ſelten auf ein träumeriſches Antlitz, das nicht dazu zu gehören ſcheint und vielleicht mit ſeinen Gedanken in ganz andern Büchern blättert, als im Bankfolio. Dann aber kann man faſt immer ſicher ſeyn, daß dies keine Hamburger ſind; denn der Hamburger an der Börſe iſt mit Leib und Seele an der Börſe, denkt an nichts anders, nicht an Weib und Kind, nicht an den lieben Herrgott, ſondern nur an die Gottheit ſeines Tempels. Nach einigen Stunden hört das Gemurmel auf, Ein- und Ausgang werden leerer, im Innern iſt's ſtill. Dann ſind die Leſezimmer von den Zeitungsleſern beſetzt, und der Beobachter hat eine neue Gelegenheit, intereſſante Geſichtszuſtände zu ſtudiren. Da ſitzen die Herren und ſcheinen mit kalter, verächtlicher Miene die Spalten zu überlaufen, in denen kein Bericht aus der großen Handelswelt ſteht, nur das herauszuleſen, was ſich zu einer Anknüpfung an ihre eben gepflogene Unterhaltung ſchickt. Dann aber, wenn ſie auf einen ſolchen Punkt ſtoßen, ſieht man ſie ſich beleben und es zuckt über ihre Stirn. Sie ſind treffliche Combinatoren — „China erobert" — „Barcelona bombardirt" — „Die Inſurgenten geſchlagen" — daraus geſtaltet ſich ſogleich ein Exempel und ein Vorſatz für Morgen. Es kann nun freilich auch nicht anders ſeyn, und da es einmal Börſen und Börſengänger geben muß in der Welt, muß eingeſtanden werden, daß die Hamburger hierin excelliren. Vorzüglich ausgezeichnet iſt das Leſekabinet der Börſe, das dem Herrn v. Hoſtrupp ſeinen Glanz verdankt. Hier liegen die wichtigſten Journale faſt aller Länder, und ſelbſt das Neueſte der Literatur erſcheint hier auf den Tiſchen, längs welchen bequeme, weiche Sitze den Leſern auch eine behagliche Lage bieten. — h —

Anatomie des Schlafes,

oder

die Kunſt, ſich nach Willkür feſten und erfriſchenden Schlaf zu verſchaffen

Von Dr. Ed. Binns.*)

Dies iſt der Titel eines unlängſt in England erſchienenen, ſehr elegant ausgeſtatteten Buches, das ſowohl in Bezug auf Inhalt, wie auf Typographie, ein wahres Kurioſum genannt zu wer-

*) The Anatomy of Sleep; or the Art of Procuring Sound and Refreshing Slumber at Will. By Ed. Binns, M. Dr. — Churchill.

Digitized by Google

den verdient. Es iſt nämlich vermittelſt eines neu erfundenen Inſtruments geſetzt, das ungefähr die Form eines Forteplano's hat, die Taſten ſind nach dem Alphabet geordnet; werden dieſelben berührt, gleichviel, ob von zarten Damenhänden oder von dem Finger eines Kindes, ſo reihen ſich die gewünſchten Lettern, ganz eben ſo, wie nach der üblichen Verfahrungsweiſe, nur, bei einiger Uebung, viel ſchneller und korrekter, an einander. — Das auf dieſe Weiſe geſetzte Buch läßt nichts zu wünſchen übrig, und wenn anders die Anſchaffung der Maſchine nicht mit zu großen Koſten verknüpft iſt, ſo könnte ſehr bald eine Umwälzung in dieſem Zweige der Kunſt zu erwarten ſeyn.

Unſer Jahrhundert verdient mit Recht den Namen des erfindungsreichen! Man denke ſich die gegenwärtig in Berlin ausgeſtellte Sprechmaſchine in den Händen eines ſchweigſamen Lords und dagegen die Setzmaſchine unter den Fingern eines ſchreibſeligen deutſchen Literaten! Welche Wohlthat für Beide! Wie unberechenbar die Vortheile für das brittiſche Parlament und die deutſchen Leihbibliotheken! Vielleicht kündigt in nicht gar ferner Zeit ein Virtuoſe à la Liszt Concerte in der Bücherfabrikation an, oder eine Tänzerin à la Elsler berührt mit kecker Fußſpitze die Taſten der Sprechmaſchine, um dem begeiſterten Auditorium eine Erbauungsrede abzutanzen!

Wir überlaſſen es einer kühneren Phantaſie, dieſe Andeutungen weiter auszuſpüren, und gehen näher auf den Inhalt des merkwürdigen Werkes ein.

Schon der Titel iſt ungewöhnlich und der ſeltſamen Entſtehung des Buches angemeſſen. Eine Anatomie des Schlafes! Zwar hätte der Verfaſſer ganz eben ſogut Phyſiologie, Philoſophie oder Theorie des Schlafes ſagen können, doch war ihm wahrſcheinlich eine Anatomie pikanter. — Dr. Binns giebt zuförderſt eine allgemeine Ueberſicht der Phyſiologie der organiſchen Weſen, von den Pflanzen anfangend und mit der des Menſchen endigend; ſpricht darauf über die Beſchaffenheit und Verrichtungen des Gehirns und erklärt alsdann die Erſcheinungen im Gebiete des Lebensmagnetismus, die Zuſtände der Ohnmacht, Ertaſe u. ſ. f. — In der Hauptſache giebt er nichts Neues, und nur die hin und wieder eingeſtreuten Bemerkungen ſind originell. So z. B. ſagt er, daß die Thiere mehr als die Menſchen ſchlafen; Katzen und Hunde ſeyen, wie es ſcheint, im Stande, nach Belieben einzuſchlafen; daſſelbe bemerkt man bei Blödſinnigen und bei Menſchen von untergeordneten Geiſteskräften überhaupt; dieſes käme daher, weil die Ideen oder Geiſteseindrücke bei ihnen ſo ſchwach und in ſo ſeltenen Intervallen wiederkehrend ſeyen, daß deren Reihenfolge ſich aus Mangel an Fortdauer verliere; aus dieſem Grunde behielte das Hirn nur das von den äußeren Sinnen ihm zugeführte Bild für den Augenblick; es tritt Müdigkeit ein, Bewußtloſigkeit folgt, und Schlaf, als natürliche Konſequenz der Erſchlaffung, wird hervorgebracht.

Aus der Erfahrung, daß Affen weniger, als alle andere Thiere ſchlafen, folgert der Verfaſſer, daß ſie mit „Vernunft begabte Geſchöpfe" ſeyen.

Zum Beweiſe, wie unentbehrlich der Schlaf ſey, führt Dr. Binns auch unter Anderem die Thatſache an, daß einſt ein ganzes Bataillon Infanterie während des Marſchirens geſchlafen hätte!

„Maſſa ruft Dich!" ſagte einſt ein Neger zu ſeinem Gefährten, der neben ihm eingeſchlafen war. — „Schlaf kennt keinen Maſſa!" entgegnete der ermüdete Knabe, und — er hatte Recht. Wir können den Mangel an Feuer, Speiſe und ſogar Getränk viel länger, als den des Schlafs entbehren."

Um unſere Leſer zu überzeugen, daß der Verfaſſer wirklich den Schlaf anatomirt, diene folgende Beſchreibung von dem Zuſtande, der dem Einſchlafen vorangeht und der erſchrecklich gefährlich klingt:

„Sein Herannahen äußert ſich durch ein Gefühl von Muskel-Erſchlaffung, die Beine werden müde, die Arme träge in ihren Bewegungen, der Griff der Hand wird kraftlos. Gähnen, ohne daß ein Unterdrücken deſſelben in unſerer Macht ſteht, folgt oder geht dieſem Zuſtande voran; die Aufmerkſamkeit erliſcht, ſo daß die anziehendſte Erzählung ſie nicht wieder erregen kann, wir werden mürriſch, ja ſogar zankſüchtig. Inzwiſchen beginnen äußere Eindrücke zu verſchwimmen. Verſuchen wir zu leſen, ſo fließen die Zeilen in einander, blicken wir vom Lichte auf die Blattſeiten, ſo erſcheint die Schrift grünlich und bläulich. Das Gedächtniß verwirrt ſich, die Augen werden trübe, und verlieren ihr Feuer, während die Augenlider, trotz aller Anſtrengung, ſich bleiſchwer ſenken. Nun erſchlafft die Spannkraft der Hals- und Rückenmuskeln und der Kopf fällt willenlos nach vorn über. Doch bleibt noch der Gehörsſinn ungeſchwächt, wir vernehmen und verſtehen die Geſpräche unſerer Umgebung, wenn wir bereits nicht mehr die Perſonen und ihre Geſticulationen unterſcheiden können. Dann und wann nahen ſich uns angenehme Träumereien und verſchwinden wieder in immer ruhigerer Stufenfolge; das Gehirn ſcheint in einem See von friedlichen Träumen zu treiben, ein angenehmes Delirium überwältigt uns, wir wachen nicht länger — wir ſchlafen."

Große Geiſter ſchlafen wenig; um dieß zu beweiſen, führt der Verfaſſer John Hunter, Friedrich den Großen, Napoleon und Wellington an. Ferner erzählt er dem großen Boerhave nach, daß ein Student, von der bequemen Theorie ausgehend, die natürliche Beſtimmung des Menſchen ſey der Schlaf, dies dadurch praktiſch bewies, daß er von vierundzwanzig Stunden ſtets achtzehn ſchlafend hinbrachte und daher zuletzt am Schlagfluß ſtarb. — Wir erfahren ferner, daß De Moivre, als er dreiundachtzig Jahre alt war, täglich regelmäßig zwanzig Stunden ſchlief; ob dieſe üble Gewohnheit gleichfalls einen frühzeitigen Tod herbeiführte, wird nicht gemeldet.

Doch beſteht das Wichtigſte und Lehrreichſte im Buche unſtreitig in dem hier zum erſten Male veröffentlichten Geheimniſſe, nach Belieben einſchlafen zu können: dieſes Geheimniß wollen wir zum allgemeinen Frommen mit den Worten des Dr. Binns wiedergeben:

„Der Schlafloſe wende ſich auf die rechte Seite, lege das Haupt bequem auf die Kiſſen, und zwar ſo, daß er, wenn man ſich eine Linie vom Kopf bis zu den Schultern denkt, genau einen Winkel beſchreibt; dann athme er recht tief, mit leicht geſchloſſenen Lippen auf, dergeſtalt, daß er ſo viel Luft, wie nur immer möglich, durch die Naſe einzieht. Doch iſt dies gerade nicht unumgänglich nöthig, da Manche ſtets durch den Mund Athem holen, und dennoch vortrefflich ſchlafen. — Nach dieſem einmaligen, tiefen Athemzuge überlaſſe man die Lungen ihrer eigenen Thätigkeit, mit anderen Worten: das Athmen ſey weder zu lang gehalten noch zu kurz. Jetzt muß die Aufmerkſamkeit ſich allein auf den Akt richten, mit dem der Patient ſich beſchäftigt: er muß ſich nämlich vorſtellen, als ſehe er den Athem in Geſtalt eines ununterbrochenen Stromes aus ſeiner Naſe ziehen, „und in demſelben Augenblicke, wo er im Stande iſt, fern von allen anderen Ideen, nur allein daran zu denken, ſchwinden Bewußtſeyn und Erinnerung, Vorſtellungskraft ſchlummert, Phantaſie wird ſchläfrig, der Gedanke iſt unterjocht, die Sinne verlieren ihre Empfänglichkeit, das Ganglien-Syſtem erhält die Oberherrſchaft, und, wie bereits oben bemerkt, man wacht nicht länger, ſondern — ſchläft."

Nach des Verfaſſers Betheurung hat ſich ſein Recept nur bei zwei Perſonen nicht bewährt, der eine der Inkurabeln war ein berühmtes Mitglied des Oberhauſes, und der andere — (hört!) Redakteur eines Morgenblattes. Das widerlegt die Brauchbarkeit des Recepts eigentlich noch nicht, da Jeder es nur zu gut weiß, daß Staatsmänner und Journaliſten gerade nicht auf Roſen gebettet ſind und ſelten ihr Haupt bequem niederlegen können; jedenfalls empfehlen wir die Vorſchrift des Dr. Binns unſeren Leſern recht angelegentlich zur Selbſtprüfung. (Mag. f. Litt. d. A.)

Gleiches mit Gleichem.

(Wahre Anekdote.)

Als Lord ** Generalgouverneur in Indien war, kantonnirte das ** Regiment in Fort William. Der Gouverneur beſaß bei man-

Digitized by Google

chen ſehr ſchätzenswerthen Eigenſchaften einen ungemeſſenen Hochmuth, welcher ihn zu manchen Mißgriffen verleitete, und ihn auch einſt mit dem braven Oberſten des genannten Regiments in einen heftigen Konflikt brachte. Lord **, welcher keinen militäriſchen Grad hatte, ordnete einſt eine große Revue an, und die Truppen zogen aus auf die Esplanade. Der Tag war außerordentlich heiß. Der Gouverneur konnte aus ſeinem Pallaſte genau ſehen, daß er erwartet wurde; er blieb indeſſen länger als gewöhnlich beim Frühſtück, und als er endlich zur Revue erſchien, wären die Truppen in den ſengenden Strahlen der tropiſchen Sonne buchſtäblich faſt gebraten. Die Soldaten präſentirten das Gewehr, und die Offiziere ſalutirten mit dem Degen. Das Adlerauge des Gouverneurs bemerkte indeſſen auf den erſten Blick, daß die Regimentsfahne nicht geſenkt ward, und er ſchickte ſogleich einen Adjutanten mit dem Befehl ab, die Fahne zu ſenken. Der kommandirende Oberſt ließ dem Gouverneur jedoch erwiedern, es ſey des Königs Fahne, und die von ihm verlangte Huldigung dürfe nur einem Mitgliede der königl. Familie erwieſen werden. Der in ſeinem Stolze empfindlich beleidigte Gouverneur redete darauf ſelbſt den Oberſten an. „Bin ich hier nicht der Repräſentant des Königs?" — „Allerdings, Mylord." — „Dann verlange ich, daß die Fahne geſenkt werde." — „Es thut mir leid, daß ich den Befehl Eurer Excellenz nicht vollziehen kann. Des Königs Fahne kann und darf nur vor einem Mitgliede der königl. Familie geſenkt werden; und ich werde nie einen Befehl ertheilen, der den Regeln des Dienſtes und den ſpeziellen Weiſungen, welche ich bei der Uebernahme des Kommando's über dieſes tapfere Korps erhielt, ſchnurſtracks zuwider läuft." — „Dieſen Ungehorſam ſollen Sie bereuen: ich werde den Fall ſogleich nach London berichten, und wenn Sie Unrecht haben, ſollen Sie auf der Stelle des Dienſtes entlaſſen werden." Der Gouverneur, welcher vielleicht zum Erſtenmal in ſeinem Leben einen energiſchen Widerſtand erfuhr, gallopirte wüthend nach ſeinem Pallaſte zurück. Die Truppen rückten wieder in Fort William ein, und Offiziere und Soldaten wußten wohl, daß ſie ſich einen mächtigen und unverſöhnlichen Feind erworben hatten. Während der zehn Monate, welche vergingen, ehe eine Antwort aus Europa eintraf, wurde kein Offizier dieſes Regiments zu den Soireéen des Gouverneurs eingeladen, und überhaupt hatte dieſes Korps, troß der in demſelben herrſchenden trefflichen Mannszucht, viel von der übeln Laune des, ſeiner Meynung nach beleidigten Gouverneurs zu leiden. Endlich traf die Antwort ein. Der Oberſt hatte Recht; die unerſchütterliche Feſtigkeit, womit er ſich genau an die erhaltenen Befehle gehalten, wurde gebührend anerkannt; er wurde jedoch erſucht, in Zukunft die königl. Fahne vor dem Generalgouverneur zu ſenken, da Se. Excellenz ſo viel darauf zu halten ſchienen. Jeder von Beiden glaubte einen Triumph erlangt zu haben, und das Regiment ward nach Kalkutta beordert, um vor aller Welt zu zeigen, daß vor Lord ** ſich die blau und rothe Fahne neigen müſſe. Eine große Revue ward angeordnet. Der Gouverneur ward durch Senkung der Fahne ſalutirt, und Alles ging nach dem Wunſche Sr. Herrlichkeit. Abends war große Soirée beim Gouverneur. Wie gewöhnlich ward die Muſikbande des in dem Fort kantonnirenden europäiſchen Regiments dahin beordert, um in dem Augenblicke, wo der Gouverneur aus dem Salon trat, der Gewohnheit gemäß die engliſche Nationalhymne „God save the King" anzuſtimmen. Gelegentlich wurde auch wohl die Melodie des Liedes: „See the conquering hero comes", als beſonderes Kompliment gegen den Gouverneur geſpielt. An dieſem Abende nach der Revue, wo die Eitelkeit des Lord ** einen ſo glänzenden Triumph gefeiert hatte, trat der Adjutant aus dem Salon, und verkündete mit vernehmlicher Stimme Se. Excellenz. Dieß war das Signal zur Anſtimmung der Nationalhymne. Aber ach! kein Ton begrüßte das Erſcheinen Seiner Lordſchaft. „Was iſt Das? Iſt keine Muſikbande da?" — „Ja wohl, Mylord," erwiederte der Adjutant zögernd: „die Bande des ** Regiments." — „Warum ſpielt ſie denn nicht? Gehen Sie, und ſehen ſie ſchnell nach." Der Adjutant kehrte ſchnell wieder zurück. Er war bleich vor Schrecken. „Nun, warum wird nicht geſpielt?" rief ihm Lord ** entgegen. — „Weil die ganze Muſikbande keine Inſtrumente hat." — „Keine Inſtrumente! O die Eſel! Keine Inſtrumente! Sie ſollen den Augenblick die Inſtrumente holen, und wenn ſie in einer halben Stunde nicht zurück ſind, ſo ſollen ſie alle eingeſteckt werden." Unterdeſſen hatte Lord ** in ſeinem Zorne ſich dem Muſikkorps genähert, und redete den Kapellmeiſter an: „Hören Sie nicht, was ich ſage? Geſchwind, beeilen Sie ſich!" — „Halten zu Gnaden, ich kann nicht!" erwiederte der Kapellmeiſter. — „Warum nicht? Haben Sie etwa Luſt, mir zu widerſprechen?" — „Nein, Mylord! aber" — „Ich will kein Aber! Entfernen Sie ſich augenblicklich mit Ihrer Bande, und holen Sie die Inſtrumente.... Was hat der Herr Oberſt auch gedacht, daß er mir Leute ſchickt, die da ſtehen ſo ſtumm und unbeweglich wie Zaunpfähle. Ich will nicht die Leute, ich will die Muſik." „Halten zu Gnaden, Mylord," erwiederte der Kapellmeiſter; „ich habe Befehl erhalten, zu ſagen, daß das Muſikkorps unter den Befehlen Eurer Excellenz ſteht, und ſich, der erhaltenen Ordre gemäß, eingefunden hat. Die Inſtrumente aber gehören den Offizieren, welche dieſelben, mittelſt Subſcription, mit ihrem Gelde angekauft haben, und ſich jetzt weigern, Ihnen die Inſtrumente zu leihen." — „Was?" rief der Gouverneur wüthend. — „Iſt nicht meine Schuld, Mylord!" ſagte der Kapellmeiſter achſelzuckend. Dem Aerger des Gouverneurs kam wohl nur die Genugthuung gleich, welche ſich die Offiziere verſchafften, indem es ihnen, ohne ſich einer Inſubordination ſchuldig zu machen, gelang, dem ſtolzeſten und anmaßenſten Sohn Albions, der je von Europa nach Bengalen hinüber gekommen war, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Pot-Pourri.

Drollige Kriegsliſt der Engländer in Dſchellalabad.

Der zu Kalkutta erſcheinende „Hurkaru", ein in Bengalih-Idiom geſchriebenes, gehaltreiches Blatt, berichtete kürzlich Folgendes: „Wollt Ihr wiſſen, wie die tapfern Burſchen zu Dſchellalabad es anfingen, ihrem Kugelvorrath, einigermaßen wieder auf die Beine zu helfen, als derſelbe auf die Neige zu gehen anfing, ſo hört: ſie fingen das Ding auf ganz drollige Weiſe an. Sie verfertigten eine Figur aus Lehm, hüllten dieſelbe in einen alten Uniformfrack, ſetzten ihr einen dreieckigen Federhut auf, beide dem alten tapfern General Sir Robert Sale gehörig und brachten es mittelſt Stricken u. dgl. zuwege, daß die Figur, ſo oft es ihnen beliebte, den Kopf bückte und den rechten Arm aufhob. Dieſe Figur, die ſo täuſchend verfertigt und ausſtaffirt war, daß Jedermann in der Entfernung von nur 120 Fuß ſie für eine lebende halten mußte, ſtellten ſie eines hübſchen frühen Morgens in voller Parade auf ein Parapet, gerade über dem Fenſter, woraus Sale dann und wann herausſah, und hinter welchem, dem Parapet nemlich, ſich eine hohe Mauer befand. Als es heller wird, erblicken die Belagerer die Figur, halten dieſelbe in der weiten Entfernung für den Commandirenden, welcher, wie ſie wußten, in dem Hauſe reſidirte, und beginnen ſofort auf dieſelbe zu feuern. Je heißer und erpichter die Afghanen feuern, deſto kaltblütiger und zuvorkommender bückt ſich und winkt das Männlein. Der Spaß wurde mehrere Tage wiederholt, und dieſe ganze Zeit hindurch wurde „der tapfere General" nur von Einer Kugel leicht geſtreift. Die Afghanen hielten ſich endlich ſteif und feſt überzeugt, Sale müſſe ein Hexenmeiſter ſeyn, dem keine Kugel etwas anzuhaben im Stande ſey. Um ihnen dieſen, den Belagerten, ſehr erſprießlichen Wahn nicht zu benehmen, wurde die Sache endlich unterlaſſen, welche ihnen jedoch viele Hunderte von Kugeln einbrachte, die alle Abende aus der Mauer, worin ſie meiſt eingeſchlagen hatten, genommen und dann mit dem beſten Effect den Einſendern zurückgeſchickt wurden.

Digitized by Google

Die genaueſte Uhr.

Der Berliner Uhrmacher Ferdinand Leonhardt — ſo berichten die Zeitungen — hat vor Kurzem eine Uhr verfertigt, die alle bisher vorhandenen an Genauigkeit weit übertrifft, indem ſie die Zeit bis auf ein Tauſendſtel einer Sekunde angiebt. Sie iſt zum Gebrauch der Artillerie beſtimmt, nämlich dazu, die Schnelligkeit der Kugeln mittels der Zeit, welche ſie brauchen, um eine Scheibe zu erreichen, zu meſſen. Ueber einer metallenen Uhrſcheibe bewegt ſich in einer Sekunde ein haardünner Zeiger hinweg und kann nach Belieben in Bewegung geſetzt und wieder angehalten werden. Wollte man beide Operationen der Hand des Menſchen überlaſſen, ſo würde kein genaues Reſultat zu erreichen möglich ſeyn; dieß wird aber dadurch erreicht, daß ein galvaniſcher Draht eine Verbindung zwiſchen der Kanone, der Scheibe und Uhr vermittelt. Indem die Kugel die Kanone verläßt, hebt ſie von ſelbſt den Zeiger aus und hält ihn wieder an, ſobald ſie an die etwa 1500 Fuß entfernte Scheibe ſchlägt. Als Regulator iſt ein rotirendes Sekundenpendel von ganz eigenthümlicher Conſtruktion angewandt. Das Ganze iſt mit einem maſſiven Gehäuſe verſehen, um bequem transportirt werden zu können, und koſtet 1500 — 1600 Thaler.

Fruchtbare Ehen.

Vor einigen Jahren war Referent in Nieder-Oeſterreich Zeuge einer Geburtstagsfeier, bei welcher außer ihm und einigen Bekannten 142 Perſonen zugegen waren. Das alte, noch ziemlich rüſtige Ehepaar war an ein nnd demſelben Monatstage geboren, hatte 32 Kinder zur Welt gebracht, und: „Sämtliche anweſende 142 Perſonen waren Kinder, Enkel oder Großenkel deſſelben!" — Dies erinnert an eine intereſſante, geſchichtliche Anekdote, die vielleicht Manchem nicht bekannt iſt, und wohl verdient, aus der Vergeſſenheit hervorgehoben zu werden: Als Kaiſer Karl V. Spanien verlaſſen hatte, in Aachen zum deutſchen Kaiſer gekrönt worden war, und ſich auf einer Reiſe nach Regensburg befand, da ſah er eines Morgens 25 ſtattliche Ritter auf milchweißen Schimmeln auf ihn zuſprengen. Sie trugen gleiche Panzer, gleiche Farben und gleichen Helmſchmuck, die Viſiere geſchloſſen! Einige Schritte vor ihm hielten ſie, und der Führer der 24 ſchlug das Viſier auf. Es war der Graf von Avensberg. „Wir können Euch, gnädigſter Kaiſer," ſprach er, „bei uns zwar nicht die Herrlichkeiten Iberiens bieten, und unſer Boden gebiert keine Orangen, aber Ritter wie Eiſen, denn unſere Frauen ſind brav!" Bei dieſen Worten gab er den Rittern ein Zeichen, ſie ſchlugen die Viſiere auf, und — Karl erſtaunte: ein Geſicht wie das andere, ein Zug wie der andere, nur durch die Jahre unterſchieden! „Dieſe 24," ſprach der Graf, „ſind meine Söhne, mannbare Ritter, die ſchon alle ihre Lanzen gebrochen, und ich (ſich ſtolzer im Sattel erhebend), ich brauche mich noch nicht zu ſchämen, ihr Führer zu ſeyn!" Und mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiſer!" gab er dem Pferde die Sporen, und ſprengte an der Spitze der 24 im geſtreckten Galopp voraus, die Ankunft des Kaiſers zu verkünden.

Auszüge aus neueren Wochenblättern.

Im „Aarauer Boten" vom 17. Nov. lieſt man Folgendes: „Berichtigung. Herr Arnold Wüfly erzählt in öffentlichen Orten, daß er mir nach dem Schützenfeſte ein Paar Ohrfeigen gegeben, weil ich behauptet, er träfe keine Scheibe, und wenn ſie ſo groß wie die ganze Schweiz wäre — dieß iſt nicht wahr. Er hat mir keine Ohrfeigen gegeben; ich kann's bezeugen [illegible] noch warten ein Paar auf ihn, und auch noch mehr; er darf es nur ſagen, wo er ſie hin haben will. Veit Rüſteli, Bezirksſchreiber." — Im „Schweidnitzer Wochenblatt" heißt es: „Schweidnitz, am 10. November. Suſanna, denk' an Deinen Schwur, oder Du kennſt mich!! C****z." — Im „Elberfelder Jäger", einer Zeitung für Jagdfreunde, erzählt ein Herr Hirſch, daß er dreizehn Sechzehnender an Einem Abende geſchoſſen, und wer's nicht glauben wolle, ſey ein Tollhäusler!" — Wer kann da noch Zweifel hegen! — In der „Lübecker Zeitung" kündigt eine Mad. Garbe ihre Leihbibliothek folgendermaßen an: „Da es ſich gezeigt hat, daß die neueſten Bücher nichts taugen, ſo habe ich mir zum Vergnügen des Publikums nur alte angeſchafft. Ich mache hierauf vorzüglich die junge Welt aufmerkſam. Man liebt jetzt gar nicht mehr ſo, wie im Lafontaine; ſo geſcheidt ſpricht jetzt gar Niemand mehr, wie im Kramer, und ſo tapfer iſt Niemand mehr, wie im Spieß, und ſo Wort gehalten wird jetzt gar nicht mehr, wie im Schulz. Ja, ich behaupte, ſo geſtohlen wird nicht einmal mehr, wie im Meißner. Die Welt liegt im Argen! Zugleich bemerke ich, daß ich auch Briefſteller ausleihe; ich habe den von Heynatz aufgetrieben; ehrenfeſten Styl, kein Gefaſel! Liebende reden darin von Herzen, nicht vom Gelde; auch beſitze ich von Hübner das „Buch vom redlichen Handwerker", und „ehrlichen Kaufmann", und das von Schütz unter dem Titel: „Der wahre Bücherfreund, oder die Kunſt, mit Verſtand zu leſen." Dieſes empfehle ich Allen, die meine Leihbibliothek beſuchen; auch gute ſchwarze Tinte iſt bei mir zu haben, und friſche Aal-Paſtete, dann der Erasmus Schleicher und der Wachtel-Peter. Einſatz für ein Buch 1 Thaler 4 Groſchen. Für den Tag das Leſen ſechs Pfennige. Mathilde Garbe, Leihbibliothekiſtin, Tinte- und Paſtetenhändlerin."

Ein galanter Ehemann.

Kürzlich führte zu Paris der Banquier B. eine Schauſpielerin in ſeinem Wagen nach Hauſe. Unterwegs wurde es der Dame zu warm, ſie nahm ihren Kopfputz ab, und befeſtigte denſelben mit einer Nadel an das Wagenfutter. An ihrer Wohnung angekommen, vergaß die Schöne über den Abſchiedskomplimenten ihr Häubchen. Der Begleiter fuhr mit dieſer Beute, ohne es zu wiſſen, nach ſeiner Wohnung. Am andern Morgen überbrachte ein Diener der Gattin des Herrn B. hocherfreut die Haube, welche er im Wagen gefunden hatte. Die Dame bewundert die geſchmackvolle Arbeit, ſetzt die Haube beim Frühſtück auf und als ihr Gemahl in's Zimmer tritt, fliegt ſie ihm freundlich entgegen und dankt ihm unter Küſſen und Koſen für das ſchöne Geſchenk. Man kann ſich denken, welches Geſicht Herr B. bei dieſer unerwarteten Scene ſchnitt.

Eingeſandtes Räthſel.

„Der Löſer dieſes Räthſels hat
„Zugleich die ſchönſte Edelthat,
„Zugleich das ſchwärzeſte Verbrechen,
„In Einem Worte auszuſprechen."

Nachruf

an den

Cand. Jur. Friedrich Bratſch.

Geſtorben zu München am 31. Dec. 1842.

Freundlich lachte Dir das Leben,
Heiter, unumwölkt, und rein.
Glaubteſt ſchon nach langem Streben
Bald am ſchönen Ziel zu ſeyn;
Hingſt dem treuen Schwabenbunde
Treu und ohne Wanken an,
Giengſt ihm ſelbſt mit Herz und Munde,
Wacker einſt und feſt voran; —
Ach! da knickt die ehrne Senſe
Schnell den edlen Sprößling ab,
Und der Hoffnung Blüthenkränze,
Fallen auf ein frühes Grab.
Ruh' denn ſanft du theure Hülle,
Dir nun jeder Wechſel flieht,
Nichts durchtön' die Grabes-Stille
Als der Brüder Klagelied:
Doch dein Geiſt wird nicht erſterben,
Der ſo Herrliches erſtrebt,
Wird vom Sohn zum Enkel erben,
Der in ſpäten Zeiten lebt.
Drum bei deinem ernſten Grabe
Bei dem modernden Gebein,
Schwören wir, du edler Schwabe
Edle Brüder ſtets zu ſeyn!

Digitized by Google

Nro. 2.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Rückblick auf das Leben und Walten König Maximilian Joſephs von Bayern. — Ueber den Schwanenorden. — Der Menſchenfeind. — Pot-Pourri. — Buntes.

Rückblick auf das Leben und Walten König Maximilian Joſephs von Bayern.

Unter dieſer Aufſchrift enthält die Allgemeine Zeitung Folgendes in einem Schreiben von der Iſar, 1. Jan. Längſt wirft man uns Deutſchen vor über der Geſchichtsforſchung das eigentliche Geſchichte-Vorbereiten zu vernachläſſigen. Die Rüge hat ihr Wahres. Namentlich ſind wir ärmer, als manch anderes Volk im Bereiche der Memoiren. Früher erklärte ſich dieſe Armuth leicht aus der damals noch ultra-abnormen Zerſplitterung unſeres Gebietes; aus dem Stillleben unſerer Höfe; aus den Eigenthümlichkeiten unſerer Regierungsformen; aus dem ſtolzen Herabſehen unſerer damaligen Beamtenkaſte auf alles außer ihr Exiſtirende; dann aus dem Doppelumſtande, daß die meiſten unſerer begabteren Staatsmänner theils der Gelegenheit zum Eingreifen in die größeren Weltverhältniſſe entbehrten, theils an entſprechendem Anklange und Verſtändniſſe ſeltens der von jeder Einwirkung auf ihre Angelegenheiten ausgeſchloſſenen Nation und des eben deßhalb ſchlummernden öffentlichen Geiſtes verzweifeln mochten. Unbegreiflich aber bliebe die Erſcheinung jedenfalls hinſichtlich jener jüngſten fünf Decennien, welche Deutſchland ſo vielfach und mächtig in das Getriebe der Ereigniſſe verflochten, ließe ſich nicht — gewiſſen Hemmniſſen Rechnung tragend — annehmen, manch ſchätzbarer Aufſchluß ſey dem Geheimniſſe der Archive verfallen oder in Privathänden ſpäterer Veröffentlichung aufbehalten. Bayern insbeſondere hatte bisher aus der vielbewegten Epoche von 1790 bis 1815, reſpektive 1825, beinahe nichts aufzuweiſen als die offiziellen Kundgaben ſeiner Regierungsblätter und die Kriegsberichte ſeiner Heerführer. Wäre es dabei geblieben, ſo würden wir auch jetzt noch Anſtand nehmen unſere Stimme zu erheben, wo unſtreitig dem Nachlaſſe hochgefeierter Männer die Initiative gebührt. Nun aber ein bekannter herzloſer Satyriker *) zehn volle Jahre nach dem Tode plötzlich das Grab verläßt, um mit den Schatten all derer, die er im Leben geliebt, gehaßt oder auch nur erblickt, einen geſpenſtigen Kampf zu beginnen und Pfeile ſogar gegen das Andenken des edelſinnigen Herrſchers (der ihn einſt mit Wohlthaten überhäuft) zu entſenden, nun ſcheint es uns Pflicht jedes mit der Wahrheit einigermaßen bekannten nicht eine Schrift zu widerlegen, die ſich vor jedem parteiloſen Auge ſelbſt widerlegt, wohl aber einige prägnante Thatſachen in das Andenken zurückzurufen.

Max Joſeph war nicht nach Art damaliger Thronfolger erzogen. Seine Jugend, zwiſchen dem Waffendienſte, dem glücklichen Familienkreiſe und öfteren Aufenthalten an dem altfranzöſiſchen Hofe getheilt, hatte ihm die öffentlichen ſowol als Privatverhältniſſe in ihrer nackten allſeitigen Wirklichkeit gezeigt. Und ſo brachte er denn auf den Thron bei minderem poſitiven (namentlich juridiſchen) Wiſſen einen reichen Schatz freier Lebensanſichten, praktiſchen Taktes und ächt menſchlicher Gefühle. Unter den verſchiedenen Geſichtspunkten, wonach die Fürſten ihre Herrſcherthätigkeit zu bemeſſen pflegen, wählte er jenen des Regierens im Großen. Ihm untergeordnet Scheinendes fiel (vorzüglich im Beginne ſeiner Regierung) miniſterieller Schlichtung anheim. Wichtig Erachtetes wog er mit großer Sorgfalt ab. Namentlich erſtreckte ſich ſeine Selbſtthätigkeit auf die in jenen Tagen ſo verwickelte Politik nach Außen, deren Prämiſſen er nicht nur in den häufig mit Randgloſſen verſehenen Depeſchen ſeiner Geſandten, ſondern auch in den politiſchen Ephemeriden und in weit verbreiteten Korreſpondenzen verfolgte, und deren wichtigſte Phaſen (1805, 1809, 1813, 1815) auf den Grund wohlbemeſſener miniſterieller Darſtellungen des Für und Wider unmittelbar durch ihn zur Entſcheidung gediehen. Zudem wählte er zu Miniſtern nur Männer, deren Anſichten oder Ziel- und Endpunkte er als die ſeinigen kannte. Namentlich war er mit den geiſtreichen treu ergebenen Berathern ſeiner erſten Herrſcherepoche (Montgelas und Hompeſch) ſchon bei ſeinem Regierungsantritte bezüglich der inneren ſowol als äußeren Angelegenheiten zu einem Einklange des Wollens gelangt, der manches ſonſt Unerklärbare in der einfachſten Weiſe erläutert.

Seine Regierung hat politiſche Früchte getragen, die ſchon oft großartig genannt wurden. Der vaterländiſche Waffenruhm, durch ein aus jeder Bluttaufe verſtärkt hervorgetretenes Heer zur Sprüchwörtlichkeit erhoben, die kühnen Entſchlüſſe von 1805, 1809, 1813, die felſenfeſte Haltung gegenüber ungeheueren Gefahren, endlich ein über die Marken von vier deutſchen Urſtämmen ausgedehntes, nicht nur dem Namen, ſondern auch der Bedeutung nach zum Königreiche herangereiftes Bayern ſind Trophäen, deren ein kaum 25jähriger Regierungszeitraum wohl mit Stolz gedenken darf.

Nicht minder großartig war jedoch das ſeltener gewürdigte moraliſche Ergebniß. Was in Mitte der Kriegsſtürme für Wiſſenſchaft, Bildung und ächte Humanität geſchah; welche Rieſenſchritte die Nation auf dem geiſtigen Gebiete that; welcher Zauber ſich eben dadurch über den Bayer-Namen ergoß; wie ſchnell vermittelſt dieſes Präſtigiums jede neue Incorporation mit dem Ganzen ſich indentificirte — dieß fühlt im Vollſinne des Wortes nur wer den Thatſachen mit prüfendem Blicke zu folgen vermochte. Max Joſeph hat für die höchſten Zwecke der Menſchheit empfunden und gehandelt. Der vorherrſchende Charakter ſeiner Regierung ſprach ſich aus in Ritterlichkeit und Milde. Wer entſänne ſich nicht des hochloyalen Benehmens gegen die in Bayern ſtationirt geweſenen franzöſiſchen Heeresabtheilungen und Angehörigen bei Abſchluß des Rieder Vertrages und ihrer Rückbegleitung zu ihrem Kaiſer? Wer hätte vergeſſen, wie nach der blutigen Empörung Tyrols nicht ein Leben, nicht eine Freiheit die Manen von Tauſenden hingemordeter bayeriſcher Krieger zu ſühnen hatte? Wer das Entzücken, womit der Herrſcher den Beamten umarmte, der ihm die Freiſprechung aller in die Burſchenſchafts- und Wartburgfragen verwickelten bayeriſchen Jünglinge meldete? Wer ſeine tiefe Rührung in dem Momente, da er ſich mittelſt einer freigegebenen Verfaſſung der ungetheilten Macht begab und ſeine der wahrſten Bruſt entquollenen Worte: „Nun ſterbe ich gerne, da ich meinen ſehnlichſten Wunſch erfüllen konnte.“

Mit Vaterſinn herrſchte Max Joſeph über ſein Bayern. Kindliche Liebe lohnte ſein Walten. Nie hat ein Fürſt ungetheilter in

*) Lange, der Verfaſſer der „Hammelburger Reiſen“, in ſeinen jüngſt erſchienenen „Memoiren.“

Digitized by Google

allen Herzen gethront. Jedes Leiden blickte empor zu dem Gemüthe auf dem Throne, und jedem Hülferuf ward Gewährung oder, wo dieſe unmöglich erſchien, mitfühlender Troſt. Das bekannte „Wenn der König wüßte“ hat durch ihn eine Lebendigkeit erreicht, deren kein Land je in höherem Maaße ſich erfreute.

Wohl mochte der finanzielle Bilan leiden unter der maaßloſen Anforderung der Zeitereigniſſe; wohl mochten mitunter Mißgriffe Raum gewinnen, ſowohl bezüglich der Mittel zum Zwecke als im Auswählen der Unterſtützten; wohl mochten einzelnen (ſelbſt höhere) Beamte ſich Härten erlauben oder auch des eigenen Vortheils gedenken. Aber daß die pekuniären Wunden heilbar waren, beweist das al- und über pari-Steigen der Staatspapiere ſeit 1819 und der blühende Staatshaushalt vom Augenblicke an, da der erhabene Sohn ſeine kräftige Hand an deren Heilung legte. Von Mißgeiffen iſt keine — geſchweige eine Verwaltung frei, die unter dem Brauſen einer ſich ſelbſt erneuenden Zeie die Räthſel derZukunft zu erlauſchen hat. War endlich die Beamtenhierarchie jener Tage an raſches imperatives Handeln gewöhnt, ſo umgibt ſie doch ſicher mit wenigen Ausnahmen der Ruhm hochausgeprägter Redlichkeit, Hingebung, Vaterlandsliebe, Strebſamkeit und Fortſchrittsrichtung, und ſtolz darf der Bayer die Frage ſtellen: hat ſich in den unzähligen Wechſelfällen fünfundzwanzig ſchwerer Kriegsjahre, hat ſich insbeſondere in Tyrol (1809) auch nur ein bayeriſcher Staatsdiener gefunden, der nicht freudig Verbannnng, Ketten, ja Todesgefahren der ſchrecklichſten Aet als Siegel ſeiner Treue entgegengenommen hätte? Einen ſolchen Fürſten, ein ſolches Volk, einen ſolchen Beamtenſtand möchte der Hammelburger Reiſende noch aus der Gruft verunglimpfen? Der Unglimpf fällt auf ſein eigenes Grab zurück. ſDeutſchland aber wird zweifelsohne wünſchen lieber keine, als eine olche Bereicherung ſeiner Memoiren-Literatur zu erfahren.

Ueber den Schwanen-Orden,

deſſen brillante Ordensdecoration die Königin von Preußen ihrem Gemahle zum Weihnachtsgeſchenk erhalten hat, enthält der „Hambueger Correſpondent“ folgende nicht unintereſſante geſchichtliche Angaben: Er iſt einer der erſten aller preußiſch-brandenburgiſchen Orden und führte die verſchiedenen Namen: Marienorden, Marienkettenträgerorden und Schwanenorden. Seine Ordenskirche oder ſeinen Mittelpunkt hatte er in der Mark Brandenburg, und namentlich in der Marienkirche, auf einer Höhe nordöſtlich von Braudenburg gelegen *). In der Gegenwart iſt dieſelbe verſchwunden **), nachdem ſie zwei Jahrhunderte hindurch, zur unanſehnlichen Kapelle herabgeſunken, in ihrem Aeußeren keinen Anklang mehr an die Zeit ihres Glanzes darbot. Als der erſte Hohenzollern, der Burggraf Friederich von Nürnberg, die Churwürde empfing, widmete er der ſchon damals verfallenen Marienkirche bei Brandenburg ſeine Aufmerkſamkeit, um, wie er meynte, das Lob und den Dienſt der Himmelskönigin zu mehren. Er erbaute neben der Kirche ein Kloſter der Prämonſtratenſer. Sein Sohn Friedrich II. aber ſtiftete am Tage des heil. Michael 1440 eine Corporation oder Geſellſchaft, die außer dem Stifter aus dreißig Männern und ſieben Frauen beſtehen ſollte. In der darüber ausgeſtellten Urkunde, die ſich in dem Domarchiv zu Brandenburg befindet, iſt es ausgeſprochen, daß nur fromme, keuſche und mildthätige Leute in den Orden aufgenommen werden ſollen. Es iſt daher nicht die Aufrechthaltung des Landesfriedens, nicht die Führung des Schwertes, ſondern die religiöſe Tendenz dabei vorherrſchend geweſen. Doch veränderte die Zeit ſehr bald die Verhältniſſe des Ordens, ſie nahmen eine andere Richtung, und nach zweimaliger Auffriſchung verlor ſich derſelbe gänzlich wieder. Die äußeren Zeichen des Oedens deuteten auf die Marterwerkzeuge hin. Es ſind eine Art Sägen, welche in den Urkunden Premien genannt werden, und das eingepreßte Herz weiſet auf die Gemüthsleiden der Jungfrau, die nicht vergeſſen werden ſollen im Herzen der Gläubigen. Der Schwan aber iſt neben dem Bilde der Reinheit auch ein Zeichen, daß die Ritter gleich ihm das Ende reiflich bedenken ſollten. Die Kette mußte von allen Mitgliedern des Ordens zu allen Zeiten getragen werden, ſie mußten beten und faſten, aber dabei ſich auch ehrlich und wohl verhalten. Die letzte Auffriſchung erhielt der Orden durch denMarkgrafen Albrecht, den erſten Herzog in Preußen. Aber auch hier ließ die Reformation die Geſellſchaft nicht zu großem Umfange gelangen. Die Dauer des Ordens wird überhaupt nur auf hundert Jahre angeſchlagen, die letzten Ritter deſſelben ſtarben um das Jahr 1550. Im Ganzen hatten 331 Perſonen den Orden getragen. unter ihnen 24 Fürſten. Er hatte nach und nach große Güter erworben, die bei ſeinem Erlöſchen den betreffenden Landesfürſten anheimfielen.

*) Man hielt ſie für die älteſte chriſtliche Kieche in der Mark Brandenburg, und ſie war lange Jahre hindurch ein vielbeſuchter Wallfahrtsort bis Nykamer bei Nauen, und Wilsnack, das letzte durch ſein Wunderblut, die Wallfahrer an ſich zogen.

**) Die Höhe trägt jetzt einen Telegraphen, und wird häufig wegen der herrlichen Fernſicht, die ſie daebietet, beſucht.

Der Menſchenfeind.

Ein Sonderling, wie die Gegenwart vielleicht keinen Zweiten hat, ſtarb den 27. December v. J. am Ufer der Oſtſee im Badeort Zoppot. Die Lebensweiſe dieſes, den höhern Ständen angehörigen, Verblichenen war ſo außerordentlich, die eiſerne Conſequnz ſeines Charakters, welcher eine lange Reihe von Jahren den tief gewurzelten Menſchenhaß ſtarr durchführte, war von ſo düſterer Eigenthümlichkeit, daß wohl nur der Lebenslauf weniger Sterblichen damit zu vergleichen ſeyn dürfte.

Herr von Bornſtädt, aus einer reichen adeligen Familie, dem Offizierſtande angehörig, hatte eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen, welcher derſelbe nicht allein die feine Touenure des gebildeten Weltmannes, ſondern auch ſehr gediegene Sprach- und Literaturkenntniſſe verdankte, deren praktiſche Anwendung vielfach auf großen Reiſen durch die merkwürdigſten Länder Europa's von ihm geübt wurden. Aber eben dieſe Reiſen, welche den liebenswürdigen kenntnißreichen Mann überall in Verkehr mit den höhern Ständen brachten, ſcheinen ſein Gemüth verdüſteet zu haben, als er bemerkte, daß der Firniß äußerer Convenienz häufig nur dazu diente, die innere Hohlheit zu verdecken. Bittere Lebenserfahrungen überzeugten ihn, daß herzliche Liebe, menſchliches Wohlwollen und ſtrenge Wahrhaftigkeit kaum in der civiliſirten Welt mehr zu finden und nur noch ein Erbtheil der Menſchen wären, welche ſich am meiſten dem Naturzuſtande näherten. Seume's gefühlvolle Dichtungen, welche er mit Eifer las und dem Geiſte einprägte, gaben ſeiner Anſicht einen poetiſchen Aufſchwung und beſtäekten ihn in einem aufkeimenden Menſchenhaſſe, der allmählig zu einer Rieſeneiche heranwuchs. Als ſogenannte Freunde, wie es deren in der Welt zahlloſe giebt, ſchon bei unwichtigen Veranlaſſungen, wenig geneigt waren, auch nur das kleinſte perſönliche Opfer zu bringen, da entwickelte ſich der Entſchluß zur That, und er beſchloß für immer ſich der Region der gebildeten Stände zu entziehen und künftig nur in der Sphäre des niedrigſten Volkslebens zu vegetiren. Er erwählte alsbald den Stand der Dürftigkeit, ein grobes Gewand deckte die edeln Glieder, nnd Haupt- und Barthaar, welches keine Scheere, kein Meſſer mehr berührte, verhüllte bald ganz die ausdrucksvollen Geſichtszüge und umſchattete das blitzende geiſtreiche Auge. So erſchien er vor etwa dreißig Jahren in unſerer Gegend und erwählte auf der damals beinahe ganz von der civiliſirten Welt abgeſchioſſenen Halbinſel Hela das Städtchen gleichen Namens zu ſeinem Aufenthalt. Ein Frauenzimmer niedern Standes, dem rohen Fiſcherhandwerke angehörig, wurde ſeine Lebensgefährtin; aber er verachtete zu tief alle Einrichtungen civiliſirter Staaten, als daß er ſich zu einer prieſterlichen Einſegnung hätte entſchließen können. Eine Tochter war die Frucht dieſer Verbindung, welche ſamt der Mutter allerdings mit unerſchütterlicher Treue bei dem Menſchenfeinde ausgeharrt und ihn jetzt überlebt

Digitized by Google

haben. Das Städtchen Hela, ſo einſam es gelegen war, genügte doch der Iſolirung des Myſanthropen nicht, und er erwählte deshalb vor länger als zwanzig Jahren eine einſame Sanddüne bei Zoppot, um fern von allem Umgange mit Menſchen ſein Leben zu beſchließen, deſſen einfache Bedürfniſſe zu befriedigen eine kleine Penſion hinlängliche Mittel bot, da er zum Beiſpiel jedes Mobiliar als verächtlichen Luxus verſchmähte und ſelbſt nur eine Schütte Stroh auf dem harten ungedielten Boden zu ſeinem Lager beſtimmte. Das poetiſche Gemüth machte ſich zuweilen in dieſer Einſamkeit Luft, und gegen nicht ganz unbedeutende Bezahlung wurden vor mehreren Jahren wunderliche Aufſätze von ihm in das Danziger Intelligenzblatt aufgenommen, deren Sinn zu entziffern manche vergeblich einen Schlüſſel ſuchten.

Zwiſchen den netten Gebäuden Zoppots und deren Gartenanlagen war und iſt es um ſo auffallender, daß unter dieſen ſorgfältig kultivirten kleinen ländlichen Grundſtücken ſich ein verwüſteter, öder Platz befindet, der wohl ehemals angebaut worden, jetzt aber den unheimlichen Anblick der gänzlichen Vernachläßigung und Zerſtörung darbietet. Der rohe Zaun iſt zum Theil eingeſtürzt, das Ufer des kleinen Baches, welcher ſich durchſchlängelt, iſt von Unkraut überwachſen, und die daran ſtehenden Bäume ſind ihrem wilden Wachsthum überlaſſen; der Boden zeigt ſonſt überall dürren Sand, ſpärliche Grashalme und wucherndes Unkraut. In der Mitte erblickt man ein verlaſſenes Gebäude, aufgeführt von Holz, das ohne Anſtrich, durch Regen und Wind verwittert, nicht lange mehr der Zerſtörung widerſtehen wird. An der Vorderfronte des Gebäudes befinden ſich mehrere luckenartige Löcher, die aber mit alten Lumpen, Stroh, Baſt u. dgl. zugeſtopft ſind, und an der einen Seite erblickt man die Ruine eines Fenſters, zum Theil auf ähnliche Art zugeſtopft und nur noch wenige kleine erblindete Glasſcheiben zeigend. An der Seite nach dem Meere zu hat das baufällige Holzgerüſt einen thurmartigen Ausbau, der phantaſtiſch mit wunderlichen Fahnen geziert iſt; Vögelgerippe, rothe, gelbe, grüne ꝛc. Lappen hängen durcheinander an Fäden gereiht rund herum. Ueberwand ein Vorübergehender ſeine Scheu und nahte ſich der Eingangsthür des Gebäudes, ſo erblickte er noch vor kurzer Zeit im Innern einen geſpenſtigen hohen Greis mit wildem Barte und ſtruppigem Haupthaare, deſſen einzige Bekleidung, ein phantaſtiſches grobes Gewand, mit einem gemeinen Hanfſtrick um den hagern Körper gegürtet war. Seine Blicke ſtachen, wie Dolche, und könnten Blicke unſäglichen Haſſes und tiefer Verachtung tödten, ſo müßte der von ihnen Getroffene vernichtet niederſinken. Grimmig ſtarrte er den Beſuchenden an, und eine drohende zurückweiſende Bewegung ſeiner dürren Knochenhand trieb ihn zurück. Doch nur wenige von den Tauſenden, die neben und um ihn wohnten, haben ihn ſo und überhaupt jemals erblickt, denn tief verſteckt in ſeiner unheimlichen Wohnung mied er vor allen den civiliſirten Menſchen. Nur in dunkeln Mitternächten, wenn Sturm und Regen tobten und die Gewißheit gaben, daß alle Einwohner längſt den Schutz ihrer Behauſung geſucht hatten, dann beſtieg er ſein morſches Thurmgerüſt und donnerte mit entblößtem Haupte und ausgebreiteten Armen, das braune Gewand weit ab im Sturme flatternd und die beinahe nackte Geſtalt zeigend, in rapſodiſchen Abſätzen und poetiſchen Ergüſſen Flüche auf das ihm verhaßte Menſchengeſchlecht. Er verabſcheute, wie ſchon bemerkt worden, die Kultur der Civiliſation und haßte die höhern Stände mit dem ſtarken Gefühl eines poetiſchen Gemüthes; aber er ſprach am liebſten dieſen Haß in wohlklingenden Verſen klaſſiſcher Dichter aus.

Welche jämmerliche Strohpuppe iſt gegen ihn Kotzebue's Menſchenhaſſer, deſſen Haß ſo leicht und in ſo kurzer Zeit wegzuſchmelzen war. Nur für Menſchen aus den niedrigſten Ständen war er in den letzten Jahren noch zugänglich, zu welchen ja auch ſeine Lebensgefährtin und ſein Kind gehörten, und es war gewiß die ſchrillendſte Diſſonanz, wenn er deren gemeinem lärmendem Unmuthe nichts weiter entgegenſetzte, als ein mildes: taisez vous, ma chère!

Außerhalb Zoppots, entfernt von den Hütten der Einwohner, baute er damals am Strande ſein dürftiges Haus. In tiefer Einſamkeit, fern von dem Treiben der Welt, wollte er ſein Leben verbringen, aber es ging ihm, wie den Anſiedlern in den amerikaniſchen Urwäldern; nach wenigen Decennien befanden ſie ſich, ſtatt in der Einſamkeit des Waldes, mitten auf dem Markte des geräuſchvollen Lebens. Als Zoppot vor zwanzig Jahren anfing ausgebaut zu werden, ſoll der darüber Erſchreckte noch dann und wann den arbeitenden Handwerkern entgegengetreten ſeyn und im poetiſchen Rythmus von dem verruchten Vorhaben abgemahnt haben. Seine Sprache war dann edel, ſein Accent ſcharf und wohltönend, ſeine Stellung und Kleidertracht ſtets maleriſch. Als aber die Civiliſation ihm immer näher rückte, ihn bald einholte, und endlich einſchloß, da zog er ſich gänzlich in ſeine düſtere Wohnung zurück, wo er endlich ſeinem Vorſatze auch ſterbend treu, in Lumpen gehüllt auf hartem Strohlager am Boden ausgeſtreckt, ſeinen ſtarken Geiſt aushauchte. Er war ein Held für ſeine Idee, und wenige Sterbliche dürften eine ſolche unerſchütterliche Beharrlichkeit in einer Sache gezeigt haben. Friede ſey ſeiner Aſche! B.

Pot-Pourri.

Berichtigung.

(Eingeſandt.)

In Nro. 1. des Unterhaltungsblattes zur Abendzeitung ſteht unter dem Titel: „Fruchtbare Ehen“ die Geſchichte eines Grafen von Avensberg, welcher ſeine 24 Söhne dem Kaiſer Karl V. bei deſſen Anweſenheit in Regensburg vorgeſtellt habe u. ſ. w.

Einſender dieſes, ein Freund und Forſcher der vaterländiſchen Geſchichte, kennt unter dem beſagten Kaiſer keine Geſchichte der Art und bittet daher um gefällige nähere Begründung derſelben.

Wahrſcheinlich liegt hier eine Verwechslung zum Grunde mit der allbekannten Sage vom Grafen Babo von Abensberg, der aber nicht unter Kaiſer Karl V. (v. v. 1519 bis 1558 regierte) ſondern 500 Jahre früher lebte, unter Regierung Kaiſer Heinrich II., des Heiligen (1002 — 1024). Die Geſchichte von dieſem Grafen Babo, welche in neuerer Zeit ſehr angefochten wurde und nunmehr als Sage erklärt werden will, lautet wie folgt:

Graf Babo von Abensberg (ein Bruder des Pfalzgrafen Otto von Scheyern und Wittelsbach), Oberſthofmeiſter der Kaiſerin Kunigunda (der Heiligen, Gemahlin Heinrich II.) hatte von zwei Gemahlinnen 32 Söhne und 8 Töchter.

Als Kaiſer Heinrich II. (der Lahme, wegen ſeiner Frömmigkeit und ſeiner vielen Kirchen- und Klöſter-Stiftungen nachmals heilig geſprochen) einſtmals (es war im Jahre 1023) ſich zu Regensburg befand, wo er häufig ſeinen Hof zu halten pflegte, lud er den Grafen Babo zu einer Jagd ein, trug ihm aber auf, nicht mehr als einen Diener mitzunehmen. Da der Graf ſchon längſt im Sinne hatte, ſeine Söhne dem Kaiſer vorzuſtellen, ſo hielt er dieſe Gelegenheit für die günſtigſte, ſein Vorhaben ins Werk zu ſetzen. Er ließ daher ſeine Söhne auf's Koſtbarſte kleiden und nahm ſie, jeden von einem Diener begleitet, mit ſich nach Hofe, und wartete den Zeitpunkt ab, wo der Kaiſer auf die Jagd ritt. Als dieſer den Grafen von einem ſo zahlreichen Gefolge umgeben erblickte, ſtellte er ihn darüber zur Rede, daß er, ſeinem ausdrücklichen Gebote zuwider, ſo viele Reiſige mit ſich gebracht habe. Der Graf entſchuldigte ſich damit, daß er die kaiſerliche Vorſchrift keineswegs übertreten und nur einen einzigen Diener bei ſich habe. Auf die Frage des Kaiſers, wer denn nun aber die Andern ſeyen? erwiederte der Graf mit ſtolzer Vaterfreude, dieß ſeyen ſeine geliebten Söhne, die er hiemit dem Kaiſer ſchenke und zu Gnaden empfehle. Der Kaiſer, hierüber eben ſo erſtaunt als erfreut, empfing die jungen Ritter aufs Freundlichſte, umarmte ſie nach der Reihe und verſprach ihnen ſeine vollſte Gnade, wie er ſie denn auch bald mit ſehr vielen und bedeutenden Gütern beſchenkte. Von dieſen 32 Grafen ſollen denn auch die meiſten Adels-Geſchlechter im Nordgau, in Kärnthen Franken und am Rhein herſtammen. So erzählt uns

Digitized by Google

der berühmte Geſchichtſchreiber Johannes Kurmayer, der ſelbſt aus Abensberg (einem Städtchen in Niederbayern, unweit Regensburg) gebürtig iſt und nach ſeiner Vaterſtadt Aventinus genannt wurde, in ſeiner bayr. Geſchichte (vollendet im Jahre 1534) im V. Buche pag 386. Der letzte der Grafen von Abensberg, Graf Nikolaus wurde im Jahre 1485 vom Herzog Chriſtoph von Bayern mit dem Zunamen der Starke, den er beleidiget hatte, unweit Freiſing im Kampfe erſtochen, worauf die durch ſeinen Tod erledigte Grafſchaft dem Landesherrn, dem Herzoge Albert IV. (dem Weiſen) zufiel.

Die feindlichen Brüder.

(Wahre Begebenheit.)

Zwei Jünglinge, welche von Kindheit auf mit Neid und Scheelſucht einander gegenüber geſtanden waren, kamen unlängſt nach dem Tode ihres Vaters in ihrem Geburtsorte zuſammen, um die Verlaſſenſchaft der Eltern zu theilen. Nach langem Hader und erbitterten Drohworten ſollte endlich über das letzte Stück der Erbſchaft entſchieden werden, und dieſes war ein ſchöner und wohlabgerichteter Bullenbeißer, den der verſtorbene Vater bei ſeinen Geſchäften gebraucht hat. Da nun Jeder der Brüder einen großen Werth auf dieſen Hund legte, oder auch, da ihn keiner dem Andern gönnen wollte, artete der heilloſe Zwieſpalt gar bald in rohe Gewaltthätigkeit aus. Der Aeltere, der auch an Körperſtärke der Ueberlegene war, ergriff den Jüngern an der Kehle, ſchleuderte ihn zu Boden, ſetzte ihm einen Fuß auf die Bruſt, und beugte ſich ſeitwärts, um nach einem Meſſer zu langen, das auf einer Bank lag. In dieſem Augenblicke packte ihn aber der Bullenbeißer am Nacken und riß und zerrte ihn mit obſiegender Gewalt auf den Boden. Der jüngere Bruder, der ein weniger rauhes Gemüth hatte, und mindeſtens keines Mordgedankens fähig war, nützte den günſtigen Moment, ſprang vom Boden auf, griff nach dem Meſſer und ſtieß es mit Ungeſtüm in die Bruſt — des Hundes, worauf er die Worte an ſeinen Bruder richtete: „Laß uns den Gegenſtand vertilgen, der uns zur Sünde des Neides und Dich ſogar zur Mordluſt gereizt hat. Ich vergebe Dir von Herzen, und eile der Kirche zu, um Gott zu bitten, daß er mir meine übrigen Sünden vergebe." Der wilde Sinn des ältern Bruders war gebrochen, war wie eine ſtarre Eiskruſte von der Bruſt geſchmolzen; er eilte dem Edelmüthigen nach, fiel ihm weinend um den Hals, und von dieſer Stunde erwieſen ſich Beide als die ſanfteſten und zärtlichſten Brüder. (Wiener Zeitſchrift für Kunſt ꝛc.)

Die zwölf indiſchen Eheſtandsgebote.

Ein engliſches Blatt überſetzt den weiblichen Chartiſten, welche in England jetzt ſo kühn hervortreten, die Eheſtandsgebote aus den heiligen Büchern der Hindu und erſucht ſie, ihre Anſichten einmal mit dieſem Code conjugal zu vergleichen. Wir bitten unſere Leſerinnen im Voraus um Verzeihung, daß wir die fragliche Geſetzesſtelle ins Deutſche zu übertragen uns erkühnen. Sie lautet: „1. Gebot. Es gibt für das Weib keinen andern Gott auf Erden, als den Mann. 2. Gebot. Sey der Mann noch ſo alt, häßlich, abſtoßend und brutal, ja ob er ſogar durch Liebſchaften alles Hab' und Gut verſchwende, dennoch ſoll das Weib nicht minder ihr ganzes Dichten und Trachten darauf richten, ihn zu behandeln als ihren Herrn und Meiſter und als ihren Gott. 3. Gebot. Was zum Weibe geboren ward, iſt da, um zu gehorchen ſein Leben lang: als Mädchen ſoll ſie ſich beugen vor dem Vater, als Frau vor dem Gemahl, als Wittwe vor ihren Kindern. 4. Gebot. Jedes verheirathete Weib ſoll ſorglich vermeiden, andern den Männern, die mit geiſtigen und leiblichen Vorzügen ausgeſtattet ſind, auch nur die kleinſte Beachtung zu erweiſen. 5. Gebot. Ein Weib ſoll ſich nie erlauben, mit ihrem Gemahl zu Tiſche zu ſitzen, ſondern eine Ehre darein ſetzen, eſſen zu dürfen, was er übrig läßt. 6. Gebot. Wenn ihr Mann lacht, ſo ſoll ſie lachen, und weinen, wenn er weint. 7. Gebot. Jedes Weib, gleichviel, weß Standes ſie ſey, ſoll mit eigener Hand des Mannes Lieblingsſpeiſen zubereiten. 8. Gebot. Um Wohlgefallen vor ſeinen Augen zu finden, ſoll ſie ſich baden alle Tage, zuerſt in reinem Waſſer und darauf in Safranwaſſer, ſie ſoll ihr Haar kämmen und ſalben, den Rand der Augenlider mit Antimonium färben und ein rothes Zeichen auf die Stirn malen. 9. Gebot. Iſt ihr Gatte fern, ſo ſoll ſie faſten, auf der Erde ſchlafen und ſich jedes Schmuckes enthalten. 10. Gebot. Kehrt ihr Gatte heim, ſo gehe ſie ihm jubelnd entgegen, lege ſogleich vor ihm Rechenſchaft von ihrer Aufführung, ihren Worten und ſelbſt von ihren Gedanken ab. 11. Gebot. Wenn er ſie ausſchilt, ſo ſoll ſie ihm für ſeinen guten Willen Dank ſagen. 12. Gebot. Wenn er ſie ſchlägt, ſo empfange ſie geduldig die Züchtigung, nehme ſeine Hand, küſſe dieſelbe demüthiglich und bitte ihn um Verzeihung, daß ſie ihn zornig gemacht habe."

Neues Mittel wider den Froſt.

Ein Gärtner aus Lyon macht folgendes Verfahren bekannt, durch welches es ihm gelungen iſt, das Fortkommen der Früchte an jenen Bäumen zu ſichern, deren frühzeitige Blüthen durch nachträglichen Reif oft verwüſtet wurden. Dieſes Verfahren beſteht darin, daß er gegen Ende der Winterszeit rings um den Baumſtamm den Boden ziemlich aushöhlte, um die Wurzeln des erſtern mehr auszukühlen, und dadurch das ſchnelle Aufſteigen der Säfte in die Zweige zu verſpäten. Auf dieſe Art wird die Blütezeit der, gegen den Froſt ſo empfindſamen Mandel-, Feigen-, Aprikoſen- und Pfirſichbäume um etwa 14 Tage hinausgeſchoben, und die oft im Frühjahre eingetretene Kälte kann ihnen nichts mehr anhaben.

Buntes.

Improviſation.

Profeſſor Ehrhardt in Leipzig, einſt aufgefordert von der Herzogin von Kurland, auf die Wörter, die ſich auf „Amen" endigen, ſchnell ein Stegreifgedicht zu machen, ließ ſich bald darauf alſo vernehmen:

„Kennt Ihr, Freunde, wohl den Saamen
Alles Böſen? — Woher kamen
Alle Uebel, deren Namen
Jetzt nicht Zeit iſt, auszukramen? —
Kennt Ihr ihn, der Herrn und Damen,
So die Wilden, wie die Zahmen,
Selbſt die Blinden und die Lahmen,
Fängt mit Angeln und mit Hamen?
Seht ihn unter Glas und Rahmen
Auf des Weltalls Panoramen;
In Komödien und in Dramen
Sucht man ſeine ganz infamen
Kleinen Künſte nachzuahmen.
Und, wie heißt er? — Amor, Amen!"

Amerikaniſcher Puff.

Ein New-Yorker Blatt berichtet, deß das Brennholz jetzt in einigen der Centralſtaaten ſo ſelten ſey, daß ein Mann mit einem hölzernen Beine beim Dunkel nicht wagen dürfe, auszugehen, aus Furcht, daß man ihn deſſelben beraube.

Auflöſung des Räthſels im „Sammler" Nro. 1.

(Eingeſandt.)

Die größte aller ſchönen Thaten,
Und der Verbrechen groß, nicht klein,
Mit Einem Worte zu errathen:
Dieß kann wohl nur „Vergeben" ſeyn!

R....r.

Räthſel.

(Mitgetheilt in Proſa.)

„Es fliegt, obgleich es der Flügel entbehrt;
Es ſetzt ſich, wenn auch ihm kein Steiß ward beſcheert,
Und geht, ſind ſelbſt ihm die Füße verwehrt.

Digitized by Google

No. 3.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. — Aus einer Sommervorleſung in Baden von Saphir. — Pot-Pourri.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Das Leben des Königs in Seinen Gärten.

Vom Biſchof Eylert.*)

Im Sommer lebte der König gern in Seinen Gärten und bewegte ſich viel im Freien. Aber auch hier folgte Er dem Grundzuge Seines Gemüthes und ſuchte das Einfachſte auf. Wenn Er den Mittag auf der oberſten Terraſſe in Sans-ſouci geſpeiſet hatte, hielt Er ſich am Morgen, Abend und des Nachts in dem großen einſamen, ſtillen neuen Palais auf, welches Prachtgebäude Friedrich der Große unmittelbar nach beendigtem ſiebenjährigen Kriege hat bauen laſſen, ſeinen beſiegten Feinden zu zeigen, wie wenig ſeine Mittel und Kräfte erſchöpft waren. Dieſes Rieſenſchloß hat viele Millionen gekoſtet und iſt reich an großen prächtigen Gemächern, angefüllt mit den mannichfaltigſten Kunſtſchätzen. Aber wenn Friedrich Wilhelm III. hier wohnte, wählte Er die entlegenſten, ſtillſten und einſamſten Stuben, und in den daran gränzenden ſchattigen Lindenalleen ſah man Ihn in den Nachmittagsſtunden allein, ohne alle Begleitung, in einem Buche leſend, langſam auf- und abgehen. Dabei beobachtet zu werden, war Ihm unangenehm; und doch blieben die königlichen Gärten auch bei Seiner Gegenwart dem geſamten Publikum ſtets geöffnet. Unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II. waren, wenn ſie ſich daſelbſt aufhielten, alle Zugänge und Thüren mit Wachen beſetzt.

Den neuen Garten, wiewol am See romantiſch gelegen und reich an den ſchönſten maleriſchen Baumgruppen, liebte der König nicht und im Marmorpalais hat Er nie eine Nacht zugebracht. Bei Anweſenheit des Kaiſers von Rußland ließ Er aber den ſchönen Orangerieſaal für Diners und Concerte öffnen; und da das Publikum den neuen Garten, beſonders zur Zeit der Fliederblüthe, liebte und gern beſuchte, ſo geſtattete Er einem penſionirten Laquai, in einem bequemen, am See romantiſch gelegenen Hauſe Kaffee und Bier zu ſchenken, wie dem Oekonomen, auf der Meierei Milch zu reichen.

Dieſe Vergnügungsorte wurden von anſtändigen Gäſten zahlreich beſucht, und wohl verlebte man hier heitere Sommerabende. Oft ſchickte der König die Garde-Hautboiſten hin, um das Vergnügen zu erhöhen, und man ſah es Ihm an, daß der Naturgenuß ſeiner lieben Potsdam'ſchen Bürger Ihm Freude machte, wenn Er, freundlich grüßend, und mit Dieſem und Jenem ſprechend, durch- und vorüberging. Waren die hohe, herrliche Königin und die lieblichen Königlichen Kinder dabei gegenwärtig, ſo entzückte Ihre Anmuth, und Jeder kehrte befriedigt am ſpäten Abend nach der nahe gelegenen Stadt zurück.

Vor allen Königlichen Landhäuſern und Gärten liebte aber der König Paretz und die Pfaueninſel am Meiſten, und in dieſer Vorliebe ſpiegelt ſich charakteriſtiſch wieder Seine eigenthümliche Gemüthsſtimmung ab. Etwas Ausgezeichnetes und Vorzügliches hat das zwei Meilen von Potsdam an den Wieſen der Havel gelegene Dorf Paretz gar nicht, vielmehr gibt es ſchönere Dörfer im fruchtbaren Havellande. Aber die Gegend ringsum hat einen milden, ländlichen, idylliſchen Charakter, und macht auf den, der Ruhe, Stille und Einſamkeit ſucht und liebt, einen ſanften, wohlthuenden Eindruck. Das Auge ruhet gern auf dieſen von Herden belebten, grünen Flächen und es wehet daher der ſanfte Hauch friedlicher Abgeſchiedenheit. Es wird ruhig in der Bruſt und man möchte gern länger dableiben. Das Dorf ſelbſt iſt heiter, hat wohlerhaltene Bauernhäuſer und in ſeiner Mitte eine höher gelegene Kirche, wohin angenehme, mit Bäumen bepflanzte Wege führen. Die Bauern-Familien, die hier wohnen, ſind durch die Güte des Königs wohlhabend, man ſieht's ihnen an, daß es ihnen wohlgehet, und ihre Kinder, in einer guten Schule unterrichtet, bewegen ſich geſittet, geſund und fröhlich umher. Das königliche Amtshaus, von einem Amtsrathe bewohnt, verkündiget Wohlhabenheit und gibt das angenehme, volle, lebendige Bild einer geſegneten Landwirthſchaft.

Auf einem der ſchönſten Punkte, der Kirche gegenüber, liegt das königliche Schloß, einfach und ſchmucklos, wie viele Edelleute und Gutsbeſitzer es reicher, beſſer und geräumiger haben; doch fehlt nichts, was Bequemlichkeit und Behaglichkeit ſich wünſchen mag. Ein heiterer Garten- und Speiſeſaal ſteht auf dem Hofe in der Nähe der Gewächshäuſer, und das Ganze umzieht, in verſchlungenen, ſchattigen Wegen, in Aus- und Fernſichten und kräftigen Baumgruppen, ein ſchön angelegter und gut erhaltener Park. Namentlich iſt eine ſtille Grotte in der Nähe einer Brücke, und mit dem Anblick der nahen Wieſen und ihren ſtill einher ſchreitenden Störchen bildet ſie eine vertrauliche Ruheſtätte, in der man gern über Vergangenheit nachdenken und träumend an ihrem Bilde hangen mag. Die Singvögel der Umgegend, beſchützt und genährt vom Hofgärtner, wählen gern dieſen ſtillen Park zu ihrem freien, frohen Aufenthalt. Hier wird dem Herzen wohl und hier athmet es leichter.

Seine ruhigſten, glücklichſten Stunden hat der König hier verlebt. Wenn er allein ſeyn wollte, ſo weit ein König es ſeyn kann; wenn Er für ernſte, wichtige Gegenſtände die ungeſtörte Ruhe des ernſten Nachdenkens und Durchdenkens bedurfte, — in Paretz ſuchte und fand Er ſie. Von dem ſtillen, friedlichen Dörfchen Paretz ſind viele wichtige und einflußreiche landesherrliche Verfügungen ausgegangen, erlaſſen und datirt. Hier wurde die ſchwere Bürde Seiner königlichen Krone leichter, und der Zwang Seiner vielfachen Verhältniſſe weniger fühlbar. Hier war Er geſchützt vor läſtigem Anlauf, und heiterer und leichter gingen die Tage und Wochen, die Er hier in jedem Sommer verlebte, an Ihm vorüber; hier ſenkten ſich tiefer und feſter in Seiner Bruſt die Lebens-Anſichten und Grundſätze, die den innern Frieden bewahren.

Die Einwohner des ſtillen, friedlichen Dorfes wurden des Segens Seiner Gegenwart froh, und wenn ein Familienvater bei betroffenem Unglücke der Hülfe bedurfte, ſchnell und reichlich wurde

*) Aus: „Charakterzüge und hiſtoriſche Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Geſammelt und herausgegeben von R. F. Eylert. 1. Theil. Magdeburg 1842."

Digitized by Google

ſie ihm von der immer offenen königlichen Hand gewährt. Am Abend pflegte der König auf und ab zu gehen im Dorfe, und an den ſtill ländlichen Scenen der beim Sonnen-Untergange heimkehrenden Herden hatte Sein patriarchaliſcher Sinn inniges, reines Vergnügen. Mit fröhlicher Gutmüthigkeit näherten ſich dann Ihm die ſpielenden Kinder, denen es eine freundlich geſtattete Gewohnheit geworden war, bei der Anweſenheit des Königs jeden Mittag vor dem Garten- und Speiſeſaal ſich zu verſammeln und den Ueberreſt der Kuchen und Früchte von der königlichen Tafel zu empfangen. Dieſe kleinen willkommenen Geſchenke reichten ihnen der König, die Königin und die königlichen Kinder gewöhnlich ſelbſt, und Freude jauchzend eilten ſie damit zu ihren Eltern.

Einſt fragte der König einen hübſchen Bauernknaben mit friſchem, offenem Angeſicht: ob er ſchon einmal Ananas gegeſſen hätte? Auf die verneinende Antwort reichte ihm der König eine Scheibe, mit den Worten: „Nun iß, mit Bedacht. Man will behaupten, die Ananas ſchmecke wie mehrere Früchte zuſammen und habe einen Beigeſchmack von faſt allen Obſtſorten. Sage mir, was ſchmeckſt Du heraus?" Und der Knabe, vergnügt eſſend, antwortete, das ihm Beſte und Delikateſte nennend: „*Herr König, ſie ſchmeckt mir wie Wurſt.*" Alles lachte laut auf; der König aber, milde lächelnd, wie Er pflegte, bemerkte: „So trägt Jeder ſeinen eigenthümlichen Maaßſtab, nachdem er denkt und fühlt und urtheilt, perſönlich in ſich, und Jeder glaubt, daran Recht zu haben. Der Eine ſchmeckt in der Ananas die Melone, ein Anderer die Birne, ein Dritter die Pflaume; der Knabe da findet darin, in ſeinem Gefühlskreiſe, ſein Lieblingsgericht, die Wurſt;" — und zurücktretend in den Speiſeſaal und vor ein Fenſter von vielfarbigem Glaſe ſich hinſtellend, fuhr Er treffend fort: „Wer die Gegenſtände draußen durch dieſe violettfarbige Scheibe anſchauet, hält Alles, was er ſieht, für violett geſtaltet; ſo der Andere, der durch ein grünes Glas ſchauet, Alles für grün; und wieder ein Dritter für gelb, und ſo weiter. Jeder behauptet, Recht zu haben; und doch haben Alle Unrecht, und des Widerſprechens und Disputirens iſt kein Ende. So geht's (mich gutmüthig, jedoch mit einem ſatiriſchen Lächeln anſehend, —) den Herren Theologen, wenn ſie nur ſich, das Subjekt, und nicht das Objekt, die göttliche Offenbarung, anerkennen und ehren. Jeder hat dann *ſein* Glas."

In der Nähe von Paretz hatte der König auf einem ſchönen Punkte ein Belvedere erbauen laſſen, von wo aus man die ganze Umgegend überſchauet. Der Blick nach den entfernten Hügeln, Kirchdörfern, einzelnen Bauernhäuſern, Wieſen und Baumgruppen, iſt ungemein lieblich und erheiternd und ſtimmt das Gemüth zum ſtillen Frieden. Hier ruhete der König gern aus: Er ging aber nach dem Tode der Königin gewöhnlich allein hin, ohne Begleitung.

Die Grund-Stimmung Seines Gemüthes war eine contemplative, und wenn Er dieſer nachhängen wollte, war Er auch immer gern einſam, ohne Zeugen, ja Er entfernte Alles von ſich, was Ihn hätte ſtören und in Seinen Betrachtungen unterbrechen können. In dieſer Beziehung waren ihm die alten hohen ſchattenreichen Buchen- und Eichen-Alleen im Parke Friedrichs des Großen lieb und werth.

An einem ſchönen milden Sommerabend im Jahre 1823 hatte ich meinen Spaziergang nach dem Jedem offenſtehenden *Sans-ſouci* genommen. In der Nähe des Japaniſchen Hauſes ging langſam, mit in einander verſchränkten Armen, der König auf und ab, und ſtand oft, wie in Gedanken vertieft, ſtille. Dies bemerkend, und dieſe Seine Stimmung kennend und ehrend, wollte ich ausweichen, um Ihn nicht zu ſtören. Aber Er hatte mich ſchon geſehen. Ich ſtand alſo ehrerbietig ſtille und Er ging, leicht die Hand zur Feldmütze hebend, ernſt und trübe ausſehend, an mir vorüber. Bald darauf kehrte Er aber wieder um, redete mich freundlich an, und forderte mich auf, mit Ihm zu gehen.

— „Sind wohl gern in Sans-ſouci?" — fragte Er. — „Ja," — antwortete ich — „dieſer alte Barden-Hain iſt mir in der Umgegend von Potsdam der intereſſanteſte Ort, zu dem ich mich am Meiſten hingezogen fühle. Er iſt der ernſte, anſprechende Schauplatz großer Erinnerungen." — „Gibt," — fiel Er ein — „allerdings viel zu denken und zu vergleichen!" — „In den trüben Jahren 1807 — 8 und 1809," — fuhr ich fort — „bin ich oft mit betrübtem Herzen hier auf- und abgegangen, und tröſtete mich mit der Hoffnung auf eine beſſere Zukunft. Gott hat ſie ſegensreich über uns heraufgeführt, und nun wandelt ſich's froher in Sans-ſouci." — „Haben Sie," — fragte der König — „*Friedrich* II. gekannt?" — „Ich erinnere mich, den großen Herrn in meiner frühen Kindheit geſehen zu haben, und von daher iſt mir ſein Flammen-Auge unvergeßlich geblieben. Bei ſeiner Anweſenheit zu Hamm ſollte mein ſeliger Vater, ein ſonſt feſter, entſchloſſener Mann, im Namen der Geiſtlichkeit ihn anreden; aber getroffen von ſeinem gewaltigen Blick, verlor er die Faſſung." Der König lächelte und ſetzte hinzu: „Ja, ſein Auge war ſeines Geiſtes Spiegel, und dieſer Geiſt war voll Licht und Tiefe. Er eilte ſeinem Zeitalter voraus, ſtand über demſelben, und Vieles, was er gedacht, geſchrieben und hinterlaſſen, trägt jetzt erſt ſeine Früchte." — „Wenn man," — bemerkte ich — „ſeine Schriften lieſ't, namentlich die, wo von Menſchen-Rechten die Rede iſt, dann will es ſcheinen, als ob ſeine Grundſätze milder und umfaſſender geweſen wären, als ſeine Praxis, in der ſich doch oft viel Härte, Willkür und Gewalt herausſtellt."

(Fortſetzung folgt.)

Aus einer Sommervorleſung in Baden von Saphir.

Unſere Zeit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, thut ſehr viel für „*Kleine Kinderbewahranſtalten*," wäre es nicht auch eine große Wohlthat für die Menſchheit, wenn man „Große Kinderbewahranſtalten" errichtete? d. h. Anſtalten, in denen man vor den *großen Kindern*, die *verwahrloſt* ſind, bewahrt würde.

Die kleinen Kinder und die großen Narren haben einen eigenen Gott, der ſie beſchützt; das Unglück in der Welt machen die *großen Kinder* und die *kleinen Narren*!

Unter allen kleinen Kindern, für die wir noch keine Bewahranſtalten haben, iſt der kleine Knabe *Amor* der gefährlichſte!

Daß die *Liebe* ein ſchwaches, gebrechliches Gefühl ſeyn muß, ſehen wir an ihren mythologiſchen Repräſentanten Venus und Amor, ein *Frauenzimmer* und ein *Kind*! Aber einen männlichen, ſoliden, großen, ausgewachſenen Gott der Liebe gibts gar nicht!

Die Lebensgeſchichte der Liebe iſt ſchon an und für ſich ſonderbar! Wenn Jemand die Liebe fragen wollte: „Was ſind Sie für eine Landsmännin?" Sie müßte antworten: „Entſchuldigen Sie, ich bin gar keine „*Landsmännin*," ich bin eine „*Waſſermännin*!" Die Liebe iſt aus dem Meer gekommen, ſie iſt alſo beim Waſſer aufgezogen, ein wahres Waſſerkind?

Unter allen Göttern hat ſie keinen ordentlichen Mann bekommen, und hat endlich den häßlichſten Mann, den krummen Vulkan, nehmen müſſen; vielleicht hat ſie darum einen krummen Gatten genommen, weil er mit ihr nicht überall mitlaufen konnte. Dann ging ſie vom Meer aufs Land, nach Cypern, und dann machte ſie, wie alle Frauen, die aufs Land gehen, einige Bekanntſchaften mit Mars, Bacchus u. ſ. w., dann hatte ſie das Unglück, ein blindes Kind zu bekommen! Ich glaube immer, der kleine Amor war deshalb blind geboren, weil ſein Vater alle Augenblicke ein anderes Auge zudrücken mußte. Endlich zog ſich die Göttin der Liebe zurück, und beſchäftigte ſich ausſchließlich mit der Erziehung des kleinen Amors; zum Beweiſe: er iſt noch *ungezogen*!

Iſt das nicht ein ſonderbarer Lebenslauf? Wenn jetzt die Frau Venus, d. h. die *Liebe*, in einem Orte ankäme, z. B. in einem Kurort, und den Meldezettel ausfüllen müßte; er müßte ungefähr alſo lauten:

Digitized by Google

Angekommen: . . . . Schlecht angekommen!
Geboren: . . . . Da draußen auf dem Weltmeer.
Charakter: . . . . Vulkans, Mars, Bacchus u. ſ. w. ſelige Wittwe!
Beſchäftigung: . . . . Die keine Mutter auf Erden jetzt hat, nämlich: ihr Kind erziehen!
Gedenkt ſich aufzuhalten: . . . . . Ueber alle Männer, die ſie nicht lieben!
Allein, oder mit: . . . . Einſam, aber nie alleine!"

Die Liebe braucht auf keinen Fall Kurtaxe zu bezahlen, denn Kinder unter ſechs Jahren bezahlen nichts, und man hat jetzt kein Beiſpiel, daß eine Liebe 6 Jahre alt geworden wäre! Es iſt auch ein Glück, daß die Liebe keine Kurtaxe zu zahlen braucht, ſonſt hätte es große Debatten geſetzt, ob ſie den Gulden für die erſte Klaſſe, oder zwei Gulden für die zweite Klaſſe zahlen muß! Zur erſten Klaſſe gehören: „Adelige und Honoratioren," zur zweiten Alles, was ſonſt auf Erden zweifüßig herumläuft; alſo iſt die Liebe von Adel? Iſt ſie eine Honoratiorin? oder iſt ſie auch nur eine unſereinige Perſon, wo auf jeden Fuß ein Gulden kommt? Zwei Gulden Kurtaxe iſt recht, für jeden Fuß einen Gulden! Das iſt der Zweigulden-Fuß! Allein der dritte Gulden, der Honoratior-Gulden, für was wird der bezahlt? Haben Honoratioren drei Füße? Da alſo dieſe Kurtaxe kein Kopfgeld, ſondern ein Fußgeld iſt, ſo fragt ſich's, wie viel bezahlt ein Badegaſt, der ſo glücklich iſt, nur einen Fuß zu haben, oder ein Badegaſt, der vier Füſſe hat? Oder was bezahlt ein Dichter, der mit einem Gedicht hier ankömmt, welches in 6füßigen Jamben geſchrieben iſt? Es wäre aber viel erträglicher, wenn man nicht nach der Anzahl der Füße bezahlte, ſondern nach der Größe des Fußes. Je größer der Fuß, deſto größer die Taxe! Ein Jeder müßte, wie Karl XII. ſeinen Stiefel aufs Rathhaus ſchicken: „das iſt mein Stiefel, was habe ich zu bezahlen?"

Mit den Frauenzimmern wär's etwas ſchwieriger! Da könnte großer Betrug Statt finden! Sie könnten ihre Reunion-Schuhe ſchicken, die ſind aber gewöhnlich um einen halben Fuß kleiner, als der Schuh, den ſie en famille brauchen! Nichts läßt ſich ſo ſehr in die Enge treiben, als ein weiblicher Fuß, bevor er auf einen Ball geht! Mancher Fuß von drei Schuhen in Umfang, kömmt in einen Schuh, der kaum einen halben Fuß hat! Wie ſachte treten ſie da auf, allein wenn dieſer Ball- und Reunions-Converſations-Fuß zu Hauſe wieder in die weitgedehnten Hallen ſeines Pantoffels zurückkehrt, dann gibts gleich einen andern — Auftritt!

Da aber jetzt die Menſchen von der zweiten Klaſſe auf ſo großem Fuße leben, wie die von der erſten Klaſſe, ſo wäre auch in dieſer Beziehung Gewinn für die Kurtaxe.

Bloß die Liebe brauchte, auch im Falle wenn von den Füßen bezahlt werden müßte, nichts zu bezahlen, denn die wahre Liebe faßt jetzt nirgends Fuß!

Darum bleiben auf dem Lande doch alle Fuß-Parthien vergebens, die man arrangirt um eine Parthie für die Hand.

Ach, wie viel Parthien machen die Frauenzimmer nicht, um die eine große Parthie! Sie machen Land-Parthien, Waſſer-Parthien, Schlitten-Parthien, Fuß-Parthien, Reit-Parthien, leider ſchließen ſie aber oft mit einer — Eſel-Parthie!

Wenn der Frühling und die Natur erwacht, gehen die Stadtkinder auf's Land; allein, es iſt ein großer Uebelſtand, ein trauriger Contraſt eingetreten, die wahre Natur erwacht jetzt ſehr ſpät, und immer ſpäter und ſpäter, die Natur der Stadtkinder aber erwacht jetzt ſehr früh, und immer früher und früher! Ja, die Stadtkinder erwachen zu früh, und die Stadt-Eltern erwachen zu ſpät!

Die Land-Natur bringt jetzt noch im Mai weder Blatt noch Blüthe, die Natur der Stadt-Kinder pflückt ſchon im März die reifen Früchte vom Baum der Erkenntniß!

Warum war der Baum der Erkenntniß ein Apfelbaum? Weil der Apfel, wie die Verführung, rothe Wangen hat, weil alle Verführung vom Apfel, d. h. vom Augapfel ausgeht, denn nur der Augapfel, dieſer Reichsapfel des Lichtes, iſt der Zankapfel des Menſchen und der Sünden-Apfel des Lebens. Man ſagt, er iſt ein Sohn der Finſterniß, es iſt nicht wahr. Im Sehen, im Auge, liegt das Sündenregiſter des Lebens; das Lichtnetz des Auges iſt der Fallſtrick der Seele. Darum muß die Gerechtigkeit blind ſeyn, und die Liebe blind und der Glaube blind.

Die Liebe iſt blind, und die Treue iſt der Hund, der die Liebe leitet. Als man die Eigenſchaften unter die Thiere vertheilte, kam die Schlauheit auf den Fuchs, der Fleiß auf die Biene, das Gedächtniß auf den Elephanten, die Großmuth auf den Löwen, und die Treue kam auf den Hund.

Die Liebe iſt blind geboren, die Gerechtigkeit aber nicht. Die Gerechtigkeit war von Natur aus blos kurzſichtig, aber durch die ſchlechte Behandlung iſt ſie ganz blind geworden.

Was iſt die Liebe? die Liebe iſt nichts, als eine treue Ueberſetzung eines Herzens in das andere. Man überſetzt ſein „Ich" in ihr „Du" und ihr „Du" in ſein „Ich". Die Männer aber ſind wie unſere Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen, ſie überſetzen frei, ohne alle Treue. Liebe zeigt ſich im Begehren, Liebe zeigt ſich im Entſagen, Liebe zeigt ſich im Gewähren, Liebe zeigt ſich im Verſagen; Liebe zeigt ſich im Umfaſſen, Liebe zeigt ſich im Umſchlingen, Liebe zeigt ſich im Verlaſſen, Liebe zeigt ſich im Bezwingen, Liebe zeiget ſich im Wagen, Liebe zeiget ſich im Sehnen, Liebe zeigt ſich im Verzagen, Liebe zeiget ſich in Thränen, Liebe zeigt ſich im Verſtecken, Liebe zeigt ſich im Vermummen, Liebe zeigt ſich im Erſchrecken, Liebe zeigt ſich im Verſtummen, Liebe zeigt ſich im Betreten, Liebe zeigt ſich im Verſcheuchen, Liebe zeigt ſich im Erröthen, Liebe zeigt ſich nie in Proſa, Liebe liebt die Poeſie, drum vertrau' ichs euch sub rosa: bei den Dichtern fehlt ſie nie! —

Liebe und Ehe ſind zwei Himmelsleitern, auf der Leiter der Liebe geht man auf der einen Seite in den Himmel hinauf, und auf der andern Seite ſteigt man auf der Leiter der Ehe wieder herunter!

Woher kommt der Ausdruck: Ehehälfte? Daher, weil man in der Ehe kaum die Hälfte von dem iſt, was man ehedem war! Im gewöhnlichen Leben ſagt man: die kleinere Hälfte — die größere Hälfte; — Dies iſt ein unnatürlicher Ausdruck, und nur in der Ehe verwendbar; der Mann iſt die kleinere Hälfte, und die Frau iſt die größere Hälfte.

(Schluß folgt.)

Pot-Pourri.

Die proteſtantiſche Bevölkerung in Oeſterreich.

Es iſt unter jetzigen Verhältniſſen nicht ohne Intereſſe, den Stand der Konfeſſionen in Oeſterreich genau zu kennen. Die augsburgiſche Konfeſſion zählt im Kaiſerſtaate 1,213,380 Bekenner, wovon auf die ungariſchen Lande 1,052,000 kommen. Die helvetiſche Konfeſſion zählt in der ganzen Monarchie 2,080,270 Anhänger, wovon auf die ungariſchen Lande (Ungarn, Siebenbürgen u. Militärgränze) wiederum allein 1,978,000 kommen. Von allen öſterreichiſchen Provinzen zählt nur Tyrol allein gar keine Proteſtanten. In dem Decennium von 1828 bis 1838 wurden unter 1,713,248 Ehen der nicht ungariſchen Provinzen 12,120 gemiſchte Ehen geſchloſſen, d. h. eine auf 141.

Oekonomiſches.

In den Verhandlungen der landwirthſchaftlichen Geſellſchaft zu Grätz wird der Gerſt- oder ruſſiſche Hafer empfohlen. Er beſtockt ſich weit ſtärker als der gemeine, und gibt nach einem 17jährigen Durchſchnitte von jeder Metze Ausſaat acht Metzen Er-

Digitized by Google

trag. Seine Körner ſind in der Art mehlreich, daß eine halbe Metze öſterr. bei der Fütterung der Pferde gleich einer Metze gemeinen Hafers geſetzt werden kann; er wird mit dem gemeinen gleichzeitig angebaut um 4 bis 5 Wochen früher reif, erfordert aber einen beſſern Boden als der gemeine Hafer. Da ſeine Körner leicht ausfallen, und dieſe, vor der völligen Reife geerndtet, viel weniger Mehl enthalten, ſo muß der Gerſthafer um den Ausfall zu vermeiden, mit der Sichel geerndtet oder in die Fauſt geſchnitten werden.

Erfindungen.

Eiſenbahnen.

Ein Amerikaner, William Norris aus Philadelphia, hat eine Lokomotive erfunden, die jede Schwierigkeit des Weges überwinden ſoll. Um einen Beweis von dieſem Vorzuge der Maſchine abzulegen, war im Louvre zu Paris durch die ganze Länge der Marinegallerie unter Leitung des Ingenieurs Lebas eine eigene Eiſenbahn von ungefähr 300 Fuß, mit allen denkbaren Krümmungen und Terrainhinderniſſen verſehen, angelegt worden. Namentlich hatte man einen Durchmeſſer von nur 9 Fuß auf 27 Fuß Krümmung gewählt. Im Beiſeyn des Königs, der königl. Familie, der Miniſter und vieler Sachverſtändiger wurde nun die Locomotive in Bewegung geſetzt und durchlief mit einem achträdrigen Wagen, auf welchem ſich zehn Perſonen aus dem Gefolge des Königs, unter andern General Gourgaud, befanden, mit unglaublicher Schnelligkeit und ohne den mindeſten Unfall mehrere Mal die gegebene Strecke. Hr. Norris machte ſein Modell dem König zum Geſchenke.

Galvanographie.

Dieſe neue Kunſt, welche, ſeit einigen Jahren erfunden, Kupferſtecherkunſt und Lithographie mit der Zeit vielleicht verdrängen wird, macht bedeutende Fortſchritte. Ein däniſcher Artillerie-Offizier, Hr. Hoffmann, hat eine neue Dinte erfunden, (man brauchte bisher Damaraharz in Terpentinöl aufgelöst), welche nach dem Zeugniß, das Hr. Jakobi vor der Petersburger Akademie darüber abgelegt hat, der Galvanographie ganz entſchiedene Vorzüge über die verwandten graphiſchen Künſte für kalligraphiſche, topographiſche und architektoniſche Arbeiten ſichert.

Matratzenflöße.

Man hat kürzlich in England den Kork in Staub verwandelt und aus dieſer Maſſe eigenthümliche Matratzen gemacht, welche ganz die Leichtigkeit des Korkes behielten, und ſich trefflich zu Flößen verwenden ließen. Eine aus dieſem Stoff verwendete Matratze, welche nur einen Viertel-Centner Gewicht hat, war im Stande, ſieben Männer auf dem Waſſer zu tragen. Ja, man ging in der Experimentirung noch weiter, denn es wagten ſich auf dieſer ſchwimmenden Matratze zwei Männer während eines heftigen Windes in die hohe See hinaus, und erklärten ſodann, daß ſie ſich auf dieſem Floße für ſicherer, als auf jedem Schiffe halten konnten. Außerdem verfertigt man aus dieſer Korkmaſſe auch Kopfkiſſen und andere Polſter, und ſie ſollen an Weichheit und Elaſticität alle übertreffen, die man aus Pferdehaaren oder auch aus Leder mit eingepumpter Luft macht.

Das Wort „Carneval"

ſoll entweder die Zeit bedeuten: ubi caro valet, das iſt, wo das Fleiſch noch gilt, oder zu eſſen erlaubt iſt, ehe das Faſten beginnt, — oder es ſoll herkommen von: caro vale! das iſt, nun lebe wohl, Fleiſch! — in wie fern man beim Eintritt der Faſtenzeit vom Fleiſche Abſchied nehmen mußte.

Der Untergang der Welt

iſt in Muſik geſetzt worden. Liszt hat damit dem lieben Herrgott ins Handwerk gegriffen, und eine Fantaſie für das Piano geſchrieben, die an ſchrecklichem Rumor, und herz- und ohrzerreißenden Diſſonanzen Alles übertrifft, was bisher von den wüthendſten Klavierpaukern in Summe geleiſtet worden. Alle Schrecken des jüngſten Gerichts werden hier in ſieben Kreuzen und ſieben B gemalt; die Poſaunen dröhnen ſchauerlich, kurz es ſoll ein Mordſpektakel ſeyn, und nur von Liszt ſelbſt ausgeführt werden können. Nebenbei bemerkt man auch, daß bei dieſem Untergang der Welt auch die Klaviere gänzlich auseinander gehen und jede Ausführung dieſer kannibaliſchen Piece den Ruin eines Inſtrumentes herbeiführe. Das iſt ein theures Capriccio und kein billiger Untergang der Welt!

Kaiſer Joſeph II.

fuhr nie in der für ihn beſtimmten und mit Nro. 1. bezeichneten Kutſche, ſondern in der eines Herrn von ſeinem Gefolge. Er kam, Allen voraneilend, in Lemberg incognito an, ließ ſich ſeine Stube anweiſen und fing an ſich zu raſiren. Die neugierige Wirthin näherte ſich ehrerbietig und fragte: Erlauben Sie 'r Gnoden, was hoben Sie für a Dienſt bei unſerm gnadigen Kaiſer? Joſeph, ſich über ſein Incognito freuend, erwiederte: Lieb' Madam, ich raſir ihn zuweilen.

Kurioſum.

Einem ꝛc. Publikum die ergebenſte Anzeige, daß ich fortwährend hölzerne Leichenſteine nach allen Vorſchriften beſtens und billigſt verfertige. C. Lembaum, Tiſchlermeiſter aus hier.

Ein ſchlechter Maler erbot ſich gegen einen Bekannten, daß er ihm in ſeinem neuausgebauten Hauſe einen Saal ausmalen wolle, ſobald er ihn habe weißen laſſen. Ich dächte, ſagte der Freund: Sie malten erſt und ich ließe dann weißen.

Muſter von Dult-Anzeigen.

☞ Zum athemloſen Mann!!! ☜

So eben am Schluß der Dult noch eiligſt angekommen, rufe ich beſcheiden:

☞ herbei! herbei!! herbei!!! ☜

Es gibt keine Konkurrenten mehr; ich bin der einzige Konkurrent! Ich konkurrire mit mich ſelbſt und drucke mir ſelbſt und meine Waaren bis unter einen

☞ wahren Schandpreis ☜

herab, und zittere vor Verlangen, mir für ein hohes Publikum aufzuopfern! Ich will keinen Gewinn, und wer mich mehr bietet als ich fordere, den belange ich bei die Juſtiz! — Mein einziges Ziel iſt, aus Liebe und Hochachtung für ein hohes Publikum

☞ banquerot zu werden! ☜

Und wenn Sie einſt an meinem Grabe ſtehen, ſo weinen Sie meinem Andenken eine Thräne, und beachten Sie gefälligſt meine Firma!!

Meine Waaren zu empfehlen, ſey fern von mir; ich bin aſſortirt in allen nur erdenklichen Artikeln, die je auf der Dult geführt und nicht geführt wurden, und ſchenke die Hälfte davon rein weg!

Mein Wahlſpruch iſt: „Beſchridenheit", und

☞ nieder mit aller Marktſchreierei! ☜

☞ Bude Nro. links, rechts linker Hand. ☜

Der athemloſe Mann.

Auflöſung des Räthſels im Sammler Nro. 2.

(Eingeſandt.)

Ohne Flügel fliegen — ich wundre mich!
Ohne Füße gehen — unbegreiflich!
Ohne Steiß aufhocken,
Hm! iſt nichts anders, als Schneeflocken!
(Errathen!)

Digitized by Google

Nro. 4.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. — Der Gebrauch des Opiums bei den Chineſen. — Die Zelle Nro. 16. — Aus einer Sommervorleſung in Baden von Saphir.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Das Leben des Königs in Seinen Gärten.

Vom Biſchof Eylert.

(Fortſetzung.)

Der König ſah mich mit einem fixirenden ernſten Blick an, — nahm dann das Wort und ſprach: „Was Sie da ſagen, habe ich oft gehört und geleſen; iſt aber irrig, ſo ſehr es auch äußerlich den Schein der Wahrheit haben mag. Man muß nur die große Verſchiedenheit der Zeit bedenken, damals und jetzt, und darf in der Beurtheilung nicht denſelben Maaßſtab anlegen. Was damals in der Individualität des großen Mannes ihm und der Ordnung gemäß war, würde freilich jetzt unpaſſend ſeyn und nicht mehr gehen. Andere Zeiten, andere Sitten! Damals war Alles compakter, derber, dreiſter; wir ſind artiger, feiner, geſchmeidiger geworden, ob im Grunde beſſer, ohne Falſchheit und Gleißnerei, will ich nicht unterſuchen; — und wer und wo iſt der Menſch, der es ſich herausnehmen dürfte, dieß richtig abzuwägen? Wie jeder Menſch, ſo hat auch jede Zeit, in ſeltſamer Miſchung Gutes und Böſes, Licht und Schatten, oft dieſen, um jenes zu heben. Die miſerable Schmeichelei elender, hündiſcher Speichellecker, die in Friedrich II. nur Vollkommenes und keine Schwächen ſehen, iſt mir in der Seele zuwider, ſo wie denn alles unbegränzte Loben und Preiſen immer eine geiſtige Leerheit und Falſchheit bezeichnet. Die Jugend, die noch wenig geſehen und erlebt hat, mag ſich wundern und bewundern, weil alles Ungewöhnliche ihr als ein Wunder erſcheint; dem ernſten, geſetzten Manne, der Geſchichte ſtudirt, und den Erfahrung gereift hat, geziemt Mäßigung und Maßhalten. Jede Schmeichelei macht mir ihren Sprecher von vorne herein verdächtig. Es fehlt da immer entweder an Klarheit der Erkenntniß, oder an Reinheit des Herzens, oft an beiden."

Indem der König, ſtille ſtehend, dieß ſagte, trat Er, wie Er zu thun pflegte, wenn Er lebhaft wurde, ſtark mit dem rechten Fuße auf und fuhr, weitergehend, fort: „Allerdings klebten Friedrich Schwächen und Gebrechen an, ja man kann das oft gehörte Wort: Wo viel Licht, iſt auch viel Schatten! auf ihn anwenden; denn er war und blieb Menſch. Aber diejenigen, welche ihm eine natürliche Neigung zur Härte und Despotie beilegen, wie Sie vorher bemerkten, haben ihn am Wenigſten begriffen. Vielmehr war reines menſchliches Wohlwollen, lebendiges, kräftiges Mitgefühl, oft bis zur Rührung, die urſprüngliche natürliche Stimmung Seines Gemüthes. Er trug dieſe ſo tief in ſich, fand in ihr ſo ganz ſein Element, daß er unaufhörlich darauf bedacht war, ſie in ſich zu befeſtigen, zu nähren und zu ſtärken. Daher ſein reger Sinn für Freundſchaft, ſeine Liebe und Zärtlichkeit für ſeine Freunde, und, des großen Abſtandes der Verhältniſſe ungeachtet, ſeine Treue und Beſtändigkeit; daher ſeine Liebe zur Muſik und ihre ſanften Eindrücke, — auf ſeiner Flöte gelangen ihm die Adagio's bekanntlich am Beſten; — daher ſeine entſchiedene Neigung für die Wiſſenſchaften, ſowohl in den Tiefen der abſtrakten Philoſophie, als auf den heiteren Höhen der Poeſie; daher ſeine Liebe für Thiere, freilich auch die Hunde; daher ſeine Sympathie mit der Einſamkeit und für die ewig neue Natur. Dieſer Garten hier, wie ernſt, wie würdevoll, und doch auch zugleich wie ſtille, wie vertraulich, wie anſprechend! O, wie oft iſt er hier, auch in heiteren ruhigen Nächten, erfüllt mit den edelſten Empfindungen, auf- und abgegangen. Wer ſo denkt, fühlt, wählt, genießt, und darin ſich gleich bleibt: der kennet die Härte der Miſanthropie nicht."

„Aber er iſt in ſeiner Jugend maltraitirt; intimidiren ließ er ſich nicht, dagegen ſchützte ihn ſeine kräftige, eminente Natur. Aber man machte ihn damit mißtrauiſch, und dieß Mißtrauen, genährt durch die Ränke, Intriguen und Kabalen, von denen er am Hofe ſeines jähzornigen Vaters ihn, ſich ſelbſt, ſeine Mutter, Geſchwiſter und Umgebungen umſponnen ſah, wurde nun permanent, und ein hervorſtehender Zug ſeines feſten Charakters. Von ſolcher trüben Seite hatte er die höheren und höchſten Stände ganz in der Nähe und täglicher Anſchauung kennen gelernt, und daher ſein oft an Härte gränzender Widerwille gegen ſie, in welchem er in die bitterſten Sarkasmen ſich ergoß. Gewiß nicht aus Neigung, ſondern aus Princip, war er ſtrenge, oft hart, weil er der Meynung war, daß Furcht in den meiſten Fällen, namentlich in den höheren Klaſſen, mehr ausrichte, als Liebe. Dieſe, und beſonders die Beamten, hielt er darum in ſteter Spannung und Furcht; er ſah ſie mit mißtrauiſchen Augen an, und züchtigte jede begangene Ungerechtigkeit unerbittlich. Dagegen war er mit zuvorkommendem Vertrauen dem gemeinen Manne, dem Bürger und den Landleuten, vor allen ſeinen braven Soldaten, zugethan, und die treue Anhänglichkeit ſeines Volkes war ſein höchſter Schatz. Mit einem Worte: an dieſem Herrn war Alles großartig, Alles Ausfluß ſeiner feſten Grundſätze."

Der König in einer ſanften Aufregung ſprach lebhaft und raſch, und wie immer, wenn Er ernſt im Zuge war, anhaltend lange; das Abgebrochene in Seiner ſonſt gewöhnlichen Redeweiſe hörte dann auf, und wenn gleich ſchmucklos bleibend, wurde Er doch beredt. Aber nun hörte Er auf, lehnte ſich an eine Buche, ſah ſinnend vor ſich hin und ſprach leiſe: „Ja, ein wahrhaft großer Mann! Eben auf dieſer Stelle hier, auf dieſer Bank war es, wo ich ihn zum Letztenmal ſah und ſprach. Mich beglückte ſein Wohlwollen, das in Zärtlichkeit überging. Er prüfte mich in den wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, in welchen ich damals unterrichtet wurde, namentlich in der Geſchichte und Mathematik. Ich mußte in franzöſiſcher Sprache mit ihm reden; dann zog er aus der Taſche Lafontaine's Fabeln, von denen ich eine überſetzte. Zufällig war es gerade eine ſolche, die ich beim Informator eingeübt hatte und die mir geläufig war. Dies ſagte ich, als er meine Fertigkeit lobte. Sein ernſtes Angeſicht erheiterte ſich, er ſtreichelte mir ſanft die Wangen und ſetzte hinzu: „So iſt's recht, lieber Fritz; nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie ſcheinen, was Du nicht biſt; ſey ſtets mehr, als Du ſcheinſt." Dieſe Ermahnung hat auf mich einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht und

Digitized by Google

Verſtellung und Lüge ſind mir von Kindesbeinen an zuwider geweſen und geblieben."

„Vorzüglich ermunterte er mich zur Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache; ſie ſey die diplomatiſche in der ganzen Welt, und wegen ihrer Flexibilität auch dazu vorzüglich geeignet. Wirklich ſpreche ich ſie auch, weil ſie biegſamer iſt, fertiger, als die Deutſche; doch iſt dieſe mir lieber. Als mich Friedrich entließ, ſprach er: „Nun Fritz, werde was Tüchtiges par Excellence. Es wartet Großes auf Dich. Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk iſt bald abſolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wirds pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsſtoffe, und leider nähren ſie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, ſtatt zu calmiren und exſtirpiren. Die Maſſen fangen ſchon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruche kommt, iſt der Teufel los. Ich fürchte, Du wirſt mal einen ſchweren, böſen Stand haben. Habilitire, rüſte Dich; ſey firm; denke an mich. Wache über unſere Ehre und unſern Ruhm. Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine."

„Unter ſolchen Aeußerungen war er in Sans-ſouci bis zum Ausgange gekommen, wo der Obelisk ſteht. „Sieh ihn an," — ſprach er zu mir. — „Schlank, aufſtrebend und hoch, und doch feſt im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide ſpricht zu Dir: Ma force est ma droiture. Der Culminationspunkt, die höchſte Spitze, überſchauet und krönet das Ganze; aber trägt nicht, ſondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unſichtbaren, tief untergebauten Fundament. Das tragende Fundament iſt das Volk in ſeiner Einheit. Halte es ſtets mit ihm, daß es Dich liebe und Dir vertraue; darin nur allein kannſt Du ſtark und glücklich ſeyn." Er maß mich mit feſtem Blick von der Fußſohle bis zum Scheitel, reichte mir die Hand, küßte mich und entließ mich mit den Worten: „Vergiß dieſe Stunde nicht." „Ich habe ſie nicht vergeſſen und eben jetzt ſteht ſie lebhaft vor meiner Seele. Was ſagen Sie dazu?"

„Bei ſolchen herzerhebenden Erinnerungen," — antwortete ich — „welche die ſtille Größe des unvergleichlichen Königs treu und wahr darſtellen, erſcheint die Mäkelei der Tadler noch kaum der Beachtung werth. Mir fällt dabei eine in dieſer Beziehung treffende, kurze, naive und geiſtreiche Recenſion ein, die ich in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung las."

„Wie lautet ſie?"

„Der Ober-Conſiſtorialrath Büſching zu Berlin, ein zu ſeiner Zeit hochgeachteter Geiſtlicher und Schriftſteller, hat eine Biographie Friedrich's des Großen herausgegeben, und weil er ſich von dieſem zurückgeſetzt und verletzt glaubte und manche ſcharfe, ſarkaſtiſche Cabinetsordre nicht verſchmerzen konnte, beurtheilte er auf ſeinem individuellen Standpunkte Friedrich II. einſeitig und ſammelte in ſeiner Schrift alles Nachtheilige und Schwärzende, was er über ſeinen Charakter, namentlich in religiöſer Beziehung, zuſammen bringen konnte. Ueber dieſes Buch ſagte nun der Recenſent kurz und treffend: „Es gibt wenig Menſchen, die ein geſcheidtes Geſicht machen, wenn ſie in die Sonne ſehen."

„Scharmant, ganz ſcharmant!" — fiel der König ein, und um Seinen Mund ſchwebte ein ſatiriſches Lächeln, das immer gemiſcht mit Gutmüthigkeit, einen eigenthümlichen Zauber hatte.

Einmal eingegangen in den intereſſanten Gegenſtand, erlaubte ich mir die Bemerkung: daß Friedrich am Meiſten getadelt ſey in religiöſer Beziehung.

Der König runzelte die Stirn und ſagte: „Sie berühren da einen Punkt, über den ich nicht gern ſpreche. Ich habe darüber ſo viel Einſeitiges und Verkehrtes hören und leſen müſſen, daß es mir widerwärtig geworden iſt." Dann ſchwieg Er ſtille; aber aus tiefer Bruſt Athem holend, wie anſetzend, fuhr Er fort: „Große ausgezeichnete Menſchen, an denen Alles individuell und originell iſt, darf man nicht nach gewöhnlichem Maßſtabe meſſen; ſie haben ihren eigenthümlichen, ſo wie Alles an ihnen eigenthümlich iſt. Solchen können aber nur diejenigen anlegen, die ſich ſelbſt über das Mediocre erheben und für die in Rede ſtehende Größe ein Auge haben. Sie muß nicht in einzelnen abgeriſſenen Stücken, Anekdoten, fragmentariſchen Aeußerungen, ſondern in ihrer Totalität aufgefaßt, und das Ganze muß zuſammengehalten werden. Wie ſchwer iſt das ſchon bei gewöhnlichen Menſchen; ungewöhnliche, außerordentliche haben von jeher etwas Räthſelhaftes gehabt und ſind daher mehr oder minder verkannt worden, bis die ruhig richtende Nachwelt ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Wo iſt der Menſch; mit eigenen Irrthümern und Fehlern behaftet, der über den wahren innern Werth des Andern ſich ein abſprechendes Urtheil erlauben dürfte? Kennen wir uns doch ſelbſt nicht! Und was iſt zarter, geiſtiger, was zieht ſich mehr in die geheimnißvolle Tiefe der Bruſt zurück, als das Religiöſe mit ſeinen Ahnungen und Schrecken? Da iſt es oft am Wenigſten, wo die voluble Zunge am Meiſten darüber ſpricht, und da oft am Meiſten, wo ſie ſchweigt."

(Fortſetzung folgt.)

Der Gebrauch des Opiums bei den Chineſen.

(Aus Dr. Macpherſon's: Two years in China.)

Das Opium wird in China niemals in ſeinem rohen Zuſtande genoſſen; man ſchneidet zuvor das Harz und andere unreine Subſtanzen von demſelben, und ſo bleibt ein Reſiduum, welches unſerer Morphia ähnelt. Dieſes wird zu ungeheuren Preiſen verkauft und ſoll im ganzen Reiche verwendet werden. Zu medizinischen Zwecken gebrauchen es die Chineſen äußerlich und innerlich; ein Chineſiſcher Arzt verſicherte mir, ſchon einige Gran ſeyen hinreichend den ſtärkſten Opium-Schmaucher in Schlaf zu lullen, wenn er ſie einnähme, und hätten eine weit mächtigere Wirkung auf ſeine Abſonderungen, als das Zehnfache dieſer Quantität, wenn er ſie nur verrauchte. Das zum Rauchen dienende Opium ſieht ſich und fühlt ſich wie Theer an. Der Rauch-Apparat beſteht aus einer kleinen Lampe unter Glas, einer ſtählernen Sonde, einer kupfernen Doſe, die das Opium enthält, und einer ungefähr 18 Zoll langen Pfeife aus Ebenholz. Am untern Ende der Pfeife iſt ein großer birnförmiger Kopf von glatter Oberfläche angebracht, mit einem kleinen Loch in der Mitte, das nur für einen Stecknadelknopf Raum hat. Der Raucher legt ſich auf ſein Bett, rückt den Tiſch, auf welchem die Lampe ſteht, zu ſich heran und nimmt mit der Sonde ein erbſengroßes Stückchen Opium aus der Doſe. Dieſes hält er an das Licht, bis es wie Siegelwachs ſchwillt und Feuer fängt; ſodann bläſt er die Flamme aus, rollt den Opium ein Weilchen auf ſeinem Pfeifenkopf hin und her, hält es wieder an die Flamme, und wiederholt dieſe Handlung ſo lange, bis es hinreichend ausgebrannt iſt. Nun drückt er es durch die kleine Oeffnung in den Pfeifenkopf, ſtößt ſo viele atmoſphäriſche Luft als möglich aus ſeiner Lunge, ſteckt die Pfeife in den Mund, hält den Kopf an das Licht und thut einen langen Zug, der das Opium faſt ganz aufzehrt. Die Dämpfe werden eine Zeit lang in der Lunge zurückgehalten und dann durch die Naſe wieder ausgehaucht. Dieſe Operation wiederholt man ſo lange, bis das Opium die gewünſchte Wirkung thut. Alte Praktiker ſchmauchen wohl ganze Nächte, ohne große Wirkung zu verſpüren, wogegen den Neuling eine geringe Quantität ſchon betäuben kann.

Die Neugier reizte mich, ein paar Pfeifen zu rauchen, und ich muß geſtehen, daß die große Leidenſchaft der Chineſen für dieſen Genuß mir nun gar nicht mehr befremdlich iſt. Nach dem, was ich an mir ſelbſt und Anderen erfahren, gleichen die erſten Wirkungen denen eines ſtarken Reizmittels. Es giebt Wenige, die nicht in irgend einer Periode ihres Lebens die ſchmerzſtillende oder Sorgen lindernde Kraft des Opiums erprobt haben; aber dieſem wie jedem andern zeitlichen Reizmittel folgt eine Periode der Uebelkeit und Abſpannung: das Opium wird im Magen nur theil-

Digitized by Google

weiſe verdaut und bringt alle natürliche Abſonderungen in Unordnung. Durch die Luftröhre eingeſogen, ſcheint es keine ſolche Wirkungen zu haben, es wirkt dann weit unmittelbarer und erheiternder, wie auch vorübergehender. Der Puls vibrirt, wird voller und ſtärker, das Geſicht glüht, die Augen funkeln, die Haut erhält eine höhere Temperatur; die Sinn-Organe werden außerordentlich gereizt, das Athmen wird raſcher, das Klopfen des Herzens ſtärker, das ganze Nervenſyſtem geſpannter, und eine Empfindung, ſehr ähnlich denen, welche die angenehmſten innern Gefühle begleiten, ergießt ſich, vereint mit wohlthätiger Wärme, durch den ganzen Körper. Das Erkenntniß-Vermögen wird lebhafter, die Einbildungskraft reicher an Bildern, und dieſe Bilder haben einen poetiſcheren Charakter. Die ſchaffende Phantaſie erwacht und ruft erfreuliche Scenen aus unſerm frühern Leben wieder ins Gedächtniß. Begebenheiten und Umſtände, die längſt aus der Erinnerung entſchwunden, treten wieder lebendig vor die Seele; die Zukunft iſt voll der heiterſten Proſpekte, und die ſchwierigſten Unternehmungen ſcheinen bereits ausgeführt, mit dem herrlichſten Erfolg gekrönt.

Eine ſo angenehme und wahrhaft beſeligende Stimmung erzeugt aber der Genuß des Opiums nur bei dem, der es mäßig genießt oder noch nicht lange daran gewöhnt iſt. Ein anhaltender, oft wiederholter Genuß hebt alle Herrſchaft über den Willen und allen Gebrauch der Vernunft auf; er erzeugt Schwindel, Schlafſucht, Krämpfe und bisweilen Wahnſinn.

Die Chineſen ſelbſt behaupten, das Rauchen des Opiums ſchütze gegen Krankheiten, und ich möchte dieſe Meynung nicht ganz beſtreiten, ſofern man dabei an mäßigen Genuß denkt. Durch ihren direkten und örtlichen Einfluß auf die Lungen-Nerven, welche die von ihnen empfangenen Eindrücke dem Herzen, dem Gehirn, und dem Rückenmark mittheilen, mag die in Dämpfe umgewandelte Subſtanz in einem gewiſſen Grade das Nervenſyſtem gegen Krankheiten verwahren und vermittelſt ihres ſpannenden (toniſchen) Einfluſſes die verſchiedenen Organe kräftigen. Dieſe Vermuthung erhält noch mehr Gewicht, wenn wir bedenken, daß ein beſonderes wirkſames Prinzip im Opium, das narkotiſche, neulich in Bengalen mit großem Erfolge als ein Subſtitut für Chinin (?) angewendet worden iſt. Auch verdient Erwähnung, daß in der Zeit, als unter unſeren Truppen in Hong-kong ſo viele Fieber graſſirten, verhältnißmäßig nur wenige Chineſen erkrankten, obgleich ſie ganz denſelben erregenden Urſachen ausgeſetzt waren.

Dieſe Thatſachen könnten im Allgemeinen darthun, daß die Gewohnheit des Opiumrauchens nicht ſo gar unheilbringend ſey, wie man gewöhnlich annimmt; jedenfalls haben ſeine Wirkungen für das Auge viel weniger Abſtoßendes, als die der Völlerei. Doch iſt es auf die Länge jedenfalls der Conſtitution ſehr nachtheilig: ein Unglücklicher, der ſich zum Sklaven dieſes Genuſſes herabwürdigt, meidet die Geſellſchaft und wird gleichgültig gegen Alles; er ſchildert dann ſeine Gefühle ſo, als ob Mäuſe ihm an Schultern und Rücken nagten und Würmer an ſeinen Waden zehrten; ſein Magen iſt im höchſten Grade irritirt, und am Ende findet er nur noch bei demſelben Genuſſe, der ihm unheilbare Wunden geſchlagen, Troſt und Beruhigung.

Die Zelle Nro. 16.

** Paris, 6. Jan. 1843. (Aus einem uns mitgetheilten Briefe.) Als ich neulich das Bicêtre beſuchte, mußten meine Augen ſo viel Gräßliches, ſo viel Elend und ſo viel Widerliches ſchauen, daß ich inmitten dieſes Schreckensortes, wo alle Leiden, die den Menſchen nur immer treffen können, uns gegenüber ſtehen, mit einer Art wohlthuenden Schmerzgefühles einen armen Irren betrachten konnte, welcher in die Zelle Nro. 16. eingeſperrt iſt. Es iſt dieß ein noch junger Mann; ſein ſorgfältig zurückgeſtrichenes Haar ließ eine hohe Stirn ſehen, ſeine Augen hatten einen etwas kummervollen Ausdruck, ſein Geſicht war durchgehends blaß, und man ſah kaum da und dort einen leichten Anflug von Färbung. Er ſaß auf einem Stuhle, den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, den Kopf in der einen Hand, während die andere einen Frauenzimmerſtiefel hielt, welchen er unverrückt betrachtete. Rings um ihn herum, auf ſeinem Bett, auf dem Boden und an der Mauer war eine große Zahl Stiefel von derſelben Form, derſelben grünen Farbe und derſelben Größe aufgeſtellt.

„Ah! Sie betrachten den Nro. 16?“ ſagte mir der Wächter, der mich für einen Augenblick verlaſſen gehabt hatte. — „In der That,“ erwiederte ich, „dieſer Jüngling erweckt, ich weiß nicht warum, ein beſonderes Intereſſe in mir.“ — „Seine Kameraden haben ihm den Namen Schuhmacher gegeben, wegen ſeiner auffallenden Vorliebe für Frauenzimmerſtiefel.“ — „Und was macht er denn damit?“ — „Er füllt ſie mit Sand, um ſich die Vorſtellung zu machen, als ſey ein Fuß darin, dann betrachtet er ſie, dreht ſie nach allen Seiten um, und bleibt ganze Stunden, die Augen feſt darauf gerichtet, davor ſitzen, bis ihm zuletzt heiße Thränen über die Wangen rollen.“ — „Kennt man die Urſache ſeiner Verrücktheit?“ — „Man erzählt ſich folgende Geſchichte darüber, mein Herr: Vor einigen Jahren erbte Herr v. G..., der Narr in der Zelle Nro. 16, von ſeinem Oheim einen der ſchönſten Landſitze in der Bretagne, und er verließ auch ſogleich Paris, um von ſeinem neuen Gute Beſitz zu nehmen. Sein nächſter Nachbar war der Marquis v. K...; er machte ihm ſeinen Anſtandsbeſuch, bald einen zweiten und einen dritten, bis er ihn zuletzt alle Tage beſuchte. Der Marquis v. K... hatte eine Tochter, ſchön wie ein Engel, beſonders aber lobte man ihren wunderniedlichen Fuß. Etwas Schöneres, etwas überraſchend Netteres konnte man ſich nicht einbilden, daher man ſie auch im ganzen Land umher „die Schönheit mit dem kleinen Fuß“ nannte. Nicht lange, ſo liebte Hr. v. G... Margarite v. K... leidenſchaftlich; er bat den Vater um ihre Hand, die dieſer nicht anſtand, ihm zuzuſagen.

Es war Winter, die Kälte ſtreng, der Boden mit Schnee bedeckt, und jede Nacht umſchwärmten ausgehungerte Wölfe ſchaarenweiſe und gräßlich heulend Schloß und Umgegend.

Die Vorbereitungen zur Heirath hatten die Jagden hinausgeſchoben, welche Hr. v. G... auf dieſe Thiere zu machen geſonnen war, und er ließ ringsherum in ſeinem Parke und auf ſeinen Feldern eiſerne Fallen von großer Kraft aufſtellen, um dieſe gefährlichen Gäſte einigermaaßen in Reſpekt zu halten.

Eines Abends hatte Hr. v. G... bei dem Marquis gegeſſen, und ſchickte ſich an, nach Hauſe zu gehen, als der Marquis, durch den ſchönen Mondſchein und die ſternhelle Nacht verleitet, Margeriten den Vorſchlag machte, ihren Nachbar gemeinſchaftlich zu begleiten. Das Mädchen ging mit Freuden auf einen Vorſchlag ein, der ihr das Beiſammenſeyn mit ihrem Geliebten verlängern ſollte.

Auf der Hälfte des Weges kehrten der Marquis und ſeine Tochter um und Hr v. G... erreichte bald ſein Schloß. Am andern Morgen ſchon wieder auf dem Wege nach dem Schloſſe des Marquis, entdeckt er Blutſpuren; unruhig, zitternd, mit gräßlichen Ahnungen erfüllt, folgt er ihnen und gelangt an eine Wolfsfalle, die er zugeſchlagen findet; ringsherum iſt die Erde mit Blut bedeckt, der Schnee davon durchdrungen. Er öffnet die Falle und findet darin den Fuß eines Frauenzimmers, einen Fuß, wie ihn nur Eine auf der ganzen Erde beſaß, er ſtak in einem grünen Stiefel; die Falle mit ihrer fürchterlichen Kraft hatte ihn am Knöchel abgeſchlagen.

Seit jenem Augenblick war Hr. v. G... wahnſinnig; er lief nach dem Schloſſe des Marquis und kam in dem Augenblicke an, wo Margerite in den Armen ihres Vaters verſchied.

Er ſchloß ſich hierauf in ſein Schloß ein und brachte mehrere Tage damit hin, Margeriten's Fuß zu betrachten. Seit zwei Jahren iſt er hier eingeſperrt, und ſo oft ein grüner Stiefel durch Thränen und Küſſe verſchmutzt iſt (ungefähr alle 14 Tage), erhält er einen neuen, den aber Niemand anders als **Monsieur C... Boulevard des Italiens Nro. ...** gemacht haben darf, außerdem

Digitized by Google

der Unglückliche, welcher die unübertreffliche Arbeit auf das Genaueſte kennt, den Stiefel wüthend in Stücke reißen würde."

Trotzdem, daß ich ein Deutſcher und noch ziemlich jung bin, ſo fand ich dieſe Geſchichte doch ſtark romantiſch, und äußerte dieß gleich darauf bei einem Freunde, der in Paris verheirathet iſt. „Ach Gott!" ſagte mir dieſer, „vor ungefähr einem Jahr habe ich in Begleitung meiner Frau dieſen Narren auch geſehen und dieſe Geſchichte auch gehört, und die Folge davon war, daß meine Frau von der Stunde an keinen andern Stiefel mehr anzog, als ſolche, die **Monsieur C... Boulevard des Italiens Nro. ...** gemacht hat. Auch erzählen mir meine Bekannten, welche Frauen oder Töchter haben, ganz daſſelbe.

„Ah ſo!" ſagte ich, und die Romantik des Franzoſen war mir klar.

Aus einer Sommervorleſung in Baden von Saphir.

(Fortſetzung.)

Auf dem zweiſitzigen Courierwagen der Ehe haben beide Paſſagiere das Recht, 25 oder 40 Pfund Laſt oder Gepäck mitzubringen; die Frauen bringen aber ſehr viel Ueberfracht mit, die der Mann ſehr theuer bezahlen muß. Wenn der Mann glaubt, er habe ſchon die ganze Laſt aufgepackt, kommen immer noch ein paar kleine Schachteln nach.

Die Liebe zieht im Sommer aus der Stadt ganz aufs Land, die Ehe aber geht nur halb aufs Land, entweder der Mann geht aufs Land, dann genießt die Frau in der Stadt freie Luft, oder die Frau geht aufs Land, dann genießt der Mann in der Stadt ein milderes Klima.

So im Monat März wird jeder Arzt zum Landrath, welcher den Frauen das Land anräth, er verſchreibt ihnen, nichts mehr einzunehmen, ſondern er verſchreibt ihnen auszugeben, und manche Frauen werden ordentlich kurirt, wenn ſie nur recht viel ausgeben, in dieſer Beziehung ſind die Einnehmendſten die Ausgiebigſten.

Die Frauen ſind wie das Converſations-Lexikon, da kommt immer nach einander: zweite Ausgabe, dritte Ausgabe, vierte Ausgabe, und jede Ausgabe iſt zugleich eine vermehrte Ausgabe, aber keine verbeſſerte; für den Mann iſt die Frau eine ſtets neu erſcheinende Taſchenausgabe mit Einband, Umſchlag, Schieber und Futteral! Es iſt ſonderbar, je ſchöner ein Mann ſeine Frau einbinden läßt, deſto ungebundener iſt ſie.

Was iſt das Leben eines Frauenzimmers? Von 18 Jahren bis 25 der ſiebenjährige Krieg zwiſchen Herz und Verſtand. Von 25 bis 55 der dreißigjährige Krieg der Natur mit dem Schneider, und von da weiter die hartnäckige Vertheidigung einer alten Citadelle gegen die ſturmlaufenden Jahre.

Was heißt das: „Eine Frau in den beſten Jahren?" Das heißt: Eine Frau in den „beſten Kleidern!" Je beſſer und je höher die Jahre, deſto beſſer und höher die Kleider! Man frage nur die Schneider und die Marchandes de Modes, die beſten Jahre ſind immer die beſten Kunden.

Was heißt bei den Männern: „die beſten Jahre?" Die Jahre, in denen man ſie am leichteſten zum Beſten haben kann. Ein Mann in dem beſten Alter iſt ein Mann, an dem das Beſte iſt, daß er endlich alt wird!

Die beſten Jahre, ſowol die männlichen als die weiblichen, gehen gern aufs Land, aber da kehrt ſich die Geſchichte um, immer die Jahre, in welchen die Frauen aufs Land gehen, ſind für die Männer in der Stadt die beſten Jahre.

Auf dem Lande nehmen ſich die Frauenzimmer im Allgemeinen mehr Recht heraus, als in der Stadt, das iſt jetzt ihr „allgemeines Landrecht," ſie halten ſich ſo manche Entſchädigung für das, was ſie in der Stadt zurücklaſſen; das iſt ihre Statthalterei!

Aber nicht nur die Ehe, auch die Liebe führt eine eigene Wirthſchaft auf dem Lande, das iſt die Landwirthſchaft der Liebe. Bei dieſer Landwirthſchaft der Liebe iſt auch ein Hauptzweig die Viehzucht; darum nehmen die Mädchen alle die guten Thiere mit, die in der Stadt an ihrem Wagen ziehen.

Wie gefühlvoll ſind die Frauenzimmer auf dem Lande, wie voll von ſüßem Gefühl, d. h. wenn ſie nicht voll von ſaurer Milch ſind!

Bei den Frauenzimmern heißt gefühlvoll ſo viel als krank! Wenn ich höre: „das iſt eine ſehr gefühlvolle Frau," ſo fällt mir immer ein, was ihr die Apotheke durchs ganze Jahr koſtet! Ach, der liebe Himmel! wie viele gefühlvolle Mädchen ziehen jetzt aufs Land, und jedes ſucht einen gefühlvollen Jüngling; trifft nun ſo ein gefühlvolles Mädchen einen gefühlvollen Jüngling, ſo iſt es natürlich, daß ſie gegenſeitig nichts für ſich fühlen, denn ſie ſind alle zwei ſo voll von Gefühl, daß ſie übergehen müſſen, und daher kommts, daß die gefühlvollſten Mädchen ſo oft von einem Gefühle zum andern übergehen, das kommt aus zu viel Vollgefühl.

Beſonders aber iſt ein Badeort den Gefühlvollen günſtig, und beſonders der Liebe! Ein Badeort gibt oft einem langen, ſchwankenden Verhältniß den Ausſchlag, und das iſt der beſte Bade-Ausſchlag!

Ja, das Landleben iſt angenehm, weil man ungenirt ſeyn kann, das Lendlieben iſt auch bequem, weil man ungenirt ſeyn kann, und beſonders in einem Badeort, wo man ſich nur mit Waſſer beſchäftigt, und Waſſer iſt ja das Ur-Element der Liebe! Venus wurde aus dem Meere geboren! Darum iſt die Liebe, die wahre Liebe, wie eine Seekrankheit, man bekommt ſie nur ein Mal. Als Venus in ihrer Muſchel aus dem Meere ſtieg, das klare Element verlaſſen ſollte, um irdiſche Liebe zu werden, da fielen zwei Wehmuthsthränen aus ihren Augen, eine fiel in die Muſchel, welche zum Kahne diente, und wurde da zur belohnenden Perle; und die andere fiel ans Ufer, und aus ihr entſproß die Thränenweide, welche deßhalb immer ihre grünen Arme dem Waſſer ſehnſüchtig und traurig entgegenſtreckt! Ja, aus dem Waſſer entſtand das Feuer der Liebe! dieſes Waſſerfeuerwerk der Erde!

Feuer und Waſſer ſind zwei feindliche Elemente, die ſich gegenſeitig bekriegen, und ſie wohnen nur in zwei kleinen, aber koſtbaren Weſen friedlich mit- und nebeneinander: im Demant und im Frauenauge! da wohnt Gluth und Fluth beiſammen und der Menſch iſt bei den Frauenaugen in ewiger Feuer- und Waſſersgefahr! Die menſchlichen Thränen, die Thränen des Mitleides, das ſind die wahren Löſch- und Heilanſtalten des Lebens, durch dieſe Mitleidsthränen werden tauſend Leiden geſtillt, tauſendfaches Unglück gemildert, tauſend Spitäler und Kleinkinderbewahr-Anſtalten aufgebaut!

Die verheiratheten Männer haben in den Augen ihrer Frauen jeder ein Privat-Gräfenberg. Was der Frau fehlt, das wird durch Thränenwaſſer hergeſtellt: da zeigt ſich's, daß Mann und Weib ein Leib iſt, er kömmt unter die Thränen-Douche, er muß Geld ſchwitzen und ihr wird beſſer!

Die Frauen haben ſo Vieles, was für ſie ſpricht, am meiſten ihr Mund, das iſt ihr Haus- und Familien-Advokat; allein dieſer Advokat iſt nicht ſo gefährlich als jene Advokaten, welche ſie alle Augenblicke in den Augenwinkeln ſitzen haben, als ihre Thränen, das ſind die gefährlichſten Winkel-Advokaten!

Man ſagt, wovon das Herz voll iſt, geht der Mund über, das iſt nicht wahr, man muß ſagen: „Wovon das Herz voll iſt, geht das Auge über!" Wenn das Herz leer iſt, dann geht der Mund über, aber die Augen gehen dann nur über, wenn das Herz zu und übervoll iſt! Volle Gläſer und volle Herzen fließen über!

Es heißt: Glück und Glas, wie bald bricht das! Es ſollte aber heißen: Glück, Glas, Aug und Herz, wie bald bricht das!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

№. 5.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. — Das Unglücksjahr 1842. — Aus einer Sommervorleſung in Baden von Saphir. — Pot-Pourri. — Bühnen-Oekonomie.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Das Leben des Königs in Seinen Gärten.

Vom Biſchof Eylert.

(Fortſetzung.)

Als der König, zum Himmel aufblickend, zu ſprechen aufhörte, und ich reden wollte, fiel Er ein: „Ich bin noch lange nicht fertig, Sie haben mich einmal in den Zug gebracht, nun will ich mich ganz ausſprechen. Wenn ein klarer, denkender Verſtand, wenn ein ſenſibles Herz, wenn Sinn für das Erhabene, wenn Achtung für Geſetz und Ordnung die Eigenſchaften ſind, die für Religion, namentlich die chriſtliche, als die beſte befähigen: wer hatte dann mehr geborne Anlagen für das Heilige und Höchſte, als eben Er? Aber ſtatt ſie zu wecken und auf eine ſeiner Eigenthümlichkeit angemeſſene Weiſe zu entwickeln und mit ſeinen übrigen Studien in Verbindung zu bringen, in welchen ſein Geiſt ſich in raſchen Fortſchritten leicht und glücklich bewegte, legte man ihm enge, drückende Feſſeln an; und Zwang ertrug er nicht. Der Unterricht, den er im Chriſtenthum erhielt, war, was ich nicht tadeln will, wenn es auf die rechte Art geſchehen wäre, nach dem Lehrbegriff der reformirten Kirche abgemeſſen, und von feſten, ſchroffen Schranken umſchloſſen. Der ganze Zuſchnitt war nach dem Geiſte der damaligen Zeit, nicht ſo ſehr unterrichtend, als vielmehr polemiſch. Dieſe intolerante Polemik, die es ſich herausnahm, den Himmel und die Hölle öffnen und verſchließen zu können, that ſeinem Geiſte, damals ſchon mit dem Studium der Wolf'ſchen Philoſophie beſchäftigt, kein Genüge, und ſein Herz blieb dabei unberührt. So kam es, daß ihm die Grunddogmen unſerer Kirche zuwider wurden, und er um ſo weniger ihnen Geſchmack abgewinnen konnte, je mehr er gezwungen wurde, ſie nach dem Katechismus auswendig zu lernen. Je mehr er aus kindlichem Reſpekt ſich äußerlich zu fügen ſchien, deſto mehr widerſtrebte ſein Inneres. Wenn ſeine aufſtrebende Kraft in unbewachten Augenblicken dieſe läſtigen Feſſeln abwarf, ſo erbitterte die darauf folgende Strafe, die oft in unwürdige Züchtigung überging, ihn noch mehr und ſammelte in ſeiner Seele den Zunder des Hohnes und Spottes. Jeden Morgen mußte er mehrere Kapitel in der Bibel ohne Auswahl und Erklärung als ſein Penſum auswendig lernen und ſonntäglich in der Garniſonskirche lange und ſterile Predigten hören. In ſeinen nächſten Umgebungen fand er eine tiefe, ängſtliche Veneration für den Cultus; aber er ſah auch, daß gerade diejenigen, welche ſolche am Lauteſten im Munde führten und als Fromme gelten wollten, am Wenigſten es waren, und ſich ſündhafte Ausſchweifungen, Ränke und Spitzbübereien erlaubten, und Laſtern fröhnten, die ſelbſt das Heidenthum verurtheilt. Dies erfüllte ſeine Seele mit Widerwillen und Erbitterung und umſchloß den geſunden Kern ſeines Innern mit einer äußeren harten, ſtechenden Schale, die ſpäterhin Viele verletzt und verwundet hat."

„Aber der Lebenskern blieb in ihm geſund; freilich nicht genährt mit den Einflüſſen, wie die Form der damaligen Kirchlichkeit ſie vorſchrieb, aber doch ſtets angefriſcht und belebt von dem ernſten, tiefen Sinne für menſchliche und göttliche Geſetze. Man kann iu Wahrheit ſagen: er war in Erfüllung ſeiner Pflichten praktiſch-religiöſer,, als er es ſchien. Sophiſtiſch-theoretiſche Atheiſten mag es gegeben haben und geben; aber ein praktiſcher Atheiſt iſt mir undenkbar. Der verſtändige Menſch kann dem Glauben an Gott eben ſo wenig entſagen, als ſich dem Einfluſſe der Luft entziehen, wenn er geſund bleiben will."

Der König ſchien ſich auf etwas zu beſinnen und fuhr dann fort: „Ja, da fällt mir's ein. Ihr Amtsvorgänger, der Hofprediger Piſchon, ſtellte mir vor mehreren Jahren einen Geiſtlichen aus Zerbſt vor, mit Namen Sintenis. Er überreichte ein mir dedicirtes Buch, das den Titel hatte: Piſtevon. Als ich nach der mir unbekannten Bedeutung fragte, antwortete der gelehrte Herr: „Ich habe in dieſem Buche das Daſeyn Gottes zu beweiſen geſucht." „Haben Sie," — mußte ich erwiedern — „auch ſchon verſucht, das Daſeyn der Sonne zu beweiſen, die eben herrlich ins Fenſter ſchien?"

„Freilich hat ſich Friedrich manche Spöttereien über das Heiligſte, was der Menſch hat, erlaubt, und dieſe ſarkaſtiſchen Verhöhnungen ſind leider ins Publikum gekommen. Aber man hat mehr daraus geſchloſſen und gefolgert, als darin liegt. Solche Witze geiſtreicher Köpfe ſind durch äußere zufällige Umſtände, namentlich bei frohen Gaſtmählern, herbeigeführt, momentau aufſliegende Impulſe, die ankommen, wie das Nieſen, und man widerſteht dem Reize des Ausbruſtens nicht. Der Reiz wird vermehrt durch die Lacher, und ſo können oft gerade die tiefſten, ernſteſten Männer, wenn ſie einmal in einer humoriſtiſchen Stimmung ſind, ſich vergeſſen und ſich gehen laſſen. Es amuſirt, Witzfunken zu ſtreuen und geiſtige Blitze zu ſchleudern, und man achtet es in ſolchem farbigen Phantaſieſpiele nicht, wenn die Wahrheit lächerlich gemacht und manches edle Herz verwundet wird. Aber es iſt damit nicht ſo ernſt gemeynt; Alles kommt dabei auf Zeit, Ort, Umſtände und Umgebungen an, und derſelbe witzige Spötter, der am Abend im Genuſſe der Tafelfreuden in froher Geſellſchaft höhnte und ſcherzte, wird das am Morgen in einer ernſten Stunde nicht vermögen, vielmehr bereuen, ſich ſo vergeſſen zu haben. Iſt das nicht ſchon oft auch den Beſten begegnet? Man darf, will man billig und gerecht ſeyn, den Menſchen, namentlich große Männer, nicht nach einzelnen abgeriſſenen Aeußerungen, iu unbewachten Augenblicken beurtheilen und richten; in ihrer Ganzheit und fortgehenden permanenten Lebensſtimmung und Richtung muß man ſie würdigen."

„Der große Luther würde oft ſehr klein erſcheinen, wenn man ihn nur nach ſeinen Tiſchreden beurtheilen wollte. Was Friedrich, oft von lächerlichen Kontraſten gereizt, an der Tafel und bei ſonſtigen Veranlaſſungen Unehrerbietiges und Profanes geſprochen, hat die Welt erfahren und, wie ſie nun iſt, entweder daran ihre Freude gehabt, oder ein Aergerniß genommen. Was er aber, namentlich hier auf ſeinen einſamen Gäugen, Großes, Erhabeues und Göttliches gedacht und gefühlt, iſt nicht zu ihrer Kenntniß ge-

Digitized by Google

kommen. Das iſt ja eben das Weſen und die reine ächte Natur wahrer, ungeſchminkter Frömmigkeit, daß ſie tief verborgen im Innerſten liegt und alle Redensarten ihr zuwider ſind."

„Ueber dieſe tiefliegende Pietät Friedrich's weiß ich eine ſchöne Anekdote. Erlauben Ew. Majeſtät, daß ich ſie erzählen darf?" — „Anekdoten über ihn," — fiel der König ein — „gibt's nur zu viele. Ich liebe ſie nicht; es wird abgenommen und zugeſetzt, nach der Phantaſie der Erzähler. Enthält die Ihrige geſchichtliche Wahrheit, ſo theilen Sie dieſelbe mir mit."

„Ich habe ſie aus dem Munde des vor einigen Jahren geſtorbenen königlichen Lakaien Heiſe, welchen der König gern hatte, der ſein Leibkammerdiener war, und bis an ſein Ende bei ihm geblieben iſt. Er, ein gebildeter und wahrhafter Mann, erzählte mir als Augen- und Ohrenzeuge Folgendes:

„Friedrich ſah nach glücklich beendigtem ſiebenjährigen Kriege unter ſeinen Tiſchgenoſſen vorzüglich gern den alten General von Ziethen, und mußte derſelbe, wenn gerade keine fürſtlichen Perſonen gegenwärtig waren, immer zunächſt bei ihm an ſeiner Seite ſitzen. Einſtmals hatte er ihn auch zum Mittageſſen am Charfreitage einladen laſſen; Ziethen aber entſchuldigte ſich, daß er nicht erſcheinen könne und werde, weil er an dieſem hohen Feſttage immer zum heiligen Abendmahl zu gehen pflege und dann gern in ſeiner andächtigen Stimmung bliebe; er dürfe ſich darin nicht unterbrechen und ſtören laſſen.

„Als er das nächſte Mal wieder in Sansſouci zur königlichen Tafel erſchien, und die Unterredung bald, wie gewöhnlich, einen geiſtreichen, heiteren Gang genommen hatte, richtete der König ſcherzend die Rede an ſeinen nächſten Nachbar mit den Worten: „Nun, Ziethen, wie iſt Ihm das Abendmahl am Charfreitage bekommen? Hat er den wahren Leib und das wahre Blut Chriſti auch ordentlich verdauet?" Ein lautes, höhnendes Gelächter ſchallte durch den Saal der fröhlichen Gäſte. Der alte Ziethen ſchüttelte unwillig ſein graues Haupt, ſtand auf, und nachdem er tief vor ſeinem Könige ſich gebeugt, richtete er in lauter, feſter Stimme folgende Worte an ihn:

„„Ew. Königliche Majeſtät wiſſen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entſchloſſen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Dieſe Geſinnung beſeelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, ſo lege ich mein graues Haupt gehorſam zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der iſt mehr, als Sie und ich, mehr als alle Menſchen, das iſt der Heiland und Erlöſer der Welt, der für Sie geſtorben und uns Alle mit ſeinem Blute theuer erkauft hat. Dieſen Heiligen laſſe ich nicht antaſten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Troſt und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieſes Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und geſiegt; unterminiren Ew. Majeſtät dieſen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das iſt gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!""

„Der König war von dieſer Rede ſichtbar ergriffen. Er ſtand auf, reichte dem wackern chriſtlichen General die rechte Hand, legte die linke auf ſeine Schulter und ſprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Reſpekt vor Seinem Glauben. Halte Er ihn feſt; es ſoll nicht wieder geſchehen."

„Eine tiefe, feierliche Stille trat ein. Keiner hatte den Muth, ein Wort zu reden. Und da nach einer ſolchen ernſten Scene auch der König keinen ſchicklichen Uebergang zu einem anderen Geſpräch finden konnte, hob er die Tafel, wenngleich erſt in der Mitte derſelben, auf, und gab das Entlaſſungszeichen. Ziethen aber reichte er die Hand mit den Worten: „Komme Er mit in mein Cabinet."

„Vortrefflich," — ſagte der König — „ganz vortrefflich! Habe das noch nicht gekannt. Die Mittheilung iſt mir lehrreich und angenehm. Wenn man doch auch wüßte, was der König und Ziethen, wie ſie nachher allein waren, mit einander geſprochen haben. Hat Ihnen der Kammerdiener das nicht auch erzählt?"

Ich mußte das verneinen, mit dem Bemerken, daß er wahrſcheinlich dabei nicht gegenwärtig geweſen ſey; doch noch hinzugefügt habe: daß der König ſeit dieſer Zeit mit der größten Aufmerkſamkeit und Zartheit den alten Ziethen behandelt, fortwährend ihn bei ſich geſehen, und nach deſſen Tode, wie er mit der Moralität der Armee weniger zufrieden war, wiederholentlich geäußert habe: „Mein alter Ziethen hat doch Recht gehabt. Gebt mir die Armee wieder, die ich im ſiebenjährigen Kriege hatte."

Unter dieſen Geſprächen war der König nach dem Schloſſe zurückgekommen, und auf der oberſten Teraſſe vor demſelben ſtehend, trat der Hofmarſchall von Maltzahn zu Ihm mit der Frage: „Ob das Souper angerichtet werden ſollte?" — Der König, pünktlich in allen Dingen und ein Freund geregelter Ordnung, ſah nach der Uhr und ſagte: „In zehn Minuten." Indem ich mich empfehlen und nach Hauſe zurückgehen wollte, trat der König näher heran, mit der freundlichen Aeußerung: „Danke Ihnen, haben mir einen frohen Abend gemacht. Können zum Nachteſſen hier bleiben!" Ich entſchuldigte mich, da ich im gewöhnlichen Oberrocke war, mit der dazu nicht paſſenden Kleidung. „Weiß wohl," — ſagte er lächelnd — „daß Sie einen Talar und ſchwarzen Leibrock haben; in beiden ſind ſie doch immer derſelbe. Will nur Sie haben, nicht Ihren Rock; treten Sie herein!"

Es wurde geſpeiſt in demſelben ſchönen Zimmer mit der hohen Kuppel, wo Friedrich der Große am Liebſten zu ſpeiſen pflegte, und wo die eben erwähnte Scene mit Ziethen ſich zugetragen hatte. Ich mußte, Seinem Winke gehorſam, neben dem Könige meinen Platz nehmen, und außer dem Hofmarſchall von Maltzahn war Niemand weiter gegenwärtig, als der damalige Oberſt, nachherige Kriegsminiſter, von Witzleben, der Geheime Kabinetsrath Albrecht und ein Adjutant. Der König war ungemein heiter und, wie im kleinen Kreiſe gewöhnlich, geſprächig. Denn bald ſagte Er, als man ſich geſetzt hatte: „Der Biſchof hat mir ſo eben eine ſchöne Anekdote aus dem Leben Friedrich's und Ziethen's erzählt; theilen Sie dieſelbe doch auch den Herren mit!" — „Damit," — antwortete ich — „Ew. Majeſtät ſie nicht zweimal zu hören brauchen, werde ich ſie den Herren ſpäter beſonders erzählen. Aus dem Munde des vorher erwähnten Kammerdieners Friedrich's habe ich über Ihn noch mehrere Mittheilungen empfangen. Befehlen und geſtatten Ew. Majeſtät, ſo werde ich ſie vortragen." Der König nickte mit dem Zuſatze: „Laſſen Sie hören!"

(Fortſetzung folgt.)

Das Unglücksjahr 1842.

Wenige Jahre laſſen ſich in der Weltgeſchichte auffinden, die ſich in der Häufung von großen Unglücksfällen auf ſo betrübende Weiſe ausgezeichnet haben, wie das verfloſſene. Wir geben hier eine gedrängte Ueberſicht der bedeutendſten Unglücksereigniſſe in chronologiſcher Ordnung:

Januar. Am 22: Brand von Drontheim in Norwegen Es brannten 300 Häuſer nieder.

Februar. Untergang des Dampfboots Mohikan bei New-Orleans, durch das Springen des Keſſels verurſacht.

März. Auf der Inſel Java wird durch den Ausbruch eines Vulcans eine ganze Landſchaft mit 400,000 Caffee-Bäumen verſchüttet.

April. Das neue Dampfſchiff Medora (Dienſt zwiſchen Baltimore und Norfolk) wird durch das Zerplatzen des Keſſels mit 150 Perſonen in die Luft geſprengt. — Brand in Poſega (Croatien) 200 Häuſer. — Brand von Povirz (Provinz Poſen) 64 Gebäude brennen ab. — Brand von Pozeg (bei Agram,) 200 Häuſer brennen ab. — Brand der preuß. Stadt Büren (Regbzk. Minden) 37 Gebäude.

Mai (der furchtbarſte Monat unter allen.) Den 3. Brand v. Steyer in Oeſterreich; 272 Häuſer brennen ab. — Den 5. bis 8. Brand von Hamburg. Es werden ein Raub der Flammen: 75

Digitized by Google

Straßen, 1749 Häuſer, 1508 Säle, 188 Buden, 474 Keller; im Ganzen 4219 Feuerſtellen, 102 Speicher, und 9 Stallungen. Die Zahl Derjenigen, die dadurch um ihre Wohnungen gekommen ſind, beträgt 19,099 Seelen. — Den 7. — 10. Großes Erdbeben auf der Inſel St. Domingo. Die Stadt Cap Hayti ſtürzt theils in Trümmer, theils wird ſie von einer Feuersbrunſt in Aſche gelegt; 7000 Menſchen büßen ihr Leben dabei ein. — Den 8. Unglück auf der Verſailler Eiſenbahn. Der Zug beſteht aus 20 Wagen mit etwa 800 Paſſagieren. Zwiſchen Clamart und Meudon bricht die Axe der erſten Locomotive; die zweite ſtößt darauf; die Waggons werden aus den Schienen geſchleudert, fangen Feuer, 80 Menſchen werden getödtet; theils zerſchmettert, theils verbrannt; 150 ſind mehr oder minder verwundet. — Den 9. — 11. Brand in den Novo Uſolkyſchen Salzwerken (in Rußland); 600 Häuſer, 15 Magazine, und 80,000 Faden Brennholz werden in Aſche verwandelt. — Den 14. am Pfingſtfeiertage: Brand von Niedereiſenhauſen; 46 Gebäude zerſtört. — Den 20. Brand in Hirſchberg in Böhmen; 100 Häuſer. — Den 24. Brand von Berga (im Weimar'ſchen); 100 Häuſer. — Den 30.: Brand in Jefremow (Rußland) 110 Häuſer.

Juni. Am 1. Brand in Oberndorf a. N., durch einen Brandſtifter veranlaßt; 35 Gebäude werden in Trümmer gelegt. Den 5. Einſturz der Decke des Reithauſes in Schleiz während einer Theatervorſtellung; 21 Todte und gegen hundert Verwundete. — Brand von Rottdorf (Hannover;) das ganze Dorf von 62 Häuſern brennt nieder. — Brand von Waſſerbielitz (bei Trier;) 80 Häuſer. — Brand in Frimar (bei Gotha) 86 Häuſer. — Großer Sturm in den franzöſiſchen Departemente der Loire, Saone und Rhone; 130 Häuſer und ganze Wälder werden niedergeriſſen und mehrere Menſchen getödtet. — Brand von Tourteron (Dep. des Ardennes) 250 Häuſer. — Den 28. Brand von Steinbach (bei Gießen;) 23 Wohn- und 112 Nebengebäude und 48 Scheunen, 284 Perſonen wurden obdachlos. — Brand im Bad Salzbrunn (in Schleſien;) 31 Gebäude. — Brand in Wasmünſter (im Elſaß) 60 Gebäude.

Juli. Brand zu Leuchtenberg in der Oberpfalz. Der ganze Markt wird in einen Schutthaufen verwandelt. Waldbrand bei Langhard (bei Coblenz); 200 Morgen Waldung werden in Aſche gelegt. — Den 13. Tod des Herzogs von Orleans; herbeigeführt durch einen Sprung aus dem Wagen, während die Pferde durchgingen, auf dem Wege zwiſchen Paris und Neuilly. — Brand von Lugos (in Ungern;) 300 Häuſer. — Brand von Beretzk (in Ungarn,) 700 Gebäude. — Brand von Szeet-Katolna (in Ungarn;) 180 Häuſer. — Brand in Knittelfeld (Steyermark;) 116 Gebäude. — Brand des Städtchens Markdorf über 100 Gebäude. — Brand in Lorch am Rh.; 28 Häuſer. — Brand in Villach (Kärnthen;) 24 Häuſer.

Auguſt. Den 4. Brand von Kamenz (in Sachſen;) 300 Häuſer. — Den 7. Untergang des afrikaniſchen Sträflingsſchiffes „Waterloo"; gegen 200 Menſchen verlieren ihr Leben. — Brand von Möckern (bei Magdeburg;) 200 Häuſer. — Waldbrand bei Bensberg; 100 Morgen Waldungen. Brand von Rieſchheim (Baden;) 115 Gebäude. — Brand in Seeburg (bei Magdeburg;) 52 Häuſer.

September. Brand von Oſchatz (Sachſen) 153 Häuſer. — Großer Waldbrand im Sächſiſch-Böhmiſchen Waldgebirge. Große Ueberſchwemmung in der Gegend von Havre. Brand von Perm (Sibirien); die ganze Stadt brennt ab. — Den 10. Brand von Kaſan; 1309 Häuſer, 9 Kirchen und 1 Kloſter. — Den 14. Schiffbruch des ruſſ. Linienſchiffs „Ingermanland" von 74 Kanonen; 403 Perſonen verlieren das Leben. — Den 25. Brand von Liverpool.

Oktober. Furchtbare Stürme in den ſpaniſchen Küſtenländern, namentlich in der Provinz Valencia. — Die Stadt Ceuta (in Afrika) wird von Stürmen und Wolkenbrüchen faſt ganz zerſtört. — Ausbruch der großen Rinderſeuche in Aegypten. — Ueberſchwemmung der Stadt Smyrna in Kleinaſien; 400 Menſchen verlieren das Leben. — Orkan und Wolkenbruch auf der Inſel Madeira, wodurch der größte Theil ihrer koſtbaren Rebpflanzungen zu Grunde gerichtet ward.

November. Das Schiff „Reliance" geht am 12. Nov. bei Boulogne unter. Von 116 Perſonen retten ſich nur 10: die Ladung von 1,884,748 Pfund chineſiſchen Thee geht zu Grunde. — Am 27. erfolgte der *Ausbruch des Aetna* (welcher bis heute noch nicht ruhig iſt).

December. Am 25: Zuſammenſturz der Galleriegeländer in der Kirche zu Galway (Irland;) bei 50 Menſchen werden erſchlagen, viele verwundet.

Aus einer Sommervorleſung in Baden von Saphir.

(Schluß.)

Der Menſch hält ſich nur bei *ganzem* Glücke, bei *ganzen* Gläſern, und bei *ganzen* Herzen lange auf, an zertrümmerten Glücke, an zerſchlagenen Gläſern, und an zerbrochenen Herzen geht der Menſch gleichgültig vorbei, und dennoch ſchneiden Glück Herz und Glas nur dann das Leben wund, wenn ſie *gebrochen* ſind.

Die Männer machen es mit den Frauenherzen auch wie mit den Gläſern, ſie berauſchen ſich zuerſt aus den vollen Herzen und zerbrechen ſie dann, und ſoll kein Anderer mehr daraus Wonne trinken!

Aber auch das Thränenwaſſer wird oft zur Sündfluth, auf der die Arche des Lebens unſtät herumtreibt. In der Arche des menſchlichen Herzens, welche auf den Gewäſſern des menſchlichen Lebens herumtreibt, ſitzen die menſchlichen Leidenſchaften, wie die Thiere in der wirklichen Arche, alle paarweiſe beiſammen: Haß und Liebe, Kummer und Wonne, Hoffahrt und Demuth, Geiz und Verſchwendung, Rache und Vergebung, Glaube und Verzweiflung! Aber der Menſch iſt leider ein wahrer Noah, er ſchickt aus ſeinem Herzen immer zuerſt den finſtern, krächzenden Raben in die Welt aus, um einen feſten Punkt zu finden, und dann ſpäter erſt die Friedenstaube!

Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir auch etwas aus der Geſchichte der *Journaliſtik!* nämlich das erſte Blatt der Welt war ein Oelblatt; ein *Oelblatt* iſt auch das einzige Blatt, durch welches ein Redacteur *fett* werden kann. Das Oel iſt auch wie Journaliſtik, es bleibt ſtets auf der *Oberfläche*; auch in noch einer andern Hinſicht haben das Oel und die Journaliſtik eine Aehnlichkeit, die Güte von Beiden hängt oft von — der Preſſe ab.

Der erſte Redacteur war alſo eine Taube, und die Spur davon iſt noch jetzt ſichtlich, denn wenn man viele unſerer Journale anſieht, ſo muß man geſtehen, die Tauben können ſie nicht ſchöner zuſammenſuchen.

Dazumal konnte ein Redacteur leicht eine friedliche Taube ſein, ſein Blatt war das einzige in der Welt. Ueber den Styl dieſes Blattes bekommen wir auch einige Aufklärung, denn kaum hat Noah das Blatt angeſehen, ſo hat er gewußt, daß Alles auf Erden ſchon trocken ſeyn muß.

Was das Beſte an jenem Blatte geweſen ſeyn muß, iſt, daß es dazumal noch keine Recenſenten gab.

Es gibt jetzt auch Stadt-Recenſenten und *Land-Recenſenten*. Ja, die Recenſenten recenſiren ſchon die liebe Natur! Was mich nur wundert, das iſt, daß die Recenſenten die Natur *loben*, ſie haben doch von der Natur ganz und gar nichts bekommen!!

Wiſſen Sie, warum die Recenſenten ſo gerne friſche Luft aufſuchen? Weil ſie die Gründe für das, was ſie ſagen, alle aus der Luft greifen müſſen. Die Stadtluft haben ſie ſchon ganz abgegriffen, nun gehts an die Landluft!

Ich bemerke ſo eben, daß ich da von meinem Thema „*Liebe*" ganz ab, und zu dem Thema Recenſenten geführt habe. Sie ſehen alſo zu welchen *Dummheiten* die Liebe führen kann!

Man ſagt: „Ein Liebender macht dumme Streiche," es iſt

Digitized by Google

nicht wahr, ein Liebender macht keine dummen Streiche, zwei Liebende machen dumme Streiche; ſonſt haben ſie aber auch nichts zu thun.

Im menſchlichen Herzen hat überhaupt nur die Vernunft die geſetzgebende Gewalt, die Dummheit aber hat die ausübende Gewalt!

Die dümmſten Streiche aber machen die alten Männner und alten Frauen, wenn ſie lieben; das iſt wie ein Donnerwetter im Winter, es ſchlägt nicht ein, aber es poltert gewaltig, und die ganze Welt wundert ſich! In dieſer Beziehung iſt die Liebe wie der Wind, in alten Ruinen tobt er am meiſten. Darum ſind auch die Alten mehr Windbeutel, als die Jungen.

Die Männer alle, ſo lange ſie ſich rühren können, rührt ſie nichts. Keine Schönheit, keine Jugend, keine Tugend; wenn ſie alt werden und ſich nicht mehr rühren können, dann werden ſie von jeder Larve gerührt, ſie lieben am rührendſten, wenn ſie der Schlag gerührt hat; von dieſer Liebe kann man ſagen: „Zwei Herzen und ein Schlag!“

In dieſer Hinſicht iſt auch die Liebe auf dem Lande und in Badeorten geſegnet! Die Schwefelquellen treiben die älteſten Uebel heraus. Wenn in einem Manne eine Liebe 40 oder 50 Jahre geſteckt hat, jetzt wirft ſie ſich auf einmal auf die Haut und wird ſichtbar, das iſt ſehr geſund!

Man geht aus zwei Gründen in einen Badeort, um die Kur zu brauchen, oder die Cour zu machen.

Wer die Kur braucht, zahlt drei Gulden, wer ſie macht bezahlt nichts. Das Patent zum Courmachen bekommt man taxfrei. Ja, es thäte Noth, daß man dem Courmacher jetzt noch darauf bezahlte, und wenn ſchon fürs Courmachen bezahlt wird, ſo werden die Frauenzimmer ſchön betrogen, die Courmacher bezahlen mit Schein, und die Frauenzimmer nehmen es für baare Münze. Alle Metiers ſtehen auf der Badeliſte, allein Niemand ſchreibt ſich ein als Courmacher.

Die Frauen haben überhaupt in Baden mehr Vorrechte als die Männer, denn wenn ſie nach Baden gehen, nehmen ſie ſich's ſchon recht vor!

Zu den Vorrechten der Frauen auf dem Lande gehört auch ein Courmacher; in dieſem Punkte ſind die Frauenzimmer wie die Spinnen, auf allen ihren Wegen ziehen ſie wenigſtens einen Faden hinter ſich her.

Ja, Baden und der Park geben ein Bild der Liebe, des Lebens und der Courmacher! Die ſchönſten Anlagen ſind da, ſie werden wenig benutzt, im Parke ſucht man wie an den Menſchen nur die Schattenſeiten auf, und die Courmacher beſetzen jede Bank, um dann die Frauenzimmer durch die Bank ſitzen zu laſſen!

In der Liebe kann man ſich auf nichts ſo ſehr verlaſſen, als aufs Verlaſſen! Der Menſch wird am Ende von Allen und von Allem verlaſſen, das iſt die Verlaſſenſchaft des Schickſals der an die Menſchheit. Es gibt nur eine Gattung Menſchen, die den Menſchen nicht verläßt, und gerade im Unglück oft feſt an ihm hält: die Gläubiger; wer im Unglück nicht ganz verlaſſen ſeyn will, der mache im Glück Schulden!

Der Menſch iſt von Allem ein Freund, nur nicht vom Bezahlen; aber ich kenne einen Fall, wo ſich die Menſchen auch nicht bezahlen laſſen wollen! nemlich: Wer den Armen Gutes thut, den wird Gott bezahlen! Die Leute ſind zu nobel, ſie wollen ſich von Gott nichts bezahlen laſſen, und thun lieber kein Gutes!

Ja, der Menſch wird am Ende von der ganzen Welt verlaſſen und möchte doch die Welt nicht verlaſſen! Wenn der Menſch einmal in der Welt iſt, bringt ihn die ganze Welt nicht aus der Welt; ja manchmal braucht man zu dem ſchwächlichſten und kränkſten Menſchen fünf bis ſechs baumſtarke Doktoren, bis man ihn aus der Welt bringt!

So iſt's auch mit der Liebe: kein Menſch will ſie verlaſſen oder enden! Die Männer lieben immer fort und bei jeder neuen Liebe ſagen ſie: „Jetzt endlich lieb' ich unendlich!“

Kennen Sie die „vier Endungen“ der Liebe nicht? ſo lernen Sie ſie von mir:

Erſte Endung: Nominativ oder Nennfall: Das iſt jene Liebe, die aus dem Himmel fällt, wenn man ſie beim rechten Namen nennt, dann iſt's aus.

Zweite Endung: Genitiv oder Zeugefall: Das iſt jener Fall, wo es bezeugt wird, daß die Liebe keine Liebe war.

Dritte Endung: Dativ oder Gebefall: Da ſagt der Mann zum Vater des Mädchens: Ich will ſie nehmen, wenn Du wirſt geben, wo nicht, iſt's aus.

Vierte Endung: Accuſativ, Anklagefall: Das iſt der Fall, wo die Liebe mit einer Ehe ſchließt, da fangen die Klagen an und die Lieb' iſt zu Ende.

Und jetzt, Ihnen zu Liebe, noch eine Endung, Vocativ oder fünfte Endung, nämlich ich ende mit dieſen Variationen der Liebe, denn ich bin ein Vocativus, und weiß, daß das für Sie der beſte Fall iſt.

Pot-Pourri.

Man erzählt, David habe Napoleon malen wollen als Helden, den Degen in der Hand, auf dem Schlachtfelde. Aber der Kaiſer erwiederte dem Künſtler: Ich will ruhig gemalt ſeyn, auf einem wilden Pferde.

Fontenelle aß die Spargeln, beſonders mit Oel zubereitet, ſehr gerne. Abbé Terraſſon, der ſie gerne mit Butter aß, bat ſich einſt bei ihm zu Gaſte. Fontenelle machte ihm zuerſt begreiflich, welch großes Opfer er ihm bringe, daß er ſein Lieblingsgericht mit ihm theile, und befahl ſodann, die Hälfte in Butter zu kochen. Wenige Minuten, ehe man ſich zur Tafel begab, wurde der Abbé plötzlich vom Schlage gerührt. Da ſtürzt Fontenelle wie beſeſſen in die Küche, und ruft: „Ganz in Oel, ganz in Oel!“

Bühnen-Oekonomie.

(Eingeſandt.)

Pecuniam in loco negligere maximum interdum est lucrum.
Terent. Ad. II, 2.

Die Himmliſchen ſucht ihr auf euren Brettern?
Die Charis wollt ihr, wollt die Neune alle,
Des Geiſtes Zauber in der engen Halle,
Verkörpert in Heroen und in Göttern.

Der Wunſch iſt ſchön und löblich euer Sehnen,
Ein Pfand, ihr bergt noch des Prometheus Funken;
Doch wird euch freundlich labend zugewunken,
Und Theſpis ruft euch her mit heitern Tönen:

Was ſchnürt das Herz ſo neidig euch zuſammen?
Die Hand, zum reichen Danke ſchon gehoben,
Wird wieder in den Sack zurückgeſchoben
Berechnend eures Opferrauches Flammen.

Wo Freiheit mangelt eilen die Kamönen,
Wo Liebe, in ein beſſ'res Land von hinnen;
Mit Mondenſchein zu ſpeiſen Pierinnen,
Hieß ſie zu ſehr der ird'ſchen Welt entwöhnen.

D'rum denkt, daß nebſt des Genius Geiſtes-Lohn
Auch Körper die Darſtellenden umſchlinge,
Daß, wie der Beifallsſturm auch ſtärk' und hebe,
Mit Sterblichem dennoch die Pſyche ringe,
Die euch gebiert das Schöne und das Hohe,
Und daß ein Bischen Körper an ihr klebe.

Dr. Zenetti.

Digitized by Google

N^ro. 6. **Der Sammler.** Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Zwölfter Jahrgang. 1843.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. — Skizzen aus dem Orient. — Nachruf. — Pot-Pourri.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Von Biſchof Eylert.

(Fortſetzung.)

„Friedrich hatte, wie oft geſchah, anhaltend gearbeitet und ſaß noch ſchreibend an ſeinem Pult, als die Mitternachtsſtunde ſchon geſchlagen hatte. Der hereintretende Kammerdiener Heiſe, der bei dem Königlichen Vertrauen, das er beſaß, ſich mehr erlauben durfte, als ein Anderer, erinnerte daran, daß es ſchon ſpät und Zeit zur Ruhe ſey. Der König ſagte: „Ich habe da eine wichtige Arbeit vor, die keinen Aufſchub leidet. Wenn ich jetzt zu Bette gehen ſoll, ſo muß Er mich ſpäteſtens Morgen früh um 4 Uhr wieder wecken. Ich werde dann noch ſchläfrig ſeyn, nicht aufſtehen wollen, und ihn wieder wegſchicken. Aber ich befehle Ihm, ſich nicht abweiſen zu laſſen, und authoriſire Ihn, im Falle der Weigerung, mir die Bettdecke abzuziehen. Hört Er? — bei'm Verluſte meiner Gnade!“

„Mit dem Glockenſchlage Vier trat der treue und furchtloſe Diener herein und ſah den König ſanft und feſt ſchlafen. Aber mit lauter Stimme weckte er ihn, und als der König die Augen aufſchlug, ſagte er: „Es iſt mir leid geworden; ich muß noch zwei Stunden ſchlafen; komme Er um ſechs Uhr wieder. Nun fort zum Zimmer hinaus!“ — „Erinnern ſich Majeſtät an Ihren mir gegebenen Befehl und Ihre Drohung!“ — „Schäker!“ — rief Friedrich — „Er hört's ja, ich will nicht!“ — „Majeſtät, Sie müſſen,“ — antwortete Heiſe und zog damit die Bettdecke entſchloſſen weg. Nun ſtand der König auf, und als er, noch ſchlaftrunken, gähnte und ſich reckte, rief er aus: „Ach Gott! wäre ich doch ein Kriegsrath geworden!“*)

Mit den Uebrigen lachte auch der König, nahm das Wort und bemerkte: wie charakteriſtiſch es ſey, daß Friedrich, der ſich ſonſt nicht leicht von andern Etwas gefallen ließ, und Alles um ſich herum in ehrerbietiger Entfernung zu halten wußte, gerade ſeine Kammerdiener, wenn er ſie einmal lieb gewonnen, gern mit Liebe, Nachſicht und Vertrauen, ja treuherzig behandelt habe. — Sonſt iſt man, im Wechſel guter und böſer Laune, gedrängt von vielen, oft unangenehmen Geſchäften, ſehr geneigt, ſeinen Unwillen und Jähzorn ſchonungslos gegen Menſchen, die uns dienen und aufwarten, auszulaſſen und ihnen damit das Leben nicht nur zu erſchweren, ſondern auch ſie verſtellungsſüchtig, falſch, hinterliſtig und ſchlecht zu machen. Die Behandlung der Diener bezeichnet am Beſten die wahre, natürliche Gemüthsſtimmung des Herrn, in der man ſich hingibt, wie man iſt, und oft wähnt, gegen Subordinirte ſich Alles erlauben zu dürfen. Die gefälligſten, zuvorkommenden, freundlichen, nachgehenden Menſchen gegen diejenigen, die entweder höher, oder mit ihnen auf einer Linie ſtehen, ſind oft in ihrem Hauſe gegen ihre Untergebenen unbarmherzige Despoten, und wo dieſes der Fall iſt, da iſt gewiß jenes nichts als Verſtellung und Heuchelei.

Es iſt wahr, Friedrich hat überall als Herrſcher mit feſter Conſequenz, oft, wo es ihm nöthig ſchien, mit durchgreifender Härte gehandelt. Aber in ſeinem Hauſe war er, ſeiner natürlichen Gemüthsſtimmung treu, am Liebſten milde und ſchonend, ſo oft und ſo lange er es ſeyn konnte, und wohl nie hat ein regierender Herr Diener gehabt, die mit größerer Treue und Liebe an ihm hingen, als eben er.

„Derſelbe Kammerdiener Heiſe theilte mir,“ — fuhr ich dann fort — „darüber einen rührenden Zug mit.“ „Als ich“ — ſo erzählte er — „in der letzten Nacht beim ſterbenden König an ſeinem Bette wachte, forderte er, wie aus tiefen Träumen erwachend, zu trinken. Friedrich war ſo ſchwach, daß er ſich nicht mehr allein aufrichten konnte. Mit meinem rechten Arme hob ich ihn, unter das Kopfkiſſen faſſend, ſanft in die Höhe, und mit der linken Hand hielt ich ihm das Glas Limonade vor. Aber ſein Haupt ſank auf meinen linken Arm, und ohnmächtig ſchlief er, ohne trinken zu können, wieder ein. Meine Stellung war höchſt unbequem, und ich durfte nicht zucken, damit der liebe Herr nicht aufwachte. Eine halbe Stunde mochte ich ſo ausgehalten haben, als ich nicht länger konnte, meinen rechten Arm zurückziehen und den König wieder hinlegen mußte. Er kam wieder zu ſich und ſagte: „Heiſe, Du wollteſt mir ja zu trinken geben!“ — „Ja, Ew. Majeſtät; aber indem ich Sie mit meinem rechten Arm in die Höhe richtete, ſind Sie auf meinem linken, das Glas vor dem Munde, wieder eingeſchlafen.“ — „Wie lange hat das gedauert?“ — „Wohl eine halbe Stunde.“ — „Armer Junge, da haſt Du einen böſen Stand gehabt. Wie haſt Du das ſo lange ausgehalten? ich danke Dir.“

„Wie er getrunken hatte und mir das Glas zurückgab, ſtrich er ſanft mit ſeiner ſchon kalten Hand meine Wangen und ſagte: „Gib mir meine Beinkleider.“ Nachdem ich ſie ihm gereicht, befahl er mir, die Börſe heraus zu nehmen. Er ſchenkte ſie mir, mit den Worten: „Nimm das und eine von meinen Taſchenuhren zum Andenken. Auch die daſtehenden Flaſchen Cap- und Ungarweine ſind Dein. Ich habe nun nichts Irdiſches mehr nöthig.“ —

„Einige Stunden nachher ſtarb der König. Es iſt nicht auszuſprechen, mit welcher Verehrung, Dankbarkeit, Liebe und Treue der redliche Kammerdiener Heiſe an dem großen Friedrich hing. Die Anfangsworte einer Ode von Fiſcher:

„Laß Pius ſelig preiſen, wen er will;
Mein Heiliger iſt Er,“

waren bei ihm eine ſtehende Redensart geworden, die er bei jeder Gelegenheit herſagte. Ich hatte den Mann lieb und habe ihn oft beſucht, wo er mir denn immer von Friedrich dem Großen erzählte. Als ich ihm vor einigen Jahren auf ſeinem Sterbebette nach ſeinem Wunſche das heilige Abendmahl reichte, mußte ich auf ſein Verlangen den Kelch mit dem vom Könige ihm geſchenkten und ſorgfältig aufbewahrten Weine füllen.“

„Dieſe Bonhomie des großen Königs ſprach ſich noch voll-

*) Die Landescollegien, die jetzt Regierungen heißen, hießen damals: Krieges- und Domänen-Kammern und ihre Räthe Kriegsräthe; der König hatte von ihnen die Meynung, daß ſie ſich's gerne bequem machten.

Digitized by Google

ſtändiger, origineller und fröhlicher aus," — bemerkte der Obriſt von Witzleben — „im Umgange mit ſeinen Soldaten, namentlich den Helden aus dem ſiebenjährigen Kriege, die ihn nur immer Papa Fritz nannten. Gern redete er bei Tafel von Schlachten und Siegen und gruppirte dieſe hiſtoriſch-militäriſchen Gemälde lebendig zum Anſchauen. So erzählte er unter Anderem eine Affaire, bei Gelegenheit eines feindlichen, nächtlichen Ueberfalls, bis in's kleinſte Detail. Nachdem er ausgeſprochen, ſagte der neben ihm ſitzende General Ziethen: „Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden, ſo iſt die Sache nicht geweſen; ſie trug ſich ganz anders zu." — „Nun, ſo erzähle Er mal." Nachdem Ziethen den Hergang erzählt hatte, wurde der König unwillig und ſagte: „Das iſt nicht wahr; will Er's beſſer wiſſen als ich?" — „In dieſem Falle ja, Ew. Majeſtät, denn ich ſelbſt habe die Affaire gehabt und ausgeführt. Da eben ſehe ich im Nebenzimmer den wachehabenden Wachtmeiſter Krüger von meinem Regimente, der bei dieſer Gelegenheit an meiner Seite brav gefochten hat. Wollen Ew. Majeſtät mir nicht glauben, ſo geſtatten Sie, daß er, der nicht weiß, wovon eben die Rede iſt, herantreten und die Sache erzählen darf." — „Gut! dann wird Er's hören." (Fortſetzung folgt.)

Skizzen

aus Alexander Dumas „Reiſe nach dem Orient."

1. Ein arabiſcher Räuber.

Der kürzlich aus dem Orient zurückgekommene franzöſiſche Reiſende A. D. erzählt folgende Geſchichte eines arabiſchen Räubers, für deren Wahrheit Hr. D. hinlänglich Bürge iſt: Kurze Zeit vor meiner Abreiſe nach dem Sinai (von Suez aus) hatte Salem, ein junger Araber, durch die Menge und Verwegenheit ſeiner Räubereien ſich einen furchtbaren Namen gemacht. Mit Hülfe einiger junger Männer ſeines Stammes, welche ihn als ihren Anführer erkannten, hatte er mehrere bedeutende Anfälle gegen reich beladene Karavanen unternommen, und immer hatte ein glücklicher Erfolg ſeine Unternehmungen gekrönt, ſo daß endlich die Schreckensbotſchaft ſeiner Thaten dem Bey von Suez zu Ohren kam, welchen dieſelbe mit Recht ernſtlich beunruhigte, denn die Räubereien Salems würden die Unterbrechung der Karavanenzüge nach Suez zur Folge gehabt, und dadurch dieſer Stadt einen empfindlichen Schlag verſetzt haben. — Der Bey gab die ſtrengſten Befehle zur Ergreifung Salems; allein alle Mittel waren fruchtlos, der junge Araber entwiſchte mit ſeiner bekannten Keckheit den Nachſtellungen ſeiner Verfolger mit ſo viel Geſchicklichkeit und Glück, daß der Bey, darüber zum Höchſten ergrimmt, ſich entſchloß, ſelbſt gegen ihn zu Felde zu ziehen, indem er ſchwur, nicht eher nach Suez zurückzukehren, als bis er dieſen frechen Räuber eingefangen hätte.

Der Bey lagert ſich auf dem (Karawanen-) Wege zwiſchen Suez und Kairo; ſein Zelt wird inmitten ſeiner verläſſigen Truppen aufgeſchlagen, bewacht von der aufmerkſamſten Schildwache, ſein ſchnellſtes Pferd bleibt geſattelt; er legt ſeinen Säbel und ſein Würdekleid (Maſchallah) ab, verbirgt ſeine Börſe unter den Polſtern, auf denen er ſich ausſtreckt und ſchläft, nachdem er vorher ſein Gebet geſprochen, voll Vertrauen auf Allah und ſeinen Propheten, ruhig ein.

Des andern Morgens erwacht der Bey mit Tagesanbruch. Die Nacht war ohne Störung vorübergegangen, nicht den geringſten Lärm hatte man im Lager vernommen, Alles war an ſeinem Platze, nur der Säbel, der Maſchallah und die Börſe des Bey waren verſchwunden. Der Bey klatſchte zweimal in die Hände, ſein ihm treueſt ergebener Sklave tritt ein, fährt aber beim Anblick ſeines Herrn erſchrocken zurück; denn er hatte ihn eine Stunde vor Tagesanbruch zu Pferde ſitzen und wegreiten, aber nicht zurückkehren ſehen. Der Bey, dieſes hörend, befürchtet ſogleich, daß Salem ſich auch ſeines Pferdes bemächtigt haben möchte, und der Sklave eilt ſofort hinweg, um Nachricht über das Leibpferd ſeines Herrn einzuholen. Der Stallknecht gibt zur Antwort, daß der Bey dreimal in die Hände geklatſcht und ſo das verabredete Zeichen zur Vorführung des Pferdes gegeben habe, auch ſey er ſodann aufgeſtiegen und in die Wüſte hineingeritten.

Während dreier Tage ſuchte der Bey durch Nachdenken und Nachforſchen ſich Aufklärung über die Art und Weiſe zu verſchaffen, unter welcher dieſer Diebſtahl möchte ſtattgefunden haben; dann, außer Stand ſich die Sache zu erklären, beſchloß er, den Dieb ſelbſt darüber zu befragen, und ließ deßhalb bei den umwohnenden Stämmen bekannt machen, daß, da die Kühnheit des Unternehmens Salem als Thäter zu bezeichnen ſcheine, dieſer ihn entweder ſelbſt, oder durch einen Dritten von den nähern Umſtänden des Diebſtahls unterrichten möge, indem er ihm ſein Wort als Muſelmann gebe, ihn nicht allein nach gegebener Erklärung frei ziehen zu laſſen, ſondern ihm auch noch tauſend Piaſter zu ſchenken.

Salem ließ nicht lange auf ſich warten; noch am nemlichen Abende erſchien er im Zelte des Bey und ſagte, daß er bereit ſey, die nöthigen Aufklärungen zu geben. Der Bey erneuerte ſein Verſprechen wegen der 1000 Piaſter, allein Salem erwiederte, nicht gemeine Gewinnſucht habe ihn hergeführt, ſondern das Verlangen, die Artigkeit eines ſo großen Herrn zu erwiedern.

Salem verlangte nun, daß man Alles in den frühern Zuſtand verſetze, daß man der Schildwache befehle, ihn aus dem Zelte zu laſſen, und dem Stallknechte, dem Zeichen eben ſo Folge zu leiſten, wie in der Nacht, wo der Diebſtahl geſchah. Der Bey fand dieſes Verlangen billig, hängte dann einen andern Säbel an die Tragſtange des Zeltes, warf einen andern Maſchallah über den Divan, legte wieder eine Börſe unter ſein Kopfpolſter, befahl ein Pferd zu ſatteln, und legte ſich ebenſo, wie in der Nacht, in der Salem ſeinen erſten Beſuch abgeſtattet hatte, nieder, nur daß er heute ſeine Augen weit aufmachte, und ſodann den zweiten Beſuch in Gegenwart der ganzen Armee beginnen ließ.

Salem begibt ſich weg; kaum 20 Schritte vom Lager entfernt, entkleidet er ſich, legt ſich dann mit dem platten Leib an den Boden und beginnt, ſeinen gelben Körper halb in den Sand eingedrückt, wie eine Schlange zu kriechen. Von Zeit zu Zeit erhebt er das Haupt, ob man ihn nicht ſehe oder höre, überzeugt ſich vom Gegentheil und wiederholt ſein Vorwärtskriechen. Er gelangt glücklich an des Beys Zelt, ſchiebt ſeinen Kopf langſam unter dem Zelttuche durch, und der Paſcha, welcher auch nicht das Geringſte hatte ſich regen hören oder ſehen, erblickt plötzlich im Halbdunkel ſich gegenüber ein Paar funkelnde Augen, die ihn feſt anſehen. Ein Augenblick nur, und ſie waren auch ſchon wieder verſchwunden. Gleich darauf wird am obern Rande des Zeltes, das man, um die Nachtkühle einzulaſſen, oben offen gelaſſen hatte, ein dunkler Körper bemerkbar, der unhörbar und wie ein Schatten an einer Zeltſtange herabrutſcht und ſich zu Häupten des Bettes ſtellt, auf dem der Paſcha ſich ausgeſtreckt hatte. Jener Menſch läßt ſich ſachte auf ein Knie nieder, indem er ſich auf ſeine linke Hand ſtützt und aufmerkſam das Athmen des verſtellten Schläfers beobachtet, in ſeiner Rechten blitzte ein kurzer gekrümmter Dolch. — Dem Bey trat der kalte Schweiß auf die Stirne, denn ſein Leben ſtand in dieſem Augenblick in der Hand eines Menſchen, auf deſſen Kopf er einen Preis von 100 Zechinen in Gold geſetzt hatte, jedoch ſpielte er ſeine Rolle auf das Beſte fort und nicht einmal, daß ein raſcherer Pulsſchlag die Angſt ſeines Herzens verrathen hätte. — Während dieſes Augenblicks glaubte der Bey zu fühlen, wie wenn eine Hand leiſe und doch ſchnell unter ſeinem Kopfkiſſen dahin gleite, allein obgleich er vollkommen wach war, ſo war dieſe Bewegung doch ſo unmerklich, daß er ſie nicht wahrgenommen haben würde, wenn er nicht im voraus ſchon ſeine volle Aufmerkſamkeit darauf gerichtet gehabt hätte.

Salem erhob ſich, ohne ein Auge von dem Bey zu verwenden, ſeine linke Hand hielt die Börſe. Er nahm Dolch und Börſe zwiſchen die Zähne, ging, den Bey ſcharf anblickend, langſam rückwärts, nahm den Maſchallah, zog ihn vorſichtig an, ſtreckt den Arm aus, holt den Säbel herab und gürtet ihn um, wickelt zwei

Digitized by Google

Caſchemir-Shawls, die dem Bey zum Turban und Gürtel dienten, um Kopf und Leib; tritt kühn aus dem Zelte, geht an der Schildwache, die ſich reſpektvoll neigt, vorbei, und klatſcht dreimal in die Hände, damit man ihm das Pferd vorführe. Der Stallknecht gehorcht dem Zeichen, Salem ſchwingt ſich mit Leichtigkeit auf den Renner und reitet an den Eingang des Zeltes, wo der Bey halbangezogen ſteht, ihn die vollſtändige Wiederholung ſeines verwegenen Unternehmens ins Werk ſetzen zu ſehen. „Bey von Suez“, beginnt Salem, „du weißt nun, auf welche Weiſe ich dich vor vier Tagen deines Säbels, deines Maſchallah, deiner Caſhemirſhawls, deiner Börſe und deines beſten Pferdes beraubt habe. Ich erlaſſe dir dein Verſprechen wegen der 1000 Piaſter, denn was ich jetzt mit mir nehme, iſt wenigſtens deren 50,000 werth.“ Bei dieſen Worten gab er dem Pferde die Spornen und galoppirte in der Dunkelheit wie ein Schatten in die undurchforſchliche Wüſte.

Nachruf

an

Herrn Johann Baur,

praktiſchen Arzt in Thannhauſen.

Geſtorben am 17. Jannar 1843.

(Eingeſandt.)

Jubellieder möcht' ich ſingen
Für der Freunde ewig Wohl;
Doch da hör ich Glocken klingen
Grabesglocken dumpf und hohl.
Einen Leichzug ſeh' ich wallen
An des Grabes ernſten Rand;
Ach! ein Zweig iſt abgefallen,
Der in voller Blüthe ſtand.

Lieblich dufteten die Aeſte,
Denn es war ihr erſter Mai,
Und zum ſchönen Erndtefeſte
Zog der Schnitter ſchon herbei.
Weh! da kreiſchet Sturmgefieder,
Aus der wolkenloſen Luft
Und entrafft die Eiche nieder
In die kalte ſtumme Gruft.

Und des Sturmes arges Wüthen
Knickt die Knospen alle ab,
Legt die ſchnell verwelkten Blüthen
Mit dem Gärtner in das Grab.
Aber in des Grabes Schooße
Ruhet ſanft, was ſanft verblüht,
Bis als Immortellen-Roſe
Wieder ſchöner es erglüht.

Freunde! laßt d'rum Thränen fließen
Um den Todten tiefbetrübt,
Leuchtet ja aus ihren Güſſen,
Wie ein Jeder ihn geliebt.
Und aus deinem Thränenfluſſe,
Bis zum Grabe treuer Chor,
Blüh' bei jedem Frühlings-Kuſſe
Eine Lilie empor.

Pot-Pourri.

Wollene Tücher und andere Zeuge waſſerdicht zu machen.

Man taucht dieſelben zuerſt in eine heiße, jedoch nicht kochende Auflöſung von 8 Loth Oelſeife in 10 Pfd. Waſſer, der man etwas Leim oder Hauſenblaſe zuſetzen kann. Von hier aus bringe man die Zeuge ſchnell in eine ebenfalls heiße Auflöſung von 12 Loth Alaun in 10 Pfd. Waſſer, wo ſich dann in ihnen eine Thonſeife bildet, die nun blos des Trocknens und einer gewiſſen Appretur bedarf. — Auch Papier, welches gut geleimt iſt, kann auf dieſe Weiſe waſſerdicht gemacht werden, und ſtatt des Wachspapiers dienen.

Schleifpulver.

Man hat gefunden, daß ganz fein geriebene Lichtſchnuppe, mit etwas Talg und Blutſtein zu einer fetten Maſſe angemacht, das beſte Schleifpulver auf ſogenanntes Streichleder iſt. Selbſt ohne Blutſtein gibt dieſe Maſſe dem Barbiermeſſer den höchſten Grad von Schärfe und Politur.

Die Wochentage

ſind bei verſchiedenen Nationen dem Gottesdienſte gewidmet: Sonntag bei den Chriſten, Montag bei den Griechen, Dienſtag bei den Perſern, Mittwoch bei den Aſſyrern, Donnerſtag bei den Aegyptern, Freitag bei den Türken und Sonnabend bei den Juden.

Zur Warnung.

Ein in London verſtorbener Arzt hat ſich durch bedeutende Praxis während ſeines vieljährigen Wirkens viel verdient und ein großes Vermögen erworben. Bei Eröffnung ſeines Teſtaments fand man folgendes Verzeichniß: Erworben: Durch das Verkälten meiner Kunden hauptſächlich bei dem Beſuche der öffentlichen Gärten nach Sonnenuntergang ꝛc. 20,000 Pfund Sterl.; durch das Genießen kalter Speiſen 10,000 Pf. Sterl.; durch Uebermaaß ſtarker Weine 150,000 Pf.; durch den Gebrauch der Cigarren für Augenkrankheiten und verpeſteten Magen 30,000 Pf.; durch Trägheit und Mangel an Bewegung 10,000 Pf.; durch ſchnellen Temperaturwechſel 10,000 Pf; durch Hausmittel und Selbſtkuren 10,000 Pf.; durch Unmäßigkeit 150,000 Pf.; durch eingebildete Kranke 50,000 Pf.; durch ärztliche Unwiſſenheit meiner Kollegen 7,500 Pf.; durch Erhitzung der Phantaſie bei Durchleſung ſchlechter Romane 6000 Pf.; durch Bälle und durchſchwärmte Nächte 10,000 Pfund. (Hier dürfte etwas zugegeben werden.)

Scheintodt.

Oeffentliche Blätter erzählen: In Tachau, einem Städtchen des Pilſener Kreiſes in Böhmen, kam ein jüdiſches Mädchen in die Wehen, ſtarb aber vor der Entbindung an Krämpfen und wurde nach der Sitte ihres Volkes ſchnell begraben. Zufällig wurde ſpäter ihr Grab geöffnet, und da man an ihrem Sarge eine auffallende Veränderung bemerkte, ſo öffnete man auch dieſen und fand, daß die völlige Geburt darin vor ſich gegangen. Sie war alſo nur ſcheintodt und verging mit ihrem Kinde in der entſetzlichſten Lage. (Schrecklich — wenns wahr iſt!)

Aus der franzöſiſchen Revolutionszeit.

Längſt verklungene Namen tauchen wieder auf! Von Seiten des Hofgerichts in Raſtadt werden gegenwärtig die Gläubiger des Kardinals Rohan (geſtorben in Ettenheim 1802) zur Empfangnahme der ihnen aus der Gantmaſſe noch zukommenden Gelder aufgefordert, und darunter die ehemaligen königl. franzöſiſchen Hofjuweliere Böhmer und Baſſange, welche im Jahr 1786 dem Kardinal das koſtbare, aber berüchtigte, diamantene Halsband lieferten, und damit den ärgerlichen Prozeß, die ſogenannte Halsbandgeſchichte, herbeiführten, der ſo abſcheulich zum Nachtheil der unglücklichen Königin Marie Antoinette, und überhaupt zum Schaden des königl. Anſehens ausgebeutet worden iſt.

Sonderbares Urtheil.

Im nordamerikaniſchen Staat Georgien hat ſich eine der Tragödien zugetragen, wie ſie in einigen Gegenden der Union nicht

Digitized by Google

ſelten vorkommen. General Mac Dougald war mit dem Obriſten Hepburn verfeindet, und erwartete von dieſem eine Ausforderung zum Duell. Da bekam er eine anonyme Warnung, derſelbe werde ihn meuchlings zu überfallen ſuchen. Der Obriſt trat in das Haus des Generals, um ihm ſeine Ausforderung ſelbſt zu überbringen; indem er aber nach dem Brief in der Taſche langte und anhob „Ich komme General! . . .“ mißverſtand dieſer die Bewegung und ſchoß ihm eine Kugel durchs Herz. Der Obriſt war ganz unbewaffnet gekommen. Der General überlieferte ſich dem Sheriff; die Todtenſchau-Jury fällt das Verdikt: „Rechtfertigbarer Todtſchlag!“ Die Geſchichte trug ſich zu im Bureau der Aſſekuranzbank in der Stadt Columbus, deren Präſident General M'Donegald war.

Die Macht des Genies.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war ein Schweizer, Heidegger, die Seele aller Feſte und Vergnügungen des Hofes und der Stadt London. Seinem Kunſtſinn und ſeinem Geſchick dazu, ſeinem Witz und Geſchmack wurde Alles anvertraut. Er war überhaupt ein eigenthümlicher Mann: mitten in den Bergen der Schweiz geboren, hatte ſein Genie ſich allein die Bahn gebrochen, und dieſes Genie war in England für ihn Quelle des Glücks. Er wurde der Maitre de plaisir der Nation, und zog dadurch eine jährliche Rente von 5000 Pfd. Sterl. Die Beſorgung der Oper, der Redoute und aller Hof- und öffentlichen Feſte war ihm übertragen, daher war er auch gerne geſehen am Hofe, und mit allen Großen in Verbindung. Einſt ward in ſeiner Gegenwart geſtritten, welche Nation die erfindungsreichſte ſey. Man rief ſein Urtheil an. „Die Schweizer,“ ſagte er, „ich bin ein Schweizer, kam arm nach England, wo ich jährlich 5000 Pfund erwerbe und ausgebe; mache ein Engländer den Verſuch, ob er dieſes in der Schweiz thun kann!“ Heidegger war häßlich zum Entſetzen, er ſcherzte ſelbſt darüber, und wettete mit Lord Cheſterfield, daß es in ganz London kein häßlicheres Geſicht gebe, als das ſeinige. Man fand endlich eine ſcheußliche alte Frau. Er aber gab ſeine Sache noch nicht auf, ſetzte die Mütze der alten Frau auf, gab ihr ſeine Perücke, und Lord Cheſterfield hatte alsbald die Wette verloren.

E n g l i ſ c h e s.

In Irland wurden jüngſt einige Pächter des Marquis von Weſtmeath, weil ſie ein Paar Torfſtücke entwendet hatten, auf drei Monate ins Gefängniß geſchickt. Einige Stunden nach überſtandener Strafzeit holte man ſie abermals ins Gefängniß ab: es war das Erſtemal vergeſſen worden, daß ſie den Torf auch verbrannt hatten!

M u t h i m U n g l ü c k.

Das Journal von Cherbourg erzählt ein ſchönes Beiſpiel muthiger Ausdauer von einem Schiffsjungen. Derſelbe befand ſich mit ſeinem Vater und zweien Matroſen während einer ſtürmiſchen Nacht in einem kleinen Fahrzeug auf der See; das Schiffchen wankte, und die drei Männer ſtürzten ins Waſſer, nur der Knabe wurde durch einen Zufall gerettet. Da dieſer nicht ſchwimmen konnte, ſo band er ſich an ein Tau, und ſtürzte ſich mit einem andern Tau in der Hand ins Meer, nach einem ſchwarzen Punkte zu, den er trotz der Finſterniß in den ſchäumenden Wellen gewahrte. Es war ſein Vater. Da derſelbe, erſchöpft wie er war, nicht ſogleich in das Schiff ſteigen konnte, ſo band ihn ſein Sohn einſtweilen feſt an, und eilte dann einem der Matroſen zu Hilfe, bevor er ſeinen Vater vollends mit einer Planke ins Schiff hob. Der dritte Mann war für immer verſchwunden. Während nun die Geretteten das Fahrzeug wieder flott zu machen ſuchten, brach in der Kajüte Feuer aus. Der Vater, der am Steuerruder ſaß, konnte ſeinen Poſten ohne die größte Gefahr für das Schiff nicht verlaſſen. Da ſtürzt der Knabe in die Kajüte, rafft die brennenden Gegenſtände zuſammen, eilt, bereits dem Erſticken nahe, damit aufs Verdeck, und wirft ſie ins Waſſer. — Der Prinz Louis Buonaparte hat dem muthigen Jungen von Ham aus eine goldene Uhr geſchickt, der Maire von Caen ließ ihn in eine Schule aufnehmen, und der Seepräfekt hat ſeine That an den Marineminiſter berichtet.

Hannover hat ſeinen Latour d'Auvergne verloren!

Brongé, erſter Grenadier der weiland kurhannoverſchen Armee, 75 Jahre alt, hat um Mitternacht des zweiten Epiphanias-Sonntags ſeinen Heldengeiſt ausgehaucht. Immer in den erſten Reihen der Avantgarde, während des franzöſiſchen Revolutionskrieges (1793) ſich befindend, ſtutzten die Neufranken, wenn der hannoverſche Patagonier, der ſeine 7 Fuß maß, mit gefälltem Bajonnet auf ſie los ſtürzte und ſie warf. Seine Beſcheidenheit war ſo groß, daß er für ſolche ausgezeichnete Dienſte, das Avancement zum Korporal (gerade wie ſein Vorgänger Latour) ausſchlug. — Das für Hannover ſo verhängnißvolle Jahr 1803 fand unſeren erſten Grenadier, vor Wuth kniſchend, auf dem Kampfplatze, bereit, die in Brabant geſchlagenen Bataillen jetzt auf vaterländiſchem Boden fortzuſetzen. Brongé würde, ſo wie früher, Wunder der Tapferkeit gethan haben, wenn nicht höhere Befehle, wie von den damaligen kritiſchen Zeitverhältniſſen geboten wurden, ſeinen Heldenmuth gezügelt hätten.

Man machte in einer Privatgeſellſchaft für ein Mitglied, das von München weggezogen war, eine Sammlung um ſein Bild in Stein hauen zu laſſen. Ein Geſellſchaftsmitglied äußerte: „Da er nun fort iſt, gebe ich Nichts; aber als er noch in der Geſellſchaft war, hätte ich gern einen Zwanziger gegeben, wenn man ihn a u s g e h a u e n hätte.

In Liegnitz heißt der Souffleur Mops. Neulich ſtand in den ſchleſiſchen Blättern: „Der Souffleur Mops hat ſeinen Pudel verloren, wer ihn gefunden, wird gebeten, ihn im Gaſthofe zum „S c h w a r z e n H u n d“ gegen gute Recompenſe abzugeben.“

Droſchken-Philoſophie.

Die Dröſchken, ſie machen uns Alle ganz gleich,
Da iſt Niemand arm, da iſt Niemand reich;
Denn wer nur zwölf Kreuzer zum Zahlen wohl hat,
Der fährt wie ein Prinz ganz bequem durch die Stadt.

Zuerſt eine Köchin, — nach ganz kurzer Zeit
Da fährt eine Dame in ſeidenem Kleid,
Und weiter ein Metzger, die Muld' in der Hand,
Hierauf ein Mamſell'chen, geputzt und galant.

Jetzt fährt ein Herr Bankier mit vornehmer Mien',
Berechnend die Courſe von Augsburg und Wien,
Hierauf ein Schuhflicker mit Schuh'n in der Hand,
Und dann ein Profeſſor, „Lumen Mundi“ genannt.

Nun fährt ein Herr Doktor in Eil' durch die Stadt,
Der in Allem zwei Kranken zur Praxis nur hat,
Dann ein Advokat (er iſt Anwalt zugleich),
Ein Dutzend Prozeſſe, die machen ihn reich.

Jetzt kommt eine Säng'rin — die trillert gar ſchön,
Sie fährt in die Prob', weil's gemein iſt, zu geh'n.
Und dann ein Herr Lieutenant mit Schwerdt und mit Helm,
Ein Blücher im Krieg' — in der Liebe ein Schelm.

Die Droſchken, ſie machen uns Alle ganz gleich,
Da iſt Niemand arm, da iſt Niemand reich;
Denn wer nur zwölf Kreuzer zum Zahlen wohl hat,
Der fährt wie ein Prinz ganz bequem durch die Stadt.

Mz. im Jan. 1843. Carlos.

Digitized by Google

Nro. 7.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. — Der Glöckner von Notre-Dame. — Pot-Pourri.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Biſchoff Eylert.

(Fortſetzung.)

„Mit feſtem Tritt, kühnem Blick und martialiſchem Weſen ſtand der herbeigerufene alte Huſar neben dem Stuhl des Königs. Der König ſah ihn wohlgefällig an; er hatte die Phyſiognomie und Haltung, das charakteriſtiſche Gepräge der damaligen großen Zeit. „Krüger, haſt Du die und die Affaire mitgemacht?“ — „Ja, Papa.“ — „So erzähle mal!“ und ganz einfach, doch beredt, erzählte er die Sache gerade ſo, wie Ziethen. Der König ſah ihn verdrießlich an und ſagte: „Krüger, Du lügſt.“ Und der Huſar trat näher heran, nahm die Gabel des Königs, fuhr damit in die vorſtehende Schüſſel Faſanen, hielt den geſpießten Faſan in die Höhe, mit den Worten: „Ich will den Tod in dieſem Faſane freſſen, wenn ich nicht die Wahrheit geſagt habe!“ und rechts umkehrend ging er, unter dem lauten, beifallenden Lachen der ganzen Tiſchgeſellſchaft, mit ſeiner königlichen Beute auf ſeinen Poſten zurück. Der König ſelbſt lachte herzlich, ließ dem biederen, treuherzigen alten Wachtmeiſter eine Flaſche Wein und Kuchen von ſeiner Tafel bringen und ſetzte hinzu: „So kenne ich ſie, die guten alten, braven Jungens. Nun, Ziethen, eine Priſe!“ und er reichte ihm — was er ſelten zu thun pflegte, ſeine Doſe.“

„Köſtlich,“ — ſprach der König — „wahrhaft ritterlich; aber ſo was läßt ſich heute nicht nachmachen; originelle Charaktere nur ſchaffen es. Die Bonhomie, die Friedrich als Menſch im höchſten Grade hatte, die er hegte und bewahrte, weil er ſich dabei am Wohlſten befand, und die der Grundzug ſeines ſtarken Charakters war, iſt am Prägnanteſten hervorgetreten gegen Voltaire. Er ehrte den damals berühmten Schriftſteller wegen ſeiner außerordentlichen Talente, und vorzüglich zog ihn ſeine Meiſterſchaft in der franzöſiſchen Sprache an. — Er dachte es ſich als ein großes Glück, ihn in der Nähe zu haben und mit dem geiſtreichen Manne umgehen zu können. Er zog ihn unter den glänzendſten Verhältniſſen an ſeinen Hof; ja, er mußte hier in Sansſouci neben und bei ihm wohnen. Aber ſo ſehr das Verwandtſchaftliche geiſtiger Kräfte eine wechſelſeitige Annäherung herbeiführte, ſo ſchnell bewirkte die große Verſchiedenheit der Charaktere in der Grundſtimmung eine innere Entfernung. Dieſe trat bald ein, und Voltaire wurde in ſeiner Verſtecktheit, Gleißnerei, Falſchheit, Habſucht und Haderhaftigkeit, wohl kann man ſagen Bosheit, dem Könige ſo zuwider, daß er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, eben ſo ſehr ſein Herz verabſcheuen mußte, als er ſeinen eminenten Kopf ehrte. Wo aber das ſittliche Band zerriſſen iſt, läßt das intellektuelle nach, und Scheidung tritt ein. Bekanntlich removirte Friedrich den höhniſchen Spötter, und war dermaßen über ihn indignirt, daß er ihm ſogar verliehene Ehren und Würden wieder abnahm, — zum offenbaren Beweiſe, daß ſittlicher Werth ihm das Höchſte war; wie es denn auch verdient bemerkt zu werden, daß Alle, die fortdauernd ſeine Achtung und ſein Vertrauen bis ans Ende genoſſen; untadelhafte, würdige Männer waren.“

„In meinem Vaterlande, der Grafſchaft Mark,“ — nahm ich das Wort — „erzählt man im Volke eine luſtige Anekdote von Voltaire, über einen angenehmen Vorfall, der ihm auf ſeiner Reiſe mit dem Könige nach Weſel und Cleve begegnet iſt.“ — „Wie iſt die? — „Majeſtät kennen ſie vielleicht ſchon, — mit dem Königlichen Leib-Affen?“ — „Affen? — Sie machen mich neugierig.“

„Voltaire war im Gefolge des Königs auf gedachter Reiſe ſehr unzufrieden mit den ſchlechten Wegen, und klagte unaufhörlich über harte, unverdauliche weſtphäliſche Koſt. Er behelligte mit ſeinen Beſchwerden den König und wirkte dadurch nachtheilig auf deſſen Stimmung. Darüber gerieth er mit dem Königlichen Adjutanten, der das Benehmen Voltaire's tadelte, in Streit. Schon oft von ihm, und jetzt wieder, ſarkaſtiſch gekränkt, dachte er auf Rache und wünſchte, ihm einen Poſſen zu ſpielen. Früher mit dem Könige angekommen in dem Dorfe Hultrop, zwiſchen Lippſtadt und Hamm benutzte er, als der König ausgeſtiegen war und ſich im Poſthauſe befand, den günſtigen Augenblick, den umherſtehenden Bauern zu befehlen, ſchnell Harken, Flegel und Miſtgabeln zu holen, und den nächſtkommenden Wagen damit zu umſtellen. In demſelben befände ſich der Leibaffe des Königs; (Voltaire hatte bekanntlich eine Phyſiognomie, die an einen Pavian erinnerte). Necken, ärgern, zwicken und picken könnten ſie die wilde Beſtie; aber ſie müßten ſich wohl in Acht nehmen, daß ſie nicht entſpränge, und ſie ja nicht aus dem Wagen laſſen, — ſonſt würde die Ungnade des Königs, der den Affen liebe, ſie ſtrafend treffen.“

„Bald nach der Abfahrt des Königs kam auch wirklich der Wagen an, in welchem Voltaire ſich befand. Wie die Bauern ſein auffallendes, hageres, grinſendes Geſicht ſahen, riefen ſie Alle mit Einem Munde: „Kiek, kiek! dat is de Ape van dem Künnig; jo, jo, hei is het!“ und damit umſprangen und umſtellten ſie, wie ihnen befohlen war, den Wagen Voltaire's und richteten ihre Harken, Flegel und Miſtgabeln ihm entgegen und neckten und zerrten ihn. Voltaire wird wüthend; aber je ungeſtümer und verzerrter er ſich geberdet, deſto beluſtigender wird die komiſch-tragiſche Scene, deſto dreiſter das Bauernvolk. Alle Umſtehenden lachen, der abhaltende, einredende, franzöſiſche Bediente wird nicht verſtanden, und je mehr dieſer abwehren will, deſto lauter beruft ſich die bewaffnete Schaar auf den ihr vom Königlichen Adjutanten gegebenen Befehl, den Leibaffen des Königs nicht aus dem Wagen zu laſſen, und jeder Verſuch, Voltaire aus dieſer Angſt zu befreien, mißlingt, aus Furcht der Bauern, der Affe möchte entſpringen. Und ſo mußte der ſonſt ſo verwegene Spötter in dieſer Noth aushalten, bis endlich ſein Wagen abfuhr und ihn erlöſete*). Kein Wunder, daß Voltaire die ihm zugefügte Schmach nicht vergeſſen konnte und ſeit der

*) Dieſe Anekdote iſt auch ſonſt ſchon hie und da erzählt und oft bezweifelt. Die Quelle, aus der ſie hier fließt, iſt eine authentiſch richtige. Der damalige Prediger zu Hultrop erzählte ſie, bald nachher, wie ſie geſchehen, als geweſener Augenzeuge, meinem Vater, — aus deſſen Munde ich, als Kind, ſie oft gehört habe. — (Des Zuſammenhanges wegen und weil der Verfaſſer die Authenticität der Anekdote verſichert, waren wir genöthigt, dieſelbe hier nochmals abdrucken zu laſſen, obgleich ſelbige vielen unſern Leſern aus früheren Nummern des „Sammlers“ bekannt ſeyn mußte.)

Digitized by Google

Zeit mit Verachtung und Unwillen, Hohn und Spott über Weſtphalen ſprach. In ſeiner bekannten Schrift „Candide“ nennt er dieſes Land, weil es gerade bei ſeiner Anweſenheit viel regnete: **Pot de chambre d'Allemagne**, und die Marfaner: **Peuple sauvage.“**

Alle Anweſenden beluſtigte die Anekdote; der König aber blieb dabei ernſt und lächelte nicht einmal. Zwar hatte er wohl Sinn und Empfänglichkeit für das Komiſche, und oft habe ich ihn herzlich lachen ſehen. Aber der Scherz durfte das ſittliche Gefühl nicht verletzen und nicht wehe thun, wenn er Ihm gefallen ſollte. Was irgend einem Menſchen je Angſt und Noth gemacht hat, die Umſtände mochten dabei auch noch ſo poſſierlich ſeyn, konnte ihn nicht amüſiren. Ein zarter, ſittlicher Takt war der Träger Seines Lebens und der Maßſtab, an den Er Alles legte. Er wurde verſtimmt, ja verlegen, und Schamröthe überflog Sein edles Angeſicht, wenn irgend etwas Unanſtändiges und Zweideutiges vorkam. Vielleicht hat es nie eine Fürſtentafel gegeben, an der jedem geladenen Gaſte ſo wohl war, und wo jeder ſich ſo unbeengt, ſo heiter und behaglich fühlte; aber gewiß auch keine, wo weniger geſcherzt und gelacht ward, als an der Seinigen. Deshalb war es ſo ſchwer mit Ihm zu ſcherzen und Ihm darin zu gefallen. Es gab dabei nur einen Punkt (**punktum saliens**), bis wie weit man gehen durfte. Wurde dieſer zart inne gehalten, ſo war es gut und man gefiel; wurde er aber überſprungen und urgirt, ſo trat Verſtimmung ein.

Abſichtlich habe ich dieſe Anekdote von Voltaire hier erzählt, weil, wie ſchon überhaupt bei jedem Menſchen, ſo beſonders bei einem merkwürdigen Könige, es charakteriſtiſch iſt, ob, wie und in welchen Gränzen er ſcherzt und Scherz ertragen kann, und es verbreitet dieſer eine pſychologiſche Zug Licht über die ganze Individualität.

(Fortſetzung folgt.)

Der Glöckner von Notre-Dame zu Brügge.

Der ſtille Freitag am 13. März des Jahres 1568 war gekommen und mit ihm die Ruhe des Grabes. Durch alle Straßen der Stadt ſah man die ſchweigende Menge der Bevölkerung ſich einem Ziele nähern, der Notre-Dame. Groß, aber ſtumm war das Gewühl der andrängenden Maſſe und impoſant das Innere der alten Baſilika. Eine große eiſerne Leuchte, welche aus der Mitte des Schiffes herabhing, warf ihre düſtern, verſchwimmenden Strahlen nach allen Seiten und beleuchtete die Säulen und ihre vergoldeten Kapitäler in röthlichem Scheine, und warf abenteuerliche Schatten von den Spitzbögen in die innere Wölbung der Seitengänge hinab. Die Altäre waren verhüllt, die Tabernakel leer. Der ganze Chor war ſchwarz behangen, nur eine große glühende Kapelle, rings mit rothem Sammt ausgeſchlagen und anzuſchauen wie das trauernde Auge der beleidigten Allmacht, auf den Seiten mit Transparenten umgeben, ſtrahlte in der Mitte in geheimnißvollem, heiligem Feuer. Hierher drängten ſich die andächtigen Beter, nachdem ſie an den Seitenaltären die verſchiedenen Stationen, die Leiden des göttlichen Dulders verſinnlichend, durchwandert hatten. Der weite Raum dieſes Heiligthums vermochte kaum die Zahl der Frommen aufzunehmen, obſchon ſie, um ſich einander nicht zu ſtören, die beiden parallel laufenden Thüren, die zu demſelben führten, gewiſſenhaft die eine zum Hinein-, die andre zum Herausgehen benützten. Hin und wieder lagen die Andächtigen an dem Eingange zum Chor, den Roſenkranz betend, entweder vor einem Heiligenbilde oder am Fuße eines Pfeilers, auf den Knieen; Andere ſchlugen ſich bekreuzigend die Bruſt und wieder Andere bemühten ſich mit ausgebreiteten Armen ſo lange als möglich zu verharren oder den Stamm eines Kreuzes mit Inbrunſt zu umklammern. Die Glocken waren verſtummt, und tiefe Stille herrſchte im Tempel, nur hin und wieder von dem leiſen, aber unverſtändlichen Murmeln der Betenden, oder dem dumpfen Fußtritt einzeln Gehender unterbrochen. In den Straßen der Stadt ſelbſt herrſchte Todtenſtille, obſchon die in Prozeſſionen vermummten Geſtalten, und Brüder der Büßenden, ein Gebetbuch unterm Arm und einen Roſenkranz in der Hand, mit nackten Füßen und andächtigen Mienen nach der Kathedrale pilgerten. — Es war eine Stadt in Trauer, über welche der Engel des Todes ſeine bleiernen Fittige ausgebreitet zu haben ſchien.

Plötzlich wurde dieſe heilige Ruhe durch einen, an dieſem Tage unerhörten, ſchrecklichen Lärmen unterbrochen und ein allgemeiner Ausruf des Schreckens, der Entrüſtung, war die Antwort auf das frevelhafte Getöſe. — Wie ein Bote der Höhen, beſtimmt die ganze Population der Stadt aus einem lethargiſchen Schlafe aufzuſchrecken, tönte die mächtige, eherne Stimme der Lärmglocke, die nie zu dieſer Zeit geläutet wurde, durch die zitternde Luft, und währenddem das metallene Ungeheuer ſeine dumpfen, ſchweren Töne durch die Wolken heulte, klimperte das Glockenſpiel in luſtigen, profanen Melodien eine Arie darein, daß den Einwohnern der frommen Stadt Hören und Sehen verging, und vergebens Einer nach dem Andern nach der Urſache dieſes ſeltſamen Concertes fragte.

Plötzlich erwachte ganz Brügge aus ſeinem Traume und man hätte glauben ſollen, die ungewöhnlichen, rebelliſchen Töne von der Höhe der alten Kirche herab über die Häupter der Bewohner getragen, haben neues Leben in den erſtarrten Gemüthern wach gerufen. Die Fenſter flogen auf und zerſtörte, abenteuerliche Geſtalten ſahen heraus; durch alle Straßen ſtrömten die Volkshaufen und frugen ſchreiend nach dem Urheber dieſer hölliſchen Muſik. Alles eilte nach der Kirche Notre-Dame, und ſchon war der große Platz vor derſelben mit gedrängten Maſſen angefüllt, als plötzlich eine mächtige Stimme das Getöſe der Verſammelten übertönte: „Auf den Glockenthurm! Hinauf auf den Thurm!“ erſchallte die Loſung, und die wogende Menge bewegte ſich, wie ein einziger lebender Körper, nach der Pforte des Thurmes, die von innen verſchloſſen war. Wie morſches Wachs wichen die ſtarken Eiſenbänder dem wüthenden Andrang der Stürmenden, und im Nu war die ſchmale Treppe mit Ungeduldigen angepfropft, die nach der Höhe zu gelangen trachteten. Verwünſchungen und Flüche gegen den Entheiliger des geweihten Tages und Aufmunterungen für die im Thurme Aufſtrebenden, ſtiegen aus dem zurückbleibenden Volkshaufen empor, der dem hohlgehenden, unheilverkündenden Meere glich.

Auf einmal erblickte man auf der Plattform hoch oben einen Mann, mit kräftigen Händen in die Wolken gehoben und von allen Seiten von wüthendem Pöbel umringt. Es war Jehan Coquerell, der Glöckner von Notre-Dame; das Volk erkannte ihn kreiſchend und begrüßte ihn blutdürſtig, den fluchwürdigen Muſikanten; denn Niemand anders als er konnte die ſcandalöſe Muſik aufgeführt haben.

Alsbald wurde der Unglückliche von nervigten Fäuſten noch höher empor gezerrt und ſchwebend über die Brüſtung hinausgehalten, daß der rauſchende Luftzug durch ſeine aufſträubenden Haare fuhr und die zerriſſenen Kleidungsſtücke weit ab vom Körper flatternd, von dem Winde gepeitſcht wurden. „Wollt Ihr ihn?“ ſchrien hundert Stimmen von oben, aber tauſendfältig ſchallte der brüllende Chor von unten hinauf: „„Lebendig, lebendig wollen wir ihn!““

Der arme Glöckner, ein Bild der Todesangſt, der Verzweiflung, ward mit tobender Wuth nach den engen Treppen geſchleift und krächzend ſchwirrten die Raben und Eulen, aus ihren luftigen Schlupfwinkeln durch den ungewöhnlichen Lärm geſchreckt, um das Haupt des Mißhandelten, als wollten ſie den Nachbar ihrer wolkigen Wohnungen, der ſo viele Jahre in ihrer Mitte hauſ'te, in Schutz nehmen.

Umſonſt, ſchon befand er ſich in der Tiefe, auf freiem Platz, umringt von einer racheſchnaubenden Volksmenge, die in feſtem,

Digitized by Google

undurchdringlichen Knäuel einen lebendigen Ring um ihn gebildet hatte. Vergebens ſchweifte ſein wirres Auge auf den grinſenden Fratzen umher, die alle ihn umgaben, ob er nicht in einem einzigen Zuge Mitleid, Erbarmen fände; — Verdammung, Tod, ſprach jedes Auge. Bleifarbene Bläſſe überzog das Geſicht des Jammermannes; ſeine Zähne fuhren fiebriſch ſchmetternd gegen einander, und die Füße würden ihm den Dienſt verſagt haben, wäre er nicht ſchwebend aufrecht gehalten worden. Seine Kleider hingen ihm, in Lumpen zerriſſen um den Leib.

„Gotteslästerer!" brüllte ihm eine Stimme ins Ohr; „Du haſt Dir Dein Todeslied geſungen dort oben!" — und ein ſauſender Schlag ins Geſicht des Armen begleitete dieſe Worte. Der Glöckner verſuchte zu reden, allein er vermochte es nicht; das Blut quoll ihm in Strömen aus Naſe und Mund und die Augen waren groß und triefend weit vor ihre Höhlen gedrungen. Einige unartikulirte Töne, die er hervorbrachte, glichen den Ausbrüchen des Zornes und Schreckens eines Menſchen, deſſen Kehle halb zugeſchnürt iſt.

„Unflat! teufliſcher Muſikant!" ſchrie ein robuſter Mann mit nackten Armen. „Was ſingſt Du uns da für ein neues Lied?!" In dem Augenblicke gab er ihm einen mächtigen Stoß auf die Bruſt und rief: „Hörſt Du die reine Reſonnanz einer vollen Biertonne?"

Der Glöckner wankte, aber kräftige Arme hielten ihn aufrecht.

„Verfluchter!" ſchrie ein wüthendes Weib, indem ſie ihm einen Stein an den Kopf ſchleuderte; „hier haſt Du den Lohn, den Dir der Teufel für Deine Gotteslästerung zahlt!"

In demſelben Augenblicke traten einige junge Herren, die ſich unter den Haufen gemengt hatten, näher und Einer derſelben rief, als er den Glöckner ſah: „Aha! da iſt er ja, der alte Heide! Er hat ſich einen guten Tag gewählt, ſeinen Sabbat zu feyern!"

Beim Anblick dieſes Menſchen kehrten die Lebensgeiſter des Glöckners zurück. „Fluch! Fluch Dir!" ſchrie er mit heiſerer Stimme, indem er drohend ſeine Hand gegen den jungen Mann ausſtreckte. Der aber zog unter ſeinem Mantel ein Stilett hervor und verſetzte dem Fluchenden mehrere Stiche in die Seite, daß er röchelnd, bluttriefend zuſammenſank.

„Er ſterbe! Er ſterbe, der Hund!" ſchrie der Haufe, und nach einer Minute war der Körper des armen Jehan Cocquerell zerquetſcht, zerſchlagen und blutend, nur noch eine unkennbare Leiche. Hierauf ſchleifte ihn der fanatiſche Pöbel an den Füßen über den Platz, durch die Hauptſtraßen der Stadt, bis an den Fluß, allwo man ihm einen ſchweren Stein an den Hals band und in die Wellen ſchleuderte.

Es war juſt um die Stunde, in welcher der Glöckner gewöhnlich, da die Glocken nicht geläutet werden durften, die hölzerne Klapper rührte und durch ihr monotones Geklopfe den Anfang der ſogenannten Rumpelmetten bezeichnete. Heute ließ ſich das hölzerne Inſtrument nicht wie ſonſt vernehmen, unberührt und ſtumm lag es in der luftigen Zelle des Thurmes, und die Bewohner der Stadt zogen ſich in abergläubiger Furcht befangen, in ihre Häuſer zurück, und Niemand wegte, die Straße zu betreten.

(Fortſetzung folgt.)

Pot-Pourri.

Bereitung des Kölniſchen Waſſers.

Eau de Cologne.

In Karmarſch's und Heeren's deutſcher Bearbeitung des Ure'ſchen Lexikons heißt es über die Bereitungsart des Eau de Cologne: Die großen Heilkräfte und wunderbaren Eigenſchaften, die man dieſem berühmten Riechwaſſer zugeſchrieben hat, beruhen ſo ziemlich in der Einbildung, da es nichts weiter als mit ätheriſchen Oelen verſetzter Spiritus iſt. Allerdings iſt der Geruch von gut bereitetem Eau de Cologne höchſt erfriſchend und angenehm, ſo daß es ſeit einer langen Reihe von Jahren durch kein anderes Riechwaſſer hat verdrängt werden können. Der folgenden Vorſchrift wird von Ure die größte Authentizität zugeſchrieben, indem ſie von Farina ſelbſt, dem bekannten Erfinder und Hauptfabrikanten des Kölniſchen Waſſers, einem Freunde mitgetheilt worden ſeyn ſoll. Man nimmt 600 Pfund ſehr reinen Spiritus, $1\frac{1}{2}$ Loth Salbei, eben ſo viel Thymian, 24 Loth Meliſſe und eben ſo viel Frauenmünze (grüne Münze), 1 Loth Kalmus, $\frac{1}{2}$ Loth Angelikawurzel, $\frac{1}{2}$ Loth Kampher (?), 8 Loth Roſenblätter, eben ſo viel Veilchenblätter, 4 Loth Lavendelblumen, 1 Loth Orangeblüthen, 2 Loth Wermuth; Muskatnuß, Gewürznelken, Kanel, Muskatblüthe, von jedem 1 Loth. Ferner werden zwei Orangen und zwei Zitronen in Stücke zerſchnitten, nun das Ganze mit Spiritus 24 Stunden lang in Digeſtion geſtellt, und endlich 400 Pfund im Waſſerbade abdeſtillirt. Zu dem Deſtillate ſetzt man Zitronenöl, Zedraöl, Meliſſenöl und Lavendelöl, von jedem 5 Loth; Neroliöl und Rosmarinöl, von jedem 1 Loth, Jasminblüthöl 2 Loth, endlich 24 Loth Bergamottöl. Das Ganze wird nunmehr filtrirt und auf die Gläſer gefüllt. — Eine andere Bereitungsart iſt von Cadet de Gaſſicourt angegeben. Man nimmt 2 Quart Alkohol von 0,8638 ſpez. Gewicht, ſetzt dazu Neroliöl, Zedraöl, Orangeöl, Zitronenöl, Bergamottöl und Rosmarinöl, von jedem 24 Tropfen; gibt noch $\frac{1}{2}$ Loth kleine Kardamomkörner hinzu, und deſtillirt hiervon im Waſſerbade $1\frac{1}{2}$ Quart ab. Durch bloße Auflöſung der Oele im Alkohol, ohne nachherige Deſtillation, ſoll das Produkt nie ſo ſchön ausfallen. Daß übrigens die Güte, insbeſondere der feine Geruch des Eau de Cologne nicht allein von der richtigen Miſchung der Ingredienzen, ſondern ſehr weſentlich auch von der Güte derſelben abhängt, iſt an ſich einleuchtend. Die ätheriſchen Oele werden ihres hohen Preiſes wegen gar häufig mit andern, wohlfeileren, ja ſelbſt mit fetten Oelen verfälſcht; es iſt daher einleuchtend, daß nur aus ganz reinen, unverfälſchten und tadelloſen ätheriſchen Oelen ein vorzügliches Produkt zu erzielen iſt. Die Fabriken von Kölniſchem Waſſer, deren es jetzt faſt in jeder größern Stadt gibt, haben ſich vorzüglich zu bemühen, die Oele von den reellſten, vorzüglichſten Häuſern zu beziehen.

Hierzu paßt noch folgende Notiz aus der Magdeburger Zeitung: Kein Name wird wohl beſſer bezahlt, als der „Jean Maria Farina", und die Aſſocié's keines andern kaufmänniſchen Geſchäfts leben ſo weit von einander entfernt, als gerade die der Eau de Cologne-Fabrikanten. Faſt alle die in Köln wohnenden circa 50 Fabrikanten ſind gar nicht auf dieſen gleichſam berühmt gewordenen Namen getauft, ſondern haben ihn von ihren ganz unbekannten Compagnons, die theils in Mailand, Neapel und ſelbſt in den kleinſten Dörfern Italien's wohnen, käuflich übernommen. In der Regel giebt der Compagnon nur den Namen zum Geſchäfte her und bekommt dann, je nachdem die Farinas ſelten oder weniger ſelten ſind, ein bis fünf Tauſend Francs ein- für allemal; zuweilen müſſen aber von einem beſtimmten Gewinne noch Procente gegeben werden. Das Alter der allerälteſten Eau de Cologne-Fabrikanten (und das ſind ſie in Köln alle) richtet ſich keineswegs nach dem Beſtehen der Fabriken, ſondern nach den bekannten oder unbekannten Ahnen der die Namen hergebenden Compagnons. Klappern gehört zum Handwerk!

Der Kaiſer und der Intendant.

Die Anekdote, welche wir unſern Leſern in Folgendem mittheilen, verdanken wir dem Herzog von Abrantes, dem ſie ſein Vater erzählte. Vor der Abreiſe zu einem der erſten italieniſchen Feldzüge kaufte Napoleon für den Bedarf ſeines Heeres 10,000 Ochſen, welche er einem Intendanten anvertraute, mit dem ausdrücklichen Befehle, ſie bis zu ſeiner Rückkehr zu füttern. Napoleon reiſte darauf ab. Als der Intendant vor den 10,000 Ochſen ſtand, ſtellte er bei ſich folgende Betrachtung an: „Der Teufelskerl will Italien erobern; doch nimmt man Italien nicht, wie man etwa ein Glas Waſſer hinunterſchluckt und es wird zur Aus-

Digitized by Google

führung eines ſolchen Planes wenigſtens eben ſo viel Zeit erfordert, als ein Kalb braucht, um ein Ochs zu werden." Das Reſultat dieſer Betrachtung, welche ganz angemeſſen geweſen wäre, wenn die italieniſche Armee einen Menſchen, gleich dem Intendanten, zum Anführer gehabt hätte, war, daß der Genannte ſeine 10,000 Ochſen zum Verkauf auf den Markt ſchickte und ſtatt ihrer 10,000 Kälber kaufte, die er, ich weiß nicht wo, unterbrachte; der Ueberſchuß floß in ſeine Taſche und es beſchwichtigte ſich der kluge Spekulant mit den Worten: „Alle Teufel! Italien nimmt man nicht wie ein Glas Waſſer." Doch zeigt ſich das Sprichwort von der Rechnung ohne Wirth als wahr und beſonders dann, wenn ein Napoleon der Wirth iſt. Der Letztere hatte faſt in derſelben Zeit, als man ein Glas Waſſer trinkt, Italien verſchluckt, den General Melas dazu und Gott weiß was noch. Er kehrte zurück und verlangte ſeine Ochſen; da half kein Zaudern. Der Intendant, unverſchämt wie alle ſeine Collegen, produzirt ſich mit ſeinen 10,000 Kälbern vor dem General, ſprechend: „Da ſind ſie!" — „Parbleu!" entgegnete Napoleon; „Du biſt ein unverſchämter Schurke! Ich hörte wohl, daß aus Kälbern Ochſen würden, doch iſt es heute das erſtemal, daß ich vernehme, wie aus Ochſen Kälber geworden. Sie verdienen gehängt zu werden, mein Herr Intendant: es ſoll Ihnen nach Verdienſt geſchehen!" Der Intendant ließ ſich das nicht zweimal ſagen und ſetzt ſich in den Eilwagen, denn Napoleon verſtand keinen Spaß. Im Jahre 1815 blieb der Kaiſer bei einer Heerſchau vor einem Menſchen in Uniform ſtehen und ſprach: „Alle Wetter! Was thun Sie noch hier? Hab' ich Sie nicht vor zehn Jahren, in Italien hängen laſſen?" — „Sire," antwortete der ehemalige Intendat: „Sie ſind hier durchaus im Irrthum und ich bin Ihr ergebenſter Diener." — „Und zugleich der Unverſchämteſte!" ſagte der Kaiſer ſich zum Nächſtſtehenden wendend.

O, ich bin klug und weiſe!

Man lieſt in einem Blatte aus Guebweiler: „In einem Orte unſers Arrondiſſements begab ſich unlängſt folgender ergötzliche Fall. Ein ziemlich gutgekleideter Menſch, deſſen Ausſehen ſehr zu ſeinen Gunſten zeugte, trat in eine Auberge und verlangte etwas zu eſſen. In Erwartung, bis man ihm etwas vorſetze, ſeinen Appetit zu befriedigen, nimmt er Platz und reſtaurirt ſich einſtweilen mit einem halben Litre Wein, das man ihm mit der größten Artigkeit gebracht. Nach Verlauf einiger Minuten ſieht er ſein Couvert ankommen, bald gefolgt von einem der ſchmackhafteſten Gerichte in Begleitung eines andern Litres Wein. In dem Augenblicke, als unſer Gaſt mit Hochgenuß die Lücken und Leeren, welche der Hunger und Durſt in ſeinem Abdomen erzeugt hatten, ausfüllte, kamen zwei Gendarmen, deren ſpähender Blick verrieth, daß ſie nicht in gleicher Abſicht kamen, als der Obige. Sie fragten den Gaſtwirth, ob er den Tag über nicht etwa einem Fremden zu trinken oder gar zu eſſen gegeben, der dann ſo unartig geweſen und ſich davon gemacht, ohne die Zeche zu bezahlen. „O," entgegnete der Letztere, „ich wollte es keinem rathen, mir ſo mitzuſpielen und ich ließe ihn keinesfalls aus meinen Klauen, ohne ihn nach Gebühr zu rupfen. Nehmen Sie, meine Herren, nur gefälligſt Platz und ſetzen Sie mir den Gegenſtand Ihres Beſuchs etwas genauer auseinander, Sie werden mir zugleich die Ehre erzeugen, mit mir ein halbes Litre zu leeren, das meine Frau beſorgen kann. Während die Gendarmen dem Wirth für ſeine Artigkeit danken und, ihm demungeachtet den Zweck ihres Beſuches wiederholend, bereits im Begriff waren, ſich zu entfernen, war die Wirthin aus dem Keller zurückgekommen; ſie ſah auf den erſten Blick, daß Einer fehlte. Es war dieß in der That kein Anderer, als unſer genannter Gaſt, welcher, nachdem er ſich zur Genüge reſtaurirt hatte, die Unterhaltung, die er für ſeine Situation nicht ſehr günſtig fand, benutzend, es für gerathen hielt, ſich aus dem Staube zu machen. Es wäre vergeblich, die allgemeine Beſtürzung zu malen, welche dieſes Verſchwinden zur Folge haben mußte. Der Wirth konnte nun den Herren Gendarmen die nöthige Auskunft geben und ihnen melden; daß in der That ein ſolcher Vogel, wie ſie ihn vermutheten, ihm ſo eben entſchlüpft ſey, mit wohlgefülltem Bauche, ohne ihm weder Geld noch Federn zu hinterlaſſen.

Die Wiener Zeitung empfiehlt bei Brandſchäden die Anwendung des Kreoſots. Mit Kreoſotwaſſer werden kalte Umſchläge auf die verbrannte Stelle gelegt; der Schmerz hört bald auf und wenn die Aufſchläge ſchnell genug wiederholt werden, ſo entſteht nicht einmal eine Entzündung. Das Blatt rühmt, daß dadurch wiederholt Schwerverletzten das Leben gerettet worden ſey und die Wirkung des Kreoſots nie verſagt habe.

Im Jahre 1760 machte in Paris ein Kind von 3 Jahren durch ſeine außerordentlichen Talente großes Aufſehen. Es ward der Akademie der Wiſſenſchaften vorgeſtellt: man prüfte es in der Geographie, Geſchichte und ſelbſt in der Geomterie, — und das Kind gab zum allgemeinen Erſtaunen die befriedigendſten Anworten. Der Erzbiſchof wollte es ſehen, und redete es mit der Frage an: Sage mir mein Kind, wo iſt Gott, und du ſollſt auch einen Apfel haben. — Ich will Ihnen hundert geben, ſagte das Kind, wenn Sie mir ſagen können, wo er nicht iſt.

Die Summe der auf unſerer Erdkugel gebräuchlichen Sprachen und Dialekte erreicht die Zahl 3065; hiervon kommen auf Europa 487, auf Aſien 846, auf Afrika 284, auf Amerika 1282, auf Auſtralien 164.

Räthſelfrage.

Was iſt nach dem deutſchen Wortausdrucke: Ein Vergnügling auf dem Tiefknüppel? — Antwort: Ein Dilettant auf dem Fagot.

Wohin dieſe und Jene gehören.

Ein Faſchingsſchwank von Franz Gräffer.

Die Armen nach Geldern.
Die Hungrigen nach Island.
Die ſehr Hungerigen nach Frießland.
Die Ausſätzigen nach Finnland.
Die Kranken nach Heilbronn.
Die Patienten nach Curland.
Die anſtößigen Schriftſteller oder Buchhändler nach Bucharest.
Die Perückenmacher nach Haarburg.
Die Raufbolde nach Tetſchen.
Die Dürftigen nach Brod.
Die Creditloſen nach Siebenbürgen.
Die Ruheliebenden nach Friedau.
Die Friſeurs nach Tours.
Die Spazierenden nach Ganges.
Die Traurigen nach Klagenfurt.
Die ſchwatzhaften Brünetten nach Braunſchweig.
Die Weinenden nach Zähringen.
Die Stolzen nach Grenoble.
Die Auswanderer nach Neuſiedel.
Die Iſraeliten nach Jütland oder nach Judenburg.
Die Rechtsſtudirenden nach Jura.
Die Eierhändler nach Hennegau.
Die Frommen nach Fünfkirchen.
Die Mucker nach Neunkirchen.
Die Eheleute nach Belle-Alliance.
Die Spießbürger nach Halberſtadt.
Die Jäger nach Hetzendorf.
Die Böcke nach Geißlingen.
Die Kahlköpfigen nach Glatz oder Kahlenberg.
Die Kammermädchen nach Zofingen.
Die jungen Leute nach Dinkelsbühl.
Die Höker nach Käsmark.
Die Wagner nach Arad.
Die pauvren Engländer nach Guinea.
Die Mönche nach Kuttenberg.
Die Befragten nach Sagan.
Die Einſamen nach Oedenburg.
Die Wurſtmacher nach Darmſtadt.
Die Aufſchneider nach Mähren.
Die Ehrloſen nach Schandau.
Die Ungeſchickten nach Batſch.
Die Schwachköpfigen nach Holland.
Die Plauderhaften nach Schwaz.
Die Barbiere nach Bartfeld.
Die Lotterieſpieler nach Saz.
Die Kußſüchtigen nach Dortmund.
Die Unthätigen nach Schweinfurt.
Die Unpoetiſchen nach Illyrien.
Die Verſifexe nach Knittelfeld.
Die Prozeſſirenden nach Dortrecht.
Die Kletterer nach Hebenlinden.
Die Schloſſer nach Eiſenſtadt.
Die Weiberfreunde nach Magdeburg.
Die Strebenden nach Erlangen.
Die Verliebten nach Küßnacht.
Die Egoiſten nach Meiningen.
Die Furchtſamen nach Memmingen.
Die Briefträger nach Oporto.
Die Recenſenten nach Rügen.
Die Dichter nach Rheims.
Die Schlafſüchtigen nach Heidelberg.
Die Jungfrauen nach Virginien.
Die Kinder nach Papa.
Die Redſeligen nach Schwetzingen.
Die Geiſteskranken nach Irland.
Die Grauhaarigen nach Montblanc.
Die Lumpenſammler nach Fetz.
Die Milchweiber nach Melk.
Die Kaltblütigen nach Eisleben.
Die Wurſtfreunde nach Salamis.
Die Unreinlichen nach Lauſitz.
Die Schlaffen nach Laxenburg.
Die Hölzernen nach Ofen.
Die Neugierigen nach Lauſchau.
Die Harthörigen nach Ohrenburg.
Die Dummen nach Orſoy.
Die Aushecker ſolcher Späßchen nach Lappland.

Digitized by Google

Nro. 8.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. — Der Glöckner von Notre-Dame. — Die ausgezeichnetſten Verſtorbenen des Jahres 1842. — Der Carneval. — Pot-Pourri.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Biſchof Eylert.

(Fortſetzung.)

Der König nahm dann aber wieder ernſt das Wort und bemerkte, „wie irrig es ſey, wenn faſt allgemein angenommen würde, der Unglaube Voltaire's habe Friedrich angeſteckt und zum Unglauben verführt. Wo der Unglaube die herben Früchte ſündhafter Leidenſchaft, der Bosheit, Habſucht, Selbſtſucht, wie hier, erzeugt, da kann er wohl warnen und abſchrecken, aber nicht verführen, und mußte das fein, tief, edel und menſchlich fühlende Herz des großen Mannes verſchließen. Er konnte es daher in ſeiner Atmoſphäre nicht lange aushalten; er mußte ihn, bei aller Achtung für ſeine geiſtigen Gaben, bei aller Freude über ſeinen unerſchöpflichen Witz, geſchmückt mit dem Zauber der franzöſiſchen Sprache, dennoch von ſeiner Perſon entfernen, zum ſichtbaren Beweiſe, daß er ſeine praktiſchen Grundſätze desavouirte. Ein gläubiger Chriſt war Friedrich allerdings nicht; aber mir iſt, einzelne, ſarkaſtiſche Einfälle abgerechnet, doch auch kein einziges Faktum bekannt, wo er dem poſitiv-chriſtlichen Glauben im Volke feindſelig entgegen getreten wäre. Vielmehr hat er überall und in allen Fällen, wo ganze Gemeinden über kirchliche Neuerungen ſich beſchwerten und namentlich der Einführung moderner Geſangbücher ſich widerſetzten, ſtets zu ihren Gunſten entſchieden und gern ihre Wünſche erfüllt. Das orthodoxe Syſtem war ihm als Volksglaube in ſeiner feſten Konſequenz lieber, als das ſchwankende, periclitirende Neologiſche, und er hat, wo es auf Erhaltung und Bewahrung ankam, jenem, wiewohl es nicht das ſeinige war, doch ſtets in dem ihm beiwohnenden Reſpekt vor dem Antiken den Vorzug vor dieſem gegeben."

„Mit wahrem Aerger habe ich oft hören und vor Kurzem noch leſen müſſen, daß man ihn einen Heiden nannte, der keine Ahnung von der Göttlichkeit des Chriſtenthums gehabt habe. Als ob man, da das Chriſtenthum alle chriſtlichen Völker mit ſeinen hohen Lehren und Inſtitutionen durchdrungen hat und Staatsreligion geworden iſt, auch noch ein Heide ſeyn könnte! Auch der, welcher ihm das Herz abgewendet, hat dennoch, in ſeiner umſchließenden Luft athmend, Vieles, und oft das Beſte, ohne es zu wiſſen, von demſelben in ſich aufgenommen. Die Bibel iſt in Luther's kräftiger Ueberſetzung des Deutſchen, namentlich evangeliſchen Volkes Volksbuch geworden, und ihre überall cirkulirenden Kernſprüche beſeelen und regeln das Denken und Handeln auch da, wo man ſich der heiligen Quelle nicht bewußt iſt. Friedrich kannte von ſeiner Jugend her die heilige Schrift, und ihre vorzüglichſten Sprüche wußte er auswendig; freilich hat er ſie oft ganz verkehrt angewendet, — wer aber mag ſagen, daß die großen und ewigen Wahrheiten, die ſie enthalten, in den vielen ernſten einſamen Stunden, die er liebte, ohne allen Einfluß auf ſeine Denkart, Geſinnung und Gemüthsſtimmung geblieben wären? Ach, der elenden Silbenſtecher und Wortſpießer, die den Menſchen anatomiren und den Menſchen in ſeiner Ganzheit nicht aufzufaſſen wiſſen. „An den Früchten ſollt ihr ſie erkennen!" — ſagt die Bibel. Weſſen Leben war aber reicher an Früchten der Weisheit, der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, der ernſten Pflichtliebe, als das Leben Friedrich's? Können ſolche Früchte wachſen und reifen in einem chriſtlichen Lande ohne Einfluß des Chriſtenthums? Man muß nur nicht bei dem todten Buchſtaben deſſelben ſtehen bleiben, ſondern den lebendigen Geiſt deſſelben in ſich aufnehmen."

Der König ſprach mit hinreißender Beredtſamkeit. Entzückt ſahen wir uns an und Keiner wagte es, den vollen Strom Seiner Rede zu unterbrechen. Dann fuhr Er fort: „Den oft ausgeſprochenen Grundſatz Friedrich's: „Ein Jeder kann in meinem Lande nach ſeiner Façon ſelig werden" kann ich nicht unbedingt gut heißen. Nimmt man ihn individuell in der Anwendung auf einzeln vorkommende ſubjektive Fälle und Perſonen, ſo hat er volle Wahrheit und muß ſtets aufrecht erhalten werden. Kein Menſch, kein Herrſcher hat das Recht, einem Anderen vorzuſchreiben, was er glauben ſoll; der Glaube läßt ſich nicht gebieten, er iſt der freieſte Akt des freien Geiſtes. Der Eine faßt ihn, nach der Beſchaffenheit, Miſchung und Richtung ſeiner Fähigkeiten, mit dem Verſtande, der Andere mit dem Herzen auf, und ſeine Stufen und Bildungsgrade ſind ſo mannichfaltig und verſchieden, als die Menſchen verſchieden ſind. Eine vollkommene Uebereinſtimmung hier iſt ein Unding. Wollte man ſie durch aufgeſtellte Formen äußerlich erzwingen, ſo wäre dieſer äußere Zwang doch nur ein todter Buchſtabe, der ſogar Widerwillen und Abneigung erzeugen würde, da der Geiſt des Menſchen, ſobald er zu denken angefangen, vorzüglich im Gebiete des Religiöſen ſeine Freiheit nicht aufgeben kann, und, ſoll er ſelbſtſtändige Würde behaupten auch nicht aufgeben darf."

„In dieſer Beziehung iſt der Grundſatz Friedrich's: „Jeder kann in meinem Lande nach ſeiner Façon ſelig werden," allerdings richtig, indem er gegen allen intoleranten Sektenhaß ſchützt; aber er wird irrig und falſch, wenn von der ernſten Stellung die Rede iſt, in welcher der proteſtantiſche Regent gegen die proteſtantiſche Kirche ſteht. Dieſe iſt unter dem Beitritt der Fürſten, die zu ihr übergingen, in's Leben getreten, und durch ihre Unterſchrift und Vollziehung hat die Augsburgiſche Confeſſion Sanktion und kirchliche Autorität empfangen. Die Reformatoren haben, um der regenerirten evangeliſchen Kirche die äußere Haltung und Feſtigkeit zu verſchaffen, ſie unter den Schutz der evangeliſchen Landesherren geſtellt und dieſe ſind ihre geborenen Schutzherren. Dieſe ihre heilige Pflicht, die mit Allem, was im Lande intenſiv lebt, auf's Genaueſte zuſammenhängt, iſt durch den weſtphäliſchen Frieden und die Grundſätze, die er baſirt, ihr heiliges Recht geworden und iſt es immer geblieben bis zu dieſer Stunde. Sie müſſen daher die evangeliſche Landeskirche in ihre Obhut nehmen; das kann aber vernünftiger Weiſe nichts Anderes heißen, als ſie müſſen wachen über die Aufrechthaltung und bleibende Geltung der feſten leitenden Grundſätze, die den Geiſt und das Weſen der evangeliſchen Kirche ausmachen, durch welche, und in welchen ſie das geworden iſt, was ſie iſt; wodurch ſie ſich von jeder anderen, namentlich der Römiſch-Katholiſchen, unterſcheidet, und die ſie nicht aufgeben und verlieren kann, ohne ihren eigenthümlichen Charakter zu verlieren. Fehlt

Digitized by Google

dieſe ordnende, zuſammenhaltende, leitende Hand, ſo tritt Willkür ein, und Willkür iſt überall, im Staate, wie in der Kirche, das Schrecklichſte; ſie ſäet, da ſie keine Schranken mehr achtet, die Keime des Verderbens aus, alle Bande werden locker, und Auflöſung iſt die unvermeidliche Folge.

„Ich bin ein entſchiedener Gegner jeder Hierarchie, weil ſie dem Geiſte des Chriſtenthums zuwider iſt; wenn aber die evangeliſche Kirche ohne alles Regiment iſt, und jeder Geiſtliche das Recht und die Freiheit haben ſoll und haben darf, nach ſeiner ſubjektiven Anſicht und Willkür die Sakramente zu verwalten, zu predigen und zu unterrichten, in der einen Gemeinde ſo, in der andern anders, ſo hört aller verknüpfender Zuſammenhang auf, und von einem Glaubensbekenntniß der evangeliſchen Kirche, das ſie doch als ſolche haben muß, kann dann nicht mehr die Rede ſeyn. Sie bewegt ſich dann im Wechſel momentaner Zeitideen, wählt und verwirft, bauet auf und reißt nieder und untergräbt damit den evangeliſchen Volksglauben. Die Kinder haben dann einen andern Glauben, als ihre Väter; häusliche Andacht und Frömmigkeit hat keinen Einigungspunkt mehr; die gemeinſame, öffentliche Andacht verliert allen Reiz, und die Kirche ſelbſt alle bindende Kraft und Autorität. Bindende, zuſammenhaltende, gemeinſchaftliche liturgiſche Formen ſind daher nach dem Vorgange der Reformatoren ein weſentliches Bedürfniß, wie jeder, ſo auch der evangeliſchen Kirche."

„Dieſe vorgeſchriebenen Formen ſind keineswegs das weſentliche, aber ſie ſind das umſchließende, bewahrende Gefäß der Sache, und dieſe verſchwindet oft, wenn man jenes zerſchlägt. Es kommt dabei nur immer auf die individuelle Beſchaffenheit des jedesmal fungirenden Geiſtlichen an, ſo daß er, fern von jedem kalten, todten Mechanismus in die einfache, edle Form den lebendigen und belebenden Geiſt zu bringen weiß. Geſchieht dies, ſo liegt gerade in der feſten Gleichförmigkeit dieſer liturgiſchen Formen und in der ſteten Wiederkehr derſelben ein eigenthümlicher Reiz, indem ſie, nach dem Zeugniſſe der Erfahrung, den chriſtlichen Gemeinden, namentlich den mittleren und unteren Volksklaſſen, um ſo werther und wichtiger erſcheinen, je bekannter und vertrauter ſie ihnen im Wechſel des Lebens und damit ein feſter Führer werden."

„Ich habe viel über dieſe Sache nachgedacht und geleſen, pro und contra; dies iſt meine wohlgeprüfte Ueberzeugung, und kann kein Widerſpruch ſie mir rauben. Den Grundſatz Friedrichs: „Jeder kann in meinem Lande nach ſeiner Façon ſelig werden!" muß ich darum, wenn von der Stellung des Regenten gegen die evangeliſche Landeskirche und ſeiner Obliegenheit gegen ſie die Rede iſt, für einen unrichtigen und gefährlichen erklären, und hat derſelbe leider verderbliche Folgen genug erzeugt, welchen Schranken zu ſetzen die höchſte Zeit iſt."

(Fortſetzung folgt.)

Der Glöckner von Notre-Dame zu Brügge.

(Fortſetzung.)

Inzwiſchen war es Nacht geworden und öde Stille brütete auf der Stadt, — als man plötzlich einige junge Leute, die kurz vorher der ſchrecklichen Scene beigewohnt und das Ihrige dazu beigetragen hatten, den armen Glöckner zu peinigen, mit wilden, bacchantiſchen Sängen durch die menſchenleeren Gaſſen jodeln hörte.

Einer dieſer nächtlichen Schwärmer, der den Ton anzugeben ſchien und dem die Andern nur zu willig folgten, war auch zugleich der Ausgelaſſenſte, der Zügelloſeſte in ſeiner gottloſen Freude. Wer ihn ſo an der Spitze ſeiner Collegen hinjubeln ſah, der hätte wahrhaftig glauben ſollen, die ganze Stadt gehöre ihm und er habe im Geringſten nichts von der öffentlichen Mißbilligung, von der Rache des beleidigten Volkes zu fürchten, wovon er doch erſt vor Kurzem ein ſo ſchreckliches Beiſpiel geſehen hatte.

Und in der That, die Stadt blieb ſtumm und thatlos. Kein Menſch erſchien auf der Straße, den Schändern dieſes heiligen Tages Ruhe gebietend und ſtrafend entgegen zu treten. Das Volk hatte ſein Opfer und geſättigt in Rache, ſchien es die erhaltene Genugthuung zu verdauen und durch eine zweite mörderiſche Scene Ueberſättigung zu befürchten.

Der junge ſtolze Mann trug ein äußerſt elegantes ſpaniſches Coſtume. Ein mit Borden verbrämter Hut ſaß kokett und trotzig auf ſeiner Stirn und ein reicher Sammtmantel fiel in zierlichen Falten von ſeinen Schultern. An den Füßen, mit ſevillaniſchem Leder bekleidet, klirrten große goldene Sporne und das Pflaſter erdröhnte unter ſeinen Fußtritten.

Es war der wohlbekannte, ſehr gefürchtete Dom Felippe, ein Offizier in der ſpaniſchen Armee und naher Verwandter des Vice-Gouverneurs von Weſt-Flandern. Seine Begleiter, ſieben an der Zahl, waren ebenfalls ſpaniſche Offiziere.

In ſeiner Eigenſchaft als Anführer der Truppe, ging Dom Felippe mit gutem Beiſpiel zur Aufmunterung, Ungezogenheiten zu begehen, voraus. Er ſchlug mit den Fäuſten an Thüren und Läden und ſchrie: „Heraus, ihr ehrlichen Bürger! Beim Satan, öffnet die Thüren, ihr ſollt alle gehängt werden!"

„„Ei, Ei, Dom Felippe!"" ſagte der Jüngſte in der Geſellſchaft. „„Ihr ſprecht Frevelworte! Glaubt Ihr wohl, daß nach Euerm diaboliſch dummen Streiche von heute der Satan die Thüre zu Eurer Herrſchaft verfehle? Nehmt Euch in Acht, der Satan hält Wort!""

Ein ſchallendes Gelächter lohnte dieſen göttlichen Witz, wie die Uebrigen dieſen Unſinn zu nennen beliebten.

„Denk' an Jehan Coquerell, ſchöner Glockenſpieler mit Worten!" ſagte ein Anderer.

„„Stille doch, ſtill!"" rief ein Dritter leiſe, indem er ſeine rauhe Stimme zu dämpfen ſuchte. „„Weckt mir die Bauern nicht, die hinter dieſen Mauern eingeſchloſſen ſind; die Kerls haben rauhe Fäuſte und wenn ſie kommen, ſo wollen ſie was wiſſen!""

So eben waren die fidelen Brüder vor der Notre-Dame, mitten auf dem Platze angekommen, auf welchem vor kurzer Zeit der arme Jehan Coquerell ſeinen Geiſt unter ſchrecklichen Schmerzen ausgehaucht hatte. Noch waren die Steine feucht und roth vom vergoſſenen Blute des Glöckners und Dom Felippe gleitete auf dem ſchlüpfrig gewordenen Pflaſter aus und war im Begriffe, einen improviſirten Fußfall zu thun. Glücklicherweiſe ſtützte er ſich im Fallen auf ſeine Rechte, die mit zierlichem Handſchuhe von weißem Dammhirſchleder überzogen war, und verhinderte ſo ſeinen unvermeidlichen Sturz.

Fluchend erhob er ſich. „Zum Teufel," ſchrie er, „das Blut des Gemordeten klebt an meinen Fingern, ich habe den feinen Handſchuh beſchmutzt." Er zog ihn aus und warf ihn im Zorne weit von ſich weg.

„Gib acht," ſagte einer ſeiner Comiltonen, „das iſt die Seele des armen Jehan, die uns ſpuckend hier in den Weg getreten. Ich wette darauf, der Geiſt des Glöckners hat Dir ein Bein geſtellt; Du weißt, wo ein Muſikant begraben liegt oder geſtorben iſt, da geht der Fuß, ohne zu ſtraucheln, nicht vorüber."

„„Narrenspoſſen!"" lachte Dom Felippe; „„ich mache eine Wette, daß der Kerl eine Hundeſeele hatte und ein Feigling war, ſein Leben lang. Wenn er Luſt hat, dieſer Beinſtellende Geiſt, den Reſt der Nacht mit mir zu verbringen, ſo ſoll's ihn, beim Teufel, nicht reuen, mein Gaſt geweſen zu ſeyn. In der That, meine Freunde,"" fuhr er plötzlich, von einer Idee ergriffen, fort, „„es iſt noch bei guter Zeit, laßt uns dieſe Nacht fröhlich und guter Dinge ſeyn. Suche Jeder ſich eine ſchöne Tänzerin zu verſchaffen, ſo etwas treibt ſich auf, zumal bei Nacht; wir wollen einen Ball halten, daß die Teufel jubeln und die Engel ſich die Ohren zuhalten ſollen! Unſer Gebet ſey fröhlicher Jubelſang bei vollen Humpen und Buße wollen wir thun in den Armen ſchöner Tänzerinnen! Ich hoffe, Ihr reſpektirt meine Befehle.""

Digitized by Google

„Wohl geſprochen! wohl geſprochen!“ riefen jubelnd Alle, wie aus einem Munde.

„„Ich gehe,““ ſprach Dom Felippe, „„um Alles zu Eurem Empfange vorzubereiten. Macht ſeine Acquiſitionen, die Damen ſollen mit uns zufrieden ſeyn.““

Sie gaben ſich gegenſeitig das Wort zu einer beſtimmten Stunde bei Dom Felippe einzuteeffen und zerſtreuten ſich ſodann, um die Frauen ihrer Bekanntſchaften einzuladen.

Dom Felippe ſchlug den Weg nach ſeiner Wohnung ein, die am äußerſten Ende der Stadt gelegen war.

(Fortſetzung folgt.)

Die ausgezeichnetſten Verſtorbenen des Jahres 1842.

I. Fürſtliche Perſonen. 1) Mitglieder ſouverainer Fürſtenhäuſer: Der regierende Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin; der Herzog von Orleans; die Prinzeſſinnen Louiſe von Mecklenbueg-Strelitz und Hermine von Oeſterreich; Prinz Johann Karl Günther von Schwaezburg-Sondershauſen. 2) Glieder nichtſouverainer Fürſtenhäuſer: die Füeſten Emanuel von Croy-Soire, Auguſt Longin von Lobkowitz, Feiedrich von Oettingen-Walleeſtein, Aleſſandro Ruspoli; Prinz Eduard von Caeolath-Schönaich; Johann Stourdza, geweſener Hoſpodar der Moldau; die Fürſtin Philippine von Colloeedo-Mansfeld (geb. Gräfin von Oettingen-Katzenſtein-Baldern), Alix von Aremberg (geb. Peinzeſſin von Talleyrand-Perigord), Anna Galizin (geb. Fürſtin von Gruſlen), Joſephine von Forino (geb. Prinzeſſin von Saluzzo), Amalie von Weede (geb. Gräfin von Thürheim), und Peinzeſſin Karoline von Kinsky. 3) Kardinäle: Morozzo (Biſchof von Novara) und Rivarola. Von Mitgliedern ebenbürtiger geäflicher Familien nennen wir den Grafen Ludwig von Schönburg-Hinterglauchau, die Gräfinnen von Stoiberg-Stolberg, Anna von Sinzendoef, Kunigunda von Waldburg-Zeil-Wurzach, Aloyſia von Wurmbrand (geb. Gräfin von Szècheny) und Emma von Lippe-Bieſterfeld. — **II. Staatsmänner.** 1) Dienſtthuende Miniſter: der belgiſche Kriegsminiſter General Buzen und der franzöſiſche Finanzminiſter Humann. 2) Geweſene Miniſter: zwei engliſche, Loed Manners und Maequis v. Wellesley; drei franzöſiſche, Graf de la Ferronaye, Graf Simèon und Barant; zwei ſpaniſche, Calomarde und Giron, Herzog von Ahumada; ein neapolitaniſcher, Ricciaedi; ein braſiliſcher, Marquis von Barbacena; ein würtembeegiſcher, Graf v. Franquemont; ein ſächſiſcher, Baron v. Manteuffel. 3) Geſandte: ein bayeeiſcher, Ritter v. Mieg (am Bundestage), ein ſächſiſcher, Freiherr v. Wirſing (in Stuttgart), ein saediniſcher, Herr v. Blonay (in der Schweiz). (Vom Jahr 1841 iſt nachzuteagen: Sir W. M'Naghten, engliſcher Geſandter am Hofe zu Kabul, und Aiexander Burnes, engliſchee Agent ebendaſelbſt.) 4) Geweſene Geſandte: zwei ruſſiſche, Graf Pozzo di Borgo und Graf Matuscewicz; zwei ſchwediſche, die Grafen de la Gardie und v. Palin. 5) Andeee hohe Staatsbeamte: drei engliſche, Sir Lionel Smith, Sir Michael O'Loghlen und Sie Will. Hay; drei öſterreichiſche, Fürſt Auguſt von Lobkowitz, Freiherr v. Lilienau und Geaf Mitrowsky; drei euſſiſche, Williamoff, Graf Toll und Geneeal Rautenſtrauch; drei preuiſſiſche, Köhler, Delbrück und Tſchoppe; ein ſchweizeriſcher, Laharpe; der Büegermeiſter von Hamburg, Abendroth. 6) Feanzöſiſche Pairs: Herzog von Caſteies, die Grafen Monbadon, Marcellus, Simèon, Peiet de la Lozèee, Rampon, Sesmaiſons, Clapaeède, Davouſt, Panis, die Barone Dufour, St.-Cyr-Nugues und Malouet, Marquis v. Talhouet, auſſerdem de Bayenheim, Moncey, Bertin de Veaux, de Gerando. Engliſche Lords: die Herzoge von Cleveland und von Norfolk, die Geafen von Macclesfield, Munſter, Shannon, Ludlow, Leiceſter, der Marquis von Hertford, die Lords Teynham, Rolle, Congleton, Berwick, Vivian, Hill. Franzöſiſche Deputirte: Jouffroy, Clauzel, Durand de Corbiac, Graf Lascaſes, Caumartin, Voyer d'Argenſon, Alexander de Laborde. Der belgiſche Deputirte Vandenhofen, der geweſene polniſche Senator Geaf Moſtowski. Deutſche Ständemitglieder: Graf von Rechteren-Limbueg (bayeriſcher Reichsrath), Geaf Hieronymus von Einſiedel (Mitglied der erſten Kammer in Sachſen), General v. Leyſer (früher Peäſident der zweiten Kammer in Sachſen), Aſchbach (in Baden), Lorentzen (in Holſtein), Mohr (in Heſſen-Darmſtadt). Amerikaniſche Staatsmänner: Geneeal Morazan, Präſident des Staates Coſta Rica (ermordet), und Gamarra, Präſident des Staates Niederperu.

Der Carneval.

Saphir, der offizielle Witzbold von Wien, hat auch einmal wieder das Carnevalsthema ergriffen; ee ſagt unter Anderm: „Der Carneval iſt nicht nur vor der Thüe, ſondern er iſt ſchon mit der Thüe ins Haus gefallen. Sie ſind ſchon alle da, die Carnevalsgäſte! Die geoße Drehkrankheit, die nicht nur jene Schaafe befällt, die in der Wolle ſitzen, ſondern auch jene Schäfchen, die in Mieder und Crinolins ſitzen; das „Tanzen“, dieſes moderne Gliederreißen; die „Bälle“, dieſe modernen ruſſiſchen Bäder; die „Hausbälle“, dieſe Privat-Töchter-Märkte; die „Pickenicks“, dieſe Armenbüchſen, in die Jedes etwas Kleines hineinwirft und etwas Großes herausnehmen will; die „Soirées dansantes“, dieſe Unterhaltungen, wo der Wirth das Fleiſch für ſich behält und die Beine ſpringen läßt; die „Familienkränzchen“, in welchem ſieben Familien an zwei Mandelkränzchen ihren frugalen Familienſinn einüben, und noch eine Menge Aeten und Weiſen, einen ſchmalen Raum, eine lange Zeit, ein enges Heez, einen weiten Magen, alte Baſen, junge Laffen, dicke Schädel und dünne Waden auszufüllen mit ſchlechten Walzern, mit noch ſchlechtern „Gugelhöpfen“ mit altem Tritſchteatſch und mit neuer Watte! Die Zeit, in welcher der Himmel voller Geigen und die Eede voll Verſatzzettel hängt, iſt da.

Wir Männer haben im Jahre nur einen Lenz — höchſtens zwei, wenn wir noch im Lebenslenze ſtehen. Die Damen dagegen, abgeſehen davon, daß ſie aus dem Lebensfrühlinge gae nicht herauskommen, haben alljährlich zwei Lenze: den in der Natur und den Caeneval. — Ich ſagte zu einem holden Kinde: „Wie 'feeu' ich mich, daß es bald Frühling wird“ — und wollte hinzufügen: „Er blüht ja ſchon auf Ihren Wangen.“ Sie aber unterbrach mich und verſetzte: „Was Frühling — unſer Lenz blüht im Carneval!“ Die Damen ſind bis jetzt immer mit Roſen veeglichen worden. Es gibt keinen Dichter, keinen Verliebten, der ſein Mädchen nicht eine Roſe genannt hätte. Aber die Damen ſind doch keine Roſen. Die Roſen blühen nur im Sommer, die Damen aber — ich kann auch galant ſeyn — blühen das ganze Jahr und haben, wenn ſie wollen, noch dazu gar keine Dornen. — Die Damen gleichen vielmehr den Hyacinthen und Narciſſen; denn dieſe gehen im Winter und im Zimmer auf. Gerade aber im Winter und im Ballzimmer iſt es, wo die Damen aufgehen, als Sterne der Anmuth, als Blumen der Geſelligkeit, des Frohſinns und der Liebenswürdigkeit. Wie ein mildes Klima auf die Blumen einen wohlthätigen Einfluß ausübt, und für ihr Gedeihen wirkt, ſo wirkt auch das Carnevalsklima auf das Gedeihen der Damen, auf ihr blühendes Ausſehen, ihren guten Humor. Die Damen ſind das Gegentheil von gewiſſen Kranken, welche ſich im Winter ſtets unwohl befinden; ſie ſind im Wintee gerade eecht kerngeſund, denn man kann doch nicht glauben, daß, wer im Stande iſt zwei Dutzend Walzer, 7 Dutzend Polka's, 4 Dutzend Schottiſche, 3 Contretänze und 129,731 Erteatouren zu tanzen, keank ſeyn ſoll! Die Damen können nichts dafür, daß ſie geeade im Carneval blühen, ſie ſind ja Blumen, und haben wie die Blumen, ihre eigenen Jahreszeiten. Warum blüht die Roſe nicht im Fe-

Digitized by Google

bruar, das Veilchen nicht im November? — „Das Leben iſt ein Tanz!" ſagt der wieneriſche Philoſoph Strauß, welcher das „Leben Jeſu" nicht geſchrieben hat. Ich aber ſage, das Leben unſerer Damen iſt nicht nur ein Tanz, es ſind unendlich viele Tänze. — Glauben Sie nicht, meine Damen, daß ich hier als Kreuz- und Bußprediger gegen das Tanzen auftreten will! Ich gehe ja ſelbſt gern auf den Ball, zwar nicht um zu tanzen; aber um Sie zu ſehen; um zu ſehen, wie Sie ſo reizend geſchmückt auf den Wellen der Muſik dahingaukeln, wie buntgeflügelte Schmetterlinge; — nicht doch, — wie Genien; — wie aus ihren ſchönen Augen der Frohſinn leuchtet; — wie um die Lippen der heitere Scherz lächelt, wie um das Näschen die Schalkhaftigkeit ſich lagert; wie Sie ſo in ihrem Elemente walten, Pfeile verſenden, abſichtlich und abſichtslos, reizen, verlocken, hinreißen, entzücken, verliebt oder verrückt machen, was Beides auf daſſelbe hinausläuft.

Nun zum Carneval! Er iſt, wenn wir ihn als moraliſche Perſon gelten laſſen, ein großer Wohlthäter der Menſchheit. Was wären z. B. ohne Carneval die Modenhändlerinnen, die Schneidermamſellen, die Friſeure, die Muſikanten, die Tanzmeiſter? Was wären ſelbſt z. B. die Nachtwächter? denn weil es am Carneval die ganze Nacht lebhaft auf den Straßen iſt, ſo können ſie ſchlafen. Es iſt der Carneval für ſie die einzige Zeit im Jahre, wo ſie ruhig ausſchlafen können. Was wären ferner die Gaſtwirthe, welche nur darum Säle bauen, damit darin getanzt wird, ohne Carneval? was die Schuh- und Handſchuhmacher, die Blumenhändler und die Verfertiger von Eau de Cologne? — Und was wären endlich die Männer im Allgemeinen? — Denn gäbe es keinen Carneval, ſo hätten ſie keine Gelegenheit, zart, elegant, zuvorkommend, ſchwärmeriſch, galant, intereſſant, ſchüchtern und wieder heldenmüthig, ausdauernd, beweglich, raſch, gewandt zu ſeyn. Und was iſt ein Mann ohne alle dieſe Eigenſchaften, dieſe Vorzüge? nicht einmal ein Eisbär! Denn wenn dieſer einmal in's Tanzen kommt, ſo tanzt er wenigſtens mit Ausdauer. —

Ich komme bei dieſer Gelegenheit auf zwei Sorten von Ballbeſuchern zu reden, welche Ihnen, meine Damen, gewiß recht fatal ſind.

Die Einen davon das ſind die Ballſitzer. Dieſe kommen auf die Bälle, um ſich in's Nebenzimmer zu ſetzen und Bier, höchſtens einen Markgräfler zu trinken.

Die Anderen könnte man Eckenſteher nennen. Die ſtellen ſich in die Ecke, lorgnettiren die Damen und rühren ſich nicht vom Flecke, wenn auch hundert der Schönſten ſitzen bleiben.

Sie ſehen alſo meine Damen, daß der Carneval, eben ſo wie er Ihnen zum Vergnügen gereicht, er auch einer zahlreichen Menſchenklaſſe Vortheil bringt.

Als die Iſraeliten, da ſie um das goldene Kalb tanzten, den Carneval aufbrachten, hatten ſie keine Ahnung davon, welchen Nutzen es den künftigen Geſchlechtern bereiten würde; ſonſt hätten ſie die Erfindung vielleicht für ſich behalten. Die Iſraeliten tanzten damals um des Goldes willen; wir aber geben das Geld her, um des Tanzes willen. Das liegt nun freilich in der Verſchiedenheit der Zeitalter. Abgeſehen aber auch davon, ſo greift der Carneval in alle Lebensverhältniſſe wohlthuend und zweckförderlich ein. Unſere Zeit, die ſo ganz der Politik hingegeben iſt, verlangt Bewegung, ruft Bewegungsparteien hervor. Wer aber ſetzt uns, und namentlich die Damen, mehr in Bewegung, als der Carneval? Die Aerzte rufen immerfort: Bewegung! Bewegung! Die Philoſophen lehren: Erkenne Dich ſelbſt. Wo aber erkennet ſich Einer beſſer, als wenn er auf der Maskerade einen Narren macht? — Die Pietiſten predigen: Wir ſollen uns kaſteien und unſer Kreuz tragen. Wo, meine Damen kaſteiet man ſich aber mehr und trägt ein ſchwereres Kreuz, als wenn man einen ſchlechten Tänzer hat? — Die Pädagogen lehren: Eile mit Weile! Wo aber wird mehr mit Eile geweilt, oder mit Weile geeilt, als wenn ein Paar nicht fort kann? — Die Homöopathen ſagen: Gleiches mit Gleichem. Wie macht man aber eine raſche Polka anders unſchädlich, als daß man eine noch raſchere darauf tanzt? — In der Aeſthetik heißt es: Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang. Auf dem Balle heißt es: Der Walzer iſt kurz, die Pauſe iſt lang. — Die Staatsmänner wünſchen nichts dringender, als Gleichgewicht. Wo aber wird das Gleichgewicht mehr in Anſpruch genommen, wenn auch mancher darüber hinausgeht, als beim Tanze? Und wo, ich frage die Herren! gilt es mehr, beim Uebergewicht des Champagners das Gleichgewicht zu halten, als beim Tanze. Das ſind unſere Erfahrungsſätze, meine Herren! —

Und, nun zum Schluß zu kommen, iſt der Carneval auch die Narrenzeit. Die Männer, wenn ſie ſich auch ſonſt von den Damen für Narren halten laſſen, geſtehen es doch nicht ein; im Carneval aber machen ſie freiwillig die Narren und fallen nicht aus ihrer Rolle. —

Darum, meine Damen! tanzen Sie in Gottes Namen; tanzen Sie, ſo viel Ihnen geſund und dienlich iſt; denn der Tanz iſt die angenehmſte Beſchäftigung, der Tanz verſchönert Sie, wenn das noch möglich iſt, und der Tanz — der Tanz hat ſo Mancher von Ihnen — erröthen Sie nicht! — ein Herz erobert, auf deſſen Beſitz Sie heute noch ſtolz ſind.

Pot-Pourri.

Ein Schreiben aus Hamburg berichtet die auffallende Thatſache, daß das Schauſpiel „Nacht und Morgen" daſelbſt in zwölf Tagen ſechsmal gegeben worden iſt. Das Orcheſter war bei jeder Vorſtellung für Zuſchauer ausgeräumt, und wer nicht abonnirt, mußte drei Tage vorher Plätze beſtellen. Auch wird bei ſtets vollem Hauſe Halm's „Sohn der Wildniß" und Iffland's „Verbrechen aus Ehrſucht" gegeben. Das heißt Theaterliebhaberei!

Oeconomiſches.

Bei einem Brunnen, der 40 Fuß hoch, ſo dick mit Stickluft angefüllt war, daß weder Licht noch Pulver darin brannte, wurden 180 Quart ſiedendes Waſſers mit ſolchem Erfolge angewendet, daß nach dem Hinabgießen von dem dadurch entſtehenden Dampfe in einer Viertelſtunde die Luft völlig gereinigt war.

Zeitungs-Anzeige.

In einer Wiener Zeitung fanden wir folgende Anzeige: „Ein beſonders ſchöner Original-Schweizer-Stier iſt billig zu verkaufen." — Original-Rindvieh gibt es alſo wenigſtens in einer Zeit, wo über den Mangel des Originellen geklagt wird.

Wohin dieſe und Jene gehören.

Ein Nachtrag zum vorigen Sammler.

(Eingeſandt.)

Die Bierbräuer nach Gerſthofen und Hopfenau.
Die Beſcheidenen nach Wenigmünchen.
Die mit Rheumatismus Behafteten nach Schwitz.
Die Säufer nach Weinheim.
Die Unmäßigen nach Speyer.
Die Tarok-Spieler nach Solothurn.
Die Jagdliebhaber nach Mittenwald.
Die Schmutzigen nach Baden.
Die Stutzer nach Modena.
Die Kaminkehrer nach Rußland.
Die heirathsluſtigen Mädchen nach Mannheim.
Die Verliebten nach Roſenthal und Himmelſtein.
Die Verheiratheten nach Kreuznach.
Die von ihren Liebhabern verlaſſenen Mädchen nach Peterwardein und Andernach, von da über Wartburg nach Altdorf und Graubündten.

Druckfehler. Im Sammler Nro. 5. iſt in der letzten Strophe des Gedichtes auf der letzten Seite zu leſen: Geiſtes-Lohe, ſtatt Geiſtes-Lehn.

Digitized by Google

№. 9
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. — Der Glöckner von Notre-Dame. — Pot-Pourri. — Buntes.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Biſchof Eylert.

(Fortſetzung.)

„Die Praxis Friedrich's,“ — bemerkte ich — „war jedoch dabei beſſer, als ſeine Theorie.“ — Wie ſo?“ — fragte der König.

„Der General v. Rüchel hat mir erzählt, daß er einer Taufe in Potsdam beigewohnt habe, bei welcher Friedrich Gevatter ſtand. Der taufende Feldprediger glaubte ſeine Sache recht gut zu machen in einer Lobrede auf Friedrich den Großen, und da auch der Vater des Kindes ein tapferer, vom Könige geſchätzter General war, ſo concentrirte der Geiſtliche ſeine Wünſche für den Täufling darin: „nicht daß er ein frommer Chriſt, ſondern auch einſt ein Held und der Ehre würdig werden möge, von Friedrich über der Taufe gehalten zu ſeyn.“ Als er nun aber gar, ſtatt der vorgeſchriebenen Taufformel: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geiſtes“ ſagte: „Friedrich! ich taufe Dich im Namen Friedrich des Großen,“ trat dieſer vor und ſprach: „Halt Prieſter! Er iſt ein Narr. Was? auf meinen Namen will Er das Kind taufen? Was hat es denn, wenn ich geſtorben bin? Taufe Er nach kirchlicher Vorſchrift, oder ich laſſe einen Anderen holen.“

Zitternd gehorchte der arme, thörichte Mann.

„Vortrefflich!“ — ſprach der König — „excellent! Sehen Sie, ſo tief lag bei aller mißverſtandenen Aufklärung doch die Ehrfurcht vor dem Göttlichen in ſeiner Bruſt und er ertrug ſolche profane Karikatur nicht.“

Der König ſah nach der Uhr. Gegen Seine Gewohnheit war es ſpät geworden. Er ſtand auf und entließ uns. Zu mir ſagte er noch beſonders: „Sie haben es als einen Beweis meiner Achtung und meines Vertrauens anzuſehen, daß ich mich ſo umſtändlich über einen Gegenſtand expectorirt habe, über den ich ſonſt nicht oft und nicht gern rede. Können, wenn ich hier bin, mal wieder Ihren Weg nach Sans-ſouci nehmen.“

Dankbar und ſtill vergnügt ging ich, belehrt und geweckt, nach Hauſe, und noch Alles im friſchen Gedächtniſſe tragend, ſchrieb ich die merkwürdige Unterredung auf, wie ich ſie hier wörtlich treu mitgetheilt habe.

Nebſt Paretz und Sans-ſouci war und blieb dem Könige vorzüglich lieb die Pfauen-Inſel. Mitten im Havelſtrome, eine kleine Meile von Potsdam, gelegen; nach der Nord- und Südſeite von bewachſenen Hügeln eingeſchloſſen, im Weſten mit der Ausſicht nach Potsdam, im Oſten mit dem Blicke nach Spandau; beſchattet von alten, prächtigen Eichen; reich an größeren und kleineren, gut erhaltenen grünen Raſenplätzen; geſchmückt mit Blumen, vorzüglich Roſen, und belebt von Thieren allerlei, größtentheils ſeltener Art, — iſt dieſe Inſel ein lieblicher Aufenthalt, den in ſchöner Jahreszeit ein eigenthümlicher Zauber umfließt. Das kleine idealiſch gebaute, romantiſch ſituirte Schloß athmet in ſeinen meiſt kleinen Gemächern eine anſprechende Vertraulichkeit, und die ganze Einrichtung bezeichnet die Beſtimmung für ein ſtilles, behagliches Familienleben. Die beiden Thürmchen auf der höchſten Spitze ſind, vermittelſt einer im Freien ſchwebenden, bequemen Brücke, mit einander verbunden, und von hier aus das ſtille, friedliche Thal in ſeiner reichen Mannichfaltigkeit und Harmonie zu überſchauen, gibt eine Stimmung und gewährt einen Genuß, der erquickt und erhebt.

Alles auf der Inſel, die etwa eine Meile im Umfange haben mag, trägt das ſanfte Gepräge einer heiteren reichen Ruhe, die ſich von ſelbſt dem Gemüthe mittheilt, und jedem wird hier wohl um's Herz; die ſtille Einſamkeit und Abgeſchiedenheit, die hier waltet, iſt dennoch eine ſanfte belebte. Das im Schatten liegende, reich mit Blumen geſchmückte Schweizerhaus des Kaſtelans und Hofgärtners, das Kavalierhaus, die Meierei mit den zerſtreut liegenden kleinen Wohnungen der Arbeiter, das große prächtige Palmen- und Gewächshaus beleben das Bild, und die im Walde weidenden Rehe und Hirſche, die vorüberziehenden Heerden ausländiſcher Schafe und Ziegen, die gemeſſen einherſchreitenden Pfauen, und das fröhliche und friedliche Leben der Sangvögel und Tauben, — alles Dieß gibt dem freundlichen Aufenthalte einen ſanften, idylliſchen Charakter. *) Das Gefühl der Abgeſchloſſenheit, Sicherheit und Ruhe, das hier von allen Seiten, namentlich in ſtillen Morgen- und Abendſtunden, das Gemüth wohlthuend anhaucht, gibt zum äußeren Frieden den innern, und wer den contemplativen Naturgenuß liebt, der kann ihn hier finden.

Wohl nie hat es einen mächtigen, regierenden Herrn gegeben, der ſo verſchloſſen war für alle erkünſtelten Genüſſe der Pracht und des Luxus, und ſo offen und empfänglich für die ſtillen und ſanften Eindrücke der Natur, als Friedrich Wilhelm III. Von allen Seinen ländlichen Beſitzungen ſchien keine Ihm mehr zuzuſagen, als die Pfauen-Inſel. Es lag in dem Könige ein Hang zur Einſamkeit, eine Liebe zur Stille. Gern hing Er derſelben nach, und Er entfernte Alles, was Ihn darin ſtören konnte. Dies hatte er auf der Inſel in ſeiner Gewalt, da, dem Publikum nur an beſtimmten Tagen geöffnet, und oft von Tauſenden gleichzeitig dann beſucht, ſie doch bei Seiner Anweſenheit für Jedermann geſchloſſen war, und kein Fremder herübergeholt, auch außer der beſtimmten Fähre an andern Uferſtellen nicht gelandet werden durfte.

Unterbrochen, geſtört, ermüdet, oft auch verſtimmt von täglich wiederkehrenden, durch den ganzen Tag gehenden Anſprachen, Anläufen, Bitten, Querelen und Zudringlichkeiten, eilte Er mit einem Gefühl von Sehnſucht nach dem ſtillen, friedlichen Eilande, wo Er für ſich, und die Mittags- und Abendſtunden mit Seiner Familie allein war. Wenn Er das Schiff betrat, um herüber zu fahren, knöpfte Er gewöhnlich unwillkürlich den eng angeſchloſſenen Rock auf und lüftete die freier athmende Bruſt. So wie Er den erſten Schritt auf's Ufer gethan hatte, ging Er langſam, ſchlendernd, mit den Händen auf dem Rücken, im Ausdruck Seiner Stimmung, nach Seinem kleinen Wohnzimmer, wechſelte die Kleidung, und Alles an Ihm, vorzüglich Sein mildes Angeſicht, bezeichnete Ruhe und Behaglichkeit.

*) Dieſer idylliſche Charakter iſt ſpäterhin durch die Aufnahme und Aufbewahrung vieler ausländiſcher wilden Thiere getrübt, wenn gleich das Intereſſante und Lehrreiche des Ortes dadurch vermehrt wurde.

Digitized by Google

Nachdem Er ſich mehrere Stunden in Seinem Kabinet aufgehalten, die dort hingelegten eingegangenen Sachen durchgeſehen, ſie mit Marginal-Bemerkungen, Frag- und Ausrufungszeichen vermittelſt eines Bleiſtiftes bezeichnet, in den meiſten Fällen auch das Contentum der zu gebenden Antwort hinzugefügt hatte, trat Er frei ins Freie, und hier muß man Ihn geſehen und beobachtet haben, um zu wiſſen, daß auch ein belaſteter König ein glücklicher ſeyn kann, wenn er ein reiner, edler, gemüthlicher Menſch iſt. Nun durchſtrich Er die Inſel nach allen Richtungen hin, bald leſend in einem Buche, das Er gewöhnlich in der Hand hatte, bald ſinnend umherſchauend, ſich lehnend an einen Baum; bald ſetzte Er ſich auf einen der vielen Ruheplätze; bald ſtand Er innig heiter vor einem Blumenbeete ſtille, bald unterredete Er ſich mit den Hirten, oder erfreuete vorübergehende Kinder.

Hier hatte Er an der Seite Seiner ſchönen, edlen, anmuthsvollen Gemahlin, noch unberührt von dem Unglück der Zeit, in der erſten ſüßen Gatten- und Vaterfreude glückliche Jahre verlebt. Alle, welche das hohe, friſche, jugendliche, Königliche Ehepaar damals geſehen und Augenzeugen dieſer heiteren Harmonie, die Ihre Herzen beſeelte, geweſen ſind, ſprechen mit Entzücken davon. Man erzählt darüber eine Menge Anekdoten, von denen die eine noch lieblicher iſt, als die andere.

Eines Tages im Sommer 1799 waren zwei Reiſende aus England nach der Pfaueninſel gefahren, und unbekannt mit dem Verbote, an einem Punkte fern von der gewöhnlichen Fähre, wo Niemand ſie bemerkt, ans Land geſtiegen. Nichts wiſſend, daß die Königliche Familie anweſend ſey, gingen ſie in früher Morgenſtunde vergnügt umher, als ihrer der Hofmarſchall v. Maſſow anſichtig wurde, der ihnen befahl, umzukehren und ſofort die Inſel zu verlaſſen. Die beiden Reiſenden nahmen aber einen Umweg, und auf dieſem begegnete ihnen ein Herr und eine Dame, ohne alle Begleitung und ſo einfach gekleidet, ſo ungekünſtelt in Haltung und Weſen, daß ſie keine Ahnung davon hatten, wer ſie waren. Der ungekannte Herr aber fragte ſie: „wie ihnen die Inſel gefiele?“ und als ſie ihre Freude über ihre Lage und Kultur ausgedrückt, forderte die ungekannte Dame ſie freundlich auf, mitzugehen; ſie, bekannt hier, würden ihnen gern Alles zeigen. „Wir thäten's gerne,“ — antworteten die Engländer — „aber der Herr Hofmarſchall hat uns ſo eben zurückgewieſen, und befohlen, gleich die Inſel zu verlaſſen. Ihre Majeſtäten der König und die Königin ſollen hier ſeyn; und dann iſt Fremden der Zutritt nicht geſtattet.“

„So ſchlimm iſt's nun eben nicht,“ — ſprach die freundliche ſchöne Frau — „kommen Sie nur mit, wir wollen Sie ſchon entſchuldigen; der Herr v. Maſſow iſt unſer guter Freund.“ So gingen alle Viere in heiteren geiſtreichen Geſprächen, in welchen die Dame mit Entzücken über England ſprach, lange mit einander, und namentlich erfreute Beide das dreiſte, kecke Urtheil der Engländer. Aber, wie erſtaunten dieſe, als ſie, in der Nähe des Schloſſes angekommen, vor demſelben ehrerbietig ſtehend, die Dienerſchaft in Königlicher Livrée erblickten und Herr v. Maſſow das Dejeuner ankündigte! Nun erkannten ſie mit freudigem Schrecken den König und die Königin. Sie wollten ſich entſchuldigen; die herzgewinnende Güte der Königin entfernte jede Verlegenheit, und der König ſprach: „Treten Sie näher, meine Herren! Frühſtücken Sie mit uns. Nach der ſchönen Morgenpromenade, denke ich, wird's uns ſchmecken.“

Alles, was das Hofleben, ſeiner Natur nach, Abgemeſſenes, Feierliches und Beengendes hat, mit allen ſeinen Formen hergebrachter Etiquette, wurde hier abgelegt. Der König hatte ſich zwar ſehr in Seiner Gewalt und verlor, auch wenn Er froh war und ſich gehen ließ, nie Seine Haltung. Aber dieſe Haltung war eine innere und in Seinem Innern war Er ſtets frei und folgte Seiner Neigung, da Er in der Reinheit und Lauterkeit Seines Weſens Nichts zu verbergen und zu verſtecken hatte. In den Stunden, die Er dem ſtillen Naturgenuſſe widmete, hatte Er aus Seiner Umgebung auch nur ſolche Perſonen um ſich, mit denen Er ſympathiſirte, und ſo gab Er ſich ganz hin, wie Er war. Hier mußte man Ihn ſehen und hören, wenn man Ihn, den Menſchen, wollte kennen lernen; da konnte man Ihn durchſchauen, denn Sein Inneres wurde ein Aeußeres.

Die idealiſche Natur und glückliche poetiſche Stimmung der Königin, die in Ihrer friſchen, ſchönen Jugend Alles im roſenfarbenen Lichte anſah und auffaßte, bedurfte gar keiner äußeren angenommenen Form; denn Ihr ganzes Weſen umfloß der Zauber weiblicher Anmuth. Man denke ſich dieſes glückliche Ehepaar in ſeiner friſchen Jugend, umgeben von aufblühenden, lieblichen Kindern, auf der Pfaueninſel, im Beſitze alles deſſen, was das Leben Reiches, Prächtiges und Herrliches hat, und doch im einfachen Naturgenuſſe, entfernt von allen Reizmitteln der Kunſt und Verwöhnung, in ſich glücklich und befriedigt, und man kann in Wahrheit behaupten, daß es wohl nie einen König gab, der glücklicher war, als Friedrich Wilhelm III. es damals war.

(Fortſetzung folgt.)

Der Glöckner von Notre-Dame zu Brügge.

(Fortſetzung.)

Dom Felippe, der ſeit mehreren Jahren die Hauptſtadt Weſt-Flanderns bewohnte, hatte ſich während dieſer Zeit bei den Einwohnern derſelben durch ſeinen ausſchweifenden Lebenswandel und die Schlechtigkeit ſeines Charakters verhaßt gemacht. Kein Bürger der Stadt, der die Rechtlichkeit liebte, wollte etwas mit ihm zu ſchaffen haben; ſeine Gegenwart ſchon entehrte ein Haus und die Familien, die er beſuchte, wurden eben ſo wenig geachtet, als er ſelbſt. Die Verdorbenheit ſeines Wandels hatte ihren Grund in der blinden Nachſicht ſeines Verwandten, des Gouverneurs, der, durch ihn ſelbſt und falſche Freunde geblendet und irrig belehrt, den Rohheiten und gröblichſten Vergehen des Vagabunden ungeſtraft durch die Finger ſah, während er gegen andere Perſonen, die eines Vergehens überwieſen, ja oft nur eines ſolchen verdächtig ſchienen, mit der äußerſten Strenge verfuhr und keine Nachſicht kannte. Dom Felippe prahlte wohl gar mit ſeiner Verworfenheit und ſchien es ſich ausdrücklich vorgenommen zu haben, gegen die Geſetze der Religion und Frömmigkeit zu handeln. Abgeſehen davon, daß er jeden Freitag und an allen gebotenen Faſttagen Fleiſch aß, wählte er auch abſichtlich jene Tage und Stunden, die zum Gottesdienſte beſtimmt ſind, zu ſeinen Schlemmereien. Kein Kirchenfeſt unterbrach ſeine weltlichen Vergnügungen. Am Tage aller Seelen hielt er Orgien und ſchlüpfrige Bälle. Nichts war ihm heilig, die erhabenſten religiöſen Handlungen ſchienen für ihn Gegenſtände der Lächerlichkeit. Er verbrachte ſeine Tage in Trunkenheit, in ſchändlichen Ausſchweifungen. Obſchon noch jung und von angenehmem Aeußern, war er dennoch vertraut mit allen Laſtern, und mit Hand und Herz gleich bereit, das größte Verbrechen zu begehen.

Dies hatte er heute durch den Mord des Glöckners von Notre-Dame auf's Genügendſte bewieſen, denn Niemand anders als er und ſeine teufliſchen Helfershelfer hatten die ſchrecklichen Mißhandlungen und den grauſamen Tod des Unglücklichen, der doch ſo unſchuldig war, veranlaßt und herbeigeführt.

Es war den Roués eingefallen, da ſie vor Langeweile nicht wußten, was ſie beginnen ſollten, indem der ſtille Freitag keine Unterhaltung für ſolche Menſchen bietet, ſich durch eine Seitenthüre, die zufällig nicht geſchloſſen war, und in das Innere der Kirchengewölbe von Notre-Dame führt, einzuſchleichen. Es gelang ihnen unbemerkt die Glockenſtube, die dem armen Jehan Coquerell zugleich als Wohnung diente, zu erreichen, woſelbſt ſie den Glöckner ganz allein antrafen. Um nun einen originellen Spaß zu haben und ſich an der abergläubigen Beſtürzung der frommen Brüggener beluſtigen zu können, wollten ſie den Glöckner zwingen, die große Sturmglocke zu läuten. Als ſich dieſer

Digitized by Google

aber in allem Ernſte ihrem frevelhaften Begehren widerſetzte und durchaus ihren Wunſch nicht erfüllen wollte, ſperrten ſie den Armen in der Glockenkammer ein, verſchloſſen die Thüre von außen und ergriffen nun ſelbſt das Seil der mächtigen Lärmglocke, die ſie mit frevelhafter Gewalt in Schwung brachten, während ſie, zur größeren Beluſtigung, auch das Glockenſpiel in Bewegung ſetzten.

Der gefangene Thürmer wollte verzweifeln, allein er konnte nichts thun, dem Unfuge zu ſteuern. Er wollte ſich in ſeiner Herzensangſt auf die brummende Rieſenglocke werfen, um ihren Flug einzuhalten, er wollte — da plötzlich ſtürzte die Thüre zertrümmert zu ſeinen Füßen und ein wüthender Volkshaufe ſtürmte, wie die verheerende Fluth durch den zerriſſenen Damm, racheſchnaubend herein.

Der Unglückſelige, taub von dem Alles erfüllenden Schall der ehernen Stürmerin, ſah ſich im Augenblicke von eiſernen Fäuſten gepackt und auf's Schrecklichſte mißhandelt, ehe er nur ein Wort reden, noch eine Rede ſeiner Feinde verſtehen konnte.

Die Miſſethäter hatten ſich indeſſen auf demſelben Wege, den ſie gekommen waren und eben ſo unbemerkt, durch die allgemeine Beſtürzung des Volkes noch begünſtigt auf ihrer Flucht, wieder entfernt, und kein Menſch ahnte auch nur im Geringſten die wahren Urheber dieſes öffentlichen Scandals. Jehan Coquerell war bekannt als ein Trinker, und Niemand zweifelte daran, daß er im Rauſche den Unfug getrieben, um die gute Stadt in Aufruhr zu bringen und ſie in ihren frommen Betrachtungen zu ſtören.

Gerade zur rechten Zeit hatte Dom Felippe durch einige Dolchſtöße dem unſchuldigen Glöckner den Mund auf ewig geſchloſſen, denn der Anblick dieſes Abſcheulichen hatte in dem Mißhandelten alle Lebensgeiſter zurückgerufen, um von jenem auf immer — vernichtet zu werden.

Die Freunde Dom Felippe's hatten indeſſen getreulich Wort gehalten. Alle erſchienen ſie zur beſtimmten Stunde und Jeder führte ein Liebchen, prächtig aufgeputzt zum Ball, am Arme. Die Damen waren alle mehr oder weniger mit der frommen Lebensweiſe der Libertiner bekannt und ſo in ihre Myſterien eingeweiht, daß ſie nicht nöthig hatten, gegenſeitig vor einander zu erröthen.

Dom Felippe war ſeinerſeits nicht müßig geblieben und hatte ſein ganzes Haus auf's Glänzendſte eingerichtet, ſo würdige Gäſte zu empfangen. Alle Gänge waren mit den ſchönſten Teppichen belegt und ſchon von Weitem roch man das Aroma der feinſten Parfümerieen. Aus hohen, prächtigen Spiegeln ſtrahlte rings umher tauſendfältiger Kerzenglanz und ließ in einer magiſchen Perſpective die beleuchteten Säle als endloſe Gallerien, mit unzähligen Lichtern decorirt, erſcheinen.

Ein herrliches Mahl ſtand aufgetragen, und während man ſich im Speiſeſaale an allen möglichen Fleiſchſorten, auf's Köſtlichſte zubereitet, und an den feinſten, feurigſten ſpaniſchen Weinen labte, ſchickte Dom Felippe einen ſeiner Diener in die Stadt, um Muſikanten für den Ball zu beſtellen. Der Bote kam jedoch zurück und meldete, daß an dieſem heiligen Tage, um keinen Preis in der Welt, ein Spielmann zu bewegen ſey, ſein Inſtrument in die Hand zu nehmen. Dom Felippe ſchickte einen zweiten, einen dritten Diener — umſonſt, ſie kamen mit derſelben Nachricht zurück, es wollte Niemand ſein muſikaliſches Talent am Charfreitage verkaufen.

„In die Hölle mit Euch, Ihr Schurken!“ rief Dom Felippe, glühend von Zorn; „Eure Trägheit, Euer Ungehorſam iſt's, die ihr mir ſtets beweiſet, wenn ich ſie am wenigſten erwarte! Ich will ſelber gehen und einen Fiedler ſuchen, der uns zum Tanze aufſpielt, und ich finde einen, bei meiner armen Seele! ich bringe einen Muſikanten mit und ſollte es der Teufel ſelbſt ſeyn!“

Mit dieſen Worten verließ er eiligſt den Saal und trat mit haſtigen Schritten hinaus in die Finſterniß der Nacht.

Der Mond war hinter ſchwarze Wolken getreten und kaum ſah man die blaſſen undeutlichen Ränder deſſelben durchſchimmern. Kein Windhauch bewegte die Luft und Grabesſtille herrſchte in den langen Straßen. Geheimnißvoll ſchweigend ragten die hohen Häuſerreihen in die ſchwarzblaue Luft, und Dom Felippe ſah auch nicht ein einziges Fenſter beleuchtet. Auch ließ ſich nah und fern kein Geräuſch vernehmen, als das, welches ſeine Fußtritte verurſachten, und hin und wieder einen herumſchwärmenden Hund verſcheuchte, die einzigen lebendigen Weſen, die ihm auf dem nächtlichen Gange aufſtießen. Als er eben in eine noch dunklere Seitengaſſe einbog, ertönte die Stunde der Mitternacht vom hohen Thurme der Notre-Dame herab. Unwillführlich, ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft darüber geben zu können, ob es aus Schrecken oder Aberglauben geſchah — bebte der nächtliche Wanderer ſchaudernd in ſich zuſammen; — in demſelben Augenblick gewahrte er einen Mann, der ihm auf der Seite der gegenüberſtehenden Häuſerreihe entgegen kam.

„Mein Freund,“ rief Dom Felippe den Unbekannten an, indem er auf ihn zuging; „vermögt Ihr mir nicht einen oder einige Muſikanten nachzuweiſen, die ſich, gegen ein anſtändiges Salär, bereitwillig finden laſſen, einer angeſehenen Geſellſchaft von noblen Cavalieren und Damen zum Tanze aufzuſpielen?“

„„Euer Gnaden,““ antwortete der Fremde in zuvorkommendem Tone; „„Euer Gnaden hätten ſich an Niemand beſſer wenden können, als an mich, denn wie Ihr ſeht,““ fuhr er fort, indem er eine Geige nebſt Fiedelbogen unter ſeinem Ueberkleide hervorzog, „„bin ich ſelbſt ein armer Violiniſt, der gerne zu jeder Stunde bereitwillig iſt, ſo hohen Herrſchaften mit ſeinem geringen Talente zu dienen. Gewiß, ich bin nicht eitel, aber ich darf mir ſchmeicheln, einer der beſten Spieler in ganz Brügge zu ſeyn. Ihr ſollt eine herrliche Ballmuſik haben, wie Ihr noch keine hattet und ſo bald auch nicht wieder bekommt, wenn Ihr mich würdig haltet, unter Eure vornehmen Gäſte zu treten. Nur erlaubt, daß ich mir von meinem Patron, der mir dieſe ſo glückliche als unerwartete Begegnung verſchaffte, eine gute Leuchte erbitte, denn — —““

„Der Satan iſt Dein und mein Patron! Verdammter Schwätzer!“ ſchrie Dom Felippe, außer ſich vor Freude. „Laß den Patron beim Teufel und folge mir ſchnell!“ —

Der Geiger antwortete mit einem trocknen, grillenden Lächeln, nahm ſeine Violine unter den Arm und folgte ſo ſchnell als möglich dem ungeduldigen Stürmer.

Der Muſikant war ein Mann von zweifelhaftem Alter; man hätte ihn für einen Greiſen halten können, wenn dem nicht ſeine grellen, ſtechenden Augen, die wie zwei blank geſchliffene Dolche aus ihren Höhlen glänzten und von jugendlicher Energie zeugten, widerſprochen hätten. Sein Wuchs war hoch aufgeſchoſſen und mager, ſein Rücken gekrümmt und unter die ſchwarzen ſtruppigen Haare, welche ihm bis tief in die Stirne herabhingen, waren viele weiße gemiſcht, was Dom Felippe im Mondenlichte gewahren konnte, von welchem nunmehr die Wolken verſchwanden. Ein ironiſches, finſtres Lächeln ſchwebte fortwährend auf den dünnen Lippen dieſes Mannes und eine dunkle Kappe, in der Mitte getheilt, auf beiden Seiten nach den Schultern herabhängend, gab ihm ein düſtres, unheimliches Ausſehen. Seine übrige Kleidung beſtand aus grobem, dunklem Zeug mit ſchwarzem Ueberwurf, ſo ungefähr, wie ſich in jener Zeit ein ernſter Kantor, oder ein armer Künſtler trug, der, ſeines Geſchäftes wegen, ſich durch eine äußere, wenn auch ärmliche, Wohlanſtändigkeit auszeichnen mußte.

Als Dom Felippe den Unbekannten in ſeine Wohnung führte, fingen ſeine Hunde, die im Hofe angebunden waren, ein entſetzliches Geheul an und weder Schläge noch Beſänftigungsworte ihres Herrn, vermochten die Beſtien zu beruhigen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Pot-Pourri.

Nekrolog.

Am 27. Febr. ſtarb zu Paſſau der 70 Jahre alte Hauptmann **Karl Edlinger** des Infanterie-Regiments Seckendorff. Im Jahr 1790 als Tambour, bei dieſem Regimente (Pfalzgraf Wilhelm von Birkenfeld) zugegangen, trug ihn ſein Verdienſt nach und nach zum Grade eines Hauptmanns. In den denkwürdigen Feldzügen von 1797, 99, und 1800 gegen Frankreich — 1805 und 1809 gegen Oeſterreich, — 1807 gegen Preußen — 1812 und 1813 gegen Frankreich hat der würdige hochverehrte Veteran ſeine Treue und Tapferkeit beurkundet. Im Gefechte bei Steinach in Tyrol zeichnete er ſich beſonders aus und ward mit einer öffentlichen Armee-Belobung geehrt. Am 8. Dezember 1831 ſchmückte des Königs Gnade ſeine Bruſt mit dem Ludwigs-Ehrenkreuz. Auch das Ehrenzeichen für Deutſchlands Befreiungs-Kriege zierte ſie. Eine ſo ſeltene Reihe kriegeriſcher Verdienſte, auf unerſchütterlicher Treue und dem rechtſchaffenſten Charakter begründet, hat dem edlen Verblichenen die allgemeinſte Achtung des Regiments erworben, das ſeinen Verluſt aufrichtig beklagt. Nicht minder hatte ſich derſelbe der aufrichtigſten Achtung und Liebe der Einwohnerſchaft Paſſau's ſtets zu erfreuen.

Ein weiblicher Grenadier.

Alexandrine Roſe **Barreau**, iſt dieſer Tage zu Avignon geſtorben. Sie hatte, um die Gefahren ihres Gatten und Bruders zu theilen, zur Zeit der Republik in einem Grenadierbataillon bei der Armee der Weſtpyrenäen Dienſte genommen, und ſich durch Wunder der Tapferkeit ausgezeichnet. Am 13. Auguſt 1793 wurde ihr Bataillon beordert, die Redouten zu Alloqui zu ſtürmen. Dieſe furchtbar verſchanzte und mit Geſchütz wohl verſehene Stellung wurde vom Feinde hartnäckig vertheidigt. Alexandrine focht an der Seite ihres Gatten und Bruders; Letzterer wurde tödtlich verwundet, und auch Erſterer von einer Kugel getroffen. Dieſes doppelte Unglück entflammte den Muth der Heldin. „Ehe ich Euch Beiſtand leiſte, muß ich Euch rächen!" rief ſie, und ſtürzte dann, die dritte in der Reihe, auf die Redoute zu, die alsbald erobert wurde. Ihre neun Patronen waren bereits verſchoſſen, als ein Spanier ihr auf den Leib ging. Sie wich ihm geſchickt aus, ſpaltete ihm den Kopf mit einem Säbelhieb, bemächtigte ſich ſeiner Patrontaſche, und verließ das Schlachtfeld erſt, als es vom Siegesgeſchrei ertönte. Dann eilte ſie zu ihrem Gatten, verband ſeine Wunde, trug ihn ins Lazareth, und pflegte ihn bis zu ſeiner Geneſung, wo dann Beide zu ihrem Bataillon zurückkehrten. Ihre Tapferkeit erwarb ihr (der Erſten ihres Geſchlechts) die Aufnahme in die Invalidenanſtalt zu Avignon, wo ſie am 29. Januar d. J. ſtarb, und mit allen militäriſchen Ehren beerdigt wurde.

Löhnung im 30jährigen Krieg.

Die Löhnung der Schweden und Kaiſerlichen im dreißigjährigen Krieg war zum Erſtaunen groß. Das Geld ſtand in viermal höherem Werth als jetzt, und doch erhielt jeder ſchwediſche Oberſt monatlich 184, jeder Gemeine 3½ Rchsthlr. Folgender Tarif wird es noch beſſer zeigen: Ein Obriſt alſo erhielt 184 Rchsthlr. 16 Gr.; ein Oberſtlieutenant 80 Rchsthlr. 7 Gr.; ein Hauptmann 61 Rchsthlr. 2 Gr.; ein Lieutenant 30 Rchsthlr. 2 Gr.; ein Führer, Fourier, Muſterſchreiber, Roſtmeiſter 7 Rchsthlr.; Trommler und Pfeifer 4 Rchsthlr.; Korporale 6 Rchsthlr.; Rottmeiſter 5 Rchsthlr.; Gemeine 3 Rchsthlr. 12 Gr.; Paſſavolanten d. h. Gemeine, die aber außer dem Treffen Offizieren als Bediente zugegeben waren 3 Rchsthlr.; Chirurgen und Profoße 12 Rchsthlr. Die Kaiſerlichen zahlten noch höher. Dieſe hatten unter andern Chargen auch einen — **Rumormeiſter**, der über die Soldatenweiber die Aufſicht führte.

God save the King.

Aus der gegenwärtig erſcheinenden Schleſingerſchen Sammlung der Nationallieder aller Völker entnehmen wir die intereſſante hiſtoriſche Notiz, daß das allgemein bekannte engliſche Volkslied „God save the King" von Henry Carrey am Vorabend der Inſurrection zu Gunſten des Kronprätendenten Jakob Stuart im J. 1715 componirt iſt. Der Aufſtand ſchlug fehl und die Melodie ſchlummerte bis zum Siege des Admiral Vernon 1740, wo der Componiſt bei einem Gelage das Lied ſang, doch ſtatt Jakob den Namen Georg ſetzte. Dr. Arne ließ es, 1745, als ein neuer Kronprätendent auftrat, im Deurylane-Theater zum erſtenmal ſingen. Der Componiſt ſtarb 1743. Das deutſche Volkslied: „Heil dir im Siegeskranz" hat der Pfarrer Heinr. Harries zu Brügge bei Kiel gedichtet, und wurde 1795 zum erſtenmal auf dem Berliner Nationaltheater geſungen.

Wohlfeiles Brod.

Man kocht Kürbiſſe in Waſſer, bis dieſes ganz dick wird und nimmt dieſe Abkochung ſtatt des Waſſers beim Teigmachen. Auf dieſe Weiſe erhält man vortreffliches Brod und wenigſtens ¼ mehr, das ſich ſehr lange und gut hält. Zur Bereitung des Hausbrods bedient man ſich auch mit Vortheil des mehligen Rückſtands welchen man beim Bierbrauen erhält. Aus 10 Pfund dieſes Teigs, 1 Pfund Hefe, 5 Pfund Mehl und einer Hand voll Salz erhält man 12 Pfund nahrhaftes, wohlſchmeckendes ſchwarzes Brod.

Trüffelbau.

Mit der Kultur der **Trüffeln**, die ein franzöſiſcher Gutsbeſitzer im Dordognedepartement entdeckt hat, iſt es, den neueſten franzöſiſchen Blättern zufolge, Ernſt. Man weiß jetzt, daß ſie in der Nähe oder im Schatten einer beſondern Eichenart vorzüglich gedeihen, und jener Gutsbeſitzer hat ſeit Jahren ſchon eine bedeutende Anzahl jener Eichenart gepflanzt. Sollte der Mann in dieſem Jahre wirklich, wie er ſich ſchmeichelt, einige hunderttauſend Franken aus ſeiner Trüffelzucht löſen, ſo wird dieſer Bau — als ein Seitenſtück zum Seidenbau — gewiß viele Concurrenten finden.

Buntes.

„Wie zweckmäßig und wohlthätig iſt der Wechſel der Jahreszeiten" — exklamirte der Pädagog. „Worin mag wohl der Vortheil dieſes Wechſels beſtehen? Warum freut ſich z. B. Dein Vater auf den Frühling?" — „„Weil wir dann **keine Schuhe** mehr brauchen"" — antwortete der Kleine.

Lehrer: Wie viel Stunden hat der Tag? — **Schüler**: Fünf und zwanzig. — **Lehrer**: Fünf und zwanzig? Wie ſo denn? — **Schüler**: Nun, Sie ſagten ja erſt vorhin, daß der Tag ſchon um eine Stunde zugenommen habe.

Jemand ſchrieb an einen Bekannten: „Ich bitte Sie, mir auf einige Tage Schiller's **Karl Mohr** zu leihen."

Der Magnetvogel.

Möcht' ein Magnetvogel werden!
Eilends würd' fliegen ich himmelwärts,
Und was ich liebte auf Erden,
Zög' ich empor zu mir Herz an Herz.

Was mich gedrückt, bliebe liegen
Unter mir ſchwer, ein vergangener Traum,
Ich mit dem Liebſten würd' fliegen
Selig im Licht durch der Sterne Raum.

Sagt man, daß auf der Erden
Solch ein Magnetvogel Mährchen ſey.
Meyn' ich, mein Herz könnte werden
Doch ſo ein Vogel, wird's erdenfrei.

Juſt Kerner.

Digitized by Google

Nro. 10
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. — Der Glöckner von Notre-Dame. — Der Carneval 1843 in Augsburg. — Eine Anekdote von Friedrich dem Großen. — Buntes. — Des Reiters Roſſe.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Biſchof Eylert.

(Fortſetzung.)

So war das Leben unſeres Königs, der Königin und Ihrer Familie, in einer Reinheit, Heiterkeit und Unſchuld, wie man es auf Herrſcher-Thronen ſelten, vielleicht nie geſehen hat. Ich erinnere mich dabei einer Familienſcene, die lieblich und einfach das anmuthige Bild wahrer häuslicher Glückſeligkeit darſtellt. Nach aufgehobener heiterer Tafel auf der Pfauen-Inſel im Freien, unter alten ſchattigen Eichen, fragte die Königin: „Wo ſind die Kinder?“ Und es wurde geantwortet: „Sie ſind alle dort auf der Landzunge und ſpielen auf der Wieſe.“ — „Können wir ſie da nicht überraſchen, liebſter Freund?“ — ſagte die Königin zum Könige. — „Ja,“ — antwortete er — da müſſen wir mit der Gondel einen Umweg durch's Rohr nehmen, ſo daß ſie uns vorher nicht ſehen.

Das geſchah; und der König ſelbſt ruderte ſtill, langſam und leiſe, die Königin ſtand in ihrer hohen, edlen Geſtalt aufrecht im Schiffe, und ihr ſeelenvolles, mütterliches Auge ſah ſpähend nach dem bezeichneten Orte, und liſpelte, je näher man demſelben kam: „Sachte, ſtille!“ Und nun ſprang ſie und der König an's Ufer, und die Kinder jauchzten fröhlich auf, ihren Eltern entgegen, und dieſe umarmten ſie der Reihe nach mit inniger, froher, friſcher Zärtlichkeit, wie als wenn ſie dieſelben ſeit acht Tagen nicht geſehen hätten.

„Papa!“ — fragte der Kronprinz — „wo ſind Sie hergekommen?“ Der König antwortete: „Durch's Schilfrohr!“ — „Das iſt ſcharmant!“ Auf die Frage: „Warum?“ ſagte er: „J — im Rohre iſt gut Pfeifen ſchneiden.“ — „Wie verſtehſt du das?“ — „Das heißt: Kluge Leute wiſſen die Umſtände zu benutzen.“ — „Wenn Du das auf Dich anwenden wollteſt; welche Pfeife würdeſt Du dann jetzt ſchneiden?“ Und der Kronprinz antwortete mit der ihm eigenthümlichen Anmuth: Dann würde ich bitten, daß wir hier auf der Wieſe unſere Abend-Milch genießen dürften und Alle, Alle, froh zuſammen blieben.“

Der König reichte dem hohen edlen Jünglinge ſcherzend die väterliche Hand; die Königin drückte ihn innig an ihr glückliches Mutterherz, und ſeine kindliche Bitte wurde erfüllt.

Die ganze Geſellſchaft lagerte ſich auf ausgebreiteten Teppichen. Die Königin lehnte ſanft ihr Haupt an die Schulter des Königs, Seine Hand in der ihrigen haltend. Fröhlich ſpielten die lieblichen königlichen Kinder umher. Alles war bei einem frugalen Mahle in ſanfter, heiterer Stimmung. Nach einem ſchönen Sommertage ging prächtig die Sonne unter, und aus dem nahen Gebüſche ertönte wie Abendſegen die ſanfte Abendmuſik der Garde-Hautboiſten. Eine heilige, fromme Ruhe umſchwebte die ſchöne patriarchaliſche ländliche Scene, und daß die Erde ein Vorhof des Himmels werden kann, fühlte Jeder. Dies Gefühl drückte ſich durch feierliche Stille aus, die Keiner unterbrechen mochte; denn für das Unausſprechliche hat die Sprache keine Worte. Die Königin blickte im Ausdruck tiefer heiterer Ruhe nach der untergehenden Sonne hin; ihr Blick war Gebet, Dank und Freude. Ihr Angeſicht ſchien wie verklärt, und ſeit ich ſie ſo geſehen, hat keines ihrer Bilder, auch das beſte und gelungenſte nicht, mir ferner ein Genüge thun können.

Solche erquickenden Genüſſe eines ſtillen Familienglückes können in allen Ständen, auch den unterſten, wenn den Hausvater und die Hausmutter der rechte Sinn dafür beſeelt, ſtattfinden. Aber eben das Allgemein-Menſchliche darin, das in jeder reinen Bruſt, ſie ſchmücke Stern und Ordensband, oder umſchließe ein härener Kittel, Anklang findet, iſt das Göttliche. Göttlicher Natur iſt urſprünglich jeder Menſch; aber ſie auszubilden, zu nähren, zu befeſtigen, daß das Göttliche in ihr vorherrſchend werde, iſt des verſuchten Lebens ſchwere Aufgabe. Würdig gelöſ't, ſo viel es nach menſchlichen Kräften möglich iſt, finden wir ſie in dem Leben des Königs und der Königin. Nie hat Ihr hoher Stand und Rang, nie irdiſche Macht und Herrlichkeit das Göttliche in Ihnen unterdrückt und verdunkelt; unter allen Wechſeln eines viel und ſchwer geprüften Lebens war das Rein-Menſchliche, beſeelt von ungeſchminkter, chriſtlicher Frömmigkeit, Ihre Natur, und den milden, zarten Sinn für alles Wahre, Schöne und Gute haben Sie bewahrt bis an Ihr Ende.

Bei den prächtigſten, herrlichſten Hofesfeſten, die mit der reichſten Freigebigkeit gegeben wurden, hat man den König, der keiner Eitelkeit fähig war, oft verſtimmt, unluſtig und verſchloſſen geſehen; wo Er aber heiter, geſprächig, offen und glücklich war, war es nur immer da, wo Er Seiner natürlichen Stimmung für das Ungeſuchte, Einfache und Naturgemäße ſich hingeben konnte.

Ach, wie viele ſüße Erinnerungen der ſchönen Tage, die Er mit Seiner Gemahlin ungetrübt auf der Pfauen-Inſel verlebte, trug Er in ſich! Wie führte Alles, was ſie einſt an Seiner Seite hier eingerichtet, angeordnet und verſchönert hatte, Ihr theures, liebes Bild vor Seine Seele, und wie war Ihm, eben in dieſen ſanften, wehmüthigen Nachklängen in der Tiefe Seiner Bruſt, dieſer Ort ſo beſonders lieb und werth!

Auf der äußerſten öſtlichen Spitze der Inſel, da, wo die Ausſicht eine trübe, ſchwermüthige Färbung hat, ließ Er nach dem Tode der Königin eine offene, einfache Halle bauen und ſchmückte ſie mit ihrer wohlgetroffenen Büſte. Dahin ging Er gern, und verweilte daſelbſt oft lange in ernſten Betrachtungen. Gewöhnlich machte Er dieſen Weg ohne alle Begleitung; einmal forderte Er mich auf, mit Ihm zu gehen. Als Er die Halle betrat, ſah Er ſinnend die Büſte an und ſetzte dann hinzu: „Eine ernſte Stelle, wo ich lieber denke und fühle, als höre und rede.“ Es wurde alſo gar nicht geſprochen, und als Er nach geraumer Zeit aufſtand, ſeufzte Er aus tiefer Bruſt: „Das Weſen dieſer Welt vergeht!“ Ich wollte daran einige Worte des Troſtes knüpfen, aber Er ging darauf nicht ein; machte vielmehr eine Bewegung mit der Hand, die mir zu erkennen gab, Er wolle nicht geſtört ſeyn. Er liebte überhaupt das Inſichgekehrtſeyn und war ſchweigſamer, intenſiver Natur. Was Ihn am Angelegentlichſten beſchäftigte und am Tiefſten bewegte, verſchloß Er gewöhnlich in Seiner Bruſt. Schweigen war Ihm eine wichtigere Kunſt, als Reden, und Nichts war Ihm mehr zuwider, als leeres Geſchwätz. Was nicht inneren Gehalt, Grund und Boden hatte, wies Er gewöhnlich mit dem Worte

Digitized by Google

zurück: „Redensarten!" Er liebte in allen Dingen Tiefe, Klarheit und Kürze, was darüber hinaus war, nannte Er naiv: „Emballage." Alle, die je in Seiner Nähe waren, haben Ihn ſtets würdevoll, oft feierlich, ruhig, heiter und wohlwollend, Wenige aber nur geſprächig, und die Allerwenigſten beredt geſehen und gehört, was Er im hohen Grade ſeyn konnte und war, wenn die Wichtigkeit des Gegenſtandes es mit ſich brachte und Er ſich dazu aufgelegt fand. War Er in einer religiöſen Stimmung und ging dieſe in eine ſanfte Wehmuth und Sehnſucht über, ſo wollte Er durch Nichts darin geſtört ſeyn.

Langſam und ſchweigend ging Er auch jetzt nach dem Schloſſe zurück und entließ mich; der vorher angekündigte gemeinſchaftliche Abend-Thee wurde abgeſagt. Des andern Tages ſagte mir der Adjutant, Oberſt von Witzleben, daß der König ſpät noch denſelben Weg zur Halle der ſeligen Königin bei'm Mondſchein gemacht, und bei'm Schlafengehen geſprochen habe: „Die Stille und Ruhe der Nacht hat mir wohlgethan. Die Wahrheit des bibliſchen Ausſpruches: „Wenn Ihr ſtille bliebet, ſo würde euch geholfen," habe ich auf's Neue wieder an mir beſtätigt gefunden." So war Sein Gemüth: Er wandelte vor Gott und war fromm.

Aber je mehr es Ihm damit ein heiliger Ernſt war, je ſtiller war Er. Er hielt dann Seine Kraft zuſammen; mochte ſie nicht durch Worte zerſplittern, oder ſich zerſplittern laſſen. Bei aller Neigung zur Andacht, hat man nie Andächtelei, nie eine Geräuſch machende Frömmigkeit an Ihm bemerkt. Das reine Gefäß, worin Er den geiſtigen Duft des ewigen Lebens ſammelte, hielt Er gern verſchloſſen.

In der Nähe der Pfauen-Inſel, ihr ſchräg gegenüber, liegt nach der Südſeite ein anmuthiger, mit hohen Fichten bewachſener Hügel; die Ausſicht auf demſelben iſt halb geſchloſſen und bekommt darin etwas Vertrauliches. Die Pfauen-Inſel liegt, wie in einen Rahmen eingefaßt, als ein heiteres Bild im Thale und man ſieht ſie in allen ihren Gruppen, ihren äußeren Umriſſen nach. Auf dieſer ſtillen Höhe ſammelt ſich gern, wie von ſelbſt, das Gemüth: es wird ihm wohl und „hier möchte man Hütten bauen." Der König ließ hier eine Hütte bauen, und zwar, — Keiner wußte warum, — ein ruſſiſches Blockhaus, mit allen ihm eigenthümlichen nationalen Einrichtungen und nach einem Plane, den Er von einem ruſſiſchen Baumeiſter in St. Petersburg hatte kommen laſſen. Zum Kaſtellan machte Er einen geborenen Ruſſen mit Namen Iwan, — ein ſchöner alter Mann mit langem weißem Bart, in der bequemen ruſſiſchen National-Tracht.

Als ein Jahr darauf der ruſſiſche Kaiſer Nicolaus I. und ſeine Gemahlin, die Kaiſerin, zum Beſuche in Berlin und Potsdam waren, die noch nichts von dieſem Baue wußten, führte ſie der König dahin. „Siehe," — ſprach Er zu ſeiner Tochter Charlotte — „ein ruſſiſches Bauerhaus. Es iſt eine vollkommen treue Copie des Blockhauſes, das Dir ſo wohl gefiel, und in welchem wir froh waren, als ich euch in Petersburg beſuchte. Du wünſchteſt Dir damals ein ſolches Haus, und meynteſt, man könne darin eben ſo vergnügt ſeyn, als in einem Kaiſerlichen Pallaſte. Dies Dein Wort habe ich behalten und zum Andenken daran gerade ein ſolches Haus hier Dir zu Liebe erbauen laſſen. Heute wollen wir froh es einweihen, und nach dem Dir theuerſten Namen ſoll es heißen für immer: Nicolskoë."

Welch' ein patriarchaliſches, glückliches Familienfeſt! Es läßt ſich nur mitempfinden, nicht beſchreiben. Dem Reinſten und Beſten, was der König dachte und that, drückte Er auch immer gern das Gepräge der Pietät auf. Später ließ Er auf demſelben Hügel, in der Nähe des Blockhauſes, eine ſchöne Landkirche für die Bewohner der Pfauen-Inſel und der benachbarten Gegend bauen. Aus dem Fichtenwalde ſchauen Haus und Kirchthurm in's ſtille Thal hinab; gern blickt man zu dieſer Höhe hinauf. Vorzüglich ſchön iſt hier, von Bäumen umſchattet, der trauliche Weg an den Ufern der Havel. Und wenn am Abend die Glockentöne durch's Thal hallen und das Herz zur Andacht ſtimmen, gedenkt man gern des unvergeßlichen Herrn, der hier glücklich war und glücklich machte. Der König beſuchte Sonntags oft dieſe Bergkapelle, und erbauete ſich, wie in Paretz, gern in einer Landkirche, wo es am Stillſten geſchehen konnte.

Als ſie erbauet werden ſollte, fragte mich der König: „ob ich einen tüchtigen, frommen, jungen Geiſtlichen, der ſich für dieſe Stelle eigne, kenne?" Nach dem Wunſche des Hofgärtners Fintelmann auf der Pfauen-Inſel ſchlug ich ſeinen Vetter, den er hatte erziehen und bilden laſſen, den Kandidaten und Lehrer am königlichen Kadetten-Korps, Fintelmann, um ſo lieber vor, da derſelbe in ſeinen theologiſchen Prüfungen wohl beſtanden, und die beſten Zeugniſſe über ſeine wiſſenſchaftliche und ſittliche Ausbildung mir vorgelegt hatte. Wiewohl ich damit meinen Vorſchlag motivirte, ſo ging der König doch nicht darauf ein, und ſchwieg, ſo daß es ſchien, als ſey er nicht geneigt, die Bitte zu erfüllen. Als aber der Kirchenbau langſam zu Stande kam und ſpäter das hohe Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten drei andere wahlfähige Kandidaten in Vorſchlag brachte, ſtrich der König dieſe drei Namen aus und ſchrieb, Seinem guten Gedächtniße und Herzen treu, den Namen Fintelmann darüber. Nachher ſagte Er mir: „Ich habe abſichtlich den jungen Mann in Ungewißheit gehalten und warten laſſen, um zu ſehen, wie er ſich inzwiſchen verhalten würde; und nun, da alle über ihn eingezogenen Erkundigungen zu ſeiner Ehre ſprechen, habe ich ihm um ſo lieber und ruhiger die Stelle gegeben."

(Schluß folgt.)

Der Glöckner von Notre-Dame zu Brügge.

(Schluß.)

Die Geſellſchaft hatte ſich indeſſen, während Dom Felippe's Abweſenheit, von der Tafel erhoben und in den Ballſaal begeben, allwo ſich ihrer die gräßlichſte Langeweile bemeiſterte, die man deutlich auf allen Geſichtern leſen konnte. Der Anblick des traurigen Geſellen, welchen Dom Felippe mitbrachte, war keineswegs dazu geeignet, die Wolken des Unmuthes von den Phyſiognomien zu verſcheuchen und mit einer Art von Widerwillen ſtellten ſich die Gäſte mechaniſch zur Quadrille an.

Die Erſcheinung des unbekannten Geigers wirkte übrigens betäubend auf alle Gemüther, eine gewiſſe Unbehaglichkeit, eine geheime, räthſelhafte Angſt ſchien ſich der Geiſter bemächtigt zu haben. Die Lichter verbreiteten einen bläulich falben Glanz und drohten zu erlöſchen; eine unfreundliche Zugluft hatte ſich erhoben und bewegte die Draperien und ſeidenen Vorhänge, daß ſie ſich bauchend dem Fremden entgegenſchwellten; die Hunde bellten fort und unheimliche Nachtvögel, vom Sturme, der draußen erwacht war, gepeitſcht, flogen ängſtlich krächzend an die Fenſter....

Man hatte in der Eile dem Muſiker einen erhöhten Sitz bereitet, auf dem er gravitätiſch Platz nahm. Einen Augenblick lang ließ er ſeine kleinen, funkelnden Augen mit jenem beißenden Lächeln über die Geſellſchaft ſchweifen, dann nahm er die Violine hervor, räuſperte ſich und ſetzte den Bogen an....

Der erſte Ton, den der geheimnißvolle Muſikant den Saiten entlockte, fuhr wie ein elektriſcher Schlag durch die Glieder der Anweſenden, ſodann flogen die Tanzenden dahin, wie von unſichtbarer Macht getrieben. Sie durchkreuzten ſich nach allen Seiten, die Füße ſchwebten ohne Geräuſch über den Boden. Schnell und immer ſchneller drehte ſich der ſchwindelnde Reigen und immer geſchwinder nahm der Geiger den Takt. Es kam den Tänzern nicht in den Sinn, einen Augenblick ausruhen zu wollen, und hätten ſie es gewollt, ſie würden nicht gekonnt haben, denn ſie waren nicht Herr ihrer Bewegungen, die Füße ſchienen einem fremden Willen zu gehorchen. Keuchend, triefend von Schweiß, hüpften und ſprangen ſie immer toller, als gält es mit Wahnſinnigen um die Wette zu toben. Der Fiedler ſelbſt gerieth in Extaſe, die Kappe, welche bisher ſein Haupt bedeckt hielt, war ihm entfallen

Digitized by Google

und enthüllte eine große Glatze; der Kopf ging hin und her und markirte alle Bewegungen des Fiedelbogens, indeſſen der Fuß den ſtürmiſchen Takt trat.

Sein ganzer Körper zitterte, ſeine Augen flammten, ſein Geſicht, auf die Violine geneigt, lachte in wilder Freude und ſeine halb geöffneten Lippen ſchienen mit innigem Wohlbehagen jeden neuen Ton zu verſchlingen, den er dem Inſtrumente entlockte. Es waren bizarre, nie gehörte Klänge, bald voll und kräftig, dann wieder weich, ſchmelzend, angenehm, rauſchend, ſchmetternd, donnernd und ſchneidend, verbunden und zuſammenfließend durch meiſterhafte, unbegreifliche Uebergänge. Bald glaubte man die letzten Seufzer eines Sterbenden zu vernehmen, bald wieder hörte man das Wimmern eines Kindes, das Koſen der Liebenden und das entſetzliche Wehgeſchrei der Verdammten im glühenden Pfuhle des Verderbens.

Der ſchreckliche Geiger hatte vergeſſen, ſeine Handſchuhe auszuziehen; dieſer Umſtand hinderte ihn aber keineswegs an der Ausführung ſeiner außerordentlichen Kunſtleiſtung. An dem rechten Handſchuh bemerkte man Blutſpuren, vermuthlich von einer Wunde herrührend, die er ſich während ſeinem wilden Spiele geritzt hatte....

Indeſſen war der Tanz immer ſtürmiſcher, immer ausgelaſſener geworden. Ohne Ordnung ſprangen die Tanzenden durcheinander, inſtinktmäßig dem Takte der Geige folgend. Schleier und Buſentücher der Damen, Bänder und Schuhe flogen und ſtoben im Saale umher. Das verwirrte Angſtgeſchrei, welches ſich von den Lippen der Tanzenden löſte, ward durch die grinzenden Striche des Fiedelbogens übertönt. Die Buſen der Frauen hüpften in bacchanaliſchem Tumulte, die Lungen der Cavaliere keuchten erſchöpft und der ganze Boden des Saales war feucht vom Schweiße, der von den Leibern der Tanzenden troff — und dennoch hielt kein Herr ein, dennoch ſprach keine Dame: es iſt genug! —

Da plötzlich warf der Geiger ſeine Violine weit von ſich, mitten in den Saal, und rief dreimal mit ſchrecklicher Stimme:

„Singe, ſinge, ſinge! Jehan Coquerell!“....

Und die Geige fuhr fort zu ächzen, zu ſeufzen und weinen, als wenn eine unſichtbare Hand den Bogen führte über ihre gehorſamen Saiten.

Plötzlich ſprang der Muſikant in die Mitte des Saales, ſeine Augen rollten wie feurige Räder in wilder Freude; er ergriff mit ſeiner blutigen Rechte die Hand des Dom Felippe, der einen ſchmerzhaften Schrei ausſtieß. Einige Blutstropfen fielen auf den Boden; die andern Tänzer reichten ſich ebenfalls die Hände und folgten dem Kreislauf des Dom Felippe, der fortwährend von dem Geiger um die Violine herumgezogen ward. Die Diener, verblüfft, bezaubert von der Neuheit dieſes Schauſpiels, ſchloſſen ſich, einander die Hände reichend, dem tollen Ringeltanze an; das Haus erbebte, ſeine Grundpfeiler wankten, Spiegel, Gemälde, Lüſters, Draperie, Möbel, Alles was ſich im Saale befand, verließ ſeinen Platz und tanzte um die myſteriöſe Geige mit den nach Luft ſchnappenden Tänzern. Die Violine indeſſen hörte nicht auf zu ſpielen und der Muſikant rief in Einem fort:

„Singe, ſinge, ſinge, Jehan Coquerell!“

Nach und nach warfen die Kerzen einen immer matteren Schein von ſich — die Fenſter flogen auf und ein eiskalter Windſtoß fuhr durch den Saal — ein greller Blitzſtrahl zuckte durch die Wipfel der Bäume im Garten bis unter die Reihen der Tanzenden — eine Saite ſprang auf der Violine, ein herzzerreißender Schrei des Geigers beantwortete den melodiſchen Ton der gebrochenen Corde — ein heftiger Donnerſchlag — das ganze Haus erbebte. — — —

Erſt gegen Mittag des andern Tages fiel den Nachbarn die Todesſtille auf, die im Hauſe Dom Felippe's herrſchte. Man war des Lärmens in dieſer Wohnung ſo gewohnt geworden, daß man endlich wagte, als ſich auch gegen Abend noch keine Spur von Leben in dem Hauſe zeigte, die Thüre zu erbrechen, um dem räthſelhaften Verſtummen der Bewohner auf den Grund zu kommen.

Rund um den Saal herum im Kreiſe fand man eine ſchreckliche Gallerie von Todten — die Leichen der Geſellſchafter und Diener des Dom Felippe ausgeſtreckt, nur er ſelbſt und der Geiger waren verſchwunden. Die Violine lag zerſchmettert mitten im Saale, und hatte den Anſchein, als ob ſie ein Blitzſtrahl gerührt hätte. Den blutigen Handſchuh, welchen man an der Hand des Muſikanten bemerkt hatte, fand man neben dem Inſtrumente. Es war derſelbe, den Dom Felippe Abends vorher durch Zufall vom Blute des Glöckners geröthet, im Zorne von ſich geworfen hatte.

Vor Tagesanbruch, in demſelben Augenblicke als die Saite auf der Violine ſprang und einen melodiſchen Ton von ſich gab, hatte man den Leichnam des armen Glöckners von Notre-Dame aus dem Waſſer gezogen und ihn im Stillen zur Ruhe gebracht.

Das Haus des Dom Felippe wurde angezündet und den Flammen zum Raube gegeben.

Noch bis heute bewahrt die Volksſage das Andenken an dieſe verruchte Begebenheit.

Der Carneval 1843 zu Augsburg.

Die Begehung des Carnevals, namentlich der letzten Tage beſchränkte ſich bisher in Augsburg auf das Herumlaufen einzelner Masken am Abend, wo man in Wirths- und Kaffeehäuſern Bekannte aufſuchte und etwa neckte, wer zu necken verſtand. Sonſt ſah man nur Masken auf den Redouten und Bällen der geſchloſſenen Geſellſchaften. Dieſes Jahr ſollte es anders ſeyn und es bildete ſich, nach dem Muſter der Städte am Rhein ein Verein junger Leute, welcher ſich den Namen:

„Ungeheure Heiterkeit“

beilegte. Derſelbe beſchloß, nachdem die Zahl der Mitglieder wohl auf 200 angewachſen war, einen öffentlichen Maskenzug zu veranſtalten, wozu auch die polizeiliche Genehmigung erfolgte. Daß derſelbe ſeine Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit löſte, haben wir ſchon den Leſern der „Augsburger Abendzeitung“ ſeiner Zeit mitgetheilt, und es bleibt uns nur noch übrig, hier eine Beſchreibung des Zuges zu geben, welcher auf folgende Weiſe arrangirt war:

I. Abtheilung. I. Ein doppelter Policinello (beritten). II. Ein Rieſe in Pierrot-Kleidung, mit Laterne und Wegweiſer nach „Lachhauſen zeigend. III. Ein Anführer des Muſikkorps als Fra Diavolo. IV. 25 Mann Muſiker in Uniform, die Janitſcharenmuſik als Mohren. V. Die Jungfrau von Orleans (zu Wagen). VI. Mephiſto (beritten). VII. Ein Schulfuchs. VIII. 4 koloſſale Hühner und 1 Hahn. IX. Ein Heer von Pierrots, Harlequins und Pantalons. X. Ein Geſpann mit einem Herrn und einer Dame. XI. Der ſteinerne Gaſt, ein furchtbarer Ritter (beritten). XII. Ein Lord und eine Lady (beritten). XIII. Der General der Zopfgarde (beritten). XIV. Ein Adjutant (beritten). XV. Ein Offizier. XVI. Ein Junker. XVII. Ein Tambour. XVIII. Die Zopfgarde (den Namen „Carneval“ in Fahnen tragend.(XIX. Ein Herold (beritten). XX. **Prinz Carneval** im Triumphwagen, gezogen von dem Perſonale der Pantomime. XXI. Zwei Adjutanten (beritten). XXII. Ein General im Gefolge des Prinzen (beritten). Ein Leibjäger (beritten). XXIII. Verſchiedene Gruppen aus dem Thierreiche. XXIV. Charakter-Masken in zwei- und vierſpännigen Wagen, zu Pferd und zu Fuß. XXV. Die Luftſchifffahrt. XXVI. Ein Grönländer-Schlitten-Geſpann.

II. Abtheilung. I. Ein Standarten-Träger (beritten). II. Muſikkorps. III. Laubober im großen Coſtüme. IV. Die Schuljugend von Krähwinkel, mit Kränzen. V. Moſje Sperling als Merkur. VI. Die Catalani im Gallawagen, in Begleitung des Chefs von Krähwinkel. VII. Honoratioren von Krähwinkel (in

Digitized by Google

Wagen fahrend). **VIII.** Die verwegene Compagnie von Krähwinkel unter Anführung ihres tapfern Fähndrichs Rummelpuff.

III. Abtheilung. Ein Paſcha mit 12 Mann Türken.

An dieſe Geſellſchaft ſchloſſen ſich noch zwei andere Vereine, worunter die „Laubober"- und eine Privat-Geſellſchaft an, und ſo wurde der Zug, der ſich durch die Hauptſtraßen der Stadt nach dem Theater begab, noch um Vieles vergrößert.

Nicht nur dieſe öffentlichen Maskeraten, deren noch mehrere an Sonntagen ſtattfanden, ſondern auch die Bälle und vorzüglich die Redouten waren von Masken viel belebter, als früher. — Der „Frohſinn" behauptete auch dieſes Jahr ſein altes Recht, intereſſante Maskenparthien zu arrangiren, aber auch die Geſellſchaft „Erheiterung" und am Schluſſe noch das „Muſeum" blieben nicht zurück. — Beſondere Erwähnung verdient noch ein Maskenball im Gaſthof zu den „Drei-Mohren", welchen die Nobleſſe Augsburgs veranſtaltete. — Auch die abonnirten Bürger-Bälle im Gaſthauſe zu den „Drei Königen" waren ſehr beſucht.

Möge Frohſinn und Heiterkeit noch viele Jahre ſo ungetrübt die Carnevalsfreuden vorübergehen ſehen, wie es dieſes Jahr der Fall war.

Eine Anekdote von Friedrich dem Großen.

Der Engländer T. Cambell hat ein Werk in vier Bänden über „Friedrich den Großen, deſſen Hof und Zeit" herausgegeben. Darin findet ſich unter einer Menge der bekannteſten Anekdoten auch die nachſtehende minder bekannte: Als die Schweſter des Königs, die Herzogin von Braunſchweig, in Berlin war, ſchenkte Friedrich der Große eines Tages dem Grafen von Schwerin eine Schnupftabaksdoſe, auf welcher ein Eſel gemalt war. Der Graf hatte den König kaum verlaſſen, als er ſeinen Diener mit der Doſe zu einem Künſtler ſchickte, und denſelben erſuchen ließ, den Eſel zu entfernen, und dafür auf die Doſe das Porträt des Königs zu malen. Nach einigen Tagen ließ der Graf ſeine Doſe abſichtlich, wie aus Verſehen, auf der Tafel ſtehen, und der König, der die Herzogin veranlaſſen wollte, auf Koſten des Grafen zu lachen, erzählte, daß er demſelben eine Doſe geſchenkt habe. Die Herzogin wünſchte dieſelbe zu ſehen. Man übergab ſie ihr, und ſobald ſie einen Blick darauf geworfen hatte, wendete ſie ſich an den König mit den Worten: „Welche Aehnlichkeit! Wahrhaftig, Herr Bruder, es iſt das eines der beſten Porträts von Dir, das ich bis jetzt geſehen habe." Der König gerieth natürlich in Verlegenheit, und meinte, man treibe den Scherz gar zu weit. Die Herzogin gab die Doſe ihrem Nachbar, ſie wanderte auf dieſe Weiſe an der Tafel rund herum, und alle Anweſenden ſtimmten in der Behauptung überein, daß ſie nie ein ähnlicheres Bild ihres Königs geſehen hätten. Dieſer wußte nicht, was er denken ſollte, bis die Doſe endlich auch an ihn gelangte, und er ſah, welchen Streich ihm Schwerin geſpielt hatte. Er lachte nun von Herzen ſelbſt mit.

Buntes.

Die Isländer ſind doch wunderliche Käuze. Einer, der ſeine Frau verloren, (er beſitzt einen Park mit Fontainen) läßt ſich ein Paar Tonnen Tinte kommen, um an ihrem Begräbnißtage das Waſſer der Fontainen zu ſchwärzen!

Ein Engländer, den wahrſcheinlich die Langeweile plagte, hat ſich das Vergnügen gemacht, auszurechnen, wie viele Menſchen wohl ſeit der Schöpfung im Kriege durch Menſchen umgebracht worden ſind, und er hat die ungeheure Zahl von vierzehntauſend Millionen herausgebracht. Wenn alle dieſe Kriegsopfer aufſtänden, ſich an den Händen faßten und nebeneinander ſtellten, ſo würden ſie eine Kette bilden, die ſechshundert und acht Mal rund um die Erde herum reichte, ja, wenn nur die Zeigefinger von allen dieſen vierzehntauſend Millionen Menſchen übereinaudergelegt werden könnten, ſo würde die Reihe noch 600,000 (engliſche) Meilen über den Mond hinausragen. Wer dieſe im Kriege Gefallenen zählen wollte, und täglich 19 Stunden dazu verwendete, würde 336 Jahre brauchen.

Ein Orgelmann ſang „Bertrands Abſchied" wobei er ſtatt: „Ich war in Ruhm und Glück ſtets ſein Gefährte," deutlich hören ließ: Ich war in Rom und Glückſtadt ſein Gefährte.

Ein Tiſchlermeiſter erhielt einen Beſuch von dem Schullehrer, dem er die Erziehung ſeines achtjährigen Knaben anvertraut hatte. Der Schüler war über die plötzliche Erſcheinung ſeines Präzeptors ſehr verdutzt, und vergaß in der Befangenheit, ſeine Mütze abzunehmen, ſo daß der ehrliche Tiſchlermeiſter, ſie ihm mit den Worten vom Kopfe riß: „Kannſte vor'n Herrn Schulmeeſter nich de Mütze abnehmen, un ſagen: ſchön' juten Dag, Du Schaafskopp!"

Der Wirth eines Gaſthofes in B. hatte auf ſeinem Schilde einen die Gäſte einladenden Marqueur mit der Inſchrift malen laſſen:

Auch Einer iſt mir ſo lieb und werth,
Wenn er ſo viel als Drei verzehrt.

Des Reiters Roſſe.

(Tafelrunde am 2. Februar 1846.)

Hallo mein lieber Reiter,
Sag an, wie heißt Dein Pferd,
Wie heißt der edle Rappe,
Nach dem mein Herz begehrt?

„Das will ich Dir wohl ſagen,
Bordeaux iſt er genannt,
Das iſt ein willig' Thierchen,
Feinmäulig in der Hand."

Und ſag' wie heißt der Schimmel,
Der ſo gern Zucker frißt,
Der ſtets daheim im Stalle,
Wo Alles ihn vergißt?

„O Freund, der alte Klepper,
Mit dem iſt's eine Noth,
Man nennt ihn Zuckerwaſſer
Er frißt das Gnadenbrod."

Und ſag' wie heißt der Falbe,
So ſtark und unterſetzt,
Mit etwas dickem Halſe,
Zu wenig eingehetzt?

„Der heißt der Gräfenberger,
Wie ſchön trägt er den Schweif
Ein Vollblut ächter Raçe,
Mit fünfzig noch nicht ſteif."

Und ſag wie heißt der Braune,
Der ſchwerſte, den Du haſt,
Er ſcheint etwas phlegmatiſch,
Iſt wohl ein lahmer Gaſt?

„Das iſt mein Nachtgaul, weißt Du,
Juſt kein brillantes Thier,
Doch gut und nicht empfindlich,
Wir nennen ihn nur Bier."

Und ſag' wie heißt der Hetzer,
Voll Poſſen, flink und leicht,
Die ſchlanke Iſabelle,
Die keinem Graben weicht?

„Das iſt die Sillerine,
Ihr Vater heißt Humor,
Die Mutter Galoppine,
Die rennt mir Allen vor!"

München. Kobell.

Digitized by Google

Nro. 11
Zwölfter Jahrgang.
1845.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. — Die Schweſtern Milanollo. — Faſchings-Nachwehen. — Pot-Pourri.

Aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III.

Vom Biſchof, Eylert.

(Schluß.)

Der Grundzug im Charakter des Königs war rein-menſchliches Wohlwollen; aber immer, namentlich bei Verleihung eines Amtes, verbunden mit großer Vorſicht und Beſonnenheit. Deßhalb gab Er nie vorher Verſprechungen, faßte ſie auf jeden Fall ſtets bedingt; liebte es aber, zu überraſchen und damit um ſo mehr zu erfreuen. Wenn Er irgend Jemand eine Wohlthat, eine Auszeichnung zugedacht hatte, ſo ging derſelben nie eine annähernde Wahrſcheinlichkeit vorher, und am Wenigſten ahnete ſie der, welcher ſie dann als eine unvermuthete Weihnachtsgabe empfing. Nie blickte Sein ſeelenvolles, blaues Auge heiterer und zufriedener, als wenn Er überraſchte und Glückliche ſah und machte.

Als Er nach beendigtem Kriege nach Petersburg reiste, Seinen Freund, den Kaiſer Alexander I., zu beſuchen, nahm Er Seinen Adjutanten, den damaligen Obriſten von Witzleben, mit, und angekommen auf der ruſſiſchen Gränze, überreichte Er ihm ſelbſt die Generals-Uniform, die der Beglückte noch nicht erwartet hatte. Herr von Witzleben erzählte: „der König wäre dabei ſo vergnügt und herzlich geweſen, als wenn Ihm ſelbſt eine Wohlthat wäre zu Theil geworden.“

Solche Züge erfreuender Milde gehen permanent durch Sein ganzes Leben und ſelten verging wohl ein Tag, den Er damit nicht bezeichnet hätte; nicht, weil Er damit Etwas ſcheinen oder excelliren wollte, ſondern, weil es ſo ſeine Natur war, und Er nach dem Impuls derſelben nicht anders konnte. Darum verließ Ihn auch nie die Wahrhaftigkeit einer ſchmuckloſen, edlen Einfalt, und wenn Er einem ausgezeichneten, verdienſtvollen Manne den ſchwarzen Adler-Orden gab, ſah Er nicht anders aus, als wenn Er einem unſchuldigen, Ihm in Seinen Gärten begegnenden Kinde eine Blume ſchenkte.

Auch Charlottenburg war dem Könige lieb und angenehm, wo Er oft, namentlich im Herbſte ſich aufhielt. Wenn Paretz in ſeiner ländlichen abgeſchiedenen Stille anzieht, der neue Garten in ſeiner Heiterkeit beluſtiget, Sans-ſouci in ſeiner Feierlichkeit zum contemplativen Ernſt einladet, und die Pfauen-Inſel in ihrer gemüthlichen Abgeſchloſſenheit das Gefühl der Behaglichkeit giebt: ſo trägt Charlottenburg in ſeinem großartigen Schloſſe, mit dem es umgebenden an den Ufern der Spree gelegenen, an ländlichen Fernſichten reichen Parke den imponirenden Charakter königlicher Pracht. Die weiten inneren, mit Gemälden und anderen Kunſtgegenſtänden geſchmückten Räume dieſes Schloſſes ſind ganz für glänzende königliche Feſte geeignet, und es wurden ſolche, von der Zeit der unvergeßlichen Königin Charlotte her, darin oft gegeben. Gern durchwandelt man dieſe prächtigen Säle, bei deren Betrachtung lehrreiche hiſtoriſche vaterländiſche Erinnerungen erwachen. Im Schloſſe ſelbſt liegt die Kapelle, deren innere einfache Einrichtung den Eintretenden zur Andacht ſtimmt. In früheren Zeiten, wo der Hof es noch liebte, privatim ſogenannten Hof-Gottesdienſt zu halten, wurde von den ſechs Hofpredigern zu Berlin abwechſelnd oft in dieſer Kapelle gepredigt; unter der Regierung Friedrich Wilhelm III., der es vorzog, öffentlich in Stadt- und Landkirchen mit der Gemeinde ſich zu erbauen, hörte dieß ganz auf, und ſelbſt wenn Er an Sonn- und Feiertagen in Charlottenburg war, beſuchte Er die Stadtkirche und gab damit den kirchenſcheuen, lebens- und ſonntagsluſtigen Charlottenburgern ein ermunterndes Beiſpiel zur Nachfolge. Doch ſind in der Schloßkapelle auch mehrere der königlichen Kinder getauft und getraut worden.

Die königlichen Familienfeſte, die bei ſolchen Gelegenheiten gegeben wurden, athmeten die heiterſte Freude und geſtatteten die freieſte Bewegung. Denn obgleich der König in Seiner hohen Geſtalt und ernſten Stimmung imponirte und Ehrfurcht einflößte, ſo beengte doch Seine Gegenwart und Nähe nicht; mit der heiteren Gutmüthigkeit eines wohlwollenden Wirthes trat Er zu Seinen Gäſten heran, und an Seinen Tafeln war Allen, wie denen, die entfernt, als denen, die in Seiner Nähe Ihm gegenüber ſaßen, wohl. Ein eigenthümlicher Geiſt reiner Humanität ging mittheilend von Ihm aus, und in dieſer reinen Atmoſphäre athmete jede Bruſt leicht. Wohl nie hat ein Herrſcher gelebt, vor dem die Gefühle der Ehrfurcht und des Vertrauens ſich ſo innig verſchmolzen, als in Seinem Anſchauen. Wahrlich, man wußte nicht, ob man ihn mehr ehren, oder mehr lieben ſollte.

Dankbar erinnere ich mich dabei des ſchönen, heiteren Vermählungs-Feſtes des Grafen von Stolberg-Stolberg mit der Gräfin von Stolberg, das der König dem edlen Paare zu Ehren in Charlottenburg gab, und welches zu trauen ich die Erbauung hatte. Die junge liebenswürdige, geiſtvolle Gräfin war in der muſterhaften weiblichen Erziehungsanſtalt des Fräuleins Dölln zu Berlin gebildet. Sie, wie alle ihre Schülerinnen, einige zwanzig an der Zahl, aus verſchiedenen Ständen, waren vom Könige mit zur Feier dieſes Hochzeitsfeſtes eingeladen, und bildeten in ihrer friſchen Jugendblüthe den ſchönen Kranz um die glückliche Braut. In dieſen lieblichen Kreis der Unſchuld und Freude trat nachher der König mit heiterem, milden, ſegnendem Blick, und ſah ſinnend und mit Wohlgefallen die Kinder an. Ihrer Erzieherin ſagte Er viel Ernſtes und Verbindliches über die Verdienſtlichkeit ihrer Thätigkeit und ihrer Beſtrebungen. Die Kinder ermunterte Er mit freundlichen, geiſtvollen Worten, eingedenk zu bleiben der für das ganze Leben wichtigen und entſcheidenden Jugendzeit, — wie es dabei nicht auf Geburt, Stand, Rang und Reichthum, ſondern allein auf gute dauernde Geſinnung und Gemüthsrichtung beſonders bei'm weiblichen Geſchlecht ankomme, und verhieß ihnen dann, freundlich ſcherzend, auch einſt ein glückliches Hochzeitsfeſt.

Die lieblichen Mädchen ſahen den hohen Königlichen Herrn mit ihren Tauben-Augen an; Seine milden Worte drangen wie Blüthenduft in ihre offenen Seelen und verbreiteten über das ganze Feſt einen eigenthümlichen ſtillen Zauber. Bei ſolchen Feſten ging die Beleuchtung vom Mittelpunkte, dem Könige, aus; Seine hohe, gewöhnlich ernſte Stirn umglänzte dann eine heitere Klarheit, und man wurde erinnert an den bibliſchen Ausdruck: „Wenn des Kö-

Digitized by Google

nigs Angeſicht freundlich iſt, das iſt Leben, und ſeine Gnade iſt wie ein Abendregen.“

Innerlich heiter, und äußerlich geweckt, ſo daß Er ſich hingab, war Er aber nur dann und da, wenn und wo Er gemüthlich ſeyn konnte. Dieſe Seine eigenthümliche Gemüthlichkeit ſprach ſich vorzüglich zu Charlottenburg in der Wahl und Einrichtung Seiner Wohnung aus. Das große prachtvolle Schloß war Ihm zu groß und zu prächtig; ſeine Zimmer und Säle waren Ihm zu weit, was Er haben und brauchen wollte, lag Ihm da zu ferne; was Er gern zunächſt um Sich hatte, zu getheilt und zerſtreut, als daß Ihm in dieſer weiten Umgebung hätte behaglich ſeyn können. Dem Zuge Seines Herzens folgend, ließ er darum neben dem großen Schloſſe eine kleine Wohnung für Sich bauen, die nur wenige Zimmer enthält, aber Alles in ſich vereinigt, was man freundlich, heiter und anſprechend nennen kann.

Sie ſteht auf einem ſtillen, ruhigen, romantiſchen Punkte, auf dem man auf der einen Seite den großen breiten Platz in der ganzen Länge des Schloſſes vor ſich hat, und auf der andern durch eine Allee von alten Linden die friedliche Ausſicht nach der Spree, ihren weiten Wieſengründen und den entfernten Kirchdörfern ſich öffnet. Ruhe und Frieden athmet hier Alles, und alle Gemälde und Kupferſtiche an den Wänden geben dieſer Stimmung Nahrung. Hier muß man gut und heiter ſeyn und beſſer werden: das fühlt jeder edle Menſch, der je dieſe Wohnung betrat. Lieblicher und zutraulicher kann es keine geben; und doch dabei auch ſo, daß jeder wohlhabende Privatmann ſich eine ähnliche bauen und einrichten könnte. Als ſolcher wohnte der König hier, und darum war und blieb ſie auch ſo lange Er lebte für Alle unzugänglich, und nur die beſten und treueſten Seiner Diener hatten hier die Aufwartung.

Im Wohnzimmer lagen auf den Tiſchen die Briefe Seiner Kinder, vorzüglich Seiner abweſenden Töchter, und die Geſchenke ihrer Herzen und Hände, womit ſie den hohen Vater an ſeinem Geburtstage erfreuten, ſtanden in feinen, köſtlichen Stickereien und Geweben umher. Das daran gränzende kleine, einfache, helldunkle Schlafzimmer athmete ſanfte Ruhe, und die Decke Seines Bettes war ein großes ſchönes Umſchlagetuch, welches die verewigte Königin lange und gern getragen hatte. Morgens, wenn der Diener das Bett machte, mußte er dieſes Tuch gefaltet auf den vorſtehenden Stuhl legen, und wenn der König ſich ſchlafen legte, breitete Er jedesmal ſelbſt es aus. Ein kleiner Zug, der aber einen tiefen Blick thun läßt in Sein treues Herz.

Nach dem Tode der Unvergeßlichen wurde Ihm Charlottenburg noch lieber. Ernſte Wehmuth, genährt von reichen Erinnerungen, umhauchte Ihn hier. Einſam wandelte Er oft durch die düſtern Baumgänge, die zu ihrem Mauſoleum führen, und den Schlüſſel zum unteren Grabgewölbe deſſelben hatte nur Er allein. Früher war Garten und Schloß den ganzen Tag hindurch fortwährend dem Publikum geöffnet, — ſeit dieſer Zeit aber bei Seiner Anweſenheit, Vormittags, geſchloſſen. Nichts war Ihm unangenehmer, als von Neugierigen beobachtet zu werden, und Alles, was die Aufmerkſamkeit auf Ihn hinleitete und Geräuſch machte, mochte Er nicht. Glänzende große Hoffeſte wurden fortan nicht mehr in Charlottenburg gegeben; eine heilige Stille und Ruhe umſchwebt den Ort, wo die unvergeßliche Königin Louiſe ihr frühes Grab gefunden.

Wenn Er von demſelben zurückkam und als Menſch gefühlt und gekämpft hatte, ſtand Er gewöhnlich als Regent ſtille vor der trefflichen Marmorbüſte des großen Kurfürſten, am Eingange zu Seiner kleinen Wohnung. Dieß Bild eines Seiner größten Ahnherrn, mit dem Er am Meiſten ſympathiſirte, war dann vor Seinen Augen; und wie Jener einſt, ſo rang Er, Kraft und Liebe in ſich zur Einheit zu verſchmelzen. Seine Liebe war nie ohne Kraft, Seine Kraft nie ohne Liebe; dieſe nie weich und ſentimental, jene nie hart und ſchroff; die eine hielt und beſeelte die andere; beide ſtanden im ruhigen Gleichgewichte und bildeten in ihrer Wechſelwirkung die hohe ſittliche Würde und ſtille Größe, die Er, ohne es zu wiſſen, im reichen Maße beſaß.

Seit der Zeit nun, daß auch Er zu Seinen Vätern verſammelt iſt und in demſelben Mauſoleum, auf der von Ihm ſelbſt gewählten und beſtimmten Stelle, neben Seiner Louiſe ruhet, hat Charlottenburg, Schloß und Park, eine lugubre Färbung erhalten, die, wenn man dort iſt, das Herz in die Stimmung einer ernſten Wehmuth ſetzt; aber eine Wehmuth, die von ſelbſt in Pietät übergeht und das Herz hebt und erquickt. Denn hier ruhet ein Königspaar, das, als es hier noch unter uns wandelte, die Liebe und das Entzücken aller guten Menſchen war, und deſſen Andenken Mit- und Nachwelt ſegnet.

Noch einige Charakterzüge aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Es iſt ſchwerlich ein Fürſt zu nennen, der, in beſter Bedeutung des Wortes, freigebiger als Friedrich Wilhelm III. war. Bereitwilligſt wurden die bedeutendſten Summen hergegeben, wo es einen edlen Zweck galt, wo das Unglück Beiſtand forderte. Dagegen war der König, wie mehrere ſeiner Ahnherren, in kleinen Dingen überaus genau. War ein Meubel ſo zerbrechlich, ein Kleidungsſtück ſo abgetragen geworden, daß es nothwendig erſetzt werden mußte, ſo konnte dies oft nur auf weitläufigen Umwegen bewirkt werden. Beſtand das neue Meubel gar aus Mahagony, ſo fehlte gewiß nicht die unwillige Aeußerung: „Dummes Zeug! Birkenholz thut dieſelben Dienſte.“ Der König ließ ſich neue Aermel in alte Röcke ſetzen, ſeine Stiefel wurden mehrfach geflickt, und gewiß iſt kein Monarch ſchlechter chauſſirt geweſen als Friedrich Wilhelm III. Als ihm gegen Ende der zwanziger Jahre der Schneider Wille in Potsdam, der Grenadier in der Leibkompagnie geweſen war, zu einer Uniform Maaß nahm, ſagte der König: „Kennen Sie die Unterjacke noch? Haben Sie mir 1809 in Königsberg gemacht.“ Der König, der zu einem Manöver fuhr, befahl ſeinen Hut in den Wagen zu legen. Beim Einſteigen ſieht er dieſen nicht, und der Laqual erklärt, ihn in den Sitzkaſten gethan zu haben. „Dummheiten! guten Hut ruiniren!“ — „Ihre Majeſtät, es iſt ja der alte mit dem großen Loch.“ — „Nu das geht Ihn wohl was an, ob ein Loch in meinem Hut iſt.“ Ein anderes Mal wurde aber bei einer großen Parade der neue Hut total naß. So wie er in das Schloß von Charlottenburg trat, war ſein erſtes Wort: „Infames Wetter! neuer Hut und Federbuſch, Alles ruinirt.“ — Der Kaſtellan erlaubte ſich die Bemerkung, daß man den Buſch waſchen könne. „Weiß wohl, koſtet aber wenigſtens einen Thaler.“ — Andererſeits lag auch dieſer Sparſamkeit zum Grunde, daß er ſich, wie ein Jeder, von einem alten, aber recht bequemen und dadurch liebgewonnenen Kleidungsſtücke ſchwer trennte. Als eines Tages der König im Königſtädter Theater war, wurde ihm ſein uralter, hellgrauer und ganz dünner Mantel aus dem vor dem Schauſpielhauſe haltenden Wagen geſtohlen. Die Polizei ermittelte bald den Diebſtahl, der König ſprach aber ſeine große Verwunderung aus, daß der Dieb, der den Mantel verſetzt hatte, für dieſes werthvolle Stück ſo wenig erhalten habe. Die Kaiſerin von Rußland verehrte ihrem Vater einen neuen Mantel. (Aus preußiſchen Blättern.)

Es war in Berlin zum Erſtenmale die Poſſe: „Das Feſt der Handwerker,“ gegeben, welche vorzüglich die Berliner amüſirte, weil ſie höchſt komiſch in dem eigenthümlichen plattdeutſchen Berliner Volksdialekt gehalten iſt. In derſelben iſt die Scene vorzüglich beluſtigend, in welcher ein ſonſt tüchtiger Geſelle, doch gewöhnlich, wenn die Arbeit der andern Handwerker bereits begonnen, zu ſpät kommt. Den darüber unzufriedenen Meiſter ſucht er aber immer damit wieder zufrieden zu ſtellen, daß er unter Darreichung der Hand treuherzig zu ihm ſpricht: „Herr Meeſter, darum keene Feendſchaft nich!“ und der Meiſter gemüthlich antwortet: „Det

Digitized by Google

weeſt du wol beſſer; ick bin immer derjenigte — welcher." — Einige Tage nachher, als die Poſſe gegeben war, und viel darüber geſprochen und gelacht wurde, kam der König mit ſeinen Kindern nach Potsdam. Als man zur Mittagstafel gehen wollte, die jedesmal pünktlich um 2 Uhr begann, fragte, da dieſe Zeit bereits vorüber war, der König, ein Mann nach der Uhr, „Noch nicht angerichtet?" Der Hofmarſchall von Maltzahn antwortete: „Ja, aber Seine Königliche Hoheit der Kronprinz ſind noch nicht da!" worauf der König, die Uhr in der Hand haltend, ſagte: „Noch 5 Minuten warten!" Als nun auch dieſe abgelaufen waren, ſetzte man ſich zu Tiſche und die Suppe wurde herumgegeben. In dieſem Augenblick trat der Kronprinz in den Speiſeſaal, und Seine Haltung und Bewegung drückte naiv das Gefühl eines leichten Schreckens aus. Mit der ihm eigenthümlichen Geiſtesgegenwart und angenehmen Heiterkeit ging er unbefangen zu dem für ihn offen gehaltenen Stuhle neben dem Könige und reichte in ehrerbietiger Stellung, doch mit dem glücklichſten Humor, Seinem Königlichen Vater treuherzig die Hand mit den Worten: „Herr Meeſter, darum keene Feendſchaft nich!" und der König drückte die Hand des hohen geliebten Sohnes, erwiedernd. „Det weeſt du wol beſſer, Fritz; ick bin immer derjenigte — welcher!" Ein frohes Lachen tönte durch den Speiſeſaal; aber bald trat in jedes Herz eine ſtille dankbare Freude, ſegnend das ſelige Einverſtändniß und glückliche Verhältniß eines ſolchen Sohnes zu ſolchem Vater. In Berlin und Potsdam wurde es, wenn vom Könige die Rede war, ſeit der Zeit zur ſtehenden Redensart: „Unſer alter Herr und Meeſter iſt und bleibt immer derjenigte — welcher."

Die Schweſtern Milanollo,

welche gegenwärtig auf ihrer Kunſtreiſe durch Deutſchland in Stuttgart verweilen, machen durch ihr eminentes muſikaliſches Talent und die Virtuoſität auf der Violine gleiches Aufſehen, wie der große Meiſter Paganini. Da dieſelben ſich von Stuttgart nach München und Wien begeben, folglich auch in Augsburg einige Concerte geben werden, ſo wird es für unſere Leſer von Intereſſe ſeyn, wenn wir dieſelben im Vorhinein mit jenen Genie's bekannt machen.

Thereſa und Maria ſtammen aus einer unbemittelten Familie zu Savigliano, in der Nähe von Turin. Ihr Vater war Maſchiniſt in einer Seidenſpinnerei daſelbſt, welches Gewerbe von der Familie 456 Jahre ausgeübt wurde Seit ſo langer Zeit übte die Familie Milanollo die Seidenſpinnerei, was in Fabriken nichts Seltenes iſt, da die Kinder gewöhnlich dem Gewerbe des Vaters folgen. Bemerkenswerth iſt, daß die männlichen Milanollo faſt alle Violinſpieler waren, aber größtentheils ohne muſikaliſche Ausbildung. So iſt gegenwärtig noch Thereſens Großvater ein ausgezeichneter Tanzmuſiker, ohne die Noten zu kennen; ihr Vater aber iſt muſikaliſch gebildet.

Seit dem dritten Jahre zeigte Thereſe eine beſondere Vorliebe für die Violine, wenn ſie dieſelbe zu Hauſe ſpielen hörte und wenn ſie an Sonntagen mit ihren Eltern zur Kirche ging, wo muſikaliſche Aemter gehalten wurden; dort ſtand ſie faſt immer, den Rücken gegen den Altar gewendet, mit Aug' und Ohr das Inſtrument ſuchend, das auf ihr Gemüth einen ſo tiefen Eindruck machte. Fragte die Mutter Thereſen beim Nachhauſegehen, ob ſie auch andächtig gebetet habe, ſo antwortete ſie mit kindlicher Unbefangenheit: No, il violino non mi lasciò pregare! Nein, die Violine ließ mich nicht beten. Der Vater aber wurde jedesmal, ſo oft ſie aus der Kirche kam, mit neuen Bitten beſtürmt, ſie Violine ſpielen zu lehren. Endlich, als Thereſa drei und ein halbes Jahr alt war, gab der Vater ihren Bitten nach, ahnend, daß ein beſonderer Trieb in dem Kinde ſeyn müſſe. Da er aber den ganzen Tag hindurch vollauf zu thun hatte, ſo mußte er den Unterricht einem Anderen übertragen, und ſomit erhielt Thereſa, 4½ Jahre alt, in dem Freunde ihres Vaters, Giovanni Ferrero, einen Lehrer. Dieſer gab ihr den erſten Unterricht in der Muſik, und nachdem ſie ſich die Grundprinzipien derſelben eigen gemacht hatte, ließ er ſie 18 Monate lang nichts als ſolfeggiren, ohne daß ſie auch nur ein Inſtrument in die Hand bekam. Ferrero, der vom Unterrichtgeben lebte, hatte eine ſolche Neigung zu dem Kinde gefaßt, daß er ihm ſtatt einer, oft zwei bis drei Stunden gab. Täglich aber brachte Thereſa ſieben bis acht Stunden mit Muſik zu, ſo daß ſie ganz mager wurde, und die Eltern für ihre Geſundheit beſorgt zu werden anfingen. Ferrero geſtand endlich ſelbſt, daß er Thereſen nichts mehr lehren könne und es nun Zeit ſey, ihr eine Violine in die Hand zu geben. Da aber der Vater wohl wußte, daß Ferrero nur ein mittelmäßiger Geiger ſey, ſo entſchloß er ſich zu weitern Opfern und überſiedelte nach Turin, um ihr einen guten Meiſter geben zu können, Ferrero empfand dieſes ſo ſchmerzlich, daß er krank wurde. Mi sembro, ſagte er, una madre, alla quale si prende il suo fanciullo, perchè non lo può più nutrire con suo latte.

Zu Turin erhielt Thereſa einen gewiſſen Caldéra, erſten Violinſpieler der königlichen Kapelle, zu ihrem Meiſter und machte durch dieſen ſo bedeutende Fortſchritte, daß er ſchon nach neun Monaten dem Vater rieth, mit Thereſen auf Reiſen zu gehen. Der Vater hoffte, mit dem noch nicht ſieben Jahre alten Mädchen ſo viel zu erwerben, um ſie weiter ausbilden laſſen zu können. Er machte zuerſt einen Ausflug in die Provinzen, und die allenthalben gute Aufnahme und die glücklichen Erfolge belebten den Muth des armen Vaters. Von da wagte er es, nach Marſeille zu gehen; das Mädchen ſpielte öffentlich und erhielt Kränze als Anerkennung ihres ſeltenen Talentes. Sie gab daſelbſt acht Concerte und ging dann nach Paris, wo ſie in der Opéra comique ſechs Concerte mit Beifall gab.

Da hörte ſie Lafont, und nachdem er ihr vier Monate lang Unterricht ertheilt hatte, erbot er ſich, mit ihr eine Reiſe nach Holland zu machen. Thereſa ſpielte mit Lafont in Amſterdam, Haag, Utrecht, Rotterdam und allen bedeutenden Städten Holland's und theilte mit ihrem Lehrer den Vortheil und die Ehre.

Das holländiſche Klima wirkte nachtheilig auf die Geſundheit des Mädchens, Thereſa wurde krank und Lafont mußte ſich von ihr trennen. Nach ihrer Wiederherſtellung verlangte ſie der Hof zu hören, vor welchem ſie fünf Mal ſpielte und die ſchmeichelhafteſten Beifallsbezeugungen erhielt.

Von Holland reiste die Familie nach England, wo Thereſa in allen bedeutenden Städten mit dem größten Beifall Concerte gab. Es wurde ihr ſogar die Ehre zu Theil, mit Mori, dem erſten Violinſpieler England's, ein Concert von Kreuzer zu ſpielen.

Nach einem ſiebzehnmonatlichen Aufenthalte in England gingen ſie nach Frankreich und nachdem Thereſa in allen großen Städten ſechs bis zwölf Concerte gegeben hatte, kehrte ſie nach Paris zurück, wo ſie bei Herz, Erard und in Geſellſchaft der Rachel für die Ueberſchwemmten von Lyon ſpielte.

Endlich erhielt ſie eine Einladung vom Konſervatorium, in welchem ſie vor einem ſtrengen Publikum von Künſtlern und Kennern ein großes Adagio von Habeneck unter allgemeinem Beifall vortrug. Dann ſpielte ſie vor dem Hofe im Schloſſe Neuilly und erndtete gleichen Beifall. Von da unternahmen die Schweſtern eine Reiſe nach Belgien, wo ſie in drei Monaten ſiebzig Concerte gaben. In Aachen verherrlichten ſie das Feſt, das dem Könige von Preußen gegeben wurde, aufgefordert von der Stadt, und ſpielten zu Duisberg. Endlich folgten ſie einer Einladung der Königin von Preußen und ſpielten in dem Schloſſe Brühl. Zu Köln gaben ſie neun Concerte; dann beſuchten ſie Düſſeldorf, Koblenz, Mainz und Frankfurt, wo dieſe zehn Concerte gaben, und entzückten überall, den Künſtler ſowohl als den Laien.

Maria iſt die Schülerin ihrer Schweſter. In Beider Spiele drückt ſich der Charakter ihrer Seelen aus. Maria iſt feuriger als Thereſa und wird nie zu jener elegiſchen Ruhe gelangen, mit welcher Thereſa die Herzen überwältigt. Maria wird ein Listzt, ein

Digitized by Google

Ernſt, aber nie eine Thereſa werden, die einzig in ihrer Art iſt, ganz himmliſche Empfindung, rein poetiſches überirdiſches Gefühl.

Faſchings=Nachwehen.

Ein Pariſer Student hatte die Nacht auf einem Balle zugebracht, und befand ſich am Sonntag Morgen in einem Kaffeehauſe. Er hatte ſeinen Poſtillonsanzug noch nicht abgelegt, es fröſtelte ihn nach der durchſchwärmten Nacht, und er ſehnte ſich nach ſeinem warmen Paletot, und den bequemen Pantalons. Er war eben im Begriff, das Kaffeehaus zu verlaſſen, um in ſeiner Wohnung die erſehnten warmen Kleider anzulegen, als ein Individuum eintrat, deſſen Anzug eine auffallende Aehnlichkeit mit den Gegenſtänden ſeines Verlangens, nemlich dem Paletot nebſt Winter=Pantalons und übrigem Zubehör hatte. Sogar ſeinen Hut glaubte der Muſenſohn auf dem Kopfe des Unbekannten wieder zu erkennen. Er konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, den Fremden genauer in Augenſchein zu nehmen. — Wahrhaftig mein Paletot! ſagte er nach einer ziemlich langen Unterſuchung der äußeren Hülle des verdächtigen Individuums, — und auch meine Hoſen — ſogar auch mein Hut! — Mein Herr, ſagte er, näher tretend, haben Sie die Güte, mir die Adreſſe Ihres Schneiders mitzutheilen. — Was wollen Sie damit ſagen, mein Herr? — Ich will damit ſagen, daß ich mir gerne um denſelben Preis, wie Sie, Kleider zulegen möchte. — Kaum hatte er dieſe letzten Worte geſprochen, ſo eilte der Mann im Paletot hinaus, um ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Der Student holte ihn jedoch, trotz ſeiner ſchweren Poſtillonsſtiefel, bald wieder ein. Es war in einer engen, ſchmutzigen Gaſſe der Cité. Der Student faßte den Ausreißer; aber in demſelben Augenblicke traten zwei andere Individuen aus einer räucherigen Kneipe, fielen über den Studenten her, und warfen ihn zu Boden. Der Dieb hatte unterdeſſen Zeit, zu entkommen. Der Student, deſſen Zimmer in der Nacht ausgeplündert worden war, hat nicht allein den Verluſt ſeiner Garderobe und anderer werthvoller Gegenſtände zu bedauern, ſondern er wird überdies noch von dem Kleiderverleiher verfolgt, wegen des traurigen Zuſtandes, worin ſich der Poſtillonsanzug bei der Zurückgabe befand.

In Bordeaux, hat ſich aber am Abend des Faſching=Dienſtags, ein weit traurigerer Fall zugetragen, der zugleich geeignet iſt den Damen, welche ſich übermäßig zu ſchnüren gewohnt ſind, um ihren ſchlanken Wuchs hervorzuheben, als Warnung zu dienen. Ein junges Mädchen aus dieſer Stadt verließ, nachdem es mit einigen ihrer Bekannten zu Nacht geſpeiſ't, eiligſt die Geſellſchaft, um ſich nach Hauſe zu begeben, und ſich für einen Ball umzukleiden. Da ſie nach anderthalbſtündigem Warten nicht zurückkehrte, ſo ſchickte man nach ihr, um ſie zu holen, und da ſie keine Antwort gab, und man doch bei ihr Licht bemerkte, was vermuthen ließ, daß ſie nicht ausgegangen war, erbrach man die Thüre ihres Zimmers. Man fand das arme Mädchen halb angekleidet und mit furchtbar zuſammengezogener Schnürbruſt neben dem Bett ausgeſtreckt; ſie gab kein Lebenszeichen mehr. Da die Verdauung nicht von ſtatten gehen konnte, war die Unglückliche erſtickt, da ſie ſich über die Maßen geſchnürt hatte. (Hilft Alles nichts; lieber todt, nur dünn!)

Pot-Pourri.

London

hat hunderttauſend bewohnte Häuſer; mit der Hälfte derſelben ſind Läden verbunden. Der jährliche Verzehr an Porter und Ale beträgt 2,000,000 Fäſſer, welche alle an Ort und Stelle gebraut ſind; an Schafen ſind in Smithfield 1,403,466 Stück und an Rindvieh 183,000 verkauft worden. Außer den Millionen Eiern, welche hier erzeugt werden, beträgt die jährliche Einfuhr an fremden Eiern 70,000,000; 12,000 Kühe reichen nicht hin, um die erforderliche Milch zu geben; Irland und Holland ſenden ungeheure Vorräthe an Butter; außerdem liefert Irland alle Arten Schweinefleiſch. Die Waſſer=Compagnien verſenden 237,000,000 Orhoft (zu 63 Gallonen) in die einzelnen Wohnungen; die Gasgeſellſchaften bringen täglich 10,000,000 Kubikfuß Gas hervor, welche 100,000 Flammen ſpeiſen; die Pflaſterung koſtet jährlich 200,000, die Abzugkanäle 400,000 Pf. St. Die Stadt hat ſechstauſend Hotels, Gaſt= und Kaffeehäuſer, zwanzig Theater außer vielen Concertſälen und Ausſtellungen der verſchiedenartigſten Gegenſtände. In London erſcheinen jährlich 300,000,000 Zeitungsexemplare; ſeine Dampfboote ſind auf 10,000 Paſſagiere täglich berechnet; durch das Poſtamt werden jährlich 70,000,000 Briefe befördert.

Deutſche Eiſenbahnen.

Es ſind jetzt in Deutſchland einundzwanzig Eiſenbahnen theils ganz fertig, theils begonnen, nämlich die Bahnen: Linz=Budweis, Linz=Gmunden, Wien=Olmütz, Wien=Stockerau, Wien=Gloggnitz, München=Augsburg, Nürnberg=Fürth, Mainz=Frankfurt, Mannheim=Heidelberg, Berlin=Anhalt, Berlin=Frankfurt, Berlin=Potsdam, Berlin=Stettin, Breslau=Oppeln, Hamburg=Bergedorf, Leipzig=Altenburg, Leipzig=Dresden, Leipzig=Magdeburg, Braunſchweig=Harzburg, Düſſeldorf=Elberfeld, Köln=Aachen. Auf dieſen 21 Bahnen wurden im Jahre 1842 befördert 6,867,994 Reiſende, und die Einnahmen der Bahnen zuſammengenommen betrugen die Summe von 8,001,355 Gulden 35½ Kr. Die höchſte Einnahme hatten die Wien=Olmützer Bahn: 1,106,174 Gulden, und die Leipzig=Dresdener: 559,722 Rthlr.

Schauſpielertalent.

In Franken und Heſſen trieb noch vor Kurzem ein gewiſſer Schauſpieldirektor Mooch in kleinen Städten und Märkten ſein Weſen. Höchſt unterhaltend iſt es, die Art und Weiſe kennen zu lernen, wie er, mit allen Sorgen und Mühen einer ſolchen Direktion beladen, häufig Doppelmonologe hielt, ja halten zu müſſen glaubte, um ſein Intereſſe zu wahren. So eines Tages, als Schillers „Räuber" in einer Scheune gegeben wurden, und Madame Mooch an der Kaſſe ſaß. Der Herr Direktor, welcher den „Karl Moor" verarbeitete, ſtürzte nach Heldenſpieler= und Couliſſenreißer=Art in der ſiebenten Scene herein und ſprach wie folgt: (laut) „O Menſchen! — Menſchen! — Falſche, heuchleriſche Krokodillenbrut! (bei Seite) Meine Frau, die Kanaille, ſitzt an der Kaſſe und unterhält ſich mit dem malitiöſen Lieutenant! (laut) Ihre Augen ſind Waſſer! Ihre Herzen ſind Erz! (bei Seite) und da läßt ſie die Gaſſenjungen umſonſt h'rein.) Küſſe auf den Lippen! Schwerter im Buſen! (bei Seite) Hoffmann, Hoffmann (Name des Schauſpielers, welcher zugleich den Theatermeiſter und Lampenputzer machte), da hinten geht eine Lampe aus. (laut) Löwen und Leoparden füttern ihre Jungen, Raben tiſchen ihren Kleinen auf dem Aas, und Er, o — h (hier ballte er eine Fauſt nach dem Publikum zu und ſprach bei Seite) Warte, verfluchter Junge, ich will Dir lehren vom dritten auf'n zweiten Platz herüberzuſteigen. (laut) Oh, o — h, Er — Bosheit habe ich zu dulden gelernt, ich kann dazu lachen, ha, ha, ha, wenn mir mein boshaftiger Feind mein eigenes Herzblut zutrinkt, aber wenn Vaterliebe zur Megäre wird, (bei Seite) jetzt iſt der Bengel auf'm erſten Platz, (laut) o, ſo fange Feuer, männliche Gelaſſenheit, (zum Souffleur) ſouffliren Se nich ſo laut, (laut) verwildere zum Tiger, ſanftmüthiges Lamm, und jede Faſer recke ſich auf zum Gift und Verderben (bei Seite) „Herr Jeſes, Hoffmann, da wackelt eine Couliſſe." — So ſprach Mooch oft ganze Stücke durch.

Digitized by Google

Nro. 12
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der rechte Glaube. — Der arme Muſikant. — Richard Carlile — Faſchings-Nachwehen. — Pot-Pourri. — Buntes.

Der rechte Glaube.

Von S. Mauritius.

Von Friedrich dem Großen, dem preußiſchen König,
Erzählt man der Scherzanekdoten nicht wenig;
Doch wag' ich's und gebe von einer hier Kunde,
Die noch nicht gewandert von Munde zu Munde,
Und wollte auch Mancher das Schwänkchen ſchon kennen,
Noch eh' ich ſo weit, die Pointe zu nennen,
So bitt' ich ergebenſt, mich doch nicht zu ſtören,
Von Friedrich dem Großen mögt zweimal Ihr's hören.

Als nah' bei Sansſouci der König einſt ſpazierte,
Führt bei 'ner Schildwach' ihn der Zufall dort vorbei;
Die lachte ſich halb todt indem ſie präſent'rte,
So daß der König ernſt ſie fragte: „was das ſey?
„Ob ſie, nicht mehr bekannt mit militair'ſcher Regel,
„Zu lachen ſich erdreiſte unter dem Gewehr?" —

Was gab's zu lachen denn, er grober Bauernflegel?
„„Ach, Ihre Majeſtät, da kamen Zwee her,
„„Die ſtritten ſich, — um was? — um ihren eg'nen Jloben.
„„Der Eene meente, daß Katholſcher beſſer ſey;
„„Der And're aber dhat den Proteſtantſchen loben,
„„Und zankend jungen ſie ſo eben hier vorbei."" —

Da rief der König aus: „Was iſt dabei zu lachen?
„Er iſt wohl nicht geſcheidt? das iſt ihm lächerlich?
„Das ſind gar ernſte Ding' und jottesfürcht'ge Sachen;
„Hat er denn keinen Glauben! — He! belehr' er mich." —

„„Ja freilich, Majeſtät! Ick hab' denſelben Jloben,
„„Den och mein Schuſter hat."" — „Wie ſoll ich das verſtehn?"
„Es ſcheint nicht richtig mir im Stübchen ihm da oben" —

„„Janz richtig, Majeſtät; das ſollen gleich Sie ſehn.
„„Ick bin, — ick muß geſtehn, — den Mann fünf Thaler ſchuldig;
„„Der jlebt, er kriegt keen Jeld, und ick, ick jlob' es och.""

„Schon gut, er Schelm; — Komm auf das Schloß er doch." —

Und als er abgelöst, als zwölf die Glock geſchlagen,
Stellt pünktlich unſer Freund, laut des Befehls, ſich ein,
Und wird vom Hoflakai'n mit goldbetreßten Kragen
Geführt im Augenblick zum Könige hinein
Der winket ihn zum Tiſch und zählt ihm auf fünf Thaler:
„Mit dieſen," ſprach er, — tilgt beim Schuſter er die Schuld,
„Und hier, — da ſchenk' ich ihm zum zweiten Mal fünf Thaler,
„Da trink' er auf mein Wohl." — „„O welche Jnad' und Huld!
„„Schön danke, Majeſtät, für's Jeld, jedoch Bezahler
„„Des Schuſters werd' ick nich."" — „Was unterſteht er ſich?"
„„Verzeihen, Majeſtät, alleene für fünf Dahler, —
„„Bewahre Jott! — veränd'r' ick meinen Jloben nich."" —

*) Deklamirt von Hrn. F. Witz in dem letzten Concert des Hrn. Hofraths Dr. Reiſinger.

Der arme Muſikant.

(Nach Urbino da Mantova.)

Eine Jungfrau ſaß ſtill und in ſich gekehrt an dem einzigen Fenſter eines Dachſtübchens, deſſen nackte Wände auf die drückendſte Armuth hindeuteten, obwol ſonſt die größte Sauberkeit herrſchte. Das rabenſchwarze Haar, die großen braunen Augen, und das vollendete Ebenmaaß der Formen, dazu das milde, leidende Geſicht — in der That, ſie war eine rührende Schönheit. So jung und ein ſolches Madonnenbild und doch ſo unglücklich!

Der Winter war ſtreng; der Schnee lag ungewöhnlich hoch. Wehmüthig blickte die Jungfrau hinaus auf das unabſehbare Leichentuch, welches ganz Mailand einhüllte; ihr Auge ſchweifte über die Dächer ins Freie, wohin das Fenſter des Dachſtübchens die Vogelperſpective geſtattete. Jetzt ſah ſie zur Seite und drückte der Mutter, welche neben ihr ſaß und in einem Gebetbuche las, die Hand; ach, dieſe theuere Mutterhand war ſo kalt — das Zimmer war den ganzen Tag noch nicht geheitzt geweſen!

An dem einzigen Tiſche des Dachſtübchens ſaß, den Kopf in düſterem Grübeln auf beide Arme geſtützt, ein alter Mann. Weder er, noch Mutter, noch Tochter ſprachen ein Wort; die Stille war drückend und doch, was ſollten ſie ſagen, das nicht ſchon geſagt war? Der Troſt war erſchöpft, die Hoffnung hin, und die Liebe, die treue, innige Liebe der drei Menſchen, machte die Noth, nun ſie dieſe Höhe erreicht hatte, wenn nicht peinlicher, doch tiefer, herzzerreißender.

Dem Greiſe traten die Thränen in die Augen; ſie rieſelten die abgehärmten Wangen hinab. Als die Tochter das ſah, ſchauderte ſie und die heiße Stirn dem Fenſter zuwendend, ſtarrte ſie ins Freie hinaus. Sie rang nach Faſſung, ſie kämpfte einen ſchweren Kampf.

Und wiederum war eine Viertelſtunde in trübem Schweigen vergangen, da ſprang das Mädchen auf, fiel dem lieben alten Mann um den Hals und ſagte ſchluchzend:

„Vater, laß mir freie Hand! Es iſt beſchloſſen, ich gehe zum Theater."

Der Greis ſchüttelte den Kopf.

„Sag nicht wieder „nein"; laß mich handeln. Du ſiehſt, daß es ſo nicht mehr geht. Seit vier Wochen habe ich keine Arbeit mehr; wir haben verkauft und verſetzt, was wir irgend entbehren konnten und mehr als das. Es bleibt uns nichts mehr. Der Winter iſt ſtreng und jetzt kommt die Nacht. Wir haben kein Feuer, kein Eſſen, und wenn Du auch jetzt wieder nein ſagſt, ſo gehen wir alle drei zu Grunde und ſind ſelbſt Schuld daran! . . . Du weißt, wie ich Deine Bedenken achte, aber vertraue mir, laß mich!"

„„Nein, nein, Kind,"" antwortete der Greis, „„Du ſollſt nicht zum Theater, Du taugſt nicht dazu. Ich kenne dieſe Welt und will mein Kind nicht dem Verderben opfern.""

Es lag ein Schmerz und zugleich ein Stolz, ja man könnte ſagen, der Eigenſinn der Verzweiflung, der unverſchuldeten Armuth in dem Tone, mit welchem der alte Mann dies ſagte, der dem bittenden Mädchen das Herz faſt abdrückte.

„„Da Du ſo weit gehen wollteſt,"" fuhr der Greis fort, „„ſo

Digitized by Google

will ich noch einen Schritt weiter gehen. Ich habe mich lange und zu lange geſträubt, mein falſcher Stolz iſt an Allem Schuld. Muth, wir werden nicht Hungers ſterben.""

Er ſtand auf, nahm die Geige von der Wand und ſagte in ſich gekehrt:

„„Vierzig Jahre verdiente ich mit ihr mein Brod in Ehren; fünf Jahre rührte ich ſie nicht an ... gut, ich gehe und bringe Hülfe.""

„Was haſt Du vor?" fragte die Tochter ängſtlich, während die Mutter das Gebetbuch zumachte und ihm die Hand reichte.

„„Was ich vorhabe? Was ich früher trieb ... ich ſpiele die Geige.""

„Aber, Vater, ſeit vierzig Jahren dirigirteſt Du das Orcheſter ... Du ſagteſt ſelbſt, daß, wer ſich einmal ans Befehlen gewöhnt habe, ſchwer mehr gehorchen lerne, und nun gar jetzt ..."

„„Jetzt, wo ich keine Noten mehr leſen kann, ſpiele ich aus dem Gedächtniſſe. Ich hätte es längſt thun ſollen.""

„Doch wo?" fragte die Mutter.

„„Wo es Gott gefällt. Muth, Franziska, Muth! Steh auf, ich bitte Dich, mach mir das Herz nicht noch ſchwerer. Soll unſer Kind für elendes Sündengeld Choriſtin werden und ſich mißhandeln laſſen? Lieber will ich um ein Stück Brod ſpielen. Das neue Kaffeehaus in der Galerie von Chriſtophoris iſt ſeit einiger Zeit der Sammelplatz der Fremden.""

„Und dort willſt Du ..."

„„Will ich Brod für Weib und Kind verdienen, dort will ich ſpielen.""

„Luigi, Du thuſt es nicht ... nein, nein!"

„„Ich will, was ich muß; ich will dem feigen Stolze nicht länger Raum geben, ſondern meine Pflicht thun. Es bleibt dabei! Jetzt laßt mich gehn.""

Mutter und Tochter küßten den Greis unter Thränen. Gebeugt verließ Luigi das Zimmer.

Es war Nacht. Die ungewöhnlich ſtrenge Kälte, der eiſige Wind hielt die Bewohner der Stadt in den Häuſern; die Straßen waren leer.

Als Luigi die Wohnung im Rücken hatte, ließ er ſeinem Schmerze freien Lauf. Der Kampf des Greiſes bei ſolcher Noth mag übertrieben und thöricht erſcheinen; aber Künſtlerſtolz iſt ja bekannt, und Luigi hatte früher in glänzenden Verhältniſſen gelebt; die Art, wie er ſeine Stelle verlor, wie er herunter kam, da er mit Ehren alt geworden, hatte den ſtolzen Italiener erbittert, vergrillt.

Langſam ſchlich er der Corſia bei Servi zu; je näher er dem Kaffeehauſe kam, deſto unſchlüſſiger wurde er. Endlich fing er an zu eilen, als wolle er ſo ſeinen Sorgen entfliehen. Jetzt war der Bazar erreicht. Im Kaffeehauſe wogte es auf und ab; Alles ſchien ſich dort vor dem rauhen Wetter bergen zu wollen.

Unſchlüſſig ſtand der alte Mann vor der Thür des großen Saales; endlich faßte er ſich ein Herz, ſprach ein kurzes Gebet, dachte an Weib und Tochter und trat ein.

Er ſetzte den Hut auf ein Tabouret an der Thür und fing an zu ſtimmen.

Da kam ein Kellner, ſah den gebeugten Greis an und ſagte barſch:

„He, glaubt der alte Bettler, daß die Tabourets hier für ſeinen ſchlechten Hut hingeſtellt ſind?"

Luigi ſetzte den Hut mit ſcheuer Hand vor ſich auf den Boden und fing trotz der zitternden Hand an zu ſpielen.

Endlich kam er in den Zug; lange hatte er den alten Freund, die Geige, nicht gehört: das Herz ging ihm auf. Sich, ſein Leid und den Ort vergeſſend, wo er ſtand, entſchwebte ſein Geiſt mit den Tönen in eine Welt des Friedens, der Freude und der Seligkeit. So wohl war ihm lange nicht geweſen, denn ſeit Jahren hatte er jede Muſik vermieden, weil ſie ihn nur ſchmerzlich an ſeine frühere Stellung erinnerte.

Das präziſe, ausdrucksvolle Spiel und die meiſterhafte Behandlung des Inſtruments erregte bald Aufmerkſamkeit. Jetzt begann der alte Muſikant den Schwur aus Wilhelm Tell, als plötzlich ein großer, korpulenter Mann heftig aufſprang, auf den Greis zueilte und rief: —

„Großer Gott, Luigi!"

Es war Lablache, der den alten Kapellmeiſter an ſeinem Spiele erkannt hatte.

„Sie hier, Monſieur Lablache?" antwortete der alte Muſikant mit zitternder Stimme.

„Wie, Freund, dahin iſt es mit Dir gekommen?"

„Ich ſehe nicht mehr gut ... das Alter ... die Noth ..."

„Gut, gut, darüber ſpäter, armer alter Freund! ... Jetzt ſpiele mir einmal mein Rondeau aus der Semiramis."

Der Greis faßte ſich und begann. Nach der Introduction erhob ſich im Saale eine Stimme, ſo gewaltig, ſo herrlich ... es war Lablache's Stimme und ſie that Wunder.

Alles ſtand wie bezaubert; die tiefſte Stille herrſchte, die Billardſpieler machten Halt, die Spaziergänger im Bazar drängten ſich zur Thür des Divans — es war ein Ereigniß.

Als Lablache die Arie geſungen, nahm er den Hut des alten Muſikanten, ging im Saale und in der Galerie von Gaſt zu Gaſte. Der Segen war dem Enthuſiasmus gleich. Mit freudeſtrahlendem Geſichte kehrte Lablache endlich zu Luigi zurück, gab ihm den geldſchweren Hut und ſagte:

„Hier, alter Freund. Wir theilen ein ander Mal! Auf Wiederſehen."

Und damit ging der Künſtler, um ſich dem Sturme des Enthuſiasmus zu entziehen.

Dieſer Abend brachte einen völligen Umſchwung im Schickſale Luigi's hervor. Die allgemeine Theilnahme war ihm gewonnen worden; er gab Muſikunterricht und wurde glänzend honorirt; genug, es ging ihm am Abend ſeines Lebens wieder ganz nach Wunſch und Verdienſt. Kurz vor ſeinem Ende erlebte er noch die Freude, daß ſich ſeine Tochter mit einem ausgezeichneten Muſiker verheirathete und ſomit ihre Zukunft, wie die letzten Tage ſeiner Frau geſichert waren.

Wenn bei Lablache die Rede auf dieſen Vorfall kommt, pflegt er zu ſagen:

„Der Abend gehört zu den ſchönſten meines Lebens."

Richard Carlile.

Am 10. Februar d. Jahres ſtarb in **London**, Bouverie-Street, nach kurzer Krankheit, aber jahrelanger Kränklichkeit, **Richard Carlile**, ein in dem Zeitraum von 1819 bis 1831 oftgenannter politiſch-religiöſer Volksfreund. Er war vormals ein hartnäckiger Verbreiter unkirchlicher ſowie revolutionärer Schriften, was er durch wiederholte Gefängniß- und Geldſtrafen zu büßen hatte, die für ihn neunjährigen Verluſt ſeiner perſönlichen Freiheit und den gänzlichen Ruin ſeiner ökonomiſchen Verhältniſſe — er war Buchhändler — zur Folge hatten. Am 12. Okt. 1819 ward er, wegen Wiederabdrucks von Paine's „**Age of Reason**" und Herausgabe der „**Principles of Nature**" des Amerikaners Palmer, zum erſtenmal zu drei Jahren Gefängniß in Dorcheſter und einer Buße von 1500 Pf. St. verurtheilt. Der Prozeß hatte drei Tage gedauert und Carlile ſeine Vertheidigung ſelbſt geführt. Wegen Fortbetriebs desſelben Gewerbs wanderten bald auch ſeine Frau und dann ſeine Schweſter ins Gefängniß. Zum letztenmal wurde Carlile im Januar 1831 zu zweijähriger Einſperrung und 200 Pf. St. Buße verurtheilt, wegen eines Libells, welches die engliſchen Feldarbeiter zu Aufruhr und Eigenthumszerſtörung aufforderte. Kurz vor ſeinem Tode gab er in London eine theol. Wochenſchrift: „**The Christian Warrior**" heraus, worin er die großen Wahrheiten der Bibel mit denen der Natur in Einklang zu bringen ſuchte. Carlile würde ohne die mitleidige Hülfe einiger Freunde in tiefſter Entblößung geſtorben ſeyn; er tröſtete ſich auf dem Todbette mit dem Gedanken: „ſein Leben lang für Wahrheit und Freiheit gekämpft und gelitten zu haben." Redlichkeit im

Digitized by Google

Privatleben und brittiſche Zähigkeit des Charakters wird dieſem Nachzügler des engliſchen Deïsmus auch von ſeinen Gegnern zuerkannt, ſein Anhang iſt aber nie bedeutend geweſen. Noch bei ſeinem Begräbniß verurſachte, wie engliſche Blätter melden, Richard Carlile Aufregung. Nachdem der Leichnam des Verſtorbenen, ſeinem letzten Willen gemäß, der Anatomie zur Sektion übergeben war, fand endlich am 14. Febr. die Beiſetzung auf dem Kirchhof von Kenſal-Green ſtatt. Das Trauergefolge war zahlreich. Als aber der Geiſtliche ſich am Grab aufſtellte, um ſein Amt zu verrichten, proteſtirten die Söhne des Verſtorbenen dagegen, weil ihr Vater in Oppoſition gegen alle Prieſterſchaft bis ans Ende gelebt habe. Der Geiſtliche beharrte jedoch dabei, ſeine Pflicht zu thun, worauf die Leidtragenden ſich zurückzogen und der Gottesdienſt in ihrer Abweſenheit vor ſich ging. Erſt nach Beendigung deſſelben, und nachdem der Geiſtliche ſich entfernt hatte, trat einer der Söhne wieder an das Grab, wiederholte ſeine Proteſtation gegen das Geſchehene und dankte den Anweſenden.

Faſchings-Nachwehen.

Fortwährend erzählen die franzöſiſchen Zeitungen von Abenteuern, die bei Gelegenheit der berühmten Bälle in der Oper zu Paris ſich ereignet haben. Das neueſte, das bei dem letzten Balle geſchehen ſeyn ſoll, iſt Folgendes: Eine junge Frau, Madame D., wünſchte ſehr, einmal einen ſolchen Ball mit anzuſehen, aber ihr Mann war durchaus nicht zu bewegen, ſie dahin zu führen; in Begleitung ihres Kammermädchens wollte die Dame nicht gehen, und ſo entſchloß ſie ſich endlich, eine Freundin zu bereden, ſie zu begleiten. Dieſe ließ ſich nicht lange bitten, die beiden Damen fuhren in einem Fiacre fort, und traten in das Foyer des Hauſes. Nachdem ſie eine Zeit lang herumgegangen, ſuchten ſie ein Plätzchen zum Ausruhen, und endlich fand ſich eines in einem Korridor. Madame D. ſetzte ſich da nieder, aber nach einigen Stunden erſchien eine Maske, die vor ihr auf die Knie ſank, und ihr eine höchſt burleske Liebeserklärung machte. Madame D. kam in große Verlegenheit, welche noch geſteigert wurde, als ſich eine bedeutende Menſchenmenge um ſie ſammelte und lachte. Sie bat vergebens ihren komiſchen Anbeter dringend, ſie von ſeiner Gegenwart zu erlöſen, bis endlich ein alter Herr erſchien, der ſich zwiſchen ſie und den Knieenden ſtellte, denſelben bei Seite ſchob, und zu der Dame ſagte: „Ich wundere mich ſehr, die ſchöne Madame D. hier zu finden.“ — „Da Sie mich kennen, mein Herr, ſo haben Sie die Güte, mir einen Wagen holen zu laſſen.“ — „Ich kenne Sie recht genau, denn ich bin der General C.“ Die Dame kannte den General recht wohl dem Namen nach, hatte ihn aber nie geſehen, und vertrauete ſich ihm gern an. Als ſie in die Vorhalle gekommen waren, ſagte ihr Begleiter: „Sie ſind ſo erſchüttert, daß ich Ihnen empfehle, an einem paſſenden Orte auszuruhen.“ Er führte ſomit die junge Dame in eine Reſtauration, wohin ſie folgte, um kein Aufſehen zu machen. Der Fremde ließ ſich hier ein Abendeſſen geben, aß und trank, und nöthigte, wenn auch vergebens, die Dame, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Dieſe ängſtigte ſich vor Allem um ihre Freundin, und der General erbot ſich nach Beendigung des Mahles, dieſelbe ebenfalls abzuholen. Er ging, kam aber nicht wieder. Die Dame nahm nach einer Stunde allen ihren Muth zuſammen, um allein fortzugehen, der Kellner aber vertrat ihr den Weg mit der — Rechnung für das Abendeſſen des Generals. Die arme Frau hatte kein Geld bei ſich, und gab deßhalb dem Kellner ihr Armband, das vielleicht 500 Thaler werth war. Man beſorgte ihr einen Wagen, der ſie endlich nach Hauſe brachte. Am andern Tage ſchickte ſie in die Reſtauration, um ſich ihr Armband holen zu laſſen, man ſagte ihr aber, der General habe es kurz nach ihrer Entfernung in Empfang genommen, ſo daß die Dame endlich zur Erkenntniß kam, daß der angebliche General nichts als ein — ſchlauer Spitzbube geweſen.

Pot-Pourri.

Die Induſtrie hat eine neue Entdeckung gemacht, über die ſich namentlich die Winzer freuen, denn man will gefunden haben, daß der Traubenſaft nicht nur die Köpfe illuminirt, ſondern wirklich ein Licht giebt, das heller iſt, wie das des Gaſes. Eine neue Ausſicht alſo auf Luxus. Man wird den Meißner, Naumburger und Grüneberger, Jenaer, Landshuter und Regensburger Kometenwein nicht mehr trinken, ſondern in Straßenlaternen verbrennen, und reiche Leute werden die Kronleuchter ihrer Zimmer mit Champagner füllen.

Für Schuhmacher.

„Halte die Füße warm und den Kopf kalt,“ iſt eine ſehr alte Regel, und man hat bekanntlich alles Mögliche aufgeboten, um namentlich die erſte Vorſchrift ausführbar zu machen. Die Galoſchen kommen ihrer Plumpheit wegen aus der Mode, und es mußte etwas Anderes geſucht werden, was die Füße ſchützte. Das hat endlich ein ſcharfſinniger Londoner Schuhmacher erfunden und damit ſich ein Verdienſt erworben. Die Erfindung iſt höchſt einfach, aber in hohem Grade zweckmäßig. Man legt nämlich zwiſchen die innere und äußere Sohle der Schuhe eine dünne Schicht Pferdehaar, welche die Sohle nicht verdickt und die Feuchtigkeit vollkommen abhält.

Warnungstafel.

Der „Vitag“ erzählt einen traurigen Fall als warnendes Beiſpiel für Eltern: ihre Kinder vor den oft ſo furchtbaren Folgen der Genäſchigkeit zu wahren. Ein Peſther Tiſchler erhielt von einem Zuckerbäcker einige Ladenſchränke zu repariren, in denen ſeine Kinder Ueberbleibſel von Zuckerbäckereien fanden und verzehrten. In einem der Schränke befand ſich jedoch auch ein geheimes Fach, wo ſie ebenfalls einige ſüße Pillen fanden und aßen. Die Folge war ſchauderhaft — eines der Kinder iſt bereits geſtorben, denn die erwähnten Pillen waren Arſenik enthaltendes Mäuſe- und Rattengift, das der Zuckerbäcker dort vergeſſen hatte.

Die giftigen Thiere der Tierra Caliente in Mexico.

Das geiſtvoll geſchriebene Buch der Mdme. Calderon de la Barka, „Life in Mexico“, enthält über die giftigen Thiere der heißen Region folgendes: „Es gibt noch (außer Klapperſchlangen u. ſ. w.) andere giftige Reptilien, gegen deren Biß kein Mittel hilft, und Nachſtehendes iſt eine auf beſter Autorität beruhende Liſte nach den einheimiſchen Namen. Es gibt eine Chicaelina, eine geſtreifte Viper von ſchönen Farben, die Coralillo oder korallenfarbige Viper mit ſchwarzem Kopf, und den Vinagrillo, ein Thier wie eine große Grille; wenn dieſer ins Zimmer kommt, ſo erkennt man ihn an einem ſtarken Eſſiggeruch. Er iſt orangefarb, und macht, wenn er einem über die Haut hinwegläuft, keine Schmerzen, läßt aber einen langen Streif von tödtlichem Gift zurück. Der Biß der eidechſenartigen Salamanqueſa iſt tödtlich; der Eslaboncillo ſtirbt vor Wuth, wenn er ſich auf Jemand wirft und am Beißen verhindert wird; der Cencoatl hat fünf Füße und leuchtet im Dunkeln, ſo daß man glücklicherweiſe vor der Nähe dieſer Thiere auf mannichfache Weiſe gewarnt wird. Ferner findet ſich eine ſchöne, ſchwarze und rothe Spinne, Chinclaquili genannt, deren Stich durch alle Knochen Schmerzen macht; das einzige Mittel dagegen iſt, ſich mehrere Tage in einem mit Rauch gefüllten Zimmer aufzuhalten. Endlich gibt es Taranteln und Cacampulgaſpinnen. Die erſte iſt ein abſcheulich ausſehendes, weiches, fettes, mit dunkeln Haaren bedecktes Thier, und man ſagt, das Pferd, das auf ein ſolches trete, verliere augenblicklich den Huf; doch dieß bedarf der Beſtätigung.“

Chineſiſches Portfolio.

Fanni Elsler hat vom Kaiſer von China folgendes Atlasbriefchen erhalten: „Seine Himmliſche Majeſtät an die Barbarin Fanni.

Digitized by Google

Es iſt zu meinen hohen Ohren gekommen eine Kunde, daß Du die Barbaren bändigſt durch die Gewalt Deiner Füße und daß Du mit großer Weisheit die Beine zu ſtellen weißt. Ich habe in meiner Gnade befohlen, Dich zu fragen. Wofern es wahr befunden wird, befehle ich, daß Du in mein himmliſches Reich transportirt wirſt. Mein Volk iſt durch die rothen Barbaren in Traurigkeit geſtürzt: ich verordne, daß Du ihm Belehrung gibſt. Du ſollſt ihm zeigen, wie man die Beine exercirt. Die Chineſen ſollten auch fortſchreiten und ſich auf den Kopf ſtellen, aber wohlmeinend und innerhalb des Geſetzes; dann werden die rothen Barbaren vor Schrecken verſchwinden. Mein Wort iſt heilig. Ich verſpreche Dir einen Knopf der Auszeichnung mit der Schleiſe für den Hals, zwei Knöpfe für den Bauch, zehn Knöpfe auf beide Füße, und einen ganzen Pfauenwedel auf den Kopf. Vier Mandarinen ſollen ſich täglich zu Mauleſeln verwandeln vor Deinem Wagen, und ein Schriftgelehrter ſoll täglich aufſchreiben, was Du gegeſſen und getrunken haſt. Ich befehle, Deine Beine in Baumwolle einzupacken, und auf der Reiſe mit Kautſchuck zu reiben, damit ſie geſchmeidiger werden. Tanze ſogleich hierher. Ein beſonderes Edikt! Ich ſelbſt"!

Demoiſelle Rachel auf dem Theater-français.

„Der Vorhang hebt ſich. Eine ſchmächtige Geſtalt mit ſchwarzem Aug und Haar ſchreitet in einfach griechiſcher Gewandung herein, nicht ſchön, nicht häßlich, jüdiſch-intereſſant. Raſend beklatſcht öffnet ſie nicht Auge und Mund, beugt ſie nicht Kopf und Körper; kalt, ſteinkalt. Sie ſpricht, aber mit welcher Stimme! Iſt dieß ein Ton, der aus einem Frauenherzen quellen kann? So eiſig, ſo zähneknirſchend, ſo unſäglich kalt. Allerdings iſt die Rolle ſelbſt (Hermione) kalt, unnatürlich, aber ſie wurde es erſt durch dieſe unbegreifliche Jüdin! Eine Megäre, eine Tigerin in Menſchengeſtalt kann dem Haß, der Rache, der Wuth keine ſcheußlicheren Töne und Grimaſſen leihen. Zähneknirſchen, Schreien, dumpfes Brüllen, Kreiſchen, Krächzen, wie es nur an die Beſtie erinnern mag; dann mit einem plötzlichen Abſchnappen von der vollendeten Furie die kälteſte Trockenheit, die todteſte Gleichgültigkeit, die affektirteſte, einförmigſte Ruhe. Niemals ſchlichte Natur, einfaches Gefühl, keine Spur von Seele und Liebe. Ich verſtand das nicht, noch weniger dieſes tolle Publikum, das gerade bei den unnatürlichſten Stellen wie wahnſinnig klatſchte, und nicht Hände und nicht Töne genug hatte, um ſich Luft zu machen, gerade bei Verzerrungen der Miene und Stimme, um deren willen ein Weib, das ſie ſich in jeder andern Geſellſchaft erlaubt hätte, gleich einem Ungeheuer geflohen oder in das Tollhaus geliefert würde. Wo iſt da Bildung, wo iſt da Schönheit, wo Kunſt? Ich konnte nicht genug den Kopf ſchütteln. Daß die andern durch Toben und Raſen, Zittern, Schlegeln, Schreien und Brüllen die Prima Donna zu überbieten ſuchten, verſteht ſich von ſelbſt."

Die Erſparungs-Kommiſſion.

An einem Hofe wurde einſt, um den Klagen der Landſtände zu begegnen, eine Kommiſſion zuſammengeſetzt, die ſich mit den thunlichen Erſparniſſen bei der Hofhaltung beſchäftigen ſollte. Sie beſtand aus dem Oberhofmarſchall, dem Oberſtallmeiſter und dem Oberſchenken; ein Mitglied des Miniſteriums war ihr Präſes. Die Kommiſſion konnte über nichts einig werden. Schlug der Präſes vor, man ſolle die Tafel einfacher ſerviren, ſo ſchrie der Oberhofmarſchall zum Himmel hinauf, und ſeine Kollegen nickten; wollte er Sparſamkeit mit feinen Weinen empfehlen, ſo drohte der Oberſchenk mit der fürſtlichen Ungnade und die Kollegen nickten; wollte er den Marſtall verkleinert haben, ſo fragte der Oberſtallmeiſter: ob er verlange, daß die höchſten Herrſchaften zu Fuße laufen ſollten, und die Kollegen nickten wieder. Endlich ließ die Kommiſſion, um doch einen Anfang zu machen, den Hoftreppenkehrer kommen, ſtellte ihm die gottloſe Verſchwendung vor, die er mit den Beſen treibe, und gab ihm auf, künftig mit der Hälfte derſelben auszukommen. „Hochzuverehrende Kommiſſion," nahm der Treppenkehrer das Wort, „ich werde mich bemühen, den hohen Befehlen nachzukommen; aber halten Sie zu Gnaden, daß ich meine unterthänigſte Meynung ſage. Sehen Se, gnädigſte Herren, wenn ich meine Treppen kehre, ſo fange ich von oben an und höre unten auf, denn wenn ich von unten anfinge, würde ich den Schmutz der obern Stufen immer wieder auf die untern kehren und ich hätte wenigſtens zehnfache Arbeit — und ich dächte, hochpreisliche Kommiſſion machte es eben ſo." Der Treppenkehrer trat ab, und die Kommiſſion ſah ſich einander etwas verblüfft an. „Der Mann hat nur zu recht," ſagte der Präſes, aber unſere Kommiſſion iſt zu Ende."

Mädchen und Uhren.

Junge Mädchen gleichen alten Uhren, ſie gehen immer vor. — Eitle Mädchen gleichen Taſchenuhren, die laſſen ſich leicht aufziehen. — Geſcheidte Mädchen gleichen Schlaguhren, die ſchlagen, wenn man ſie aufzieht. — Putzſüchtige Mädchen gleichen Thurmuhren, man ſieht wohl nach ihnen, wer möchte ſie aber in's Haus nehmen? — Schöne Mädchen ohne Verſtand gleichen Spieluhren, die wird man bald überdrüſſig. — Vorlaute Mädchen gleichen Weckuhren, man hört wohl auf ſie, aber nicht gern. — Verwöhnte Mädchen gleichen Sonnenuhren, unter der Haube taugen ſie nichts. — Beſcheidene Mädchen gleichen Repetiruhren, ſie laſſen ſich nur hören, wenn man ſie auffordert. — Anmaßende Mädchen gleichen verſetzten Uhren, man läßt ſie ſtehen. — Moderne Mädchen gleichen Cylinderuhren, ſie ſind ſehr flach. — Reiche Mädchen gleichen goldenen Uhren, da frägt man vor Allem nach dem Goldwerth. — Häusliche Mädchen gleichen Pendeluhren, die gehen am Sicherſten. — Gelehrte Mädchen gleichen Wanduhren, die ſind faſt nicht zu ertragen.

Buntes.

Man las unlängſt folgende öffentliche Anzeige in Paris: „Demjenigen, der den edlen und guten Gedanken gehabt hat, meinen Hund mir erſetzen zu wollen, ſchicke ich mein wertheſtes Angedenken aus Dankbarkeit; aber ich ſage: er kann mir nicht erſetzt werden. Man kann ein Glück, eine Geliebte erſetzen. — Einen Freund, einen Hund niemals!"

Mehrere Herren ſtritten ſich über die Schreibart einiger Wörter; unter andern auch über „Brod" und „Brot." Um zur Gewißheit zu gelangen, fragten ſie einen Profeſſor um Rath. Dieſer meynte ganz ruhig: „Meine Herren! iſt das Brod noch weich, ſo ſchreibe ich es mit „d"; iſt es aber hart geworden, ſo ſchreibe ich es mit „t"; bin ich aber über Beides ungewiß, ſo ſchreibe ich „Brodt."

Zu dem Direktor des Pariſer Conſervatoriums für Geſang ſagte neulich ein zum erſtenmal anweſender Schüler: „Ich danke Ihnen verbindlichſt, daß Sie mich aufgenommen haben; bitte nun aber inſtändigſt, mir eine gute Baßſtimme zu verſchaffen, denn das iſt mein ſehnlichſter Wunſch!„

Zweiſylbige Charade.

Das was die erſte Sylbe nennt zu werden,
Lebt ſchon als Wunſch in jedes Kindes Bruſt,
Doch tragen auch die Götter dieſer Erden
Für dieſen Zweck nicht minder ſtete Luſt.

Was vielen unerreichbar war auf Erden
Hat Mancher durch die Erſte ſchon erreicht,
Und eben jene Erſte einſt zu werden,
Ward durch die Letzte möglich, und ſelbſt leicht.

Das leuchtend ſchöne Ganze füllt hienieden
Des edlen beſſern Erdbewohners Bruſt,
Gibt ſchon auf Erden innern Seelenfrieden,
Und wird der Quell der reinſten Erdenluſt.

F....n.

Digitized by Google

Nro. 13.

Zwölfter Jahrgang.

1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Kometen. — Marie Palmer. — Pot-Pourri.

Die Kometen überhaupt und der gegenwärtige.

Die Erſcheinung eines neuen Kometen, die wir ſeit mehreren Tagen am ſüdweſtlichen Himmel, in der Nähe des ſchönen Sternbildes Orion, zu bemerken Gelegenheit haben, gibt uns Veranlaſſung, einiges Wenige über dieſe ſonderbare Art Himmelskörper den verehrten Leſern mitzutheilen. Schon die Alten erſchöpften ſich in höchſt ſeltſamen Anſichten über das Weſen dieſer von Zeit zu Zeit am Himmel neu angekommenen Fremdlinge von mehr oder weniger runder, ſchwach ſchimmernder, vom Mittelpunkte gegen den Rand hin verwaſchener, nebliger Geſtalt, die gewöhnlich mit einem Schweiſe verſehen ſind, und deßhalb den Namen **Komet** (der Behaarte) erhalten haben. Nach Einigen entſtanden ſie durch die Vereinigung zweier oder mehrerer Planeten, Andere hielten ſie für das Licht eines Sterns, der in eine dichte Wolke eingeſchloſſen ſey, durch welche das Licht hindurchſtrahle, wie das Licht aus einer Laterne; wieder Andere für zuſammengehäufte Maſſen trockener Dünſte, die durch hineingefallenen Feuerſtoff entzündet, und durch den Umſchwung des Himmels mit fortgeführt werden, ſich aber bald wieder zertheilen und verlöſchen; und ſo gab es noch andere Erklärungen, von denen noch folgende ihrer Richtigkeit halber angeführt zu werden verdient: die Kometen ſind Geſtirne wie Sonne und Mond, jedoch nicht von runder, ſondern lang geſtreckter Geſtalt, welche die höheren Himmelsregionen durchſtreifen, und ſich nur beim Durchwandern der untern Theile ihrer Bahnen und ſichtbar machen. Im Verlaufe der Zeit kam man von dieſer im Ganzen richtigen Anſicht zurück, und kehrte ſelbſt bis vor zwei Jahrhunderten zu jenen höchſt ſeltſamen zurück, fügte noch andere hinzu, und der Aberglaube erkannte in ihnen ſichere Vorboten mancherlei Unglücks für Menſchen und Länder, das ſie als giftige, in den oberſten Regionen der Luft herumſchwärmende Ungeheuer bei ihrer Annäherung an die Erde dieſer bringen, oder doch vorher anzeigen ſollten, wobei man in Zeiten des Kriegs nicht konſequent genug war, zu bedenken, daß Dasjenige, welches dem einen von zwei kriegführenden Völkern Unglück bringt, dem andern Glück iſt. Erſt ſeitdem der engliſche Aſtronom **Halley** gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Wiederkunft eines Kometen voraus beſtimmte, und dieſelbe auch erfolgte, überzeugte man ſich, daß man es mit wirklichen Körpern, analog denen unſers Sonnenſyſtems, zu thun habe, auf welche die allgemeinen Geſetze der Schwere anzuwenden ſeyen, zumal da man durch den Gebrauch der Fernrohre bei mehreren derſelben mehr oder weniger ſcharf begränzte, kreisförmige Kerne, und auf denſelben ſelbſt dunkelgraue Flecken, wie auf unſeren Planeten, beſonders auf Jupiter und Mars, bemerken wollte. Nunmehr betrachtete man ſie nicht mehr als Fremdlinge, die unberufen ſich in unſer Sonnenſyſtem hereinwagten und Unheil brächten und verkündeten; man ſchauderte nicht mehr vor ihrem fürchterlichen Schweiſe, der an eine Zuchtruthe erinnerte, oder vor ihrer furchtbaren Farbe zurück, die ſchon eine Abſtrahlung des Bluts, das fließen, oder der Flamme, die ſich entzünden ſollte, zu ſeyn ſchien; ſondern hielt ſie meiſt alle für Kinder derſelben Mutter, welcher wir angehören, die, nur mit mehr Freiheit, als die Planeten, am Gängelbande ſich bewegten, und größere und nach allen Richtungen des Himmels hin erfolgende Reiſen zu machen beſtimmt ſeyen. Der Aſtronom **Schubert** in St. Petersburg berechnete die Anzahl der zu unſerm Sonnenſyſtem gehörigen Kometen auf nicht weniger als 20 Millionen. Im Jahre 1826 erſchienen nicht weniger als ſechs Kometen, und ſo verfließt nicht leicht ein Jahr, in welchem nicht ein Komet am Himmel ſichtbar wäre, wenn auch nur dem bewaffneten Auge, dem aber ſelbſt nicht wenige entgehen, theils durch ihre Kleinheit und übergroße Entfernung, theils dadurch, daß ſie am Tage ſich zeigen, oder bei bewölktem Himmel, oder endlich in jenem Theil des ſüdlichen Himmels, der unſerm Blicke überhaupt nicht zugänglich iſt. Nur von ungefähr 150 der uns bisher bekannten Kometen ſind die Bahnen berechnet, und bei einer noch kleineren Anzahl beruht die Beſtimmung der Bahn und der Zeit ihres Wiedererſcheinens auf ſicherer Berechnung. Genau genommen iſt dieß zunächſt nur bei vieren der Fall: dem Halley'ſchen, Biela'ſchen, Olbers'ſchen und Enke'ſchen, welches letzteren Umlaufszeit nur 3 Jahre 110 Tage beträgt, und ſelbſt auf wenige Stunden oder gar Minuten genau eingehalten wird. Bei den Kometen von größerer Umlaufszeit, die ſich viele hundert Millionen Meilen von der Sonne entfernen, läßt ſich keine ſolche Uebereinſtimmung der Erſcheinung mit der Berechnung erwarten, und erfolgt die Wiederkunft eines ſolchen Kometen auch nicht mit dem Monat, ſo macht es immerhin dem menſchlichen Geiſte Ehre genug, wenigſtens in **dem** Maaße mit der Wiederkunft eines ſo weit in das Univerſum hinausſchweifenden Himmelskörpers im Reinen zu ſeyn. Denn wie leicht iſt es möglich, daß der Komet auf ſeiner weiten Reiſe der Einwirkung uns ganz unbekannter Kräfte unterliegt, welche ſeine Umlaufszeit nicht nur, ſondern auch ſeine Bahn verändern! Was nun die Geſtalt der Kometen betrifft, ſo hat man gewöhnlich dreierlei zu unterſcheiden: den Kopf oder Kern, die den Kern umhüllende, ringförmige Nebelhülle, und den ſtets an der von der Sonne abgewandten Seite des Kometen befindlichen Schweif. Der Kern erſcheint zwar bei keinem als eine feſte, dunkle und undurchſichtige Scheibe, jedoch zeigen die meiſten Kometen eine oft ſehr ſtarke Verdichtung ihres Glanzes nach einem im Innern der Maſſe, ſelten in der Mitte gelegenen Punkt. Dieſen nur vergleichungsweiſe ſo zu nennenden Kern umgibt eine nach Außen zu dünner werdende neblige Hülle, an die ſich gewöhnlich der Schweif in Geſtalt eines geraden Kehrbeſens, eines Fächers oder einer Ruthe anſchließt. Die Länge der Schweiſe iſt ſehr verſchieden, und unterliegt, ſo wie ihre Geſtalt, bei den einzelnen Kometen binnen wenig Tagen großen Veränderungen, welche vornehmlich mit der Annäherung und Wiederentfernung des Kometen von der Sonne zuſammenhängen, und wobei im Allgemeinen die Regel gilt, daß, je mehr ein Komet ſich der Sonne nähert, in demſelben Maaße ſein Schweif zu-, und umgekehrt abnimmt, daß aber unmittelbar nach ſeiner größten Sonnennähe die Länge und der Glanz des Schweiſes am Bedeutendſten iſt. Der Komet vom Jahr 204 vor Chr., deſſen die Alten erwähnen, hatte einen Schweif, der vom

Digitized by Google

Morgenhimmel bis zum Abendhimmel herüberreichte; der von 1680 einen ſo bedeutenden, daß, wenn er Abends 5 Uhr untergegangen, dennoch die ganze Nacht hindurch noch etwas von ſeinem Schweiſe erſichtlich war; und die Länge des Schweifes des Kometen von 1811 betrug nicht weniger als 12 Mill. Meilen. Ueber die Natur und phyſiſche Beſchaffenheit dieſer räthſelhaften Himmelskörper iſt etwa Folgendes theils mit Gewißheit, theils mit großer Wahrſcheinlichkeit anzuführen. Die Kometen ſind Himmelskörper, welche den Geſetzen der Anziehungskraft unterworfen, und folglich ſelbſt ſchwer ſind, alſo einen Stoff, eine Maſſe haben. Dieſer Stoff iſt aber äußerſt dünner Natur, oder die Kometen beſtehen aus einer überaus feinen und lockeren Subſtanz, die nicht einmal von gasförmiger Natur gewiſſen Erſcheinungen zufolge ſeyn kann, geſchweige denn von feſter oder tropfbarflüſſiger, ſo daß wir gar kein Analogon für ſie kennen. Für gänzlich immateriell dürfen wir ſie jedoch nicht halten, denn ſonſt würden ſie ſelbſt den Geſetzen der Schwere nicht unterworfen ſeyn, vielmehr hat ihre Maſſe die Eigenſchaft, das Sonnenlicht zurückzuwerfen und dadurch für uns ſichtbar zu werden. Früher war man der Meynung, die Kometen beſäßen ihr eigenes Licht; direkte Verſuche haben in neuerer Zeit die Unhaltbarkeit dieſer Anſicht dargethan. Die Frage, was wir von einem möglichen Zuſammenſtoßen unſerer Erde mit einem Kometen zu erwarten hätten, beantwortet ſich leicht aus dem ſo eben Erwähnten über ihre phyſiſche Beſchaffenheit, ſo daß auch in dieſer Beziehung die Kometen wenig Furcht zu erregen im Stande ſind. Dr. Wl. (Nürnb. K.)

Eine intereſſante Zuſammenſtellung der bedeutendſten Kometen in den vergangenen Jahrhunderten hat Arago der franzöſiſchen Akademie gegeben. Der größte war der von 1618, welchen Keppler beobachtete. Sein Schweif nahm einen Raum von 104° ein; wenn das äußerſte Ende deſſelben im Zenith (im Mittelpunkt des Himmelsgewölbes) ſtand, ſo war ſein Kopf ſchon unter dem Horizont. Im Jahr 1744 beobachtete Sheſeaux in Lauſanne einen Kometen, welcher einen mehrfachen Schweif hatte, der aus ſechs auseinandergehenden Lichtbüſcheln beſtand. Alle zuſammen umfaßten eine Breite von 44 Graden, und einzelne Zweige hatten eine wirkliche Ausdehnung von 14 Millionen Stunden. Der Komet von 1789 hatte einen Schweif von 68 Graden ſcheinbarer Länge, und welcher nach den Angaben der Hiſtoriker jener Zeit gekrümmt war, wie ein Türkenſäbel. Aehnlich, nur in weit geringerem Grade iſt dieß auch bei dem gegenwärtigen der Fall. Der Schweif des Kometen von 1780 (1680 ſ)hatte eine ſcheinbare Ausdehnung von 90° und eine wirkliche von 41 Millionen Stunden. Nach Arago war die Länge des Schweifes des Kometen von 1811 etwa 23 Grad. Der unſrige mißt (am Pariſer Horizont) nicht weniger als 41 bis 42 Grade und hat eine Breite von $1^{1}/_{4}$ — $1^{1}/_{3}$ Grad. Merkwürdig iſt ſeine geringe und faſt allenthalben gleichbleibende Breite, und der Umſtand, daß das Licht in der Mitte intenſiver iſt, als an den Enden. Das Licht des neuen Kometen iſt röthlicher als das Zodiakallicht, wenn man es durch das Poloriscop betrachtet, und hat nicht den Charakter des polariſirten Lichtes. Die geozentriſche Bewegung des Geſtirns iſt gegen Norden.

Profeſſor Gruithuiſen veröffentlicht in der „Münchener pol. Zeitung“ die Berechnungen, welche er bezüglich des jetzt ſichtbaren Kometen angeſtellt hat. Es geht aus denſelben „unzweifelhaft“ hervor, daß dieſer und der vom Jahre 1618 identiſch ſind. Die Entfernung der Erde vom Kometen von 1618 fand Beſſel für den 1. December ≐ 0371 oder 7 Millionen 667 Tauſend 300 geogr. Meilen, und Cyſat ſah an dieſem Tage den Durchmeſſer des ganzen Kometenkopfs unter dem beiläufigen Winkel von 8 Minuten, den Limbus unter dem von 3 bis 4 Minuten und den Kern unter dem von 2 Minuten. Hieraus erhellet ein Durchmeſſer des Kerns von 4161 geographiſchen Meilen, woraus noch, wegen der Höhe ſeiner hellleuchtenden Wolkenſphäre, der wahre Durchmeſſer des feſten, oder mit Meer bedeckten Kerns nicht folgt. Die Sonnennähe dieſes Kometen war wohl beträchtlich größer als die des Merkur, aber kleiner als die Sonnenferne von dieſem und nahe gleich der mittlern, und deßhalb iſt der Komet vom Merkur anſehnlichen Störungen ausgeſetzt. Sehr langgeſtreckt iſt ſeine elliptiſche Bahn; ſie übertrifft den mittlern Durchmeſſer der Uranusbahn nahe zweimal, und er entfernte ſich von der Sonne im Jahre 1730 über 1517 Millionen geographiſche Meilen, während er ſich der Sonne 1618 auf etwas mehr als 8 Millionen geogr. Meilen genähert hatte.

Genf. Hrn. Plantamour, Direktor der Sternwarte, iſt es bereits gelungen, aus ſeinen an dem neu erſcheinenden Kometen angeſtellten Beobachtungen die Elemente der Bahn des Irrgeſtirnes abzuleiten. Aus den vorläufigen Mittheilungen dieſes Aſtronomen erhellt, daß der Komet in ſeiner Sonnennähe nur etwa 155,000 Stunden von dem Centralkörper unſeres Syſtems abſtand, eine Annäherung, die noch keiner der bekannten Kometen erreicht hat. Die Länge des Kometenſchweifes wird von Hrn. Plantamour gleich der Entfernung der Erde von der Sonne angegeben.

Die Beobachtungen des Hrn. Conſervator Steinheil in München über die Bahn des großen Kometen ſtimmen mit denjenigen, welche Hr. Plantamour in Genf gemacht hat, nicht überein; namentlich hat er den Abſtand deſſelben von der Sonne in ſeiner Sonnennähe = 0,36343 der Entfernung der Erde von der Sonne, alſo über hundert Mal größer gefunden, als Hr. Plantamour.

Die Beobachtungen des Kometen auf der Berliner Sternwarte umfaſſen noch zu kurze Zeit, um die Elemente mit völliger Beſtimmtheit daraus zu finden. Sie reichen aber hin, um die genäherte Geſtalt und Lage der Bahn und den Verlauf der Erſcheinung zu ermitteln. Der Komet iſt am 28. Februar in der Sonnennähe geweſen. Er ſtand damals der Sonne ſo nahe, wie bisher noch kein bekannter Komet, etwa den von 1680 ausgenommen, und beſtätigt durch ſeinen großen Schweif die Vermuthung von Newton, daß die Schweif-Entwickelung bei großer Annäherung an die Sonne am ſtärkſten iſt. Er entfernt ſich jetzt ſehr ſchnell von Sonne und Erde, und wird an Glanz und Dauer der Sichtbarkeit nach Sonnenuntergang mehr und mehr abnehmen. Er geht jetzt etwa drittehalb Stunden nach Sonnenuntergang ebenfalls unter. Dieſe an ſich kurze Zeit ſeiner Verweilung über den Horizont nach Sonnenuntergang nimmt während des April ſo ab, daß er Ende April ſchon etwa fünf Viertelſtunden nach Sonnenuntergang ebenfalls untergeht, und bei beſtändig abnehmender Helligkeit und Größe dann für das bloße Auge ſein Schweif gar nicht mehr bemerkbar ſeyn wird, oder doch nur bei ſehr großer Aufmerkſamkeit noch unterſchieden werden kann. Unter den bisher berechneten Kometen iſt keiner, deſſen Bahn eine ſolche Aehnlichkeit hätte, daß man eine Identität vermuthen könnte. Die Erſcheinung wird, ſo lange ſie überhaupt ſichtbar iſt, immer im Südweſten geſehen werden, da der Komet bis Ende April noch immer ſüdlich vom Aequator bleibt, und die Nähe am Horizont, ſo wie die zunehmende Dämmerung, wird ſie immer mehr und mehr ſchwächen. (Pr. St. Z.)

Liſſabon. Am 8. März wurde hier zum erſtenmal die Erſcheinung des neuen Kometen bemerkt, der indeſſen erſt am 12. als ſolcher erkannt wurde. — Endlich ſeit dem Beginn des Monats März ſcheint ſich die Natur hier mehr zu beruhigen, während im Verlauf des Monats Februar die furchtbarſten Stürme gewüthet und ungemeine Ueberſchwemmungen die fruchtbarſten Gegenden in Wüſten verwandelt haben. Die Maſſe des Regens, welche auf der Burg Pena im Monat Februar fiel, betrug nicht weniger als 263 Millimeter, oder auf jeder □Fuß Oberfläche 25 Kannen oder 50 Bouteillen Waſſer.

Ein Hr. Dr. Cunz in Hademar macht unterm 23. März Folgendes bekannt: „Die Aſtronomen irren, wenn ſie das neulich geſehene Meteor für einen Kometen halten und täuſchen ſich gewaltig, wenn ſie ſogar einen Kern oder Kopf dieſes vermeintlichen Kometen bemerkt haben wollen. Der rühmlichſt bekannte Me-

Digitized by Google

teorolog Jakob Immel aus Hadamar im Herzogthum Naſſau, ſagte bei der Erſcheinung des Meteors, als er von Mehreren um das Weſen und die Bedeutung deſſelben gefragt wurde, es ſey nichts weiter, als ein Windſchweif, der von der Sonne ausgehe und bis in den Orion reiche, und einen nach ungefähr 8—12 Tagen kommenden ſtarken Wind ankündige. Wahrſcheinlich ſey es, daß dieſer Wind länger, vielleicht ſogar einige Monate dauere. Wir nehmen hierdurch Veranlaſſung, ſämmtliche phyſikaliſche und meteorologiſche Vereine auf dieſen Mann, der ſeit mehr als zwanzig Jahren alle Naturerſcheinungen mit ſeltener Ausdauer und Schärfe beobachtete, der durch ſeine richtigen Prognoſtike ſeinen Mitbürgern nützte, und der das Wetter nicht nach dem Barometer, ſondern den künftigen Stand des Barometers nach ganz eigener Theorie lange vorausſagt, aufmerkſam zu machen. (Aber der Wind?)

Marie Palmer.

Kriminalgeſchichte. Dem Engliſchen nacherzählt.

In der lebhaften und gewerbthätigen Stadt Gloceſter iſt eine Gaſſe, welche den Namen Bull Lane führt, und ehemals Bullace Street genannt wurde. Nach den bedeutenden Verſchönerungen, welche in der neurſten Zeit in der Stadt vorgenommen wurden, wird ſie nur von den niedern Volksklaſſen bewohnt; aber zur Zeit Georgs II. wohnten viele angeſehene und wohlhabende Bürger darin. In einem kleinen Hauſe dieſer Gaſſe lebte damals Miſtreß Bunt, eine reiche Wittwe, ganz allein mit einem jungen Mädchen, Namens Marie Palmer. Obgleich Letztere unter einer faſt tyranniſchen Aufſicht ſtand, ſo mußte ſie ſich doch oft vom Hauſe entfernen, um die für den kleinen Haushalt nöthigen Bedürfniſſe einzukaufen, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fand zahlreiche Bewunderer. Unter dieſen befand ſich Henry Sims, Commis bei einem benachbarten Tuchhändler. Der junge Mann war weder ſchüchtern, noch von der Natur vernachläßigt; Marie hörte daher ſeine Schmeichelworte gern, und bald war ſie Henry's Verlobte.

Dieſes Liebesverhältniß wurde zuerſt von einem ebenfalls im Hauſe des Tuchhändlers dienenden jungen Mädchen bemerkt. Miß Jones, welche ſchon lange vergebens ihre Netze nach dem ſchmucken Henry ausgeworfen hatte, zog aus deſſen Unempfindlichkeit gegen ihre Reize den Schluß, daß er irgend ein anderes Liebesverſtändniß habe; die Eiferſucht ſchärfte ihren Beobachtungsſinn, und bald gelang es ihr, in ſein Geheimniß zu dringen.

Eines Morgens wurde ein Brief unter der Hausthüre der Miſtreß Bunt gefunden. Marie beeilte ſich, ihn der Letzteren zu überbringen. Der Brief war anonym; die Alte las mit bedenklichem Kopfſchütteln, und erklärte Marien endlich, ſie ſey nicht geſonnen, ein Mädchen länger bei ſich zu behalten, welches junge Männer an ſich ziehe, ohne etwas davon zu ſagen, und vielleicht nur ſolche Verbindungen unterhalte, um ſie zu beſtehlen. Die arme Marie ſchlug die Augen nieder, und wußte nicht, was ſie antworten ſollte: endlich aber empörte ſich ihr Selbſtgefühl ob der erniedrigenden Beſchuldigungen, ſie wagte eine beſcheidene, aber feſte Einrede, und erhielt von der aufgebrachten Megäre den Abſchied.

Mehrere Tage vergingen indeſſen, und Marie war noch immer im Hauſe der Miſtreß Bunt. Miß Jones konnte ſich dieß nicht erklären, und um der alten Wittwe etwas Beſtimmtes hinterbringen zu können, ſpürte ſie allen Schritten Henry's mit verdoppelter Wachſamkeit nach. Als der Abend herankam, glaubte ſie zu bemerken, daß Henry beſonders unruhig war, und die Kunden, welche er zu bedienen hatte, mit großer Haſt abzufertigen ſuchte. Kaum war der Laden zur gewöhnlichen Stunde geſchloſſen, ſo verſchwand er durch die Gartenpforte. Miß Jones eilte ihm nach, und trat eben noch früh genug in den Garten, um zu ſehen, wie Henry über die niedrige Mauer in den Garten der Miſtreß Bunt ſprang. Von Eiferſucht und Neugierde getrieben, näherte ſie ſich der Mauer, um das Geſpräch der beiden Liebenden zu belauſchen.

Glaube mir, Marie, ſagte Henry, Miß Jones, und keine Andere hat das Mißtrauen der Miſtreß Bunt gegen Dich rege gemacht. Sie wäre närriſch genug, ſich in mich zu verlieben, und da ich viel zu viel Geſchmack beſitze, als daß ich auf die verliebten Blicke eines Skelettes achten ſollte, da ich Deine Roſenwangen —

O höre auf! unterbrach ihn Marie. Nach einer kurzen Pauſe fuhr ſie fort: Höre mich an, Henry; wir können uns künftig nur ſelten ſehen. Du weißt, daß Miſtreß Bunt mir hundert Guineen in ihrem Teſtament vermacht hat, und daß die geringſte Unbeſonnenheit ſie bewegen könnte, ihr Wort zurückzunehmen. Sie iſt immer ſo argwöhniſch, ſo reizbar! Vergiß das nicht, hundert Guineen iſt ſchon ein kleines Vermögen. Wir kaufen uns das Haus meines Oheims, eröffnen einen Laden, und dann werden wir recht glücklich ſeyn.

Ach ja! wenn wir nur das Haus erſt hätten! Ich möchte wirklich beinahe wünſchen, daß die Alte ſchon unter der Erde wäre.

O Pfui! wer wird auch ſo etwas wünſchen! antwortete Marie in einem Tone, der nicht gerade viel Unwillen verrieth.

Die beiden Liebenden nahmen jetzt Abſchied von einander, und Miß Jones eilte in das Haus zurück. Es war der 19. September. Die Nacht war finſter und ſtürmiſch. Miß Jones ſchlief erſt ſpät ein, und erwachte bei Tagesanbruch aus einem beängſtigenden Traume: es ſchien ihr, als ob unter ihrem Fenſter ein verworrenes Getümmel ſey. Es war keine Täuſchung. Sie eilte ans Fenſter; die enge Gaſſe war mit Menſchen angefüllt; die Nachbaren traten beſtürzt aus den Häuſern, und ein dumpfes Gemurmel wogte durch das Gedränge. Miß Jones kleidete ſich ſchnell an und ging hinunter. Von der Menge fortgeriſſen, erreichte ſie die Hausthüre der Miſtreß Bunt, und mit Mühe gelang es ihr, ſich einen Weg bis an die Treppe zu bahnen. Sie ging hinauf, wurde aber an der Thür des Schlafzimmers durch einen Conſtabel zurückgehalten, der den Neugierigen den Eintritt verweigerte. Sie trat indeſſen ſo nahe hinzu als ſie konnte, und bemerkte auf dem Bette den Leichnam der Miſtreß Bunt, deren Kopf beinahe vom Rumpfe getrennt war. Der Kleiderſchrank ſtand offen, alle Schubladen waren ausgezogen, und verſchiedene Kleidungsſtücke lagen zerſtreut auf dem Boden umher. Uebrigens war kein Schloß geſprengt, keine Thüre erbrochen, alle Fenſter des Hauſes ſorgfältig verſchloſſen gefunden worden, und überhaupt zeigte ſich nicht die geringſte Spur eines nächtlichen Einbruches. Da Marie immer allein mit der Wittwe im Hauſe gelebt hatte, ſo fiel der Verdacht ſogleich auf ſie. Vergebens betheuerte ſie ihre Unſchuld; ſie wurde ſogleich verhaftet und ins Gefängniß geführt.

Henry Sims wurde ebenfalls verhaftet, aber wegen Mangel an Beweiſen bald wieder freigelaſſen. Er beſuchte Marien täglich in ihrem Kerker und bot überhaupt Alles auf, um den ſchrecklichen Verdacht, der auf ihr laſtete, von ihr abzuwälzen.

Endlich wurden die Aſſiſen eröffnet. Der Mord von Bullace Street war der Gegenſtand aller Unterhandlungen, und an allen Straßenecken wurden Klagelieder und Balladen über Marie Palmer geſungen. Natürlich nahm auch Jedermann den lebhafteſten Antheil an den Verhandlungen. Nach Ableſung der Anklagakte erhob ſich die Angeſchuldigte, und behauptete mit feſter Stimme ihre Unſchuld; plötzlich aber brach ihre Kraft, und ſie ſank todtenblaß und erſchöpft auf ihren Sitz zurück.

Aus dem Zeugenverhör ergab ſich, daß Marie Palmer zur gewöhnlichen Stunde der Milchverkäuferin geöffnet und dann, um das Geld zu holen, in das Schlafzimmer der Miſtreß Bunt gegangen, aber ſogleich wieder jammernd und händeringend zurückgekommen ſey. Der Conſtabel hatte, wie oben bemerkt, Alles verſchloſſen gefunden, und der Arzt erklärte, die Todeswunde habe nur durch ein ſcharfes Inſtrument und mit ſtarker Hand beigebracht

Digitized by Google

werden können. Aus andern Ausſagen ergab ſich die Entwendung einer Summe Geldes, einer goldenen Uhr, mehrerer Brillanten und eines Korbes mit Silbergeſchirr; dieſe Gegenſtände hatten ſich aber weder in Mariens Zimmer, noch anderswo gefunden. Unglücklicher Weiſe wurde dieſer Umſtand, der für die Beklagte hätte günſtig ſeyn können, faſt ganz bedeutungslos durch eine andere Ausſage, woraus hervorging, daß von der Entdeckung des Mordes bis zur Ankunft des Conſtabels beinahe eine halbe Stunde verſtrichen ſey, während welcher Zeit die Ausgänge unbewacht geblieben waren.

Die Angeklagte vermochte auf die Frage, was ſie zu ihrer Vertheidigung zu ſagen habe, nichts als wiederholt ihre Unſchuld zu verſichern; ſie rief ſchluchzend den Himmel zum Zeugen an, daß ſie keinen Theil an dem ihr Schuld gegebenen Verbrechen habe, und erklärte dabei die Unmöglichkeit, über die Vollführung der Unthat Auskunft zu ertheilen, wodurch das Gericht auf die Spur der Verbrecher geleitet werden könnte. Darauf erhob ſich ihr Vertheidiger und ſuchte mit vieler Beredſamkeit zu beweiſen, wie pſychologiſch unmöglich es ſey, daß in dem ſanften, harmloſen Charakter Mariens eine ſo plötzliche Veränderung vorgegangen ſeyn ſollte. Er fragte die Geſchwornen, ob es denkbar ſey, daß die Angeſchuldigte, wenn ſie wirklich das Verbrechen begangen, gar keine Anſtalten getroffen haben ſollte, um den Verdacht von ſich abzulenken. Wäre ſie ſchuldig, ſo würde ſie gewiß eine Lüge erſonnen haben, um die Aufmerkſamkeit der Richter auf irgend eine andere Perſon zu lenken. Außerdem ſey ſie zu ſchwach, um eine ſolche Wunde beizubringen, und endlich ſey der Mord offenbar in der Abſicht geſchehen, die Wittwe zu berauben; man habe aber durchaus keine der geſtohlenen Sachen in dem Hauſe verſteckt gefunden, und da Dieb und Mörder ganz unbezweifelt eine und dieſelbe Perſon ſey, ſo müſſe die Angeſchuldigte, welcher man den Diebſtahl nicht zur Laſt legen könne, auch von dem Verdachte des Mordes freigeſprochen werden.

Der Advokat redete in ſeiner innigen Ueberzeugung von der Unſchuld ſeiner Clientin mit ſolcher Wärme, daß die Zuhörer auf das Tiefſte dadurch ergriffen wurden. Die Gegenrede des Generaladvokaten war ſehr kurz. Er ſtellte alle vorhandenen Thatſachen noch einmal in gedrängter Ueberſicht dar, und zog namentlich aus dem Zuſtande, worin man Thüren und Fenſter gefunden hatte, den Schluß, daß Niemand habe ins Haus eindringen können. Er deutete ferner auf das Vermächtniß und auf das Intereſſe hin, welches die Angeſchuldigte dabei haben mußte, der Wittwe nicht Zeit zur Widerrufung zu laſſen, und machte endlich auf die von Miß Jones berichtete Unterredung der beiden Liebenden aufmerkſam.

Die Geſchwornen zogen ſich in den Berathungsſaal zurück; dies war indeſſen blos nur eine Formalität, denn ihre Ueberzeugung ſtand längſt feſt. Sie erſchienen nach wenigen Minuten wieder, und der Vorſitzer der Jury erklärte die angeſchuldigte Marie Palmer des freiwilligen und vorſätzlichen Mordes an der Perſon der Miſtreß Bunt für ſchuldig.

Marie ſchien vom Blitze getroffen, als ſie den ſchrecklichen Ausſpruch vernahm. Alle ihre geiſtige Fähigkeiten ſchienen ſie auf einmal verlaſſen zu haben, und als der Richter ſich erhob, und das Haupt bedeckte, ſprang ſie mit einer krampfhaften Bewegung auf, ſtieß einen durchdringenden Schrei aus und ſank ohnmächtig zu Boden.

Drei Tage ſpäter ward vor dem Gefängniſſe ein Galgen errichtet, und Mariens Leichnam in eine unter demſelben gegrabene Grube geworfen. Henry Sims verließ Gloceſter und ließ ſich in einer andern Stadt nieder. Ein neuer Eigenthümer bezog das Haus der Miſtreß Bunt, und bald war die arme Marie Palmer vergeſſen.

Zwei Jahre verfloſſen, als die Stadt Gloceſter von Neuem durch die Gefangennehmung einer Diebsbande in Bewegung geſetzt wurde. Der Hauptanführer der Rotte, welcher zum Tode verurtheilt wurde und keine Begnadigung zu hoffen hatte, bekannte kurz vor der Hinrichtung, daß er der Mörder der Miſtreß Bunt ſey. Angelockt durch die Guineen, welche Letztere, der allgemeinen Meynung zufolge, vorräthig hatte, war er Nachts in Geſellſchaft eines ſeiner Spießgeſellen in ein gegenüber liegendes Haus, welches noch im Bau befindlich war, eingedrungen. Ein breites Brett, welches die Mörder aus dem neuen Hauſe über die ſchmale Gaſſe in ein gegenüber befindliches Bodenfenſter legten, hatte ihnen zur Brücke gedient, und ſie hatten ſich mit bloßen Füßen in das offen ſtehende Schlafzimmer der Miſtreß Bunt geſchlichen. Dieſe hatte unter den Mörderhänden einen ſchnellen Tod gefunden, und die beiden Verbrecher hatten ſich aller werthvollen Gegenſtände bemächtigt, deren ſie habhaft werden konnten. Darauf hatten ſie ſich auf demſelben Wege wieder entfernt, das Brett wieder an ſeinen Ort geſtellt und ſich ſo mit ihrer Beute aus dem Staube gemacht.

Die arme Marie Palmer hatte alſo in der Blüthe ihres Alters, in welchem ſie ſich dem Ziele ihrer theuerſten Wünſche nahe glaubte, für ein Verbrechen, welches ſie nie begangen, einen ſchmachvollen Tod leiden müſſen! Miß Jones, welche die Haupturſache ihrer Verurtheilung war, mußte die Stadt verlaſſen, wo ſie ſich nicht mehr zeigen konnte, ohne mit Schmähungen überhäuft und von den Gaſſenbuben mit Koth beworfen zu werden. Die Mitglieder des Gerichtes begaben ſich in feierlichem Zuge nach dem Platze vor dem Stadtgefängniſſe, wo die irdiſchen Ueberreſte Mariens ausgegraben und in die Kirche gebracht wurden. Die ganze Geiſtlichkeit der Stadt hielt ein feierliches Todtenamt, und der Magiſtrat proclamirte öffentlich die Unſchuld der unglücklichen Palmer. Auf ihrem Grabe ſteht ein Marmordenkmal mit einer Inſchrift, welche in kurzen, aber wohlgeſetzten Worten die Geſchichte ihres unglücklichen Endes enthält. Aber wozu dieſe ſpäte Sühne? Marie war nicht wieder ins Leben zurückzurufen, und das Herz ihres Verlobten war auf immer gebrochen.

Pot-Pourri.

Wie eine Zigeunerin ihre Tochter empfiehlt.

Barrow erzählt in ſeinem Buche: „Die Bibel in Spanien,“ eine Zigeunerin wollte ihn durchaus heirathen, und ihm nach London folgen. Als er der Mutter ſagte, er ſey nicht reich genug, um eine Frau zu ernähren, lachte dieſe ihm in's Geſicht, und rief: „Nicht reich genug im Lande der Guineen! Mit einer ſo gewandten Diebin, wie meine Tochter iſt! Du wirſt in wenig Jahren Millionär ſeyn!“

Als der hochſel. König von Preußen den Fuß gebrochen hatte, war im Rez-de-Chauſſée des Palais ein Buch ausgelegt, worin diejenigen ihre Namen eintrugen, welche ſich nach dem Befinden Seiner Majeſtät erkundigten. Das Vorleſen gewährte Abends eine kleine Zerſtreuung, und der König brach in das herzlichſte Lachen aus, als es einmal hieß: „Samuel H.., F..ſtraße Nr...., erkundigt ſich nach dem Befinden Sr. Majeſtät und empfiehlt zugleich ſein wohlaſſortirtes Lager von Handſchuhen, Hoſenträgern u. ſ. w.“

In ſeiner Jugend lernte *Schiller* die Harfe ſpielen. Ein Nachbar, der ihn nicht recht leiden konnte, ſprach einſt zu ihm: „Ei, Ei, Herr Schiller! Sie ſpielen wie *David*, nur nicht ſo *ſchön*!“ — „Und Sie,“ erwiederte Schiller ſchnell, „Sie ſprechen wie *Salomo*, nur nicht ſo *klug*!“

Profeſſor N. in B. hatte einen Sohn, der Profeſſor in L. war. Letzterer ſchrieb einſt ſeinem Vater, und bat ihn um Geld. Dieſer antwortete ihm mit folgenden Worten: „Mein Sohn! entweder hat ein Profeſſor Geld, in dieſem Falle brauchſt du *keines*; oder er hat *keines*, und in dieſem Falle kann ich dir ja auch keines ſchicken.“

Wo kann ich denn am beſten einkehren? fragte ein Reiſender den Poſtmeiſter eines Städtchens. „Fahren Sie zur goldenen Gans, — war die Antwort — es iſt meine Tochter!“

Auflöſung der Charade in Nro. 12. des Sammlers:

Großmuth.

Digitized by Google

Nro. 14.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Eröffnung des Themſe-Tunnels in London. — Der Talisman. — Zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelm's III. — Die Hinrichtung des Jakob Beſſon zu Puy. — Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meynt. — Ein Landtag zu Coburg im Jahre 1576. — Pot-Pourri. — Räthſel.

Eröffnung des Themſe-Tunnels in London.*)

Am 25. März um 4 Uhr Nachmittags wurde das große Nationalwerk, der Tunnel unter der Themſe, den Freunden der Unternehmer geöffnet. Das Publikum ward einige Stunden ſpäter zugelaſſen. Die feierliche Eröffnung fand auf der Seite von Rotherhithe ſtatt. Schon um 1 Uhr hatte ſich eine große Anzahl von Perſonen in der Nähe des Tunnels eingefunden. Um halb 3 Uhr kamen die mit Eintrittskarten verſehenen Theilnehmer an der Proſeſſion nach und nach zuſammen. Gegen drei Uhr waren die verſchiedenen Vereinigungspunkte angefüllt mit der faſhionabeln Geſellſchaft aus allen Bezirken der großen Hauptſtadt. Man bemerkte unter den Anweſenden: den Lord Mayor, Lord Dudley Stuart, Sir Edvard Codrington, die Parlamentsglieder Inglis, Hume, Roebuck, Warburton, und den Baumeiſter des Tunnels, Sir Iſambert Brunel, unter deſſen geſchickter Leitung das erſtaunliche Werk zu ſieghafter Vollendung geführt worden iſt. An allen Fenſtern der Häuſer, welche eine Ausſicht auf den Eingang des Tunnels haben, waren zahlreiche Zuſchauer, die ihre Theilnahme an der glücklichen Beendigung des ſeltenen Unternehmens laut an den Tag gaben. Mit dem Schlag 4 Uhr und auf ein Kanonenſignal vom Kai her ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Es mochten wohl 4000 Perſonen ſeyn, worunter viele geputzte Damen. Voran ging eine Muſikbande, ſechzig Mann ſtark. Das Einziehen in den Schacht von 60 Fuß Tiefe bei 150 Fuß Umfang bot einen ſehr impoſanten Anblick dar. Die Proſeſſion beſchritt den weſtlichen Bogengang und ging durch den Tunnel nach dem Ausgang bei Wapping zu — eine Entfernung von 1200 Schritten. Hier wurde die Verſammlung der Eigenthümer und Erbauer des großen Werkes ſamt ihren Freunden von der Volksmenge mit ungeſtümem Beifallruf empfangen. Die Proſeſſion zog darauf durch den öſtlichen Bogengang nach dem Rotherhithe-Ausgang zurück. Damit endete die Privateröffnung des koloſſalſten Bauwerks, das je von Menſchenhänden ausgeführt wurde; 1824 begonnen und im Lauf von 19 Jahren vollendet, wird es ein Denkmal bleiben des genialen Meiſters, der den Plan dazu entwarf, und des patriotiſchen Geiſtes der Unternehmer, wie der Regierung, die mit freigebiger Bereitwilligkeit zu den bedeutenden Koſten des Unternehmens beitrug. Sir Iſambert Brunel, jetzt ein Mann von 60 Jahren, wurde von dem Lord Mayor, den Parlamentsgliedern, und den anweſenden Meiſtern ſeines Fachs feierlichſt beglückwünſcht. Unter den letztern waren: Wollaſton, Babbage, Rennie, Faraday. Um halb 7 Uhr verſammelten ſich die Direktoren der Tunnel-Aktien-Compagnie und ihre Freunde, etwa 100 an der Zahl, zu einem Banket in der London Taverne; das Parlamentsglied, Hr. Hawes, hatte den Vorſitz; ihm zunächſt waren Lord Dudley Stuart und Sir Ed. Codrington. Hawes brachte den erſten Toaſt aus auf Sir Iſambert Brunel. Er zählte die Verdienſte auf, welche ſich der Meiſter ſchon vor dem Unternehmen mit dem Tunnel erworben hatte, und weilte dann längere Zeit bei der Größe, Schwierigkeit und hochwichtigen Bedeutung des wundervollen, nun zur Vollendung gediehenen Werks. „Unſer Brunel wurde beim Beginn des Unternehmens von Vielen getadelt, von Manchen lächerlich gemacht; Andere prophezeiten unausbleibliches Mißlingen; in der Stunde der Gefahr reichte ihm aber der Held von hundert Schlachten die Hand; da ſchwanden viele Hinderniſſe, da wurden die ſtärkſten, welche noch im Wege lagen, überwunden. Selbſt der Flußgott der Themſe (even Father Thames), obſchon er mit Gewalt eingedrungen in den Tunnel, mußte wieder weichen daraus.“ Darum möge der Meiſter hochleben, der nach Jahren voll Angſt, Sorgen und Mühe, heute ausruhen und ſein Haupt mit dem vollen Bewußtſeyn, daß ſein Werk feſt und ſicher beſtehen werde, auf das Kiſſen legen könne. — Brunel dankte unter beſonderer Erwähnung der mächtigen Beihülfe, welche ihm durch Wellington's Vermittlung aus den öffentlichen Geldern zu Theil geworden ſey. Nach dem Schluß der feierlichen Eröffnung am Samſtag Abend wurde der Durchgang durch den Tunnel dem Publikum gegen Erlegung von einem Penny pr. Kopf freigegeben; in den erſten ſechs Stunden paſſirten über 10,000 Perſonen, den ganzen Sonntag über drängten ſich die Leute ſo, daß Polizei aufgeſtellt werden mußte, die immer nur 50 Perſonen auf einmal zuließ; von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends zahlten nicht weniger als 40,000 Perſonen ihren Penny, um durch den Tunnel zu gehen. Den Samſtagabend dazu gerechnet war ſomit die Einnahme über 200 Pfund Sterling.

In Bezug auf den Themſe-Tunnel wird der „Hamburger Börſenhalle“ Folgendes aus London vom 28. März mitgetheilt: Am Sonntag war ein ſo großes Gedränge am Eingange des Tunnel, daß man nur mit Mühe hineinkommen konnte. Viele ſollen ſogar, des Wartens müde, zurückgegangen ſeyn. Geſtern war es mit dem Gedränge ſchon vorbei, denn obwol ich mehrere Hundert Menſchen im Tunnel fand, ſo reichten dieſe doch nicht hin, in einem ſo großen Raume einander läſtig zu werden. Sobald die Neuigkeit vorüber iſt, wird der Beſuch ſehr mäßig werden, denn die beiden einander gegenüber liegenden Stadtviertel, welche der Tunnel verbindet, haben wenig Verkehr mit einander; der Verkehr wird ſich erſt bilden müſſen, ehe der Tunnel von einem bedeutenden Publikum beſucht werden kann. Im Vergleich mit der äußern Luft fand ich die Luft im Tunnel von einer angenehmen Wärme. Im Sommer wird man wohl im Gegentheil eine kühlere Luft unten als oben finden. Beklommen war die Luft durchaus nicht, auch merkte man keinen beſondern Zugwind, und die Gaslichter brannten ſo ruhig, wie in einem Zimmer. Ob, wenn die Wagenpaſſage freikommt, kein Zugwind entſtehen wird, ſcheint mir noch ungewiß zu ſeyn. Wenn man den Tunnel nur aus Zeichnungen kennt, ſo kommt er Einem klein vor. Die beiden Bogengänge haben eine Breite, nur hinreichend, um ziemlich breite Wagen durchzulaſſen, mit einem Trottoir, das nicht viel breiter iſt, als ein Fußgänger bedarf. Sollte daher die Paſſage je

*) Wir haben im Sammler 1842. Nro. 3. eine nähere Beſchreibung dieſes Rieſenbaues nebſt einer genauen Abbildung unſern Leſern mitgetheilt, wovon noch einige Exemplare à 6 kr. zu haben ſind.

Digitized by Google

bedeutend werden, ſo wird Jeder gewiß ſich an den Bogengang halten müſſen, der ihm als Ein- oder Auspaſſirendem angewieſen iſt. Die kleinen Buden, in denen man beim Eintritt ſeinen Penny bezahlt, haben ein ſehr ärmliches Ausſehen, was aber die Wirkung der großartigen Verhältniſſe des Tunnel ſelbſt nur erhöht. Man ſcheint von einem hohen Thurme auf das Schiff einer großen Kirche hinabzublicken, und erſt, nachdem man einen langen hübſchen Treppengang hinabgegangen iſt, bekommt man den Tunnel ſelbſt zu ſehen. Die Koſten des Tunnel haben die erſten Anſchläge bedeutend überſtiegen, dennoch hat dieſe Rieſen-Arbeit weit weniger gekoſtet, als irgend eine der jetzt ſtehenden Brücken unſerer Hauptſtadt. Sollten die jetzt in Arbeit befindlichen Zugänge für Wagen noch 50,000 Pf. Sterl. koſten, ſo würde der Tunnel noch immer um die Hälfte weniger, als die Waterloo-Brücke, gekoſtet haben.

Der Talisman.

Geſchichtliche Anekdote.

Als die jetzige Kaiſerin von Rußland noch Prinzeſſin von Preußen war, hatte ſie eine Schweizerin, Madame Wildermett, zur Gouvernante. Dieſe reiſ'te um eine ihr zugefallene Erbſchaft zu erheben in die Schweiz; nach ihrer Zurückkunft zeigt ſie ihrer jungen Gebieterin einige Pretioſen, die ihr in der Theilung zugefallen waren. „Das iſt ein recht alter Ring, ſagt die Prinzeſſin Charlotte, indem ſie einen kleinen gothiſch geformten goldenen Ring an den Finger ſteckt, er hat etwas Beſonderes, er ſieht aus wie ein alter Talisman." Sie will den Ring zurückgeben, er geht nicht vom Finger. „Ich hätte faſt Luſt ihn nun zu behalten!" ſagte die Prinzeſſin, und ſie behielt ihn. Längere Zeit hernach gelang es der Prinzeſſin den Ring vom Finger zu nehmen, ſie betrachtete ihn genauer, halbverwiſchte Buchſtaben waren in der inneren Rundung gravirt, mit vieler Mühe entziffert ſie die Worte: „Kaiſerin von Rußland." Abermals verfließen viele Tage; eine Verbindung zwiſchen ihr und dem Großfürſten Nicolaus wird projektirt. Dieſer Bruder des Kaiſers Alexander, der damals noch nicht Thronerbe war, macht eine Reiſe nach Berlin um die Prinzeſſin kennen zu lernen, und was bis dahin nur eine Idee war, wird nach ihrem Anblick zum feſten Entſchluß. Bei Tafel neben ihr ſitzend, ſprach er von ſeiner baldigen Abreiſe. „Und doch ſtände es nur bei Ihnen, Prinzeſſin, daß ich hier bliebe," ſagte der erlauchte Reiſende. „Bei mir? und was muß ich dazu thun?" fragte lächelnd Prinzeſſin Charlotte. „Meine Huldigung nicht verſchmähen!" „Weiter nichts?" „Und mir Muth geben, Ihnen zu gefallen." „Das iſt ſchon ſchwerer. Der Augenblick iſt auch übel gewählt; bei Tiſche und öffentlich über ſo etwas zu ſprechen..." „Wir brauchen gar nicht zu ſprechen!" „Ah?" „Geben Sie mir nur ein Zeichen, ein Pfand. Dieſen kleinen Ring, der mich glücklich machen würde. Wollen Sie mir ihn geben?" „Wie, hier vor aller Welt?" „Niemand wird es bemerken. Drücken Sie den Ring in ein Stückchen Brod und laſſen Sie dieß dann auf dem Tiſche, ich werde dann den Talisman unbemerkt nehmen." „Es iſt aber auch in der That ein Talisman." „Ich ahnte es." So entſtand dieſe Verbindung, die im Himmel beſtimmt worden war, und welche die Inſchrift des Ringes prophezeiht hatte. Der Großfürſt erhielt den Ring, die Ehe ward eine der glücklichſten, und acht Jahre darauf Nikolaus Kaiſer von Rußland. Der geheimnißvolle Ring hat den Kaiſer nicht mehr verlaſſen, nur da er zu klein iſt, um ihn am Finger zu tragen, trägt er ihn an einer Kette auf der Bruſt. (Polarſtern.)

Zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelms III.

(Aus einer ungedruckten Sammlung.)

Der ehemalige Unteroffizier Sondermeier, Inhaber der ſilbernen Medaille, brachte aus der Grafſchaft Mark einen Sohn nach Potsdam, der in die Leibcompagnie des 1ſten Garde-Regiments eingeſtellt wurde. Zwei Jahre darauf ſtellte Sondermeier zur Leibcompagnie noch zwei, indeſſen nach- und hoch aufgewachſene Söhne. Der König freute ſich darüber, ließ den alten Mann vor ſich kommen und ſchenkte ihm einen freien Poſtpaß zur Rückreiſe und 14 Frd'or. — Im folgenden Jahre paſſirte der König auf einer Reiſe eine kleine Stadt in Weſtphalen. Das längere Fahren äußerte leider auf ſeine Conſtitution einen ſehr üblen Einfluß, und ſo war bei Reiſen die Laune gewöhnlich nicht die beſte. Mit dem Landrathe werden nur ein paar Worte gewechſelt, finſter ſitzt der König in der Wagenecke, und ſtumm ſtehen die Einwohner im Kreiſe. Da macht ſich aus dieſen ein alter Bauersmann Bahn, und als ihn ein Gendarm zurückhalten will, ruft der König: „Durchlaſſen! Kenne den Mann. Wie geht's Sondermeier?" — „Mir geht es recht gut, wollte man Ew. Majeſtät mal fragen, was meine Jungens in Potsdam machen." — „Wird ihnen wohl auch gut gehen; habe nichts Nachtheiliges gehört." — „Nun, wenn Sie nach Potsdam kommen, da grüßen Sie ſie doch ſchön von mir." — „Werde beſorgen." Kaum war der König im Schloſſe in Potsdam abgeſtiegen, als ein Leibjäger — es war gerade Paradezeit — den Befehl brachte, es ſollten die Grenadiere Sondermeier von der Leibkompagnie ſogleich auf das Schloß kommen. „Habe Euren Vater geſehen, iſt recht munter. Läßt Euch grüßen, was ich hiermit gethan haben will." Darauf erhielten ſie noch ein Frühſtück. — Und hierbei war auch nicht ein Schimmer von Oſtentation, und jedes Streben nach Popularität lag ſo fern, daß der König ſolche und ähnliche Handlungen, die ſeine unendliche Herzensfreundlichkeit verherrlichen, ſicher unterlaſſen hätte, wenn er irgend geglaubt hätte, daß ſie zur allgemeinen Kenntniß kommen würden.

Die Hinrichtung des Jakob Beſſon zu Puy,

angeklagt und verurtheilt als Mörder des Herrn von Marcellange.

(Vergl. Sammler Nro. 36. vom Jahre 1842.)

Beſſon kam am 27. März um 2 Uhr Nachmittags zu Puy an und zwar mit einer Poſtcaleſche, in welcher zwei Geiſtliche und ein Gendarme bei ihm ſaßen. Er hatte zu Saint-Etienne übernachtet; auf der ganzen ſchrecklichen Reiſe von Lyon nach Puy ſoll er den feſten Charakter, den man bei den Gerichtsdebatten an ihm bemerkt hatte, nicht verläugnet haben; nur als der Wagen durch das Dorf Saint-Hoſtien fuhr, das nahe bei ſeinem Geburtsort liegt, auf der Straße nach dem Schloſſe Chamblas, und ſpäter, beim erſten Blick auf die Stadt Puy, wo er ſo lange gelebt hatte und nun ſterben ſollte, verließ ihn die Kraft und verrieth ſich die innere Beängſtigung durch Schluchzen und Ohnmacht. Kaum im Gefängniß der Conciergerie angekommen, ſah er den Präfekten, den Maire, und den königlichen Prokurator eintreten. Der letztere blieb eine Stunde lang allein mit ihm. Beſſon erklärte: er ſey reſignirt; und fügte dann bei: „Ich bedaure den Tod des Hrn. v. Marcellange; ich weiß nicht, wer ihn umgebracht hat; er hatte, ſo viel mir bekannt, keine Feinde; mich hat man mit großer Erbitterung verfolgt und doch bin ich unſchuldig; ja ich bin das Opfer eines Irrthums der Juſtiz. Was wollen Sie, daß ich ſagen ſoll? Weil es denn ſo iſt, weil mein Schickſal es ſo verhängt hat, weil ein Kopf fallen muß, ſo ſey es der meinige. Zwar könnte ich es wohl dahin bringen, daß meine Hinrichtung noch einige Tage, einige Monate verſchoben würde; ich könnte wohl (ehe ich die ewige Reiſe antrete) einen Bündel ſchnüren, die Gerichte in Verlegenheit zu ſetzen (je pourrais bien *faire un paquet* pour embarrasser la justice); aber was mag mich's nützen? ich begreife, daß ich damit nicht weit kommen dürfte; ich habe mir genug Mühe gegeben, meinen Kopf zu retten; es iſt

Digitized by Google

mir nicht gelungen; ich habe nun nichts weiter zu ſchaffen mit den Menſchen und vertraue nur noch dem gnädigen Gott, der mich mit mehr Billigkeit richten wird.“ — Die Nacht über wachten bei Beſſon zwei fromme Schweſtern von der Congregation der Mutter Agnes; er hat 3 Stunden lang feſt geſchlafen. Um 11 Uhr wurden die Vorbereitungen zur Hinrichtung getroffen; um halb 12 Uhr wurde Beſſon von einer Abtheilung Gensdarmen nach dem Schaffot geführt. Der Platz Martouret, auf welchem am 8. März Claude Armand, eines Mordes überwieſen, den Tod gelitten, war von einer unzähligen Volksmenge bedeckt; auf allen Seiten, ſo weit der Blick reichte, ſah man Fenſter und Dächer von Zuſchauern beſetzt. Der blutige Akt ging ohne irgend eine Störung vor ſich. Das vom Rumpf getrennte Haupt wurde vom Richtplatz weg in's Haus eines Arztes gebracht, um ſecirt und unterſucht zu werden. Man hat es auch daguerreotypirt, in Oel gemalt und in Gyps abgeformt.

Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meynt!

Von M. G. Saphir.

Es gibt keinen Menſchen in der Welt, der ſich von der Wahrheit des obigen Sprichwortes nicht ſchon ſelbſt überzeugt hat. „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meynt,“ das iſt eine Wahrheit, die ſich in allen Klaſſen von Menſchen täglich und eklatant bewahrheitet.

Solche „Jedermannsfreunde“ gibt es in allen Kreiſen, in allen Verhältniſſen, in allen Ständen, in allen Künſten und Gewerben; ſolche „Jedermannsfreunde“ rollen ſich in der ganzen Welt umher, alle Leute ſagen von ihnen: „Ein guter Kerl!“ Niemand aber achtet ſie, Niemand ſchließt ſich innig an ſie an, es ſind eben „Jedermannsfreunde“ mit dem Munde, mit der Zunge, mit dem Hute, mit dem Rücken, aber Niemand's Freund mit dem Herzen; Niemand's Freund in der That!

Ein „Jedermannsfreund“ hat ſtets ein ſeliges Lächeln für Jedermann im Geſicht, die Hand ſtets wie einen Nußknacker zum Druck bereit, den Mund ſtets zu einem Kuß geſpitzt, den Rücken ſtets zu einem Katzenbuckel in Anlauf, und den Hut ſtets zu einem Komplimente auf dem Sprung; allein in ſeinem Innern iſt Leere und Oede; Begeiſterung und Enthuſiasmus, Energie und Denkkraft, Eigenwille und Selbſtwürde ſind fremde, niegeſehene Geſtalten in ſeinem Kopf, in ſeiner Seele; Freundſchaft, glühender Eifer für irgend eine Sache des Geiſtes und des Herzens, flammende Theilnahme an irgend einer Tendenz des Rechts und der Wahrheit; aufopfernde, männliche, auf Thatkraft geſtützte Einheit mit den Guten und in dem Guten iſt ihm ein Gräuel, denn: Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meynt!“

Ein ſolcher „Jedermannsfreund“ iſt wie ein abgegriffener Schaupfennig, ohne das mindeſte Gepräge; er iſt eine Spielmarke für die Geſellſchaft, er bedeutet bloß einen Menſchen, ſein Werth iſt keiner. Ein ſolcher „Jedermannsfreund“ iſt wie eine Serviette für Jedermann, man wiſcht ſich gerne die Hand, den Mund an ihr ab, und wirft ſie fort; er iſt wie ein Rechenpfennig, heute zählt er für Dieſen, morgen für Jenen, und ſtets für den, der ihn grade in der Taſche hat!

Begegnet man einem ſolchen „Jedermannsfreunde“ auf der Gaſſe, ſo reißt er den Hut vor dem Thürſteher eben ſo tief herab, wie vor der Excellenz, krümmt den Rücken zu einem eben ſolchen Halbmond vor dem Ladendiener, wie vor der Durchlaucht! Er umarmt alle ſeine Bekannte mit demſelben Patriotismus, und „Lieber Bruder!“ und „Bruderherz!“ ſind die Zuckergrüße, die er zu Dutzenden aus dem Munde ſchüttelt, und zwar gerade an jene, denen er eben einen böſen Verrath, oder einen andern heimtückiſchen Streich ſpielen will; denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meynt!“

Ein ſolcher „Jedermannsfreund“ iſt bei Allen gelitten, er ſtreicht dem Bedienten die Schmeichelbemme eben ſo dick auf, als der Herrſchaft, er ſagt dem Botenläufer eben ſo gut „Bruderherz!“ und macht ihm dieſelben Komplimente über ſeinen Geiſt, über ſein Talent, über ſeinen Charakter, wie er ſie den erſten und diſtinguirteſten Perſonen macht; er nennt den Handwerker eben ſo vielmal einen Gönner der Künſte und einen Beſchützer der Wiſſenſchaften, wie er dieſelben Redensarten an die hochgeſtellteſten Perſonen verſchwendet; kurz, er hat ſeine geiſtige und phyſiſche Kratzfüße für jeden Menſchen, zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit in Bereitſchaft, und doch traut ihm Niemand, kein Menſch wendet ſich, wenn's um eine Sache des Geiſtes und des Herzens zu thun iſt, an ihn, Niemand findet ſich weder zu ſeinem Verſtande, noch zu ſeinem Gemüthe hingezogen, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meynt!“

Ein ſolcher „Allerweltsfreund“ wird von allen Leuten als eine „gute Haut“ bezeichnet, aber eine ſolche „gute Haut“ iſt gewöhnlich eine falſche Haut; er benützt oft die „Jedermannsfreundſchaft,“ um mit heuchleriſcher Offenheit und Güte ohrenzublaſen, Achſel zu zucken, Augen zu verdrehen, und unter der Aegide der „guten Haut“ dem Freunde einen heimlichen Stoß zu verſetzen, dem Genoſſen ein Schnippchen zu ſchlagen, der Wahrheit eine Grube zu graben, der Redlichkeit eine Falle zu legen, und dann mit verdrehten Augen ein Jammergeſicht zu machen, heuchleriſch an dem Hals vom „Bruderherz!“ Thränen darüber zu vergießen, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meynt!“

So iſt es im Leben, ſo in der Freundſchaft, ſo in der Liebe, ſo in der Literatur und Kunſt! Wer jedem Menſchen ſchmeichelt, jeden Menſchen kriecheriſch anhaucht, der kann die Menſchen nicht lieben! Wer Jedem ſeine Freundſchaft mit Küſſen und Händedrücken, und „lieber Bruder“ und „Bruderherz!“ an den Hals hängt, der iſt nicht fähig, das Wort Freundſchaft zu begreifen; wer allen Frauen und Mädchen hofirt, Jeder lächerlich huldigt, an allen Schürzen hängt, der kennt die Heiligkeit und Innigkeit der wahren „Liebe“ nicht; wer in der Literatur und Kunſt Alles ſchön findet, Alles über den gleichen Leiſten lobhudelt, jede Erſcheinung pausbackig vergöttert, immer, zu jeder Zeit, an jeder Stelle mit dem käuflichen Räucherfaß herumwandelt, der meynt es weder mit der Kunſt, noch mit den Künſtlern aufrichtig und gut, denn: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meynt!“

Ein ſolcher „Allerweltsfreund,“ der ſich durch alle Wege glatt windet, in allen Vorzimmern an den Wänden ſeinem eigenen Schatten einen Katzenbuckel macht, glaubt, man hat ihn überall lieb, allein er wird blos wie Schlingpflanzen, als ein Spiel der ſchmarotzenden Natur überall geduldet, allein nirgend geachtet, von Niemanden werthgeſchätzt! Man liebt im Leben die Schmeichelei, aber nicht den Schmeichler, man ergötzt ſich an einem ewig krummen Rücken, allein man ſchätzt den gering, der ihn producirt, man benützt Ohrenbläſerei, aber man verabſcheut im Innern den Ohrenbläſer, man duldet, belächelt, benützt die „Jedermannsfreunde,“ aber man ſchätzt ſie gering, man verachtet ſie, denn Jedermann weiß: „Jedes Menſchen Freund, Keinem gut es meynt!“ (Humoriſt.)

Ein Landtag zu Coburg im Jahre 1576.

Als Parallele mit den Landtagen von Sonſt und Jetzt.

Einer im Kammer-Archive zu Weimar befindlichen Kammer-Rechnung jenes Jahres entnommen.

Außer dem in politiſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht auf dem obenerwähnten Landtage Verhandelten iſt Folgendes merkwürdig. Es befanden ſich auf demſelben 60 fränkiſche und 50 thüringiſche Ritter; ingleichen 11 Abgeordnete aus den Städten dieſer Kreiſe. Die Zahl der Pferde, womit ſie insgeſammt eingeritten waren, belief ſich auf 380, die auf Koſten des Landes, 6 Tage lang, ausgefüttert werden mußten. So drückend auch die Schul-

Digitized by Google

den waren, die auf dem Lande hafteten, ſo verſchwendete man doch noch große Geldſummen durch die täglichen Schmauſereien, die dem damaligen Zeitgeiſte eigen waren Zur Verköſtigung des Landtags-Perſonals wurden täglich 70 Tiſche gedeckt, worunter nur 5 für die kurfürſtlichen und fürſtlichen Commiſſarien und Räthe, die übrigen aber für die Landſtände und deren Gefolge zubereitet waren. Während des Landtages, der vom 6. bis zum 12. Januar dauerte, wurden 8 polniſche und 8 Land-Ochſen, 15 Schweine, 14 Spanferkel, 16 Kälber, 125 Schinken, 250 Stück Hühner, 180 Gänſe, 16 wälſche Hühner, 1 Schock (iſt 60 Stück) Kapaunen, 120 Paar Tauben, 1 Centner Hechte, 18 Schock Karpfen, 2 Tonnen Heringe, 1½ Centner Stockfiſch, 1 Tonne Salzhecht, 18 Fuder Wein, 2 Fäſſer Frankenmoſte, 4 Fäſſer Coburger Hofbier, 60 Eimer Weizenbier und 200 Eimer Doppelbier und eine Menge anderer Victualien conſumirt, welches Alles zuſammen zwar nicht höher als mit 2312 fl. 2 Gr. 3 Pf. in Anſchlag kam, aber doch für jene Zeiten von Bedeutung war.

Pot-Pourri.

Statiſtik der Bäder der 1842er Saiſon.

	Zahl der Badgäſte.
Baden-Baden	23,739
Rippoltsau	984
Badenweiler	2,544
Baden in der Schweiz	18,734
Wiesbaden	30,736
Ems	7,284
Schwalbach	2,583
Schlangenbad	1,452
Weilbach	248
Kiſſingen	4,414
Bocklet	227
Brückenau	791
Kreuznach	4,705
Homburg	1,732
Iſchl	9,024
Böhmiſche Bäder: In Karlsbad, Teplitz, Franzensbad und Marienbad	18,745
Geſamtzahl in 19 Bädern	127,944

Der Graf von Paris.

Der kleine Graf von Paris ſpielt jetzt täglich einige Stunden des Vormittags im Tuilerienhofe vor dem Pavillon Marſan im Freien. Er iſt ganz ſchwarz gekleidet, die ihn umgebenden Bedienten ſind ebenfalls in tiefer Trauer, viele Vorübergehende bleiben ſtehen und betrachten das friſche, muntere Kind, das weder die Schranken der Vergangenheit, noch die trüben Ahnungen der Zukunft zu kennen ſcheint: „Das iſt unſer künftiger König!“ ſagen Einige. „Er ſieht ſeinem Vater ähnlich!“ — Andere. Vor dreißig Jahren ſpielte in demſelben Hofe ein anderes Kind; man hatte ihm einen kleinen Wagen gemacht und mit vier weiſſen Lämmern beſpannt; die Grenadiere der alten Garde grüßten das Kind mit Stolz, Generale und Offiziere bückten ſich vor ihm: „Das iſt der König von Rom“ — ſagte man, — „der künftige Kaiſer der Franzoſen“ — Vor vierzehn Jahren ſpielte wieder ein anderes Kind da, es grüßte oft vom Fenſter herab die Schweizergarden und die weiße Fahne mit den Lilien, und die Vorübergehenden ſagten: „Das iſt das Kind der Vorſehung, der künftige König von Frankreich und Navarra.“ — Und heutzutage ruht der Eine in der Kapuzinergruft zu Wien, der Andere führt ein einſames hoffnungsloſes Leben in Görz.

Die unterſchriebene Rechnung.

Der Porcellainhändler Barbier in der Straße der Vorſtadt St. Martin zu Paris ſchickte am 14. März ſeinen Auslaufer zu dem Fayencehändler Lemoine mit einer unterſchriebenen Rechnung im Betrag von 500 Fr. Lemoine nahm und prüfte die Rechnung und bemerkte endlich: „Ich glaube, da iſt ein Irrthum; meine Frau kann das aufklären.“ Mit dieſen Worten ging er aus dem Laden. Der Auslaufer wartete. Endlich, nach einer Viertelſtunde, kam der Fayencier wieder und ſetzte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, an ſeinen Pult. Dem Auslaufer riß der Geduldsfaden. „Herr Lemoine,“ ſagte er, „meine Rechnung.“ — „Rechnung? Was meynen Sie damit?“ — „Die unterſchriebene Rechnung von Herrn Barbier, im Betrag von 500 Fr., die ich Ihnen ſo eben überreicht habe.“ „Lieber Freund,“ erwiederte Lemoine, „ich glaube, Sie ſind nicht wohl bei Troſt. Ich bin weder Ihrem Herrn noch Ihnen etwas ſchuldig und erſuche Sie, den Laden etwas eiliger zu verlaſſen, als Sie ihn betreten haben.“ — Der Auslaufer verſtummte, entſchloß ſich aber kurz und begann dem Fayencier einige argumenta ad hominem mit ſeinen kräftigen Fäuſten zu appliciren. Herr Lemoine ſchrie um Hülfe, und einige Freunde der Ruhe und Ordnung riefen einen Polizeicommiſſär herbei. Handgreiflichkeiten und Selbſthülfe erwecken bei der Polizei kein gutes Vorurtheil. Indeß zum Glück für den Auslaufer erkannte der Polizeikommiſſär in Herrn Lemoine einen alten Bekannten, den er bereits als Gefangenen wegen betrügeriſchen Bankerots unter Händen gehabt. Er begann ſofort eine Hausſuchung, welche auf die Entdeckung der Quittung in der Tiefe eines gewaltigen Buttertopfs führte. Herr Lemoine iſt dem Gericht zur Verfügung geſtellt.

Räthſel.

Der Ritter ſchwingt ſich auf ſein treues Roß,
Es flammt ſein Schwert im hellen Sonnenglanze,
Sein Lieb verläßt er und ſein feſtes Schloß
Und zieht hinaus zum wilden Waffentanze.
Mich ſucht er und in jenen Reih'n
Der Feinde wird er mich auch finden,
Wenn blitzend rings die Waffen dräu'n
Und raſch die Männerſchlacht entzünden.

Der Frühling erwachet, die Blumen blüh'n,
Sie lächeln und funkeln im Thale,
Auf Bergen und Höhen, im Waldesgrün
Und glänzen im ſonnigen Strahle;
Da ſuchet und fügt mich der Jugend Schaar,
Umſchlingt mich mit farbigem Bande,
Der Liebenden bringt mich der Liebende dar,
Der innigen Liebe zum Pfande.

Dort wo der Sand der Wüſte glüht
In Lybiens heißem Sonnenbrande,
Die Caravane einſam zieht
Nach der Oaſe grünem Strande;
Dort mit der Antilopen Schaar
Flieh' ich dahin mit Windeseile,
Denn Beduinen droh'n Gefahr,
Mit ſchnellem Roß und ſicherm Pfeile.

Es ſtrahlet der Saal im feſtlichen Glanz
Von hundert hellflammenden Kerzen,
Drinn woget und wirbelt der fröhliche Tanz
Und ſüß dringt Muſik zu den Herzen.
Doch dieſes lieblich einſchmeichelnde Spiel
Iſt, wiſſet es Alle, mein eigen,
Ich flügle und zügle das frohe Gewühl
Und lenke den glänzenden Reigen.

Haſt Du den kindlich frommen Sinn
Dir treu bewahrt und Deinen Glauben,
So tret' ich höhnend vor Dich hin,
Um Dir Dein köſtlich Gut zu rauben.
O traue nicht, wend' Deinen Blick,
Wenn Dich vor dem Verluſte ſchauert,
Der nicht bloß raubt Dein Erdenglück,
Nein, fort in Ewigkeiten dauert.

Schmidt, C. A.

Digitized by Google

N^ro. 15. Zwölfter Jahrgang. 1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Camera-obscura-Bilder aus Napoleons Leben. — Die Seeräuberhöhle. — Scenen von Gretna-Green. — Erklärung des Kometen. — Pot-Pourri.

Camera-obscura-Bilder aus Napoleons Leben.

(Von Kathinka Zitz.)

I.

Ruſtan, der Leibmamelucke Napoleons, den dieſer aus ſeinem Feldzuge aus Aegypten mitgebracht hatte, lag in einem Saale der Tuilerien auf einem Teppiche ausgeſtreckt, vor der Thüre, welche in die Gemächer des Kaiſers führte. Der Kaiſer war ſchon um fünf Uhr des Morgens in Begleitung des Großmarſchalls des Pallaſtes, Düroc, ausgegaugen, und es war die Ehrendame der Kaiſerin Joſephine, Gräſin von Larochefaucauld, mehrmals gekommen, um ſich zu erkundigen, ob er noch nicht zurückgekehrt ſey. Auf Ruſtans verneinende Antwort gebot ſie ihm, der Kaiſerin ſeine Rückkehr ſogleich zu melden, da ihre Majeſtät ſehr beſorgt ſey.

Ruſtan verbeugte ſich tief vor der abgehenden Gräſin, und dachte dann mit einem ſardoniſchen Lächeln: dieſe ſeyn ſollende Beſorgniß iſt wohl nichts Anderes als Eiferſucht, ich ſehe das klar. Seit einiger Zeit geht der Kaiſer jeden Morgen aus; Einige ſagen freilich, es geſchähe, um Alles durch ſich ſelbſt zu ſehen, wie der Kalif von Bagdad in einer der Geſchichten unſeres ſchönen Morgenlandes... vielleicht wäre das möglich.

Er ward in ſeiner Gedankenreihe durch den Gehülfen des kaiſerlichen Ofenheizers unterbrochen, welcher einige Scheite Holz herein brachte, ſie neben dem Kamine niederlegte und das erlöſchende Feuer wieder in Ordnung brachte.

Ihr ſeyd es, Baptiſt?

Ja, Herr Ruſtan. Die Morgen fangen an friſch zu werden, und wenn der Kaiſer aufwacht....

Er iſt längſt ausgegangen.

Er hat ſich doch eeſt ſehr ſpät niedergelegt.

Er hat einen Theil der Nacht mit ſeinen Miniſtern gearbeitet, welche voe Schlaf faſt umfielen. Als ſie fort waren, blieb er noch ine Stunde mit ſeinem Sekretär zuſammen, und ſtatt dann ſchlafen u gehen, wollte er noch mit ſeinem Kammerdiener Conſtant plaudern, er alle Mühe hatte, um ihn zu bewegen, zu Bette zu gehen.

Der Mann muß von Eiſen ſeyn.

Bah, das iſt gar nichts, wenn er in den Tuilerien iſt, wenn hr ihn erſt wie ich im Felde geſehen hättet, bei Tag auf dem Schlachtfelde, des Nachts ganz angekleidet auf einem Feldbette oder ſogar im Bivouak.

Da werde ich ihn ſchon noch ſehen, Herr Ruſtan, denn ich hatte immer Luſt, ihm zu dienen, ſagte Baptiſt eifrig, und wenn es nicht wäre, daß ich mich verheirathen wollte, ſo würde ich die Uniform ſchon tragen.

Ihr ſeyd erſt kurz in dem Schloſſe. Seyd ihr nicht durch die Kaiſerin hereingekommen?

Ja, durch die herrliche Joſephine, erwiederte Baptiſt mit innigem Dankgefühle. Ich muß Ihnen ſagen, Herr Ruſtan, daß ich der Sohn eines ehemaligen Dieners des Generals Zaluski bin. Sie haben wohl zuweilen von dem General Zaluski ſprechen hören, nicht wahr?

Iſt das nicht der polniſche General, der vor einiger Zeit in völliger Ungnade geſtorben iſt?

Derſelbe.

Ruſtan nahm eine wichtige Miene an.

Es iſt nicht gut, dieſe Erinnerung hier aufzuwecken; des Verrathes in dem Feldzuge von 1805 beſchuldigt, konnte man ihm ſein Verbrechen nicht beweiſen; aber der Kaiſer glaubte daran, und verbannte ihn aus ſeinem Heere und von ſeinem Hofe.

Aber die Kaiſerin iſt anderer Meynung, ſagte Baptiſt mit Wärme, und ich hoffe, die Frau Gräſin Zaluski wird bald die überzeugenden Beweiſe der Unſchuld ihres Mannes in ihre Hände niederlegen können.

Deſto beſſer, erwiederte Ruſtan; dann fügte er hinzu: Schmeichelt Euch aber nicht zu viel; der Kaiſer iſt nicht gewöhnt, ſo leichthin zu verdammen, und es mußte... Doch laſſen wir das. Ihr ſeyd ein Pole?

Nein, wahrhaftig nicht, entgegnete Baptiſt mit dem vollen Gefühle ſeines Nationalſtolzes; ich ſchätze unſere braven Bundesgenoſſen, aber ich rechne es mir zur Ehre, ein Franzoſe und ſogar ein Pariſer zu ſeyn. Mein Vater hatte eine Polin geheirathet, die er bei ſeinen Feldzügen kennen gelernt hatte; der wackere Mann ward in der Schlacht von Lodi neben ſeinem Generale erſchoſſen. Ich war früh verwaist, und da Ihre Majeſtät die Kaiſerin den Kindern des Generals Zaluski wohlwollte, für welche ſie nicht aufhörte, ſich ſeit dem Tode ihres Vaters zu intereſſiren, ſo hat ſie auch die alten Diener des Hauſes nicht vergeſſen, und kürzlich hat ſie meine Baſe Anette, die auch meine Braut iſt, bei der Milchkammer in Staint-Cloud angeſtellt, und mir hat ſie die Stelle eines Gehülfen des kaiſerlichen Ofenheizers veeſchafft.

Wißt Ihr auch, daß dieſes eine Stelle des Vertrauens iſt? Ihr geht in dem Schloſſe aus und ein und ſeyd dem Kaiſer gewiß ſchon begegnet.

Ja, ich hatte die Ehre, ihn in der Nähe zu ſehen, aber ich glaube, er hat mich nicht ſehr beachtet. Doch als ich eines Tages meinen Dienſt verſah, indem ich Holz in ſein Zimmer trug, traf ich in dem Gange einen Menſchen, der ſich verſteckte, als er mich ſah. Ich warf mein Holz auf den Boden, und grade auf ihn los fragte ich ihn, was er da mache und wie er in das Schloß gekommen ſey. Da er mit der Antwort zögerte, und der Kaiſer allein eben aus den Gemächern der Kaiſerin zurückkam, ſo hielt ich meinen Spitzbuben feſt, indem ich rief: Gehen Sie nur vorüber, Sire, ich halte ihn feſt. Der Kaiſer warf mir einen Blick zu... er ſprach kein Wort, aber dieſer Blick ſagte ſehr viel. Dee Schurke ward feſtgenommen, durchſucht, und man fand einen Dolch bei ihm.

Einen Dolch!

Ja, und kein ehrlicher Menſch führt ſolch' ein Werkzeug nach.

Es war irgend ein feiger Mörder.

Stille, man kommt.

Es iſt die Kaiſerin.

Baptiſt machte ſein Feuer an und entfernte ſich. Die Schild-

Digitized by Google

wachen im Hintergrunde zogen die Gewehre an, als die Thüre, welche zu den Gemächern der Kaiserin führte, sich öffnete und zwei Kammerfrauen eintraten, die einige Toilettegegenstände trugen. Von der Gräfin Larochefaucauld begleitet, erschien Josephine in dem ganzen Zauber ihrer Frauenmilde; sie nahm vor einem reichgeschmückten Putztische Platz, und Rustan beeilte sich, ein gesticktes Fußkissen vor den Sessel der Kaiserin hinzuschieben, die ihn mit einem holden Lächeln fragte:

Ist der Kaiser noch immer nicht zurück.

Nein, Madame, erwiederte Rustan. Eure Majestät weiß, daß, wenn der Kaiser die öffentlichen Arbeiten in Augenschein nimmt, er zuweilen länger aufgehalten wird, als er glaubt.

Aber er geht so unbegleitet aus, sagte Josephine mit unverkennbarer Besorgniß.

Der Marschall Düroc ist bei dem Kaiser.

Rustan verbeugte sich nach der Sitte seines Vaterlandes mit übereinander gekreuzten Armen und entfernte sich. Die Kammerfrauen, welche indessen Einiges an dem Kopfputze der Kaiserin geordnet hatten, folgten ihm nach, und Josephine blieb mit ihrer Ehrendame allein. Da aber die Gefühle des liebenden Weibes stets mächtiger bei ihr waren als die kalte Würde und Majestät der Beherrscherin des ersten Thrones der Welt, so brach ihre Angst um den Mann ihres Herzens bald wieder in Worte aus.

So allein mitten unter einer Bevölkerung, welche feindliche Agenten stets zur Empörung reitzen!

Ich denke, erwiederte Frau von Larochefaucauld, Fouché wird nicht ermangeln, dem Kaiser folgen zu lassen.

Der Kaiser hat es verboten, sagte Josephine aufgeregt. Es ist zwar wahr, fügte sie etwas ruhiger hinzu, daß ich anempfohlen habe, daß man ihm in diesem Punkte nicht gehorchen solle.

Sein edles Vertrauen ist seine beste Schutzwache.

Seine Großmuth sollte allen Verschwörungen Einhalt thun. Wie oft hat er nicht verziehen.

Er hat Vertrauen in seinen Stern, sagte die Gräfin.

Im Verlaufe des Gesprächs, wobei die Kaiserin immer ängstlicher wurde, rief sie auf einmal aus:

Aber sehen Sie nur, er kommt noch immer nicht, die Vorstadt Saint-Antoine war nicht ruhig, und sicher hat er sich dahin begeben. Welche Unvorsichtigkeit, sich so auszusetzen!

In diesem Augenblick ward ein großer Lärmen außerhalb hörbar; die Kaiserin erblaßte, ihr Herz schlug hörbar, und ihre Lippen zitterten, als sie rief:

Großer Gott! was ist das für ein Lärmen? .... er nimmt zu .... er kommt näher. .. sicher ist ein Aufruhr, eine Verschwörung ausgebrochen!

Die Gräfin suchte sie vergebens zu beruhigen; Josephine sank erschöpft in einen Sessel und rief:

O nein, das heißt nicht leben! dann sprang sie lebhaft wieder auf und setzte hinzu: Das Geräusch kommt von der Seite des Caroussellplatzes. O kommen Sie, liebe Gräfin, ich muß mich nur selbst überzeugen.

Noch sprechend, zog sie die Gräfin durch eine Seitenthüre mit sich fort; aber sie hatte kaum den Saal verlassen, als die Hauptthüre aufgerissen, die Trommel gerührt ward, und man außerhalb das Geschrei hörte: es lebe der Kaiser! Gleich darauf trat Napoleon ein; ihm folgten Düroc, mehrere Großwürdenträger des Reiches, Rustan, sein Kammerdiener Constant und Pagen..

Meine Herren, sagte der Kaiser zu seinen Begleitern, ich bin sehr zufrieden mit den Arbeiten; die Zeit ist schnell und gut angewendet worden, und das Geld mit Verstand und Nutzen verwendet, ich bereue es nicht. Derselbe Eifer hat sich bei minder ruhmvollen Arbeiten bekundet, die aber sehr interessant in Bezug auf das öffentliche Wohl sind. Wer mein braves Volk liebt, liebt mich; wer meinem Volke Gutes erzeigt, erzeigt mir Gutes. Ich wiederhole es Ihnen, ich bin zufrieden, sehr zufrieden. Sie, meine Herren, wandte er sich an einige hohe Beamte, tragen Sie durch Ihren Eifer bei, daß die von mir angeordneten Verbesserungen ihre Früchte tragen. Düroc, es sind einige Belohnungen zu vertheilen; hat man die Namen aufgezeichnet?

Ja, Sire.

Gut! Sie werden mir sie zur Mittagsstunde überreichen. Adieu, meine Herren.

Er machte ein Entlassungszeichen mit der Hand, und Alle entfernten sich. Als er allein war, fiel er in tiefes Sinnen. Er wollte Paris in zehn Jahren zu der schönsten Stadt der Welt machen, so wie er Frankreich zu der ersten Nation erhoben hatte. Er hatte eine besondere Vorliebe für Monumente. Er dachte: lange, nachdem die Völker verschwunden sind, bleiben die Denkmäler zurück und bezeugen den Ruhm ihres Gründers. O, mögen sie besonders das gegenwärtige Gedeihen meines schönen Frankreichs bezeugen. Nun, ich habe mich nicht zu beklagen!... Das ist es, wenn man einen Willen hat, dann geht alles; der Antrieb ist da, das Volk schafft; seine Freude ist wahr, denn es ist glücklich... Frankreich, du wirst eines Tages von mir sagen: Er liebte mich mit wahrer Liebe, sein Glück bestand ganz in dem meinigen; er hatte keinen andern Ehrgeiz, als meinen Ruhm, meinen Einfluß und meine Majestät!

(Fortsetzung folgt.)

Die Seeräuberhöhle.

Wahre Erzählung von einem englischen Reisenden.

Im Jahr 1832 rief mich ein Geschäft von Alexandria nach Smyrna. Ich schiffte mich ein auf einer venetianischen Brigg. Da wir ausgezeichnet guten Wind hatten, so daß ich vor der Zeit, die ich mir gesetzt hatte, angelangt wäre, kam ich mit dem Kapitain überein, einen kleinen Abstecher nach einigen Inseln zu machen, welche der Venetianer entweder auf der Hinfahrt oder auf der Rückfahrt berühren mußte. An einem Mayabend befanden wir uns nordöstlich von Naxos und genossen die liebliche Kühle, welche auf die erstickende Hitze des Tages folgte. Nach Sonnenuntergang legte sich allmählig der Wind, und eine feierliche Stille herrschte auf den Gewässern. Während das Abendroth über den waldigen Höhen von Antiparos erblich, stieg im Osten majestätisch der Mond aus der Fluth und erhellte die weite Wasserfläche, so daß wir in der Ferne Syra, Delos und mehrere andere Inseln erkennen konnten.

Ich war in Betrachtung dieses Nachtstücks versunken, als der Kapitain mir auf die Schulter klopfte und mit bedenklicher Miene auf ein steiles Vorgebirg, zwei Meilen vor uns deutete. Ich sah hin und gewahrte zwei dunkle Körper, die ich allmählig für zwei lange, schmale dreimastige Fahrzeuge erkannte. Jedes derselben hatte etwa zwanzig Ruder, und sie kamen gerade auf uns zu. Als sie etwas näher gekommen waren, und wir sie deutlicher zu erkennen vermochten, blieb uns kein Zweifel über die Beschaffenheit und Absicht derselben. Es waren Seeräuber. Ich betrachtete den Kapitain. Ich kannte ihn als einen beherzten Mann, indessen bemerkte ich, daß seine Lippe bebte, und daß ihn ein Schauder überlief.

Flucht war unmöglich. Die Windstille war so vollständig, daß nicht einmal ein dünnes Schnupftuch, in die Luft gehalten, sich bewegte. Die Seeräuber benutzen solche Augenblicke immer, um ein schweres Fahrzeug mit Vortheil anzugreifen. Wir trugen alle Waffen aufs Verdeck und setzten sie in Bereitschaft. Ich schnallte meinen Säbel um, steckte meine Pistolen in den Gürtel und erwartete, auf meine Büchse gestützt, den Feind. Auf unserem Schiffe herrschte Todesstille. Immer deutlicher hörten wir die Ruderschläge. Es war entsetzlich, so von den Elementen verlassen zu seyn, während wir ihres Beistandes bedurften. Der furchtbarste Orkan der Tropenländer würde uns lieber gewesen seyn, als diese stille Nacht, die uns so zu sagen mit gebundenen Händen und Füßen dem Feind überlieferte. Wir wußten, daß dies Raubgesindel in der Regel für geleisteten Widerstand grausame Rache zu nehmen pflegt, aber wir wußten auch, daß es oft aus Besorgniß, zahlreiche Gefangene nicht

Digitized by Google

meiſtern zu können, ſich ſolcher, die ſich wehrlos ergeben, entledigen. Wir waren entſchloſſen, uns zu wehren.

Die beiden kleinen Dreimaſter waren jetzt ſo nahe, daß wir einen Ruf von denſelben hätten hören können. Ich zählte auf dem einen dreißig, auf dem andern zwanzig Mann. Unſerer waren im Ganzen fünfundzwanzig. Die Feinde nahmen uns in die Mitte und forderten uns zur Ergebung auf. Der Kapitain beantwortete die Aufforderung damit, daß er dem Redner kaltblütig eine Kugel ins Herz jagte. Jeder von uns folgte ſeinem Beiſpiel. Wir ſchoſſen ziemlich gut; die Seeräuber blieben uns nichts ſchuldig und erkletterten, ohne ſich mit Laden zu einem zweiten Feuer aufzuhalten, die Seiten unſeres Schiffs. Wir zogen uns auf die Hinterſchanze vor unſeren zwei Carronaden zuſammen. Die Seeräuber, auf dem Verdeck angelangt, zogen ihre ſchweren Säbel und Yatagans und ſtürzten in einer ungeordneten Maſſe auf uns los. Wir ſchwenkten links und rechts ab und unſere beiden Stücke ſpieen einen Kartätſchenhagel auf die Angreifer. Wir drangen vor, um den nicht Getroffenen ein ähnliches Loos zu bereiten. Allein in dem Augenblick, wo unſere Geſchütze losgegangen waren, hatte ſich kaum die Hälfte der Räuber auf unſerem Verdeck befunden; im nächſten Augenblick hatten die übrigen die Gefallenen doppelt erſetzt und bewährten ſich als an Zahl und Waffenfertigkeit überlegen. Während ich mit meinem Säbel fleißig arbeitete, ſah ich, wie zwei der Kämpfenden ſich umfaßten, die Dolche gegen einander zogen und über Bord taumelten. Im nächſten Augenblick ſtürzte ich ſelber bewußtlos nieder.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich mit fünf andern von den Unſrigen an den Stückpforten angebunden. Alle übrigen waren todt mit Ausnahme des Kapitains, der aus unzähligen Wunden blutend, halb ohnmächtig an den Hauptmaſt gebunden war. Die Seeräuber, deren Verluſt auch nicht gering geweſen war, lagen auf dem Verdeck theils ſchlafend, theils wachend. Am Horizont zeigte ſich ein Lichtſchimmer und zugleich erhob ſich eine leichte Briſe. Unſere Beſieger benutzten dieſelbe, um unſer Schiff nach einem ihrer Häfen zu bringen. In demſelben Augenblick umſegelte ein anſehnliches Schiff das Vorgebirg und kam in geringer Entfernung an uns vorüber. Unſer Kapitain nahm alle ſeine Kräfte zuſammen und rief hinüber um Hülfe. Eine Kugel machte ihn auf ewig verſtummen. Die Räuber ſetzten ſich in Bereitſchaft, die Angerufenen nachdrücklich zu empfangen. Die Mannſchaft des großen Schiffs hatte ohne Zweifel den Ruf unſeres Kapitains gehört, wir ſahen ſie und ſie ſahen uns deutlich. Allein das große Schiff hielt weder ſtill, noch antwortete es auf den Ruf des Kapitains. Es überließ uns unſerm Schickſal.

Unſere Fahrt nach dem Raubneſt war kurz. Halb von Furcht, halb von Neugier erfüllt, ſpähte ich nach demſelben. In der Nähe einer ſteilen Felſenküſte wurden wir in eins der beiden Raubſchiffe übergeladen, und ſechs von den Räubern ſegelten mit unſerer Brigg ſüdwärts, um ſie auf Rhodos, wo ihre ſicheren Kunden ſind, zu verkaufen. Wir Gefangenen wurden ans Land gerudert. Bald gewahrten wir in dem faſt ſenkrechten Felſenufer eine breite Ritze, welche daſſelbe von oben bis unten ſpaltete und ſich tief landeinwärts zu erſtrecken ſchien. In dieſe Ritze liefen wir ein, etwa fünfzig Klafter weit. Da fanden wir einen zweiten Spalt, der den erſten im rechten Winkel durchſchnitt. Auf dem Waſſerſpiegel, wenigſtens ſechzig Ruthen breit, wurde er nach Oben zu immer enger, ſo daß auf der Oberfläche der Inſel ein guter Springer leicht darüber wegſetzen konnte. In der Tiefe dieſes merkwürdigen Gewölbes, etwa zwanzig Fuß über dem Waſſer, befand ſich eine Höhle mit engem Eingang, die ſich nach innen zu bedeutend erweiterte, ähnlich den unterirdiſchen Gängen unter der Citadelle von Argos.

Als die Seeräuber ihre Schiffe unter dieſer Höhle angebunden hatten, erſchienen zwei ihrer Kameraden an dem Eingang, hießen ſie willkommen und fragten, ob ſie gute Jagd gemacht hätten. Nachdem einige Worte zwiſchen den Freunden auf beiden Seiten gewechſelt waren, bedeutete man uns, eine von der Höhle herabgelaſſene Strickleiter zu beſteigen. Wir wurden zu dieſem Zweck unſerer Bande entledigt. Einer meiner Begleiter glaubte hier die einzige Gelegenheit zur Rettung wahrzunehmen. Er that mit Fleiß einen Fehltritt, ließ ſich ins Waſſer fallen, tauchte unter das Schiff und ſchwamm auf der andern Seite fort wie eine Ente. Allein dies Beginnen war unſinnig. Die Seeräuber waren viel zu wachſam, als daß man ihnen ſo hätte entrinnen können. Drei Gewehre wurden zu gleicher Zeit auf den Schwimmer abgefeuert. Er ſtieß einen Schrei aus, ging langſam unter, und einige Waſſerblaſen bezeichneten den Ort, wo er ſein Grab gefunden.

Zitternd betraten wir die düſtere Räuberhöhle. Sie ſchien mehrere Abtheilungen zu haben. Die Stelle, wo die Räuber ſich gewöhnlich aufhielten, bildete ein rundes Gemach, von deſſen feuchter Decke eine Lampe herabhing. Einige Matten und ein Paar Töpfe bildeten den ganzen Hausrath. Wir fünf Gefangenen wurden in einen Winkel außerhalb jenes Gemachs geführt und an eine Kette gelegt, welche mit einigen Dutzend Handſchellen verſehen und an einem großen Ring im Felſen befeſtiget war.

Die Beſchreibung unſeres Aufenthaltes in dieſer Höhle könnte nur Eckel erregen. Nach einigen Tagen fragten die Räuber jeden von uns, wie viel Löſegeld er erlegen wollte. Meine vier Gefährten waren arme Matroſen: ſie wurden am achten Tag eingeſchifft, um in einem ſyriſchen Hafen verkauft zu werden. Ich gab den Räubern die Adreſſe etlicher Freunde in Smyrna. Mit dieſen handelten ſie, und ſetzten mich am zehnten Tag nach meiner Gefangennehmung gegen Erlegung von 2000 Thalern zu Scala nuova ans Land. F. (Frankf. C. Bl.)

Scenen von Gretna-Green.

Das verhängnißvolle Zuſammentreffen untreuer Ehegatten.

Ein Walliſer Blatt erzählt folgende romanhafte Begebenheit: Ein ſchmucker Irländer, Patrick O'Flaherty, vermählte ſich aus bloßer Neigung mit einer jungen, ſchönen Miß aus Dublin. Kaum war die erſte Honigzeit vorüber, als ſeine putzliebende Hälfte Forderungen an ihn ſtellte, welche er mit ſeinem kargen Einkommen als Commis in einem Dubliner Handlungshaus nicht zu befriedigen im Stande war. Er verließ, um den beſtändigen Anforderungen zu entgehen, leichtſinnig ſeine Frau, ſuchte und fand Beſchäftigung in Mancheſter, und erwarb ſich ein kleines Vermögen. Da ſtieg ſein Ehrgeiz, er änderte ſeinen Namen, überredete ſich, nunmehr frei und ledig zu ſeyn, und nährte den Gedanken, ſich weiter ohne Anſtand verehelichen zu dürfen. Seine Werbungen bei der jungen, 17jährigen Tochter eines reichen Bankiers fanden Gehör. Die Nachforſchungen nach ſeinen perſönlichen Verhältniſſen fürchtend, und an der elterlichen Zuſtimmung verzweifelnd, dachte er, das Eiſen ſchmieden zu laſſen, ſo lange es noch heiß ſey. Er richtete ſeine und der Geliebten Blicke nach der ſchottiſchen Gränze, auf den berüchtigten Schmied von Gretna-Green, welcher ſonderbarer Weiſe aus ererbtem Vorrecht die Bande um ſo viele eheliche Verbindungen dieſer Art eilig geſchmiedet hat. Ohne Aufenthalt kam er mit der Entführten am verhängnißvollen Ort an, und begab ſich mit ihr in das gewöhnliche Wartzimmer. Ungeduldig holte er den abweſenden Vulkan aus der dortigen Schenke, und ſah dabei die Poſt mit einer ſchwarz verſchleierten Dame und einem Herrn der nemlichen Beſtimmung zueilen, wo die Eilenden gleichfalls in dem Empfangszimmer abſtiegen. Wie groß war das Erſtaunen des Irländers, beim Eintritt in der entführten Dame ſeine eigene Frau zu erblicken; da hörte man von beiden Seiten: „er iſt es! ſie iſt es!“ Bald ſank Letztere in Ohnmacht. Als jedoch der erſte Schrecken vorüber war, kam es zu gegenſeitigen Erklärungen. Unter Verſicherung, ſtets auf der Bahn der Tugend inzwiſchen gewandelt zu ſeyn, erzählte die Irländerin, ſie ſey von ihrer Tante, der Wittwe eines reichen Kaufmanns der Stadt London, als deren künftige einzige Erbin nach London berufen worden. Ihren Ehemann, von welchem ſie nichts mehr gehört, hätte ſie für verſtorben erachtet,

Digitized by Google

und ihr Herz dem mit ihr gekommenen Offizier der Reitergarde geſchenkt. In der Gewißheit, daß ihre Tante aus methodiſtiſchem Eigenſinn nie ihre Zuſtimmung zur ehelichen Verbindung mit einem Gardeoffizier ertheilen werde, habe ſie zur Erreichung des erſehnten Zweckes die Schmiedſtätte von Gretna-Green eiligſt mit ihm aufgeſucht. Der Irländer hatte ſich ſelbſt zu viele verdiente Vorwürfe zu machen, als daß ihm ſolche Erklärungen nicht genügen ſollten; man nahm beiderſeits eine freundliche Miene zum Spiele des Geſchicks, zur Wiedervereinigung an. Was aus der andern Hälfte der Trauungskandidaten geworden ſey, ſoll die Fortſetzung zeigen.

Die improviſirte Heirath.

Während dieſer Begegnungsſcene zwiſchen dem irländiſchen Ehepaar, ward Miß Eliſa von Mancheſter vom heftigſten Schmerze ergriffen. Sie machte ihrem frechen Entführer die bitterſten Vorwürfe. „Du haſt mich ſchändlich betrogen!" rief ſie. „Wie kann ich es wagen, meiner Familie vor die Augen zu treten? fern von der Heimath ſtehe ich ſchutzlos da!" und ein Strom von Thränen entquoll ihrem jugendlichen Antlitz. Der Gardeoffizier Barton ward durch den Schmerz, und die, die Reize erhöhenden Thränen der jungen Dame tief gerührt. „Ich biete Dir," ſprach er, „meinen Schutz und meine Hand. Nimm ſie ohne Furcht an, meine Uniform mag Dir einſtweilen als Bürgſchaft meiner Ehrlichkeit dienen." Solche Worte wirkten ſchmerzlindernd; ohnehin war der Miß mitten unter ihren Thränen und Wehklagen die elegante Haltung des Offiziers, und das Einnehmende ſeiner Rede nicht entgangen. Der Augenblick war kritiſch, und keine Zeit zu verlieren. Erröthend nahm ſie nach einigem Zaudern den Schutz ihres Ritters an. Der Schmied, welcher bereits auf die Gebühren von zwei Trauungen gerechnet hatte, beeilte ſich, die ihm übriggebliebene einzige in althergebrachter Form zu vollziehen. Beide Parteien waren bald im Gaſthofe mit ihrer neuen Lage ausgeſöhnt, und des andern Morgens beim Abſchied konnte man an Frau Barton keine Spur mehr von den geſtrigen Thränen erblicken.

Erklärung des Kometen,

von Herloßſohn,

Redakteur der Zeitſchrift: „Der Komet."

Seit vierzehn Tagen treibt ſich in unſerer Nähe ein Irrſtern herum, der ſich eigenmächtig unſern Namen beigelegt hat. Er hütet ſich wohl, ſich bei Tageslicht ſehen zu laſſen, aber jeden Abend erſcheint er ohne Cenſur, zieht vor keiner Behörde den Schweif ein, ſteckt vielmehr ſeine lange Naſe zwiſchen Sternen erſter Größe, die ſeit Jahrtauſenden ihre fixe Stellung am Himmel haben, mitten durch, beleuchtet unſere nächtlichen Zuſtände und ſteht, wie wir durch dies Telescop erſpäht haben, in geheimer Verbindung mit Venus und Orion, was man auch aus der Richtung ſeines Schwanzes erkennt. Niemand weiß, wo dieſer wirklich kopfloſe, vagabundirende Weltbürger hergelaufen iſt; denn er hat ſich nicht einmal durch die Poſtmeiſter des Himmels, die Aſtronomen, anmelden oder ſeine Marſchroute viſiren laſſen. Wir als konceſſionirter k. ſächſiſcher Komet ſollten eigentlich ernſthaft gegen dieſe Concurrenz proteſtiren, wir warnen indeß unſere Abonnenten, ſich von ihm keine Vorſpiegelungen machen zu laſſen und ihm auf unſern Namen keinen Kredit zu ſchenken; denn er iſt ein falſcher Komet, ein falſcher Prophet. Man glaube nicht, daß er ſo harmlos iſt, wie er ausſieht. Macht er nicht ſeit acht Tagen einen ſchrecklichen nordöſtlichen alſo ächten Berliner Wind bei uns? Wir wundern uns, daß eine hochweiſe Sicherheitsbehörde ihn noch nicht vom Horizont weggewieſen hat; denn ſeit ſeinem Erſcheinen hat er jeden Abend einen kleinen Volksaufſtand veranlaßt. Freilich werden unſere offiziellen Blätter berichten, es liege dieſen Zuſammenläufen durchaus nichts Politiſches zu Grunde, aber das kennt man ſchon. Haben ſie nicht daſſelbe vor zwei Jahren von einem Schloßenwetter berichtet, welches doch bei mehreren Hofräthen die Fenſter einſchmiß? Nein dieſer Komet verbreitet unter dem Volke, das ihn angafft, als hätte es nie einen ordentlichen Kometen geſehen, allerhand lügneriſche und böswillige Gerüchte, eine höchſt bedenkliche Aufregung und Unzufriedenheit. Wir müſſen uns gegen jede Gemeinſchaft oder Verwechſelung mit dieſem revolutionären Land- und Himmelsläufer verwahren und erklären, daß wir für alle Folgen, die ſein ungehindertes Erſcheinen für Staat, Kirche und Sittlichkeit haben könnte, nicht verantwortlich ſind.

Pot-Pourri.

Erlaß Friedrichs des Großen an den Miniſter von Münchhauſen, Berlin, 28. November 1782.

Mein lieber Etatsminiſter von Münchhauſen! Der Kriegsrath Cranz ſoll auf die Originalanlage ſo wenig in ſeiner ihm ertheilten Cenſurfreiheit beeinträchtigt, als wegen ſeiner beigelegten periodiſchen Schrift — („Berliniſche Korreſpondenz hiſtoriſchen und „literariſchen Inhalts. Eine periodiſche Schrift von dem Verfaſſer „der Lieblingsſtunden. Mit allergnädigſter Freiheit. Berlin, 1782.") — von Jemanden beunruhigt werden; ich will vielmehr, daß Ihr ihn dagegen, ſobald er nichts wider den Staat — eine vernünftige Religion und gute Sitten ſchreibt, jedesmal ſchützen ſollt. — Jedoch habe ich ihn bei dieſer Gelegenheit gewarnet, daß er nicht allzunaſeweis ſeyn möchte, ſonſten er doch einmal anlaufen, und ſeine beißende Schreibart ihm Ungelegenheit zuziehen könnte. Ich überlaſſe Alles Eurer Verfügung und bin u. ſ. w.

Ein ſpaniſcher Bandit.

Am 10. Februar wurde in Madrid ein Bandit hingerichtet, welcher dreißig Perſonen mit eigner Hand ermordet hatte. Es war ein abſcheulicher Böſewicht, der ſich ein Vergnügen daraus machte, Leute aufzufangen, ins Gebirg zu ſchleppen, und wenn ſie nicht um das bedungene Geld ausgelöſt wurden, todt zu martern. So hatte er einen Mann mit glühenden Zangen gezwickt, ihn dann bis an den Hals in die Erde gegraben, und ihn ſo ohne Eſſen und Trinken in der Sonne ſchmachten laſſen. Der Unglückliche ſtarb während der Tortur, indem ihm der Bandit einzeln die Zähne ausriß; und Alles dieß geſchah, weil die Frau des Eingefangenen ſtatt des begehrten Löſegeldes von 3000 Piaſtern nur 150 aufbringen konnte.

Dithyrambe von Dr. Zenetti.

Μᾶλλον δίδασκε πίνειν…
μᾶλλον δίδασκε παίζειν.
Ἀνακρέων.

Zween Göttern laß uns opfern Freund hienieden:
Dem Dionyſos ſein Evoe ſingen,
Dem Freudebringer ſeinen Thyrſus ſchwingen,
Durch Flur und Hain ihm nach beſeeligt wüthen!

Doch er ſey nimmer der Alleinerkor'ne;
Des Glückes reichſte Schacht wird dir erſchloſſen,
Bringt er den Eros mit als Hausgenoſſen,
Und lächelt dir die holde Schaumgeborne.

Jetzt kränze dich mit Epheu und mit Roſen,
Und heb' den Becher zu den lichten Höhen;
Es winkt dir der Bachantin üpp'ger Buſen,
Nicht unerhöret bleibt dein Liebesflehen,
Und deinem Wonnereichen brünſt'gen Koſen
Verzeihung ſpenden Grazien ihm und Muſen.

Auflöſung des Räthſels im „Sammler" No. 14: Strauß.

Digitized by Google

Nro. 16.

Zwölfter Jahrgang.

1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erzherzog Karl. — Camera-obscura-Bilder aus Napoleons Leben. — Alte Apothekerordnung. — Pot-Pourri. — Der Tochter Rath.

Erzherzog Karl.

(Aus der Allg. Zeitung.)

Wien. Am 2. April war es fünfzig Jahre, daß dem Erzherzog Karl von ſeinem Bruder, Kaiſer und Herrn, dem verewigten Kaiſer Franz I., das Großkreuz des militäriſchen Marien-Thereſien-Ordens, in wohlverdienter Anerkennung glänzender Kriegsthaten, ertheilt wurde. Die brüderliche Liebe des Kaiſers hatte dabei keinen Antheil; hier ſchmückte einzig die gerechte Würdigung unläugbaren weltkundigen Verdienſtes die jugendliche Heldenbruſt des Erzherzogs mit dem glorreichſten Ordenszeichen des Erdkreiſes; denn ſo darf wohl dieſer Orden genannt werden, deſſen Capitel von jeher mit größter Strenge darüber wachte, daß die Seltenheit ſeiner Vertheilung ihn immer als das höchſte Ziel kriegeriſchen Ehrgeizes erſcheinen ließ. Dieſen Tag der Erinnerung feierlich zu begehen, war ein allgemein gefühlter Wunſch, gleich lebendig im Herzen der erlauchten kaiſerlichen Familie wie in dem Herzen des Volkes, das den Erzherzog hoch verehrt, und der geſammten Armee die den Ruhm ihrer Fahnen immer unzertrennlich von dem ihres kaiſerlichen Führers gehalten hat, und in der noch jetzt jedes Herz hoch auffliegt bei dem Anblick des Mannes, der ihr in hundert Schlachten das Vorbild jeder kriegeriſchen Tugend geweſen. In einer Zeit wie die unſrige, wo die Geſtalten im Fluge vorübergleiten und eine die andere wegdrängt, dürfte es vielleicht nicht überflüſſig ſeyn, dem jüngeren Geſchlecht das Bild des Helden, welcher der Gegenſtand dieſes Feſtes war und deſſen Thaten ihre Väter als Augenzeugen geſehen, wenn auch nur flüchtig am Blick vorüber zu führen.

Karl Ludwig, kaiſerlicher Prinz von Oeſterreich, königlicher Prinz von Ungarn ꝛc., der drittgeborne Sohn Kaiſer Leopolds II., wurde ſeinem Vater zu Florenz von Maria Ludovica, Tochter Karls III., Königs von Spanien, am 5. September 1771 geboren. Trotz einer ſchwächlichen Geſundheit entwickelten ſich die Talente des Erzherzogs dennoch nach allen Richtungen auf das Erfreulichſte, aber ſeine vorragende Neigung zu den Kriegswiſſenſchaften ließ ſchon im Jünglingsalter an ſeinem eigentlichen Beruf nicht zweifeln. Die damalige Weltlage rief den jungen Prinzen zeitig auf das Feld der Thaten. Die franzöſiſche Revolution ſandte ihre übermächtigen, bis zum Fanatismus aufgeregten Heere über die Gränzen Frankreichs. Wir wiſſen wie dieſer Kampf gemeinſchaftlich begonnen und gemeinſchaftlich geendet wurde; aber es iſt billig darauf hinzuweiſen, wie Oeſterreich endlich allein ſtehend noch ein Jahrzehend im einſamen Kampf für die Selbſtſtändigkeit Deutſchlands gefochten. In dieſem Zeitraum waren es namentlich die Thaten des Erzherzogs Karl, die Deutſchland voranleuchteten.

Ein kaum 22jähriger junger Mann begann Erzherzog Karl ſeine Heldenlaufbahn am 6. November 1792 in der Schlacht von Jemappes als Generalmajor unter den Befehlen ſeines Oheims, Herzogs Albrecht von Sachſen-Teſchen, deſſen Erbe er ſpäter wurde. Hier ſtand er das erſtemal den feindlichen Kugeln mit dem Muth eines alten Kriegers. Kaum ein Jahr ſpäter ſehen wir ihn ſchon als Führer der Avantgarde beim Heere des Prinzen von Coburg. Der Gewinn der Schlacht von Altenhoven am 1. und 2. März, in der 11,000 Gefangene in öſterreichiſche Hände fielen, „wurde nächſt Gott weſentlich der Tapferkeit und dem Talent des Erzherzogs Karl verdankt" — wie der Bericht des Obergenerals an den Kaiſer lautete. Der Erzherzog wurde in Folge dieſer Schlacht zum Feldmarſchall-Lieutenant befördert. Dem Entſatz von Maſtricht folgte die ſiegreiche Schlacht von Tirlemont, endlich am 18. März die von 40,000 Oeſterreichern gegen 60,000 Feinde gewonnene Schlacht von Neerwinden, die durch ein ebenſo klug entworfenes als kühn ausgeführtes Manöuver des Erzherzogs entſchieden worden. Für dieſe glänzende Folge glorreicher Waffenthaten ſandte der Kaiſer dem Erzherzog am 2. April das Großkreuz des Marien-Thereſien-Ordens, das nun fünfzig Jahre an dieſer Heldenbruſt leuchtet. Es iſt hier nicht der Ort die Geſchichte jener Feldzüge zu erzählen, aber es kann nicht an die ſiegreichen Schlachten der Oeſterreicher am 1. und 8. Mai, gegen Dampierre am 23. Mai, an die Erſtürmung des verſchanzten Lagers von Famars, ſo wie an die Eroberung von Valenciennes und Quesnoy erinnert werden, ohne der ausgezeichneten Dienſte des Erzherzogs zu erwähnen. Im Jahr 1794 iſt es die ſiegreiche Vertheidigung der Stellung Coburgs gegen Pichegru (am 29. März) und ein zweiter glänzenderer Sieg (am 17. April) und ein noch glänzenderer (am 26. April) bei Landrecy, dann der bei Tournay (am 22. Mai), wo der inzwiſchen zum Feldzeugmeiſter beförderte Erz-herzog den linken Flügel kommandirte und 8000 franzöſiſche Leichen das Schlachtfeld deckten; endlich der gegen Jourdan erfochtene bei Charleroi (in welchen beiden Schlachten Kaiſer Franz den Oberbefehl führte), an denen der Erzherzog vorragenden Antheil nahm. In der Campagne von 1795 erlaubte ſeine geſchwächte Geſundheit dem Erzherzog nicht bei dem Heer zu bleiben; er war während dieſer Zeit nach Wien zurückgekehrt. Mit ihm hatte ſich auch das Kriegsglück von den öſterreichiſchen Fahnen gewendet. Die Niederlande wurden verloren, und Carnots koloſſaler Operationsplan ſollte im Jahr 1796 die drei furchtbaren Armeen, vom Niederrhein unter Jourdan, vom Oberrhein unter Moreau und aus Italien unter Bonaparte, unter den Mauern Wiens vereinigen! Wir wiſſen, durch welchen meiſterhaften Feldzug der Erzherzog ſich ſchon nahe der öſterreichiſchen Gränze zwiſchen die beiden vorgedrungenen Rheinarmeen warf, bald die eine, bald die andere ſchlug, überall war und überall ſiegte, zuerſt Bernadotte überwältigte, dann Jourdan, den Degen in den Rippen über den Rhein jagte und vollkommen aus dem Feld trieb; ſich dann auf Moreau warf, der ſeine Rettung unter den Kanonen von Hüningen ſuchen mußte. Die deutſche Erde war vom Feind geſäubert, während die ſiegreichen Tritte Bonaparte's von Italien her nahe an den Gränzen der Erbländer erdröhnten. Nicht minder groß und rühmlich zeigte ſich der Erzherzog in dem Feldzug von 1799 in den Schlachten von Oſtrach, Stockach und Zürich. Nicht ein großer Feldherrenname des damaligen Frankreichs, Jourdan, Moreau, Bernadotte, Deſaix, Maſſena ꝛc., deſſen Glanz nicht von dem des Erzherzogs getrübt oder verdunkelt worden wäre. Alle waren ſie in zwanzig Schlachten von ihm beſiegt worden, und abermal hatte der Erzherzog

Digitized by Google

Deutſchland gerettet. Wir verweiſen in doppelter Hinſicht auf dieſe Thatſachen, einmal für diejenigen die einen Zweifel hegen, ob Oeſterreich innerhalb oder außerhalb Deutſchland ſtehe, und andererſeits um warnenden Fingerzeig zu geben, wie auch die tapferſte Gegenwehr eines einzelnen deutſchen Staates nicht hinreiche, die heimathlichen Gränzen zu beſchützen. Der Fascesbündel der Römer ſollte das Geſammtwappen der Deutſchen bilden.

Im Feldzuge des Jahres 1805, ſo troſtlos für die öſterreichiſchen Waffen in Deutſchland, ſehen wir dieſe doch in Italien unter dem Commando des Erzherzogs mit Ruhm geführt; die Schlacht von Caldiero über Maſſena gewonnen, konnte indeß den verlornen Feldzug nicht herſtellen! Wir finden nach dem Preßburger Frieden den Erzherzog als Generaliſſimus der öſterreichiſchen Heere, dieſelben für künftige Thaten organiſirend. In dieſer Zeit erſchuf ſein genialer Gedanke die Landwehr, die dann anderwärts in mancher Weiſe nachgeahmt und verbeſſert, hier doch zuerſt in ihrer ganzen vollſtändigen Bedeutung erſchien, und eine der großen Grundlagen zur ſpätern Befreiung Deutſchlands abgab. Wenn, wie wir nicht zweifeln, dieſelbe beſtimmt iſt, einſt das Hauptbewaffnungsſyſtem des geſammten Deutſchlands zu werden, ſo dankt das gemeinſame Vaterland auch dieſe Idee dem Erzherzog Karl! Der Feldzug vom Jahr 1809 rief den Erzherzog abermal unter die Waffen. Wie wenig auch der Ausgang des Feldzugs den Hoffnungen und Wünſchen der Patrioten entſprochen, ſo bleibt doch unläugbare Thatſache: Napoleon im Zenith ſeiner Macht und ſeines Ruhmes, noch ungeſchwächt vom ruſſiſchen Winter, an der Spitze ſeiner beſten, tapferſten und kriegserfahrenſten Heere, wurde bei Aspern in offener Feldſchlacht vom Erzherzog auf das Haupt geſchlagen, wie nie zuvor. Spätere Schlachten wie ruhmvoll und glücklich, wie unvergleichbar folgenreicher ſie auch ſeyn mochten, waren jedenfalls die leichtere Aufgabe. Dieß geſchah in der Zeit von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung, wo die deutſchen Stämme in ſchmählicher Abhängigkeit, geknechtet, gegen ihr eigenes Fleiſch und Blut wütheten, und gierig über die blutigen Spolien des Nachbars herfielen! In jener Zeit mochte es dem alten Kaiſerhauſe geziemen und wohl anſtehen, die deutſche Fahne noch einmal in todesmuthiger Hand emporzuhalten, der letzte Kämpe!

(Schluß folgt.)

Camera-obscura-Bilder aus Napoleons Leben.

(Fortſetzung.)

Die Stimme der Kaiſerin ward außerhalb vernehmbar, die nach dem Kaiſer fragte. — Endlich biſt du da! rief ſie, als ſie eintrat, und warf ſich in ſeine Arme.

Napoleon drückte ſie an ſich, und ihr dann in die Augen ſehend, fragte er milde: Welche Beſorgniß drückt ſich wieder in deinen Zügen aus?

Halb beſchämt und halb ihrer inneren, noch nicht ganz gedämpften Aufregung nachgebend, rief ſie: Wo kommſt du her? Was thuſt du allein mitten in Paris?

Mitten unter einem edlen Volke, das mich liebt? Ich bin in der That allein ausgegangen und in zahlreicher Begleitung zurückgekommen. Hier ſieh', — er führte ſie an ein Fenſter, welches in den Tuileriengarten ging — hier ſieh', Joſephine, alle Diejenigen, welche mich zurückbegleitet haben.

Aber kaum hatte das Volk den Kaiſer erblickt, als es in ein donnerndes: es lebe der Kaiſer! ausbrach.

Du hörſt es, ſagte Napoleon. Tritt näher, damit ſie dich bei mir erblicken, damit ſie ſehen, wie ſehr ich dich liebe.

Und wieder erſchallte es in dem Garten: es lebe die Kaiſerin.

Beide grüßten das Volk, und dann von dem Fenſter zurücktretend, fragte der Kaiſer: Biſt du nun zufrieden?

Ein freudiges Ja war Joſephinens Antwort.

Beruhige dich künftig, Joſephine; die Franzoſen ſind dankbar; vergebens verſuchen einige Aufwiegler ſie zu verleiten; ſie haben die Rechtmäßigkeit meines Degens anerkannt.

Der erſte Platz war erledigt, erwiederte Joſephine, der Würdigſte ſollte ihn einnehmen: indem du den Thron beſtiegeſt, haſt du nur die Anarchie entthront.

Und ich werde ihr den Fuß auf den Kopf ſtellen und ſie zertreten. Dann aber ſprang er von der Politik ab. Bei Joſephinen pflegte der Kaiſer ſich von den Laſten der Regierung zu erholen. Er führte ſie zu einem Kanapee, da mußte ſie ſich dicht an ſeine Seite ſetzen, und ſie plauderten dann wie ein gutes bürgerliches Ehepaar. Joſephine fühlte ſich ſo glücklich, wenn ſie ſich ein paar Augenblicke mit ihrem Gemahl allein befand. Sie legte keinen großen Werth auf den Glanz, der ſie umringte, und war nur um Napoleons willen ſtolz auf ſeinen Ruhm, aber für ſich hätte ſie ein friedlicheres Glück gewünſcht, und das war auch diesmal wieder der Gegenſtand ihres Geſpräches.

Du träumſt immer von der Süßigkeit des Privatſtandes, ſagte der Kaiſer, worin du glaubſt, daß man glücklicher als auf einem Throne ſey.

O mein Gott, ja, erwiederte Joſephine, man hat dann weniger Qual und Sorgen, und zwölftauſend Franken Renten würden meinem Ehrgeize genügen.

Dazu biſt du nicht ſparſam genug, rief der Kaiſer lachend. Mehrere hunderttauſend Franken reichen zu deinem Haushalt nicht aus, und doch füge ich oft noch Geſchenke hinzu.

Machſt du ſie mir zum Vorwurfe?

Nein, du machſt einen ſo ſchönen Gebrauch aus deinem Gelde; aber die Wohlthätigkeit richtet dich zu Grunde; du kannſt keinen Unglücklichen ſehen, ohne ihm zu helfen.

Wenn uns die Vorſehung erhebt, ſo geſchieht es, um ſo weit als möglich alles Gute zu ſehen, welches wir thun können.

Und du haſt ein gutes Auge, ſagte der Kaiſer lächelnd. Aber ſage mir, Joſephine, wenn wir nur zwölftauſend Franken Renten hätten, welchen Gebrauch würdeſt du davon machen?

Ich möchte dann auf dem Lande leben und eine ſchöne Meierei haben.

Ich würde große Pflanzungen anlegen, ſagte N.

Wir würden viel Weißzeug und Silber haben, alle unſere Nachbarn bei uns empfangen und ihnen allerliebſte Dinés geben. Wir würden den Pfarrer zum Freunde haben, den ich beauftragen würde, meine Almoſen auszutheilen.

Ich, ſagte der Kaiſer, würde einen großen Park nach franzöſiſchem Muſter anlegen, in welchem man jedoch jagen könnte.

Da haben wir den großen Ackerbauer, erwiederte Joſephine, der engliſche Gärten auf ſeinen guten Feldern anlegt, ſtatt ſie zu beſäen.

Und du, ſchöne Pächterin, du kannſt nicht leben, ohne den dritten und vierten Stand zu empfangen.

Wer wird dann die Meierei beaufſichtigen, während du auf der Jagd biſt?

Wahrſcheinlich du, aber wenn ich dich gehen laſſe, ſo wirſt du unſere Einkünfte überſchreiten.

Nein du; du treibſt es ja, als wenn du vierzigtauſend Franken Renten hätteſt.

Nein, das thun Sie, Madame.

Nein, Sie, mein Herr.

Beide ſahen ſich an und brachen plötzlich in ein lautes Gelächter aus.

Nun, nun, ſagte der Kaiſer, da ſtreiten wir uns ſchon und haben noch nicht einmal einen Kohlkopf gepflanzt. Ich ſehe ſchon wir verſtehen Beide nichts davon. Bleiben wir, wohin uns das Schickſal geſtellt hat. Fahre fort, den Thron durch deine Anmuth und die Tugenden zu verſchönern, welche dir die Liebe deines Volkes und deines Gatten ſichern.

Und du, Bonaparte, ſagte Joſephine, indem ſie ihm liebevoll

Digitized by Google

die Hand reichte, ich glaube, daß du dich beſſer darauf verſtehſt, ein Reich zu beherrſchen, als eine Meierei zu leiten.

Das iſt wohl möglich, erwiederte Napoleon lachend, ein Jeder hat ſein Handwerk auf der Welt.

Sie wurden jetzt durch den Eintritt des Marſchalls Dúroc unterbrochen, welchem Bourienne, der Sekretair des Kaiſers und ein junger Lieutenant folgte.

Bourienne machte dem Kaiſer bemerklich, daß es um die Stunde ſey, um welche er ihm ſeine Depeſchen zu diktiren pflege.

Sogleich, erwiederte der Kaiſer.

Sire, hob Dúroc an, der Geſandte bittet um die Ehre vorgelaſſen zu werden.

Ich habe Talma Rendezvous gegeben, erwiederte der Kaiſer, der Geſandte mag ſich gedulden.

Der Lieutenant hatte unterdeſſen einen Handſchuh aufgehoben, den der Kaiſer hatte fallen laſſen, und überreichte ihm denſelben. Napoleon ſah ihn feſt an und ſagte dann: Ich danke, Kommandant.

Sire! in welchem Korps? fragte der Lieutenant, indem er beſcheiden auf ſeine Epauletten zeigte.

In meiner Garde, erwiederte der Kaiſer.

Der neue Kommandant ſuchte gerührt ſeinen Dank zu ſtammeln, aber der Kaiſer fiel ihm ſchnell ein: Sie befanden ſich in der Schlacht von Marengo neben Deſaix, in dem Augenblicke, als ſich der Sieg entſchied.... Dieſe Narbe auf Ihrer Stirne hatte bereits Ihr Patent unterzeichnet. Adieu.

Der Lieutenant verbeugte ſich tief und entfernte ſich.

Die Kaiſerin, welche indeſſen der Gräfin Zaluski gedachte, ſagte ihrem Gemahl, daß ſie einen Beſuch bei einer Dame zu machen habe, welche ihm bereits mehrere Bittſchriften habe überreichen laſſen, und es nicht wage, perſönlich bei ihr zu erſcheinen.

Und müſſen Sie ihr entgegen gehen?

Sie iſt unglücklich.

Aber die Kaiſerin....

Wird inkognito gehen. Herr Großmarſchall, wandte ſie ſich an Dúroc, Sie werden mir Ihren Wagen leihen?

Madame, ich bin zu Ihren Befehlen, erwiederte dieſer.

Die Kaiſerin ſtützte ſich auf Dúroc's Arm und entfernte ſich mit ihm. Napoleon gebot dem Sekretär, Talma herein zu bringen und Thee beſorgen zu laſſen.

Nach wenigen Augenblicken erſchien der große Tragöde in Hofkleidung, dem ſogenannten Habit français, und verbeugte ſich ehrerbietig vor dem Kaiſer. Es ward ein Plateau mit Thee gebracht und Ruſtan erſchien, um den Kaiſer zu bedienen.

Kommen Sie näher, Talma, rief ihm Napoleon entgegen; ich habe Sie ſehr lange nicht geſehen.

Ich würde fürchten, die koſtbare Zeit Eurer Majeſtät zu mißbrauchen, erwiederte er.

Sie kamen zur Zeit des Konſulats häufiger in die Tuilerien, fuhr der Kaiſer fort. Glaubt Ihre Beſcheidenheit etwa unſerer ehemaligen Vertraulichkeit ein Ziel ſetzen zu müſſen.

Ein Schimmer ſtolzer Freude glitt über Talma's antike Züge, als er ſagte: Eure Majeſtät geruht alſo, ſich der Zeit zu erinnern, deren Andenken ſo ſchmeichelhaft für mich iſt?

Mehr noch, entgegnete Napoleon; ich erinnere mich der Zeit, wo der Schauſpieler, welcher ſo vorzüglich in Karl IX., in Epicharis und Nero ſpielte, einem jungen Artillerielieutenant freien Eingang in das Theater der Republik verſchaffte. Dieſes Zeichen von Freundſchaft verlangt ein anderes. Sie ſollen täglich Zutritt in den Pallaſt um die Frühſtückſtunde haben.

Sire!

Ich weiß diejenigen zu würdigen, welche ſich in den Künſten auf die höchſten Stufen erheben.

Und ich, Sire, muß ſehr ſtolz auf ihre Anerkennung ſeyn.

Der Kaiſer lächelte und ſagte:

Ich mache Anſprüche, mich auf das Trauerſpiel zu verſtehen. Ich werde vielleicht ſelbſt einſt der Gegenſtand eines großen theatraliſchen Dramas ſeyn, und es würde ein Schauſpieler wie Sie erforderlich ſeyn, um mich darzuſtellen.

Ich werde Sie ſtudiren, um Auguſt oder Cäſar gut zu ſpielen.

Gut! ſagte Napoleon laut auflachend; hat man doch ſchon geſagt, ich nähme Unterricht von Ihnen.

Ein Mann wie Sie, Sire, kann nichts nachahmen, erwiederte Talma. Seine Phyſiognomie, ſeine Gebärden, die Haltung ſeines Körpers ſind der Ausdruck ſeiner Seele; ſeine Miene, ſein mächtiges Wort, ſogar ſein Stillſchweigen, alles an ihm iſt der Reflex ſeines Genies. Der größte Tragöde in der Welt wird einen Thron niemals ſo zu beſteigen wiſſen, wie der, der ihn erobert hat.

Iſt das keine Schmeichelei? fragte Napoleon mit dem gewinnenden Lächeln, das ihm ſo eigen war.

Nein, Sire, verſicherte Talma. Sie wiſſen, daß ich ein Kind der Revolution bin und in der Schule von Corneille und Voltaire gebildet ward. Es wäre unmöglich, daß ihre erhabenen Gedanken in der Seele ihres Dollmetſchers keinen Keim zurückgelaſſen hätten. Aber als Auguſtus ſich herabließ, mir zu ſagen: „Laß uns Freunde ſeyn, Cinna!“ da mußte ich Antwort geben auf dieſen Ruf an mein Herz.

(Schluß folgt.)

Alte Apothekerordnung.

Am 19. Oktober 1457 war Meiſter Philipp Kettner als Apotheker in die freie Stadt Ulm aufgenommen, und eine alte Handſchrift *) ſagt von ihm, „er ſoll Alles haben, was ein Meiſter (Doktor) der Arznei kaufen heiße; er ſoll keine Arznei geben, die nicht friſch ſey, keine machen, er habe denn eine Schrift (Recept) von einem bewährten Meiſter (Arzte), keine alte und unvorgeſchriebene und keine ſtatt der andern geben. Gemein Confect, als grüner Imber (Ingber), gebachenen (gebackenen) Anis und Coriander und dergleichen mag er wohl unverſchrieben geben. Immer ſoll er, oder ein Knecht (Gehülfe) in der Apotheke ſeyn; fremde Aerzte ſollen nur aus der geſchwornen Apotheke Arznei nehmen. Kein Scheerer (Barbier) oder Krämer ſoll ein gemiſcht Ding als innerlich Arznei feil haben, noch geben. Alle Fronfaſten ſollen die geſchwornen Aerzte die Apotheken beſehen und das vorgefundene Verderbte abthun. Er ſoll der Kranken Bronnen (Urin) nicht beſehen, noch darauf die Gebreſten (Krankheiten) ſagen, ſich mit dem Puls und anderm Greifen gleichmäßig verhalten (ihn ebenfalls nicht befühlen), keinem Arzte über ſeine Kranke gehn, keinem von einem Arzte abrathen, er werde denn auf ſeine Treue erforſcht, mit keinem Arzte in der Apotheke Gemeinſchaft haben, von den Leuten ziemlich (billig) Geld nehmen, wie Herkommen, die Entſcheidung des Zwiſtes darum ſoll bei den hieſigen geſchwornen Aerzten ſtehen, und was mehr Artikel durch die Meiſter Hans Würker und Hans Steinhöwel geſetzt worden. Dieweil er Apotheker iſt, ſoll kein Arzt keine Apotheke haben und keinem Siechen Arznei geben.“ — Jene alte Zeit vor 395 Jahren in Betracht gezogen, iſt das Ganze ein Meiſterſtück von Medizinalpolizei und Apothekerordnung. Friſche Arznei, billige Preiſe, kein Pfuſchen in die Heilkunde von Seiten des Apothekers, aber auch kein Selbſtdispenſiren der Aerzte: dies bleiben die Hauptmomente, welche im Auge zu halten waren und noch jetzt ſowie damals beachtet werden. Und es blieb nicht blos bei der Ordnung; ſie wurde auch gehandhabt. Es ſollte Walther Kettner, der Vorgänger von dieſem Philipp Kettner, einige angeſehene Männer kuriren, und der Markgraf von Baden wendete ſich deßhalb an den Rath zu Ulm, damit er es erlaubte. Allein ernſt antwortete derſelbe, „daß ſie unlängſt einige Ordnungen gemacht, und publizirt, welche zu halten alle ihre Medici und Apotheker mit einem leiblichen Eid verſprochen, und darinnen unter

*) Sie iſt mitgetheilt in den Neuen hiſtoriſch-biographiſch-artiſtiſchen Nachrichten von Gelehrten und Künſtlern ꝛc. von Alb. Weyerman. Ulm 1829. S. 214.

Digitized by Google

andern vorſehen, daß die Apotheker ſowol für ſich ſelbſt, noch viel weniger für jemand andern keine Leibarznei geben ſollen; deswegen könnten ſie auch keine Ausnahme machen.

Pot-Pourri.

Täuſchung.

Der Planet erzählt: „Es war in Berlin, bei Cranzler unter den Linden, in der faſhionablen Konditorei mit den hübſchen blaſſen Ladenmädchen, den geſchnürten Lieutenants und langhaarigen Löwen. Seit einigen Tagen kam des Morgens ein hübſcher junger Mann, trank ſtillſchweigend ſeine Taſſe und bezahlte dafür regelmäßig einen Dukaten, ohne von dem Mädchen etwas wieder zu nehmen. Dieſe war beim erſten Mal erfreut, zumal ſich's erwies, daß er ächt ſey. Beim zweiten und drittenmal wurde ſie ängſtlich und ſprach mit ihrem Prinzipal. Dieſer erzählte die Geſchichte dem Polizeirath Dunker, der ſich auch am folgenden Morgen einfand. Bald darauf erſchien der junge Mann und Dunker verwickelte den jungen Mann in ein Geſpräch, konnte aber nichts über die Verhältniſſe des andern erfahren. Bald darauf wollte der junge Mann zahlen und zog ſeine Börſe, die von Dukaten ſtrotzte. „Sie haben da einen ſchönen Vorrath,“ ſagte Dunker. „Nicht mehr, als ich ſo im Lauf des Tags ausgebe,“ verſetzte der Fremde. Dürfte ich Sie wohl um ein kleines Geſchenk bitten, ich ſammle für einen wohlthätigen Zweck und erſuche Sie freundlichſt ꝛc.“ „O ja“, erwiederte der junge Mann, „aber da müſſen Sie ſchon in meine Wohnung kommen.“ Das war es, was Dunker wollte. Sie gingen, und der ſchlaue Polizeirath wollte bemerken, daß der Andere im Gedränge vor den Bilderläden ſtehen blieb, als wollte er entſchlüpfen. Aber er verlor ihn nicht aus den Augen. So kamen ſie an das Schloß. „Ich gehe aber durch den Schloßhof,“ ſagte der junge Mann. „Schön,“ dachte Dunker, da gibt es viele Wachen.“ In dem Augenblick trat der Prinz von Preußen durch das Portal. „Na, Eſterhazy! Wieder zurück?“ Dunker war wie vom Blitz getroffen; der Dukatenmann war der junge reiche Fürſt Eſterhazy, der ſeit einigen Tagen in Berlin weilte. Er ſuchte davonzukommen, aber der Fürſt rief: „Warten Sie! Ich will Ihnen ja etwas für Ihre Sammlungen geben.“ Und in ſeiner Wohnung angekommen, gab er Dunker hundert Dukaten, die dieſer mit verlegener Miene einſtrich.

Hohe Geburtstage.

Man hat bemerkt, daß der April der Geburtsmonat vieler höchſten Perſonen iſt. Der Kaiſer von Oeſterreich (geboren am 17. April 1793) tritt in ſein 51ſtes, die Königin der Franzoſen (26. April 1782) ins 62ſte, die Königin der Belgier (3. April 1812) ins 32ſte, die Königin Chriſtine von Spanien (27. April 1806) ins 38ſte, die Königin von Portugal (4. April 1819) ins 25ſte, der Sultan Abdul-Meſchid (19. April 1823) ins 21ſte Jahr.

Zwölfhundert Gulden für eine Abhandlung übers Whiſtſpiel.

Den meiſten unſerer Leſer wird das Whiſt, aber wohl den wenigſten der Erfinder dieſes beliebten Kartenſpiels bekannt ſeyn. Der Name dieſes Engliſhman iſt Edmond Hoyle. Für eine gelehrte Abhandlung über das Whiſtſpiel erhielt dieſer Mann, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts gelebt, ein Honorar von 1000 Pfund Sterling.

Ein franzöſiſcher Arzt über die Conſervirung der Zähne.

Hr. la Baume behauptet, der Weinſtein an den Zähnen ſey binnen wenigen Tagen zu entfernen, wenn man die Zähne mit einer in Weineſſig getauchten Zahnbürſte putzt. Dieſe einfache Weiſe erſpare die Unannehmlichkeit, den Weinſtein von den Zähnen abkratzen oder abfeilen zu laſſen, was dem Schmelz derſelben oft ſehr nachtheilig iſt. Nach Anwendung des Weineſſigs empfiehlt la Baume den Gebrauch von gepulverter Kohle und Ratanhia-Tinktur, welche ſeiner Anſicht nach die Neubildung von Weinſtein verhindert.

Erfindung.

Ein Dr. Papuhopulo-Bretey in Paris hat einen Schutzküraß aus zuſammengepreßtem Baumwollenfilz erfunden, deſſen Zweckmäßigkeit ſich durch die von der franzöſiſchen Akademie angeordneten Probeverſuche völlig bewährt hat. Mehrere aus einem Soldatengewehr mit gewöhnlicher Feldladung und in nächſter Entfernung auf denſelben Fleck abgefeuerte Kugeln fügten nemlich einem mit dieſem Küraß bekleideten Kalbe nicht die mindeſte Beſchädigung oder Contuſion zu; es ſchien ſogar durch den heftigen Anprall der Kugeln nicht einmal ſchmerzhaft erſchüttert zu werden. Man ſpricht in Paris von Einführung dieſer neuen Schutzwaffe.

Hier ruht die Kriegskaſſe.

Auf dem Kirchhof einer bekannten Stadt befindet ſich ein vom Zahn der Zeit ziemlich ſtark benagter Leichenſtein, worauf noch die Worte: „Hier ruht die durch ihre Thaten unvergeßliche Kriegskaſſe“ (ſoll vermuthlich Kriegskaſſe-Kontrolorin oder irgend eine andere „in“ heißen) zu leſen ſind.

Der Tochter Rath.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Hin zum Fenſter ſeiner Lieben
Schleicht der Jüngling manche Nacht,
Und ſie plaudern ſcherzend drüben,
Bis der junge Tag erwacht.

Doch dieß Treiben im Geheimen
Zeigt man bald dem Vater an,
Und zur Tochter ohne Säumen
Spricht erzürnt der alte Mann:

„Wirſt Du nicht das Tändeln laſſen,
„Das man mir verrathen hat,
„Nimmer Nacht's am Fenſter paſſen,
„Bis der Liebſte ſchleichend naht;

„Laß ich eine Mauer bauen
„Um das Haus am nächſten Tag,
„Und der Junge ſoll denn ſchauen,
„Wie er d'rüber ſteigen mag.“

„Unſern Sultan laß ich bellen
„Um die Wohnung jede Nacht
„Und der Magd will ich befehlen,
„Daß ſie ſorgſam Dich bewacht.“

„Väter, das wird wenig nützen
— Spricht die Tochter, zart erglüht, —
„Für die Mauer, mich zu ſchützen,
„Bringt er eine Leiter mit.

„Unſern Sultan wird er kirren,
„Wenn er ihm ein Bröck'chen reicht,
„Und die alte Magd verführen,
„Seine Thaler gar zu leicht.

„Laßt Euch lieber beſſer rathen,
„Gebt dem Theuern mich in's Haus
„Und vereinigt uns als Gatten,
„Dann iſt all' das Schleichen aus.“

v. J.

Digitized by Google

№ 17.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erzherzog Karl. — Camera-obſcura-Bilder aus Napoleons Leben. — Pot-Pourri. — Der Mai.

Erzherzog Karl.

(Schluß.)

Wer mit uns dieſem Heldenleben auch nur den flüchtigſten Blick geſchenkt hat, wird begreifen, welche Begeiſterung das Erinnerungsfeſt an ſeine fünfzigjährige Glorie in allen Herzen hervorrufen mußte. Wir erwähnten bereits des Carrouſſels, das zur Vorfeier ſtatt fand. Am 3. gab der Erzherzog Karl ſelbſt ein großes Gaſtmahl für alle Marien-Thereſienritter die aus den entfernteſten Theilen der Monarchie hier zuſammen gekommen waren. Welche Tafelrunde, und welche Paladine! Der Erzherzog ſelbſt brachte den erſten Toaſt aus auf das Wohl ſeiner tapferen Gäſte, und drückte ihnen in wenigen herzlichen Worten die Freude aus, die er am Abend ſeiner Tage empfinde, ihnen allen noch einmal für die Großthaten danken zu können, die ſie für das Vaterland und vielfach unter ſeinen Befehlen vollzogen hätten. Dieſen Gruß erwiederte ſein kaiſerlicher Bruder, Erzherzog Johann, mit jener Kraft und Herzlichkeit des Wortes, die dieſem Fürſten eigen iſt, und die rührendſte Begeiſterung feuchtete die Augen dieſer in Waffen ergrauten Tapfern. Am ſelben Abend wurde das Carrouſſel noch einmal zum Beſten der Armen abgehalten; die große kaiſerliche Reitſchule war gefüllt. Am vierten Abend großer militäriſcher Zapfenſtreich von vier ſtarken Regimentsmuſikchören, bei einem unermeßlichen Zulaufe der Bevölkerung. Endlich am 5. war der Tag der eigentlichen Feier. Die geſammte Garniſon, bei 12,000 Mann, war auf dem Glacis zwiſchen dem Burgthor und dem Schottenthore in Parade aufgeſtellt. Sie war verſtärkt worden von einem Bataillone des Infanterieregimentes und einer Diviſion des Uhlanenregimentes des Erzherzogs, die von Oedenburg hieher beordert war. Inmitten der in drei Treffen aufgeſtellten Truppen erhob ſich ein militäriſch-decorirtes offenes Capellenzelt. Im Centrum ſtanden 6 Grenadierbataillone, das Bataillon Erzherzog Karl nebſt noch vier andern Infanteriebataillonen und einem Bataillon Pioniere; auf dem rechten Flügel die Kavallerie aus den beiden Uhlanenescadronen und acht Escadrons von Liechtenſtein Chevauxlegers beſtehend; auf dem rechten das Artillerieregiment; beide Flügel waren im Haken aufgeſtellt. Unmittelbar vor dem Capellenzelte waren Detachements der deutſchen, ungariſchen und italieniſchen Garde, nebſt einer Abtheilung Invaliden und den Zöglingen der Ingenienrakademie — gleichſam die Vergangenheit und die Zukunft des Heeres! Um zehn Uhr kam der Kaiſer mit dem gefeierten Kriegesfürſten und einer Suite von mehr als dreihundert Generalen und Offizieren von allen Graden zu Pferde und durchritt die drei Treffen der aufgeſtellten Truppen, worauf dann dieſer geſamte glänzende Generalſtab abſtieg, um dem Gottesdienſt im Zelte beizuwohnen. Die beiden Kaiſerinnen, die Erzherzogin Sophie und die andern Damen der kaiſerlichen Familie waren dem Zuge unmittelbar zu Wagen gefolgt. — Als das Tedeum beendigt war, der Donner des Geſchützes aus zwölf Kanonen zu erdröhnen begann, erhob ſich der Kaiſer und nahm dem greiſen, vor ihm hingebeugten Erzherzog das große Band des Thereſienordens von der Schulter und nachdem ihm der Erzherzog Johann ein anderes aus einem ſammtenen Käſtchen überreicht hatte, ſchmückte er den Helden des Tages mit einem Ordensſtern aus Brillanten, den nie ein anderer Krieger der öſterreichiſchen Heere, außer Laudon, je empfangen!*) Dann umarmte er mit ſichtbarer Rührung den viel, und doch nie genug geehrten Oheim. — Fürſt Metternich, der als Ordenskanzler an dieſem Tage zu functioniren durch eine heftige Heiſerkeit verhindert war, wurde in ſeinem Amte für dießmal durch den Erzherzog Johann erſetzt. Als dieſer nun dem erhabenen Bruder eine kurze Anrede hielt, der Erzherzog Karl darauf antwortete, und kaum vor innerer Bewegung zu ſprechen vermochte und endlich beide Brüder von ihren Gefühlen überwältigt ſich in die Arme ſtürzten und einander am Herzen lagen — da war wohl kein Auge trocken im unermeßlichen Umkreiſe der Zeugen dieſes wahrhaft öſterreichiſchen Nationalfeſtes, am allerwenigſten das der ſchlachtgewohnten Kriegsmänner, die es mit ihrer Gegenwart verherrlichten! Ein ungeheurer Freuderuf erſcholl in die Lüfte, das Geſchütz donnerte, die Muſikchöre ſpielten die öſterreichiſche Nationalhymne und der Kaiſer und ſein Hof beſtiegen wieder ihre Pferde und ritten auf den linken Flügel der Aufſtellung. Indeß erſcholl das Commandowort, die Reihen brachen ſich und die 12,000 Mann, die Kavallerie in halben Escadronen, defilirten im Parademarſch an den Allerhöchſten Perſonen vorüber, in einer Haltung und einem kriegeriſchen Ausſehen das nicht übertroffen werden kann. Um zwei Uhr war großes Bankett bei Hofe, dem die kaiſerliche Familie und alle hier anweſenden Marien-Thereſienordensritter beiwohnten. Der ſogenannte „Ritterſaal“ war dazu feſtlich geſchmückt worden. Rings um die Marmorſäulen wanden ſich Lorbeerkränze und die Farben des Ordensbandes in weiten Feſtons. Zwiſchen den Marmorſäulen waren Gewehrſäulen aus Gewehrläufen und eroberten Fahnen errichtet, über denen geharniſchte Männer ſtanden. Auf jeder der Marmorſäulen aber waren in Medaillons die Namen der vom Erzherzoge gewonnenen Schlachten und größeren Gefechte zu leſen, und 42 ſolche Medaillons hatten ihre Zahl noch nicht erſchöpft! Im Hintergrunde endlich ſah man eine koloſſale bis an die Decke reichende Trophäe, mit dem Bildniſſe der Kaiſerin Maria Thereſia und der Büſte des regierenden Kaiſers. In der Mitte befand ſich der Wappenſchild des Erzherzogs in einem Lorbeerkranze aufgehängt an die durch eine Kanonenkugel zerſchmetterte Stange jener Fahne des Regiments Zach, die der Erzherzog in der Schlacht von Aſpern dem ſinkenden Fahnenführer aus der Hand riß und dem wankenden Regimente vortrug, das er

*) Hierzu enthält die Gothaer Zeitung ſpäter folgende Berichtigung: Noch einem iſt dieſe Ehre gleichfalls zu Theil geworden: dem Großoheim unſers regierenden Herzogs. Herzog Friedrich Joſias erwarb das Großkreuz des Maria-Thereſienordens im Feldzug gegen die Türken vom Jahre 1789 Kaiſer Joſeph II. überſchickte es ihm nach den Siegen bei Fockſchany und Martineſti, wo er das Heer des Großweſſiers ſchlug, worauf der Kaiſer ihn auch zum Feldmarſchall ernannte. Später, nach den unter ſeinen Befehlen als Generaliſſimus der alliirten Heere erfochtenen Siegen des Jahres 1793 und der Eroberung der Niederlande, erhielt er als beſondere Anerkenntniß dieſes Großkreuz des militäriſchen Maria-Thereſienordens in Brillanten, welches jetzt den erlauchten Erzherzog Karl ſchmückt.

Digitized by Google

unter dem Hagel feindlicher Kugeln zum Siege führte. — An der Tafel ihres Kaiſers hatten ſich über fünfzig, mithin mehr als die Hälfte aller noch lebenden Marien-Thereſienritter des öſterreichiſchen Heeres eingefunden. Wer möchte alle dieſe Standbilder kriegeriſchen Ruhmes mit Namen nennen! Das einzige Großkreuz außer dem Erzherzoge trug ſein Bruder der Feldmarſchall Erzherzog Johann, ihm der nächſte ſowie an Blut und Geſinnung, ſo auch an Kriegsehren! Der tapfere ſechsundachtzigjährige Feldmarſchall Fürſt Hohenzollern hatte ſich im Tragſtuhle herbeitragen laſſen. Den eben ſo alten, aber noch körperlich rüſtigeren Feldmarſchall Graf Bellegarde hatten die Feierlichkeiten des Morgens erſchöpft; er hatte ſeiner Liebe für den Erzherzog mehr zugetraut als ſeine Kräfte leiſten konnten, und vermochte beim Bankett nicht mehr zu erſcheinen. Feldzeugmeiſter Bianchi, der Sieger bei Tolentino, der Vernichter Murats, der wie Cincinnatus in ländlicher Einſamkeit ſeine Lorbeeren vergißt, war aus Italien hergeeilt. Da waren die Generale der Cavallerie die Grafen Hardegg, ein Geſchlecht, deſſen Tapferkeit wie die der Liechtenſteine ſprichwörtlich im Heere iſt; der kommandirende General in Böhmen Fürſt Windiſchgrätz, ein Bayard ohne Furcht und ohne Tadel; General Tettenborn, auf deſſen breiter Bruſt kein Raum mehr iſt für ein weiteres Ruhmeszeichen; endlich der Sohn des Gefeierten, der jugendliche Erzherzog Friedrich, der jüngſte Ritter des Ordens, der ſich dieſen auf den Mauern von Saida erwarb, und der, wenn der Welt der erſehnte Friede bleibt, vielleicht beſtimmt iſt, einſt der einzige lebende Marien-Thereſienritter, der Erbe dieſer ganzen Heldenrunde zu werden! Wer möchte ſie alle erwähnen, die in eigenthümlichem Verdienſte leuchtend ebenſo viel Glanz in der Genoſſenſchaft verbreiteten als ſie von ihr empfingen. Einen aber vermißte man ſchmerzlich an dieſem Tage, und in dieſem Heldenkreiſe, einen dem ſein Verdienſt einen hochſtrahlenden Ehrenplatz zunächſt den beſten erworben hat, den nicht genug zu rühmenden Feldmarſchall Radetzky, den die innere Kraft noch jung erhält zum Spott der Jahre. Auch ein anderer Vorkämpfer, Wallmoden, fehlte, und noch bei vierzig andere Ritter, die verhindert waren, dem Feſte beizuwohnen. — Eine Medaille, zum Andenken dieſes Tages geprägt, wurde an alle Ordensritter vertheilt. Außer den Emblemen, die den Erzherzog und das Feſt berühren, iſt auf dem Rande der Name des Ritters geprägt dem ſie gehört. Eine ganz gleiche wird auch den gekrönten Häuptern, die den Orden haben und allen andern auswärtigen Rittern zugeſchickt.

So wurde dieſes Feſt der Erinnerung begangen, das ſchönſte, erhebendſte, das ſeit dem Befreiungskriege die militäriſchen Annalen ſchmückte. Es wird wiederhallen nicht nur vor den weiten Gränzen dieſes Reiches, nicht nur aus allen Gauen des geſammten Deutſchlands, es wird widerhallen ſelbſt vom Hotel der Invaliden zu Paris, die ſtets ſo ſtolz auf dieſen Feind ſind, wie auf die Helden ihres eigenen Heeres, und die ihm zu allen Zeiten mit der Ehrfurcht der Tapfern, und wenn auch ohne Furcht, doch nicht ohne Grauen ins Geſicht geſehen haben.

* Bei Gelegenheit der Jubelfeier des Erzherzogs Karl als Großkreuz des Maria-Thereſien-Ordens erfährt man, daß auſſer ihm nur noch vier, mit dieſer erſten Klaſſe des Ordens geſchmückte Ritter am Leben ſind, nemlich der Erzherzog Johann, der König von Schweden Karl XIV. Johann, der Herzog von Wellington und der Herzog von Angoulême. Unter den noch lebenden 15 Kommandeurs befinden ſich die Könige von Würtemberg und der Niederlande, und der Prinz Wilhelm von Preußen.

In der Deutſchen Allgem. Zeitung ſpricht ſich Bülau (von dem erſt kürzlich — bei Perthes — „eine Geſchichte Deutſchlands von 1806 bis 1830" erſchienen) mit folgenden Worten über das Jubelfeſt des Erzherzogs Karl aus: „Der Ruhm und die Feier des Erzherzogs Karl gehören nicht bloß Oeſterreich, ſie gehören dem ganzen Deutſchland an, und überall, wo die deutſche Zunge erklingt, überall, wo die Herzen für die Ehren der deutſchen Nation erwärmt ſind, ſollten die dem deutſchen Helden bereiteten Feſte ihren Wiederhall finden. Um die Ehre des deutſchen Namens hat er vielleicht das größere, jedenfalls das ſchwerere Verdienſt: wenn es andern beſchieden war, ſie in den Tagen, wo alles wieder zu Ermannung und Sieg drängte, zu vollem Glanz und friſcher Wirkſamkeit herzuſtellen, ſo war es ihm vergönnt, ſie in den Zeiten, wo Alles Verfall und Bedrängniß war, zu erhalten. Wenn jeder Hoffnungsanker wich, nirgend ein Anhalt für die Freunde des Vaterlandes war, ſo hefteten ſich noch mit ungeſchwächtem Vertrauen die Blicke des Volks auf den Erzherzog Karl, und wo ſeine Fahnen wehten, da hoffte man Sieg, da wußte man wenigſtens, daß keine Schmach zu fürchten ſey. Er gehört zu den Feldherren, deren Ruhm ſelbſt durch Niederlagen und unglückliche Kriege nicht geſchwächt ſondern erhöht wurde, und die Tage von Hohenlinden und Wagram haben ſeinen Lorbeer nicht gebleicht, ſondern nur friſcher erglänzen laſſen. Schon in den früheſten Zeiten der franzöſiſchen Revolutionskriege bewies er, daß ſelbſt dieſes nur durch Ueberraſchung und Neuheit des Angriffs ſo furchtbare Feuer vor der ruhigen Feſtigkeit deutſcher Kraft ſich ſchwächte, ſo oft dieſe unter Vertrauen erweckende Führung geſtellt war. Er trieb Jourdan und Moreau über den Rhein zurück, ſchlug Jourdan in Schwaben, bedrängte Maſſena in der Schweiz. Selbſt die Feinde erkannten von früh an ſein Verdienſt, und competente Richter, Moreau ſowohl wie Napoleon, bewährten bei jeder Gelegenheit die höchſte Achtung vor dem Feldherrntalent des Erzherzogs. Die Heere, die Völker Oeſterreichs kannten noch mehr: ſie kannten auch ſeinen Sinn, ſein Weſen, und allemal, wenn er an der Spitze des Heeres ſtand, kehrte auch Hoffnung, kehrte der rechte Sinn zum rühmlichen Kampf in die Reihen zurück, regte ſich Alles und ſtimmte zuſammen in Erfüllung der Pflicht, verſchwanden die Mißbräuche, hoben ſich die Kräfte, wetteiferten alle Stände, ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Das ganze Deutſchland aber blickte auf ihn als auf den, der in den trübſten Zeiten den deutſchen Sinn und Muth nicht verloren und die Ehre der deutſchen Waffen erhalten. Er gehörte zu denen, die als Lichtſterne durch die Nacht glänzten, zu Hoffnung und Troſt in die Bruſt der Patrioten leuchtend, und durch alle die Jahre des Kampfes und der Bedrängniß bis 1813 war ſein Name volksgeehrt wie keiner. Unvergeßlich für immer wird der Tag von Aſpern bleiben, der erſte, wo Napoleon über Deutſche nicht geſiegt hatte, und höher hob ſich jegliche deutſche Bruſt bei ſeiner Kunde. Aber ſelbſt als der Bote von Wagram kam und die friſche Hoffnung von neuem ſich in die Nacht verlor, war doch bei dieſem Schlage die Ehre nicht geſchwächt, war ſelbſt der Feind nicht zum vollen Uebermuth früherer Siege geſpornt, ſtand der Erzherzog noch immer mit dem Schwert bereit die letzten Schanzen zu vertheidigen, wenn mehr gefordert würde, als Ehre und Beſtand des Staats und die Hoffnung der Wiedererhebung verſtatteten. Wie er von dem Siegesfelde von Caldiero zum Schutze des bei Auſterlitz gebrochenen Staats herbeieilte, ſo ſtand er auch nach dem Tage von Wagram noch unerſchüttert und zu erneutem Kampfe bereit. Der Krieg war verloren, aber die Ehre nicht, und der Feldherr konnte in das Haus des Bürgers einen unverſehrten Lorbeer zurückbringen, durchflochten vom Vaterlande mit dem Laube der deutſchen Eiche."

Camera-obſcura-Bilder aus Napoleons Leben.

(Fortſetzung.)

In der That, lieber Talma, Sie üben eine Art von Despotismus über das Publikum aus. Erinnern Sie ſich, welch' ein ſchönes Parterre von Königen ich Ihnen gab, als Sie mit mir zu Erfurt waren?

Ja, Sire, und ich erinnere mich auch, daß, als ein Oedipus Philoktet die Worte ſprach: „Die Freundſchaft eines großen Mannes iſt eine Wohlthat der Götter!" ſich der Kaiſer Alexander zu

Digitized by Google

Ihnen neigte und Ihnen mit Herzlichkeit ſagte: Das iſt eine Stelle, die für mich geſchrieben ward.

Ja, ſagte Napoleon nicht ohne einen kleinen Anflug von Mißmuth, er ſagte das in einem Augenblick der Begeiſterung, aber ich verſtehe mich auf Menſchen .... und auf Könige: wenn er mich entthronen könnte, ſo würde er es thun.

Sie könnten denken ....

Unter Königen und Eroberern herrſcht immer einiger Handwerksneid.

Und Sie verſtehen ſich ſo gut auf das Ihrige.

Von dieſem Geſpräche abſpringend, ſagte der Kaiſer plötzlich: Aber ich ſollte denken, Talma, Sie hätten noch nicht gefrühſtückt?

Faſt beſtürzt erwiederte dieſer:

Sire, ich ſage Dank.... dieſe Ehre ....

Wie denn ſo? fuhr Napoleon fort; Ludwig XIV. frühſtückte mit Moliere, der Ihnen im tragiſchen Fache bei weitem nachſtand.

Aber welch' ein Mann war er!

Ja, ja, ſagte der Kaiſer, ein Schriftſteller wie er hätte meiner Regierung nicht geſchadet. Wir haben wohl Picard, den man den kleinen Moliere nennt; er macht zu viel bürgerliches Geſchwätz. Was unſere tragiſchen Autoren betrifft, ſo machen ſie Zeitungspolitik oder Schüleramplifikationen .... Ja, hätte Corneille unter meiner Regierung gelebt, ſo hätte ich ihn zum erſten Miniſter gemacht.

Von dem Kaiſer genöthigt, hatte ſich Talma endlich bewegen laſſen, mit ihm zu frühſtücken, als dieſer plötzlich ausrief: Lieber Talma, jetzt habe ich dem Geſandten von .... eine Lehre zu geben.

Talma ſtellte ſogleich die Taſſe aus der Hand und wollte ſich zurück ziehen, aber Napoleon hielt ihn zurück. Nein, nein, bleiben Sie, ich will Sie ihm vorſtellen. Dann gebot er einem Kammerherrn, den Baron von N. einzuführen.

Guten Morgen, Baron, rief ihm der Kaiſer entgegen, und fuhr fort, ſeinen Thee zu ſchlürfen.

Sire.... Sie waren beſchäftigt.

Ein ſardoniſches Lächeln ſpielte um Napoleons Mundwinkel, als er erwiederte: Ja, ich frühſtückte mit ſeiner Majeſtät.

Der Baron neigte ſich tief vor Talma, und der Kaiſer fuhr fort: Sie kennen nicht alle Könige Europa's?

Nein, Sire! es gibt ſo viele neue....

Ja, ſagte der Kaiſer, ich habe einige gemacht, aber dieſer war es vor mir.

Ich habe nicht die hohe Ehre, erwiederte der Baron mit einer neuen Verbeugung; es iſt zum erſten Male, daß ich die Reſidenz meines Monarchen verlaſſen habe.

Napoleon wandte ſich mit der Frage an Talma: Wie lange iſt es her, daß man Sie zum erſten Male mit dem Namen König begrüßte?

Sire, antwortete Talma, es ſind nun achtzehn Jahre, unter dem Namen Carl IX.

Der Geſandte ſuchte in ſeinem Gedächtniſſe nach: In Spanien Carl IV.; in Schweden Carl XIII....

Und in demſelben Jahre unter dem Namen Heinrich VIII., fuhr Talma fort.

Heinrich VIII., ſagte der Baron, noch immer ſuchend: wo placiren wir ſeine Majeſtät Heinrich VIII. hin? Ich glaube doch alle Dynaſtien zu kennen ....

Er iſt der Gründer der ſeinigen, rief Napoleon. Sein Reich ward durch das Talent geſchaffen; die Steuern, die er erhebt, werden freiwillig bezahlt, und der Beifall des Publikums iſt der Triumph, der ihn ehrt.

Ich habe Mühe, zu begreifen, ſagte der Baron ganz verwirrt.

Sie ſollen dieſen Abend mit mir in das Theater français gehen, man ſpielt Cinna, und Sie werden Herrn Talma, die Stirne mit Lorbeeren bekränzt, ſehen.

Ein Schauſpieler! rief der Baron geringſchätzig.

Und wer iſt nicht Schauſpieler in der Welt? fragte der Kaiſer.

Ah, Sire! rief der Baron geärgert.

Es iſt die Wahrheit, mein Herr, ſagte Napoleon, indem er in ein herzliches Gelächter ausbrach. Dann heftete er einen durchdringenden Blick auf ihn und fuhr fort: Aber ihr Gebieter und Sie, mein Herr Abgeſandter von ......, Ihr macht, wie mir ſcheint, einen ganz beſonderen Fall aus dramatiſchen Talenten. Iſt nicht eine der Urſachen ihrer Miſſion zu Paris die, uns einige unſerer erſten Tänzerinnen zu entführen?

In der That, Sire... erwiederte der Baron, indem er die Augen verwirrt zu Boden ſenkte. — Sire, ich werde die Ehre haben, dieſen Abend in dem Theater français zu erſcheinen.

Auf dieſen Abend, Talma, ſagte der Kaiſer mit einem vertraulichen Kopfnicken: ich werde Ihnen Beifall klatſchen.

Der Kaiſer ging einige Mal ſinnend durch das Gemach; ihm war es nicht entgangen, daß unter dieſem Vorgeben, Tänzerinnen werben zu wollen, ganz andere Dinge verſteckt waren, und es wurmte ihn, daß man ihn eine Rolle ſpielen laſſen wollte, die er niemals angenommen hatte, nämlich die des Geäfften. Damals lebhaft mit dem Gedanken des preußiſchen Feldzuges beſchäftigt, ließ er nach einigen Minuten Düroc rufen, und durch Conſtant eine große Karte von Preußen herbei bringen, die er auf einem Gueridon ausbreitete, und begann dann mit Hülfe großer Stecknadeln, welche theils rothe, theils ſchwarze Köpfe hatten, und ihm von Conſtant gereicht wurden, ſeinen ſtrategiſchen Plan zu entwerfen. Nach und nach gab er ſeinen Gedanken Worte und ſagte raſch: Wenn ich dieſen Feldzug unternehme, ſo ſoll der Schauplatz deſſelben da ſeyn. Folge mir, Düroc. Ich komme nach Würzburg .... eine Nadel! Dann gehe ich mit dem erſten und zweiten Corps auf Auerſtädt, ein wichtiger Punkt .... eine Nadel! Dann auf Jena zu! ja, Jena! Dort werde ich meine letzte Schlacht liefern .... dahin muß man ſie führen. Düroc, drei, vier Nadeln um Jena her. Ah, wir wollen doch ſehen, wie man ſich aus dem Spiele ziehen wird.

(Schluß folgt.)

Pot-Pourri.

Ein verzweifelter Kampf.

Ein Schreiben aus Jakutsk in Sibirien vom 20. November v. J., welches die „Kaſaner Zeitung" kürzlich mittheilte, berichtet folgenden, in gedachter Gegend von Sibirien ſtattgefundenen merkwürdigen Vorgang. Drei Einwohner eines Coloniſtendorfs bemächtigten ſich auf einer Jagd im Walde von Laba zweier jungen Bären, und nahmen ſie mit nach Hauſe. Nach Verlauf von drei Tagen, während welcher die jungen Thiere bereits etwas zahm und vertraut mit ihrer Umgebung geworden waren, erſcholl in ſpäter Nachtſtunde plötzlich ein entſetzliches Geheul im Dorfe. Die Einwohner eilten, mehr von Neugierde als von Beſtürzung getrieben, aus ihren Häuſern; um zu ſehen, was es gebe. Wer ſchildert ihre Ueberraſchung, als ſie die Hütte, worin die jungen Bären untergebracht worden waren, von einer zahlreichen Schaar gewaltiger Bären umringt ſahen, welche auf ihren Hinterfüßen hoch aufgerichtet ſtanden, und aufs grauenhafteſte heulten. Pfeilſchnell rannten die Bauern in ihre Wohnungen zurück, rafften in aller Haſt Feuergewehre und Aexte zuſammen, und alsbald entſpann ſich zwiſchen ihnen und den Unthieren ein wüthender Kampf. Ergrimmt ſtürzten ſich die Bären auf die in geſchloſſener Linie heranrückenden Bauern, deren erſte Salve mehrere von ihnen zu Boden ſtreckte. Ueber die Leichen ihrer Genoſſen drangen die Bären, worunter ſich vorzüglich eine Bärin, vermuthlich die Mutter der jungen, durch ihre Furie auszeichnete, unaufhaltſam vor. Schon waren einige der Bauern theils in gräßlicher Umhalſung erdroſſelt,

Digitized by Google

theils verſtümmelt, als es endlich einem einfiel, die Hütte in Brand zu ſtecken. Erſt durch die um ſich greifenden Flammen, wahrſcheinlicher aber durch die ſolchergeſtalt bewirkte Verbrennung oder Befreiung der jungen Bären wurden die Unthiere verſcheucht. Acht der größten unter ihnen lagen todt auf der Wahlſtatt, aber auch fünf von den Bauern waren zerriſſen, dreißig andere mehr oder minder ſchwer verwundet!

Wirkung des Schwindels.

Steffens erzählt als Beiſpiel von den Wirkungen des Schwindels Folgendes: Einſt erzählte mir der Vater, wie bei der Reparatur des Frauenthurms (vormals des höchſten, durch das Bombardement der Engländer heruntergeſtürzten Thurmes in Kopenhagen) zwei Arbeiter in der Nähe der Thurmſpitze arbeiteten. Ein Brett ragte von dieſer Spitze in die freie Luft hinaus, und übermüthig beſchloß der Eine, auf dieſem Brette hinauszugehen, ſeine Axt einzuſchlagen, und dann wieder umzukehren; er that es, und kam glücklich zurück. Der Zweite, noch tollkühner, wollte die eingeſchlagene Axt wieder holen; er trat auf das frei in der hohen Luft ſchwebende Brett, und wollte ſchon die Axt herausheben, da ſagte er: „Es ſind ja zwei Aexte da, welche ſoll ich nehmen?“ — „Gott ſei deiner Seele gnädig!“ erwiederte der Erſte, und der tollkühne Menſch ſtürzte, vom Schwindel ergriffen, hinab in die Tiefe.

Ein Beiſpiel außerordentlichen Muthes erzählt der Vicomte d’Arlincourt, welcher übrigens die Wahrheit verbürgen mag. In der Feſtung zu St. Petersburg befindet ſich die Hofkirche mit der kaiſerlichen Familiengruft. Aus der Kuppel ſteigt ein hoher ſchlanker Thurm empor, auf deſſen Spitze eine enorme Kugel angebracht iſt, und auf der Kugel ſteht die koloſſale Statue eines Engels, der ſich auf ein Kreuz ſtützt. Der Thurm iſt vierhundert, das Kreuz fünfzig Fuß hoch. Letzteres ſollte im Jahre 1831 nebſt der Engelſtatue neu vergoldet werden, aber in dem Thurme befinden ſich weder Treppen noch Leitern, und gegen die Erbauung der nöthigen Gerüſte hatte die Baudirektion allerlei Bedenken. Da erbot ſich ein Arbeiter, Namens Teluſchin, ganz allein, ohne Vorkehrungen und ohne fremde Hülfe hinauf zu ſteigen, und das Kreuz nebſt dem Engel zu vergolden. Mit einigen Seilen verſehen, trat er auch wirklich die gefährliche Reiſe an; noch ſtaunenswerther aber iſt, daß er drei Tage lang in dieſer ſchwindelnden Höhe ſchwebte. Mit den in Schleifknoten geſchürzten Seilen hatte er ſich an den Thurm gebunden, er aß bei ſeiner Arbeit, und ſchlief ſogar zuweilen dabei ein. In drei Tagen war das Rieſenkreuz neu vergoldet, und der kühne Teluſchin kehrte unbeſchädigt zurück.

Nachahmungswerthe Unterſuchungs-Commiſſion.

Im Staate Maſſachuſetts iſt eine Umtaufungs-Commiſſion zuſammengetreten, um gründlich und grundſätzlich alle zu häufigen und häßlichen Namen in ſchöne zu verwandeln. Wie nothwendig erſcheint eine ſolche Commiſſion in Deutſchland. Es würde einem längſt dringend gefühlten Bedürfniſſe abgeholfen! Welche Tauſende von Schmidt, Müller, Miller, Schulze, Schultze, Schulz, Schultz, Krauſe, Schneider! Wie unendlich Viele heißen Haſe, Hund, Rind, Fuchs u. ſ. w.! Wäre es nicht chriſtlich, dieſes Heer von Thieren unter den Menſchen in Menſchen zu verwandeln? Ich habe einen Mann gekannt, der beiſpiellos unglücklich war wegen ſeines Namens; er ſchrieb ſich „Schweingel,“ ließ aber zwiſchen „n“ und „g“ das „i“ ſeines wirklichen Namens weg, weil das gar nicht zum Aushalten war. Alſo eine Umtaufungs-Commiſſion!

Engliſche Zeitungsanzeigen.

Zu den lächerlichen Proben der engliſchen Ankündigungskunſt gehören folgende: Troz dem, daß die Engländer die Sklaverei der Schwarzen abgeſchafft haben, dulden ſie doch im eigenen Lande einen noch weit abſcheulicheren Menſchenverkauf, den Verkauf der Frauen. So heißt es in einer Zeitung: „Meine Frau, Jane Gerhard, iſt für 5 Schilling (gegen 2 Thlr. preuß.) zu verkaufen. Sie iſt von ſtarkem Knochenbau, und ſehr kräftig, kann ſäen, erndten, den Pflug lenken u. ſ. w. Sie dürfte Jedem zu empfehlen ſeyn, der ſtark genug und im Stande iſt, ihr den Zügel kurz zu halten; in dieſem Falle, glaube ich, würde ſie wohl ſanft werden wie ein Lamm. Bisweilen wenn man ſie aus den Augen läßt, macht ſie einen Fehltritt. Ihr Mann wünſcht ſie los zu werden, weil er nicht ſtark genug iſt, ihr die Spitze bieten zu können. NS. Der Käufer erhält ihre ganze Garderobe in den Kauf.“ — „Ich ſuche“, heißt es in einer andern Anzeige, „weil ich das Haus, welches ich bewohnt habe, ganz in dem Zuſtande hinterlaſſen muß, in welchem ich daſſelbe bei dem Einziehen fand, fünfhundert Stück lebendige Ratten, die ich gerne mit 30 bis 40 Thaler bezahlen will. Ferner brauche ich für den Garten, der ebenfalls in dem frühern Zuſtande wieder zu übergeben iſt, etwa 25,000 Stück Diſteln, und ich verſpreche Dem, welcher mir dieſelben liefert, ebenfalls 30 bis 40 Thlr. NS. Die Ratten müſſen völlig ausgewachſen ſeyn; verſtümmelte werden nicht angenommen.“

Das Wachsthum der Bäume zu beſchleunigen.

Man waſche und bürſte die Rinde der jungen Bäume mit einer naſſen Bürſte, ſo daß auf dem Stamme und den Zweigen weder Erde noch Moos bleibt.

Mittel, daß das Lampenöl keinen Geruch gibt und ſparſam brennt.

Man befeuchte vorher den Docht mit Weineſſig.

Der Mai.

(Eingeſandt.)

Duft’ger Regen ſtrömet nieder
Aus Iduna’s reichem Horn,
Und es murmelt fröhlich wieder
Jetzt der feſſelloſe Born;
Zieht durch Auen, grüne Wieſen,
Durch der Haine friſches Grün,
Und die Blume, ihn zu grüßen,
Neigt ſich freundlich zu ihm hin.

Alles Leben neu erwachet,
Duftet, blüht ſo ſchön und rein,
Und aus klaren Wogen lachet
Himmelblau und Sonnenſchein.
Leicht und lieblich ſchweben Klänge
Frei von jedem Blüthenbaum;
Ach mir wird das Herz zu enge
Und zu eng der Erde Raum.

Was in längſt vergang’nem Glanze
Schöner Tage lieb mir war,
Eint ſich jetzt zum Sylphentanze
Der Erinnerungen Schaar.
Laß verrauſchen, laß erbleichen
Klang und Farbe, Duft und Licht,
Blüthen in des Herzens Reichen
Fliehen mit der Maizeit nicht.

Mai, o ſey mir froh gegrüßet,
Schöne Auferſtehungszeit,
Wo das Hoffen nie zerfließet,
Liegt Erfüllung noch ſo weit.
Auf der Hoffnung Hochaltare
Will ich opfern überall;
Ewig kalt iſt ja das Wahre,
Warm allein das Ideal.

Schmidt.

Digitized by Google

Nro. 18.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Prolog zum Jubelfeſte des Erzherzogs Karl. — Glaube, Liebe, Hoffnung. — Eine eheliche Verbindung in Rußland. — Pot-Pourri. — Buntes.

Zum Jubelfeſte des Erzherzogs Karl.

Prolog von Nikolaus Lenau.

Geſprochen in Wien, am 17. April 1843.

(Aus der „Wiener Zeitſchrift.“)

Schnell iſt die That dem Aug' des Tags entſchwunden;
Doch iſt ſie nicht verloren und zunichte,
Sie bleibt, als hätt' ein Zauber ſie gebunden,
Gefeſſelt von dem Auge der Geſchichte.
Sein Strahl ruht liebend, lohnend auf dem Guten;
Vor dieſes ernſten Auges Zornesgluthen
Iſt das Gewölk der Lüge bald zerronnen,
Das hüllend um den Frevler ward geſponnen.
Geſegnet und gefeiert ſey der Mann,
Der frei in dieſes Auge blicken kann!
Und wenn es freudig ihm entgegenglänzet,
Verdient er, daß die Menſchheit ihn bekränzet.

Napoleon ſtand auf den Marchfeldsflächen
Mit ſeinen Heldenſchaaren, Heeresmeiſtern,
Umrauſcht, entflammt von allen Siegesgeiſtern,
Und feſt entſchloſſen Deutſchlands Herz zu brechen.
Wie bebte dieſes Herz vor ſeinem Tritte,
Das Völkerband vor ſeinem Todesſchnitte!
Sein Wort gebot den Mächten dieſer Erde;
Mehr als des Rechts altheiliger Beſtand
Galt ſeines Munds ein Hauch, ſein Wink, der Hand
Beglückende — vernichtende Gebärde.
Vom Königszittern ſchwankten rings die Thronen,
Und eine Wanderluſt ergriff die Kronen
Wie Vögel im Spätjahr der Reiſezug,
Als er die alte Welt in Trümmer ſchlug.

„Bald ſtürzt vor mir und meinem ſtarken Heer
Der Leopard Britannia's ins Meer,
Der Britten Stolz verwandle ich in Gram,
Und ihren Taumelkelch zur Thränenurne;
Hiſpania liegt zu meinen Füßen zahm
Und wiſcht den Schlachtenſtaub mir vom Kothurne
Mit ihrem weichen aufgelösten Haare;
Auf Lisbonn's Zinnen ſetz' ich meine Aare;
Und Deutſchland“ — halt! bei Aſpern mußt du fragen,
Wie deutſche Herzen, deutſche Schwerter ſchlagen!

Dort zeigt ſich's bald in blutigen Gewittern,
Ob Du ganz ungelehrig für das Zittern!
Dort ſteht ein Fürſt, ein gottgeadelt ächter,
Wie ſelten ihn gezeugt die Hochgeſchlechter;
Der Brennpunkt jeder Freude, jedem Schmerz
Des Vaterlands iſt ſein geweihtes Herz.
Er iſt an Heldenkraft ſelbſt Dir gemeſſen,
Doch Eines ſchmückt ihn ſchön, was Dir gebricht:
In ſeinem Herzen brennt der Liebe Licht —
Und nie hat er der Menſchlichkeit vergeſſen.

Napoleon ſtand auf dem Marchfeldboden,
Für ſich die Welt gewaltig umzuroden.
Schon lag erobert Wien zu ſeinen Gnaden,
Mit Herzensangſt, mit Schmach und Noth beladen.
Geharniſcht ritten durch die bange Stadt
Napoleons erleſ'ne Küraſſire,
Die Erde bebte vom Geſtampf der Thiere.
Der Schrecken ſah an ihnen ſich nicht ſatt.
Sie ritten, ſtolz auf ſich und ihren Herrn,
Und gern beglänzt vom deutſchen Sonnenſtrahle,
Furchtbar dahin, in blanker Eiſenſchale
Des Kaiſerheeres tödtlich bitterer Kern.

Und als ſie kamen auf das Feld der Schlacht,
Und bodenſchütternd ſprengten an mit Macht,
Da ſtemmten Oeſtreichs tapfre Bataillone
Wie felsgequadert ſich dem Reiterheer,
Sie ſtanden ſtill, geſchultert das Gewehr
Auf wenig Schritte noch, alswie zum Hohne.
Der Reiterſchock auch plötzlich ſtille ſtand,
Erſtaunt, als zweifelten ſie ſcheu und bange,
Ob nicht in dieſer ſtarren Männerwand
Ein furchtlos Geiſterheer ſie kalt empfange.

Doch ſollen ſie bald bitterlich erfahren,
Wie kernhaft und lebendig dieſe Schaaren,
Denn „Feuer!“ ſchallt's und Salvendonner ſchmettern,
Und raſſelnd ſtürzen Roß und Mann zum Grunde,
Der, weithin ſchütternd von den Todeswettern,
Vor Freude bebt in dieſer großen Stunde.
Und Karl erſcheint an jedem heißen Ort
Wo er die Seinen ſieht im Streite wanken,
Im wildeſten Getümmel hier und dort,
Schnell, feurig, wie von Gott ein Siegsgedanken.
Die Fahne ſchwankt im dichten Pulverdampfe,
Da faßt er ſie und trägt ſie ſelbſt zum Kampfe.

Wie hat er ſtets das rechte Wort gefunden,
Die Herzen ſeiner Krieger zu entflammen!
Da raffte Mancher letzte Kraft zuſammen
Und trug zum neuen Sturm die Todeswunden.
Heiß war der Kampf um jenes Dorf entglommen,
Zehnmal geſtürmt, verloren und genommen
Ward jedes Haus, der Kirchhof, jede Scheune;
Man focht um einzle Bäume, Mauern, Zäune,
Den beſten Helden aller Zeiten gleich,
Als wäre jeder Punkt ein Himmelreich.
In Rauch und Blut ſchien ſich die Welt zu baden,
Die Trommeln wirbeln ohne Raſt zum Laden,

Digitized by Google

Im Qualme blitzt der Schüſſe rother Schimmer,
Ein Strom von Donnern rollt das Feuer immer,
Colonnen ſtürzen zwiſchen Bajonette,
Dem Vaterland zu brechen ſeine Kette.

Wie rang in Wien die Hoffnung mit dem Trauern!
Sie lauſchten dem Verhängniß von den Mauern,
Ob ferner die Kanonenſchüſſe grollen,
Ob tröſtend ihre Donner näher rollen. —

Nun ward es ſtill; die Luft muß müde ſeyn
Vom tauſendſtimmig wilden Todesſchrein;
Nur manchmal ruft ein Poſten, eine Wacht,
Ein Stöhnen auf der Wahlſtatt, ausgeſtoßen
Von wundgeſchlagnen Menſchen oder Roſſen,
Dann wieder ſchweigt es; finſter iſt die Nacht.

Er iſt beſiegt, der Revolution
Gewalt'ger, muttermörderiſcher Sohn,
Der Rieſige, der Frankreichs Freiheitsbäume
Zum Throne ſich gezimmert und geſchlichtet,
Der Hercules, der wilder Freiheitsträume
Stymphaliſches Geflügel hat vernichtet.
Er iſt beſiegt! ihn trägt in leichtem Kahn
Die Donau rettend nach der Inſelbucht,
Und eine Fackel leuchtet ſeiner Flucht,
Zu Füßen liegt ihm ſein zerbrochner Wahn.

Gleichgültig blickt er nieder auf die Leichen,
Die mit den Wellen ihm vorüberſtreichen;
Da liſcht die Fackel aus im Windeswehen,
Wie ſeine Herrlichkeit einſt wird vergehen.
Noch wollte ihn der dunkle Strom erhalten,
Er trug ihn eigenmächtig an's Geſtade;
Denn damals waren die Naturgewalten
Noch nicht verſchworen gegen ſeine Pfade.

Was Karl empfand auf jenem Ehrenfeld,
Weiß nur des Schickſals Liebling, nur ein Held,
Der auch wie er, den Degen in der Hand,
Und Gottes Geiſt im Haupt, für's Vaterland
Mit ſolchem Helden rang, und es gerettet
Aus Schmerz und Schmach, worin es lag gekettet.
Mag immerhin nach Aſperns blut'ger Schlacht
Der ſtolze Feind erheben ſeine Macht,

Aufwerfen ſiegreich ſeine Heldenfahne:
Sie blieb doch krank vom ſchüttelnden Orkane.
Die Donner Aſperns haben's ausgeſprochen:
„Er iſt beſiegbar!" unvergeßlich Allen,
Und Leipzig wird die Donner wiederhallen;
Napoleons Waffenzauber war gebrochen.
O Karl! es war dein ſchönſter Heldentag!
O Oeſterreich! dein höchſter Herzensſchlag!

Der Feldherr gab dem Frieden ſeine Wehre;
Und weiter ſchuf an ſeinem edlen Bilde
Im Stillen das Geſchick; der Schreck der Heere
Steht nun vor uns ein Held an frommer Milde.
Für jeden, den er ſchlug auf rauher Bahn,
Lebt einer dem er freundlich wohlgethan.
Er zeichnete, entrückt den Thatenflügen,
Gedächtnißblätter, Kriegern zur Belehrung,
Und ſchauen wird die Nachwelt mit Verehrung,
Wie er ſein Heer geführt in Meiſterzügen.

Ihm ward auch Gram zu ſeinem Theil gegeben
Und Bitterkeit geträufelt in das Leben;
Doch unverkümmert blieb der edle Mann,
Denn ſeine Seele hielt die Welt umſchloſſen,
Die böſen Tropfen ſchwanden und zerfloſſen,
Wie man das Weltmeer nicht vergiften kann;
Und Freude muß die Seele ihm bewegen,
Erblickt er ſeines Hauſes reichen Segen,
Und wie ſein Volk ihn hoch im Herzen hielt,
Noch eh' ſein Sterbliches dahingegangen.
Wir ſind beglückt, daß wir ſein Heldenbild
Nicht aus der Hand des Todes erſt empfangen.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Ihr drei verwitterten Idole, zu deren Altären alle Betrogenen, Verzweifelten, Schwachen ꝛc. wallen, — poetiſch vielbeſungenes Dreiblatt. — Nothanker der Schuldenmacher — Stallfütterung aller überſchwenglichen Seelen — ſüßes Gehäckſel, mit dem das Schickſal die Hoffnungsloſen nudelt — zu euch flehen ſtündlich drei eurer eifrigſten Prieſterinnen, die nach manchen Stürmen des Lebens, nach mancher Stunde leichten Glaubens, betrogener Liebe, getäuſchter Hoffnung, ihr Schifflein in den ſichern Hafen einer abgelegenen Straße bugſirt haben, wo es nun vor dem ſymboliſchen Anker liegt, der übrigens für die trias alle allegoriſche Bedeutung verloren zu haben ſcheint.

Im höchſten Stock des höchſten Hauſes eines vergeſſenen Stadtviertels, wohnen nun die Armen und grollen durch ihre Schiebfenſterchen auf die Erde und ihre Freuden herab, die ſich ihnen nachgerade verſagen, des Nachts aber, bei unbedecktem Himmel liebäugeln ſie mit den ſtichhaltenden, verſchwiegenen Firſternen, deren Beharrlichkeit ſie ſo ſehr anzieht, als ſie der letzt erſchienene Komet mit ſeiner räthſelhaften Bahn, ſeinem zweideutigen Licht abgeſtoßen und an alle die vielen Wandel-, Irr- und Haarſterne erinnert, die den Meridian ihrer Blüthenjahre nach allen Richtungen durchſchnitten und ſich durchaus nicht in Firſterne verwandeln wollten. Die älteſte der Schweſtern zählt ihre runden 36 Jahre und hält es nun mit dem Glauben, daß die Welt durchweg ſchlecht ſey. — Den Leichtglauben früherer ſchöner Tage hat ſie ſchon lang aufgegeben, weil er ſie zwar oft glücklich, aber doch nie ſelig gemacht hat. — Da aber das Worte Glaube an die reimverwandte Haube erinnert, unter die ſie trotz aller Anſtrengungen und gebrachten Opfer, nie kommen konnte, die ihr ein boshafter Kobold immer dann entrückte, wenn ihr ſchon die Bänder und Spitzen der Erſehnten um Stirn und Wangen ſpielten, ſo ſollte die oft Getäuſchte billig längſt allen Glauben verloren haben, aber dem iſt nicht ſo — ſie glaubt noch an Liebe und Treue, und ein ſtattlicher Wittwer, der aber feuerſcheu geworden iſt — beſtärkt ſie in ihrem Glauben, und ſo ſieht ſie denn noch immer mit einer Art Andacht in geheimnißvoller Ferne das frauliche Häubchen, wie ohngefähr der fromme Pilger in einem ſchwarzen Punkt des Ararats die Arche Noäh erblickt. Die zweite Schweſter iſt — nicht etwa leoniſch — nein maſſiv, durch und durch — Liebe — kann aber die Zahl 30 nie ohne eine Anwandlung von Schwindel zu bekommen, ausſprechen, — was ſie Idioſynkraſie nennt. — Mit Schrecken ſieht die liebende Taube die Jahre kommen, die ſchon einſt dem Prediger nicht gefallen haben. Ihre Haare, ihr Stolz einſt, fangen an ſich einer gewiſſen politiſchen Farbe zuzuneigen, und nur die Kunſt der jüngern Schweſter hält noch den völligen Uebergang in Schranken. Die Augen — einſt wahre Zündhütchen, die auch im Regen nie verſagten — fangen an, ihr wirkſames Feuer zu verlieren, und kleine noch fein gezeichnete Fältchen vereinigen ſich nach und nach zu einem zweideu-

Digitized by Google

tigen Nimbus um die beiden Seelenſpiegel. Die Zähne werden lockere Geſellen, machen Kabalen, und drohen aus dem Verein zu treten, kurz alle Theile verrathen gefährliche Umtriebe. Der Thron der Liebesgötter droht einzuſinken, und alle Toilettendiplomatik will nicht mehr ausreichen; wird hier ein Defekt maskirt, ein Aufſtand unterdrückt, ſo pflanzt ſchon wieder eine andere Provinz die Fahne der Zerſtörung auf, und zu dem allen noch das fürchterliche memento mori — ihre ältere Schweſter — aber das hält die Ewigjunge nicht ab, zu lieben, zu ſchmachten, denn obgleich keine Reſtauration mehr zu hoffen ſteht und die Julitage vorüber ſind, ſo hat die Schlaue doch eine mächtige Alliirte, mit der ſie der Zeit die Schneidezähne auszubrechen wagt. Und dieſe Alliirte iſt keine andere, als — die Kunſt, im Bunde mit künſtlicher Beleuchtung, wie ſolche das Parterre, der Ballſaal darbieten. Hier kämpft ſie ſiegreich für ihre ſchöne Bundesgenoſſin, die nun dreiſt allen Brillen und Lorgnetten ein Schnippchen ſchlägt, und ihren Taufſchein für einen abgeſchmackten Wiſch erklärt, und die ohnmächtige Natur unter den Ofen verweiſt. Hier entwickelt ſie alle ihre ſtrategiſchen Kenntniſſe, und führt noch immer die glänzendſten Manöuvers aus, wie gewandt weiß ſie hier zu überflügeln, dort zu tirailliren — freilich ſind das immer nur Scheingefechte, wo es keine Wunden, nicht einmal Gefangene gibt, aber ſchrecklich wäre es auch, in ihre Gefangenſchaft zu gerathen, denn ſie hat geſchworen, Keinem, ſelbſt nicht auf Ehrenwort, die Freiheit wieder zu geben, was ihr deshalb nicht verargt werden kann, da ihr ihre Gefangenen ſo oft pflichtvergeſſen durchgegangen ſind. — Die dritte und jüngſte Schweſter endlich, embaraſſirt die Hoffnung; auch ſie hat die Wiederkehr der 40 Ritter ſchon 25mal erlebt, und die alljährliche Erſcheinung dieſer eiskalten Kalender-Galane iſt ihr eine Schreckenszeit, aber ſie kommen eben unabweisbar wieder, möchten doch die jungen lebenswarmen Ritter ebenfalls — wenn auch nicht 40 auf einmal — ſo pünktlich wiederkehren! aber vergebens hat ſie ſich den Zögernden von den liebenswürdigſten Seiten deutſcher Jungfrauen gezeigt, — aber was liegt den Geſchmackloſen, am Guitarrengeſäuſel, an Nachtigallflöten, an Tanzkunſt, an Theaterkenntniß und Almanachbeleſenheit, — wiſſen die Barbaren wohl die Bereitung wunderwirkender kosmetiſcher Mittel, ſtärkender Magenlatwergen, runzelnglättender Eſſenzen zu ſchätzen? — Sie gleichen dem Schiffer, der das Vergebirg der guten Hoffnung nur als einen Erholungsplatz betrachtet, das er, ſobald er dieſen Zweck erreicht hat, undankbar lachend verläßt und einem andern Hafen zuſteuert. Aber dennoch hofft die Starkmüthige, denn, noch ſteht ſie — Dank den erwähnten Kenntniſſen — ihren beiden Schweſtern ein Aergerniß — in vollem Beſitz allmächtiger Reitze da, noch kommt ſie, — ſieht und überwindet. — Freilich haben ihre Siege das Reſultat ſo vieler andern Siege, man gibt beim Friedensſchluß das Eroberte zurück, der Sieger muß oft ſeine Auslagen in den Wind ſchlagen, und hat gewöhnlich noch beſchädigte Provinzen zu beklagen. — Sie tröſtet ſich indeß mit dem bekannten Spruch: „und was die innere Stimme ſpricht, das täuſchet die hoffende Seele nicht." — ihre Schweſtern ſtrafen dieſen Ausſpruch Lügen. — So wohnt denn ruhig holde Dreie unter dem Tricolore zu dem ihr geſchworen. Haltet feſt an euren Fahneneid und ſeht von eurer Höhe auf die undankbare geſchmackloſe Welt herab, die einſt eure Triumphe geſehen und euch jetzt gewiſſenlos den Stab bricht, gedenkt aber auch der Herzen, die ihr gebrochen habt, wenn ſich die euren blos etwas verbogen haben. Denn nur das Spröde bricht, — gedenkt der Badereiſen, Nachtmuſiken, der Ball- und Theaterbillette, der Geburts- und Namenstagpräſente, der Weihnachtsſüßigkeiten, der für euch bezahlten Schneider- und Putzmacherinnen-Conti, der Gedichte in Reim und Proſa, mit welchen eure Reitze beſungen würden, der Raufereien, bei denen euer Name das Feldgeſchrei war, gehet jetzt in euren Winterſchlaf an dieſen Erinnerungen, und wie ihr ferner glaubet, liebet und hoffet, ſo geſchehe Euch.

Eine eheliche Verbindung in Rußland.

Obgleich das Pfingſtfeſt — erzählt ein reiſender Arzt (the life of a travelling physician, from his first introduction to practice etc.) — als der große Ehemarkt gelten darf, iſt damit nicht geſagt, als ob nicht auch ſonſt, nur nicht in der Faſtenzeit, Hochzeiten gefeiert würden. Zuweilen geht man dabei ſehr ſummariſch zu Werke, wie es namentlich mit einem unſerer Landsleute der Fall geweſen iſt. Er war ein höchſt reſpectabler Kaufmann, und die Dame ſeiner Wahl eine Ruſſin. Die eheliche Verbindung wurde aber dadurch ſehr erſchwert, daß er ein Fremder und Proteſtant war. Er hatte indeſſen einen Freund am Hofe, und dieſer nahm einen günſtigen Augenblick wahr, um die Sache direct vor den Kaiſer zu bringen. Er ſagte: „erlauben mir Ew. Maj., Ihnen mitzutheilen, daß ſich einer meiner Landsleute in großen Nöthen befindet." — „„Wie ſo? ein Engländer in großen Nöthen,"" entgegnete Se. Maj., „„laſſen Sie mir doch wiſſen, worin ſein Leid beſteht, und ſeyen Sie verſichert, daß dem abgeholfen werden ſoll, wenn es in meiner Macht ſteht."" „Mein Landsmann wünſcht ſich mit einer Ruſſin zu verheirathen, die ruſſiſche Geiſtlichkeit will aber das Paar nicht trauen." — „„Nicht? ei, das ſoll bald geſchehen ſeyn!"" Binnen fünf Minuten war die inhibirt geweſene eheliche Verbindung durch des Kaiſers Unterſchrift erlaubt. In Rußland iſt des Kaiſers Erlaubniß bona fide Befehl; die unumſchränkten Regierungen haben das Gute, daß dasjenige, was einmal befohlen iſt, auch meiſtens in Ausführung gebracht wird. Es war fünf Uhr Nachmittags, als die kaiſerliche Unterſchrift die eheliche Verbindung zwiſchen Herrn A*** und dem Fräulein B*** erlaubte. Um ſechs Uhr wurde das desfallſige Document den geeigneten Behörden zugeſandt, und zuerſt in die Bücher eines erſten Büreaus, darnach um acht Uhr, in die eines zweiten Büreaus eingetragen, ging dann gegen zehn Uhr der Synode und um elf Uhr der Polizei durch die Hände, welche letztere um Mitternacht ihre Agenten in Tritt ſetzte, um den Befehl zu vollziehen und die betreffenden Parteien davon in Kenntniß zu ſetzen. Herr A***, der ſeine Sache ſchon veloren gegeben hatte, und die Linderung ſeines Kummers im Schlafe ſuchte, lag längſt im Bette, als er durch ein donnerndes Geraſſel an ſeiner Thür aufgeſchreckt wurde, und, ehe er noch zur Beſinnung kommen konnte, einen bewaffneten Polizeidiener mit einer Rolle Papier in der Hand bei ſich eintreten ſah. Es überlief ihn eiskalt, und er hatte vor Schrecken faſt die Sprache verloren; doch ließ der Polizeiagent ihn gar nicht zu Worte kommen, ſondern ſagte ſofort zu ihm, er habe einen Befehl, der keinen Aufſchub geſtatte. Herr A*** erhob ſich aus dem Bette, um ſich anzukleiden, wobei er wie Espenlaub zitterte, nicht vor Kälte, ſondern aus Angſt, daß er nun ſeinen Verbannungsbefehl werde verleſen hören müſſen. Der Agent entfaltete ſodann ſein Papier, und las: „Wir, von Gottes Gnaden, Selbſtherrſcher aller Reuſſen, thun kund und zu wiſſen...." Wer könnte aber A***s Erſtaunen beſchreiben, als er nun hörte, daß dasjenige, was er für ſeinen Verbannungsbefehl gehalten, die ſo ſehnlich gewünſchte Erlaubniß zu ſeiner Heirath war. „Aber", ſagte er zu dem Agenten, „jetzt gleich geht es doch nicht mit der Trauung, es iſt ja mitten in der Nacht." — Doch, ſie muß auf der Stelle vollzogen werden, erwiederte dieſer. „Ja, wenn es ſo befohlen iſt, das iſt ein andres", ſagte Herr A***. Wie der Braut zu Muthe geweſen, als ihr die Sache mitgetheilt worden iſt, ob ſie geſchlafen oder gewacht hat, wer ihr die Nothwendigkeit des unbedingten Gehorſams begreiflich gemacht hat, alles das ſind Dinge, worüber nichts laut geworden iſt; nur das iſt gewiß, daß das liebende Paar von den Polizeidienern zur Kirche geleitet, und dort, tief in der Nacht, getraut wurde, wonach alle Parteien wieder vergnügt heimgiengen.

Digitized by Google

Pot-Pourri.

Toiletten-Handbuch für Damen, von einem alten Weibe.

Manche geiſtreiche Bemerkung in dem unter obigem Titel zu Paris erſchienenen Buche verdient Berückſichtigung auch von ſolchen Frauen, die nicht blos Putzpuppen ſind. Wir laſſen einige Stellen hier folgen: — — — Frauen dürfen ſich, wenn ſie ſchön ſind, nie das Ausſehen geben, daß ſie ihrer Schönheit ſich bewußt ſind, eben ſo wenig als diejenigen, welche nicht von der Natur begünſtigt worden ſind, ſehen laſſen dürfen, daß ſie ihre Häßlichkeit kennen. — Eine ſchöne Perſon die ſich zu bewundern ſcheint, gefällt bei Weitem weniger, als wenn ſie eine anmuthige und beſcheidene Haltung bewahrt. — Einer Frau, die nicht mit Schönheit begabt iſt, kann es gelingen, Liebe einzuflößen; nur darf ſie ſich nicht den Anſchein geben, als hielte ſie ſich für unwürdig, um Liebe zu erregen. Begeht ſie dagegen die Ungeſchicklichkeit, ſich über die Natur zu beklagen, ſo raubt ſie dem, der ihr zu gefallen ſucht, alle Illuſion. — Eben ſo müſſen Frauen, die nicht mehr ganz jung ſind, ſich hüten, von ihrem Alter zu ſprechen. Wozu ſoll man an Etwas, das für uns nicht vortheilhaft iſt, erinnern, wenn die Andern daran vergeſſen? — Schwarz, überhaupt die dunkeln Farben machen dünn; weiß und die hellen Farben dagegen laſſen dicker erſcheinen. Alſo paſſen die erſten für Frauen, die zu dick ſind, die letzteren für ſolche, die zu mager ſind. Roth, roſa und weiß ſteht allen Frauen gut. Gelb in allen Schattirungen ſteht Brünetten ſehr gut, Blonden ſehr ſchlecht; Blaßgrün und Lila ſteht Blonden beſſer als Brünetten; umgekehrt iſt es mit hellblau; ſchwarz und alle andern dunkeln Farben ſtehen Blonden ſehr gut, Brünetten ſehr ſchlecht. — Die Muſik dient den Frauen beſonders dazu, um durch ihre ſanfte und wohltönende Stimme, die ſo gut den Weg zu den Herzen zu finden weiß, hinzureißen. Darum müſſen ſie vorzugsweiſe zarte Melodien wählen; Bravour-Arien ſtehen den Männern beſſer an und ſind nur für's Theater. — Wenn Damen in Geſellſchaften ſingen, ſo dürfen ſie nicht danach ſtreben, übertriebenen Ausdruck in ihren Geſang zu legen, ſondern müſſen ſich darauf beſchränken, blos die Abſichten der Componiſten wiederzugeben. (Wie Clara Novello.) — Der Tanz ſcheint erfunden worden zu ſeyn, damit die Anmuth der Frauen in ihrem ſchönſten Glanz ſich zeigen könne. Darum müſſen ſich die Frauen aber auch in Acht nehmen, nicht allzu ſehr die Bewunderung auf ſich ziehen zu wollen und Kunſtſtücke zu machen, die den Tänzerinnen von Profeſſion überlaſſen bleiben müſſen. Der Geſellſchaftstanz darf nie dem Tanz auf dem Theater gleichen, die Frauen dürfen ſich darin nur eine ſchamhafte und beſcheidene Leibesbewegung machen wollen; ſie müſſen daher Alles, was gewiſſe Tänze zu Kühnes haben, durch eine einfache und würdige Haltung mildern.

Eine Ehre iſt der andern werth.

Daß die alte republikaniſche Treuherzigkeit der eindringenden modernen Kultur noch nicht unterlegen iſt, beweiſet — neben vielen andern Zügen, die das Volksleben den Beobachter täglich wahrnehmen läßt — folgende wahre Anekdote, die gegenwärtig in Hamburg große Erheiterung verbreitet. Ein wohlhabender Schlachtermeiſter (J. H. Gebhard, Neuſtädter Fuhlentwiete Nro. 50), deſſen Haus und Gewerbe von der Verwüſtung des großen Brandes im vorigen Mai glücklich verſchont geblieben war, fand ſich durch die von Preußens hochherzigem Könige, der hartbetroffenen Vaterſtadt bewieſene Menſchenfreundlichkeit ſo lebhaft zur Dankbarkeit angeregt, daß er auf ein Mittel ſann, ſeine Geſinnung an den Tag zu legen, und glaubte dieß am paſſendſten darin zu finden, wenn er dem königlichen Wohlthäter ein ſchmackhaftes Gericht auf die Tafel liefere. Er wählte dazu ein wohlgemäſtetes Schwein mittlerer Größe, von 60 Pfund, das er mit Aufgebot aller ſeiner Kunſt in einem geräucherten Präparat, ſelbſt dem Auge wohlgefällig darſtellte. Dieſe Huldigung eines dankbaren Gemüths gieng um die Faſtnachtszeit, in einer Kiſte verpackt, an Se. Majeſtät den König von Preußen ab, begleitet mit einem Briefe, worin der Schlachtermeiſter ſeine Bewunderung und Dankbarkeit für die ſeiner Vaterſtadt erwieſene königliche Huld und Gnade auszudrücken ſich bemühete, mit dem Beifügen: daß er ſich gedrungen fühle, ſeine Geſinnungen durch Ueberſendung einer Probe ſeiner Fabrikate an den Tag zu legen, welche bei den dermaligen Hoffeſten, wovon die Zeitungen berichteten, wohl nicht ungelegen kommen möchte. Daß der erhabene Sinn des Monarchen den Sinn des treuherzigen Bürgers nicht verkannt, hat die Erwiederung bewieſen, womit der Schlachter vor einigen Tagen aufs freudigſte überraſcht worden iſt. Nachdem zuvor auf eine zarte Weiſe Gewißheit darüber eingezogen worden war, daß der Schlachtermeiſter Gebhard nicht zu den durch den Brand Verunglückten gehöre und ſich in guten Vermögens-Umſtänden befinde, empfing derſelbe vor einigen Tagen ein huldvolles königliches Kabinetsſchreiben, mit welchem der König, unter Bezeigung hohen Wohlgefallens an dem empfangenen Fabrikate, ein Produkt ſeiner Fabrik als Gegengeſchenk überſenden läßt, mit dem Wunſche: daß der Empfänger und ſeine Familie ſich dabei ſtets des Wohlgefallens und der Anerkennung Seiner Majeſtät freundlich erinnern möge. Die beifolgende Kiſte enthielt ein überaus koſtbares, reich dekorirtes Dejeuneur aus der königlichen Porzellainfabrik in Berlin. Auf dem Boden des Präſentirtellers findet ſich in kunſtvoller Abbildung — ein Schwein.

Zehn Frauen.

Ein franzöſiſcher Arzt erzählt in ſeiner Abhandlung über die Ehe von einem Franzoſen, der in ſeinem 99ſten Jahre die zehnte Frau heirathete und Vater von 102 Kindern war. Ein Anderer, Namens Paar, heirathete in ſeinem 102ten Jahre und kam 28 Jahre ſpäter noch in Unterſuchung wegen einer Liebſchaft. Dieſer merkwürdige Mann überlebte 9 Könige von England.

Eine hoffnungsvolle Schülerin.

Ein in den weſtlichen Vereinsſtaaten von Nordamerika erſcheinendes Blatt enthielt kürzlich folgenden kurzen Dialog zwiſchen einem dortigen Schulmädchen und ſeiner Mutter. „O Ma'! (bekanntlich die hergebrachte Abbreviatur für Mama) ich bin die Drittvorderſte (top but tree) in meiner Claſſe“ — „Ach, du liebes Mädchen, wie wird ſich der Papa darüber freuen! Hörſt du, Benjamin, Bella iſt die Drittvorderſte in ihrer Claſſe!“ — „Was du ſagſt, mein Schatz, nun das freut mich, wie Viele ſind denn in der Claſſe?“ — „Drei, Papachen.“

Das wollt ich eben ſagen.

Der Präſident Gouſſaut zu Paris war ſeiner Einfaltigkeit wegen berufen. Als einſt ein Edelmann im Spiele einen bedeutenden Fehler machte, rief er tadelnd gegen ſich ſelbſt: „Bin ich doch ein rechter Gouſſaut!“ Der Präſident ſtand hinter deſſen Stuhle und ſchrie zürnend: „Ein Dummkopf ſind Sie!“ „Ganz recht“, erwiederte der Edelmann gelaſſen, „das wollte ich eben ſagen.“

Buntes.

Ein Gärtner, deſſen Beſitzthum dicht an der Stadtmauer liegt, wollte, um raſcher ſeine Verkäufe abmachen zu können, die Erlaubniß haben, in die Stadtmauer eine Thür brechen zu laſſen. Sein deßhalb an die Behörde gerichtetes Geſuch überſchrieb er: „Allerunterthänigſtes Hinterthüren-Geſuch!“ Die Bitte ward ihm aber abgeſchlagen, weil wie überall die Stadtmauern in Betreff des Thür-Durchbrechens ihre eigene Weiſe haben.

Ein Perückenmacher in Brüſſel hat folgende Anzeige in die dortigen Blätter einrücken laſſen: „Ich verfertige jetzt durchaus unſichtbare Perücken; Liebhaber können dieſelben bei mir ſehen.“

Digitized by Google

Nro. 19.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Beilage
Augsburger Abendzeitung.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Camera-obſcura-Bilder aus Napoleons Leben. — Der Meineid. — Joſeph der Zweite. — Die Cigarre. — Pot-Pourri. — Buntes. — Mädchen-Laune.

Camera-obſcura-Bilder aus Napoleons Leben.

(Schluß von Nro. 17.)

Jetzt ward die Thüre lebhaft aufgeriſſen, und die Kaiſerin erſchien in Begleitung der Frau von Larochefaucold und rief:

Ich wußte es wohl, daß es falſch ſey.

Napoleon erhob ſich und fragte trocken: Was iſt denn wieder?

Siehſt du, Bonaparte, fuhr die Kaiſerin fort, Fouché iſt es, der dich Ungerechtigkeiten begehen läßt.

Ungerechtigkeiten? fragte der Kaiſer befremdet. Es werden nie welche ſtattfinden, wenn ich ſie kenne.

Nun, du willſt mich nicht hören! rief die Kaiſerin.

Doch, doch, erwiederte er ungeduldig. So ſprich denn erkläre dich. Zur Sache! Wo kommſt du her?

Mein Gott, du biſt übler Laune.

Nicht gegen dich.

Ich habe meine Zeit ſchlecht gewählt.

Ja... nein, nein! nur ſey ſchnell, denn ich habe Eile. Dann befahl er Ruſtan, ſogleich ein Pferd zu beſteigen, nach Neuilly zu eilen und dem Großherzog von Berg zu ſagen, ſich augenblicklich zu ihm zu begeben. Sich wieder zu Joſephinen wendend, ſagte er: Ich höre dich an.

Ja, mit großer Aufmerkſamkeit! erwiederte die Kaiſerin ärgerlich; dann zog ſie ein Papier aus ihrem Buſen und fügte hinzu: es handelt ſich um die arme Gräfin Zaluski.

Man ſpreche niemals dieſen Namen vor mir aus, rief der Kaiſer zornig, und ſich zu Düroc wendend, ſagte er dieſem: Rapp wird den Befehl über die Militärdiviſion zu Straßburg übernehmen, dort die Bataillone und Escadrone zum Marſch organiſiren, und ſie mit ſo viel Artillerie als möglich nach Mainz führen.

Ich verſichere dich, hob die Kaiſerin wieder an, daß dich die Gräfin ſehr lieb hat, und habe verſprochen, mich für ſie zu intereſſiren. Nicht wahr, du bewilligſt ihr, was ſie verlangt? Du wirſt ihre Kinder beſchützen, und dem Namen, den ihnen ihr Vater hinterlaſſen hat, die Ehre wieder geben?

Der Kaiſer machte eine abweiſende Bewegung mit der Hand und ſagte zu Düroc: Die Infanterie wird ſich auf dem Rheine einſchiffen, um ſchneller anzukommen.

Die Kaiſerin ließ ſich aber nicht ſo ſchnell abweiſen und wollte wiſſen, warum ihr ihre Bitte verſagt würde.

Weil ich nicht will, rief Napoleon heftig, und weil, wenn man wiſſen wird, daß ich dir, der Kaiſerin, die verlangte Penſion für dieſe Frau abgeſchlagen habe, es Niemand mehr wagen wird, mir von ihr zu ſprechen. Dann kehrte er ſich wieder zu Düroc: Die ganze Kaiſergarde, die um Paris herum kantonnirt, wird auf Bauernwagen fortgebracht, die man requirirt.

Aber, ſagte Joſephine, mit dem Fuße ſtampfend, ſo laß doch einen Augenblick deine Soldaten, man hat dich betrogen.

Nein... erwiederte der Kaiſer. Zaluski hatte 1805 verrätheriſche Verbindungen mit Rußland; ſeine Frau hat einen geheimen Briefwechſel mit den Tzernitſchefs und andern Agenten des Czaars unterhalten.

Das iſt falſch!

Es iſt wahr!

Es iſt falſch! rief die Kaiſerin mit Wärme; ich habe die Beweiſe in Händen. Der Verräther, welcher ſie verläumdet und zu Grunde gerichtet hat, iſt geſtorben und hat ſeinen Verrath bekannt.

Zaluski iſt todt... vergeſſen wir ihn... Was die Gräfin betrifft, ſo weiß ich, woran ich mich zu halten habe; ich habe mir einen Rapport über ſie erſtatten laſſen.

Man hat die arme Frau aber verläumdet, rief die Kaiſerin faſt weinend. Ihr Verrath würde ſie wenigſtens bereichert haben, und ſie lebt in Paris in einem Zuſtande, der an Elend gränzt. Es iſt eine Ungerechtigkeit! eine Abſcheulichkeit!

Es iſt Alles, was du willſt, ſagte der Kaiſer ruhig. Indeſſen, liebe Freundin, ſprich mir nicht mehr davon, ich bitte dich darum. Putze dich und mache dich ſchön, um mich heute Abend in das Theater zu begleiten.

Aber Joſephine rief in höchſter Aufregung: Du thuſt doch Alles, was du kannſt, um mich unglücklich zu machen.

O ja, ich bin ein Ungeheuer. Kommen Sie, Marſchall, laſſen Sie uns in den Staatsrath gehen.

Aber Joſephine vertrat ihm den Weg.

Und Sie wollen mich nicht hören? Sie weigern ſich, Gerechtigkeit zu üben, wenn ſie nicht ſchuldig iſt; ſie zu begnadigen, wenn ſie es iſt?

Joſephine! rief der Kaiſer, das heißt denn doch zu ſehr auf ſeinem Willen beſtehen.

Aber ſchon war die Kaiſerin lebhaft an eine Seitenthüre geeilt und hatte den jungen Zaluski herbeigeholt, welcher dem Kaiſer zu Füßen fiel, indem ſie ihn aufforderte, die Ehrenerſtattung ſeines Vaters zu verlangen. Ueberraſcht und mit ſtrengem Tone ſagte der Kaiſer: Was iſt das? was will man von mir? Stehen Sie auf, junger Menſch! Entfernen Sie ſich, mein Herr!

Sire! rief der Jüngling: Im Namen des Himmels, hören Sie mich an! Mein Vater war niemals ſchuldig.

Der Kaiſer gebot ihm nochmals, ſich zu entfernen, aber der Jüngling rief: Sire, haben Sie Mitleid mit meiner Mutter, auch ſie iſt unſchuldig. Wir verlangen ja Ihre Wohlthaten nicht... aber die Ehre! geben ſie uns die Ehre wieder!

Wer hat ſich das erlaubt? ... rief Napoleon zürnend, wie ein Gott; und der Engel der Milde, Joſephine, ſagte: Das habe ich gethan! ... überzeugt, daß die Thränen und Bitten eines Sohnes Sie nicht unempfindlich finden würden, habe ich Achill Zaluski hierher gebracht.

Stehen Sie auf, junger Mann! ſagte Napoleon mit von Güte gemiſchter Ungeduld, während ihm die Kaiſerin neuerdings die Papiere hinhielt, die er nun mit großer Aufmerkſamkeit durchlas. Er ſtampfte vor Erbitterung mit dem Fuße und rief: Die Unwürdigen! Du hatteſt Recht, Joſephine, man hat mich wieder betrogen; aber diesmal ſollen ſie es theuer bezahlen. Junger

Digitized by Google

Mann, der Name Ihres Vaters ſoll ſeinen ganzen Glanz wieder haben. Sagen Sie Ihrer Mutter, daß ich ihr eine Penſion auf meine Kaſſe anweiſe.

O Sire! rief Zaluski.

Stille! Stille! gebot der Kaiſer; ich habe eine Ungerechtigkeit begangen; es iſt billig, daß ich ſie wieder gut mache.

Vor Freude außer ſich, küßte der Jüngling dem Kaiſer die Hände, aber dann dem Uebermaße ſeiner Gefühle erliegend, ſank er ohnmächtig zu Napoleons Füßen nieder. Die erſchrockene Kaiſerin gebot, ihren Leibarzt Corviſart herbeizurufen, indeſſen Conſtant mit einigen Pagen und Offizieren des Schloſſes herbeieilte, und alle den Bewußtloſen umringten. Aber der Kaiſer wies ſie zurück, und ſich gerührt über den Jüngling beugend, legte er die Hand auf deſſen Herz und ſagte: Die Freude iſt in dieſem Alter niemals nachtheilig. Seht, der arme Junge ſchlägt die Augen wieder auf. Joſephine, Zaluskis Wittwe hat einen würdigen Sohn.

Die Kaiſerin lächelte vergnügt; der junge Achill hatte ſich indeſſen mühſam erhoben und ſagte mit angegriffener Stimme: Jetzt habe ich nur noch einen Wunſch, den, einſt für Eure Majeſtät ſterben zu können.

Nein, erwiederte der Kaiſer, leben Sie für das Vaterland, für Ihre Mutter. Wir werden auch an Sie denken, junger Mann.

O, Sire...

Danken Sie der Kaiſerin. (Didaskalia.)

Der Meineid.

Die neueſte Ofener und Peſther Zeitung enthält Folgendes: In meinem, bei Heckenaſt in Peſth 1841 erſchienenen Werke: „Anſichten über die Erziehung, Ausbildung und Verſorgung der Blinden“, führe ich einen in pſychologiſch-moraliſcher Hinſicht äußerſt merkwürdigen Fall über die Augen-Operation eines geweſenen Zöglings der Peſther Blinden-Erziehungs-Anſtalt an, worüber ein eigenes Verhältniß obwaltet. Dieſer Zögling, Sohn eines armen Landmannes aus K—, im Gömörer Comitate, von Geburt aus blind, ſollte vor ſeinem Austritte aus dem Inſtitute im Jahre 1838 auf die Verſicherung eines geſchickten Augenarztes in Peſth mit glücklichem Erfolge operirt werden. Der Knabe weigerte ſich dagegen, ohne jedoch die Urſache hievon angeben zu wollen, und verließ auch die Anſtalt, ohne daß die beabſichtigte Operation an ihm wäre vorgenommen worden. Ich forderte ſpäter ſeine armen Eltern mehrmal auf, ſie möchten den Knaben gelegenheitlich nach Peſth ſchicken, um an ihm die Operation vornehmen zu laſſen, allein auch dieſe machten Einwendungen dagegen. Da mir aber der Augenarzt die Verſicherung gab, daß er des glücklichen Erfolgs der Operation gewiß ſey, ſo wandte ich mich an den Ortspfarrer, durch deſſen menſchenfreundliche Verwendung ſich die Eltern endlich dahin ſtimmen ließen, den Knaben, damals 19 Jahre alt, nach Peſth zu ſchicken. — Obwohl es der höchſte Wunſch eines jeden Blinden iſt, das Tageslicht und mit Hülfe deſſen die ſo majeſtätiſche Schöpfung erblicken und bewundern zu können, ſo zeigte doch dieſer Knabe eine beſondere Furcht, als man ihn verſicherte, daß er des Sehvermögens durch die Operation theilhaftig werde. Nach langem Nachforſchen über dieſes äußerſt räthſelhafte Benehmen, gelang es uns endlich, die Urſache ſeiner Angſt zu ermitteln. Er ſagte nämlich, zu unſerer größten Verwunderung, daß die Operation an ihm nicht gelingen könne, und daß er, im Falle ihm durch dieſelbe das Augenlicht geſchenkt werden ſollte, für dieſes ihm angeprieſene Glück keinen Dank zu zollen wüßte, indem er alsdann ſterben müſſe, weil ſein Großvater bei einer Veranlaſſung einen Meineid mit der Bekräftigung begangen habe: „So ich nicht wahr rede, ſollen alle meine Enkel blind werden,“ weshalb auch er nebſt noch drei Geſchwiſtern blind zur Welt gekommen, und daher ſowol er, als auch ſeine Eltern den Wunſch nicht haben könnten, daß er operirt werde. Nach mehreren ihm gemachten Vorſtellungen ließ er doch die Operation zu, die auch den erwünſchten Erfolg hatte. Nimmer läßt ſich das Gefühl beſchreiben, das ſich des Operirten und unſer Aller bemächtigte, als er ohne Führer mit dem frohen Bewußtſeyn einer erlangten Selbſtſtändigkeit in das Inſtitut kam, bei allen den Freudengefühlen aber, die in ihm durch das erlangte Sehvermögen geweckt wurden, ſich der Furcht vor dem ihm in Folge des Meineides bevorſtehenden Tode nicht erwehren konnte. Nach den ihm gegebenen Troſtgründen reiſte er beruhigt zu ſeinen Eltern zurück, und ſollte bei einer evangeliſchen Schule als Lehrgehülfe angeſtellt werden, indem er im Inſtitute ſowol im Literariſchen, als auch in der Muſik, in welcher er weſentliche Fortſchritte machte, ausgebildet worden war. Er genoß jedoch nicht lange die Freuden der erlangten Sehkraft, denn er ſtarb kurz darauf an der Ruhr, worüber die armen Eltern ganz troſtlos wurden, weil ſie dies als Folge des von ſeinem Großvater begangenen Meineides anſehen mußten. — Die Mittheilung dieſes merkwürdigen Vorfalls veranlaßte einen würtembergiſchen ausgezeichneten Literaten, einen um die Erziehung der Taubſtummen und Blinden höchſt verdienſtvollen Mann, dem mein Werk in die Hände kam, mich brieflich zu erſuchen, ich möchte ihm über die Geſchichte der unglücklichen Familie etwas Genaueres mittheilen. Ich wandte mich in dieſer Angelegenheit abermals an den evangeliſchen Ortspfarrer in N—, der mir nachſtehende Auskunft einſchickte: „Was die Thatſache des Meineides des Großvaters Ihres verſtorbenen Zöglings betrifft, ſo beurkundet ſie am beſten das beigeſchloſſene legale Zeugniß, das ſo lautet: „Es wird hiemit bezeugt, daß N. N., Einwohner des K—, im Gömörer Comitate, als geweſener Schaffner des Dorfwirthshauſes, von der damaligen Wirthin N. N. für die ihr übergebenen Getränke mehrmal ratenweiſe Geld abgenommen, bei der jährlichen Abrechnung aber dies geläugnet, und deshalb im Hauſe des Ortsrichters N. N. im Jahre 1819 kniend geſchworen habe, daß ihn Gott alles Segens und ſeine Enkel der Möglichkeit, das Licht zu ſehen, berauben möge, wenn ſeine Ausſage nicht auf Wahrheit beruhe. Zur Bekräftigung dieſes Zeugniſſes erfolgen die Unterſchriften der Ausfertiger und das Ortsſiegel.“ (Es ſind der Ortsrichter, die Geſchwornen und der Notar unterſchrieben.) — Ich inquirirte ſelbſt darüber, und nicht nur die unterzeichneten Zeugen, ſondern auch andere beſtätigen die Wahrheit des Zeugniſſes. — Jetzt nur noch etwas zum Berichte über die Familie des Meineidigen. Derſelbe war ein Bauer in K—, früher in guten Vermögensumſtänden, ſeit dem begangenen Meineide war er aber auch in ökonomiſcher Hinſicht herabgekommen, ſo daß das Grundſtück, welches er beſaß, nach ſeinem Tode in andere Hände überging. Vor 16 Jahren ſtarb er, und hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Der älteſte Sohn, im väterlichen Hauſe wohnend, Vater des geweſenen Blinden-Inſtitut-Zöglings, hatte fünf Kinder, von denen vier blind waren, am Leben blieben jedoch nur zwei Knaben, ein blinder, gegenwärtig 19 Jahre, den die Eltern auf keinen Fall mehr von ſich geben wollen, und ein ſehender, acht Jahre alt, der gegenwärtig die Schule beſuche. Hier muß des beſondern Umſtandes erwähnt werden, daß der letztgeborne ſehende Knabe nicht im großelterlichen Hauſe, ſondern in einem andern zur Welt kam, nachdem die Eltern nicht mehr in dem Hauſe bleiben wollten, weil ſie der feſten Ueberzeugung waren, daß auf demſelben der Fluch Gottes ruhe. So viel kann ich über dieſe Sache gewiſſenhaft berichten; es wird mich freuen, wenn auch dies Wenige zur Förderung der Gottesfurcht auf Erden beitragen würde u. ſ. w.“ Ich theile den beachtungswürdigen Vorfall in dieſen Blättern mit, und überlaſſe jedem ohne Vorurtheil Denkenden die Beurtheilung deſſelben. Möge er das durch die Veröffentlichung deſſelben beabſichtigte Gute bezwecken! Anton Dolezalek, Direktor der Blinden-Erziehungs-Anſtalt in Peſth.

Joſeph der Zweite.

Ein kaiſerlicher Beamter war dem Trunke ſehr ergeben, weshalb er auch öfters ſeine Amtsgeſchäfte vernachläſſigte. Joſeph

Digitized by Google

konnte ihn wegen ſeines Witzes und ſeiner ſonſtigen guten Eigenſchaften recht ſehr leiden und ſagte ihm einſt in einer Privataudienz: er ſolle doch einmal das viele Weintrinken aufgeben und mehr Fleiß und Ordnung in ſeinen Geſchäften zeigen, denn er fürchte, daß er über kurz oder lang genöthigt ſeyn würde, ihm den Abſchied zu geben. „Ich fürchte,“ ſchloß er, mit dem Finger drohend, „der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht.“ — Der Beamte verſetzte raſch und gefaßt: „O Majeſtät, dafür bin ich ſicher, mein Krug geht nie zum Waſſer, immer nur zum Wein!“ — Joſeph lächelte und entließ ihn. Der Beamte beſſerte ſich aber nun ernſtlich.

Kurz vor Ankunft des Papſtes in Wien fragte der Kardinal Migazzi, Erzbiſchof von Wien, den Kaiſer, ob nicht auch beim Einzug Sr. Heiligkeit mit den Glocken geläutet werden ſolle. Joſeph antwortete: „Mich wundert's, daß Sie mich um ſolche Dinge fragen. Die Glocken ſind ja Ihre Artillerie.“

Ein junges Herrchen, niedlich friſirt, mit Gold und Flitter überall verbrämt, hatte eine eben ſo glänzende Kokette zur Braut erwählt, konnte jedoch von ſeinen Vorgeſetzten die Erlaubniß zur Heirath nicht erhalten. Er wendete ſich daher mit ſeiner Braut an den Kaiſer im Kontrolor-Gange, welcher ſie lakoniſch fragte: „Wer von Ihnen beiden iſt denn eigentlich die Braut?“

Ein verheiratheter kaiſerlicher Beamter diente lange Zeit mit 300 Gulden Gehalt. Bei Vergrößerung ſeiner Familie hielt er bei ſeiner Stelle um Zulage an. Dieſe wies ihn an den Monarchen in den Kontrolor-Gang, mit der Weiſung, er könne um 100 Gulden Zuſchuß bitten. Als Joſeph die Supplik las, ſchrieb er darunter: „Dem langjährig rechtſchaffnen Diener gehört mehr. Er ſoll künftig 600 Gulden haben.“ Der Beamte wollte ihm dafür die Hand küſſen, aber Joſeph ſagte: „Nein, nein, meine Hand iſt keine Reliquie!“ (Frankl's Sonntagsblätter.)

Die Cigarre.

Mag ſich auch der Varinas in ſeinen myſtiſchen Ringen, der Portoriko in ſeiner Offenheit breit machen, mögen alle andern Tabakſorten mit ihren verſchiedenen Paquetformen und abentheuerlichen Etiketten prahlen; ſie alle überflügelt dennoch die ariſtokratiſche Cigarre — ich nenne ſie ſo! — denn, hat ſie auch Eitelkeit und Nachahmungsſucht bis in die äußerſten Radien der Geſellſchaft gezogen, ſo war dieß zu allen Zeiten das Loos des Schönen und Genialen, aber zu allen Zeiten rächte es ſich auch an ihren Entweihern dadurch, daß es ihre Geſchmackloſigkeit, ihren Mangel an ſicherm Takt mit den grellſten Lichtern beleuchtete. Denn, es heißt Alles Cigarren rauchen — aber nur der Mann von Weltbildung und feinem Geſchmack wird dies mit Anmuth und Grazie verrichten, ſey es nun zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen. Selbſt das ſchöne Geſchlecht hat der Cigarre einen Freibrief ausgeſtellt, der die gemeine Tabakpfeiſe verpönt, und mit Wohlbehagen zieht ein niedliches Stumpfnäschen das weſtindiſche Aroma der Cigarre ein, ſelbſt Liebesſüßigkeiten, durch den blauen Dampf der Helden zugeflüſtert, finden, von dieſem Brandopfer begleitet, leichter geneigte Aufnahme. Aerzte behaupten, und Tabakpfeifenfabrikanten ſagen es nach, der Gebrauch der Cigarre ſey ſchädlich, ihr Humor zerſetze den Magenſaft, der zur Verdauung der Speiſen gehört, er benehme den Appetit, raube den Schlaf, und der Rauch ſey ein wahrer Augenmörder. — Wie einſeitig; ſind etwa unſere Mägen bei gegenwärtiger Fleiſch- und Bier-Theurung nicht noch überkräftig, und brauchen wir denn noch ſtärkeren Appetit? ſind unſere Augen bei den jetzigen ſchlechten Ausſichten nicht ſcharf und hell genug, und verlangen denn unſere Frauen hell und ſcharfſichtige Männer? Kann der Mann nicht einſchlafen, gut, ſo darf die Frau nicht fürchten, daß ihre Gardinenpredigt ungehört verloren gehe. Und wenn die Prieſter der Geſundheit ſelbſt Cigarren rauchen, und herkuliſche Mägen, und Luchſenaugen beſitzen, wer mag es uns Laien verdenken, wenn wir ſeine Warnung für Freund nehmen. Was aber das Geſchrei der Tabakpfeifen-Fabrikanten betrifft, ſo gibt das Intereſſe den Grundton an. — Allerdings drückt die Cigarre die Tabakpfeife, aber hat dieſe ihr Schickſal nicht an der Kölniſchen Thonpfeife verſchuldet, die ſeit vielen Jahren von ihr verdrängt, beinahe nur noch in Holland ſich blicken laſſen, oder höchſtens bei Kindtaufen präſentirt werden darf, und da die in Frage ſtehenden Fabrikanten ſelbſt ihre Cigarren, und zwar häufig ohne Mundſtück rauchen, ſo zerfällt die Beſorgniß dieſer Herren um unſere Mägen und Augen gleichfalls in ein Nichts und ſtraft ſich ſelbſt Lügen. Mundſtücke oder Spitzen aller Art aber, verſchmäht der ächte Cigarrenraucher, der etwas darin ſucht, ſeinen Glimmſtengel bis zur möglichſten Kürze zu verbrennen, wozu allerdings die größte Gewandtheit und Selbſtverläugnung gehört. Der ſchlagendſte Beweis aber für die Superiorität der genialen Cigarre, für die Achtung, welche ſie genießt, iſt der: eingeſchloſſen in ein elegantes Futteral ruht ſie in der linken Bruſttaſche unweit des Herzens, während der gemeine Tabaksbeutel in die Faltentaſchen des Oberrockes verwieſen, um einen unnennbaren Theil des Körpers baumelt. Frack und Oberrock nehmen die Cigarre gleich willig auf, des ſtolzen Frackes Schöße ſpreizen ſich gegen den Tabaksbeutel und verweiſen ihn in den Oberrock zu der demokratiſchen Tabakspfeife. — Noch wäre unter den Gegnern der Cigarre, der alten eingefleiſchten Verehrer der Tabakspfeife zu erwähnen, die mit Hohn auf die ſiegreiche Uſurpatrix blicken, und doch oft im Geheim ihren Scepter küſſen, aber keiner von allen ihren Gegnern wird die Herrſchaft der Gewaltigen ſtürzen, bis es einſt der mächtigſten aller Herrſcherinnen, — der Mode — gefällt, die Cigarre der hiſtoriſchen Thonpfeife nachzuſchicken, nur dann und nicht eher wird ihr Reich zu Ende ſeyn, und die Zeit der robuſten Mägen, der ſcharfen Augen wird beginnen, gebe dann nur der Himmel auch Gelegenheit dieſe beiden Organe mit Luſt und Freude üben zu können.

Pot-Pourri.

Vorſicht auf Eiſenbahnen!!

Der „New-Buryport Herald“ theilt eine ergreifende Erzählung mit, die ihm vom Baumeiſter Rogers berichtet worden, als dieſer einen der großen, ſchweren ſteinernen Pfeiler, der für den Bau der Börſe in Boſton beſtimmt war, vor Kurzem von Quincy nach dieſer letzteren Stadt transportiren ließ. Die Steinmaſſe wog 60 Tonnen (120,000 Pfund) und wurde von Ochſen gezogen. Gegen Abend kam man an die den Weg nach Boſton durchkreuzende Eiſenbahn, die überſchritten werden mußte. Da die Thore derſelben nicht geſchloſſen waren, weit und breit aus der Ferne nicht das geringſte Geräuſch hörbar war und man glaubte, daß die Bahn zur Nachtzeit nicht befahren werde, ſo beſchloß Herr Rogers, den Stein ſogleich hinüberfahren zu laſſen. Allein als der Wagen mit dem Ochſenzug bis zur Mitte der Eiſenbahnſtraße gekommen war, hörte man plötzlich und unvermuthet den brauſenden Lärm einer entfernten Locomotive, die ſich näherte. Es war bereits dunkel und man konnte deren Führer kein Zeichen geben. Zurückzukehren war nicht möglich, und ſo blieb nichts übrig, als alle erdenkliche Kraft anzuwenden, um den Stein vollends hinüber zu bringen, bevor die Locomotive herankam. Man trieb die Zugochſen auf alle mögliche Weiſe an, aber durch den zu plötzlichen und ſchnellen Ruck, der durch die aufs Aeußerſte angeſtrengten Kräfte ſämtlicher Ochſen verurſacht wurde, riß zum Unglück die Kette, an der dieſelben zogen. Nun ſtieg die Noth aufs Höchſte. Es war kein Augenblick Zeit zu verlieren und daher nicht daran zu denken, die zerbrochenen Theile derſelben wieder zu verbinden und es war unter ſolchen Umſtänden nichts Anderes zu thun, als diejenigen Ochſen, die noch durch einen Theil der Kette an den Wagen geſpannt waren, bis zur größten Anſtrengung ihrer Kräfte anzutreiben. Der Wagen mit der ſchweren Laſt wurde zwar in ſeiner Be-

Digitized by Google

wegung vorwärts gebracht, aber langſam, und mittlerweile hörte man ſchon deutlich das Pfeifen und Schnaufen der in der Dunkelheit mit der Schnelligkeit von 20 engliſchen Meilen per Stunde heraneilenden Locomotive, ohne daß die Perſonen, welche ſich in dem Eiſenbahnwagen befanden, die mindeſte Ahnung von ihrer Gefahr hatten. Da machten die Ochſentreiber einen letzten entſcheidenden Verſuch, die Zugthiere anzutreiben, die Steinmaſſe bewegte ſich, und — die Locomotive mit ihrem Wagenzuge brauste mit Windesſchnelle gerade vorbei, als das letzte Ende des Steins jenſeits der Bahn war. — Da ſtand nun der Baumeiſter, der den Transport leitete, Gott dankend, und die Fuhrknechte, den Schweiß von der Stirn ſich wiſchend, athmeten wieder freier, als wären ſie ſelbſt einer großen Gefahr entgangen. (Darum Vorſicht, Vorſicht!!)

Origineller Liebesbrief eines alten Lieutenants an ein junges Fräulein.

„Mademoiſelle, ich liebe Sie und erſuche mit umgehender Poſt um Gegenliebe. Genau bekannt bin ich mit Ihren Verhältniſſen; Sie haben keinen Liebhaber, keinen Vater, keine Mutter, außerordentlich wenig Jahre und gräßlich viel Geld. Ich bin mit Ihnen einverſtanden. Auch ich habe keinen Vater, keine Mutter, außerordentlich wenig Haare und gräßlich wenig Geld. Sie ſind 16 Jahre, ich 61 — da ſcheer' ich mich den Teufel drum! Ich liebe jedoch wie ein Jüngling von 18 Jahren, worauf ich mich noch gut erinnern kann. Ich bin Gottlob noch Lieutenant. Ich kann dieſe Charge jedoch ſogleich aufgeben. Ihr Vermögen gibt mir die Stellung eines Generals. Schlagen Sie ein, Sie können mein Weib, hol' mich der Henker noch dieſe Woche werden. Schulden habe ich keine, aber Verrechnungen werden mir zur Laſt gelegt. Laſſen Sie mich daher nicht gleiche Fehler bei der Hoffnung auf ihre Hand begehen. Hier mein Portrait, von einem Kameraden mit Bleiſtift entworfen. Mit Farben macht ſich ſo etwas beſſer; allein ſie ſollen durch das Original überraſcht werden. Bauch hab ich keinen, graue Haare einige, Falten im Geſicht höchſt ſparſam. Doch rauche ich hölliſch Tabak und trinke gerne viel und lange. Dies iſt Alles."

Glatzenverſicherung auf Aktien.

1zig unverfälſchtes und un-
2felhaftes Mittel, neue Haare zu
3ben, daſſelbe empfiehlt ſich
4 alle Arten von Glatzen, koſtet
5 Neugroſchen (zum Voraus, falls man
6tra fein wünſcht). — Wenn
7annten Mittel approbirt haben, ſo erſuchen Wir Sie um Ihre
8baren Zeugniſſe. Von allen
9 Mitteln iſt dies unſtreitig das neueſte. Bei Abnahme von
10 Flacon werden wir das
11. gratis geben.

Eine Kellermeiſterin, wie ſie ſeyn ſoll.

In Leipziger Blättern wird ein junges, ſchönes Mädchen (blauäugigen und blonden wird der Vorzug gegeben) als Kaffieterin in einem — großen Bierhauſe geſucht. Sie erhält hundert Thaler jährlich, und freie Koſt, Wohnung u. ſ. w. Sie muß aber auch, außer, Jugend und Schönheit, folgende Eigenſchaften beſitzen: 1) muß ſie gegen Jedermann artig ſeyn, wenn dieſer auch unartig wäre; 2) muß ſie bis zwei Uhr Nachts täglich an der Kaſſa ſitzen, und Tags darauf um ſechs Uhr früh ſchon wieder an ihr Geſchäft gehen; 3) muß ſie jedem Gaſte das bayeriſche Bier aus dem Sinne reden und nur das ſächſiſche anempfehlen; 4) muß ſie über jeden Spaß lachen, den die Gäſte machen, und beſondere Witze, die geriſſen werden, in ein Album eintragen; 5) darf ſie keinem Kunden borgen, ſie bezahlt denn die ausſtehenden Schulden ſelbſt; 6) muß ſie den Tabackqualm vertragen, und, ſollte ſie huſten müſſen, ſogleich aus dem Dienſt treten; 7) ſtatt zu jedem Gaſt zu ſagen: Gehn's morgen wieder! muß ſie zierlich ſprechen: „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie Morgen wieder kommen, und recommandiren Sie unſer Bier beſtens, beſonders das ſächſiſche: (Mir wirds übel!) denn das bayeriſche iſt zu ſtark und kommt auch zu hoch!"

Buntes.

In dem neueſten Romane einer bekannten Leihbibliothek-Schriftſtellerin laſen wir vor Kurzem folgenden intereſſanten Anachronismus: „In ihrem Boudoir ſaß Margarethe von Valois, während ihre Kammerfrau über einer ſilbernen Spiritus lampe den Thee bereitet." (Anno 1572.)

Der Rektor der im Jahre 1348 geſtifteten Univerſität zu Wien führte in früherer Zeit den Titel: Durchlauchtigſter Meiſter der ſieben freien Künſte und oberſter Schulmeiſter in Wien.

Mädchen-Laune, wenn es am Sonntag regnet.

Motto: „Man muß leben wie ein Heide,
„Kann nicht in die Kirche geh'n,
„Ach, in meinem neuen Kleide
„Wird mich leider Niemand ſeh'n."

Ach, wie ſchwarz, um Gotteswillen
Iſt der Himmel ringsum, ſeht!
Und die Wetterfahnen ſchrillen,
Wild vom Sturme umgedreht.
Ströme ſchütter's wie mit Kübeln
Und kein lichter Streif erſcheint,
Nein, es iſt nicht zu verübeln,
Wenn man bittre Thränen weint.
Denn es ſtirbt ja jede Freude,
Man muß leben wie ein Heide.

Nach der Moden allerneu'ſte
Liegt das Prachtgewand jetzt da,
Das von Allen ich im Geiſte
Freudig ſchon bewundert ſah;
Und die ganze lange Woche
Hab' ich mich umſonſt gefreut;
Nur das Neue macht Epoche,
Alt iſt es in kurzer Zeit
Mag vor Schmerz es nicht mehr ſeh'n,
Kann nicht in die Kirche geh'n.

Selbſt an Arbeit mich gewöhnte,
Nähte ſchon ſobald es tagt;
Hab dem Freunde das erſehnte
Rendezvous mit Schmerz verſagt.
Hab' ſo manchen Leckerbiſſen
Mir vom Munde abgeſpart,
Und des ſeidnen Bettes Kiſſen
Seltſam! waren mir zu hart.
Denn mein Glück lag, meine Freude
Ach in meinem neuen Kleide.

Und jetzt machen Thränen, Klagen
Das gepreßte Herz nicht frei;
Sagt mir nicht, daß in acht Tagen
Wiederum ein Sonntag ſey,
Denn die Zeit iſt gar zu lange,
Und die Mode wechſelt ſchnell;
— Großer Gott, ich fleh' ſo lange:
Laß das Wetter werden hell!
Denn, muß ich hier einſam ſteh'n,
Wird mich leider Niemand ſeh'n.

Eingeſandt. Schmid.

Digitized by Google

No. 20. Zwölfter Jahrgang. 1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Eine Stube im Erzgebirge. — Die Tabakpfeifen. — Pot-Pourri. — Buntes.

Eine Stube im Erzgebirge.

Ein zeitgemäßes Bild.

In dem einſtöckigen Häuschen, von dem ich hier rede, findet man eintretend rechts und links Thüren, welche zu zwei Wohnungen aus Stube und Kammer beſtehend führen, jede von einer Familie bewohnt. Dem Auge des Eintretenden gegenüber befindet ſich eine ſchmale Treppe. Wir ſteigen hinauf und haben wieder rechts und links Thüren zu Wohnungen. Nun öffnen wir die Thüre rechts und ſehen die Stube, welche ich bei der Aufſchrift im Sinne hatte, vor uns. Drei kleine Fenſter erhellen den kleinen Raum. Ein großer Tiſch, ein Bett, eine Bank an der Wand, eine rings um den Ofen, drei Stühle und ein hölzerner Fußſchemmel ſind die Einrichtung, ein Kreuz, zwei Heiligenbilder und ein kleiner zerbrochener Spiegel die Zierde der Stube. Nahe am Fenſter ſitzt ein junges Mädchen und klöpelt, am Ofen ſitzt die Mutter mit einem Fuße eine Wiege ſchaukelnd, die Hände in einem Schaffe Waſſer, zerriſſene Wäſche reinigend. Die Anweſenden ſind nicht die einzigen Bewohner der Stube, drei Kinder fehlen noch der Mutter, und der Mann iſt nur ausgegangen. Wären auch die vom Gottesacker noch zu Hauſe, ſo hätte ſie zwölf Kinder, denn es iſt beinahe Sitte bei den Müttern im Erzgebirge, zwölf Kinder zu gebären und dann zu ſterben. Die Ehen, wo man nicht alle Apoſtel einzeln könnte zu Tanfpathen nehmen, gehören zur Ausnahme.

Es iſt faſt Mittag, wie man an der hohen Sommerſonne ſieht, aber der Ofen, der immer die Stelle des Kochheerdes vertritt, iſt kalt. Es fehlt mehr an Holz, als an Hunger. Ungeachtet viel Gram in den Herzen dieſes Menſchenſchlages iſt, ſo nimmt er ihnen doch ſelten den Appetit, gerade als wenn Herz und Magen hier nicht in Wechſelwirkung ſtänden.

Jetzt poltert etwas über die Treppe herauf, und zur Thür herein tritt ein zehnjähriger Knabe mit einem großen Bunde dürren Reiſigs und hinter ihm ein ſiebenjähriges Mädchen mit zwei kleinen Töpfen.

„Nun, Mutter, mach' Feuer! Das Reiſig wird einmal brennen und lodern!“

„Was bringſt du es denn in die Stube? Laß es draußen beim Ofenloch!“ zankt die Mutter.

„Ich muß dir's nur weiſen, Mutter, wie dürr es iſt. Das wird einmal eine Suppe kochen! Mutter, du kannſt es gar nicht denken, wie mich hungert!“

„Ich glaube, du biſt nicht mehr nüchtern,“ ſpaßt die klöppelnde Schweſter, „deine Lippen ſind wie Kohlen von den Schwarzbeeren, die du gegeſſen haſt.“

„Nur ein Paar; ſie färben aber heute ſehr,“ ſagt der Knabe, ſeine blauen Finger zeigend, während das kleine Mädchen fröhlich die Töpfe voll Schwarz- und Preißelbeeren zur Mutter trägt.

Ueber den Lärm erwacht das kranke Kind in der Wiege und weint heftig. Die Mutter hebt es auf ihre Arme, und während ſie es zu beſchwichtigen ſucht mit Singen und Liebkoſen, ſchmählt ſie auch den Knaben, damit er nicht lärme. Wie rührend die Mutter dieſe Doppelpflicht erfüllt, läßt ſich nur andeuten. Endlich ſchlummert das Kind ein, und die Mutter hat den Knaben bewogen, noch einmal in den Wald nach Beeren und Reiſig zu gehen, weil heute der Wochentag iſt, wo die gütige Herrſchaft den Armen erlaubt, Klaubholz zu ſammeln. Die Kinder bitten nur um ein Stückchen Brod auf den Weg; doch die Mutter muß das Verlangte verſagen, weil der Vater erſt ſpäter gegen Abend nach Hauſe kommen wird mit Brod. So möge die Näſcherei der Waldbeeren den Hunger bis dahin dämpfen. Die Aermſten und die Reichſten halten ſpäten Mittag. Auch hier berühren ſich die Extreme. — Der entmuthigte Knabe zögert zu gehen; aber die kleine Schweſter zieht ihn bei der Hand fort, indem ſie ihm entdeckt, daß ſie eine Waldblöße voll ſchöner Beeren und auch einen Platz wiſſe, wo Schwämme wachſen. Das hungerige kleine Volk hüpft wieder fort. Bald darauf tritt ein armer Burſche herein, einen Klöppelſack *) im Arme. Er iſt der Geliebte des ſchönen Mädchens, das er beſucht. Die Arbeit von Beiden wird damit gefördert; denn im leiſen Geſpräche ſchallen die Klöppel munterer und raſcher. Wohl dürfen die Augen ſelten von dem Polſter wegſchlüpfen; die Hände ſind mit hundert Fäden angebunden; doch das Wort iſt frei und bringt die Seelen einander nahe. In frohen Zeiten iſt eine Stube voll Klöpplerinnen ein Neſt voll Scherz und Geſang, und es ſieht ſich den zu der feinen Arbeit nothwendig zarten, weißen Händchen in unglaublich ſchneller Beweglichkeit gut zu, wenn durch das feine Geklirre der dünnen, fingerlangen Klöppel der Chor der lieblichen Mädchenſtimmen ertönt; doch in dieſem hohen Gebirge ſind Freude und Frühling kurz, und man hört gewöhnlich nur das Rauſchen dürrer Blätter und raſcher Klöppel ohne Lerchen- und Mädchenlieder. —

Der Gaſt in unſerer Stube hatte ein Stückchen Brod mitgebracht, das vorzüglichſte Gericht von ſeinem Mittagsmahl. Dieſes wird in drei gleiche Stücke zerſchnitten, und unter Mutter, Tochter und Geber vertheilt. Die Mutter gedenkt ihrer zwei kleinen Kinder, und zerbricht das Stückchen in drei kleinere.

Die beiden Liebenden ſchwelgen im Genuſſe des getheilten Biſſens. Was für eine ſchöne Gottesgabe iſt doch die Liebe! Alles hilft ihr zur Seligkeit, Alles wird in ihrer Hand zum Himmelsſchlüſſel. — Und gut iſt die Liebe, unvergleichlich gut! Sie theilt mit den Andern, was ſie hat: das Rindchen Brod wie eine Krone, die Schäferſtunde wie die Ewigkeit.

Die Gegenwart dieſer drei Menſchen iſt wohl ſchön; doch die drohende Zukunft nimmt bald Theil am Geſpräche. Was ſoll daraus werden? Die Spitzen finden keinen Käufer, die Händler geben kaum mehr, als Zwirn und Seide koſten, die mühſame Arbeit nährt nicht mehr mit Brod und ſelbſt die Erdäpfel ſind mißrathen und theuer, der Betrieb des Bergbaues und der Hüttenwerke ſtockt. Viele Hände und keine Arbeit, viel Hunger und kein Brod.

Wenn die Damen wüßten, wie viel Kummer in die zarten Spitzen eingewebt iſt, ſie hielten ſie ſo werth, wie die mit Lebensgefahr gewonnenen Perlen; wenn die reichen Herren wüßten, wie viel Liebesſeufzer in die zarten Spitzen eingewebt ſind, ſie hielten

*) Ein walzenförmiger Polſter, worauf die Spitzen verfertigt werden. Beim Mangel anderer Arbeit treiben auch Männer dieſes Handwerk.

Digitized by Google

ſie für die würdigſten Geſchenke an ihre Geliebten und ſagten beim Ueberreichen: „So will ich dich mit Liebeswünſchen umgarnen, und die Noth, welche dieſe Spitzen entſtehen ſah, möge mich treffen, wenn ich untreu werde!“ Der Schwur wäre rührend.

Auch in der Stube, welche wir hier betrachten, war viel Noth. Der Vater war einige Wochen ohne Arbeit, der Sohn grub im Lohne einiger Bergbauluſtigen nach Silber, und mußte jeden Tag fürchten, die Geduld ſeiner Brodherren und ſeinen Erwerb enden zu ſehen, weil er kein Silber fand. Die Mutter hatte viel mit den kleinen Kindern zu thun, und da nun das Kleinſte von drei Jahren krank wurde in Folge der kärglichen und ſchlechten Nahrung, konnte ſie keinen Kreuzer mehr verdienen. Der geringe Verdienſt des Sohnes mit dem geringeren der Schweſter reichte nicht mehr aus, die dringenden Bedürfniſſe zu befriedigen. Da hatte der Vater heute in der äußerſten Noth einen Sack genommen und war in die nahen Dörfer gegangen, um von Hauſe zu Hauſe Brod — zu betteln.

Das Alles wurde jetzt von den Dreien in der Stube beſprochen und mit Thränen bekräftiget. Der liebende Jüngling hatte noch den meiſten Muth. Er wollte hinunter in das flache Land gehen zur nahen Erndte, um beim Getreideabſchneiden zu helfen; er wollte mit der Geige, die er ſchlecht ſpielte, in die Welt hineinlaufen, um Geld zu erfiedeln; er wollte ſich an die Schleichhändler anſchließen, er wollte für einen Andern Soldat werden — er wollte Kluges und Unbeſonnenes; aber entweder war das Unternehmen nicht an der Zeit, oder es fehlte das Geld für einen Reiſepaß oder zur Anlage, oder es ſchien nicht mit dem Gewiſſen verträglich, oder mit der Liebe, und ſo kamen ſie endlich zum Vorſatz, das kleine Stückchen Brod täglich zu theilen und dann mit einander zu hungern. Nach dieſen Unterredungen kam der Vater, und Alle gingen ihm hoffend entgegen. Doch ſeine Taſche enthielt nur drei kleine Stücke Brod. Das Betteln in armen Gegenden nährt höchſtens ſeinen Mann, nicht aber auch deſſen Familie. Von den meiſten ward er mit dem Troſte: „Helf' Euch Gott!“ gewieſen. Ueberdies hatte er auch nicht Muth vor alle Thüren zu gehen, oder ein zweites Mal zu bitten.

„Ich habe ſchon manches ſaure Stück Arbeit gethan,“ ſagte er, den Bettelſack niederlegend, „doch ſo bitter iſt mir noch kein Brod geworden. Gott laſſe es euch gedeihen!“ Sein Weib brachte ihm die von den Kindern eingetragenen Waldbeeren und lobte ihre Reiſe. Er ſchob ſie zurück und fing an zu weinen. Dieſes ungewöhnliche Zeichen ſeines Schmerzes über das Elend ſeiner Familie brachte Tochter und Mutter zu lautem Jammer.

Da trat der Sohn haſtig herein und rief: „Silber! Ich habe Silber entdeckt!“ — Wie einſt vielleicht die Auferſtehungspoſaune, ſo riß der Ausruf Alle empor.

Der Vater packte den Sohn beim Arme, als wollte er ſo die gehörte Wahrheit feſt halten. „Haſt du recht geſehen? Haſt du Jemanden gefragt? Iſt gewiß Silber angebrochen?“

„Gediegen Silber! Ich lief damit zu meinem Herrn, der hat von der Stufe die weichen Silberſpäne mit dem Meſſer geſchnitten. Da ſind die drei Thaler, welche er mir für den Fund gab, und jetzt ſind wir Alle glücklich!“ Er warf bei den Worten die klingenden Silberſtücke auf den Tiſch, und lachend liefen die Neugierigen hin, um ſich an dem Glanze zu laben. Das erwachte Kind in der Wiege weinte nur allein noch, und die Mutter riß es im Freudenrauſche an ſich, ſchaukelte es auf dem Arme, zeigte ihm die blitzenden Münzen und klingelte damit, es zu beruhigen, während der Sohn erzählte:

„Als ich heute Morgens zur Grube ging, ſagten mir die Gewerker, daß ich die letzte Woche in Arbeit ſtände, wenn ſie keinen glücklichen Anbruch von edlem Metall brächte, weil man an den Verſuch nicht mehr Koſten wagen könnte. Ich fuhr um Bergſegen betend in die Grube, und hieb traurig in das feſte Geſtein, das ſich nicht aufthun wollte mit Schätzen. Es ging nicht ohne Thränen dabei her, wenn ich auf die nächſte Woche ohne Arbeit dachte, und es kam mir vor, als hiebe ich mein Grab aus. Da pochte es hohl bei meinen Schlägen, und als ich heftiger darauf los hämmerte, ſtürzte die Decke einer Druſe ein, und die blauen Kryſtalle ſchimmerten mir beim Lampenlichte entgegen. Ich räumte das Nebengeſtein weg, brach die Druſe mit Schlägel und Eiſen behutſam ein, und brachte ein großes Stück von den Kryſtallen heraus. Da bogen und ſchmiegten ſich weißglänzende Fäden und gezähnte Drähte und Zacken durch die Kryſtalle, und ich ſtürzte auf die Kniee. Mein guter Gott! Das iſt Silber! Glück auf! rief ich und ſtreckte die Hände mit der Stufe gegen Oben, als wenn ich ſie unſerm Herrgott zeigen wollte. Dann lief ich fort — ich weiß nicht, wie ich aus dem Schachte kam und rannte zu meinem Herrn, der ſagte auch, daß es Silber iſt. Ich bin Steiger, und kann zehn Bergleute in Arbeit nehmen. Ihr, Vater, könnt mit arbeiten, und du, Franz, haſt Arbeit vollauf und meine Schweſter kann dich nun heirathen, ſo bald Ihr wollt. Wir ſind Alle überglücklich. — Mutter, da nehmt den Thaler, da nehmt zwei Thaler, und kocht wieder einmal ein Pfund Fleiſch. Lauf darnach, Schweſter!“

„Heut iſt Freitag,“ ſagte die Mutter. „Seyd Ihr doch im Glück gleich wie die Heiden und ohne Gedanken. Laßt mich nur machen, Ihr ſollt Alle ſatt werden. Nimm das Kind, Tochter!“

Während die andern im frohen Lärm durch einander ſprachen, ging die Mutter Feuer zu machen, und ſetzte Erdäpfel zu. Dann ging ſie zu ihrer Hausfrau, ſagte, daß die Männer nun Arbeit hätten, und daß ſie jetzt ihren Hauszins pünktlich zahlen werde; hier bringe ſie die alte Schuld. Die Hausfrau borgte ihr Milch, Butter und einen Laib Brod. Die Kleinen kamen aus dem Walde und brachten ſchöne „Herrenpilze“ in die Waſſerſuppe. In einer halben Stunde ſaß die glückliche Familie am Tiſche und dünkte ſich beim Ueberfluſſe. Nur das Salz reichte nicht aus, und der Knabe lief, einen Löffel voll zu borgen. —

Laſſen wir die Freudenvollen, deren große Leckertafel in einer Waſſerſuppe, Erdäpfeln mit Butter und Milch beſteht, und deren höchſte Wünſche ein ſicherer karger Taglohn iſt, mit dem Segenswunſche, daß ihnen das beſcheidene Verlangen das Schickſal gewähre! So klein ihr Glücksloos ſeyn mag, geſichert iſt es doch nicht. Die aufgefundene Silberader kann ſich ſchon morgen wieder verlieren, und Arbeitsloſigkeit wirft ſie in ihr voriges Unglück zurück. —

Wollte ich noch tauſend Stuben aus dem Erzgebirge ſchildern, ſie wären Spiegelbilder von dieſer; nur das freudige Ereigniß mit ſeinen hellen Lichtern würden wir in den meiſten Bildern vermiſſen. Und ſo iſt es ſeit mehreren Jahrhunderten, nur mit kleinen Schwankungen in der Summe der Entbehrungen.

Oft betrachtete ich dieſe Wohnungen der Dürftigkeit mit der Frage: ob denn die Menſchheit bewunderungswürdiger ſey in der Kraft zu *entſagen* oder in der Kraft zu *erringen*!

Das Entſagen ſetzt einen anſtrebenden Kampf voraus wie das Erringen, und auch den Kampf mit den Legionen der eigenen Wünſche und einen ſchweren Sieg. Das mag die Antwort begründen. (W. M. Z.)

Die Tabakpfeifen.

Die (in Nro. 19. des Sammlers erſchienene) feurige Apotheoſe der Cigarre hätten wir Tabakpfeifen im Bewußtſeyn unſeres hiſtoriſchen Werthes gänzlich unerwiedert gelaſſen, aber auf Anregung unſeres Vorgehers und Veteranen, eines alten ehrwürdigen braungerauchten Schwanenhalſes, der uns in einer eindringenden Allokution die Nothwendigkeit einer kurzen Widerlegung jener Uebertreibungen begreiflich machte, möge dies hiemit in wenig Worten geſchehen. — Ob ſich der Varinas nebſt allen andern Tabakſorten breit mache oder nicht, geht uns nichts an, wir Tabakpfeifen nehmen alle Sorten willig auf, was aber die undeutſche Cigarre anbetrifft, ſo wollen wir ihr die ariſtokratiſche Kathegorie nicht ſtreitig machen, ſie hat deswegen doch keinen Kopf und auch kein Mundſtück von Haus aus — wie wir, und wir wiſſen nicht, ob ſich die ächten Cigarrenraucher was zu gute darauf thun dürfen, daß ſie weder Kopf

Digitized by Google

noch Mundſtück nöthig haben, denn ohne beides, was iſt man da in unſern Tagen? Man frage nur die Damen, die das erſte dieſer beiden Requiſiten am Manne ſehr zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie es ihm auch mit dem ihnen angeborenen Zweiten oft gewaltig warm machen; — was endlich die Schädlichkeit des Cigarrenrauchens anbetrifft, ſo läßt ſich dieſe nicht wegwitzeln, denn die Erfahrung lehrt, daß die meiſten Cigarrenraucher ſchwache Mägen haben, ſchlechte Eſſer ſind und Brillen tragen. In äſthetiſcher Beziehung aber kann ſich die Cigarre mit der Tabakpfeife gar nicht meſſen. In immer gleicher Form und wenig nüancirtem Braun liegt ſie in ihrem traurigen ſpießigen Kaſten wie in einer Todtenlade, während wir an der Wand oder auf zierlichen Geſtellen in vielfachen Formen und Farben — eine wahre Zimmerzierde — den heitern Tag begrüßen. Der Maler, der Silberarbeiter, der Drechsler verherrlichen die Tabakspfeife durch kunſtreiche Werke, geſchmackvolle Beſchläge, elegante Rohre ꝛc, reiche Liebhaber beſitzen koſtbare Pfeifenkabinette, in denen alle Zeiten und Moden dieſes Gegenſtandes ihre Repräſentanten haben; wer hat aber je von Cigarrenſammlungen gehört? — Die Cigarre iſt auf ein kurzes Daſeyn verwieſen, ſie wird verbrannt — nichts bleibt von ihr zurück, als ein trauriges Häuflein Aſche, verwünſcht von Allen, deren Aermel, Handſchuhe Tabacksbeutel u. dgl., damit in Konflikt gerathen, während die Tabakspfeife Generationen kommen und verſchwinden ſieht, und nicht ſelten in dem Enkel eine ehrwürdige Erinnerung weckt, indem er das Bild der Großmutter auf dem Porzellainſtummel betrachtet, den ſich einſt der Großvater als Bräutigam malen ließ. Was ferner die ſo ſehr hervorgehobene Ehrenſtelle der Cigarre betrifft, ſo beneiden wir ſie um dieſe zweideutige Auszeichnung nicht im geringſten; denn das Herz hat von jeher die dummſten Streiche gemacht, wovon wenigſtens unſer vielverkannter harmloſer Nachbar freizuſprechen iſt. Mag ſich auch der eingebildete Frack gegen uns und gegen den Tabaksbeutel ſpreitzen, es iſt dies nur ein Beweis ſeiner Unzulänglichkeit, ſeiner Ohnmacht, etwas tüchtiges ſolides aufzunehmen, und ſo etwas kommt bei den Geſpreitzten gewöhnlich vor. Die Tabakpfeifenfabrikanten aber, ihres endlichen Sieges gewiß, rauchen die Cigarren nur, um nicht egoiſtiſch zu erſcheinen, und es liegt eine gewiſſe Größe darin, mit dem Feinde zu ſpielen, den man über kurz oder lang zu ſeinen Füßen zu ſehen überzeugt iſt. Was nun die kölniſche Thonpfeife betrifft, ſo laborirt ſie gleich der Cigarre an Eintönigkeit der Form und Farbe, daher war auch bei unſerm erſten Auftreten ihr Schickſal ſchon entſchieden, nicht wir Tabakspfeifen, ſie ſelbſt, durch ihr verſteinertes zugeknüpftes Beharren am Herkömmlichen hat ſich der Vergeſſenheit überliefert, ein Memento mori für die Cigarre, die allerdings von der Mode Alles zu befürchten hat, denn was könnte die bewegliche launenhafte Dame mit jener braunen Mumie wohl anfangen? Anders iſt es mit uns Tabakspfeifen, die wir ſchon tauſend Formen durchgemacht haben, und noch durchmachen werden, wenn der Name „Cigarre" längſt aus dem Wörterbuch, wie aus der Umgangsſprache verſchwunden iſt. (Nürnb. K.)

Pot-Pourri.

Ein Pariſer Prediger.

Unter den geiſtlichen Rednern der franzöſiſchen Hauptſtadt zeichnete ſich in der Charwoche Abbé Ravignan in Notre Dame aus, wo er drei Mal am Tage predigte, oder vielmehr vortrug. Abbé Ravignan war früher königlicher Anwalt, das Extemporiren und der Vortrag ſind ihm daher ſchon vom Gerichte her geläufig, auch hat er den Vortheil, daß er die große Welt kennt, in welcher er ſeine Jugendzeit verlebt hat, ehe ihm dieſelbe, wir wiſſen nicht wodurch, verleidet wurde. Wenn man ihn mit ſeinem geiſtreichen, höchſt einnehmenden Geſichte ſo elegant und doch ſo natürlich zu den Damen reden hört, ſollte man glauben, er ſey noch immer der Weltmann, der Mann von gutem Ton und heiterer Unterhaltung; einen ſeiner geiſtreichen, den Damen gewidmeten Vorträge hatte er auch „die Welt" betitelt. Er wollte den Damen die Schaalheit und Nichtswürdigkeit mancher Geſellſchaften in der großen Welt darſtellen, und er that es in dem Tone, wie ſie etwa ein Freund dem andern ſchildern würde. Er beſprach das leidige Ueberbieten an Putz und Luxus, und fragte die Damen, wo ſie ſtehen bleiben wollten? Stehe Eine der Andern im Schmucke nach, ſo werde ſie bekrittelt, überbiete ſie dieſelbe, ſo werde ſie ebenfalls bekrittelt; da nun der Luxus in beſtändiger Zunahme begriffen iſt, ſo müſſen auch die Ausgaben aller Damen ſich ſteigern, ohne daß die Einnahmen ihrer Männer in gleichem Verhältniß zunehmen. (Wollen unſere Schönen dieſen Satz gefälligſt zweimal leſen!) Daher wiederholte der Abbé einmal um's andere; „Où vous arreterez-vous, mes dames?" Dann tadelte er die herrſchende Unzüchtigkeit im Anzuge der Damen, und ſetzte hinzu: „Sie werden mich fragen: wie können Sie wiſſen, wie wir uns zu den Abend-Aſſembléen kleiden, da Sie dieſelben nicht beſuchen? Meine Damen, ich weiß es aus guter Quelle. — O, werden Sie ſagen, vermuthlich haben Ihnen alte Weiber aus Neid ſo etwas berichtet. — Nein, meine Zuhörerinnen, ich habe es von jungen Damen." — Ferner: „Die Damen beklagen ſich oft, daß die jungen Leute nicht mehr ſo achtungsvoll gegen ſie ſeyen, wie ehemals. Erlauben Sie mir, es Ihnen zu ſagen: dies iſt Ihre eigene Schuld, meine Damen. Ehemals zeigte ſich eine junge Dame niemals in einer großen Geſellſchaft ohne die Begleitung einer ältern, welche ihr an Mutter ſtatt diente, wenn ihre Mutter nicht bei ihr war. Jetzt aber iſt dies nicht der Fall. Eine junge Dame begibt ſich ganz allein in die große Welt; hier ſchwankt ſie, wie ein Schiff auf offener See, ſie begeht Unbeſonnenheit über Unbeſonnenheit, und dennoch wundert ſie ſich, daß man ihr nicht mit der Ehrerbietung begegnet, welche ſie fordern zu dürfen glaubt u. ſ. w." Dies und manches Andere trug der Abbé in ſeiner geiſtreichen Manier recht anmuthig vor; zuweilen war er wirklich drolligt. Aber Abends redete er ernſthafter zu den Männern; mit dieſen ſcherzte er nicht, hier fiel er nie aus dem ſtrengen Predigtton.

Eine Scheere.

Vor einiger Zeit feierte ein junges Ehepaar zu Paris ſeine Hochzeit in einem großen Speiſehaus. Nach dem Schmauß ward geſpielt und getanzt. Plötzlich ward die Neuvermählte unwohl. Ihr Gemahl brachte ſie in ein Nebenzimmer. Vermuthend, daß die Uebelkeit von allzuſtarkem Schnüren herrühre, verſuchte er das Corſet zu öffnen, und da ihm dies nicht ſchnell genug von der Hand ging, zog er eine Scheere heraus und zerſchnitt die Schnürriemen. Die junge Frau fühlte ſich augenblicklich beſſer und warf einen Blick des Dankes auf ihren Gemahl. Dieſer Blick verwandelte ſich aber ſofort in einen Ausdruck des Staunens und Entſetzens, und ſie ſtieß einen Schrei der Verzweiflung aus. Die Hochzeitsgäſte laufen herbei. Man fragt, man bittet ſie, zu reden; ſie antwortet nur durch Thränen. Endlich beſchwört der Mann die Troſtloſe, einige vertraute Verwandte zu ernennen, in deren Gegenwart ſie ihm das ſonderbare Räthſel löſen könne. Dieſer Vorſchlag wird angenommen, und die junge Frau erzählt, daß ſie vor drei Jahren, während ſie Arbeit in eine Modewaarenhandlung trug, beſtohlen worden, und daß ſie bei dieſer Gelegenheit um die Scheere mit goldnem Griff gekommen ſey, welche ſie in den Händen ihres Mannes erblickte. Dieſe Scheere ſey ihr zu gut bekannt als das einzige Erbſtück von ihrer Mutter. — Der Schluß für die Zuhörer war, daß der Neuvermählte ein Dieb ſeyn möchte. Der ſtillſchweigend Beſchuldigte bat den Schwager ſeiner Frau, mit der Scheere zu dem Polizeikommiſſär im Quartier St. Denis zu gehen und ihn zu bitten, den Inhalt einer vor drei Jahren in Betreff dieſer Scheere gemachten Angabe mitzutheilen. Während der Schwager dieſen Auftrag ausrichtete, erzählte der Neuvermählte Folgendes. Vor drei Jahren ging ich eines Abends zwiſchen acht und neun Uhr unter einem Glasdach im Paſſage Brady, als ich

Digitized by Google

das Klingen zerbrochenen Glaſes über mir hörte, und mich in der Wange verwundet fühlte. Ich griff an die wunde Stelle und zog dies Scheerchen heraus. Ich rief hinauf; da aber Niemand antwortete, dachte ich, der Eigenthümer, welcher die Unvorſichtigkeit begangen hat, will ſich nicht melden. Ich machte dem Polizeikommiſſär die Anzeige; habe indeß weiter nichts erfahren.“ — So weit die Erzählung des Neuvermählten. Nach einer Stunde brachte der Schwager die Ergänzung, daß die Diebe von damals ein Jahr darauf eingefangen worden ſeyen, und geſtanden hätten, ihren Weg nach dem Diebſtahl über das Dach genommen und bei der Gelegenheit die geſtohlene Scheere verloren zu haben. Dieſer Bericht diente nicht nur zur Beruhigung der Gäſte, ſondern auch des vor dem Speiſehaus verſammelten Publikums. Denn, Dank der Geſchwätzigkeit einiger Gäſte, hatte ſich bereits außer dem Haus das Gerücht verbreitet, der Neuvermählte ſey durch eine merkwürdige Fügung der Vorſehung als ein Dieb erkannt worden.

Folge der Eiferſucht.

Zu Drogheda in Irland ward ein gewiſſer Curtis wegen Ermordung eines jungen Mädchens zum Tode verurtheilt. Noch auf der Fahrt zum Richtplatze und unter dem Galgen betheuerte der Delinquent ſeine Unſchuld. Der Henker hatte ihm bereits die Schlinge umgelegt, als unter den Zuſchauern eine Unruhe entſtand und eine Stimme rief: „Tödtet ihn nicht, er iſt unſchuldig; ich bin die Schuldige! Die Eiferſucht trieb mich zu dem Streiche! — Bald ergab es ſich, daß die Perſon, welche ſo rief, die Miß Fiſcha ſelbſt war, welche Curtis ermordet haben ſollte. Der Henker ſtellte ſein Werk natürlich ſogleich ein und der Strick war durchaus noch nicht ſo feſt angezogen worden, daß der Delinquent erdroſſelt ſeyn konnte. Dennoch ſank Curtis todt zu Boden: der Anblick des Galgens und die bloße Berührung des Strickes ſcheinen den Unglücklichen getödtet zu haben.

Treue Liebe.

Jedem Reiſenden, welcher ſeit einigen Jahren den Poſthof zu Braunſchweig betrat, wird am Thorwege desſelben eine Frauensperſon in die Augen gefallen ſeyn, welche unabläſſig vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ſtarren Blickes jedem ankommenden Poſtwagen entgegen ſieht. Keinem Frager gibt ſie eine Antwort; ſie nimmt bei der Eröffnung des Poſtbüreaus früh Morgens ihren Platz ein und entfernt ſich erſt, wenn daſſelbe Abends geſchloſſen wird. Die Perſon iſt eine Irre, welche, vor Jahren von ihrem Geliebten verlaſſen, in der Meynung lebt, derſelbe komme unvermuthet mit einem Poſtwagen an. Früher hatte ſie ihren Standpunkt vor dem Petri-Thore, hoffend, der lang Erſehnte werde, aus Hamburg kommend, in ihre Arme eilen. Nachdem ſie nun aber jahrelang vergeblich hier gewartet hatte, zog ſie es der Sicherheit wegen vor, den Poſthof zum Standpunkte zu wählen. Ihr ehemaliger Geliebter, der ſie wegen vermutheter Untreue früher verlaſſen hat, lebt noch und zwar verheirathet in der Nähe Braunſchweigs. Jedenfalls bleibt dieſer tragiſche Fall ein mahnendes Zeichen für leichtſinnige Liebhaber.

Die engliſchen (?) Redakteurs.

Lord Wharncliffe und Alexander Baring (jetzt Lord Aſhburton) erkauften im November 1834 für die runde Summe von 187,000 Pfd. Sterl. vom Eigenthümer der „Times“ Hrn. Walter dieſes frühere Organ der Whigs für die Torypartei. Nachdem das Geſchäft geſchloſſen, äußerten ſie gegen Hrn. Walter, daß er ſich nun auch wohl nach einem andern Redakteur umzuſehen habe. „O nein,“ ſagte Hr. Walter, „ich will mit Barnes ſprechen.“ Hierauf ging er zu dieſem und ſagte: „Hr. Barnes, wir müſſen morgen als Toryjournal erſcheinen; habe ich mich nach einem andern Redakteur umzuſehen?“ „Was müſſen Baring und Wharncliffe für Narren ſeyn, daß ſie denken, ich könne nur für eine Partei ſchreiben,“ antwortete Barnes. — Deß Brod ich eſſe, deß Lied ich ſinge!

Fatalitäten.

Ein ältlicher Herr in Wien ſtudierte neulich die Anſchlagzettel-Literatur und lehnte ſich rückwärts auf den Stock. Ein jugendlicher Gypsfigurenhändler geht vorüber und ſtößt abſichtlich an den improviſirten Stuhl. Der alte Herr ſtolperte rücklings und fällt dem Welſchen in die „Figuri“. Dieſer läßt ſeinen ganzen Kram fallen, und im Nu iſt der Boden mit einer weißen Scherbenſaat bedeckt. „Corpo di Bacco!“ ſchreit der gypsfiguriſche Händler und packt den alten Herrn beim Knopf. Silentium! ſpricht dieſer, was koſtet die ganze Paſtete? — „Cinque fiorini in moneta.“ (Fünf Gulden Münz.) — Hier ſind ſie! — „Servo umilissimo!“ — Der Kram war nicht fünf Gulden Schein werth. Keine Hexerei, blos Induſtrie!!! —

In D. kommt neulich ein Herr vom koloſſalſten Umfang, durchaus das lebhafteſte Conterfei des ehrwürdigen Pickwick in Boz humoriſtiſchem Roman, die Straße heraufgekeucht, und ſchnauft wie ein Wallfiſch. Jetzt muß er den gefährlichen Schritt über einen ziemlich breiten Rinnſtein wagen. Mit Schaudern rüſtet er ſich zum salto mortale. Auf ſeinen Stock geſtützt, auf einer Seite ins Knie geſunken, mit dem andern Bein in der Luft fechtend, probirt er den riskanten Uebergang, als ein Gensdarm den Gequälten beim Kragen erfaßt und ihm ins Ohr ſchreit: „Mein Herr, das Turnen iſt hier verboten!

Alles hat ſeine Gränzen.

Auf einer Fußreiſe wurden Drei von einem Platzregen überfallen. Zwei liefen, was ſie konnten, das nächſte Dorf zu erreichen, der Dritte folgte ganz langſam nach. Im Wirthshauſe traf er ſeine beiden Kameraden in bloßen Hemdärmeln und fragte ſie: „Seyd ihr naß geworden?“ „Bis auf die Haut.“ „Nun, weiter bin ich es auch nicht.“

Buntes.

Sehr naiv hatte ein Schulmeiſter in Hamburg über der Schulſtube folgenden Reimen geſchrieben:

„Allhie erzieht man die Jugend
Zur Gottesfurcht und Tugend,
Und bläut unartigen Kindern
Ganz ſyſtematiſch den Hintern,
Und zieht daraus mit knapper Noth
Sein kärglich Stücklein täglich Brod.“

Ein Preuße ſtellte ſeinen zurückgekehrten Bruder, den er von den Seinigen am Längſten nicht geſehen hatte, mit den Worten vor: „Das iſt mein längſter Bruder, den ich nicht geſehen habe.“

Ein Frankfurter, dem nichts über den Schlaf ging, ſagte: „Ich kann Alles entbehre: d'Arbeite und alle annere Strapatze, aber de Schlaf nit!“

Auf einem bürgerlichen Pickenick zu Prag ſagte ein Stutzer zu einer hübſchen Brauerstochter: „Erlaubens Fräulein, daß ich bin ſo frei, Sie auf nächſtes Galopp auszubitten? „Dank ich Ihne“ erwiederte das holde Kind, „alee bin ich ſchon ankutſchirt.“

Ein Schneider in London ſuchte jüngſt durch die dortigen Zeitungen: „Künſtler ſeines Faches, welche ſich zwiſchen den Erfriſchungszeiten: Frühſtück, Mittagseſſen, Thee und Abendeſſen, mit Arbeit beluſtigen wollen!“

Sächſiſches Volkswort.

Die Liebe is e Ding,
Ihr Anfang is e Wink,
Ihr Fortgang is e Kuß,
Ihr Ende is — e Muß.

Digitized by Google

Nro. 21.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Hiſtoriſche Erinnerungen des Baron von Menneval. — Eine Anekdote von Ludwig Devrient. — Pot-Pourri. — Adam.

☞ **Vorläufige Nachricht.** Dem vielſeitigen, ſowol von hier als von auswärts uns zugekommenen Wunſche: den „**Sammler**“ wöchentlich **zweimal** erſcheinen zu laſſen, können wir, bei dem außergewöhnlichen Zuwachs von Abonnenten, deſſen auch im gegenwärtigen Jahr die „**Augsburger Abendzeitung**“ ſich zu erfreuen hatte, vielleicht ſchon mit dem nächſten Quartal entgegen kommen, ſo daß vom 1. Juli an jeden **Mittwoch** und **Sonnabend** ein „**Sammler**“ und zwar **ohne** Preiserhöhung erſcheint. — Zugleich bemerken wir, daß der „**Sammler**“ allein, **ohne die Abendzeitung** niemals abgegeben wird!

Hiſtoriſche Erinnerungen des Baron von Menneval,

ehemaligen Portefeuille-Sekretairs bei Napoleon und Hofſtaats-Sekretairs der Kaiſerin Marie Louiſe.

(Aus deſſen neueſtem Buch: „Napoleon und Marie Louiſe.“)

Die Kaiſerin hatte ſeit ihrer Abreiſe aus Frankreich das Zeichnen hintangeſetzt; ſie benutzte die Anweſenheit Iſabey's in Wien, um es von Neuem zu beginnen. Dieſer talentvolle Künſtler war dorthin gekommen, um Portraits von den Souverainen zu nehmen, da er an ſeinem Gemälde des Wiener Kongreſſes arbeitete, ein Bild, welches eben ſo bedeutend iſt durch die Aehnlichkeit der Perſonen wie durch die geiſtreiche Art ihrer Gruppirung; aber der Pinſel entfiel gewiß oft den Händen des Malers, da dieſe Arbeit für einen Franzoſen nicht wenig ſchmerzhaft ſeyn mußte. In jeder Woche vergönnte er ſich einige Stunden, um mit der Kaiſerin die Lehren wieder durchzunehmen, von denen ſie ſo treffliche Anwendung machte. Die Muße, der Einfluß der Erinnerungen in dem Luftkreis, worin ſie lebte, ſtimmten ſie auch dazu, in kindlichen Vergnügungen, welche ihr (die damals erſt 23 Jahre zählte) aus ihrer Jugend lieb und werth waren, zerſtreuende Unterhaltung zu ſuchen; ſie gab ſich ſolchen kleinen harmloſen Freuden hin, wenn ſchlechtes Wetter ihre gewohnten Spaziergänge oder ihre täglichen Beſuche im kaiſerlichen Schloß unterbrach.

Zuweilen überwand die Kaiſerin ihre Abneigung gegen die Staatsgeſchäfte und lieh ihr Ohr den Berichten, welche ihr entweder vom General Neipperg oder von dem dirigirenden Miniſter der Herzogthümer Parma und Placenza, der ſich zu dieſem Zweck nach Wien begeben hatte, erſtattet wurden. Der Erſtere las ihr eines Tages eine ſehr ernſte Denkſchrift vor, welche ſie mit Aufmerkſamkeit anzuhören ſchien; es waren politiſche und militairiſche Betrachtungen über Italien, in denen ſich der Verfaſſer mehr an den Staats-Maximen des Themiſtokles, als an den Tugend-Prinzipien des Ariſtides begeiſtert hatte. Dieſer Plan, von einem der Männer ausgehend, von denen Napoleon am lauteſten eines unerſättlichen Ehrgeizes beſchuldigt wurde, betraf die Annahme eines Bundes-Syſtems, wodurch Italien mit der Zeit ganz und gar unter Oeſterreichs Oberherrlichkeit kommen ſollte; er muß noch in den Mappen der Wiener Kanzlei liegen.

Meine angenehmſte Zerſtreuung war, wenn ich einige Stunden in dem Zimmer des jungen Prinzen zubringen konnte. Seine Anmuth, ſeine Freundlichkeit, ſeine lebhaften Antworten, das Alles war zum Entzücken; er war damals nahe an vier Jahren, kräftig und wohl gebaut und von vortrefflicher Geſundheit. Blondes, buſchiges, gelocktes Haar umwallte ein offenes Antlitz, deſſen regelmäßige Züge von ſchönen blauen Augen belebt wurden. Er hatte einen früh entwickelten Verſtand und beſaß Kenntniſſe, welche man bei wenig Kindern von viel vorgeſchritteneren Alter antrifft.

Frau von Montesquiou, die den Prinzen ſelbſt des Nachts nicht verließ und ihn mit mütterlicher Liebe pflegte, ſtand täglich um 7 Uhr Morgens auf und begann gleich nach dem Gebet ihren Unterricht. Der junge Prinz las nicht nur geläufig, ſondern wußte auch ſchon etwas Geſchichte und Geographie; die erſten Elementarkenntniſſe hatte er ſchon vollkommen inne. Ein Abbé Lanti, Almoſenier der franzöſiſchen Geſandtſchaft, hielt mit ihm italieniſche Converſation, und ein Kammerdiener ſprach nur deutſch mit ihm. Das Kind konnte ſich bereits in dieſen beiden Sprachen verſtändlich machen, aber es widerſtrebte ihm, ſich in der letzteren auszudrükken, deren Ausſprache ihm ſchwierig und rauh erſchien.

Der erſte Tag des Jahres 1815 weckte im Herzen der Kaiſerin wieder die Erinnerungen an Frankreich, die einen ſo gewaltigen Riß bekommen hatten. In Frankreich iſt dies ein großer Feſttag, in Wien zählt er faſt zu den gewöhnlichen Tagen; in der ihm vorangehenden Woche beſchenkt man ſich hier, mit Weihnachtsgaben und Wünſchen. Dann ſind die Straßen Wiens von Kutſchen und geputzten Fußgängern vollgepfropft. Es ſcheint eher, daß man das zu Ende gehende Jahr mit Ehren zu Grabe bringe, als daß man das neu beginnende feierte. Die Rückkehr zu der Sitte unſeres Vaterlandes ließ uns einen Augenblick glauben, daß dieſes zu Schönbrunn nicht ganz vergeſſen ſey. Die Kaiſerin empfing nach der Meſſe in der Schloß-Gallerie ſämtliche Perſonen ihres Hauſes. Sie war ſo gütig, mir allerliebſte Geſchenke zu machen, Erzeugniſſe des Wiener Gewerbfleißes, denen ſie eine jener kleinen bemalten Karten hinzufügte, mit denen man ſich in Deutſchland zu gewiſſen Zeiten des Jahres zu beſchenken pflegt, und welche den Wunſch einer beſſeren, einigermaßen der Vergangenheit gleichenden Zukunft enthielt. Selbſt General Neipperg zeigte viel entgegenkommende Freundlichkeit.

Der Tag der heiligen drei Könige verſammelte die Souveraine zu einem großen Bankett bei Hofe. Ich weiß nicht mehr, wer Bohnenkönig wurde. Zu Schönbrunn gab an demſelben Tage die Kaiſerin ihrem Sohne, ihrem jungen Bruder Erzherzog Franz Karl (dem jetzigen präſumtiven Thronfolger) und ihren Schweſtern ein Vesperbrod. Das ephemere Königthum fiel ihrem Sohne zu, ein Sinnbild desjenigen, welches er bei ſeiner Geburt empfangen hatte.

Am 12. machte die Kaiſerin aus Anlaß des ruſſiſchen Neujahrs, welches dem 13. Januar des Gregorianiſchen Kalenders ent-

Digitized by Google

ſpricht, der Kaiſerin von Rußland und den Großfürſtinnen einen Beſuch.

Um dieſelbe Zeit hatte der Baron von Erbeck, Erzieher des öſterreichiſchen Thronfolgers, jetzigen Kaiſers, in vollem Hofzirkel einen heftigen epileptiſchen Anfall, in Folge deſſen er in Raſerei verfiel, welche ihm kurz darauf den Tod brachte. Dieſer Vorfall machte einen gewaltigen Eindruck auf den Geiſt ſeines erhabenen Zöglings: man ſprach allerlei darüber und erzählte ſich von ſeltſamen Aeußerungen, die dem Erzieher in ſeinem Delirium entfallen ſeyn ſollten, die aber offenbar nur das Erzeugniß einer geſtörten Einbildungskraft waren.

Die Anweſenheit des Prieſters Werner in Wien, eines großen Kanzelredners und Verfaſſers von Trauerſpielen, die viel Aufſehen gemacht hatten, wie er denn für einen der erſten Dichter Deutſchlands galt, brachte den Grafen Neipperg auf den Gedanken, der Kaiſerin das Vergnügen zu verſchaffen, dieſen Dichter zu hören. Der Eindruck ſchöner, mit Begeiſterung vorgetragener Verſe ſollte dazu dienen, dieſer Fürſtin die deutſche Sprache wieder lieb zu machen. Mehrere ihrer Onkel Erzherzöge und ihrer beiden ehemaligen Oberhofmeiſterinnen, Frau von Colloredo und Frau von Lazanski wurden zu dieſen Vorleſungen eingeladen; meine Unkenntniß der deutſchen Sprache entband mich der Pflicht, dabei anweſend zu ſeyn. Zacharias Werner las ſein Trauerſpiel „Kunigunde" vor. Dieſer Mann war vom Lutherthum zum Katholizismus übergetreten und ſelbſt in Rom geweſen, um ſeinen früheren Glauben in die Hände des Papſtes abzuſchwören.

Am 21. Januar ließ der franzöſiſche Geſandte in der Stephanskirche ein Todtenamt zum Gedächtniß Ludwig's XVI. abhalten. Der Erzbiſchof von Wien fungirte dabei in großem Pomp. Alle Souveraine in Trauer und die Fürſtinnen mit Krepp-Mänteln über ihren ſchwarzen Kleidern wohnten auf einer Tribüne des Chors dieſem Gottesdienſt bei. Am folgenden Tage war zu Schönbrunn eine Schlittenfahrt, welche die Souveraine ſelbſt führten; auch Prinz Eugen war zu dieſem Schauſpiel eingeladen. Das Schloß war ganz in Beſchlag genommen. Frau von Montesquiou und Frau von Brignole mußten ihre Zimmer zum Durchgang nach dem Theater einräumen; nur die Gemächer der Kaiſerin wurden verſchont.

Mit Ungeduld erwarteten wir das Ende des Kongreſſes, welches man uns täglich als nahe bevorſtehend ankündigte, aber die Ceremonien und Feſtlichkeiten nahmen zu viel Zeit hinweg, und die wichtigen Fragen über den Beſitz von Sachſen und Polen trübten die Einigkeit, welche unter den auf dem Kongreß vertretenen Hauptmächten zu herrſchen ſchien. Frankreich war, ungeachtet oder vielleicht in Folge der Gewandtheit ſeines Repräſentanten, ein unentgeltlicher Zuſchauer der Ländertheilung. Mit aller Gutmüthigkeit erhielt es doch kein Zugeſtändniß vom geringſten Vortheil. Im Gegentheil, es wirkte noch eifrig dazu mit, die einzige franzöſiſche Herrſchaft, die ihm in Italien geblieben war, zu vernichten und Oeſterreichs Macht daſelbſt zu befeſtigen. Wenn man geſagt hat, der franzöſiſche Bevollmächtigte habe ein perſönliches Intereſſe zu verfechten gehabt, nämlich die Behauptung des Fürſtenthums Benevent, welches er der Freigebigkeit Napoleons verdankte, und die bedeutende Entſchädigung, die er von der Erkenntlichkeit der Bourbonen zu Neapel empfangen ſollte, ſo iſt damit eine Thatſache ausgeſprochen, welche mit dem bekannten Benehmen und Charakter dieſes Miniſters ſo vollkommen übereinſtimmt, daß man die Beſchuldigung unmöglich für ganz verleumderiſch halten kann. Herr von Talleyrand ſchloß ſich auch dem ſpaniſchen Geſandten an, um die Gattin ſeines ehemaligen Wohlthäters der parmeſaniſchen Staaten zu berauben; ſein Eifer für das Haus Bourbon und die Legitimität hatte ihn ganz hingenommen. Die Intereſſen der neapolitaniſchen Königsfamilie ſiegten über die franzöſiſchen. Nicht minder nahm die franzöſiſche Geſandtſchaft an den geheimen Maaßregeln Theil, welche gegen Napoleon, der ſelbſt als Souverain eines kaum merklichen Punktes des mittelländiſchen Meeres noch Furcht und Schrecken einflößte, vorgeſchlagen wurden, und Herr von Talleyrand drang auf Deportation.

So verbargen ſich Leidenſchaften aller Art unter dem glänzenden Firniß der Luſtbarkeiten. Dieſe geheime Geſchichte des Wiener Kongreſſes würde eines der intereſſanteſten Werke ſeyn. Bälle und Redouten täuſchten das Wiener Publikum über die wahren Urſachen der ſichtbaren Stockung in den Verhandlungen. Nur der öſterreichiſche Hof mußte finden, daß der Aufenthalt der hohen Herrſchaften ſich über die Maaßen verlängerte. Die Koſten, welche ihm dadurch verurſacht wurden, waren für ſeine Finanzen ſo empfindlich, wie es nur der Kriegszuſtand hätte ſeyn können, und es wäre ihm nicht zu verdenken geweſen, hätte er am Schluß eine Entſchädigung verlangt.

Kaiſer Alexander kam zuweilen um die Frühſtücksſtunde nach Schönbrunn, in Begleitung des Prinzen Eugen, mit welchem er täglich ſpazieren ging. Er ließ ſich nicht vorher anmelden und ſetzte ſich traulich bei Tiſch neben die Kaiſerin. Es war ihm erinnerlich, mich in Tilſit und Erfurt geſehen zu haben; er war ſehr herablaſſend gegen mich und verſicherte mich ſeines Wohlwollens. Durch Prinz Eugen ließ er mir ſogar eine Stelle in Rußland anbieten, wo er mich für das entſchädigen wollte, was ich in Frankreich verlöre. Alle möglichen Gründe aber verboten mir, dieſen Vorſchlag anzunehmen, für den ich indeß ſehr dankbar war. Anderswo habe ich erzählt, was er zu mir über die Vortrefflichkeit des Kontinental-Syſtems äußerte und über den unfehlbaren Ruin, der für England aus dieſem Syſtem hätte entſpringen müſſen, wenn es nur noch ein Jahr gedauert hätte. Er hatte ſeine Ueberzeugung aus den Beſuchen geſchöpft, die er in den großen Induſtrie-Anſtalten jenes Landes gemacht, und aus den Unterredungen, welche er mit den bedeutendſten Fabrikanten gehabt. Es miſchte ſich etwas Unwillen in ſeine Aeußerungen über England; die Londoner Geſellſchaften hatten ihm nicht gefallen. Die noch heutzutage von den Männern aufrecht erhaltene Gewohnheit, am Tiſch ſitzen zu bleiben, um zu trinken, nachdem die Damen in den Salon verwieſen worden, hatte ihn ſehr verletzt. In Wien ſtrebte er nach Popularität. Auf den Spaziergängen grüßte er alle Offiziere, die ihm begegneten; oft ging er an ſie heran, ſchüttelte ihnen die Hand und ſagte ihnen einige freundliche Worte. Stets im Frack oder Oberrock gekleidet, ging er aus und kehrte zurück, ohne zu geſtatten, daß man ihm die militairiſchen Ehrenbezeigungen erweiſe. Wenn ein Wachtpoſten, der hiervon nicht benachrichtigt war, ihn von weitem erkannte und das Gewehr präſentiren wollte, machte er ihm ein Zeichen mit der Hand, es zu unterlaſſen und keine Notiz von ihm zu nehmen.

Der Kreis des kleinen Hofes Marie Louiſens hatte ſich ſehr verengt; General Neipperg und ich bildeten ihn faſt ganz allein. Manchmal, jedoch ſelten, ſchloß ſich ihm die Gräfin von Montesquiou an, deren gewiſſenhaftes Pflichtgefühl ihr nicht öfter geſtattete, ſich von ihrem Zögling zu entfernen. Die Geſundheit der Gräfin von Brignole hatte ſeit Anfang des Jahres ſehr gelitten, ſie mußte faſt beſtändig das Zimmer, oft das Bett hüten. Herr von Bauſſet ſeinerſeits war durch hartnäckige Gicht, die ihm nicht einen Augenblick Ruhe ließ, an ſein Bett geſchmiedet. Die Abweſenheit dieſer beiden Perſonen hatte den Empfang an den Dienſtagen und Sonnabenden unterbrochen.

Die Sache des Prinzen Eugen führte Kaiſer Alexander auf dem Kongreß; er blieb unerſchütterlich in ſeiner Anhänglichkeit an den Prinzen und überreichte eine Note, welche die Verleihung eines Gebiets von 300,000 Seelen am linken Rheinufer an denſelben zum Zweck hatte. Die Wahl der Nachbarſchaft an Frankreich, in welche Kaiſer Alexander die Herrſchaft verlegte, die er dem Adoptiv-Sohne Napoleon's zuwenden wollte, bewies freilich von ſeiner Seite keine ſehr große Beſorgniß für die Intereſſen der ſo eben zurückberufenen franzöſiſchen Prinzen. Auch ſeine Sprache zeigte nicht von viel Sympathie in dieſer Hinſicht. Ich habe ihn einigemal nicht ohne Bitterkeit ſich über ſie äußern hören; Ludwig XVIII.,

Digitized by Google

ſagte er, ſey ihm von Mietau her bekannt; in den Augen deſſelben gälten alle Herrſcherhäuſer Europa's nur für Neulinge. „Sie ſind nun wieder auf dem Thron", fügte der Kaiſer hinzu; „mögen ſie ſich darauf behaupten; wenn ſie ſich herunterſinken laſſen, werde ich für mein Theil ſie nicht wieder hinaufheben."

Eine Anekdote von Ludwig Devrient.

Ich theile hier eine Anekdote aus dem Leben des verſtorbenen Ludwig Devrient, des großen Mimen, mit, die den Leſern dieſer Blätter noch unbekannt ſeyn dürfte; wenigſtens habe ich ſie noch nirgend gedruckt gefunden.

Devrient liebte, wie bekannt, den Wein ſehr, leider nur allzuſehr, und die meiſte Zeit, die ſeine Berufsgeſchäfte ihm frei ließen, widmete er dem Genuſſe des edlen Rebenſaftes und der Unterhaltung, die er damit zu vereinigen wußte. Der gewöhnliche Ort ſeiner täglichen Sitzungen war die Weinhandlung von Lutter und Wegener in Berlin, und hier war er oft ſchon Morgens früh, regelmäßig aber Abends ſpät, zu finden. Ein Kreis von Freunden (ich nenne nur den geiſtreichen und genialen E. T. A. Hoffmann) ſammelte ſich dann ſtets um ihn, und die Unterhaltung dieſer Männer war ſo mannichfaltig und intereſſant, daß ſich ſtets auch die ſämmtlichen andern Tiſche, ſelbſt die des Nebenzimmers, mit Gäſten füllten, welche wenigſtens Ohrenzeugen der Witz- und Geiſtesfunken ſprühenden Geſpräche ſeyn wollten, die zwiſchen dem kleinen Kreiſe gewechſelt wurden, wenn ſie mit den Mitgliedern deſſelben, oder wenigſtens mit einem oder dem andern davon nicht bekannt genug waren, um ſich dem Kreiſe ganz anſchließen zu können.

Bei dieſer Lebensweiſe nun, und da Devrient nicht nur für ſeine eigene Perſon viel conſumirte, ſondern auch noch Andere ſehr fleißig tractirte, konnte es natürlich nicht fehlen, daß die Rechnung des gefeierten Gaſtes lawinenartig anſchwoll. Auf dieſe Weiſe war ſie mehrmals bis in die Tauſende von Thalern geſtiegen, dann aber jederzeit bezahlt worden, und zwar hatte der hochſelige König den genialen Künſtler dieſer läſtigen Mühe ſchon zweimal überhoben. — Das zweitemal aber ſollte er freilich dabei geäußert haben: Nun nicht wieder! — und das mochte wohl zu den Ohren des Wirthes, des Herrn Lutter, gekommen ſeyn; denn als kurz nach dieſer königlichen Bezahlung die Rechnung Devrient's bereits wieder auf 12—1400 Thaler angewachſen war, wurde ihm wegen ſeines Geldes bange, und nachdem verſchiedene Winke, Devrient möchte wenigſtens an eine Abſchlagszahlung denken, unbeachtet blieben, gab Lutter ſeinen Kellnern den Befehl, Devrient von da ab nur noch gegen baare Bezahlung Wein zu verabfolgen, dem mit augenblicklicher Entlaſſung aus dem Dienſte drohend, der gegen dieſen Befehl handeln würde.

Den Tag nach dieſer unfreundlichen Weiſung kam Devrient ſchon Morgens ganz früh, wahrſcheinlich, um ſich zu einer Probe zu ſtärken, ſetzte ſich auf ſein gewöhnliches Plätzchen und rief: „Louis, ein Glas Pontack!" — „Gleich, Herr Devrient!" ertönte die Antwort, aber der Wein kam nicht. — „Louis, ein Glas Pontack!" wiederholte Devrient ſein Commando ſchon etwas ungeduldig. — „Gleich, Herr Devrient!" lautete abermals die Antwort, aber der Wein blieb wieder aus. Jetzt ſchwoll Devrient der Kamm, und ſehr ärgerlich gebot er zum drittenmale: „Louis, ein Glas Pontack!" — doch auch zum drittenmale erfolgte die Antwort, aber kein Wein. Da ging Devrient eine Ahnung von dem Stande der Dinge auf, und mit erzwungener Ruhe beſtellte er jetzt ein Glas Waſſer. Augenblicklich war es da, doch Devrient nahm es nur vom Teller, um es dem, durch dieſe Procedur nicht wenig erſchreckten Kellner über das Geſicht zu ſchütten. — „Schlingel!" rief er dabei, indem er mit zornfunkelnden Blicken aufſprang, „weßhalb bringſt Du mir das Waſſer und den Wein nicht?" — „Herr Devrient," ſtammelte der Begoſſene, „Herr Lutter hat uns verboten, Ihnen ohne baare Zahlung Wein zu geben." — „Lutter ſoll zu mir kommen," ſagte Devrient kalt, aber mit dem Weſen eines gebietenden Fürſten, indem er wieder Platz nahm.

Es währte nicht lange und Lutter erſchien, konnte ſich aber einiger Verlegenheit, dem Beleidigten gegenüber, nicht erwehren. — „Iſt das wahr, was mir Dein Schlingel von Kellner da ſagt?" fragte Devrient, indem er den Weinwirth mit ſeinem ſcharfen, durchbohrenden Blicke anſah, der auf der Bühne oft ſo unendliche Wirkung that. — „Ja, lieber Bruder," entſchuldigte ſich Lutter, „Deine Rechnung iſt ſchon wieder ſo hoch angewachſen, Du denkſt gar nicht an Abſchlagszahlungen, und man kann denn doch nicht wiſſen, ob der König —"

„Schon gut! ſchon gut!" fiel ihm Devrient in das Wort; ſpare die vielen unnützen Worte!" nahm ſeinen Hut und ging, — ging in die unfern gelegene Weinhandlung von Schoner, wo der Pontack im Nu auf dem Tiſche ſtand, und wo nicht nach der Bezahlung gefragt wurde, als Devrient, nachdem er eine ziemliche Zahl Gläſer geleert, beim Gehen kopfnickend ſagte: „Ich komme heute Abend wieder!"

Das war ein Freudenwort für den Wirth, und er verkündete daher allen Bekannten, die während des Tages bei ihm einſprachen: „Heute Abend iſt Devrient bei mir!" Als nun Devrient wirklich kam, begleitet von ſeinen nächſten Freunden, die er von der Verlegung ſeiner Reſidenz in Kenntniß geſetzt, da hatten ſich die Räume bereits mit zahlreichen Gäſten gefüllt, und unter ihnen war Mancher, der ſonſt bei Lutter und Wegener faſt keinen Abend fehlte. Hier aber traten mehrere Gäſte ein, ſahen ſich um, und als ſie weder Devrient noch irgend Einen von deſſen gewöhnlicher Geſellſchaft erblickten, gingen ſie wieder, ohne etwas zu verzehren, denn der Wein wurde an dieſem Orte nur als eine unangenehme Nebenbedingung der geſuchten Geſellſchaft betrachtet.

Devrient zeigte ſich an dieſem Abend ungemein liebenswürdig, und um ſeinen Einzugsſchmaus, wie er ſich ſcherzend ausdrückte, würdig zu feiern, tractirte er die ganze anweſende Geſellſchaft ſehr freigebig mit Champagner — den Schoner mit großem Vergnügen ankreidete.

Am nächſten Abend war es bei Lutter und Wegener noch leerer, bei Schoner noch voller, und ſo, wie ſich die Nachricht von Devrient's Umzug verbreitete, jeden Tag mehr und mehr, bis endlich das Lokal der Erſtern, einzelne verirrte Gäſte ausgenommen, von des Morgens bis in die Nacht hinein verödet ſtand, und Lutter auf dieſe Weiſe einſehen lernte, daß er nicht klug gehandelt, einen ſolchen ſchlechten Zahler wegzuweiſen; denn im Grunde genommen, zahlte Devrient ſehr gut, nur nicht aus ſeiner eigenen Taſche, ſondern aus dem Beutel, der durch ihn herbeigezogenen Gäſte. Es waren daher auch kaum vierzehn Tage verfloſſen, als Lutter eines Morgens in aller Frühe einen Beſuch bei ſeinem Freunde Devrient machte. — „Kommſt Du, um mich zu mahnen," ſagte der große Mime lächelnd (denn er mochte die Wahrheit ahnen), „ſo muß ich Dir gleich von vorn herein ſagen, daß ich kein Geld habe." — „Ach, daran denke ich nicht," erwiederte Lutter in dem freundlichſten Tone; „ich komme im Gegentheil, um Dir einzugeſtehen, daß ich Unrecht that, Dich ſo zu behandeln, denn Du wirſt mich gewiß ſchon einmal bezahlen, wenn Du wieder eine Gaſtreiſe machſt, — oder der König zahlt; — kurz, ich wollte Dich bitten, wieder zu mir zu kommen. — Sieh', mir iſt nicht wohl, ſeit ich Dich an dem Plätzchen nicht mehr ſehe."

„Ja, lieber Bruder," entgegnete Devrient mit ironiſchem Lächeln, „wenn ich Deinen Wunſch auch erfüllen wollte, — ich kann es nicht, denn ich mußte mich doch natürlich bei Schoner gleich zu Anfang zeigen, und da wird denn meine Rechnung ſchon ſo ziemlich angelaufen ſeyn; zahlen kann ich ſie aber jetzt nicht, und nach einer ſo freundlichen Aufnahme wegzubleiben, ehe ich ſie gezahlt habe, das würde ſich doch gar nicht ſchicken."

„Nun, wenn es weiter nichts iſt," ſagte Lutter voller Freu-

Digitized by Google

den, daß der Schwergekränkte ihm ſo bereitwillig einen Ausweg zur Verſöhnung zeigte. „So laß Dir nur Deine Rechnung von Schoner geben; ich werde ſie bezahlen, und den Betrag mit auf unſere Rechnung übertragen.“ — „Topp?“ fragte Devrient. — „Topp!“ antwortete Lutter. Noch an demſelben Tag erhielt Schoner von Lutter 287 Thaler ausgezahlt (wohl nicht zu wenig für noch nicht drei Wochen), und am Abend war Devrient mit ſeinen Freunden wieder in dem alten Lokale zu finden, wohin er binnen kurzer Zeit auch die Menge der übrigen Gäſte nachzog. — s.

Pot-Pourri.

König Max und Göthe.

Die ſtarren Republikaner haben es Herwegh zum Vorwurf gemacht, daß er bei ſeiner Zuſammenkunft mit dem König von Preußen ſtumm und verlegen geweſen. Sie nannten es eine unverzeihliche Schwäche. Wir ſind aber der Anſicht, daß jeder Deutſche beim erſten Zuſammentreffen mit einem Geſalbten nicht ganz frei bleiben wird von einer gewiſſen heiligen Ehrfurcht und Verlegenheit. Selbſt Göthe, der doch gewiß ein Mann im beſten Sinne des Wortes und an Umgang mit Gekrönten gewöhnt war, dabei ſich ſelbſt ſehr hochſchätzte, war doch bei dem erſten Beſuch des Königs Max von Bayern ſo verlegen und verwirrt, daß er ſogar Untergeordnete im Augenblicke der Angſt frug: wie man ſich gegen einen König benehmen, ob man ihm bis zur Hausthüre entgegen gehen, oder ob man ihn erwarten ſolle. Als der König endlich eintrat, war Göthe ſo verwirrt, daß er ihn Anfangs bald mit Majeſtät bald mit Hoheit und Durchlaucht anredete, bis endlich Max in ſeiner gewöhnlichen liebenswürdigen Manier alles Ceremoniell unterſagte, den Dichter auf das Sopha zog und Hand in Hand mit ihm ein lebhaftes Geſpräch begann. Erſt da gewann der Dichter ſeine Ruhe wieder.

Die Ternoheirath.

Ein junger Menſch ging einem hübſchen Mädchen nach, doch nicht aus bloßer Neugierde, oder ſonſt einem verwerflichen Antriebe, ſondern weil das liebliche Geſichtchen, die zärtliche Geſtalt, bei dem erſten Anblicke einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, daß er ſich ſagte, nur in dem Beſitze dieſes Mädchens das Glück ſeines Lebens finden zu können. — Sie ging in einen Lotto-Laden, und er ihr nach; — aber er war zu ſchüchtern, um ſie anzureden, und begnügte ſich damit, den Terno, den ſie beſetzt hatte, ebenfalls, doch viel höher, zu beſetzen. Glücklich, wenigſtens eine Hoffnung gemeinſchaftlich mit ihr zu haben, entfernte er ſich dann, einem glücklichen Zufalle ein nochmaliges Zuſammentreffen mit ihr anheimſtellend. Und dieſer Zufall ließ nicht lange auf ſich warten, denn — die drei Nummern kamen heraus, und durch den Kollekteur konnte er nun leicht erfahren, wer das Mädchen ſey, dem er ſein Glück verdankte und ein noch größeres ſo gern verdankt hätte. Er erhielt ihre Adreſſe, ſuchte ſie auf, machte die Bekanntſchaft ihrer armen aber rechtlichen Eltern, und iſt jetzt ſchon ſeit Jahr und Tag der glückliche Gatte des jungen Mädchens, welches mit dem Terno aus dem Glücksrade zugleich auch einen Mann gezogen hat, und zwar einen von der beſſern Sorte. — Und dennoch will man das Lotto aufheben!

Avancement.

„Ich bin in eine höhere Klaſſe gekommen, erzählte voll Freude ein Schulbube, der ſeine Eltern durch ſeinen Fleiß eben nicht zu einer ſolchen Hoffnung berechtigte. „Wie iſt denn das gekommen?“ fragte daher der Vater etwas verwundert. — „Unſere Klaſſe wird ausgeweißt,“ erfolgte die Erklärung, „und da hat man uns eine Treppe höher gebracht.“

Schweißtreibende Mittel.

Ein Candidat der Medicin wurde im Examen von einem überaus ſtrengen Examinator gefragt: „Welches ſind die ſchweißtreibenden Mittel?“ — Der Candidat nannte die ihm bekannten nach einander her. „Aber wenn dieſe alle nicht helfen?“ fragte der Examinator weiter, „was werden Sie dann anwenden?“ — „Ich werde den Patienten zu Ihnen ins Examen ſchicken“, erwiederte der Gefragte.

Zur Thierquälerei.

Die Engländer wiſſen doch alles in den Handel zu bringen, ſelbſt die Vereine gegen die Thierquälerei ſind ihnen Waſſer auf ihre Mühle, und die engliſchen Stahlfedernfabrikanten haben haarklein bewieſen, daß es moraliſch nothwendig ſey, mit Stahlfedern zu ſchreiben. Um mit Gänſekielen zu ſchreiben, müſſe man Geſchöpfe Gottes, die Gänſe rupfen und quälen; und die Vereine gegen Thierquälerei könnten daher nicht beſſer thun, als einen Handel mit Stahlfedern anfangen.

Bettelei-Kultur.

Jemand hörte neulich aus einem Hauſe in der Friedrichsſtadt zu Dresden den Ruf: „Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie ä ſchön Kompliment ſagen, und ob Sie morgen mit ihr betteln gingen, wenns ſchön Wetter wäre.“

Adam.

Als Adam einſt nach einer Nacht
Des Morgens aus dem Schlaf erwacht,
Da biß er ſich die Lippe;
Fühlt einen grimmen Seitenſtich,
Und rieb und wand und krümmte ſich; —
„Gott weiß, mir fehlt 'ne Rippe!“

Und wie er ſich ängſtlich umgeſeh'n,
Da kam die junge Eva ſchön:
„O klag' nicht um Dein Rippchen!
Haſt nicht verloren Deinen Schatz,
An Deiner Seit' ja bleibt mein Platz;
Hier iſt Dein Morgenſüppchen!“ —

„Herr!“ — Adam rief — „groß iſt Dein' Macht!
Haſt aus 'nem ſchäb'gen Knochen gemacht
Zwee'n ſolcher Augen und Lippchen!
Ja Herr! für ſolchen Schmerzenslohn
Stell' ich zu Deiner Diſpoſition
All' meine drei'nzwanzig Rippchen!“ —

Und ſeit der böſen Adamszeit
Da geh'n nun alle Mannesleut'
Im Freien und im Stübchen
Von grimmem Seitenſtich gequält,
Und ſuchen ſeufzend, was ihnen fehlt:
Das eine verlorne Rippchen.

Und die weiblichen Weſen geh'n umher,
Als ob juſt nichts paſſiret wär',
Und ſchlagen uns ein Schnippchen.
Und thun ſo taub, und thun ſo blind,
Vergeſſen's ganz, daß ſie nichts ſind,
Als unſer geſtohlenes Rippchen.

Doch „unrecht Gut gedeihet nicht!“
D'rum kommt auch bald ihr Strafgericht,
Kommt nur das rechte Bürschen;
Dann wird's Gewiſſen drinnen wach,
Das Herzlein klopfet mit mahnendem Schlag
An das geſtohlene Rippchen.

Warum denn willſt Du ſpröde thun,
Da ich Dich hab' gefunden nun,
Du bitterſüßes Liebchen.
Komm! ruh' an meiner linken Seit'
Wo Du gefehlt ſo lange Zeit,
Du mein wiedergefundenes Rippchen!

Julius Anton v. Poſch.

Nro. 22.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Kabinet des Doktors Gall. — Saphir in Leipzig. — Fünfzigjährige Denkwürdigkeiten. — Pot-Pourri. — Bunies.

Das Kabinet des Dr. Gall in Paris.

Hinter den großen Kaſtanienbäumen des Jardin des Plantes erhebt ſich das anatomiſche Muſeum. Wenn man die kalten und ſchweigenden Gallerieen deſſelben betritt, ſo ſtößt man zuerſt auf die formloſen Gerippe der großen Waſſerthiere. Dieſe ehemaligen Meerbewohner, welche einer Welt angehören, die den Menſchen noch nicht kannte, gleichen durch ihre Größe und ihre Formloſigkeit den Ruinen einer zerſtörten Schöpfung. Geht man weiter, ſo gelangt man zur Sündfluth: die erſten Säugethiere breiten vor dem Beſchauer die Ueberbleibſel, ihre rieſenhaften Kinnladen, ihre mächtigen Wirbelſäulen, ihre ungeheuren Zähne aus. Endlich kömmt man zum Menſchen. Lange graue Schränke, welche mit Gittern von Meſſingdrath geſchloſſen ſind, beherbergen die Skelette. Dieſelben ſind theils die Ueberbleibſel von armen Kranken, welche in den Hoſpitälern geſtorben ſind, theils ſind ſie aber auch von Reiſenden aus fernen Gegenden mitgebracht worden. An einige knüpft ſich auch eine blutige Erinnerung; ſo lieſt man auf einem der Zettel: „Soliman-El-Haleby, ein junger gebildeter, aber fanatiſcher Syrier, welcher den General Kleber in Aegypten ermordete, geſchenkt von Larrey." Am Ende dieſer langen und dunklen Gallerieen befindet ſich der Saal, wo die kranologiſche Sammlung des Dr. Gall gezeigt wird.

Dieſe Sammlung, welche eine große Anzahl von Gypsbüſten, Gyps-Abdrücken und merkwürdigen Schädeln zählt, iſt von der Wittwe des Dr. Gall gegen eine ſehr mäßige lebenslängliche Penſion erworben worden. Sie umfaßt das Reſultat der Studien, Reiſen und Verbindungen des Gründers der Phrenologie. Anfangs verſuchte dieſer ſeine Lehren an hiſtoriſchen Portraits, aber er erkannte bald die Unzulänglichkeit dieſer Methode. Wenn den Malern am Kopfe eines bedeutenden Mannes ungewöhnliche Formen entgegentreten, ſo pflegen ſie dieſelben zu verwiſchen. Um daher ein getreues Bild der Umriſſe zu erhalten, nahm er ſeine Zuflucht zu abdrücken. Aber auch dieſes Verfahren, obgleich noch immer das beſte, iſt nicht ganz vollkommen. Indem der Gyps die Erhebungen des Schädels aufnimmt, entſtellt er ſie zugleich etwas. Am liebſten nahm daher auch Gall die Schädel ſelbſt.

Wenn man das Kabinet des Dr. Gall in Augenſchein nimmt, ſo überſchaut man zugleich einen Theil der Geſchichte der letzten Jahre, welche in unvergänglichen Charakteren in die Schädel der Menſchen eingegraben iſt. Gall hat gegen die Perſonen ſeiner Zeit, deren Schädel er in Gyps abformte, daſſelbe Geſchäft übernommen, wie die Natur gegen die antediluvianiſchen Thiere, indem ſie ihre in dem weichen Thone verhärteten Spuren aufbewahrte. Ein künftiger Cuvier könnte mit Hülfe dieſer hiſtoriſchen Foſſilien das Bild unſerer Geſellſchaft rekonſtruiren.

Der Schädel war, nach Gall's Ueberzeugung, eine Tafel, auf welche die Natur den Charakter und den Geiſt jedes Menſchen in lesbaren Zügen aufſchrieb. Er war alſo der Anſicht, daß man die Geſchichte eines Individuums bloß aus den Angaben ſeines Kopfes erkennen könne. Und in der That hat er außerordentliche Proben eines ſolchen Scharfſinns gegeben. Als er eines Tages den Doktor Caille beſuchte, der ein ſehr merkwürdiges oſteologiſches Kabinet beſaß, und die in den Schränken aufgeſtellten Schädel prüfte und betaſtete, brach er in laute Freudenäußerungen aus, welche ſich in dem Ausrufe Luft machten: „Ich habe einen Vatermörder gefunden!" Gall zeigte bei dieſen Worten auf einen anonymen Schädel der Sammlung und fügte hinzu: „Sie müſſen ihn mir verkaufen: wenn Sie wollen, will ich ihn Ihnen mit Gold bedecken wie ein Gemälde Raphael's." Caille, der den Enthuſiasmus Gall's für die phrenologiſche Wiſſenſchaft nicht theilte, erwiederte ihm ſehr kalt, daß er ihm ſehr gern ein Geſchenk damit machen wolle, daß er aber glaube, er befinde ſich im Irrthum. Dieſer Schädel hatte einem Emigranten gehört; das war Alles, was Caille wußte. Man zog nun Erkundigungen ein und erfuhr, daß der Eigenthümer dieſes Schädels ein Emigrant geweſen, der während der Revolution hingerichtet worden und ſich auf dem Schaffote als Vatermörder bekannt hatte. Man kann ſich den Triumph Gall's denken.

Die Sammlung iſt in dem Zuſtande erhalten worden, in welchem Gall ſie bei ſeinem Tode hinterlaſſen hat. Die Nummern und die Bemerkungen, welche den einzelnen Stücken beigelegt ſind, hat er ſelbſt geſchrieben. Wenn er von den Fächern ſeines Schrankes herabſtiege, ſo könnte er ſeine Vorträge wieder aufnehmen. Wir wollen verſuchen, in ſeine Stelle zu treten. Den Anfang machte er immer damit, daß er auf die Geſammt-Organiſation der Köpfe ausgezeichneter Männer aufmerkſam machte. Namentlich an Voltaire's Büſte machte er bemerklich, daß das Volumen des Gehirns im Verhältniſſe zu ſeinem kleinen Geſichte ſehr bedeutend war. Indeß würde man doch die Anſicht Gall's nicht treffen, wenn man das Maaß des Verſtandes allein nach der Dicke des Kopfes beſtimmen wollte. Er war der Meynung, daß ſich keine Anlage aus der bloßen Form des Schädels, ſondern vielmehr nur aus den Abtheilungen erkennen laſſe. Der menſchliche Kopf war in ſeinen Augen ein Klavier von 27 Taſten. Indem er dieſelben ſtärker oder ſchwächer anſchlug oder auf verſchiedene Weiſe mit einander kombinirte, brachte er die unendliche Mannichfaltigkeit der Talente und Charaktere hervor. Obgleich die Geſtaltung des Gehirns ſo vielfach iſt, als es Individuen gibt, ſo führt er dieſelbe doch auf zwei Hauptzuſtände zurück. In dem einen Falle zeigt der Kopf in einem mittelmäßigen Grade verſchiedene Anlagen, von denen ſich keine auf Koſten der andern geltend macht; in dem andern Falle fehlen mehrere nützliche Anlagen faſt gänzlich, während andere nicht minder weſentliche Anlagen überwiegend ſind. Dieſe letzteren Organiſationen, die freilich unvollſtändig ſind, bringen es dennoch oft weiter als die anderen. Das Ideal eines Kopfes würde derjenige ſeyn, welcher mit einer angemeſſenen Entwickelung aller Theile des Gehirns eine oder zwei vorherrſchende Fähigkeiten verbände. Ein ſchönes Beiſpiel dieſer Art zeigt die Büſte Goethe's.

Wir legen unſeren Charakter in Alles, was wir thun. Der ideale Abdruck des Menſchen iſt aber der Stil. In der Literatur wirkt der Schriftſteller mit der Maſſe ſeiner Eigenſchaften und Fehler auf die Sprache ein. Die Fähigkeiten, welche hauptſächlich den Stil erzeugen, ſind nach Gall die Individualität, welche die Gegen-

Digitized by Google

ſtände abſondert und beſtimmt, die Configuration, welche ſie geſtaltet, das Kolorit, welches ſie färbt, und der Sinn der Worte, den ſie in einer gebräuchlichen Sprache ausdrückt. Buffon's Büſte zeigt dieſe Combination in hohem Grade. Wenn zu dieſen Organen, welche mit der äußeren Welt in Verbindung ſtehen, noch Anlagen einer höheren Art hinzukommen, wie z. B. der Sinn des Schönen und das Forſchen nach den Urſachen, ſo wird der Stil vollſtändig. Wenn außerdem bei einem Menſchen die galligen und choleriſchen Inſtinkte ſich mit bedeutenden geiſtigen Anlagen und dem Sinn für Gerechtigkeit verbinden, ſo entſteht der edle Unwille, welcher ſatyriſche Schriftſteller erzeugt. Als Beleg hierzu führte Gall den Kopf J. J. Rouſſeau's an.

An der Baſis der Stirn um den Bogen der Augenbrauen herum wies Gall den Organen ihre Stelle an, welche den Horizont der künſtleriſchen Naturen begränzen. Er zeigte an den Büſten der Maler, Bildhauer, Muſiker, daß jedes dieſer Organe in geradem Verhältniſſe zu ihrer Entwickelung ſtände. An den Büſten von H. Vernet, Lemot und Foyatier zeigte er die Stelle des Sinnes der Nachahmung und des Zeichnens. Die Muſik iſt repräſentirt durch Mad. Barilli, Sängerin bei der italieniſchen Oper, Lafont, Grétry, Gluck. Das Organ der Poeſie wies er nach an den Köpfen von Delille, Legouvé, Dupaty. Man hat der Wiſſenſchaft Gall's den Vorwurf gemacht, daß ſie die Menſchen nach ihrem ſchon bekannten Charakter erklärt habe. Um dieſem Vorwurfe zu begegnen, modellirte er Köpfe von unbekannten Kindern, deren Entwickelung er vorausſagte. Unter dieſen befindet ſich der Kopf des jungen Flandrin, an welchem er den Höcker des Zeichnens entdeckt hatte; auch den Liszt's hat er aufgenommen und mit folgenden Worten verſehen: „Ein außerordentlich entwickeltes Organ der Muſik; ſehr ausgeprägte Organe der Nachahmung, der Poeſie und der Edukabilität.“

Indem die Natur an die wiederholte Uebung eines jeden Organs einen eigenen Reitz knüpfte, ſcheint ſie gewollt zu haben, daß jeder Menſch in der Sphäre ſeiner Fähigkeiten thätig ſeyn ſolle. Daher iſt es zu erklären, daß gewiſſe Individuen, trotz aller Hinderniſſe, in ihrer Neigung für eine Kunſt beharrt haben. Gall verſicherte, ihm ſeyen Fälle vorgekommen, wo Thätigkeiten, die mit Gewalt oder durch Willensſtärke unterdrückt worden, ſich dadurch gerächt hätten, daß ſie auch die anderen geſtört hätten. Die Melancholie iſt die Folge einer leidenden natürlichen Anlage. Gall ſchrieb dem Mangel an freier Bewegung, der eine vorherrſchende Neigung traf, die meiſten Selbſtmorde zu. Gall hatte einen Freund gehabt, der zum Dichter geboren war und der durch den Widerſtand gegen dieſe natürliche Anlage zum Wahnſinn gebracht wurde.

Der philoſophiſche Geiſt entſpringt aus dem Sinne der Erſcheinungen, welcher das Material liefert, aus dem der Vergleichung, welcher ſie in Verbindung bringt, und aus der Fähigkeit, den Urſachen nachzuforſchen. Gall hegte eine große Verehrung für den Kopf des Sokrates. Der Newton's verbindet mit großen reflektiven Fähigkeiten den Sinn der Beziehungen, des Raumes und der Zahlen.

Einige ausgezeichnete Mechaniker haben wegen des Conſtruktions-Talentes eine Stelle in den Schränken gefunden. Man lachte darüber, daß Gall dieſes Organ auch am Schädel einer Wiener Putzmacherin zeigte. Aber Gall, der immer ernſt war, wenn ſeine Wiſſenſchaft ins Spiel kam, erwiederte: „Wenn man vom Kopfe des Menſchen die höheren Organe hinwegnimmt und denſelben auf das Organ der Mechanik beſchränkt, ſo wird dieſelbe Fähigkeit, die, kombinirt mit der Reflexion und dem Sinn des Idealen, die Kirchen des Michel Angelo hervorgebracht haben würde, nur noch, wie bei den Thieren, Neſter bauen. Nun ſetze man dieſes Organ auf den Kopf einer Frau und bringe ſtatt der höheren Fähigkeiten Eigenliebe und frivole Eitelkeit hinzu, ſo wird man ein Talent erhalten, welches geeignet iſt zur Conſtruktion kleiner Dinge, zur Anfertigung von Spielereien, Hüten, Blumen.“

Eine anonyme Maske endete die Reihe der Menſchen mit beſonderen Beſtimmungen. Unter derſelben lieſt man die Worte von Gall's Hand: „Naturforſchender Arzt, welcher eine Reiſe um die Welt gemacht hat.“ Dieſer Arzt iſt der berühmte Gaymard. Gall hatte dieſen Reiſe-Inſtinkt bei gewiſſen Vögeln angetroffen. Ein Kukuk hatte ſeine Gefangenſchaft drei Monate hindurch mit ziemlicher Gleichgültigkeit ertragen. Als aber die Wanderzeit kam, bewegte er ſich ängſtlich im Käfige und verweigerte die Nahrung. Gall behauptete, daß dieſer Trieb ſich auch bei gewiſſen Menſchen fände. Der Dr. Brouſſais ſtellte die Anſicht auf, daß bei allen Vagabunden der Ortsſinn ſehr ſtark, der Inſtinkt der Niederlaſſung aber ſehr ſchwach ausgeprägt ſey. Manche Provinzen Frankreichs geben ihren Kindern denſelben Charakter mit, wie z. B. die Auvergne, während ſich die in der Bretagne die entgegengeſetzte Anlage findet.

Neben den Männern von Talent finden ſich in anderen Schränken die Männer von Charakter aufgeſtellt. Hier bemerkt man Conſtantin Faucher, der 1815 wegen politiſcher Verbrechen hingerichtet wurde. Gall kaufte ſeinen Kopf vom Henker. Ferner den Kopf des Bildhauers Cerachi, der wegen eines Mordanſchlags auf den erſten Konſul hingerichtet wurde. Gall hatte zwei ganz verſchiedene Bildungen bemerkt, welche die revolutionairen Geiſter hervorbringen. Die Einen werden durch das Gefühl der Gerechtigkeit, die Anderen durch den Beweggrund des Stolzes zum Aufſtande getrieben. Faſt alle Männer von 1789 gehören zu den feſten und gerechten Charakteren, welche die Rechte Anderer nicht verletzt ſehen können, ohne ſich perſönlich beleidigt zu fühlen.

Zuweilen geſellt ſich das Gefühl des Stolzes zum Organ der Zerſtörung. Dann entſteht das, was man einen Mann der That nennt. Die Maske Georg Cadoudal's zeigt eine ſolche Combination. Unter derſelben lieſt man: „Die Organe des Inſtinkts der Zerſtörung, der Streitſucht, der Liſt, der phyſiſchen Liebe und der Beziehungen des Raums ſind ſehr entwickelt.“

Der Stolz wird von der Phrenologie nicht unter die Todſünden gezählt. Wenn er ſich in ſeinen Gränzen hält, ſo wird er der Hebel großer Thaten. Gall verband mit dieſem Organ den Wetteifer, das Streben nach Autorität und Befehl, die Selbſtachtung und das Gefühl ſeines Werths. Alle Staatsmänner, welche ſich geboren glauben, um Andere zu beherrſchen, haben einen hervorragenden Hinterkopf. Herr Thiers zeigt dieſe Eigenſchaft in bemerkenswerthem Grade. Auf den Köpfen der Eroberer iſt ſie noch mehr ausgeprägt. Dieſem anreizenden Organ ſchrieb Gall die unerſättliche Ehrſucht ſo wie die perſönlichen Richtung zu, welche viele große Männer den Ereigniſſen zu geben bemüht waren.

Wenn der Stolz mit großen geiſtigen Fähigkeiten zuſammentrifft, ſo entſteht bei gewiſſen ausgezeichneten Menſchen das Gefühl der Concentration und des Zurückgehens auf ſich ſelbſt, welches man den Egoismus des Genies nennen könnte. Solche Weſen erfüllen die Welt mit ihrer Individualität und ihrer Einſamkeit. Sie ſind ernſt, würdevoll und kalt. Dieſe Anlage kann man auf der Büſte Georg Cuvier's entdecken. Wenn der Stolz aber mit mittelmäßigen Anlagen und Armuth zuſammentrifft, ſo erzeugt er den Bettlerſtolz. Brouſſais hat eine bedeutende Erhöhung dieſes Organs auf dem Kopfe von Chodruc Duclos konſtatirt. Gall hatte auch Beobachtungen über die Bildung des Gehirns bei verſchiedenen Völkern angeſtellt; er hatte gefunden, daß das Organ des Stolzes bei den Spaniern mehr hervorſpringt als bei den Engländern, und bei den Engländern mehr als bei den Franzoſen. Auch fand er dieſes Organ ſehr ausgebildet bei den Narren, welche ſich Könige dünkten.

Die Büſte Caſimir Perier's gab Gall das Muſter der Feſtigkeit. Dieſe Anlage gibt dem Menſchen einen individuellen Ausdruck, welcher Charakter heißt. Dieſe Anlage zeigt ſich gleichfalls auf den Köpfen der Syſtembegründer, wie bei Gall, Fourier, Saint-Simon. Auch der des Malers Ingres hat dieſes Organ ſehr ausgeprägt.

Den entſchiedenen Naturen ſtellte Gall jene Beiſpiele des Wohl-

Digitized by Google

wollens gegenüber. Joſeph II., den Gall als ein Muſter der Sympathie für die unteren Klaſſen pries, vereinigte mit dieſer das Organ der Muſik.

Indem Gall mit Hülfe dieſer Organe die Hauptzüge jedes Charakters entwarf, pflegte er zugleich hinzuzufügen, daß dieſe vorherrſchenden Organe zuletzt in den Individuen erlöſchen. Sie überdauerten, ſo zu ſagen, um einige Augenblicke die allgemeine Auflöſung. Gall führte mehrere Beiſpiele zum Belege. Er wohnte einſt dem Todeskampf einer Frau bei, in welcher der Ordnungsſinn ſehr mächtig war. Die Kranke war ſchon für alle Empfindungen abgeſtorben, als ſie plötzlich in ihrem Todesröcheln auf den Schubkaſten einer offenen Komode hinwies. Der Mathematiker Lagny erkannte ſchon Niemand mehr, als Maupertuis ihn fragte: „Welches iſt das Quadrat von 12?" — „144", antwortete der Sterbende.

(Schluß folgt.)

Saphir in Leipzig.

Leipzig, 21. Mai. Ein mehrwöchentlicher Beſuch Saphirs verdient zu den Vorgängen gezählt zu werden, die ſogar in politiſchen Blättern Erwähnung finden. Die politiſche Journaliſtik nimmt nicht bloß von Wiſſenſchaft und Litteratur Notiz, ſondern bekümmert ſich mit Recht auch um die Intereſſen der Geſellſchaftswelt; während umgekehrt der Verſuch der litterariſchen Journaliſtik ſich in die politiſchen Fragen einzudrängen, vor der Hand noch auf Hinderniſſe ſtieß. M. G. Saphir hielt hier zwei öffentliche Vorleſungen, die eine in der dritten Abendunterhaltung für den Unterſtützungsfonds des Litteratenvereins, dem daraus eine Einnahme von 3000 Rthlrn. erwuchs, und eine dritte in Dresden vor dem Hofe im Theater. Der Mann des Wiener Volkswitzes reiſt mit ſehr hohen Empfehlungsſchreiben. Er geht auch nach Berlin mit Empfehlungen, und wo er nicht empfohlen iſt, empfiehlt er ſich ſelbſt. Früher trat er nach vielen Seiten verletzend auf, hatte perſönliche Abſichten, machte litterariſche Polemik und trug die Farbe einer Tendenz zur Schau. Jetzt hat ſich ſein Weſen arrondirt, ſein bitterer Witz iſt ein wohlgenährter Spaß geworden, der aber immer noch Scharfſinn genug hat um nicht immer wohlfeil zu ſeyn. Er ſelbſt iſt in Wien, ſo weit das ſein doch immer ſcharf zugeſchnittenes Naturell erlaubt, mit ſeinem Witze dick und rund geworden, und ein dicker Mann, nach Cervantes, iſt bekanntlich auch ein guter Mann. Ja, was noch mehr für ihn einnimmt, Saphir iſt alt geworden, und wer ſo lange witzig war, hat faſt die Anwartſchaft auf Ehrwürdigkeit. Er war immer mehr als was man einen Witzbold nennt. Schon ſeiner Abkunft nach iſt er ein geborner Opponent. Und was ſein Talent anbetrifft, ſo trieb er freilich ſeine Kunſt oft genug als Handwerk; er iſt nicht ſelten bloß witzig, indem er die Sprache auf die Folterbank ſpannt und ihre Gelenke hin- und herzerrt. Aber ein unläugbar dämoniſches Gelüſte die Welt in ihren moraliſchen und geiſtigen Schwächen zu geißeln griff doch immer bald dreiſter, bald verſteckter über die Oberfläche ſeiner Späße hinaus, und man hielt ihn zur Zeit ſeiner Blüthe, wenn ſeine Berliner Epoche ſo genannt werden kann, wohl nicht mit Unrecht für den Shakſpeare'ſchen Narren im Stücke, der das Trauerſpiel auf den Kopf ſtellt ſobald der Ernſt ſich nicht von ſelbſt auf beiden Füßen erhalten kann. Es iſt nicht ganz leicht in Deutſchland beim Humor alt zu werden. Jocus und Komus haben an ſich ſchon ein raſches Leben, und läuft der Witz Gefahr alt zu werden, ohne daß ſein Herr und Meiſter ihn erſetzt, verjüngt und erfriſcht, ſo ſteht es mit beiden übel. Wenn aber der Meiſter ſein Product ſo lange überlebt, daß ihn die Leute bald einen alten Mann ſchelten, ſo muß er ſchon ſich arrondiren und Friede machen mit der Welt. Iſt der Witz in Deutſchland jung, ſo ſchilt man ihn keck; iſt er alt, ſo bezweifelt man ſeine Exiſtenz. Hat er in zwei Königsſtädten ſeine bittern Erfahrungen gemacht, ſo iſt es nicht zu verwundern wenn er ſchließlich in der Kaiſerſtadt, bevor er ſein Zeitliches geſegnet, ſich gemächlich und vergnüglich einrichtet. Dieſen Eindruck der Wiener Behaglichkeit und Bonhomie macht jetzt Saphirs Humor. Manche, die Tieferes an ihn knüpften, ſcheinen ein Bedauern nicht zu verſchmerzen, daß ſich dieß humoriſtiſche Talent ſo ganz und gar in bloßen Feuerwerken verpuffte. Saphir zieht oft nicht ohne Ernſt gegen manche Verſchrobenheit unſerer abſolut „ſchöpferiſch" ſeyn wollenden Litteratur zu Felde. Gleichwol wirkte ſeine perſönliche Erſcheinung hier ſo behaglich, daß man ihn mit einigen, erſt noch kürzlich im „Humoriſten" von ihm ſo bezeichneten „Sortimentsſchriftſtellern" Arm in Arm zu Tiſche wandern ſah. Vielleicht wirkt auch die hieſige Lebensluft ſo verträglich. (Allg. Z.)

Das Wort „Kopfgeld," ſagt Saphir iſt eine tolle Zuſammenſetzung. Wer Kopf hat, hat ſelten Geld. Wer Geld hat, hat nicht immer Kopf. Das Geld nimmt den beſten Kopf ein, aber der beſte Kopf nimmt kein Geld ein. Viele Menſchen ſagen: „Mein Kopf thut mir weh," kein Menſch ſagt: „Mein Geld thut mir weh!" und doch thut manchem Menſchen ſein Geld viel weher, als ſein Kopf. Leute, die Geld haben, ſind manchmal auf den Kopf gefallen, aber Leute, die Kopf haben, ſind nie auf Geld gefallen. Kein Menſch ſchämt ſich zu ſagen: „ich habe gerade kein Geld bei mir," aber Niemand ſagt: „ich habe gerade keinen Kopf bei mir!"

Fünfzigjährige Denkwürdigkeiten im Jahre 1843.

Am 21. Januar 1793.

Enthauptung Ludwig's XVI. zu Paris.

Am 10. März 1793.

Errichtung eines Revolutions-Tribunals zu Paris. (Anfang des Terrorismus.)

Am 25. März 1793.

Allianz-Traktat zu London, zwiſchen Rußland und Großbritannien. Erſte Coalition zwiſchen Oeſterreich, Preußen und dem deutſchen Reiche, Großbritannien, Holland, Spanien, Portugal, Neapel, dem Kirchenſtaate und Sardinien gegen Frankreich.

Am 31. Mai bis 2. Juni 1793.

Revolution am 31. Mai. Sieg der Maratiſten über die Girondiſten. (Robespierre herrſcht unumſchränkt.)

Am 13. Juli 1793.

Tod Marats durch Charlotte Corday.

Am 16. Oktober 1793.

Marie Antoinette, Königin von Frankreich, wird guillotinirt.

Am 6. November 1793.

Hinrichtung des Herzogs von Orleans. (Egalité.)

Am 19. December 1793.

Wiedereroberung von Toulon durch Dugommier. — Bonaparte als Artillerie-Kommandant; deſſen erſte Erſcheinung. —

Das bringt und ändert ein kurzer Zeitraum von fünfzig Jahren?! —

Pot-Pourri.

Komiſches Duell.

Ein in der Folge ſehr berühmt gewordener engliſcher Geiſtlicher, Dr. Eduard Young, fuhr in ſeinen jüngern Jahren auf der Themſe mit einer Frauengeſellſchaft nach einem berühmten großen Luſtgarten (nach Vauxhall) unweit London. Zur Unterhaltung ſeiner Begleiterinnen blies er auf der Flöte; da aber hinter ihm her ein Boot mit einigen jungen und muthwilligen Offizieren gerudert kam, ſo ſteckte er die Flöte wieder ein. Das verdroß einen der Rothröcke. „Herr!" rief er ihm zu, „warum ſtecken Sie die Flöte gerade jetzt ein, da wir kommen?" — „Aus eben dieſem Grunde," verſetzte Young, „aus welchem ich ſie hervorgeholt hatte, weil es mir gefiel." Da ergrimmte der Held und drohte den Nachen umzuſtürzen, wofern der Flötenſpieler nicht ſogleich zur Pfeife griffe. Die Damen erhoben ein Jammergeſchrei und ih-

Digitized by Google

nen zu Gefallen zog Young ſeine Flöte hervor und blies; der Rothrock aber erluſtigte ſich daran, ſeine Drohung zu wiederholen, ſo oft jener einen Augenblick inne hielt und der geplagte Spieler kam bis zum Ausſteigen kaum zu Athem. Am Ufer aber zog er ſeinen Muſikdirektor auf die Seite. „Sie haben ſich ſehr geirrt, mein Herr, wenn Sie glaubten, daß ich aus Furcht vor Ihnen die Flöte geblaſen habe; blos aus Gefälligkeit gegen meine erſchrockenen Begleiterinnen, die ich nicht in grundloſe Furcht wollte ſetzen laſſen, geſchah es. Sie ſollen indeß ſehen, daß unter dem ſchwarzen Rocke eben ſo viel Muth ſteckt, als unter dem rothen.“ — „Und wo ſoll ich das ſehen?“ fragte der Offizier. — „Im Windſorhölzchen,“ verſetzte Young; „morgen um 9 Uhr erwarte ich Sie mit dem Degen in der Fauſt, aber ohne Beiſtand. Wir ſind uns allein genug. Wer übrig bleibt, begräbt den Andern.“ Dem Rothrock graute doch nun ſchier vor dem Schwarzrock; aber er verſprach zu erſcheinen und hielt Wort. Young war ſchon da, doch nicht mit einem Degen, ſondern mit einer Piſtole bewaffnet, die er geſpannt dem Offizier entgegenhielt. — „Herr, wollen Sie mich wie ein Straßenräuber niederſchießen?“ fragte dieſer ganz beſtürzt. „Haben wir uns nicht auf den Degen gefordert?“ — „Davon werden wir in der Folge reden,“ verſetzte der Schwarzrock, „jetzt retten Sie ihr Leben durch eine Menuette. Bei Ihnen hieß es geſtern gepfiffen! bei mir heißt es heute getanzt! Wohl oder übel fing endlich, nach vergeblicher Weigerung, der Offizier zu tanzen an; Young drohte ein paar Mal, wenn der Offizier inne hielt; dann aber reichte er ihm die ungeladene Piſtole mit den Worten: Wir ſind nun quitt; ich habe ihnen pfeifen, Sie haben mir tanzen müſſen. Verlangen Sie noch mehr?“ — Der Offizier ſchämte ſich, erkannte ſein geſtriges Unrecht und Beide wurden von dieſem Augenblicke an die beſten Freunde.

Guter Appetit.

Ein witziger, ſehr beliebter Schauſpieler, die Zierde aller Geſellſchaften in B., wurde einſt von dem Bankier M., dem Geizigſten ſeiner Zeit, zum Mittageſſen geladen. Der junge Künſtler, ausgerüſtet mit dem geſegnetſten Appetit, fand, was er geahnt hatte, eine mager beſetzte Tafel; er erhob ſich bald nach dem kärglichen Mahle, um ſich in der Reſtauration zu entſchädigen. „Haben Sie Dank, mein Theurer,“ ſagte ſchmunzelnd der Wirth vom Hauſe; „ſehen Sie fortan nicht ſo ſelten, beehren Sie mich bald wieder, recht oft, ich bitte recht inſtändigſt darum.... Wann wollen Sie wieder bei mir eſſen?“ — „Wann Sie befehlen!“ erwiederte der hungrige Gaſt. — „Ich habe nur zu bitten... wann?“ — „I nun, am liebſten gleich!“

Der Arzt comme il faut.

Ein Hamburger Kaufmann, der ſich immer rühmte, daß er alle ſeine ihn befallende Krankheiten ſelbſt kuriere und zuweilen noch Andern ſchlechten Rath gab (sic!) wurde einmal von dem berühmten Arzt J. A. Unzer auf ſeinem Landhauſe beſucht. Mit ſtolzer Miene fragte er denſelben: „Kennen ſie meinen Doktor? Als Unzer ihm darauf „Nein“ erwiederte, ſagte er: „Hier logirt er!“ und machte die Thüre eines Stalles auf, worin ein Eſel ſtand. — Unzer fragte: ob er mit ſeinen Dienſten zufrieden wäre? — „O ja, und ich befinde mich ſehr wohl bei ſeinen Arzneien.“ — „Das macht“ entgegnete der Arzt — „weil er Ihnen nichts gibt, was nicht Ihrer Natur gemäß wäre.“

Verſchiedene Todesarten für verſchiedene Stände.

Das Sprichwort ſagt: „Einen Tod kann der Menſch nur ſterben!“ allein dies iſt nur relativ wahr, denn eben ſo, wie es für viele Stände eine eigene Gattung der Trunkenheit gibt, eben ſo haben viele Stände ihre eigene Todesart. Z. B.:

Der Muſikant — pfeift aus dem letzten Loche.
Die Wäſcherin — hat ausgerungen.
Der Kutſcher und der Poſtillon — ſind abgefahren.
Der Todtengräber — ſinkt in die Grube.
Der Müde — legt ſich zur Ruhe.
Dem Zahnarzt — thut kein Zahn mehr weh.
Die Juden — kommen in Abrahams Schooß.
Der Reiter — galoppirt ab.
Der Schnitter — beißt in das Gras.
Der Unglückliche — haucht den letzten Seufzer aus.
Der Seiltänzer — macht einen Sprung in das Jenſeits.
Der Schwätzer — wird ſtumm oder ein ſtiller Mann.
Der Glöckner — hat ausgelitten.
Der Schläfrige — ſchließt die Augen.
Der Wanderer — geht zur Heimath ein.
Dem Weber — ſchneiden die Parzen den Lebensfaden ab.
Der Thürſteher — hat es überſtanden.
Der Neugierige — ſieht ſich in jener Welt um.
Der Reiſeluſtige — macht eine Reiſe in ein unbekanntes Land.
Dem Uhrmacher — iſt ſeine Uhr abgelaufen.
Dem Sandkärrner — verrinnt das letzte Sandkorn.
Der Kaufmann und der Gaſtwirth — ſchließen ihre Rechnung ab.
Der Schiffer — zahlt ſein Fährgeld an Charon.
Der Laufer — ſetzt kein Bein mehr vor das andere.
Der Sänger — thut den Mund nicht mehr auf.
Dem Schreier — iſt der Athem ausgegangen.
Dienſtboten — hat der Herr zu ſich genommen.
Kleine Kindlein — werden unter die Engel verſetzt.
Der Gatte, die Gattin — blicken von dort oben auf die Ihrigen herab.
Die Liebenden — ſchließt Freund Hain in ſeine Arme.
Der Trinker — hat das letzte Glas getrunken.
Der Zeitungsſchreiber — ſchickt uns Berichte von Jenſeits.
Der Höfliche — ſagt der Welt Valet ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Buntes.

Wie die Franzoſen über Alles Calembourgs machen müſſen, ſo ſagen ſie jetzt nach dem Prozeß Caumartin: Demoiſelle Heinefetter habe bei dieſer Geſchichte vier Töne ihrer Skala verloren, nemlich la, mi, si, re (l'ami Sirey).

Reeſ'-Hinnerniß.

(In pfälziſcher Mundart.)

Ich kann hait gar nit weiter kumma,
Es is a wahri Noth,
Uf heut hatt' ich mer's vorgenumma,
Da war die Sunn' ſo roth;
Und geſchtert, wie ich's überleg',
Laafft ſo a Sapperiett,
A dummer Haas mer über'n Weeg.
De reeſa? — b'hüt mich Gott!
Am Montach fangt mer nie was an,
Am Suntach wollt' ich geh'n,
Do muß, als wär'ſch mer angethan,
A Schwein am Stadtthor ſteh'n.
Uf morge do werd's juſcht a Jehr,
Daß mer der Waage brecht,
Der Tag kann freilich nix davor,
Doch weeß mer's halt nit recht:
D'rum weeß ich nit, was anzufange,
For deßmal geht's mer bös, —
Denn deß werd' doch kee Menſch verlange,
Daß ich am Freitach reeſ'!

v. Kobell.

Etiquette.

Daß man nicht ſogleich erfahre,
Wie ſie uns auf deutſch betrügen,
Schreiben ſie auf deutſche Waare
Engliſch und franzöſiſch: Lügen.

Digitized by Google

Nro. 23.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedichte an Se. Maj. König Ludwig von Bayern. — Das Kabinet des Doktors Gall. — Die große chineſiſche Mauer. — Der Graf von Paris. — Der Arzt und der Tod. — Pot-Pourri.

An
König Ludwig von Bayern
bei
Eröffnung des Donau-Main-Kanals.

Längſt ſind die Künſte, in des Lebens Kreis
Von **Dir** gerufen, blühend hier erſchienen;
Sie alle ſchmückten ſich auf **Dein** Geheiß,
Die himmliſchen, uns Sterblichen zu dienen:
Das Schöne, reich in **Deiner** Seele Stille,
Glänzt leuchtend nun in ihrer Strahlenfülle;
Doch, wie der Baum, der hoch die zarte Pflanze
Mit duft'gem Blüthenkelch' zur Kron' umſchlingt,
Tief wurzelnd auch in feſten Boden dringt,
Die Stärke gründend ſo dem hohen Glanze,
Sind — **Deine** Stirn' vom Lorbeerkranz umſchlungen —
Die Wurzeln **Deiner** Kraft ins Vaterland gedrungen
Und der Gedanke, der ſeit tauſend Jahren
Mit Karl dem Großen ſchlief in Grabes Ruh,
Hat wie ein Blitz hellleuchtend **Dich** durchfahren:
Der deutſchen Werke größtes ſchufeſt **Du**!
Ein großes Herz hat Großes ſtets empfunden,
Und was im Keim es ſtill verborgen hält,
Im warmen Buſen, überraſcht die Welt,
Die froherſtaunte, dann in ſeiner Reife Stunden.
Wir ſeh'n — **Dein** Werk — die Strömung nun vollenden,
Auf der ſich Donau, Rhein und Main die Flaggen ſenden.

(Eingeſandt.) J. Diepenbrock.

Huldigung
Sr. Majeſtät König Ludwig I. von Bayern
bei
Allerhöchſtdeſſen erſtem Beſuch des eröffneten
Ludwig-Kanals.

Hoch jauchzt die Stadt, **Erhab'ner, Dich** zu grüßen,
Deß Gegenwart ſie abermals entzückt!
Sie legt den Dank, den innigſten zu Füßen
Dir, der voll Huld auf ſie hernieder blickt.

Ja, **Dir**, dem ſchon manch großes Werk gelungen,
Das Zeugniß gibt von Weisheit, Huld und Macht,
Dir ſey in treuergeb'nen Huldigungen
Der reinſten Liebe Opfer dargebracht!

Froh wallt das Volk, o **König, Dir** entgegen;
In tauſendfachem „Hoch!" erſchallt ſein Dank;
Du führſt zurück das Wohlergeh'n, den Segen,
Der nach und nach im Sturm der Zeiten ſank.

Auf zweien Pfaden kommt herangezogen
Das neue Heil, das **Du** uns zugedacht:
Schon kommt's zu Schiff, auf ſelbſtgeſchaff'nen Wegen,
Bald auch auf ehr'ner Bahn durch Dampfes Macht.

Hier, **Landesvater!** auf geweihter Stelle,
Am neuerbauten, lebensvollen Strand,
Grüßt wonnetrunken **Dich** die junge Welle,
Die durch **Dein** mächtig Wort ihr Daſeyn fand.

Die Schiffer, die im ſichern Hafen raſten,
Sie bringen ihre Jubel-Grüße dar,
Und hoch, auf feierlich geſchmückten Maſten,
Grüßt freudeathmend **Dich** der Wimpel Schaar!

Heil unſrer Stadt! der Perle **Deiner** Krone,
An deren Weichbild nun die Woge ſchäumt;
Ein Anblick ward durch **Dich** nun Noris Sohne,
Von dem die alte Mutter nie geträumt.

Heil unſrer Stadt! ſie bildet nun den Knoten
Des Bandes, welches Ström' und Meere eint,
Des Diadems, von **Ludwigs** Huld geboten,
Das nun als Schmuck Teutonia's erſcheint.

Dies Werk, bewundert froh von Jung' und Alten,
Dies Rieſenwerk, das uns **Dein** Wille ſchafft,
Von Jahr zu Jahr wird's mehr und mehr entfalten,
Zum Wohl des Landes, ſeines Segens Kraft.

Und ſo wird freudig zu den ſpätſten Tagen,
Bis Clio's Tafeln ſchmelzt ein Weltenbrand,
Es, **Hoher König, Deinen** Namen tragen
Ruhmvoll von Mund zu Mund, von Land zu Land!

Nürnberg, 8. Juni 1843.

Digitized by Google

Das Kabinet des Dr. Gall in Paris.

(Fortſetzung.)

Der Schrank, zu dem wir jetzt kommen, enthält die Schädel von Dieben und Mördern. Die Wölbung dieſer Schädel gehört kaum noch menſchlichen Weſen an. Dieſe Anlage, verbunden mit der gewaltigen Maſſe der Inſtinkte, welche im Hinterkopfe reſidiren, hat ihren Willen fortreißen müſſen. Die Schädel aller dieſer Verbrecher zeigen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Schädeln der Thiere, deren gemeine und gefräßige Neigungen ſie theilen.

Gall fand auch auf dem Kopfe Heinrich's IV. eine bedeutende Entwickelung des Diebsorgans, und zur Beſtätigung deſſelben führte er das Wort des Bearners an: „Wäre ich nicht König geworden, ſo würde ich gehängt worden ſeyn." Die Macht dieſes Organs treibt nicht bloß zum Stehlen, ſondern überhaupt zum Erwerben: man findet es bei allen Eroberern. Mit der Büſte Heinrich's IV. verglich Gall die des Cartouche und anderer berühmter Diebe, bei denen das Diebsorgan nicht, wie beim Könige von Frankreich, mit den Gefühlen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit verbunden war. Cartouche fehlte es nicht an Verſtand, wie ſein Kopf zeigt, aber ſein Verſtand war beherrſcht durch die Liſt und die Begehrlichkeit. Unter dieſen Köpfen befand ſich auch der eines 15jährigen Diebes, bei dem das Stehlen ein chroniſcher Zuſtand geworden war. Seine Rückfälle waren ſo häufig, daß er zu ewigem Gefängniſſe verurtheilt wurde. Gall beſuchte ihn und erklärte ihn für unheilbar.

Gall ſtellte über die Schädel der gebornen Diebe eine Reihe ſinnreicher Betrachtungen an. Es iſt möglich, pflegte er zu ſagen, daß Naturen, welche in dieſer Beziehung vernachläßigt ſind, ſich nicht ihrem natürlichen Hange zum Diebſtahl hingeben, wenn ihnen der Zufall eine günſtige Stellung in der Geſellſchaft verſchafft. Das Organ, welches durch den Willen gefeſſelt wird, kann trotz ſeiner natürlichen Neigung von allen ſchmachvollen Handlungen abgehalten werden. Aber der Diebsſinn findet ſich auch zuweilen mit dem Wohlſtande und bedeutenden geiſtigen Anlagen verbunden. Ein großer Muſiker unſerer Zeit macht ſich ſolcher Diebſtähle ſchuldig, welche der nachſichtsvolle Spurzheim bei reichen und anſtändigen Perſonen Zerſtreuungen nennt.

Untermiſcht mit den Dieben erſcheinen die bleichen Geſtalten der Mörder. Gall pflegt hierbei immer auf die Abweſenheit der Organe, welche auf höhere Empfindungen hindeuten, aufmerkſam zu machen. Das Verbrechen entſpringt weniger aus einzelnen Neigungen als aus dem Geſamt-Charakter. Man darf nicht vergeſſen, pflegte Gall zu ſagen, daß es den wilden und blutdürſtigen Naturen möglich geweſen wäre, ſich ihrem Zerſtörungstriebe nicht hinzugeben, wenn ſie durch edlere Anlagen abgelenkt worden wären.

Unternehmen wir jetzt eine Wanderung durch das düſtere Gebiet des Laſters. Unter jedem dieſer Schädel iſt der Gedanke einer Miſſethat ausgebrütet worden, über welche ſich die Natur entſetzt hat. Hier iſt ein Schädel mit der Aufſchrift: „ein Menſch, welcher an Melancholie litt, und der, nachdem er ſich der Blutſchande ſchuldig gemacht, den Gegenſtand ſeiner rohen Begierde tödtete." Die ekelhafte Maſſe des kleinen Gehirns, welche nach Gall der Sitz der phyſiſchen Liebe iſt, trifft hier mit einer merkwürdigen Entwickelung des Mord-Organes zuſammen. Ein anderer Schädel gehört Varin. Dieſer, der vom Dämon der Mordſucht verfolgt war, hatte mehr als einmal verſucht, die Wuth der Zerſtörung gegen ſich ſelbſt zu kehren. Als er daran verhindert wurde, mordete er einen ſeiner Verwandten und zerfleiſchte ſeinen Leichnam. Léger, der von der wilden Melancholie ſeiner Natur erfaßt wurde, floh in einen Wald. Hier lebte er vom Wilde, das er erjagte und blutig verzehrte. Eines Tages ſtürzte er auf ein junges Mädchen, ſchlang ihr einen Strick um den Hals und ſchleifte ſie in das Dickicht. Nachdem er ſie genothzüchtigt, verzehrte er ihre Reſte. Dieſes menſchliche Thier blieb drei Tage beim Leichnam, bis es durch das Geſchrei der Raben vertrieben wurde. Als er gefragt wurde, weshalb er das junge Mädchen zerfleiſcht habe, antwortete er mit wilder Naivetät: „Ich habe ihr Blut getrunken, weil mich danach durſtete."

Ferner ſieht man die Büſte von Papavoine, bei welcher die Wiſſenſchaft ſelbſt ihre Unzulänglichkeit eingeſtehen muß. Gall entdeckte in dieſem Schädel nicht die Organiſation, welche den Mördern eigenthümlich iſt, und er mußte ſeine That einer Verſtandesverſtörung zuſchreiben. Von Lacenaire's Schädel hatte Gall keine Kenntniß mehr, aber derſelbe diente ſeinen Schülern und Gegnern als Zankapfel. Der Sieg verblieb den Phrenologen; denn neben mittelmäßigen geiſtigen Anlagen, von denen Lacenaire unzweideutige Beweiſe gegeben, zeigt ſein Schädel die ſchlechteſten Neigungen und die zügelloſeſten Begierden. Vorherrſchend war aber bei ihm die Eitelkeit. Bekanntlich war Lacenaire ſtolz auf ſeine Verbrechen.

Gall behauptete, daß der Charakter des Mörders, wie er auf ſeinem Schädel ausgeprägt ſey, auch die Art der Ausführung beſtimme. Das Organ der Liſt, verbunden mit dem des Mordes, aber ohne das Organ des Muthes, erzeugt die Giftmiſcher. Gall hat der Neigung zum Verhehlen, dem Geiſte der Intrigue und der Verſtellung einen beſonderen Platz angewieſen. Auf den Köpfen gewiſſer Frauen iſt dieſes Organ ſehr ſtark ausgeprägt. Auf die Rechnung des Organs der Zerſtörung ſetzte auch Gall alle Handwerke, welche, wie das des Schlächters, die Uebung roher Kraft und Blutvergießen erfordern. An dieſem Orte des Gehirns fand er auch das fiat lux der göttlichen Macht, die nach de Maiſtre nothwendig iſt, um den Wundermenſchen, den Henker, zu erfinden. Trifft dieſe Anlage mit religiöſem Gefühl zuſammen, ſo entſtehen blutdürſtige Fanatiker. Gall zeigte dieſe Verbindung an der Büſte Cromwell's. Verbindet ſich dieſer Trieb mit hohen geiſtigen Anlagen, ſo gibt er dem Geiſte eine düſtere und tragiſche Richtung. Als Beweis kann Shakeſpeare dienen, bei dem übrigens auch in Anſchlag zu bringen iſt, daß er der Sohn eines Schlächters war, und daß die charakteriſtiſchen Formen in der Familie forterben. Wenn man gegen dieſe Erklärung Einſpruch that, ſo pflegte Gall zu ſagen: So Mancher, der vermöge dieſes einzelnen Organs ein Schlächter, Henker oder Mörder geworden wäre, kann ein großer dramatiſcher Dichter werden, wenn das Gefühl des Idealen und die Leidenſchaft für das Schöne dieſen Trieb in die Phantaſie verſetzen.

Gall lehrte, daß jedes der beiden Geſchlechter ſich in einem feſtgeſchloſſenen Kreiſe von Gedanken und Empfindungen bewege. Um ſeine Idee anſchaulicher zu machen, zeigte er den Kopf eines ſechsjährigen Mädchens, welches ſeinem Bruder, der noch in der Wiege lag, große Zärtlichkeit und Sorgſamkeit bewies. Gall verglich dieſen Kopf mit dem eines Knaben von demſelben Alter und zeigte, wie viel entwickelter das Organ der Kinderliebe bei dem Mädchen iſt. Im Allgemeinen iſt die Gruppe der Organe, welche die Anhänglichkeit, die Familie und die Ehe bezeichnen, entwickelter bei den Frauen als bei den Männern. Wenn Gall auf den Köpfen junger Mädchen den Sitz der Mutterliebe nicht ausgezeichnet fand, ſo zog er daraus ungünſtige Schlüſſe für ihren Charakter; nach ſeiner Anſicht hatten ſie dann ihren vornehmſten Beruf verfehlt. Spurzheim war der Meynung, daß der Mangel dieſes Inſtinkts beim Kindermorde in Anſchlag gebracht werden müſſe. Von 30 Frauen, welche ihre Kinder ermordet hatten, fand er auf den Köpfen von 26 das Organ der Mutterliebe nicht; die vier anderen waren durch die Gewalt der Umſtände fortgeriſſen worden. Brouſſais pflegte in ſeinen Vorleſungen zu ſagen: „Wenn ich dies Organ bei jungen Frauen nicht ſehr ausgebildet finde und ich ihnen meine Bemerkung mittheile, ſo ſagen ſie gewöhnlich zu ihrer Entſchuldigung, daß das Geſchrei, die Unarten und die Unſauberkeit der Kinder ihnen ekelhaft ſeyen. Wenn aber der Reiz ſehr ſtark iſt und die Natur ſpricht, ſo laſſen ſich die Frauen nicht abſchrecken." Mit dieſem Triebe bringen auch die Phrenologen das Spielen mit den Puppen in Verbindung.

Der Kopf der Frauen hat im Allgemeinen weniger Volumen als der der Männer, und die Knochen ſind dünner. Die geiſtigen

Digitized by Google

Fähigkeiten, welche im vorderen Theile des Kopfes ihren Sitz haben, ſcheinen an Entwickelung eingebüßt zu haben, was die Maſſe der Empfindungen gewonnen hat. Der Schädel der Frauen iſt auch gewöhnlich nach hinten gezogen. Dies iſt die allgemeine Anlage. Treten die Individuen, Männer oder Frauen, aus den Bedingungen und Gränzen ihres Geſchlechts heraus, ſo ändert ſich in demſelben Maaße der Charakter ihrer Organiſation. Bei Katharina II. und Frau von Staël iſt die Richtung der geraden Linien der Stirn über die Scheidelinie beider Geſchlechter hinausgegangen. Die Stirn von Georg Sand iſt die eines Mannes und einer Frau. In der Sammlung Gall's befindet ſich auch die Büſte des Abbé Gauthier, der wegen ſeiner Kinderliebe und als Verfaſſer vieler Kinderſchriften bekannt iſt; bei dieſem zeigt der Hintertheil des Kopfes weibliche Dimenſionen.

(Schluß folgt.)

Die große chineſiſche Mauer.

Das größte Denkmal, welches menſchlicher Fleiß und Beharrlichkeit mit weiſer Abſicht entworfen und ausführen konnte, iſt die große Mauer, welche China im Norden von der Mongolei trennt. Weit über 2000 Jahre alt, ſteht dieſelbe und erſtreckt ſich vom Meerbuſen Pe-tſche-li bis an die äußerſte weſtliche Gränze in einer Länge von 500 deutſchen Meilen. Was ſind Aegyptens Pyramiden dagegen? Wie gering ſtellt ſich ihr Zweck dar? Dort in Aegypten mußten Tauſende von Händen arbeiten, einem Könige ein Grab aufzuthürmen, und Niemand weiß mehr von ihm als höchſtens ſeinen Namen. Hier mußten auch Tauſende von Händen arbeiten, aber zu ihrem eigenen Nutzen. Die Einfälle von rohen, wilden Völkern, die ſich aus den Bergen und Wüſten auf das wohlhabende angebaute China werfen wollten, kamen bis hierher und mit ihren Pferden konnten ſie nicht herüber; Verſuche, über die Mauern zu klettern, wurden von der zahlreichen Beſatzung abgewieſen, welche in den darüber emporragenden Thürmen lag. In Europa haben auch die Römer ſolche Werke verſucht; z. B. führten ſie in England eine Mauer gegen Schottlands wilde Bewohner und vom Rheine bis zur Donau eine gegen die Deutſchen auf; aber es waren Erdwälle mit Paliſſaden; die zum Walle ausgegrabene Erde bildete dann einen großen weiten Graben. Schon deshalb kamen dieſe Schutzwerke der chineſiſchen Schutzwehr nicht gleich, denn dieſe iſt feſtes Mauerwerk; zwei Mauern bilden einen Zwiſchenraum, der mit Erde und Geſtein ausgefüllt iſt, und mit geringer Ausnahme ſtehen dieſe Mauern und Thürme noch ſo feſt da, wie zur Zeit ihrer Erbauung. Nun betrachte man die Höhe: über 13 Ellen; die Dicke 7 Ellen; die Thürme, aller hundert Schritte einen. Wenn wir uns vorſtellen, daß die Mauer nur eine Elle dick, und nur etwa 5 Ellen hoch wäre, es reichte doch auch hin; aber dann hätte man ſchon faſt zweimal die ganze Erde damit umziehen können.

Geholfen hat ſie aber doch nicht! China iſt überwältigt worden von den Mongolen ſo gut, als wenn die Mauer nicht erbaut geweſen wäre!

Und doch kann man behaupten, daß ſie viel geholfen hat und heute noch für China einen unſchätzbaren Werth hat. Die wilden Horden der Tataren, ſollten abgehalten werden, und dies geſchah bis faſt zu Ende des 13ten Jahrhunderts nach Chriſto. Zweihundert Jahre vor ſeiner Geburt iſt ſie erbaut worden. Angenommen, daß man 200 Jahre Zeit nöthig hatte, ehe ſie vollendet ſtand, ſo hat ſie gegen 1300 Jahre China geſchützt; und wo iſt denn ein Volk, das 1300 Jahre von keinem auswärtigen wilden Feinde heimgeſucht worden wäre? Ewig widerſteht keine Feſtungsmauer; irgendwo iſt doch einmal ein Punkt ſchwach vertheidigt worden, und hier drang der Feind herüber, indem er dann die übrigen Punkte in den Rücken nahm. Zugleich war Dſchingis-Khan, der erſte Eroberer China's, ein Fürſt, wie ihn die Welt ſelten geſehen hat, unermüdlich tapfer im Felde, weiſe im Entwurfe, beharrlich in der Ausführung, ſo daß er Tücke, Liſt und Tapferkeit gleich ſehr auf ſeiner Seite hatte. Jedoch ſeine Nachkommen wurden wieder aus dieſem Lande verjagt und erſt in der Mitte des 17ten Jahrhunderts gelang es den Mongolen aufs Neue, ſich zu Herren deſſelben zu machen, weil die Chineſen zum Theil ſelbſt uneins waren. Die Mauer hatte alſo nochmals einige Jahrhunderte lang gedient, den Fleiß des Bürgers und Landmanns gegen den wilden Jäger und Krieger zu ſchützen. Seitdem ſcheint ſie nun allerdings unnütz; nichtsdeſtoweniger wird kein Chineſe in dieſe Meynung einſtimmen, denn die Mongolei wird, wie vor Jahrhunderten, von wilden, kriegeriſchen, raubſüchtigen Horden durchzogen. Sie alle gehorchen freilich dem Kaiſer von China; allein ehe er es ſich verſieht, macht doch der Khan oder Wan einer ſolchen einmal Miene, den Gehorſam zu verweigern, und es geht ſelten ein Jahr hin, wo dies nicht ſtattfände. Wäre dieſe Mauer nicht, wie würde eine ſolche Horde plündern und rauben, ehe ſie überwältigt würde! Jetzt marſchiren zu irgend einem ihrer Thore 10 — 20,000 Truppen hinaus und treiben, mit Hülfe der treugebliebenen Mongolen, den Rebellen bald in einen Winkel, wo er froh iſt, den eigenen Kopf zu retten, indem ſich ſein ganzer Haufe zerſtreut. Allein zu dieſem Haufen würden, ohne ſolche Schutzwehr, noch andere Haufen geſtoßen ſeyn und die Gefahr für China ins Unendliche geſteigert haben, während man jetzt im mittlern und ſüdlichen Theile des Landes kaum erfährt, daß jenſeits derſelben Krieg geführt worden iſt.

Und nun endlich vergeſſe man nicht, daß die Mongolei Tauſende von Raubthieren enthält. Sie würden ohne ſolche Abwehr auch nach China ſich verlaufen, um unter Thieren und Menſchen ſchreckliche Verheerungen anzurichten, ehe ſie getödtet werden könnten. Jetzt fallen ſie als Beute der nächſten Thorwache. In gleicher Art kann Niemand von Norden ins chineſiſche Reich kommen, der nicht darthun kann, wer er iſt und was er will; eben ſo wenig kann ein Chineſe, ohne befragt zu werden, hinaus, was für ein Land, wo die Polizei einer europäiſchen nicht viel nachgibt, immer auch einige Bedeutung hat. Kurz, die Mauer iſt ein Rieſenwerk, der Beſtimmung, wie der Ausführung nach; denn denke man nur, daß in einer ſolchen Länge von 500 Meilen gar manches Thal überbaut, mancher Fluß, der in den Thälern von Norden nach Süden geht, überbrückt werden mußte, und dieſe Brücken von ſteinernen Bogen getragen, noch heute, wie vor 2000 Jahren der Witterung trotzen.

Der Graf von Paris.

Schon ſeit längerer Zeit erzählt man vom kleinen Grafen von Paris mehrere Aeußerungen, welche ſein Herz charakteriſiren, aber nicht ſolche ſind es, wie man oft von anerkannten, aber durch hohe Geburt ausgezeichneten Alltagsköpfen ausbreitet, um ihnen zu ſchmeicheln, ſondern ſanfte, wohlwollende Aeußerungen, die die Gelegenheiten erzeugten, die ſich nicht nachahmen laſſen und von den Perſonen wiederholt wurden, welche im Schloſſe und um den kleinen verehrten Prinzen leben. Es iſt bekannt, daß es Etiquetten-Geſetz iſt, daß Niemand von der Umgebung die Kinder der königlichen Familie küſſe. Aber deſſenungeachtet erlaubte ſich die Perſon, welche beauftragt iſt, täglich die blonden Locken des Prinzen in Ordnung zu bringen, zuweilen faſt unwillkürlich einen Kuß auf das holde Köpfchen zu drücken. „Warum küſſeſt Du mich heute nicht?“ fragte er einmal bei ſolcher Gelegenheit. „Weil es mir verboten iſt, Monſeigneur.“ „Nun ſo werde ich Dich küſſen,“ und damit ſprang er auf den Schoß gedachter Perſon und küßte ſie mit kindlicher Zärtlichkeit. Der Sohn der Prinzeſſin Maria, der kleine Herzog von Würtemberg, iſt der Geſpiele des Grafen von Paris, und dieſer hat für jenen eine brüderliche Zuneigung und Liebe gefaßt. Einige Tage vor ſeiner Taufe hatte ſich der Graf von Paris einen Verweis zugezogen durch den Lärm, den er machte, wodurch er allen Anweſenden läſtig wurde. „Höre, ſagte der kleine Herzog

Digitized by Google

von Würtemberg zu ihm, — „ſey artig, ſonſt werde ich getauft werden.“ „Warum?“ antwortete der Sohn des Herzogs von Orleans, „ich mache jetzt Lärm und kleine Streiche, weil ich jetzt klein bin und weil mich das beluſtigt, aber ſpäter ...“ „Nun was ſpäter?“ fragte der andere lächelnd. „Ja ſpäter, wenn ich groß ſeyn werde, wie mein Papa, werde ich nur Gutes thun, denn ich will, daß man mich auch liebe.“ — Seit der Zeit, daß der Tod des Herzogs von Orleans die Herzen aller derer mit Kummer und Betrübniß erfüllt, welche den Grafen von Paris umgaben, iſt der kleine Prinz oft ernſt und ſtill; oft ſetzt er ſich abgelegen und weigert ſich, an ſeinen liebſten Spielen Theil zu nehmen. „Auf! komm, laß uns luſtig ſeyn!“ ſagte kürzlich ſein junger Vetter zu ihm, „warum willſt du hier ſitzen und nicht ſpielen?“ „Nein, ich will nicht, und da du Mama verloren haſt und ich Papa, ſo komm zu mir und ſey mit mir traurig,“ und indem der arme kleine Prinz das ſagte, betrachtete er mit thränenvollen Augen ſeine ſchwarzen Kleider.

Der Arzt und der Tod.

(Aus Lauvergne's: Die letzten Stunden und der Tod.)

In der Regel ſind die Aerzte mit dem Tode vertraut; ſie haben ihn unter ſo vielerlei Geſtalten geſehen, daß er ſie ſelbſt nur dann erſchreckt, wenn er ſie in Begleitung von Schmerzen antritt. Sie behalten unter allen Menſchen am Meiſten die Hoffnung, die Krankheiten, von denen ſie befallen werden, zu beſiegen; wenn ſie ſich der Sorgfalt ihrer Kollegen anvertrauen, dann fallen ſie auch in Bezug auf den Tod aus ihrer Rolle, das Vorgefühl ihres Endes beſchleunigt daſſelbe. Alte Aerzte fürchten den Tod weniger, als junge; ſie haben den Muth alter Soldaten, die an die Wechſelfälle des Krieges gewohnt ſind; und ſo ſieht man ſie bei epidemiſchen und anſteckenden Krankheiten allen andern an Eifer und Hingebung als Muſter vorangehen. Man klagt ſie des Materialismus an, jedoch irrig; ihre Studien führen ſie zunächſt auf den Deismus. Zur Religion und Gottesverehrung müßen ſie ſo gut wie andere Menſchen von der häuslichen Erziehung und von den Umſtänden, die ihren Charakter bilden, angeleitet werden. Ganz abſurd wäre es, ſie für die Vorkämpfer des Materialismus halten zu wollen, weil ihnen ihr Beruf ſo oft die Hinfälligkeit des Menſchen vorhält. Wenn der Tod der erhabene Lehrer des Lebens iſt, haben ſie nicht die traurige Ehre, ihm zuzuhören und von ihm zu lernen, iſt das nicht für ſie ſelbſt ihre tägliche Aufgabe? und dürften nicht Szenen, wo ein Rechtſchaffener ſtirbt, ihnen beredter ans Herz ſprechen, als wo die letzten Stunden des Sterbenden nur Angſt, Schrecken, hölliſche Viſionen darbieten? Man ahmt Das nach, was gefällt; und ein Todeskampf, den die Religion und die Hoffnung in ein ſanftes Hinüberſchlummern mildert, dürfte ſchon dem menſchlichen Egoismus mehr zuſagen, als die troſtloſe Leere des hinfälligen Materialismus. Den ſchlagendſten Beweis aber, daß die Ausübung der Medizin ihre ächten Jünger religiös macht, liefert die Anerkennung einer Vorſehung, die ſie ſo oft am Krankenbette ausſprechen. Denn wenn der Aezt nun Alles gethan und verordnet hat, was er für den verzweifelten Kranken aufzubieten vermag, ſo iſt ſein letzter Gedanke immer: „Gebe dir Gott Geneſung!“ Dieſe innere Stimme ruft in der Seele des Arztes lauter, als in jeder andern, deßhalb, weil er ſo oft den Verfall unſeres Körpers mit anſehen muß. Nur die Mutter, die ſich über die Wiege ihres kranken Kindes beugt, vernimmt Gottes Stimme ſo deutlich, wie er. Ich glaube, daß in mancher Hinſicht der Arzt, der ſeinen Beruf treu erfüllt, in einem nähern Verkehr mit Gott und der überſinnlichen Welt ſteht, als die Theologen und Prieſter. Der Grund liegt nahe genug; er bringt ſein ganzes Leben damit zu, das Meiſterwerk der Schöpfung zu betrachten und zu erforſchen. Gibt es jetzt mehr materialiſtiſche Aerzte als jemals, ſo muß man jetzt auch den allgemeinen Abfall der Menſchen von Gott, in unſerer Zeit, wo ſich Alles von den alten Banden losmacht, in Anſchlag bringen. Die Medizin nimmt den erſten Rang unter allen philoſophiſchen und Naturwiſſenſchaften ein, wegen ihrer Beſtrebungen für das Glück der Menſchheit.

Pot-Pourri.

Der Eid als Gottesgericht.

Vor dem Apellationshofe zu Bologna hat ſich jüngſt ein merkwürdiger Vorfall bei Verhandlung eines Kriminalprozeſſes ereignet. Gegen das Ende des Jahres 1841 war in Ferrara ein reicher Kaufmann, Namens Antonio Gagnirao, ermordet worden; zwei Männer, Toeti und Reglucci, auf den Verdacht der That verhaftet, geſtanden dieſelbe ein, jedoch unter dem Hinzufügen, daß ſie von Signora Birgando, der Wittwe eines reichen Landeigenthümers, einer eben ſo ſchönen als gebildeten Frau, dazu angeſtiftet worden ſeyen. Dieſe Beſchuldigung fand anfangs keinen Glauben; da ſich jedoch ſpäter herausſtellte, daß der Ermordete der Birgando für den Fall ſeines unbeerbten Ablebens ſein Vermögen vermacht, in der jüngſten Zeit aber Luſt zum Heirathen gezeigt hatte, ſo wurde die Wittwe gefangen genommen, prozeſſirt, und, gleich den beiden Thätern, von dem Gerichte zu Ferrara zum Tode verurtheilt. Sie appellirte zwar nach Bologna, allein Niemand hoffte eine Reformirung der Sentenz, als plötzlich eine höhere Hand zu ihren Gunſten in den Lauf der Dinge einzugreifen ſchien. Der Beweis gegen ſie beruhte hauptſächlich auf dem Zeugniſſe von 4 Perſonen; von dieſen ſtarben zwei, wenige Tage vor der Verhandlung in der Appellationsinſtanz, eines natürlichen Todes; ein dritter fiel am Morgen des Prozeſſes vom Pferde und blieb todt; der vierte endlich hatte eben das Zeugniß gegen ſie vor dem Gerichte wiederholt, und mit den Worten: „Möge ich auf der Stelle ſterben, wenn ich nicht die reinſte Wahrheit geſagt habe!“ ſeine Hand zum Schwur erhoben, als er, vom Schlage getroffen, leblos zu Boden ſtürzte. Dieß wurde als ein Gottesurtheil betrachtet, und Signora Birgando ſofort freigeſprochen. Doch wird ſie auf Antrag des Staatsanwalts zur Aufſuchung anderweitiger Beweismittel noch 6 Monate in Haft gehalten.

Engliſche Jury.

Der verſtoebene engliſche Oberrichter O'Grady ſaß einſt in den Carlow-Aſſiſen über zwei des Straßenraubes angeklagte höchſt berüchtigte Spitzbuben zu Gericht. Zum Erſtaunen Aller und der Gefangenen ſelbſt wurden ſie von den Geſchwornen freigeſprochen. Im Begriff ſie zu entlaſſen, wendete ſich der Oberrichter an den Gefängnißwärter mit den Worten: „Sie würden, Herr Murphy, mich äußerſt verbinden, wenn Sie dieſe reſpektablen Herren bis ſieben oder halb acht Uhr noch bei ſich behalten wollten. Ich werde um fünf Uhr nach Dublin abreiſen und möchte gern wenigſtens zwei Stunden Vorſprung vor ihnen haben.“

Das Gold und Silber Amerika's.

Die ganze Maſſe der edlen Metalle, welche Amerika ſeit der Entdeckung durch Columbus geliefert hat, wird auf 27 Milliarden Franks in Silber und $7\frac{1}{2}$ Milliarden in Gold angeſchlagen. — Denkt man ſich das Silber in einen Cylinder gegoſſen, der $27\frac{1}{2}$ Meter im Durchmeſſer hat, ſo würde die Höhe noch nicht 200 Fuß betragen. Das Gold würde einen kleinen Würfel von fünf Meter bilden, folglich bequem in einem gewöhnlichen Bürgerzimmer Raum finden.

Ein Schmuggler-Kniff.

Ein Contrebandler in Paris verfiel unlängſt auf ein ſeltſames Mittel, Branntwein einzuſchmuggeln. Er kaufte nämlich mehrere koloſſale Gypsbüſten, den König Ludwig Philipp vorſtellend, in deren Inneres er mit Branntwein gefüllte Blechgefäße ſtellte. Einige Zeit hindurch gelang es ihm, die Zollwächter zu täuſchen, endlich aber ſchöpften ſie Argwohn, und fanden, daß die Büſten des Staatsoberhauptes zu einem ſträflichen Betruge benützt wurden.

Digitized by Google

Nro. 24.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Kabinet des Doktors Gall. — Zur Geſchichte Napoleons. — Regeln zur Beförderung des Wohlſtandes. — Pot-Pourri.

Das Kabinet des Dr. Gall in Paris.

(Schluß)

Eine ſehr auffallende Bemerkung, welche Gall und Spurzheim gemacht haben, iſt die, daß die Verbindungen zwiſchen Individuen zweier Geſchlechter ſich faſt immer auf eine Aehnlichkeit der Kopfbildung gründen. Brüder und Schweſtern, welche Neigung zu einander haben und gern beiſammen ſind, zeigen immer eine ſehr entſchiedene Aehnlichkeit der Kopf-Form. Dieſe Beobachtung hat man auch auf Liebesverhältniſſe ausgedehnt, und wenn dieſe natürlich ſind und längere Zeit gedauert haben, ſo hat man immer gefunden, daß ſie auf einer Uebereinſtimmung der Neigungen beruhen, welche ſich auf der knochigen Bedeckung des Gehirns ausſpricht. Der Schädel Heloiſens, der aus dem Muſeum der Auguſtiner in die Sammlung Gall's übergegangen iſt, zeigt Züge der Analogie mit dem Abailard's, welche man als die Fraternität der Liebe erklären könnte. Vor Gall hatte man geglaubt, daß die Liebe aus Kontraſten entſpringe; er aber hat gezeigt, daß die Verſchiedenheit der Geſchlechter die ähnlichen Formen hinlänglich modifiziere, um alle Monotonie auszuſchließen.

Gall's Indiscretionen erſtreckten ſich zuweilen auf die Sitten früherer Freunde und Bekannten. Er zeigte die Maske eines Sprachlehrers, den er als Beiſpiel eines ſchlüpfrigen Temperaments anführte. Dieſe Maske pflegte er des Gegenſatzes wegen mit der eines ihm bekannten Arztes zu vergleichen, der ſich durch die entgegengeſetzten Eigenſchaften auszeichnete. Bei dieſem wies er nach, daß die ſchwache Entwickelung des kleinen Gehirns, welches der Sitz der erotiſchen Neigungen iſt, der Grund ſeiner ungewöhnlichen Antipathie gegen die Frauen war. Dieſe Abneigung war ſo ſtark, daß er eines Tages beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als ihn eine Dame umarmen wollte.

Einer ähnlichen Anlage ſchrieb Gall die Züge der Enthaltſamkeit und Keuſchheit zu, welche man im Leben der Heiligen findet. „Iſt es wohl zu verwundern," pflegte er zu ſchließen, „daß Thomas A. Kempis, in deſſen Bildung ich dieſelbe Anlage finde, ſich mit einem Brande bewaffnete, um ein junges reizendes Mädchen von ſich abzuwehren?" Solche Individuen pflegte Gall Weſen zu nennen, die als Eunuchen aus dem Schoße ihrer Mutter hervorgegangen ſeyen. Die Abweſenheit der phyſiſchen Liebe bemerkt man auch auf dem Schädel eines Weibes. Und welches Weibes? Eines Freudenmädchens! Unter demſelben lieſt man die Worte: „Die entwickeltſten Organe an dieſem Kopfe ſind die, aus welchen ein eitler und habgieriger Charakter hervorgeht, zwei Empfindungen, welche Frauen ohne Bildung zu großen Verirrungen führen." Brouſſais ſtellt den Satz auf, daß bei allen Frauen, welche ſich ihre Gunſtbezeugungen bezahlen laſſen, das Organ der Wolluſt ſehr wenig ausgebildet iſt. Wenn daher Lelia's Schweſter ihr den Rath gibt, Courtiſane zu werden, und Lelia antwortet: „Ich habe keine Sinne," ſo ſagt ſie das Gegentheil von dem, was ſie ſagen ſollte. Der Mangel an Sinnlichkeit iſt die erſte Bedingung zur Courtiſane.

Die Bildung jenes weiberfeindlichen Doktors ſtellt mit einigen leichten Modifikationen auch den Schädel eines franzöſiſchen Emigranten, des Abbé Laclôture, dar, der ſich in Wien durch ſeine Galanterie bemerklich machte. Gall hatte ihn gekannt und ſtellte ihn als Muſter der franzöſiſchen petits maitres hin. Selbſt an weiblichen Handarbeiten fand derſelbe Gefallen und erlangte eine große Geſchicklichkeit darin. Sein Kopf zeigt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem eines Weibes; das Organ der Liebe fehlt, wogegen das der Eitelkeit ſehr ſtark entwickelt iſt. Uebrigens geſtand auch der Abbé Laclôture ſelbſt, daß er ſich begnüge, den Frauen den Hof zu machen, und daß er keine anderen Wünſche hege. Findet ſich dieſe Anlage bei jungen, vorſichtigen und liſtigen Schönen, ſo entſteht die Koketterie. Auf den Bildern Piron's und Mirabeau's findet ſich das Organ der phyſiſchen Liebe ſehr ausgeprägt.

Auch die mimiſche Nachahmung hat ein beſonderes Organ; wenn dieſe mit einer mächtigen und zum Düſtern hinneigenden Anlage verbunden iſt; ſo entſtehen die großen Tragödienſpieler. Dieſe Anlage iſt ſehr bemerkbar auf der ſchönen Stirn der Mlle. Rachel. Dieſes Organ fand Gall verbunden mit dem religiöſen Sinne auf dem Schädel eines Predigers, der durch ſein oratoriſches Talent ausgezeichnet war. Verbunden mit dem Organe der Streitſucht und der Heftigkeit zeigte er das Organ der Religion auf dem Kopfe eines Predigers, der beſtändig mit dem göttlichen Strafgerichte drohte. Ein anderer, bei dem der Sinn der Vergleichungen ſehr ausgebildet war, ſprach nur in Parabeln. Dies veranlaßte Gall, zu ſagen, daß wir Gott durch unſere Organe wie durch eine Brille anſchauen Auch wies er jedem Organ eine beſondere Sprache zu. Schriftſteller, bei denen der Stolz ſehr entwickelt iſt, ſchieben immer ihre Perſönlichkeit vor. Sie ſagen ich. Die, welche eitel ſind, ſuchen die Koketterie und Affectation der Worte. Gall unterſchied nämlich ſehr ſcharf zwiſchen Stolz und Eitelkeit. Stolz iſt das Streben, ſich ſelbſt, Eitelkeit der Wunſch, Anderen zu gefallen. Iſt die letztere Empfindung vorherrſchend, ſo führt ſie zu manierirten Formen. Auch ſoll ſie Höflinge und Courtiſanen hervorbringen. Der unbeſchränkte Stolz hat nicht minder ſchädliche Folgen; wir führen hier Brouſſais an, der einen Staatsmann der Gegenwart folgendermaßen charakteriſirte: „Die Feſtigkeit iſt bei ihm mit einem empörenden Selbſtgefühl verbunden, während die Eitelkeit ſehr herabgedrückt iſt. Das beſte Korrektiv einer ſo nachtheiligen Combination würde eine angemeſſene Entwickelung der Eitelkeit ſeyn, d. h. des Wunſches, den Beifall der Anderen zu erhalten. Solche Menſchen ſind der Macht gefährlich, theils weil ſie unaufhörlich nach der Herrſchaft ſtreben, theils weil ſie die Gewalt in perſönlichen Kämpfen kompromittiren." Der Stolz, verbunden mit der Eitelkeit, bringt den ſervilen Ehrgeiz hervor.

Es bleibt uns nur noch der Schrank der Cretins und der Blödſinnigen. Von dieſen finden wir ſchöne Exemplare. Dieſer enge, oben zuſammengedrückte Schädel von koniſcher Form gehört einem vierzehnjährigen Mädchen an, das Spurzheim zu Cork in Irland entdeckte. Sie hatte den Gebrauch der äußeren Sinne, erkannte diejenigen, welche ſich ihr häufig nahten, liebkoſte diejenigen, welche ſich ihrer annahmen, fürchtete Schläge, konnte aber nicht ſprechen. Man kann dieſe und andere Schädel mit dem eines Bacon, eines

Digitized by Google

Descartes, eines Göthe vergleichen. Während bei jenen die Linien der Stirn eine geneigte Fläche bilden, ſieht man ſie bei dieſen großen Männern ſtolz und erhaben aufſteigen. Unter den Schädeln der Blödſinnigen findet man auch einige, die über die Gebühr aufgeſchwellt ſind; dieſe enthielten aber nur Waſſer.

Gall behauptete, daß das Organ der Poeſie, verbunden mit dem des Wunderbaren, dem Irrthum Taſſo's ſeinen beſonderen Charakter verliehen habe; in ſeinen Wahnſinnsanfällen ſoll der Dichter ſeine ſchönſten Verſe gemacht haben. Gall fügte hinzu, daß, da das Gehirn in allen ſeinen Organen doppelt ſey, Jemand ſehr gut auf der einen Seite verrückt, auf der anderen vernünftig genug ſeyn könne, um ſeinen Wahnſinn zu beobachten. Er führte hier das Beiſpiel Blaiſe Pascal's an. Galle hatte einen Kranken behandelt, der auf der linken Seite Beleidigungen zu hören glaubte, die man ihm zurief; auf der rechten Seite ſah er dagegen ein, daß dies ein Wahn ſey. Einen Freund Gall's vermiſſen wir in dieſer Sammlung, nämlich den Hund, den er gebildet hatte. Einer der vertrauteſten Freunde Gall's definirte denſelben auf folgende Weiſe: „Gall war der Mann, der die Thiere am beſten kannte, und den die Thiere am beſten kannten." In ſeinen Vorleſungen erzählte Gall mit unverwüſtlichem Ernſte, welche Beweiſe von Verſtand dieſes außerordentliche Thier gegeben. Beſonders ſchrieb er ihm das Wortgedächtniß zu. „Fox" ſprach freilich nicht, aber dadurch glaubte ſich Gall nicht berechtigt, ihm die Gabe der Sprache abzuſprechen. „Ich habe in dieſer Beziehung", erzählte Gall, „fortlaufende Beobachtungen angeſtellt. Ich habe oft abſichtlich von Gegenſtänden geſprochen, welche meinen Hund intereſſiren konnten, ohne ihn jedoch zu nennen oder ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Er bezeugte nichtsdeſtoweniger Freude oder Schmerz, je nach den Umſtänden, und zeigte in ſeinem Benehmen, daß er ſehr wohl verſtanden habe, was ihn betraf." Fox war ſehr unterrichtet, aber er war nicht Polyglotte. Man denke ſich daher die Verwunderung dieſer ehrlichen deutſchen Haut, als er von Wien nach Paris kam. Anſtatt ſeiner theuren deutſchen Sprache, welche ſeine Mutterſprache war, vernahm er jetzt nur barbariſche und unverſtändliche Laute. Aber in kurzer Zeit lernte er, vermöge ſeines Organs des Gedächtniſſes, das Franzöſiſche ſo gut wie das Deutſche. „Ich habe mich davon überzeugt", ſagte Gall, „indem ich in ſeiner Gegenwart Sätze in deutſcher und in franzöſiſcher Sprache herſagte."

Als die Krone dieſer reichen Sammlung erſchienen die Büſten von Spurzheim und Gall. Der Erſtere hatte den ſtarken und dicken Kopf eines Deutſchen, etwas vom Typus eines Ochſen, wie die Geſchichte uns Thomas von Aquino darſtellt. Der Kopf Gall's liefert eine herrliche Beſtätigung ſeiner Lehre. Alle Organe, welche nach ihm den Geiſt der Analyſe und die Feinheit der Beobachtung begründen, ſind auf ſeiner Stirn ſtark ausgeprägt. Man lieſt auf derſelben zugleich zwei Anlagen, welche in der Wiſſenſchaft die wagehalſigen Geiſter hervorbringen: Verachtung gegen die Bücher und Ehrfurcht gegen die Natur. A. Esquiros.

Zur Geſchichte Napoleons.

Die **Revue de l'Empire** und nach derſelben das **Echo de la Presse** enthält den nachſtehenden Artikel, deſſen Inhalt für ganz neu ausgegeben wird:

Napoleon war im Jahre 1815 zurückgekommen. Frankreich erhob ſich von Neuem imponirend unter der dreifarbigen Fahne und wiederum ſchallte vom Rheine bis zum Ozean, von der Maas bis zum Mittelmeere: vive l'Empereur! Am 25. März 1815 befand ſich Napoleon in den Tuilerien in ſeinem Kabinet allein mit ſeinem Bruder, dem ehemaligen Könige von Spanien. Joſeph war der ſeiner Brüder, welchen er am meiſten liebte und auf deſſen Urtheil er das höchſte Vertrauen ſetzte. Deßhalb hatte denn auch das Geſpräch, obgleich daſſelbe von höchſter Wichtigkeit war, jene natürliche Ungezwungenheit, die zwiſchen zwei Freunden herrſcht, welche von ihren gemeinſamen Intereſſen ſprechen.

„Warum," ſagte der König Joſeph zu ſeinem Bruder, „haben Sie Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht bis nach der Auflöſung des Congreſſes in Wien verſchoben?"

„Die Umſtände," antwortete der Kaiſer, „haben meine Rückkehr beſchleuniget. Die Bourbons benahmen ſich ſo unpolitiſch, daß ich die Ueberzeugung hatte, von dem Volke und der Armee mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Ich konnte nicht länger auf der Inſel Elba bleiben; man unterſchlug meine Gelder; täglich wurden Leute auf die Inſel geſchickt, die mich aus dem Wege räumen ſollten, und es war in Wien die Rede davon geweſen, mich auf eine Inſel im Ozean zu verweiſen. Jetzt handelt es ſich darum, Alles aufzubieten, um die Coalition zu ſprengen. Es ſind bereits auf der Inſel Elba einige Unterhandlungen angeknüpft worden; ich traue aber der öſterreichiſchen Politik nicht; mit Rußland wäre es etwas Anderes."

„Ich bin ganz Ihrer Anſicht," ſagte Joſeph, „und der Mann, deſſen Einfluß vom größten Nutzen ſeyn könnte, iſt Pozzo di Borgo. Ich war ſonſt mit ihm ſehr befreundet und habe einen gemeinſchaftlichen Freund L., der gewiß eine Sendung an ihn übernähme."

„Aber," antwortete der Kaiſer, „was ſoll man Pozzo di Borgo für ſeine Vermittelung anbieten?"

„Ich kenne die Corſen beſſer, als Sie, Sire, und wie ehrgeizig ſie auch ſeyn mögen, nichts kommt in den Augen der Leute aus den Bergen einer hohen Stellung an ihrem Geburtsorte gleich. Bieten Sie ihm die höchſte Stelle in Corſika und fünf Millionen, und ich zweifle an dem Erfolge nicht. Ich werde ihm ſchreiben und ihn an unſere Jugend erinnern, dieſe Saite klingt immer am leichteſten an."

„Glaubſt Du denn," ſetzte der Kaiſer hinzu, der bei vertraulichen Geſprächen ſeinen Bruder Du nannte, „daß ich jetzt, wo ich die Vertheidigung Frankreichs zu organiſiren habe und ſelbſt Euere Apanagen um die Hälfte verringern muß, einem Diplomaten fünf Millionen Francs geben kann?"

„Das nehme ich über mich," entgegnete Joſeph, „und wenn Sie mir die Unterhandlungen übertragen wollen, werde ich mir das Geld zu verſchaffen wiſſen."

Man blieb alſo bei dem Vorſchlag. L. willigte ein, die Sendung zu übernehmen und reiſte mit den fünf Millionen ab. Schwierigkeiten, auf die ich mich nicht mehr genau beſinne, verzögerten die Reiſe des Herrn L., der erſt am 12. Mai in Wien ankam. Er ließ ſich ſogleich in die Wohnung Pozzo di Borgo's führen. Dieſer war nicht zu Hauſe. L. gab ſich zu erkennen, und beſtand darauf, in ein Wartezimmer eingelaſſen zu werden. Er blieb da mehrere Stunden. Gegen Abend kam Pozzo di Borgo, bleich, erſchöpft, wie ein Man, der einen großen ſchweren Kampf zu beſtehen gehabt hat. Erſtaunt darüber, Herrn L. zu finden, fragte er denſelben nach dem Zwecke ſeiner Reiſe, und als ihm dieſer Alles erzählt hatte, las Pozzo di Borgo den Brief des Königs Joſeph zweimal. Er ſchien ſehr unruhig zu ſeyn, ſank auf einen Stuhl und ſprach:

„Ach, lieber L., warum ſind Sie nicht einige Stunden früher gekommen! Ich komme eben aus einer Sitzung des Kongreſſes; die Anſichten waren ſehr getheilt und wenn Sie mich ſehr erſchöpft ſehen, ſo kommt es daher, daß ich Alles aufbieten mußte, was mir Gott an Kraft, Ueberredungskunſt und Verſtand gegeben hat, um Rußland und Oeſterreich zu beſtimmen, ſich nicht von der Coalition zurückzuziehen, das Manifeſt vom 25. März nicht zu desavouiren. Wären Sie geſtern, ja wären Sie heute früh gekommen, ſo würde ich, ich ſchwöre es Ihnen zu, die Partei Napoleons ergriffen und gewiß den Sieg davon getragen haben." Dann ſtand er auf, ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab, ſchien von den entgegengeſetzteſten Gefühlen beſtürmt zu werden und fügte hinzu: „Wenn ich das, was ich geſagt habe, zurücknehmen könnte..! Aber welchen Grund ſollte ich für dieſe plötzliche Sinnesänderung angeben? Es iſt nicht möglich; was würde man von mir denken? Ich habe alle Hülfsmittel meiner Be-

Digitized by Google

redſamkeit erſchöpft, um zu beweiſen, daß man mit Napoleon keinen Frieden und keine Ruhe haben kann. Indeß, ich will zuſehen, kommen Sie morgen wieder; heute bin ich wie vernichtet, durch die Discuſſion und durch Ihren Antrag."

Den andern Tag früh um acht Uhr befand ſich L. wieder in dem Zimmer Pozzo di Borgo's.

„Nun," fragte er bei dem Eintritt, „haben Sie ſich entſchloſſen?"

„Ach, lieber Freund, es iſt wirklich unmöglich; ich würde zu Grunde gehen, ohne doch den Kaiſer zu retten... Da leſen Sie den Auszug des Protokolls von geſtern, das die Erklärung vom 25. März beſtätiget und Europa gegen Bonaparte vereiniget."

Regeln zur Beförderung des Wohlſtandes.

1) Zeit iſt Geld.

Eine Lehre, welche, ſo oft ſie auch ſchon gepredigt worden iſt, dennoch nicht oft genug wiederholt werden kann! „Das Benützen der Zeit iſt die Heerſtraße zum Reichwerden." Das wußten ſchon unſere Voreltern ſehr wohl. Daher die Sprichwörter: „Früh auf, ſpät nieder, bringt verloren Gut wieder." — „Morgenſtund hat Gold im Mund." — Man kann den Satz auch umkehren: Geld iſt Zeit — gleichſam in Subſtanz. Ob der Staat von ſeinen Unterthanen Geld, oder Arbeit, oder Naturalien, oder Fabrikate fordere, iſt an ſich eins. Aber indem er nur Geld von ihnen fordert, ſetzt er ſie in den Stand, von ihrer Zeit den vortheilhafteſten Gebrauch zu machen. Auch in dem Sinne iſt Geld Zeit, daß Geld die Macht iſt, über die Zeit Anderer zu gebieten.

2) Kaufe, wenn man dir eine Waare zum Verkaufe anbietet; verkaufe, wenn man eine Waare von dir zu kaufen verlangt.

In dem erſteren Falle darf man den niedrigſten Preis zu bezahlen — in dem letzteren den höchſten Preis zu erhalten hoffen. Ein ſehr reicher Kaufmann und Banquier wurde gefragt, wie er es angefangen habe, zu ſolchem Reichthume zu gelangen; er antwortete: daß er ſeinen Reichthum der Befolgung dieſer Maxime verdanke.

3) Scheue mehr die kleinen Ausgaben, welche täglich, als die großen Ausgaben, die nur ſelten wiederkehren.

Wer täglich einen Kreuzer mehr ausgibt, als er zu geben braucht, macht jährlich einen unnöthigen Aufwand von 6 fl. 6 kr. Ausgaben dieſer Art werden am leichteſten zu einem Bedürfniſſe. Eine Gewohnheit läßt ſich am ſchlechteſten ablegen. Wer nicht einen Pfenning ſo lieb hat, wie einen Gulden, wird es nicht leicht dahin bringen, daß er einen Gulden wechſelt.

4) Ein kleiner Gewinn, den man oft macht, iſt beſſer, als großer Gewinn, den man ſelten macht.

Ein unbilliger Gewinn, ſey er auch noch ſo groß, iſt ſogar ein Verluſt; denn wer die Unbilligkeit einſieht, kauft mir ſelten zum zweiten Male etwas ab. — Wer ſeine Grundſtücke gut verpachten will, der verpachte ſolche niedrig.

5) Was beſſer iſt, als eine Laus, (warum ſollte das arme Thierchen nicht mit ſeinem ganzen Namen geſchrieben werden?), das nimm du klüglich mit in's Haus.

Es iſt wie mit dem Lernen. „Man lerne, was man lernen kann." Denn man weiß nicht, wo und wann man das Gelernte brauchen wird.

6) Wer ſich ohne Noth einen Vorrath anſchafft, iſt ein Verſchwender.

Denn ein ſolcher Vorrath iſt ein todtes Kapital, ein Kapital, das keine Zinſen trägt. Viele Brauchlichkeiten verlieren mit der Zeit an Werth oder ihren Werth. Mit einem Vorrathe geht man ſelten haushälteriſch um. Man kann leichter kaufen, als verkaufen. Beſonders unräthlich iſt es, viel Geld im Hauſe zu haben. Vom Gelde läßt ſich nur unter der Bedingung ein Nutzen ziehen, daß man es ausgibt.

7) Wer nichts wagt, gewinnt nichts.

„Erſt wäg's, dann wag's!" ſagte ein deutſcher Herzog. — Büſch macht die Bemerkung, daß ein Kaufmann, der ſich gegen jede Gefahr zu ſichern ſuche, nie reich werden könne, ja vielleicht Gefahr laufe, zu verarmen.

8) Es iſt beſſer, ein Gewerbe allein, als es in Geſellſchaft mit Anderen zu treiben.

Büſch macht die Bemerkung, daß Handelsgeſellſchaften nur ſelten gedeihen. Beſonders aber ſey man auf ſeiner Hut, wenn ein Gewerbsmann einen Geſellſchafter ſucht.

9) Das Hab' ich iſt beſſer, als das Hätt' ich.

Man rechne auf keine Einnahme, bis daß man ſie gemacht hat. Man weiſe keinen Schuldner ab, der Geld bringt. Wer weiß, ob er wiederkehrt, oder wohin ſich das Geld verläuft, mit dem er zahlen wollte.

10) Der Hauswirth gehe bei dem Staatswirthe in die Lehre.

Es iſt eine vortreffliche Einrichtung der neuern Zeit, daß man die Einnahme und Ausgabe des Staates im Voraus nach einer Wahrſcheinlichkeitsrechnung anſchlägt und beide mit einander in's Gleichgewicht zu ſetzen ſucht, daß man einen Ausgabenanſchlag entwirft. So ſollte ein jeder Hausvater von Jahr zu Jahr ſeinen Einnahmen- und Ausgabenanſchlag entwerfen. Dabei hat er nicht die außerordentlichen Ausgaben, und nach Befinden die Tilgung ſeiner Schulden zu vergeſſen. Auch wird er wohlthun, wenn er (wie die Staatshaushalter zu thun pflegen) die Ausgaben zu hoch, die Einnahme zu niedrig anſchlägt. — Doch iſt zwiſchen dem Anſchlage des Staates und dem eines Privatmannes der Unterſchied: der Staats-Wirth muß die Einnahmen ſo hoch ſtellen, als die Ausgabe ſteht. Aber der Privatmann ſoll nur ſo viel ausgeben, als er einnimmt. Jeder ſtrecke ſich nach ſeiner Decke.

(Schluß folgt.)

Pot-Pourri.

Nordamerikaniſche Einſylbigkeit.

Intereſſant iſt folgendes Geſpräch, welches Boz, auf ſeiner Reiſe in Nordamerika, in einer Poſtkutſche zu ſeinem höchſten Ergötzen mit anhörte.

Ein Herr mit einem Strohhut guckt aus dem Wagenfenſter:

Strohhut (Zu dem unterſetzten Hörer mit dem braunen Hut). Ich glaub', das iſt Richter Jefferſon, nicht?

Braunhut (Schaukelt ſich, und ſpricht ſehr langſam und ohne alle Betonung). Yes, Sir.

Strohhut. Warmes Wetter, Richter.

Braunhut. Yes Sir.

Strohhut. Hatte ein paar kalte Tage letzte Woche.

Braunhut. Yes, Sir.

Strohhut. Yes, Sir.

Eine Pauſe; ſie betrachten einander mit ſehr ernſthaftem Geſicht.

Strohhut. Ich glaub', Ihr habt die Sache mit dem Gemeinderichter jetzt abgemacht?

Braunhut. Yes, Sir.

Strohhut. Wie fiel das Verdikt aus? Sir.

Braunhut. Für den Verklagten, Sir.

Strohhut (Fragend). Yes, Sir?

Braunhut (Betheuernd). Yes, Sir.

Beide (Nachdenkend auf den Boden blickend). Yes, Sir.

Wieder eine Pauſe; ſie ſehen ſich wieder an, ernſter als zuvor.

Braunhut. Die Kutſche kommt heute ein Bischen ſpät, glaub' ich.

Strohhut (Zweifelnd). Yes, Sir.

Braunhut (die Uhr herausziehend). Yes, Sir, faſt zwei Stunden zu ſpät.

Digitized by Google

Strohhut (Zieht die Augen im größten Erſtaunen in die Höhe). Yes, Sir.

Alle übrigen Innenpaſſagiere (unter ſich). Yes, Sir.

Kutſcher (Sehr mürriſch). 's iſt nicht wahr.

Strohhut (Zum Kutſcher). Nun ich weiß nicht, Sir. Es hat ziemlich lange gedauert mit den letzten 15 Meilen. Das iſt Faktum.

Da der Kutſcher nicht Luſt hat zu antworten, und überhaupt nicht Luſt hat zu ſtreiten über eine Sache, die ihm ganz einerlei iſt, ſo ſagt ein anderer Paſſagier. „Yes, Sir;“ worauf der Herr mit dem Strohhut in Anerkennung ſeiner Höflichkeit erwiedert: „Yes, Sir!“ Der Strohhut fragt hierauf den Braunhut, ob er nicht meine, daß die Kutſche, in der er ſitze, neu ſey? worauf der Braunhut abermals erwiedert: „Yes, Sir!“

Strohhut. Ich glaube es auch. Ziemlich ſtarker Firnißgeruch, Sir?

Braunhut. Yes, Sir.

Alle übrigen Innenpaſſagiere. Yes, Sir.

Braunhut (zur Geſellſchaft). Yes, Sir.

Jonathan ſcheint noch wortkarger zu ſeyn, als John Bull. Bewunderungswerth iſt die Kunſt, das unverwüſtliche „Yes“ allen Wendungen des Geſpräches anzupaſſen!

Männliche und weibliche Eiferſucht.

In London verheirathete ſich vor fünfzehn Jahren ein reicher Mann, und behauptete beim Hochzeitsmahl, alle Frauen wären untreu. Nach Tiſch entfernte er ſich, ein Geſchäft abzuthun; ſtatt Seiner kam ein Brief, daß er nach Holland abgereiſt ſey. Er hatte ſich aber am Ende der Straße eingemiethet und beobachtete unerkannt das Treiben und Thun ſeiner Frau. Da ſie ſich bis zum fünfzehnten Hochzeitstage, alſo nach fünfzehn Jahren, nicht das Geringſte hatte zu Schulden kommen laſſen, kam er kürzlich wieder zum Vorſchein und erklärte, daß ſie die Probe beſtanden habe.

Dagegen hat ſich in Deesbach, einem kleinen Oertchen in Deutſchland, unter den Frauen der Honoratioren ein öffentlicher... „Eiferſuchtsverein“ **gebildet. Dieſe Damen fordern nämlich ihre reſp. Ehemänner gemeinſchaftlich und öffentlich in der Dorfzeitung auf, im Clubb künftighin ſich von Kellnern und nicht von einer Kellnerin bedienen zu laſſen.**

Stoßſeufzer eines Ehemannes.

Es iſt um toll zu werden!
Faſt jeden Abend Thee!
Der Teufel ſchuf auf Erden
Die Handſchuh von Glacé.

Sie gehen in's Theater
Und in die Aſſemblé,
Sie ſtreicheln ihren Kater
In Handſchuh'n von Glacé.

Sie nähen und ſie ſtricken,
Sie ſitzen bei'm Diner,
Sie kochen und ſie flicken
In Handſchuh'n von Glacé.

Sie führen den Pantoffel
Vortrefflich exquisé,
Und geben ihrem Stoffel
Ohrfeigen in Glacé.

Sinnreiche Ergänzung.

Der Uebermuth einiger Schüler ſchrieb an die Tafel des Klaſſenzimmers: „Profeſſor * iſt ein Eſel.“ Der Profeſſor kam, ſah dieſe Schmähung, nahm lächelnd die Kreide, und ſendete den Pfeil zurück auf die Bruſt der Abſender, indem er ein „Treiber“ als Ergänzung hinzufügte, ſo daß der Satz nun hieß: „Profeſſor*** iſt ein Eſel-Treiber.“**

Auch ein Titel.

Einem eiteln Menſchen, der aber nichts war und auch nicht viel hatte, würde eine Pränumeration auf irgend ein Werk vorgelegt. Als er die vornehmen Namen und die hohen Titel aller Derer ſah, die vor ihm unterzeichnet hatten, konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, in ſo glänzender Geſellſchaft zu figuriren, und unterzeichnete daher ſchnell; um aber unter den vielen Betitelten nicht allein ganz titellos dazuſtehen, ſchrieb er: M. N., Stammgaſt des *ſchen Kaffeehauſes.“

Am Grabe

der

im Leben hochgeachteten, im Tode tief betrauerten

Chor-Sängerin Maria B.... in B........

Mit Bezugnahme auf die Stelle in Schillers Glocke:

„Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgeſang.
Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.“

Ausgerungen haſt Du, ausgelitten,
Gutes Mädchen, Deiner Leiden Zahl;
Haſt den Kampf des Lebens ausgeſtritten,
Und geendet iſt des Todes Qual. —
„Von dem Thurme ſchwer und bang,
„Tönt die Glocke Grabgeſang.
„Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
„Eine Jungfrau auf dem letzten Wege.“

Viele, die, wie Du, nun ausgerungen,
Die man klagend in den Sarg gelegt,
Haſt Du auf dem Wege eingeſungen,
Den man Dich zur Grabes-Ruhe trägt.
Fremder Stimmen Grabgeſang
Tönt heut' in der Glocken Klang;
Freunde können Faſſung nicht erringen,
Wehmuth nicht den herben Abſchied ſingen.

Deiner Lebenstage ſchönſte Blüthe,
Welkte ſchneller Krankheit Fieber Gluth;
Glaube, und ein kindlich fromm Gemüthe,
Stärkte bis zum Ende Deinen Muth;
So ein Gottergebnes Herz
Ueberwindet jeden Schmerz:
Gläubig haſt Du, ſiegend überwunden,
Und im Tod' das Leben aufgefunden.

Feſtlich ſchön geſchmückte Mädchen tragen
Die Vollendete dem Friedhof zu;
Sie iſt's ja, die erſt vor wenig Tagen
Die Vorangegangne ſang zur Ruh;
Kaum verhallt der Glocken Klang
Tönt auch Ihr ſchön Grabgeſang.
Und im tiefen Trennungs-Schmerze einen
Alle ſich, die um die Gute weinen.

Weinet Eltern! Ihr habt viel verloren,
Dieſe Tochter iſt der Thränen werth:
Tröſtet Euch! dem Himmel auserkohren,
Iſt Sie rein dahin zurückgekehrt.
Seht! — die Siegesfahne weh'n —
Sie im Chor der Engel ſteh'n —
Dank dem Todes-Ueberwinder bringen,
Preis, Anbetung Ihm dem Ew'gen ſingen.

Dort wird Dir der Zweig zum Kranz gewoben,
Der der keuſchen Myrte hier entſproß,
Die Hochheil'ge, die Du hier erhoben,
Hebt des Himmels Braut in ihren Schooß;
Gnädig iſt des Herrn Gericht,
Und der Welt-Erlöſer ſpricht:
Du haſt mich verherrlicht in der Zeit,
Gehe ein zur ew'gen Herrlichkeit!

L. L.

(Eingeſandt.)

Digitized by Google

Nro. 25.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Kunſt zu fliegen. — Regeln zur Beförderung des Wohlſtandes. — Der ſchottiſche Sergeant. — Pot-Pourri. — Buntes.

Die Kunſt zu fliegen.

Der vor Kurzem unglücklich ausgefallene Verſuch Henſons, ſich mittelſt einer künſtlich konſtruirten Maſchine nach Willkür in der Luft zu bewegen, ruft ähnliche Verſuche der Art ins Gedächtniß zurück, welche bereits vor langer Zeit angeſtellt wurden. Zwar hat die Franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften längſt die Unlösbarkeit jenes Problems ausgeſprochen, aber dennoch treten von Zeit zu Zeit Individuen auf, welche mit mehr oder minder glücklichem Erfolge Verſuche dieſer Art anſtellen; ja, wenn wir den Berichten trauen dürfen, ſo war in Amerika bereits vor einigen Jahren durch einen gewiſſen William Toodd, deſſen Geſchichte wir hier mittheilen wollen, die Kunſt entdeckt worden, leider aber iſt das Geheimniß derſelben wieder verloren gegangen. William Toodd war ein Mechaniker, welcher lange Zeit in einem der erſten Etabliſſements zu Philadelphia gearbeitet hatte. William Toodd hatte von ſeinen Kinderjahren an ein bewunderungswürdiges Talent für mechaniſche Künſte gezeigt und war zweiunddreißig Jahre alt geworden, ohne ſich viel mit ſeinen Altersgenoſſen abzugeben. Schweigſam und in ſich gekehrt, zeigte er eine große Vorliebe für Vögel, mit denen ſein Zimmer ganz angefüllt war. Später hatte er von ſeinen Erſparniſſen außerhalb der Stadt ein Haus mit einem Gärtchen an ſich gekauft. In ſeinen Mußeſtunden hatte er ein Gitterwerk fabrizirt, welches den ganzen Garten bedeckte und denſelben zu einem großen Vogelbauer machte, in welchem Vögel aller Arten wie im Zuſtande der Freiheit umherflogen. William Toodd brachte ganze Tage bei ſeinen Vögeln zu, des Abends ſchloß er ſich in ein verſtecktes Zimmer ſeines Hauſes ein, welches Niemand betreten durfte und in dem er oft ganze Nächte durch arbeitete, ohne daß je einer ſeiner Kameraden erfuhr, welcher Arbeit er mit ſolchem Eifer ſich hingab. William Toodd war verliebt in die Tochter ſeines Meiſters, ſeine Liebe wurde erwiedert, allein er hatte keine Hoffnung, denn der Meiſter war ein reicher Mann. Plötzlich beſuchte William, ohne einen Grund anzugeben, nicht mehr die Werkſtätte, ſchloß ſich in ſeine Wohnung ein und verließ dieſelbe nur, um die nöthigen Lebensmittel ſich zu verſchaffen. Seiner Geliebten hatte er geſagt: ich will berühmt und reich werden, warte nur zwei Jahre auf mich. Das junge Mädchen entſchloß ſich dazu, wußte unter verſchiedenen Vorwänden alle ihr gemachten Anträge abzuweiſen. Während zweier Jahre redete Niemand von William Toodd. Seine Kameraden hatten ihn faſt vergeſſen, nur ſeine Nachbarn wurden bisweilen ſeiner anſichtig und fragten einander erſtaunt, was ein Mann in ſeinen Jahren ſo ohne Freunde und Verbindung beginne. Die beiden Jahre waren verfloſſen. William verließ nun ſeine Einſamkeit und kündigte ſeinen alten Freunden an, daß ſie in einigen Tagen von ihm und einer merkwürdigen Entdeckung würden reden hören.

In der That luden einige Tage ſpäter ungeheuere Anſchlagezettel die Bevölkerung Philadelphia's zu einem außerordentlichen Schauſpiel ein. William Toodd kündigte ſeinen Mitbürgern an, daß er die Kunſt zu fliegen entdeckt habe, und am nächſten Sonntag ſich im Angeſicht Aller in die Luft erheben und in weniger denn vier Stunden, die Entfernung, welche Philadelphia von New-York trennt, ungefähr 30 Lieues, im Flug durchmeſſen werde. Seine Kameraden, welche ihn ſehr liebten, glaubten, er habe den Verſtand verloren, ſie eilten zu ihm und baten ihn inſtändig, einen ſo ausſchweifenden Plan aufzugeben. William Toodd antwortete ihnen mit vollkommener Ruhe, daß er ſeiner Sache gewiß ſey, daß er ſeine Maſchine durch langes Studium ſo vervollkommnet und dieſelbe nicht ſelten bei nächtlicher Weile verſucht habe, daher an dem Gelingen kein Zweifel ſey. Sein früherer Meiſter bat ihn, wieder in die Werkſtatt zu gehen, keinen chimäriſchen Ideen Raum zu geben, und auf einen Verſuch zu verzichten, welcher ihn dem öffentlichen Gelächter Preis geben müſſe, dagegen aber ſeine Kraft auf nützliche Arbeiten zu verwenden. Die, welche er liebte, ſchrieb ihm endlich und bat ihn ebenfalls, durch Geduld und Ausdauer ſich ein ſicher nicht ausbleibendes Vermögen zu verſchaffen, ſie beſchwor ihn ferner, ſich für ſie zu erhalten, und gelobte ihm nochmal Treue. William Toodd ließ ſich weder durch die Bitten des Vaters noch durch die der Tochter rühren, er hatte Alles berechnet und war ſeines Erfolges gewiß.

Als der Sonntag herangekommen war, bedeckte eine zahlreiche Volksmenge den großen Platz von Philadelphia; der Verſuch ſollte um vier Uhr ſtattfinden. Die Kameraden William Toodd's hatten ſich um die Schranken, innerhalb denen er aufſteigen wollte, verſammelt und daſelbſt einen dichten Kreis gebildet, entſchloſſen, ihren Freund den Beleidigungen und der vielleicht rohen Behandlung einer in ihren Erwartungen getäuſchten Menge zu entziehen. Zur genannten Stunde kam William an. Er war mit einem langen Mantel bekleidet, den er erſt, auf dem Platze angekommen, ablegte. Da nun erblickte man zwei Flügel, welche an ſeine Schultern geheftet und durch Eiſendrähte zu einer Art Panzer, welcher ſeine Bruſt und Lenden umgab, verbunden waren. Man ſah, daß, indem er eins der Bänder des Panzers drückte, die Flügel in eine regelrechte Bewegung kamen. Mittels anderer Springfedern hob oder drückte er nach Willkür Gewichte nieder, welche, ihm bis auf die Füße herabreichend, beſtimmt zu ſeyn ſchienen, als Ballaſt zu dienen und ihm, indem er ſich in die Luft erhob, eine perpendikuläre Lage zu erhalten. Um ſich ſenkrecht zu erheben, hatte William Toodd es auch noch für nöthig gehalten, die Oberfläche des Kopfes zu vermindern; er hatte daher ſein Haupt mit einer Art Helm von Geſtalt eines Adlerkopfes, der in einen Schnabel ausläuft, bedeckt. William verſuchte nun ſorgfältig den Mechanismus der Flügel und der Springfedern, welche die Gewichte in Bewegung brachte, ſetzte ſeinen Helm feſt auf den Kopf, winkte zum Abſchied mit der Hand einer Perſon, welche in einem auf dem Platze gelegenen Hauſe hinter einem Vorhang verborgen war, drückte dann ſeinen Freunden, welche ihm zunächſt ſtanden, die Hand und bereitete ſich, in die Höhe zu fliegen. Tiefes Schweigen herrſchte auf dem Platze. William ſah ſo ruhig, ja ſelbſt freudig aus, daß ſeine Freunde beinahe keine Beſorgniß mehr hegten. Plötzlich ertönte ein donnerndes Beifallgeklatſch; Aller Augen richteten ſich in eine Entfernung von ungefähr zehn Metern. William war nach drei bis viermaligem Flügelſchlage dorthin gelangt. Nun hielt er

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

einen Augenblick an und verſuchte den Mechanismus ſeiner Gewichte; ohne Schwierigkeit ging er von der perpendikulären Lage in die horizontale über, nahm dann wieder die perpendikuläre ein und erhob ſich darauf in reißend ſchnellem Fluge ſo hoch, daß man ihn kaum noch mit den Augen erkennen konnte. Es ſchien keine Anſtrengung für ihn damit verbunden zu ſeyn. Von dieſer Entfernung aus grüßte er die Menſchenmenge, bog ſich vor und flog in der Richtung nach New-York zu, ſo ruhig wie ein Schwimmer, welcher, auf dem Rücken liegend, ſich von den Wellen des Fluſſes fortreiben läßt. William ward lebend nicht wieder geſehen.

Vierzehn Tage darauf wurde ſein Leichnam, ſchon halb verzehrt von Wölfen, am Fuße eines Baumes in einem Walde, der 18 Lieues von Philadelphia und 12 Lieues von New-York entfernt iſt, gefunden. Man bemerkte am Kopfe, gerade unter dem Adlerſchnabel, ein Loch von einer Flintenkugel. Ein Jäger hat ſeitdem bekannt, daß er, durch den Wald gehend, auf der Spitze eines Baumes eine ſchwarze Maſſe erblickt, dieſelbe bei der ſchon hereinbrechenden Dunkelheit für einen rieſigen Vogel gehalten habe, und daß, nachdem er geſchoſſen und ein Menſch niedergeſtürzt, er entflohen ſey. Die Kugel des Jägers hatte einen bedeutenden Menſchen, eine bewundernswürdige Idee vernichtet; denn was man in dem Hauſe Williams fand, konnte auf keine Spur von ſeiner Entdeckung leiten, und auch der Apparat, deſſen er ſich bedient hatte, war ſo zerbrochen, daß nur ein Fragment von demſelben ſich erkennen ließ, eine große Uhrfeder.

Regeln zur Beförderung des Wohlſtandes.

(Schluß)

11) Eine jede Entdeckung oder Erfindung, welche einen Geldvortheil zu gewähren verheißt, ein jeder Verbeſſerungsvorſchlag dieſer Art verdient wenigſtens Prüfung.

Und die beſte Prüfung iſt die, daß man einen Verſuch mit der Entdeckung macht; denn der Vortheil neuer Erfindungen iſt oftmals mit der Lokalität, den Umſtänden und der Gegend verbunden, und daher nicht überall mit Nutzen auszuführen.

Daher hat der Landmann nicht ganz unrecht, wenn er nicht glaubt, ohne zu ſehen: denn nur ſelten hat er die Mittel, Erneuerungen auf ſeine Gefahr zu verſuchen.

12) Erſparniſſe ſind Einnahmen.

Ich wäre ein reicher Mann, wenn ich das Papier hätte, das jährlich in Deutſchland ohne Noth zum Schreiben verbraucht wird. Ich verlange nicht etwa, daß weniger geſchrieben werden ſoll, dies wäre zu viel verlangt. Ich behaupte nur, daß eine weit geringere Maſſe hinreichen würde, um darauf Alles das zu ſchreiben, was in Deutſchland geſchrieben wird. — Ein Reiſender hatte einen Empfehlungsbrief an einen Kaufmann in Marſeille. Als er den Brief abgab, fand er den Kaufmann auf deſſen Geſchäftszimmer mit dem Abſchneiden und Sammeln des weißen Papieres, das ſich an Briefen ꝛc. befand, beſchäftigt. Er wurde von dem Kaufmann zum Mittageſſen in ein anderes Haus eingeladen. Mann kann ſich denken, mit welchen Erwartungen der Fremde die Einladung annahm und ihr entſprach! Aber er trat in einen Pallaſt und wurde königlich bewirthet. Da ging ihm ein Licht auf. — Ein Ehemann, der nach Geld geheirathet hat, macht nicht ſelten die Erfahrung, daß „Wirthſchaftlichkeit die beſte Mitgift eines Weibes ſey."

13) Der iſt ein Thor, der ſich mit dem Verdienſte eines Tagelöhners begnügt, wenn er Herrenlohn verdienen könnte.

Ein Pächter, der ein großes Landgut in Pacht genommen, arbeitete Tag und Nacht, wie ein gemeiner Knecht. Nach wenigen Jahren wurde er zahlungsunfähig, obwohl er ein anſehnliches Wirthſchaftskapital auf das Gut mitgebracht hatte, auch nicht von Unglücksfällen betroffen worden war.

Ihm folgte ein anderer Pachter, der keine Hand anlegte, ſondern nur auf ſeinen Feldern und Wieſen herumritt und ſah, ob und wie gearbeitet wurde. Dieſem wurde von Vielen ein noch ſchnelleres Verarmen prophezeiht. Aber er wurde während ſeines Pachtens ein — reicher Mann.

14) Wer ſich verbürgt, muß zahlen.

Ich habe mich ein einziges Mal in meinem Leben verbürgt und habe auch richtig zahlen müſſen. „Wer einen Bürgen verlangt, wittert Gefahr."

15) Haſt fremdes Gut du im Verwahr, droht deinem Hauſe Feuersgefahr.

Auch der reichſte Mann kann in eine augenblickliche Geldverlegenheit kommen. Die Hoffnung, daß man das, was man von dem anvertrauten Gelde nimmt, baldigſt erſtatten könne; der Gedanke, daß man nur borge und nicht entwende, kann auch den ſonſt ehrlichen Mann anlachen. Darum nehme man fremdes Geld nicht ohne Noth in Verwahrung. Man ſchaffe es, wie einen unwillkommenen Gaſt aus dem Hauſe, ſobald man kann.

16) Schlage bei einer Spekulation eher den zu hoffenden Gewinn, als den zu beſorgenden Verluſt zu niedrig an.

Denn man hat bei einem Voranſchlage dieſer Art ſich ſelbſt zu fürchten, d. h. das ungemeſſene Vertrauen, das der Menſch zu ſeinem Glücke hat. (Wie könnten ſich ohne dieſes Vertrauen Lotterien erhalten?) Beſonders kann die vorliegende Maxime denen nicht dringend genug empfohlen werden, welchen von anderen der Vorſchlag zu einer Spekulation gemacht wird. Dieſe haben gewöhnlich den Stein der Weiſen gefunden. Uebrigens kann dieſe Maxime auf alle Berechnungen der Zukunft ausgedehnt werden.

17) Zahle nur gegen Empfangſchein.

Es iſt um Lebens- und Sterbenswillen! ſagt ein deutſches Sprichwort. Doch auch unter den Lebendigen iſt die Vorſicht, nur gegen Quittung zu zahlen, ſehr rathſam. Denn für zwei Dinge hat man ein ſchwaches Gedächtniß: daß man ſchon bezahlt worden iſt und daß man noch nicht bezahlt hat.

18) Fürchte die Augen der Menſchen.

Sie können dich zu Grunde richten und ſie haben ſchon Viele zu Grunde gerichtet. Aller Prunkaufwand iſt ein Opfer, welches man ihnen bringt. Auch die eigenen Augen ſind Mäuler. Was man an Andern ſieht, will man nachthun.

19) Ein guter Herr, ein guter Diener.

Ein guter Diener iſt ein Schatz. Aber Treue und Anhänglichkeit läßt ſich nicht erzwingen, ſondern nur verdienen. Wer ſeine Dienſtleute als Freunde behandelt, (ſie können ſeine beſten Freunde ſeyn), braucht dennoch nicht für ſein Anſehen zu fürchten. Wer zu befehlen verſteht (eine nicht leichte Kunſt), findet dennoch Gehorſam und mehr als ein Anderer, den nur das Glück zum Herrn gemacht hat. (Daher iſt es mehr als zweifelhaft, ob es zu billigen ſey, wenn man durch die Polizeigeſetze eine Scheidelinie zwiſchen Dienſtherrſchaften und Dienſtboten zu ziehen ſucht.) Darum iſt es ſo wichtig, wenn man Jemanden in ſeine Dienſte nehmen will, eine gute Wahl zu treffen. Meine Großmutter hatte die eigene Mode, wenn ſie eine Magd in Dienſt nehmen wollte, diejenigen zu prüfen, welche ſich zu dem Dienſte meldeten. Sie gab ihnen zu eſſen. Wie der Menſch ißt, ſo arbeitet er. — Eben ſo iſt es rathſam, mit Dienſtboten ſo ſeltſam als möglich zu wechſeln." Darum ſprach jene Magd, welcher von ihrer Dienſtherrſchaft der Dienſt aufgekündigt wurde, ein ſinniges Wort, als ſie derſelben antwortete: „Behalten ſie mich immer, eine andere iſt noch ſchlechter, als ich."

20) Ordnung iſt die Seele der Wirthſchaftlichkeit.

Aber unter dem Geſetze der Ordnung iſt ſehr viel begriffen: daß man Alles zu ſeiner Zeit thue; daß man Nichts ohne Noth aufſchiebe, (was heute noch zu thun, verſpare nicht auf morgen!) daß man den Stand ſeines Vermögens in jedem Augenblicke überſehen könne; daß man ſeine Wirthſchafts- und Handlungspapiere gehörig aufbewahre und ſondere u. ſ. w.

21) Man arbeite nicht zu viel. Man gönne ſich und Andern auch Feiertage und Freiſtunden.

Wir verdanken dem Chriſtenthume auch das, daß es jeden

Digitized by Google

ſiebenten Tag zu einem Ruhetage geweiht hat. „Nach der Arbeit iſt gut ruhen," ſagt das Sprichwort. Aber ebenſo iſt auch nach der Ruhe gut arbeiten.

22) Pflanze viel, baue wenig.

Ein Schottländer gab auf ſeinem Sterbebette ſeinem Sohne den Rath: Obſtbäume zu pflanzen, wo er ſie und ſo viel er nur pflanzen könne. „Während du ſchläfſt", ſetzte er hinzu, „wachſen ſie." (Doch brauchſt du nicht zu ſchlafen, damit ſie wachſen, kann man hinzuſetzen). Daß Gebäude nicht wachſen, weiß Jeder!

23) Man verliere nicht gleich den Muth, wenn ſchwere Zeiten kommen.

Vielleicht wechſeln in keinem Geſchäfte die guten und ſchlimmen Zeiten ſo häufig, als in dem des Landmannes. Und doch wird man faſt immer finden, daß die Natur, was ſie mit der einen Hand verſagt, mit der andern gibt. Wenn in einem Jahre die Früchte nicht gedeihen, gedeiht oft deſto beſſer das Futter ꝛc.

Auch in den Gewerben, in welchen nur der Menſch und nicht die Natur mit ihm arbeitet, bieten ſich faſt immer Mittel und Gelegenheiten dar, wenn das eine oder das andere Gewerbe leidet oder eingeht, das zerſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Wer dann mit Aufmerkſamkeit um ſich ſieht, wird leicht auf die Herſtellung oder Anſchaffung eines Handelsartikels fallen, der zeitgemäß in ſein Fach einſchlägt und gerne geſucht wird, und hierin mag er ſich wieder zu entſchädigen ſuchen; denn wer gleich Alles verloren gibt, der hat ſchon Alles verloren. Wohl dem, der dann das Talent und den Entſchluß hat, wenn es ihm in ſeinem bisherigen Berufe mißlingt, raſch zu einem andern überzugehen. In den Vereinigten Staaten verſteht man ſich ganz beſonders auf dieſe Kunſt.

24) Wer da will, daß das, was er ſauer verdient und mühſam erſpart hat, nicht von ſeinem Sohne leichtſinnig verthan werde, „der gebe dieſem frühzeitig Geld in die Hände."

Nur zu oft hat ein guter Wirth einen Verſchwender zum Sohn. Nicht weniger iſt auf den Enkel zu rechnen. Denn nur der kennt den Werth des Geldes, der das Geld erworben hat. Ererbtes Geld gleicht einem Lotteriegewinne, „wie gewonnen, ſo zerrinnt es." — Nun kann man zwar die Frage: Was muß der Vater thun, daß ihm der Sohn in der Wirthſchaftlichkeit nacharte? kurz mit der Antwort abfertigen: er muß ihn gut erziehen. Aber eine gute Erziehung kann im Allgemeinen gut zu nennen ſeyn und dennoch dem beſonderen Zwecke, das Kind zu einem guten Wirthe zu bilden, nicht entſprechen. Das kann um ſo mehr der Fall ſeyn, da einerſeits der Sohn nicht immer zu beurtheilen vermag, was und wie viel der Vater arbeite und ſchaffe, und da andererſeits Eltern geneigt ſind, ihre Kinder für einen höheren oder weniger beſchwerlichen Stand, als der ihrige, zu erziehen. Hat man dem Kinde Geld zu einem freiwilligen Gebrauche anvertraut, ſo habe man ein wachſames Auge über die Anwendung deſſelben. Man halte das Kind vom Geize ab, gewöhne es zu einer nützlichen Sparſamkeit und halte auf eine zweckmäßige Verausgabung des Geldes. (Aus der Wirthſchaftspolitik des kürzlich verſtorbenen Profeſſors Zachariä v. Lingenthal in Heidelberg.)

Der ſchottiſche Sergeant.

(Eine wahre Begebenheit.)

Fünfzehn Meilen von St. Matteo in Nordamerika hatten die Spanier eine Anſiedelung, St. Agoſtino genannt. Im Jahre 1747 verſuchten die Engländer ihnen ſelbe zu entreißen, allein alle Angriffe blieben erfolglos. Die Bergſchotten, welche den Rückzug der Belagerer deckten, wurden von den Indianerhorden umzingelt und getödtet. Von all' den tapfern Schotten blieb nur ein Sergeant am Leben, und da er der einzige Kriegsgefangene war, ſo ſollte er für die grauſamſten, fürchterlichſten Martern reſervirt werden. Die drohenden, tigerähnlichen Blicke der blutdürſtigen Meute verkündeten dem Armen namenloſe Qualen. Ohne dadurch die Geiſtesgegenwart zu verlieren, ſprach der brave Schotte zu ſeinen Peinigern, wovon einige engliſch verſtanden, mit feſter Stimme folgende Worte:

„Helden und Patriarchen der weſtlichen Welt! Ihr waret es nicht, die wir geſucht, euch galt nicht unſere Feindſeligkeit — allein ihr habt geſiegt und das Kriegsgeſchick hat mich zu eurem Gefangenen gemacht. Macht nun immerhin Gebrauch von dem Rechte des Siegers, ich will nicht darüber mit euch rechten, allein, da es in eurem Lande Gebrauch iſt, einen Preis für ſein Leben anzubieten, ſo hört meinen Vorſchlag, der nicht zu verwerfen iſt."

„Wiſſet denn, tapfere Amerikaner, daß viele Bewohner meines Geburtslandes überirdiſche Kenntniſſe beſitzen. Einer jener Weiſen machte mich, als ich Soldat ward, unverwundbar. Ihr werdet bemerkt haben, wie ich mitten im Getümmel des Kampfes der einzige Unverletzte geblieben. Es iſt mir ſomit nicht um mein Leben zu thun, ſondern ich wünſche nur, euch dieß Geheimniß zu lehren, das für eure Erhaltung ſo wichtig iſt, und euch, die tapferſte Nation des Erdballs, nun vollends unbeſiegbar machen muß. Laſſet mir deßhalb nur auf einen Augenblick die rechte Hand frei, um die Zauberceremonie vollenden zu können, dann könnt ihr die Probe an mir ſelbſt machen."

Gierig verſchlangen die Indianer die Worte ihres Gefangenen, und getäuſcht durch die Hoffnung auf Unbeſiegbarkeit, löſten ſie nach kurzer Ueberlegung die Feſſeln, welche den Sergeanten am Gebrauch des rechten Armes hinderten. Nun bat der Schotte, der ſtärkſte Indianer möge ſeinen Säbel zur Hand nehmen, dann entblößte er ſeinen Hals, murmelte einige unverſtändliche Worte und rief mit lauter Stimme:

„Bewundert, weiſe Indianer! die Macht meines Geheimniſſes, die ihr alsbald erproben ſollt. Du Held, der du meine ſcharf ſchneidende Waffe in der Hand ſchwingſt, hole weit aus, und haue mit aller dir zu Gebote ſtehenden Kraft auf mich ein; ſtatt mir den Kopf vom Rumpfe zu trennen, wirſt du nicht einmal im Stande ſeyn, mir nur die Haut zu ritzen!"

Kaum hatte der Schotte dieſe Worte geſprochen, als der Indianer mit einem ſo kräftigen Streiche ihm den Kopf herunter hieb, daß dieſer 20 Schritte vom Körper wegflog. Erſtaunt und überraſcht gafften die Indianer den blutenden Leichnam an. Endlich machte ihr Erſtaunen der Bewunderung des Scharfſinns Platz, mit welchem ihr Gefangener ſich den ihm beſtimmten Martern zu entziehen wußte.

Pot-Pourri.

Die allgemeine Anwendung des Dampfes als Bewegungskraft

kommt einer Vermehrung der Menſchenzahl gleich. Repräſentiren die durch Dampf bewegten Maſchinen blos bei der Spinnerei nicht die Arbeit mehrerer Millionen Menſchen? Der Engländer Bare ſtellte in einer vor Kurzem in Birmingham gehaltenen Verſammlung die Berechnung auf, daß im Jahre 1792 alle damals exiſtirenden Maſchinen eine Arbeit gleich der von 10 Millionen, im Jahre 1827 gleich der von 200 Mill. und 1833 jener von 400 Mill. Menſchen lieferten, alſo eine Arbeit gleich der der Hälfte der über die Erdoberfläche verbreiteten Menſchen. Bei der Spinnerei machen die Spindeln, die ſonſt in der Minute 50 Umdrehungen machten, bei den neueſten Maſchinen 8000 in derſelben Zeit. In Mancheſter hat eine einzige Spinnerei 136,000 Spindeln, welche wöchentlich 1,200,000 (engl.) Meilen Baumwollenfaden liefern. Owen in New-Lanark liefert mit ſeinen 2500 Arbeitern jeden Tag ſo viel Baumwollengarn, daß man die Erde zwei und ein halbes Mal damit umwickeln könnte.

Eine wichtige Entdeckung für Blumen- und Pflanzenfreunde.

Mr. Victor Pequet hat kürzlich in einer Sitzung des Gartenbauvereins zu Paris in Betreff der Beſchützung exotiſcher Ge-

Digitized by Google

wächſt gegen die Einwirkung des Froſtes ein Verfahren angegeben, welches wir unſern Treibhausinhabern und Blumiſten nicht vorenthalten können. Die Sache verlohnt ſich jedenfalls eines Verſuches, denn wenn ſie wirklich gelingt, wie kaum zu zweifeln iſt, ſo wird man dem Urheber ſehr großen, und auch dem Mittheiler einigen Dank wiſſen. Alſo zum Gegenſtande. „Man beſchneide die Zweige der Pflanze, gebe ihr ein Paar Seitenpfähle, ſpanne über ſie eine Hülle von angefeuchteter Leinwand, oder einen andern feuchtgemachten Zeug. Dieſe Umkleidung ſchirmt die edelſte Pflanze (Baum oder Blume) eben ſo, wie die Schneedecke unſere Saatfelder, und man kann es wagen, die empfindlichſten Pflanzenarten aus ſüdlichen Zonen in dieſer Hülle bei dem ſtrengen Winter unter freiem Himmel im Gartenboden ſtehen zu laſſen.

Die Störche.

Folgender Vorfall, der ſich neulich in Polen ereignete, dient als neuer Beweis, welche unbegränzte Anhänglichkeit manche Vögelgattungen an ihre Jungen haben. In Zmolen, bei Radom, hatten Störche ihr Neſt auf einem Baume neben der Brauerei. Dieſes Gebäude braunte ab, und das Storchweibchen wurde auf ſeinem Neſte von den Flammen ſehr beläſtigt. Deſſen ungeachtet rührte es ſich nicht von der Stelle, ſondern breitete vielmehr die Flügel weit aus, um, wie es ſchien, das Neſt vor der Zerſtörung der von allen Seiten herbeifliegenden Funken zu bewahren. Bald hatte das Feuer auch den Baum ergriffen; der Stamm brannte, die Aeſte praſſelten, und endlich fing auch das Neſt an zu brennen. Das Weibchen, obgleich angebrannt und ermattet, verließ dennoch ſeinen Standpunkt nicht, indem es vielmehr lieber in den Flammen untergehen, als das Neſt und ſeine Jungen verlaſſen wollte; es wurde endlich aus Liebe zu ſeinen Jungen ein Opfer der Flammen. Während deſſen flog das Männchen fortwährend um das Feuer herum, indem es mit dem Schnabel klapperte, und Zeichen einer lebhaften Verzweiflung gab.

Die Theater in China

ſind ſo häufig, daß man in den größern Städten oft fünf ſechs und wohl noch mehr in einer einzigen Straße findet. Die Zuſchauer ſitzen auf Bänken, vor denen kleine Tiſche mit Thee und einem Lichte ſtehen. Die Vorſtellungen folgen einander vom Morgen bis zum Abend. Sämtliche Frauenrollen werden durch Männer dargeſtellt. Fehlt es an Dekorationen, ſo meldet, ſtatt der Verwandlung, einer der Schauſpieler: „Jetzt ſtellt das Theater einen Wald, einen Kerker, einen Pallaſt ꝛc. vor. — Soll ein Schauſpieler im Stücke eine Reiſe unternehmen, ſo verläßt er deßhalb doch nicht die Bühne, ſondern er nimmt einen Stock zwiſchen die Beine, galoppirt drei Mal rings um die Bühne, ſteigt dann von ſeinem Gaule herab, und ſagt: „Ich bin am Ziele meiner Reiſe!“

Buntes.

Friedrich Wilhelm I. von Preußen konnte nicht leiden, wenn Jemand über ſeine Gegenwart erſchrack und Betroffenheit zeigte. Eines Tages ritt er ſpazieren und bemerkte, wie ſich zwei Menſchen bei ſeiner Annäherung eilig in einen Nebenweg zurückzogen. Er ritt ihnen nach und fragte barſch: „Warum verſteckt ihr euch vor mir?“ Die Betroffenen (zwei Betteljuden) antworteten: „Ach, gnädiger Herr! mer hebben uns geforchten!“ — „Ihr ſollt mich aber nicht fürchten,“ rief der König, indem er vom Pferde ſprang und die Furchtſamen mit einigen Stockſchlägen aufmunterte, „lieben, lieben ſollt ihr mich!“

„Man muß die Studenten in Geſellſchaft der Frauen bringen“, behauptete einſt Jemand in einer Geſellſchaft, in der ſich mehrere Göttinger Profeſſoren befanden, „damit ihre Sitten abgeſchliffen werden. — „Meinetwegen,“ erwiederte Profeſſor Michaelis trocken; „aber meine Frau und Töchter gebe ich nicht zu Schleifſteinen her.

Cypreſſe auf das Grab
der edeln
Frau Amalia Sigg.

Geſtorben zu Augsburg am 11. Juni 1843.

„Χρὴ τῶν ἀγαθῶν διακναιομένων
πενθεῖν, ὅστις
χρηστὸς ἀπ' ἀρχῆς νενόμισται.“

Euripides.

Was iſt der Menſch mit ſeinem Leben? —
Was iſt die Welt mit ihrem Streben? —
Was anders, als ein lauter Nichts? —
Was ſchafft der Menſch nicht in Gedanken? —
Was ſetzt dem Erdenrieſen Schranken? — —
Der Tod erliſcht den Strahl des Lichtes!

Hoch prangt der Fürſt mit hundert Kronen,
Schwingt Scepter über Millionen,
Ihn ziert allein des Phöbus Laub.
Wie ſchon ſein Ruhm im Liede ſchwellet!
Den Göttern wird er beigeſellet,
Da ſinkt ſein Körper in den Staub.

Ein andrer Thor, von Wahn erfüllet,
Und in der Weisheit Kleid gehüllet,
Blickt auf die Brüder ſtolz hinab;
Iſt ihm ein andres Loos gefallen?
Wird ewig er auf Erden wallen?
— Nein! — denn auch ihn verſchlingt das Grab.

Der Menſch ſchlägt Menſchen in die Bande,
Führt ſie vom heißen Mohrenſtrande
Als Sklaven durch den Ocean;
Und ſchwelgt mit innigem Ergötzen
In ferner Länder theuren Schätzen —
Da kürzt die Flut ihm ſeine Bahn.

Folgt nur den Banden eurer Triebe,
Bald ſchnödem Haß, bald eitler Liebe,
Verlacht die Gränzen der Natur!
Laßt die Vernunft nicht edel ſiegen,
Und euch von holdem Traum umwiegen! —
Entſetzlich weckt die Todtenuhr. —

Dir aber Edle! Deren Namen
Zwar nicht geprägt mit gold'nen Flammen
Im Tempel ferner Nachwelt glänzt,
Heil Dir! in jenen höhern Sphären,
Dort ſammelſt Du die reifen Aehren,
Vom Kranz der Seligkeit umkränzt.

Nicht Glanz, der auch um Heuchler ſchimmert,
Nicht eitler Prunk, der weithin flimmert,
Iſt's, was den Menſchen größer macht;
Nur ſtilles Wohlthun, ſanftes Lieben,
Dem Du zum Grabe treu geblieben,
Das Veilchen duftet in der Nacht. —

Still ſah man dich durch's Leben wallen,
Du wollteſt nicht der Welt gefallen,
Und ſuchteſt ſelbſt das Elend auf;
Drum fließen reichlich Dir die Thränen,
Nicht können wir den Tod verſöhnen,
So wandle denn den Sternenlauf!

Und All' ihr edlen, guten Seelen,
Die mit der Tugend ſich vermählen,
Bis einſt des Todes Hand euch trennt,
In Menſchenherzen baut den Frieden,
Und ihr lebt ewig fort hienieden —
Das iſt das ſchönſte Monument!

G. G.

Digitized by Google

Nro. 26.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Beitrag zur Geſchichte des Krieges der Franzoſen in Nordafrika. — Dumme Briefe von Saphir. — Pot-Pourri. — Buntes.

Beitrag zur Geſchichte des Krieges der Franzoſen in Nordafrika.

Um deutſchen Unzufriedenen es anſchaulich zu machen, daß keiner ungeſtraft ſein Vaterland verläßt und es mit Afrika vertauſcht, wollen wir aus dem Bericht eines Soldaten der in Algier dienenden Fremdenlegion (die bekanntlich beſonders aus deutſchen Deſerteuren, Abenteurern und politiſchen Flüchtlingen beſteht) kurz mittheilen, welche Annehmlichkeiten ſie daſelbſt erwarten.

„Eines Tages erhielt die in Muſtapha, drei Viertelſtunden von Algier, cantonnirende Legion den Befehl, nach dem Lager Duera aufzubrechen, um ein franzöſiſches Regiment daſelbſt zu erſetzen. (Muſtapha iſt der Name des Sohnes des ehemaligen Deys von Algier, deſſen Landhaus und Garten, der in eine Kaſerne verwandelt wurde, dieſen Namen behielt, und das Lager Duera liegt auf einer flachen erhabenen Stelle des ſieben Stunden weit ſich hinter Algier ausdehnenden und die halbkreisförmige Ebene Metidſchah begränzenden Hügellandes, dem gegenüber die kleine Atlaskette ſich erhebt.) Wir marſchirten gegen drei Uhr Morgens ab und langten um fünf Uhr in einem hinter Algier gelegenen von Elſaſſern bewohnten Dorfe an, wo wir Halt machten. Es war hohe Zeit, denn wir hatten von Muſtapha an eine Stunde lang zu ſteigen und der Wind kam von der Wüſte. Schweißtriefend, aber doch etwas geſtärkt, ſetzten wir unſern Marſch fort und erreichten Duera gegen 10 Uhr, nicht weniger als 40 Mann zurücklaſſend, von denen mehrere todt nach Algier gebracht wurden. Wir lagen zwei Wochen da, ohne von den Beduinen beſonders beunruhigt zu werden, errichteten Schanzen ꝛc. und ſtießen oft auf römiſche Münzen, die ein deutſcher Bataillonsarzt den Soldaten abkaufte. Auf allen umherliegenden Hügeln, von wo man in die Ebene hinunter ſehen konnte, waren Schildwachen ausgeſtellt, bei Nacht ihr ewiges: „Schildwache, gebt Achtung!" einander zurufend, was den vom Ungeziefer geplagten Soldaten in beſtändiger Wachſamkeit erhielt. — Einmal, es war gegen Mitternacht, fiel ein Schuß, dem ſogleich alle Schildwachen antworteten, und der nicht geringen Schrecken und Verwirrung im Lager verurſachte. „Auf, die Beduinen ſind da!" erſcholl es in allen Zelten, und Soldaten und Offiziere ſprangen halb angekleidet, wie ſie waren, zum Zelte heraus, erſtere, ihre Waffen zu ergreifen, dieſe, zu ſehen, was es gebe; allein es war ſtockfinſter, der Eine ſtieß gegen den Andern, die in Pyramiden aufgeſtellten Gewehre fielen über den Haufen, die Soldaten verwundeten ſich ſelbſt, und das Rufen: „hierher! dorthin!" als ob die Beduinen ſchon im Lager wären, machte, daß die Verwirrung noch größer wurde, und wenn das „Rette ſich, wer kann!" nicht erſcholl, ſo mochte wohl der Graben, der um das Lager gezogen war, Schuld daran ſeyn. Bald jedoch kam man wieder zur Beſinnung, Patrouillen wurden abgeſchickt und rings herum am Walle Mannſchaft aufgeſtellt; es war aber von Beduinen keine Spur zu entdecken, und eine Patrouille brachte die Nachricht zurück, daß die Schildwache, welche zuerſt Feuer gab, in der Dunkelheit einen weidenden Eſel für einen Beduinen gehalten habe. Indeſſen erfuhr man Tags darauf, daß ein zinspflichtiges Dorf am Fuße des Atlas, Bufarik, von Beduinen angefüllt ſey. Abends nach dem Zapfenſtreiche befahl der das Lager befehligende Generalmajor, ſich bereit zu halten, um nach Mitternacht aufzubrechen. Wir ſtiegen, von Spahis begleitet, in der größten Stille die Anhöhe hinab, kein Wort durfte geſprochen werden, allein von einer ſumpfigen Stelle aufgehalten, wo man erſt den Uebergang möglich zu machen hatte, weil die Beduinen die Brücke abgebrochen, und im Gebüſche, womit damals die Ebene zur Hälfte bedeckt war, irregehend, langte man erſt nach 5 Uhr Morgens da an und — kehrte wieder um, weil die Beduinen, von unſerm Vorhaben benachrichtigt, längſt die Flucht ergriffen hatten. Wir zogen wieder durch das Gebüſch, an deſſen Ausgange ſich unſern Blicken ein Grauſen erregendes Schauſpiel darbot. Ein Mann und eine Frau lagen nackt ausgeſtreckt auf dem Boden da, mit Blut überzogen und ſchrecklich zugerichtet, wir zählten gegen zwanzig Wunden auf dem Leibe des Mannes. Ein umgeſtürzter Karren und ein eingeſchlagenes Weinfaß ſagten uns, wer ſie waren, und im Lager angelangt, erfuhren wir von einem Diener des Ermordeten, der auch mehrere Wunden erhalten, ſich aber auf dem Karrenpferde gerettet hatte, daß ſie der Legion nachgezogen und da überfallen worden ſeyen, und daß die Räuber die Tochter ſeines Herrn, ein vierzehnjähriges Mädchen, wahrſcheinlich mit ſich geſchleppt haben. Die Wuth der Soldaten war ſo groß, daß ſie den Oberſt baten, umzukehren und das Dorf verbrennen zu laſſen, allein dieſer ließ dieſe beiden Opfer ihrer Unvorſichtigkeit beerdigen und weiterziehen. Die Sonne fing an, ſchrecklich zu brennen, der Soldat konnte weiter nichts tragen, als ſein Gewehr, ſeine Patronentaſche und ein hölzernes Fäßchen, in welchem er noch Wein mit Waſſer vermiſcht hatte; wir langten jedoch ohne Unfall im Lager an.

Einige Tage nachher kamen zwei junge Beduinen zu uns, welche vorgaben, die Mädchenräuber ſeyen in Bufarik, wo man ſie erwiſchen könne, und das Mädchen befinde ſich auch dort. Der Lagerkommandant ſäumte keinen Augenblick, in die Ebene hinunterzuſteigen, wagte es aber nicht, ins Dorf einzudringen, eine Hinterliſt ahnend, ſondern ließ ungefähr 600 Schritte vor demſelben Halt machen und ein Viereck bilden. Beinahe zwei Stunden lang ſtanden wir da, das Dorf angaffend, das wir ſo gerne angegriffen hätten; die Hitze wurde immer ſtärker und der Durſt fing an, den Soldaten zu quälen, denn er hatte ſein Fäßchen geleert und entfernen durfte man ſich nicht, um Waſſer zu ſuchen, bis endlich ein alter Beduine aus dem Dorfe kam, und, ſich uns nähernd, in ſeiner Sprache rief, daß die, welche das Mädchen im Beſitz hätten, abgezogen ſeyen. „Wenn das Mädchen in drei Tagen nicht zurückgegeben iſt, laſſe ich dieſen beiden Beduinen, die ich hier gefangen halte, eine Kugel vor den Kopf ſchießen." ließ ihm der General durch einen Dollmetſcher ſagen. Die Drohung that Wirkung. Zwei Tage ſpäter langten mit der kleinen Helena zwei Beduinen-Häuptlinge im Lager an. Unſere Rückkehr ins Lager war ſehr mühſam. Kaum hatten wir dem Dorfe den Rücken gekehrt, als auch ein Schwarm von Weißkitteln (wie der Soldat

Digitized by Google

die Beduinen nennt) aus demſelben hervorbrach und uns einen Kugelregen nachſchickte, der jedoch von keiner Wirkung war. Ein paar Grenadierkompagnien wurden zum Tiralliren vorgeſchickt, denen aber die Spahis, die damals täglich zwei Franken Sold hatten, zuvorkamen und wie Satane auf die Beduinen losſtürzten und alle Augenblicke mit einer Beute, manchmal auch mit einem Kopfe zurückkamen, der von den Frauen der Gefallenen theuer eingelöſt wird, weil nach dem Glauben dieſer Mohammedaner keiner ohne Kopf in den Himmel kommen kann. Das Scharmützel dauerte über eine Stunde, und die Legion ſowol als die Beduinen wurden es endlich ſatt, ſich in der ſchrecklichen Sonnenhitze herumzubalgen; die letztern zogen ſich zurück. Wir hatten noch über zwei Stunden Wegs zurückzulegen und waren vom Durſte fürchterlich geplagt. Bei einem Sumpfe angelangt, in den die Bergſtröme während der Regenzeit ihr Waſſer ergießen, ſtürzte ſich der Soldat mit einer Wuth darauf los, daß das Rufen und Fluchen und Degenziehen der Aerzte und Officiere nichts half. „Und wenn ich ſterbe, ich will trinken," ſagte ein Jeder, und ſie tranken, und welch' ein Waſſer: heiß und ſtinkend, von allerhand Waſſerthieren verunreinigt. Dafür büßten ſie aber auch: bald quälte ſie der Durſt noch ſtärker, als vorher, und zudem war noch eine Stunde lang bergan zu marſchiren. Alle 300 — 400 Schritte mußte Halt gemacht werden, der Soldat war außer Athem und kraftlos; Alles erſchien ihm ſchwarz vor den Augen, und ein großer Theil ſank ohnmächtig nieder. Vielen wurden die Gewehre abgenommen, manche Officiere und Unterofficiere trugen deren zwei, Andere ſchleppten die Ermatteten nach. Glücklicher Weiſe ſtarb keiner unterwegs; man hätte ihn für den Augenblick liegen laſſen müſſen; allein manchen koſtete ſeine Unvorſichtigkeit doch das Leben, er ſtarb im Spital. — Eine Woche ſpäter wurden drei Bataillone mit Reiterei und Artillerie in die Ebene geſchickt, die Gebüſche zu verbrennen. Man ſah vom Lager aus, wie ſich an mehreren Orten nach und nach Rauchwolken erhoben, und bald erblickte man die ganze Ebene in Flammen; allein der ſchöne Anblick währte nicht lange, ein Gewitter brach los, und ein Regen fiel, der nicht nur das Feuer löſchte, ſondern auch der Abtheilung unmöglich machte, von der Stelle zu gehen. Zwar war ſie verproviantirt und ſollte nach geſchehener Arbeit nicht mehr ins Lager, ſondern, die Ebene durchſtreifend, auf einem andern Wege nach Algier zurückkehren, weil die Legion abgelöſt werden mußte, allein der Regen war zu heftig, dauerte drei Tage lang und machte die Wege unbrauchbar. In den nothdürftigen Hütten aus Schilf, die ſie ſich bei dem Ausbruche des Gewitters gemacht hatten, ſtanden ſie bald bis an die Knöchel im Waſſer, kein Feuer brannte mehr, vom Regen faſt aufgelöſtes Brod war ihre Nahrung, die auch der General Trezel, der mit ſeinen Jägern zu ihnen geſtoßen war, theilte. Am vierten Tage heiterte ſich endlich der Himmel wieder auf, und der Reſt der Legion zog Nachmittags, als der Boden etwas hart geworden, wozu drei bis vier Stunden hinreichen, zu ihnen hinab. Wie froh waren die Unglücklichen, daß wir Alles mitbrachten, was ſie im Augenblicke bedurften. Hunderte ſolcher Strapatzen reihen ſich dieſen an, welche zu erzählen man kaum Worte findet.

Dumme Briefe, Bilder und Chargen über meine Reiſe nach Nord-Deutſchland.

Von M. G. Saphir.

1.

An W. S. in Wien.

Berlin, große Friedrichsſtraße, 75.

Berlin! So ſehen wir uns denn endlich wieder! Allein, ich bin um dreizehn Jahre älter, Du um hundert Jahre jünger geworden!

In dieſen dreizehn Jahren habe ich mir nichts Neues zugelegt, als einen Schnurrbart, aber Berlin! Berlin! Hier iſt die Bevölkerung ſeitdem um hundert und zehntauſend Menſchen, achttauſend Tendenzen, zweitauſend Geſinnungen und vierzigerlei Vorleſungen gewachſen, und das Alles ohne mich!

Keine Eckenſteher, keine Bühnendichter mehr! Aber die Tänzerinnen müſſen in weiten Beinkleidern tanzen, und der ci-devant fidele Bruder und Guitarriſt Dr. Sobernheim iſt ein Frommer mit Vorzug geworden! Louis Drucker iſt nicht mehr, mit ihm der Radikalismus ausgewurzelt, d. h. die Radix des Witzes iſt dahin! und Liszt iſt von der poſitiven Vergötterung in die Negation des Indifferendismus hineingeworfen worden!

O Berlin, Berlin, wie viel Renommeen verzehrſt Du jährlich! Wie viel fette Celebritäten mäſteſt Du Dir ſelber mit Voßſchen Kritiken und Damen-Nerven-Mixturen, und an einem ſchönen Abend, wenn die kalte Vernunft ſich bei der Gasbeleuchtung ſelbſt beſchaut, ſchlachteſt Du dieſe Celebritäten, machſt Klopps daraus, verſchluckſt ſie, und kein Menſch weiß, wo ſie hingekommen ſind!

Berlin, Du biſt eine Stadt geworden, eine große Stadt! Vor dreizehn Jahren warſt Du nur das ſteinerne Futteral zu einer Stadt! Ich erkenne Dich nicht mehr! Große, lang geſtreckte, neue Gaſſen, gepanzerte Steinkeiler; und in den Straßen Menſchen, Menſchen bei Tag und Nacht; und Equipagen und Reiter, und dann die Droſchken, nicht die Henoch'ſchen philoſophiſchen Ur-Droſchken, in denen ſich das Ich nicht ſetzen konnte, weil das hölzerne Nicht-Ich dagegen argumentirte; nein, keine Henoch'ſchen Droſchken, die ſchon acht Tage nach der Geburt beſchnitten wurden, nein, ſondern recht paſſable Droſchken, zwar Proletarier-Droſchken nur, mit frugaler Anſicht von Außen, und höflicher Härte von Innen, allein die Dehors ſind doch gerettet! Und nun die Reſtaurationen! Die Hotels! Man ißt ſchon ſehr viel, und Eſſen kommt von Appetit, und Appetit kommt von Bewegung! Dieſe Hotels alle ſehen wiſſenſchaftlich aus; über den Eingängen ſteht die Ratio; und darin Tiſche, an denen die logiſche Explikation Kellner iſt, und dann kömmt das Eſſen ſelbſt, nicht mehr jene transzendentale Idee; nein, das Eſſen in realem Sinn; und man ißt nach dem Satze des großen Denkers: „Was ißt, ißt vollkommen!"

Ich habe die Berliner eſſen geſehen, und mir bangt viel weniger für den Erfolg meiner Vorleſungen! Es iſt hier noch nicht Alles in Ernſt und Abſtraktion aufgegangen, es geht noch viel in Reſtaurationen auf!

Jedoch, ich kenne das neue Berlin erſt ſeit drei Tagen! Es will keine Brochüre mehr erſcheinen: „Saphir und Berlin," wie dazumal; ich muß mich nun ſelbſt wieder mit Berlin zuſammenſtellen und uns vergleichen!

Geſtorben, mein Freund, ſind auch viele Leute indeſſen, und auch ohne mein Hinzuthun! Es wird mir ordentlich todtenanſageriſch, wenn ſie mir ſo erzählen: „I der is man auch todt!" Man glaubt immer, nun müſſe es doch an unſer Eins auch kommen!

Hier in Berlin begreift man die Nothwendigkeit des Todes viel weniger, als anderwärts; die Straßen ſind ſo breit, alle Todten ſeit Erſchaffung oder Erfindung Berlin's könnten noch leben, und ganz bequem neben einander gehen und wandeln und Platz haben, und dazwiſchen könnte immer noch Nante und zwei philoſophiſche Syſteme hin und herſpringen, ohne ſich zu geniren!

Das beſte Mittel, die Straßen einer Stadt kennen zu lernen, iſt, einer ſchönen Frau auf dem Fuße nachgehen, aber ſo, daß ſie es merkt, man gehe ihr nach. Man kann verſichert ſeyn, auch die ſolideſte und ehrbarſte macht ſich das Privat-Amuſement, ihren Nachfolger durch einige Straßen hin und her zu foppen, in einige Putzhandlungen hineinzugehen, in denſelben um etwas zu handeln, und dabei manchmal ein Stück Zeug an das Tageslicht der Thüre zu nehmen, um dabei zu ſehen, ob der Narr noch draußen warte oder auf und ab ſpaziere.

Durch dieſes Mittel lernte ich auch in den erſten zwei Tagen

Digitized by Google

Berlin's Hauptſtraßen und einige der modernſten Galanterie- und Putzwaarenhandlungen genau kennen.

Mein erſter Beſuch galt dem Verleger meiner „Berliner Schnellpoſt“ und meines „Berliner Kuriers,“ dem Hrn. L. W. Krauſe, in der Adlerſtraße. Es ſind achtzehn Jahre, daß ich dieſe Straße zum erſten Male betrat, ſie wurde gerade gepflaſtert, und ſie wird noch immer gepflaſtert! So lang ich hier war, und während meiner ganzen Abweſenheit wurde ſie gepflaſtert, und dennoch kann man nur hüpfend, ſpringend, von Stein zu Stein und über Rinnſteine voltigirend, durch dieſe Straße kommen. Es ſcheint, als ob die Redaktionen ſo vieler Blätter, die in dieſer Straße ſind, einen großen Einfluß auf die Pflaſtertreterei ausüben! Von dieſer Straße aus verbreitete ſich mein Ruhm noch weit über Berlin nach Moabit und Treptow!

Hier möge denn die Schöpfungsgeſchichte meiner „Berliner Schnellpoſt“ erzählt ſeyn, der „Berliner Schnellpoſt,“ in welcher Hegel und Gans ihre dramaturgiſchen Kritiken niederlegten!

Ich kam nach Berlin, es herbſtelte, die Bäume im Thiergarten ſahen aus, wie die Hörer der Philoſophie nach einer Carnevalsnacht; und eine „kühle Blonde“ war nicht mehr das sine qua non jeder Spazierpartie. In mir aber war Frühling, Frübling, denn es blühte eine Idee in mir, und wenn auch eine Schwalbe keinen Sommer macht, eine blühende Idee aber macht einen Frühling. Meine blühende Idee beſtand in der Herausgabe meiner „Berliner Schnellpoſt!“

Dieſe Idee ſtand vor mir gepanzert, lebend, mit allen Abonnenten und Widerſachern, mit allen guten und ſchlechten Witzen, ganz à l'usage einer Stadt, welche ſich 123 Fuß über dem Meer, 16 Fuß über dem Sand und 1268 über allem Anderen in der Welt erhebt! Allein, wenn dieſe Ideeblüte Früchte tragen ſollte, ſo müßte ſie erſt zum Biatte werden, und zum Blatte braucht man einen Verleger als Herzbiatt!

Allein, einen Verleger finden, iſt ſchwer, und wenn man einen gefunden hat, wird der redliche Finder ſelten belohnt!

Ich ging zu allen Druckern und Verlegern Berlin's, Niemand wollte eine „blühende Idee“ verlegen! Wer je eine blühende Idee in der Taſche hatte, ohne ſie wechſeln zu können, wird ſich eine Idee von meinem Unmuth machen! Mein nachheriger Verleger: Hr. L. W. Krauſe, ſchien von der „blühenden Idee“ ſehr ergriffen! Er dachte lange nach, ganze logarithmiſche Tabellen flogen über ſeine denkende Stirn, er lächelte ſtill und ſagte endlich: „Nun, Herr Saphir, wiſſen Sie 'mal was, wenn Sie mir einen Monat voraus Druck und Papier bezahlen, ſo will ich's verſuchen!“

Bezahlen! Vorausbezahlen! Einen Monat vorausbezahlen! Druck und Papier einen Monat vorausbezahlen!? Werther hat in ſeiner ſchönſten Blüte nicht bodenloſer geſchwärmt!

Ich zog ganz zerknirſcht aus der ewiggepflaſtertwerdenden Adlerſtraße ab, die Linden entlang, zum Brandenburger Thor hinaus und warf mich einem Charlottenburger Kremſer in die Arme! Aus der Haut konnte ich nicht fahren, ſo wollte ich aus Berlin fahren! So ein Kremſer aber fährt nicht ab, bis er ſeine vier Perſonen hat; ich ſaß lange da, endlich kam eine Frau, ſetzte ſich neben mich, ſagte: „Ich bezahle für Drei,“ und der Kremſer lichtete die Anker, zog den Fockmaſt auf, legte leewärts bei, und ſtach in den Sand. Als ich aus meiner Selbſtbeſchauung erwachte, ſah ich eine hübſche Frau neben mir ſitzen. Ich weiß nicht, war ſie wirklich hübſch, oder kam ſie mir nur ſo vor, weil ich eben erſt in Selbſtbeſchauung war! Sie ſprach mich an, und merkte bald, daß ich verdrießlich war; ſie nannte meine Verdrießlichkeit: Traurigkeit. Sie drang in mich, ihr zu ſagen, warum, weshalb u. ſ. w. Es ſchien mir ganz ſonderbar, daß eine fremde Perſon ſo geradezu auf meine Traurigkeit losſegelte, und ich wurde noch verdrießlicher, id est trauriger, und bat ſie, mich meinem Schickſale zu überlaſſen. Bei den Charlottenburger Zelten ſtieg ich ab, empfahl mich der theilnehmenden Seele, und ging in den herrlichen Schloßgarten.

Am Teiche warf ich mich in's Gras, und ſah in die Fluth hinab, in das Gewimmel von Fiſchen, ich warf ihnen Broſamen zu, ſie ſchnappten gierig darnach, und ich wünſchte, meine blühende Idee wäre ein Broſamen und die Fiſche Verleger! Da ſtand plötzlich die hübſche Frau vom Kremſer neben mir, und rief: „Aber mein lieber Himmel, was machen Sie denn da, ſo nahe am Waſſer?“ Sie glaubte vielleicht, ich wollte mich den Karpfen in die Arme werfen! Dieſe Theilnahme fing nachgerade an, mich zu intereſſiren. Meine gute Laune kam wieder, und unter Lachen und launigen Einfällen erzählte ich denn, auf und ab wandelnd, mein Projekt und meine Hoffnungsloſigkeit!

Wir fuhren in die Stadt zurück, ſie gab mir eine Karte: „Frau R...., K......ſtraße Nro. **,“ und bat mich, ſie zu beſuchen. Als ich ſie beſuchte, fragte ſie mich, ob ich gerade einen Verleger ſuchte, oder ob es nicht auch eine „Verlegerin“ ſeyn könnte; ſie wolle nämlich auf einen Monat die Herausgabe meiner Schnellpoſt übernehmen; darauf zählte ſie mir dreihundert Thaler auf den Tiſch, die ſie mir, nach ihrem Ausdrucke: „Auf mein Geſicht hin ſo lange borgen wollte.“ — „Auf mein Geſicht?“ fragte ich, und war ganz irre, ob die Frau auf Pfänder oder auf Raritäten Geld borgte. Hr. L. W. Krauſe war ganz angenehm überraſcht, und wurde — Verleger der „Schnellpoſt.“ Nachdem einige Nummern der „Schnellpoſt“ erſchienen waren, da öffnet ſich eines Morgens meine Thür, und herein

„mit bedächtigem Schritt,
„Herr Krauſe tritt,“

und bekam auf ein Mal Luſt, meine „blühende Idge“ an ſich zu kaufen!

Wenn Einen die Verleger nur einmal beſuchen und ſuchen, dann hat man's gewonnen! Wir vereinigten uns, und ich trug am andern Morgen die dreihundert Thaler meiner edlen Gönnerin hin, und dankte ihr mit den ungeheucheltſten Worten. Auch ſie iſt todt! Freund Hain war fleißig, ſehr fleißig! Wieviel große Männer und große Namen hat er, ſeitdem ich nicht hier war, hinabgeführt in's Schattenreich! Ancillon, Hegel, Stägemann, Gans, Schleiermacher, Schinkel, Helm, Hufeland, Gräfe, Chamiſſo, Fouqué, Rahel, Devrient, Bellermann, Friedländer, u. ſ. w. — u. ſ. w. —

Doch genug für heute, morgen mehr!

(Werden fortgeſetzt.)

Pot - Pourri.

Eine Windhoſe.

Am verfloſſenen Himmelfahrtsfeſte, am 25. Mai, wiederholte ſich in einem Theile des Klattauer Kreiſes in Böhmen daſſelbe ſchauerliche Schauſpiel einer verheerenden Windhoſe, welches am 10. Mai 1818 zu Giſtebnitz und ſeiner Nachbarſchaft ſtatt hatte. Obwol den ganzen Vor- und Nachmittag die Sonne nicht zum Vorſchein kam, war dennoch gegen 5 Uhr Abends die Luft ſchwül. Der ganze Süden war mit ſchwarzen zuſammenhängenden Schichtwolken bedeckt, welche von Minute zu Minute der Blitz durchkreuzte. Auf der Erde war es windſtill und ſelbſt die meilenweite Gewitterwolke ſchien ganz ſtille zu ſtehen; nur bei längerer Beobachtung rückte ſie gleichſam in Schlachtlinie gegen den Norden, indeß tief unter ihr einzelne graue, kaum 10° breite Federwolken die ganze Fronte von Oſt nach Weſt herab wie vom Sturmwinde getrieben, dahinflogen, und da ſie über das ſüdweſtliche 6 bis 700 Klafter hohe See- und Oſſergebirge nicht hinüber konnten, ſich am Fuße dieſes Gebirges über dem Städtchen Neuern ſammelten, und von der obern ſüdlichen Wolkenmaſſe angezogen, ſich mit derſelben vereinigten. Den Augenblick der Vereinigung bezeichnete ein ungewöhnlich geformter und anhaltender Blitz, und in demſelben Momente ſchien auch ganz Unterneuern in Feuer zu ſtehen. Eine

Digitized by Google

ſchwarze, bis auf die Erde reichende Wolke, die unter ſchrecklichem Getöſe und Gepraſſel in langſam wirbelnder Bewegung ſich bald hob und bald wieder auf die Erde ſenkte, fühete alles, was in ihr Bereich gerieth: Schindeldächer, Balken, Fäſſer, ja ſelbſt centnerſchwere Steine, in die Höhe und mit ſich fort, und zwar ſechsthalb Meilen weit; Spuren der ſchrecklichſten Verwüſtung bezeichneten überall ihren Weg. Mehrere Häuſer wurden ganz abgedacht, einige von Grund aus zerſtört; Schafe wurden in der Luft fortgeführt, ſelbſt auch das Hornvieh wurde fortgeriſſen und mit einer ſolchen Gewalt zur Erde geſchleudert, daß die Hörner abbrachen. Auch mehrere Menſchen verunglückten bei dieſem furchtbaren Ereigniſſe; im Butzenrieder Kirchſpiele wurde ein Mann von herabfallenden Balken erſchlagen und ein anderer unter dem Schutte ſeiner Scheuer begraben; ſchwer verletzt wurden mehrere.

Spargelzucht.

Manche Geundſtücks-Beſitzer im Werra-Thale haben Spargel auf den Wieſen erzogen, indem ſie im Frühjahre Spargelkern in die auseinander gezogenen Maulwurfshügel werfen ließen. Die Pflanze auf dem angeſchwemmten, feinen Waſſerſandboden wird zwar nicht ſehr ſtark, aber doch ſehr wohlſchmeckend. (Auf den Sand-Dünen zwiſchen Haag und Scheveningen an der Nordſee findet man auf ſolchem Boden den Spargel ſogar wildwachſend; er iſt aber nicht ſo ſchmackhaft!)

Buntes.

An einem öffentlichen Orte ſchwadronirte ein Berliner außerordentlich über das theure und infomfortable Leben Wiens. Unter Anderm rief er aus: „Verdammtes Land, was man da Allens ertragen muß! Stellen Sie ſich man vor, was begegnete mir geſtern hier für eene dumme Geſchichte: will ich eenen Dukaten wechſeln laſſen, und habe jar keenen!“

Ein Berliner Fiaker fragte einen andern: „Warum läßt denn Dein Schimmel den Kopf ſo abſcheulich hängen?“ — „Ich wees nich“, erhielt er zur Antwort, was mit det Vieh iſt; aber ſeit der neuen Eiſenbahn wird er mir ſo nachdenklich!“

Bei einem öffentlichen Schulexamen wurde ein Schüler gefragt; „Wie viel Inſeln liegen im ſtillen Meere und wie heißen ſie?“ worauf der Schüler antwortete: „Im ſtillen Meere liegen ſehr viele Inſeln, ich aber heiße Krauſe.“

Ein Säufer ſchlug ſich, fallend, in die Stirn ein Loch und klebte ein ſchwarzes Pflaſter darüber. Sein Freund fragte ihn nächſten Tages: „Woher die Wolke auf der Stirn?“ — „Die iſt vom geſtrigen Nebel.“

Ein Cypreſſen-Zweig
um den Aſchenkrug
der dahin geſchiedenen
Frau
Johanna Barbara Tröltſch,
geb. Schumm,
gewunden von Freundes-Hand.

Am Beerdigungs-Tage den 30. Juni 1843.

Nach manchem Kampfe hat ſich aufgeſchwungen
Dein Geiſt zum Lichte, aus der Erden-Nacht,
Wo Siegespalmen werden dem geſchlungen,
Der wie Du, tugendvoll den Lauf vollbracht!
Vom ird'ſchen Schmerz haſt Du dich losgerungen,
Am ſchönen Ziele biſt Du nun erwacht,
Zu fühlen in der Seligen Geleite —
Kurz ſey der Schmerz hier — ewig dort die Freude!

Doch laut ertönet an dem Sarkophage
Der treuſten Mutter, welche uns entrückt,
Des Sohns, der Töchter und der Enkel Klage —
Um ſie die alle liebevoll beglückt; —
Aus deren Auge, wie am heitern Tage
Die Sonne lächelt, — Zärtlichkeit geblickt,
Sie und die Freundſchaft fühlen tief die Schmerzen
Der Wunde, die Ihr Heimgang ſchlug den Herzen.

Wo flößen wohl gerechter je die Zähren
Der Wehmuth, als am vielbeweinten Grab
Der Edeln, deren herzliches Gewähren
Den Leidenden Troſt und Erquickung gab;
Die anſpruchslos geübt der Tugend Lehren,
Und die hienieden ihren Pilgerſtab
Der neben Roſen — herbe Dornen hegte
Am Grab, ſanft wie ſie lebte, niederlegte.

Ob Jahre lang der Schmerz auch Sie verzehrte —
Und Ihre Lieben Ihr der Tod entriß,
Den Leidenskelch Sie ohne Murren leerte
Des Wiederſehens überm Grab gewiß;
Aus Blumen, welche reichlich ihr beſcheerte
Ihr heitrer Sinn, der nimmer Sie verließ,
Hat Freudenkränze reich und ſchön gewunden
Den Ihrigen Sie für des Daſeyns Stunden.

Verwaist ſind nun des Hauſes weite Hallen
Und hingewelkt der Freuden Blüthenſpur;
Das theurſte Haupt dem Tode iſt verfallen
Und die Cypreſſenkränze blieben nur. —
Nicht mehr wird Sie nach ihrem Tempe wallen
Wo Sie ſo gern, im Schooße der Natur,
Gehuldiget den reinen hohen Freuden,
Die uns in ihrem Heiligthum begleiten.

Ihr Leben eine ſeegensvolle Reihe
Von Jahren, blieb dem Höheren geweiht,
Vorbild war Sie der ächten Muttertreue
Und ihr Gemüth — ganz Menſchenfreundlichkeit;
Stets darauf ſinnend wie ſie den erfreue
Dem karg ſein Mißgeſchick nur Blumen beut,
Erfüllt' ihr Herz des Mitgefühls Erbarmen
Und eine Mutter ſtarb in Ihr — den Armen.

Wer weinte nicht an Ihres Grabes Schwelle
Das, ach! des Trefflichen ſo viel umſchließt, —
Auf deſſen Hügel reich die Imortelle
Des Danks, der Liebe, der Verehrung ſprießt,
Genähret durch die heiße Thränen-Quelle
Unaufgehalten die der Edlen fließt!
Die Niemand weh that, welche Jeder liebte
Und die durch ihren Tod nur, uns betrübte.

Auf Blumen bettet Sie, die hingeſchieden,
Von liebender Erinnerung geſtreut!
Sie ruhe ſanft in ihres Grabes Frieden,
Das Tugend ſich zum Heiligthum geweiht,
Fort und fort duften ihres Beiſpiels Blüthen,
In welchem ihr Gedächtniß ſich erneut,
Fortpflanzt das Edle ſich in edeln Sproſſen
Als ihrer Tugend Erben und Genoſſen.

Im Glanze der Verklärung wird empfangen,
Sie ihrer vielerprobten Tugend Lohn
Dort harren Ihrer die vorangegangen:
Der Gatte mit der Tochter und dem Sohn;
Dort wird geſtillt das liebende Verlangen
Der Sie beweinenden; — vor Gottes Thron
Nach kurzer Trennung über lichten Höhen
Vereinet ſie ein ew'ges Wiederſehen.

(Eingeſandt.) W******m.

Digitized by Google

Nro. 28.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Gebet des Herrn. — Ein Amerikaner in Konſtantinopel. — Das ſchweizeriſche Sängerfeſt. — Pot-Pourri.

Das Gebet des Herrn

am 8. Juli von jedem treuen Bayer zu ſprechen.

Großer Gott, der Du im Himmel throneſt,
Doch als Vater unſer auch gedenkſt,
Und die Waller in dem Erdenthale
Aus dem Borne ew'ger Liebe tränkſt:
Deine Huld hat ſich auch kund gegeben,
Als Du einſt **Thereſen** riefſt in's Leben.

Freudig eilen darum Bayerns Völker
Heut im Feſtgewand zum Tempel hin,
Dich zu preiſen, und vereint zu beten
Für die vielgeliebte Königin,
Die, von Deiner Liebe Kraft durchdrungen,
Sich des Herzens Adel hat errungen.

Oft noch kehre dieſes Feſtes Wonne
In Ihr dankerfülltes Herz zurück!
Lange ſey Sie noch des Landes Freude,
Wie des guten Königs ſchönſtes Glück!
Und daß ihr Dein Friede, Herr, nie fehle,
Heil'ge Deinen Namen Ihre Seele!

Ird'ſcher Reiche Herrlichkeiten ſchwinden,
Wie des Regenbogens bunter Schein;
Deines Reiches hoher Güter können
Unſre Seelen ewig ſich erfreu'n:
Segne d'rum der Königin Beſtreben,
Als Genoſſin Deines Reichs zu leben!

Wo die Fürſten Deinen Willen ehren,
Und ihr Herz für wahre Tugend glüht,
Da veredelt ſich des Volkes Sitte,
Und des treuen Bürgers Glück erblüht:
Drum gieb Kraft der Kön'gin, Deinen Willen
Mit der Engel Treue zu erfüllen.

Und wenn andachtsvoll Sie zu Dir flehet:
„Gieb uns heute unſer täglich Brod!"
So entfern' von Ihr und Ihrem Hauſe,
Was dem Glück des Lebens feindlich droht;
Gieb, daß Blumen auf den Weg Ihr ſtreue
Frommer Kinder Lieb' und Freundestreue!

Selbſt auch Fromme fehlen mannichfaltig,
Schwachheit iſt der Menſchheit traurig Loos;
Doch Du willſt den Fehlenden verzeihen,
Weil für ſie das Blut des Mittlers floß.
D'rum wirſt Du der Kön'gin gläubig Flehen:
„Unſ're Schuld vergieb uns!" nicht verſchmähen.

Wirſt es nicht verſchmäh'n, wenn Sie mit Milde
Und mit Schonung And'rer Fehler trägt,
Und Ihr, auch wenn Bosheit tief Sie kränket,
Ein verſöhnlich Herz im Buſen ſchlägt,
Das, von Rachſucht fern, auch Feinde ſegnet,
Und mit Großmuth Läſterern begegnet.

Auch des Thrones Glanz, des Purpurs Schimmer
Muß verdunkeln vor dem letzten Ziel,
Und es prüft der Herr oft ſchwer die Seinen,
Die er liebt und die er krönen will:
Darum ſey in der Verſuchung Stunde
Mit der Königin Dein Geiſt im Bunde!

Und durch ihn geſtärket laß ſie tragen
Muthig und mit Dir ergeb'nem Sinn,
Was Dein weiſer Rath von Erdenleiden
Ihr beſtimmt zum ſeligen Gewinn,
Bis, erlöst vom Uebel, Sie mit Rührung
Preiſet Deiner Liebe weiſe Führung.

Mächt'ger Herrſcher auf des Himmels Throne,
Ewiger im Glanz der Herrlichkeit,
Merke gnädig auf das heiße Flehen,
Das Dir fromme Liebe heute weiht!
Ja, ſprich: Amen! und es wird erſchallen,
Gott, Dein Ruhm in unſ'rer Tempel Hallen!

O. P—hl—nn.

Digitized by Google

Ein Amerikaner in Konſtantinopel.

Der Bosporus.

Der Bosporus gewährt ohne Widerrede den merkwürdigſten Anblick, der auf Erden zu finden iſt. Von Konſtantinopel bis aus ſchwarze Meer, ungefähr zwanzig engliſche Meilen weit, ſind die beiden Ufer Europa's und Aſiens, höchſtens durch eine halbe Meile des klarſten dunkelblauen Waſſers geſchieden, mit reizenden Dörfern beſäet. Jedes dieſer Dörfer hat ein oder zwei Schlöſſer, eine Moſchee mit unzähligen Minarets, etwa hundert unter Bäumen verſteckte Häuſer und einen Kirchhof, deſſen mit Turbanen geſchmückte Grabſteine ſich in dunklen Cypreſſenſchatten verlieren. Alle dieſe Dörfer liegen in Thälern, die allmälig zu einer Hügelreihe aufſteigen, deren Spitzen freundliche Landhäuſer tragen.

Hier hat das Meer weder Ebbe noch Fluth; die Palläſte des Sultans, ſeiner Miniſter und der reichen Türken oder Armenier hängen zum Theil über das Waſſer herüber. In ihre Fenſter gelehnt, können die Bewohner faſt mit der Hand den leichten Kahn erreichen, der am Ufer hingleitet. Jeder dieſer Palläſte beſitzt eine ſchlanke Gondel, welche an der Treppe liegt, die zum Meere hinabführt; ſie iſt das gewöhnliche Transportmittel der türkiſchen Reichen, welche alſo mit der größten Bequemlichkeit die weichen Kiſſen ihrer Wohnung nur gegen die der Barke vertauſchen. Einer der ſchönſten Palläſte dieſes Zauber-Ufers iſt die Winterreſidenz des Sultans, genannt die **Marmorlaube** oder **Bekiktaſch**. Die Wellen des Bosporus beſpülen die gittertragenden Mauern ſeiner Gärten, welche in ewigem Frühling lachen. Von unſerer Schaluppe aus konnten wir die Orangenbäume, bedeckt mit goldenen Früchten, ſehen, den Duft der Blumen athmen, das Rauſchen der Springbrunnen hören und den Geſang der Vögel, welche dieſen paradieſiſchen Aufenthalt bevölkern. Die bronzenen Thore des Pallaſtes öffnen ſich nach dem Meere hin; der Pallaſt ſelbſt, herrlich gebaut und nach orientaliſchem Geſchmack in heller Farbe prangend, ſteht mitten im Garten und kehrt dem Meere den Rücken zu.

Die Sommer-Reſidenz des **entmuſelmannten Löwen**, ſo nennt man den Sultan, liegt auf dem aſiatiſchen Ufer in einem Dorfe genannt Beglerbeg. Es iſt ein großes gelbes Gebäude mit weißen Simſen. Die terraſſirten Gärten bedecken den Hügel, welcher ſich hinter dem Pallaſte erhebt. Das Harem beſteht aus acht Flügeln, deren jeder von einer der acht wirklichen Frauen des Sultans bewohnt wird.

Sechs oder ſieben Meilen von Konſtantinopel, auf der europäiſchen Küſte, liegt das Serai der älteſten Schweſter des Sultans im chineſiſchen Styl gebaut, aber ganz zu der Landſchaft paſſend, wie alle Gebäude an den Ufern des Bosporus. Vom ſchwarzen Meere an bis zum Marmormeer ſteht vielleicht nicht ein einziges Gebäude, das anderwärts nicht vollkommen lächerlich wäre. Aber dieſe marzipanenen Balkone, dieſe Gitter, dieſe unzähligen Landhäuschen ſcheinen hier eben ſo natürliche Produkte, wie der Granatbau und die Cypreſſe. — Die alte Sultanin bewohnt dieſen Pallaſt mit etwa zweihundert Sklavinnen. Zwar eine kleine Kaiſerin in einem Reiche, das für eine alte Frau groß genug iſt, ſieht ſie dennoch niemals bärtige Geſichter, beſitzt an männlichen Exemplaren nur ihre Verſchnittenen und ihren europäiſchen Arzt und genießt, wenn gleich Frau und Mutter eines Sultans, weniger Freiheit, als ſie ihren Sklavinnen gewährt, denen ſie erlaubt, ſich zu verheirathen, wenn ſie Luſt haben. Sie kann weder leſen noch ſchreiben, ſoll dick, träge und ziemlich gutmüthig ſeyn und das Spiel ungemein lieben.

Etwas weiter hin auf demſelben Ufer hat Sultan Mahmud für ſeine Tochter Esmeh Sultane, welche an einen georgiſchen Sklaven und nachherigen Paſcha, Halil Paſcha, verheirathet war, ein kleines phantaſtiſches Schloß herſtellen laſſen. Dieſer Sklave, welchen der Sultan faſt noch als Knaben gekauft hatte, war auf den gewöhnlichen Wegen des orientaliſchen Favoritismus zu der Würde eines Generals der Artillerie gelangt. — Die Sultanin, gegenwärtig ſiebenundzwanzig Jahr alt, ſoll noch ſchön und ſehr gebildet ſeyn. *)

Der **Hakim** oder Leibarzt des Sultans beſitzt ebenfalls ein ſehr niedliches Haus auf dem europäiſchen Ufer des Bosporus. Da aber nur die Muſelmänner ihre Häuſer roth malen dürfen, hat er, als Rajah, das ſeinige müſſen grau anſtreichen laſſen. Im Vorbeifahren ſahen wir **Orta-Kieu**, das Judendorf, und **Arnaut-Kieu**, wo faſt nur Griechen wohnen. Endlich gelangten wir nach **Rumeli-Hiſſar**, einer Erdzunge, welche durch eine bedeutende Batterie vertheidigt wird und der eine ähnliche Erdzunge an der aſiatiſchen Küſte entgegen kommt. Bei Rumeli-Hiſſar iſt der Bosporus nur einen halben Flintenſchuß breit. Dieſen Ort hatten ein verliebter Alter und ein excentriſcher Neuerer, **Hero** und Lord Byron, gewählt, um über den Bosporus zu ſchwimmen. **) Ihr Wagſtück verliert viel von ſeinem Glanze, wenn man den Schauplatz in der Nähe betrachtet.

Dieß Schloß auf der europäiſchen Küſte ſah im Juni 1826 die Hinrichtung der Janitſcharen, welche dem erſten Blutbade entgangen waren. Von dort wurden die verſtümmelten kopfloſen Leichen der ſchönſten Männer des Reiches zu Hunderten ins Meer geworfen.

Oberhalb Rumeli-Hiſſar erweitert ſich der Bosporus wieder und bildet einen Buſen, den das friſchgrüne Ufer mit einem reichen Laubrahmen umgiebt. Hier raſteten Gottfried von Bouillon und Raimund von Toulouſe mit den Rittern, welche ſie nach Paläſtina begleiteten. Weiterhin ſteigen die Hügel höher auf, und das Rieſengebirge, auf welchem das ruſſiſche Heer im letzten Feldzuge ſein Lager aufgeſchlagen hatte, bildet ſchon eine beträchtliche Höhe. In einer Vertiefung des Ufers am Fuße dieſer Berge liegen die diplomatiſchen Reſidenzen von Therapia und Bujukdere. Hier wehen die engliſchen, franzöſiſchen, ruſſiſchen, öſterreichiſchen, belgiſchen und andere Flaggen auf Villa's, welche Italien beneiden würde.

Raſch hatten wir die noch übrigen zwei Meilen zurückgelegt. Unſere ermüdeten Schiffer ließen die Ruder ſinken in den wunderbar blauen Wogen des ſchwarzen Meeres.

Der Sklavenmarkt.

Durch ein Labyrinth von Straßen gelangte ich mit meinem Cicerone an einen ärmlichen Thorweg. Er führte in einen kreisrunden Hof, welchen ein einziges Gebäude umgab, das aber aus mehreren, mit beſonderen Thüren verſehenen Häuſern beſtand. Wir befanden uns auf einem Sklavenmarkte. Welche Enttäuſchung für den, der den Sklavenmarkt nur aus der Oper kennt und reizende Huris in phantaſtiſcher orientaliſcher Umgebung erwartet!

Erſtlich gab es hier nicht bloß Huris, ſondern auch männliche Sklaven. Wir ſahen etwa zwanzig der Letzteren in einen Keller gepackt, an den Füßen zuſammengefeſſelt und ſo ärmlich bekleidet, daß die Hülle nicht einmal für das geringſte Bedürfniß der Schamhaftigkeit reichte. Ein Araber von gemeinem Ausſehen, in einen Mantel mit rother Kaputze gehüllt, lehnte an der Pforte. Mein Freund fragte ihn, welchem Volke die Sklaven angehörten. Er war zwar nicht ihr Herr, konnte uns aber doch ſagen, daß eine rieſige Geſtalt, die er uns in einem Winkel des Kellers zeigte, ein Grieche ſey; der Knabe mit roſigen Wangen und lockigen Haaren, der an den Griechen gefeſſelt war, ein Cirkaſſier; ein ſtarker Mann, deſſen Geſicht von einer tiefen Narbe gefurcht wurde, ein Aegypter; zwei andere, die man für Brüder hätte halten können, Georgier, Perſer oder Bulgaren. Alle dieſe armen Teufel lagen frierend auf dem thonigen Boden, dem rauhen Oſtwinde ausgeſetzt, und hatten

---

*) Sie iſt ſeit der Veröffentlichung dieſer Skizzen mit Tode abgegangen, nachdem ihr Kind aus der Ehe mit Halil Paſcha geſtorben oder, wie Einige behaupten, vor ihren Augen erdroſſelt worden war.

**) Der Verf. hat ſich ſicher durch Kis Kuleſſi (Mädchenthurm), einen kleinen Thurm bei Skutari, irre führen laſſen, da Leander (Hero iſt unglücklicher Weiſe noch dazu die Geliebte) bekanntlich von Abydos nach Seſtos, d. h. über den Hellespont oder die gegenwärtige Meerenge der Dardanellen, geſchwommen iſt.

Digitized by Google

nur die einzige Hoffnung, von einem minder grauſamen Herrn gekauft zu werden, als der Kaufmann war, der ſie zu Markte gebracht hatte.

Während wir die männlichen Sklaven betrachteten, hatte ſich eine Gruppe von Sklavinnen um uns verſammelt, und ihre großen Augen ſchienen zu ſagen: Kauft uns um Gotteswillen! Alle dieſe Mädchen waren ſchwarz. Ein afrikaniſches Gelächter führte uns auf die andere Seite des Bazars. Ein Dutzend nubiſcher Fräulein mit platten Naſen und krauſen Haaren, aber anmuthig und gewandt und fein gebaut wie ſchöne Statuen, waren im Kreiſe vor ihrer Wohnung gelagert. Eine andere ſtand mitten unter ihnen und ergötzte ſie durch eine Erzählung, welche ſie mit wunderlichen Grimaſſen begleitete. Alle dieſe Mädchen hatten eine ſchlechte, ſchmutzige, ziemlich kurze, leinene Decke nachläßig über die Schultern geworfen, wie die europäiſchen Damen ihren Shawl tragen. Die wie Ebenholz glänzend ſchwarzen Körper lagen nachläßig, doch mit Anmuth hingeſtreckt. Wir hatten einige Augenblicke die Erzählung angehört oder vielmehr angeſehen und wollten eben weiter gehen, als ein Mann aus der Spelunke trat, welche dieſen Negerinnen zum gewöhnlichen Aufenthalte diente, einer derſelben ein Zeichen gab, ihm zu folgen, und ſie in die Mitte des Bazars führte. Die Waare war ein Mädchen aus Anjuan, groß und gerade gewachſen, kaum achtzehn Jahr alt, mit einem Meerkatzenkopfe auf dem Körper einer Juno. Mit einer Stentorſtimme zählte der Kaufmann die Eigenſchaften des Geſchöpfes auf, das er Liebhabern anbot. Als er ſeine Rede beendigt hatte, nahm er ſeine Pfeife wieder in den Mund. Weil ſich hier kein Käufer fand, ging er an einen anderen Ort des Bazars und begann aufs neue, ſeine Negerin auszubieten, der die Schauſtellung höchſt gleichgültig zu ſeyn ſchien.

Wir ließen ihn ſeine weitere Spekulation verfolgen und forſchten unterdeß nach einigen der ſo allgemein und, meines Erachtens, ſo zu Unrecht berühmten cirkaſſiſchen Schönheiten. Einige Kaufleute ſaßen vor ihren Thüren, rauchten ihre Pfeife und bereiteten ſich ihren Kaffee auf dem Mangel. Der Mangel iſt eine Art von Heerd, auf welchem einige Holzkohlen brennen. Wir fragten einen dieſer Kaufleute, ob es cirkaſſiſche Schönen auf dem Markte gebe. Er antwortete bejahend, ſetzte aber hinzu, daß ein kaiſerlicher Ferman bei ſchwerer Strafe verbiete, den Franken cirkaſſiſche Sklavinnen zu verkaufen und ſelbſt zu zeigen. Vergeblich ſuchten wir ihn durch ein angebotenes Douceur zu gewinnen; er begnügte ſich, uns mit der Hand den Ort zu zeigen, der dieſe unvergleichlichen Schönheiten einſchloß. Dieſer Ort war parterre und hatte ein Fenſter. Ich wagte hineinzuſehen und erblickte gleich vorn ein großes, dickes, fettes Mädchen mit großen ſchwarzen Augen und runden rothen Backen, welche mit ziemlich unpoetiſchem Appetite ein gewichtiges Stück Torte verzehrte. Sie ſaß auf einer Ferſe; das andere ausgeſtreckte Bein zeigte am Ende eines weiten Beinkleides einen rothen und fetten Fuß, deſſen Nägel mit dem unentbehrlichen Henna bemalt waren. Das Gemach war ſo finſter, daß ich weiterhin nur verworrene Maſſen erblickte. Wieder eine Phantaſie meiner Jugend zerſtört! Die cirkaſſiſche Schönheit verwandelte ſich für mich von nun an in eine dicke Köchin, welche Kuchen ißt.

Als wir eben den Bazar verlaſſen wollten, zeigte uns eine halbgeöffnete Thür das traurige und nackte Innere eines Zimmers des Karavanſerai. In ſeiner Mitte rauchten faſt erloſchene Kohlen eines Mangels, neben denen eine anmuthige menſchliche Geſtalt unbeweglich ausgeſtreckt lag. Bei dem Geräuſch unſerer Schritte bewegte ſie ſich, ein Shawl fiel, und wir erblickten Geſichtszüge von auſſerordentlicher Feinheit. Es war ein arabiſches Mädchen mit glänzender, olivenfarbiger Haut. Reizende abgelöste Locken ihres rabenſchwarzen Haares fielen über die Stirn; ihr ſchwarzes, durchdringendes Auge ſchien kaum das Augenlied erheben zu können; ſie war noch halb im Schlaf; vielleicht hatten wir einen jener ſchönen Träume unterbrochen, welche dem Sclaven das Land zeigen, wo er noch frei und glücklich war. Nach ihrem Wuchſe hätte man das Mädchen für ein Kind halten können, aber ihre Züge und ihre Formen verriethen bereits weibliche Reife. Sie hatte ſchwarze Lippen, welche ihren Volksſtamm charakteriſiren, aber dieſe Lippen zitterten auf blendend weißen und reinen Zähnen. Einige Augenblicke betrachtete ſie uns mit verwirrten Blicken; endlich ſchien ſie zur Beſinnung zu kommen; ihr ſchönes Antlitz überzog eine lebendige Röthe, ſie ſprang auf und eilte zur Thür, welche ſie verſchloß. Wir konnten aber noch bemerken, daß eine an ihren Knöchel befeſtigte Kette am anderen Ende von einem Ringe am Fußboden feſtgehalten wurde.

(Schluß folgt.)

Das ſchweizeriſche Sängerfeſt.

26. Juni.

Das Feſt hat ſich heut, wir dürfen es kühn ausſprechen, auf die Höhe deſſen erhoben, was je ein eidgenöſſiſches Feſt an Ideengehalt, an Herzlichkeit und Feſtlichkeit dargeboten hat.

Der Tag begann mit den Verhandlungen der allgemeinen Verſammlung in der Fraumünſterkirche. Sie beſtanden nach dem Programm in der Berathung der Statuten, in Wahlen, in definitiver Konſtituirung des Vereins und endlich in Beſtimmung des Feſtortes für das Jahr 1843. Zum letztern wurde, auf den Wunſch der dortigen Sektion, Schaffhauſen bezeichnet. Die allgemeine Geſangprobe nahm den noch übrigen Theil des Feſtes weg; nach derſelben folgte das Mittagsmahl. Um 1 Uhr begann ſodann die allgemeine Geſangaufführung. Eine nicht minder zahlreiche Zuhörerſchaft, als geſtern, hatte ſich eingefunden. An der Geſangaufführung ſelbſt mochten über 500 Sänger Theil nehmen. Ungeachtet der eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche dieſelbe darbot, des Ungewöhnlichen, das Chöre von ſo großer Stimmenzahl an ſich haben mögen, fiel ſie dennoch durchweg befriedigend aus und einzelne Partien können als ganz gelungen bezeichnet werden. Das Ganze erſcheint als ein fruchtbarer Keim zur Entwickelung und Vervollkommnung. Zum Abendeſſen wogte die Menge in dicht gedrängten Schaaren. Die Stimmung war erhaben. Die Hallen des Feſtplatzes, für 2300 Gäſte berechnet, hatten ſich in ihrem ganzen Umfang angefüllt, und außer den Schranken drängten ſich in tiefen Reihen die Zuſchauer. Da ertönte die Glocke; den erſten Toaſt des Tages brachte Herr Pfarrer Sprüngli von Thalweil. Der Gefühle und des Wortes gleich mächtig, Volksredner durch die Gabe des Geiſtes und durch Uebung, feſſelte er durch ſeinen lieblichen Toaſt die Menge der Zuhörer; die tiefe Stille wurde nur von Zeit zu Zeit durch den Beifall unterbrochen, zu welchem die Worte des Redners hinriſſen. Er hielt den ſilbernen Becher in ſeiner Hand, den die Frankfurter Liedertafel als Feſtgabe geſandt hatte, und auf deſſen Deckel, ſchön gearbeitet, ein Sänger zu ſehen war mit dem Freiheitshütchen, mit ſeiner Liederwaffe, mit dem Glas in der Hand, auf einem Eichenſtrunk ſitzend. Er war dem Redner das Symbol des ſchweizeriſchen Sängers, den er nun nach ſeinem ganzen Weſen ſchilderte und dem er ſein Lebehoch brachte. Von den folgenden Reden nennen wir noch den Toaſt des Hrn. Landammann Wieland, dem Lichte, des Hrn. Pfarrer Tobler, allen kunſtbefliſſenen und doch natürlichen Sängern, des Hrn. Weißenbach von Bremgarten, der eidgenöſſiſchen Fuge, die zum ſchönen Einklang führt, des Hrn. Erzieher Wild, dem eidgenöſſiſchen Sängerfeſte.

Nun war der Augenblick der Preisvertheilung gekommen; man hatte ihn mit Spannung erwartet Hr. Reg.-Rath Zehnder leitete den feierlichen Akt mit paſſenden Worten ein; dann wurde der Entſcheid des Kampfgerichts eröffnet. Den erſten Preis den Freiplatz im Inſtitute des Hrn. Wild und eine Fahne, erhielt der Sängerchor vom Zürichſee, rechtes Ufer, unterer Kreis; den zweiten, eine Ehrenfahne, der Verein vom Limmatthal; den dritten und vierten, ſilberne Becher, die Sänger vom Zürichſee, linkes Ufer, unterer Kreis, und von Teufen, Kanton Appenzell, den fünften und ſechsten, Muſikalien und Herwegh's Gedichte (25 Exem-

Digitized by Google

plare), die Vereine von Schaffhauſen und vom Zürichſee, linkes Ufer, oberer Kreis. Die Ehrengaben, in Muſikalien, Gedichten u. ſ. w. beſtehend, erhielten die übrigen wettſingenden Vereine in folgender Reihenfolge: Baden, Chur, Zug, Riesbach bei Zürich, Baſel, Aarau, Regensberg, Ehrendingen, Zürichſee, rechtes Ufer, oberer Kreis, Stäfa, Othmarſingen und Windiſch.

Mit einbrechender Dämmerung wurden unter Kanonendonner die Fahnen den abziehenden Vereinen übergeben und gegen 10 Uhr auch die eidgenöſſiſche Fahne abgenommen. Aber noch lange dauerte der Jubel in der Speiſehütte.

Pot-Pourri.

Die Orangerie in St. Petersburg.

Dieſe Zierde des tauriſchen Pallaſtes in der nordiſchen Kaiſerſtadt iſt in botaniſcher Hinſicht eines der merkwürdigſten Treibhäuſer der Welt, und das um ſo mehr, wenn man das unwirthbare Klima erwägt, dem die Gartenkunſt faſt Alles mühvoll abtrotzen muß. Ein deutſcher Gelehrter ſchreibt unter Anderm: „Ende Februar beſuchte ich auch die hochberühmte Orangerie dieſer nordiſchen Reſidenz, und war nicht bloß überraſcht, ſondern glaubte zu träumen und in eine ſüdliche Zone entrückt zu ſeyn. Etwa dreißig große und kleine Säle waren mit den ſchönſten Zierblumen, exotiſchen Pflanzen Gemüſearten und edlen Obſtbäumen ſtrotzend angefüllt. Zuerſt zogen die Rebenpflanzungen mein Augenmerk, meine Bewunderung auf ſich; ſie genießen hier dieſelbe ſorgſame Kultur, wie am Rhein und an der Moſel, und ihre jungen Trauben verſprachen ſchon Anfangs Juni völlig reif zu werden. Man hofft da nicht weniger als 30 Zentner der köſtlichſten Traubenſorten auf die kaiſerliche Tafel liefern zu können. Die Reben und ihre Blätter waren alle ſo gebogen, daß das Sonnenlicht faſt auf jede Beere einfallen konnte. Gleiches ließ ſich von den Pfirſich- und Aprikoſenbäumen ſagen. Dieſe verheißen bis Ende Mai eine Erndte von 20,000 Stück, und das von einem Wohlgeſchmack, als ob ſie nicht durch erkünſtelte Wärme, ſondern vom Strahl des Südens ſelbſt wären gekocht worden. Die Erdbeerbüſche, welche in 15,000 Töpfen ſtanden, verſorgten jetzt ſchon (Februar) den kaiſerlichen Tiſch mit ihren köſtlichen Früchten. Dieſe Leckerbiſſen findet man aber auch vielfach um dieſelbe Zeit auf den Tafeln der Großen dieſer Kaiſerſtadt, und ein Teller voll wird mit 15 bis 20 Rubeln bezahlt Im ſchönſten Flore ſtanden die Roſen, Hyacinthen, Nelken, Levkojen, Veilchen, Aurikeln u. ſ. w. in 10,000 Töpfen, und bildeten innerhalb dieſer Wände den lachendſten Frühling, während außerhalb derſelben die Natur noch mit Eis und Schnee umpanzert iſt, und des Odem des Nordens mit wildem Gebrauſe wüthet. Ich verlor mich hier in dieſem duftenden Labyrinthe eben ſo zwiſchen Blumen und Bäumen, als in ernſtere Gedanken über Kunſt und Natur, konnte aber mit mir nicht ins Reine kommen, ob mehr der Menſch die Natur, oder die Natur den Menſchen beherrſche?“

Die größte und älteſte Eiche.

Die „Jahrbücher des Agrikulturvereins“ von La-Rochelle ſchreiben: In weſtſüdweſtlicher Richtung von Saintes (Departement der Nieder-Charente) ſteht in dem geräumigen Hofe eines Landſitzes eine alte Eiche, welche noch eine lange Lebensdauer verſpricht. Dieſer Neſtor der franzöſiſchen, und wahrſcheinlich aller europäiſchen Wälder hat folgende Dimenſionen: Durchmeſſer des Stammes an der Fläche des Bodens 8 bis 9 Mètres (ein Mètre iſt ungefähr 3 Fuß 1 Zoll Pariſer Maaß gleich); deßgleichen in Manneshöhe 6 bis 7 Mètres; deßgleichen an der Baſis der Hauptäſte 1 bis 2 Mètres; Durchmeſſer der Krone 38 bis 40 Mètres; Höhe des Stammes 7 Mètres; ganze Höhe 30 Mètres. Im Innern des Stammes hat man einen Saal von 3 bis 4 Mètres Durchmeſſer und 3 Mètres Höhe ausgehöhlt, und daſelbſt eine runde Bank und einen dergleichen Tiſch angebracht, woran zwölf Perſonen Platz nehmen können. Eine Thüre und ein Fenſter führen dieſem ſeltſamen Gemach Helle zu, welches mit Mooſen, Flechten, Farnkräutern, Pilzen u. dgl. artig austapezirt iſt. An einer, 30 Centimètres dicken Scheibe des Holzes zählte man 200 konzentriſche Jahresringe, ſo daß die ganze Kreisfläche des Stammes 1800—2000 ſolche Ringe zählen, und der Baum nahe an 2000 Jahre alt ſeyn muß.

Der hat ſich ein Aemtchen erfiſcht.

Der populärſte Miniſter, den Frankreich vor der Julirevolution hatte, war auch der unerſchrockenſte Fiſcher. In der ſchönen Jahreszeit verließ er jeden Morgen ſein Hotel und ging auf einen beſtimmten Ort der Seine, den ſeine Erfahrung ihm als den fiſchreichſten bezeichnete, um da zu angeln. Eines Tages aber, o des Schmerzes! ſieht er ſeinen Lieblingsplatz von einem jungen Manne occupirt, der mit der Angelruthe ſo gut umzugehen weiß, daß man glauben ſollte, er wolle das Wunder des reichen Fiſchzuges im Meere aus der heiligen Schrift erneuern. An dieſem Tage kehrt leider Se. Excellenz um die Bureauſtunden in das Hotel, ohne einen einzigen Gründling geködert zu haben, zurück. Den andern Tag iſt der junge Menſch vor der Ankunft des Miniſters wieder da, ſo den folgenden und alle Tage derſelbe Strich durch die Rechnung. Se. Excellenz hat vor Tagesanbruch gut aufſtehen, ſein Plätzchen iſt immer ſchon vergeben. Endlich kann er's nicht mehr aushalten; er knüpft mit ſeinem Uſurpator ein Geſpräch an und fragt ihn um ſeine täglichen Beſchäftigungen. — „Junger Mann! Sie haben alſo nichts zu thun, weil Sie den ganzen lieben Tag fiſchen?“ — Nichts, ganz ſicher, mein Herr.... Man ließ mich eine Anſtellung hoffen; aber ich konnte nicht reuſſiren, ich fiſche nun täglich, um mich in der Geduld zu üben.... Es iſt das wohlfeilſte Vergnügen in Paris.“ — Der Miniſter hatte ſeinen Platz wieder erobert; denn den andern Tag erhielt unſer junge Mann ſeine Ernennung zu einem Poſten, der ihn 150 Meilen weit von Paris exilirte. Etwas näher ihn anzuſtellen, hatte der Miniſter geſcheut, weil ihm vielleicht wieder einmal die Luſt kommen könnte, in der Seine zu fiſchen, wenn es auch nur an einem Sonntag oder Feſttag wäre.

Komiſche Proteſtation.

Das Theater Gaieté wurde 1770 von Nicolet gegründet. Zwei Jahre ſpäter ſpielte Nicolet mit ſeiner Truppe zu Choiſy vor Ludwig XV., welcher durch die Sprünge der Schauſpieler ſo ergötzt ward, daß er ihnen den Titel: „Große Tänzer des Königs“ verlieh. Zwanzig Jahre ſpäter ward dieſer Titel, als anſtößig, mit dem heutigen Namen Gaieté vertauſcht. Der letztere Name war indeſſen zur Zeit der Republick nicht geläufig; man ſagte ſtatt deſſen „bei Nicolet“ (obgleich dieſer todt war), und ſo lieſ't man in Documenten aus jener Zeit: „Wir ſind hier nicht bei Nicolet,“ — oder: „Das iſt gut, um es bei Nicolet zu ſpielen“ — wo wir ſagen würden: auf dem Affentheater. — Nicolet's Nachfolger war nahe daran bankerott zu machen, als Martainville ihm durch ſeinen „Hammelsfuß“ wieder auf die Beine half. Dieſer Martainville wurde einſt vor das Revolutionsgericht gefordert. Der Präſident rief ihn auf mit dem Namen von Martainville. Der Komiker nahm eine ernſte Miene an und ſprach: „Bürger! mein Name hat nie die Ehre der Partikel gehabt. Ich rufe Dich zur Ordnung. Du biſt hier um mich abzukürzen“ (einen Kopf kürzer zu machen), „nicht, mich zu verlängern.“

Eine gute Sitte.

In den kleinen Orten am Züricher See erhalten ſich uralte Sitten. Dort würde es einer Frau Schande machen, wenn der Mann ihr während der Ehe ein neues Kleid anſchaffen müßte. Sie bekömmt zur Ausſtattung ſo viele Kleider, daß ſie Zeitlebens genug daran hat und würde ſie hundert Jahre alt. So ſcheint denn in der Umgegend Zürichs die Königin Mode in gar keinem Reſpekt zu ſtehen!

Digitized by Google

Nro. 29.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Abſchiedsgedicht. — Ein Amerikaner in Konſtantinopel. — Die Smala Abd-el-Kaders. — Pariſer Tags-Neuigkeiten. — Pot-Pourri.

Dem Hochwürdigen Herrn Profeſſor P. Paul Rath beim Abſchiede von ſeinen dankbaren Schülern.

Iſt's recht, daß wir Dir nah'n mit Thränenblicken,
Da Dir ſo ſonnig ſchön das Leben lacht?
Wohl hörten wir's mit feurigem Entzücken,
Daß eines großen Fürſten edle Macht
Dich rief in einen Paradieſesgarten,
Wo ſich der Glanz mit ſtillem Frieden paart,
Um königlicher Kunſt und Art zu warten
Im heit'ren Herrſcherſchloſſe Königswart;
Daß Du Dich freuſt, wir ſehen es mit Freuden —
Doch kann ein Lächeln ohne Thränen ſeyn?
Um froh zu ſeyn, ach, mußt Du von uns ſcheiden,
Und trauernd ſeh'n wir uns verwaist, allein!

Zur Heimath zieh'n Dich alte Liebesbande;
Nicht gold'ne Schätze nimmſt Du mit zurück.
Doch Dir ein Denkmal ſteht im Bayerlande,
So manchen edlen Geiſtes dauernd Glück!
Nicht wir allein ſind's, die Du hoch beglückteſt,
Dir lebt in weiten Gauen manches Herz,
Das Du dem Irrweg ſegensmild entrückteſt,
Das Du verklärend hobeſt himmelwärts.

Dir dankt der junge Prieſter am Altare,
Den Du zuerſt mit heil'gem Ernſt gerührt,
Dich preist der Jüngling, der das Recht, das Wahre
Erkannte treu von Deiner Hand geführt,
Und wonnevoll in dichteriſchen Träumen
Erfüllt Dein Bild wohl heimlich manche Bruſt,
Und Phantaſie erhebts zu Sternenräumen,
Und opfert ihm in ſel'ger Ahnungsluſt.

Als Vorbild ſtrahlte uns Dein edles Leben
Voll Menſchenliebe, Größe, Sohnestreu,
Und keinen Lohn begehrte Dein Beſtreben,
Als daß um Dich her Alles glücklich ſey.
Der Himmelslohn, er iſt Dein eigen worden;
Du ſteheſt ſegnend auf der Menſchheit Höh'n,
Dich grüßen Dank und Liebe aller Orten,
Und trauernd ſehen Dich die Freunde geh'n.

Wir möchten uns ein ſtill Gedächtniß gründen
In Deiner Huld, erlaub' es unſerm Schmerz,
Und laß' uns deutſam dieſe Kette winden
Dir um das beſte, liebevollſte Herz!

Wie hier ſich enge Glied an Glied verſchlingen,
So reihen innig Deine Treuen ſich,
Und die in Liebe feſtverbund'nen ringen
Sich rein und treu, wie ächtes Gold um Dich.

Du zieheſt fort! — o, wär' es uns vergönnet
Mit Dir zu zieh'n in's ferne ſchöne Land!
Doch Du biſt glücklich, und es küßt verſöhnet
Der Mund der Trauernden des Schickſals Hand,
Und freudig lächeln wir durch Wonnethränen,
Und aus bewegter Seele rufen wir:
Du biſt nun froh, Dein Glück war unſer Sehnen,
Leb' wohl, leb' wohl, die Liebe zieht mit Dir!

D.

Ein Amerikaner in Konſtantinopel.

(Fortſetzung.)

Seidenhändler.

Wir verließen den Sklavenmarkt. Mein Freund wollte ſich ein Stück Seidenzeug von Bruſſa zum Schlafrock kaufen und führte mich nach einem andern Bazar, deſſen Eingang durch eine niedrige, innen mit einem Vorhange bedeckte Thür gebildet wurde. Man gelangte durch dieſelbe in eine weite mit ſchönen indiſchen Binſenmatten austapezierte Gallerie, welche von oben bis unten mit Seidenzeugen angefüllt war, alle in dünnes, orientaliſches Atlaspapier gewickelt. Ehe der alte armeniſche Kaufmann ein Stück herunterlangte, wurde uns Kaffee gereicht. Da man, ohne unhöflich zu ſeyn, den Kaffee nicht ausſchlagen kann, der im Orient bei jeder Gelegenheit angeboten wird, ſo iſt's recht gut, daß er vortrefflich iſt und die Taſſen nicht größer als eine welſche Nußſchaale. Ein niedliches Kind nahm das Tabulet fort, und alsbald ſetzte der Kaufmann den Kalpack auf ſeinem geſchorenen Kopfe feſt und begann ſeine Stoffe auszubreiten. Bald verſchwand der Boden unter den koſtbarſten Geweben. Da gab es Gold- und Purpurſtoffe einer Königin würdig, in reichen und unglaublich mannichfaltigen Muſtern; leichte Zeuge wie Gaze mit Seidenblumen durchwirkt. Alle Blumen, welche die Botanik aufweiſen kann, antike und moderne Verzierungen, ſind in dieſen Stickereien und Webereien mit idealer Vollendung wiedergegeben. Ich legte die Hand auf einen blau und ſilbern gemuſterten Stoff, der mir der ſchönſte ſchien, und mit geſchloſſenen Augen, wie einer, der ſich in einen Brunnen ſtürzen will, in Gedanken meine Baarſchaft berechnend, fragte ich nach dem Preiſe. Es war eine Kleinigkeit! Glückliches Land! Wenn man an den Propheten glaubt, kann man für fünfhundert Piaſter eine ſchöne cirkaſſiſche Sklavin und den Schlafrock eines Kaiſers für fünfzehn haben. Der Armenier legte die Hand auf die Bruſt und dankte uns, als habe er ein gutes Geſchäft gemacht; der Knabe, welcher uns den Kaffee gereicht hatte, ſchien entzückt über einen Sous, den wir ihm gaben.

Beſtrafung der Ehebrecherinnen.

Während ich mich in Konſtantinopel aufhielt, wurde auch eine Frau in einen Sack genäht und in den Bosporus geworfen.

Digitized by Google

Ich ſelbſt habe es nicht geſehen, weil ich gerade am ſelben Tage die Kaufläden durchſuchte, aber ein Offizier der Fregatte, welcher Augenzeuge dieſer traurigen Hinrichtung geweſen iſt, hat mir erzählt, daß die Frau höchſtens dreiundzwanzig Jahre alt und ausgezeichnet ſchön geweſen ſey. Sie ſchien ruhig und in ihr Schickſal ergeben, ein ſchwaches nervöſes Schlucken aber verrieth, daß ſie viel geweint hatte. Zwei Soldaten hatten ſie in ihrer gewöhnlichen Kleidung ohne Schleier hinaustransportirt, eine Barke führte ſie an den Eingang der Bucht, dort wurde ſie, ohne Widerſtand zu leiſten, in den verhängnißvollen Sack genäht und ins Waſſer geworfen. Die Menge, welche ihr bis ans Ufer gefolgt war, konnte von da aus deutlich den Körper ins Waſſer fallen hören.

Man ſchaudert bei dem Gedanken an dieſe ſummariſchen Hinrichtungen, wenn man bedenkt, daß das arme Schlachtopfer von ſeinem Gatten oder Herrn auf den geringſten Verdacht hin vor den Richter geſchleppt und unmittelbar von dieſem zu der ſchrecklichen Hinrichtung abgeführt wird. Der Richter verlangt keine Beweiſe, die Ausſage des Mannes oder Herrn genügt, zumal wenn die Anklage Grund zu dem Verdachte giebt, daß die Frau ein Verſtändniß mit Chriſten angeknüpft habe. Vor einigen Jahren fanden die Bewohner von Arnaut Kieu eines Morgens die Leichen einer jungen türkiſchen Frau und eines jungen Griechen an einem Fenſterladen aufgehängt. Die jungen Leute waren bei Tagesanbruch ergriffen und binnen einer Stunde verurtheilt und hingerichtet worden. Man erzählt noch, daß ſie großen Muth bewieſen, ſich vor dem Richter umarmt und ihre Liebe öffentlich bekannt haben.

Es vergeht keine Woche, ohne daß Konſtantinopel ein ſolches trauriges Schauſpiel ſähe. Die türkiſchen Frauen ſind aber auch noch koketter als die europäiſchen, und die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihnen gefällt, vorausgeſetzt, daß ſie ſich in den Schleier hüllen, der aber ſelbſt noch ein Mittel zur Intrigue gewährt, begünſtigt ungemein die Anknüpfung von Verhältniſſen, die häufig ein ſo trauriges Ende nehmen. Dazu iſt der Grieche, der gewöhnliche Mitſchuldige, dem Türken an Bildung und Schönheit bei weitem überlegen, und die Europäer, welche nach dem Orient kommen, verfolgen dieſe verbotenen romantiſchen Abenteuer mit einer Kühnheit und einem Leichtſinn, welche alle jene ſchrecklichen Beiſpiele verachten.

Sonderbarer Leichenzug.

In Folge einer Exkurſion befand ich mich vor einigen Tagen außerhalb der dreifachen Mauer Konſtantinopels. In keinem Lande der Welt kenne ich ſo ſchöne Ruinen; die zweihundertundfünfzig Thürme, welche ſich über die Mauer erheben, ſehen aus wie eine Bande betrunkener Leute, die ſich zum Ringeltanz bei den Händen faſſen. Die Mauern ſelbſt ſind mit prächtiger Vegetation bekleidet, dicke Bäume haben ihre Wurzeln in alle Spalten gezwängt, ein dichter Teppich von Epheu umkränzt die Zinnen.

Am Thore von Adrianopel begegneten uns vier ganz betrunkene Leute, welche laut lachend auf ihren Schultern einen Todten in einem Sarge trugen. Der arme Leichnam inwendig mußte ſolche Luftſprünge verſuchen, daß man die Glieder gegen die Bretter klappen hörte. Der Todtengräber, welcher von der ganzen Geſellſchaft allein noch ſeiner fünf Sinne mächtig zu ſeyn ſchien, hinkte mit Karſt und Spaten hinter den Trägern her. Als die vier Leute am Kirchhofe angekommen waren, ſetzten oder vielmehr warfen ſie den Sarg zur Erde und liefen lachend und geſtikulirend davon, wie Schulknaben, die eben einen guten Streich ausgeführt haben. Der Todtengräber deckte den Sarg auf, um Alles darin wieder in Ordnung zu legen, und ſetzte ſich dann nieder, um Athem zu ſchöpfen, ehe er die letzte unter allen menſchlichen Ceremonien begann.

Später habe ich erfahren, daß der Koran allen denen eine beſondere Belohnung verheißt, welche einen Todten vierzig Schritte weit nach ſeiner Ruheſtätte tragen; deßhalb werden die Armen von freiwilligen Trägern auf den Kirchhof gebracht. Aber dieſe Träger halten ſo genau auf die vorgeſchriebenen vierzig Schritte, daß ſie ſich von dem erſten beſten ablöſen laſſen, der ihnen nach berichtigter Rechnung unterweges aufſtößt. Finden ſie Niemanden, ſo laſſen ſie auch wohl den Leichnam auf dem Wege ſtehen und gehen weiter, zufrieden, ein frommes Werk vollbracht zu haben.

Der Todte, welcher eben in ſo wunderlicher Weiſe ſeine letzte Reiſe gemacht hatte, war ein Türke von etwa vierzig Jahren. Er hatte weder Leichentuch noch Sterbekleid, ſondern lag in ſeinen Pantoffeln, ſeinem Turban und ſeinem Schlafrocke, als wollte er ein Mittagsſchläfchen halten. Nur ein Bouquet auf der Bruſt verrieth, daß man ihn aus einer beſonderen Veranlaſſung gekleidet habe. Wir hatten nicht Zeit, das Ende der Ceremonie abzuwarten, das heißt, zu ſehen, wie der Todte zwei Fuß tief in die Erde gelegt wird, das Geſicht nach dem Grabe des Propheten gewendet.

Die entfernteren Stadttheile.

Wir kehrten durch das Thor von Adrianopel nach Konſtantinopel zurück, aber obgleich wir uns in einer der volkreichſten Städte Europa's befanden, iſt mir nie ein Spaziergang verlaſſener vorgekommen, als der Weg quer über dieſe Hauptſtadt. Kaum begegneten wir in jeder Straße einem Menſchen. Das abſolute Stillſchweigen und das todte Aeußere der türkiſchen Häuſer mit ihren hermetiſch verſchloſſenen Fenſtern gaben dieſem Theile der Stadt das Anſehen eines eben von der Peſt verheerten Bezirkes. In Konſtantinopel drängt ſich die Bevölkerung um die Märkte und Häfen. In denjenigen Theilen, welche der Handel nicht belebt, befinden ſich die Bewohner in Gemächern, welche ihr Licht aus inneren Höfen erhalten, oder verbergen ſich hinter ihre ſtets geſchloſſenen Jalouſieen.

Wir kamen bei dem Eski-Serai vorüber, einem Pallaſte, wo die Frauen der verſtorbenen Sultane eine keuſche und traurige Wittwenſchaft in einer ſtrengen Einſamkeit verleben, erreichten darauf den Kerzenmarkt, und eine Barke brachte uns nach dem Argentopolis der Alten, der Silberſtadt Galata.

Sommer-Pallaſt zu Beglerbeg.

Die Kanonen der im Bosporus vor Anker liegenden türkiſchen Flotte hatten vor einigen Tagen verkündet, daß der Sultan ſeinen Sommer-Pallaſt verlaſſen habe und ſich nach dem Winter-Pallaſte begebe. Der amerikaniſche Admiral erhielt durch einen Ferman die Erlaubniß, das jetzt leerſtehende Palais zu Beglerbeg zu beſuchen. Wir begaben uns dahin mit einigen Engländern, welche an dieſer ſeltenen Gunſt Theil nehmen durften. Unterweges ſahen wir den Theil des Eski-Serai, wo die verlaſſene und korpulente Wittwe des Sultans Selim ſeit mehr als dreißig Jahren an ihrem Schmerze und ihren Thränen zehrt.

Die Türken nennen die Wittwe Selims die Sultanin ohne Knochen, und ſie iſt, wie man verſichert, das Ideal weiblicher Schönheit nach orientaliſchem Geſchmack. Die galanten Komplimente eines engliſchen Dichters, der, von einer Dame redend, ſeine Verwunderung ausdrückte, daß Gott mit ſo viel Sorgfalt eine ſo feine und ſchlanke Taille gebaut und ſo viel Vollkommenheiten in ein ſo zartes und niedliches Weſen gelegt habe, wären, an eine türkiſche Dame gerichtet, eine Grobheit erſter Klaſſe. Dicht neben dieſer verlaſſenen Hoheit wohnt ein ehrwürdiger Türke, der früher Geſandter der hohen Pforte in England war. Wie es ſcheint, fand ihn der Mufti bei ſeiner Rückkehr etwas zu aufgeklärt für einen wahren Gläubigen und bewirkte ſeine Entlaſſung. Der Exdiplomat verlebt ſeine Tage, auf ein Polſter gekauert, in Betrachtungen vor einer an der Wand aufgehängten Landkarte.

An dem bronzenen Thore des Pallaſtes zu Beglerbeg empfing uns Hamik Paſcha, dem der Sultan aufgetragen hatte, dem amerikaniſchen Geſandten den Pallaſt zu zeigen. Hamik Paſcha iſt ein ſchöner Mann von feinem Benehmen. Er hat diplomatiſche Stellungen in England und Frankreich bekleidet. Eine Seitenthür führte uns unmittelbar nach der großen Gallerie des Parterre-Geſchoſſes, welche von den hinter dem Palais gelegenen Gärten nur

Digitized by Google

durch vier Marmorſäulen und einen ſchweren Vorhang getrennt iſt. Eine hölzerne, ziemlich fein gearbeitete Treppe führt nach den oberen Stockwerken. In jedem Stockwerke findet man eine lange Flucht geräumiger Gemächer in franzöſiſchem Styl. Man könnte ſich faſt in ein großes Pariſer Hotel verſetzt glauben. An Möbeln enthielten dieſe Gemächer nur Ottomanen und eine unendliche Menge franzöſiſcher Spieluhren, welche zu dreien oder vieren auf jedes Zimmer vertheilt, uns zu Ehren alle zugleich ſpielten; das gab eine prächtige Harmonie!

Das Harem war verſchloſſen. Der gefällige Paſcha drückte uns ſein Bedauern aus, uns die Pforten deſſelben nicht öffnen zu können. Wir wendeten uns alſo nach den terraſſenförmigen Gärten, welche ſich amphitheatraliſch bis zu einem kleinen, in ziemlich ſchlechtem Geſchmack erbauten Tempel erheben und mit einer ſehr ſchönen Orangerie endigen. Nachdem wir noch einen reich bevölkerten Federviehhof beſucht hatten, nahmen wir Abſchied von unſerem gefälligen Cicerone. Wenn der Marzipan-Pallaſt, den der Sultan in Europa beſitzt, nicht beſſer iſt, als ſein aſiatiſcher, ſo wohnen viele amerikaniſche Spezereihändler beſſer als der Beherrſcher des ottomaniſchen Reiches. Aber ich habe das alte Seral nicht geſehen und vermuthe, daß der von dem Vater Abdul Medſchid's gegen den ärmlichen Luxus des modernen Europa's vertauſchte orientaliſche Glanz ſich in dieſes unzugängliche Heiligthum gerettet hat.

Die Smala Abd-el-Kaders.

Das Wort Smala, beſſer Zamalat oder Z'malah, bedeutet das, was bei uns: Haus im figürlichen Sinne, nämlich die Familie und Angehörigen; bei einem Emir, wie Abd-el-Kader, entſpricht es unſerem: Hof, von dem hohen und niederen Perſonal, welches die Umgebung eines Fürſten ausmacht, geſagt. Die Gefangennahme dieſes Hofes des Abd-el-Kader durch den königlichen Jüngling am 16. Mai iſt ein großes Ereigniß für die Zuſtände Nord-Afrika's und für die Verhältniſſe des Islam überhaupt. Hätten die Araber noch eine Literatur, hätten ſie noch einen glänzenden Mittelpunkt, wie das einſtige Bagdad, ſo hätte gewiß der adlerſchnelle Ueberfall des tapfern Prinzen und ſein glücklicher Erfolg der Sammlung der Tauſend und Einen Nacht ein liebliches Mährchen mehr angereiht, worin ein ungläubiger Prinz, durch Zauberei und böſe Geiſter unterſtützt, durch die Luft fliegt und die Prinzen und Prinzeſſinnen des großen Sultan der Gläubigen entführt. Aber die Araber haben keine Literatur, keine Wiſſenſchaft und keine Kunſt mehr, deßhalb ſind ſie nicht bloß unfähig, die Begebenheiten nach geſchehener That darzuſtellen, ſondern auch unfähig, Thaten zum Vortheil ihrer Länder und Nationalitäten hervorzurufen und zu vollführen. Warum bricht im Oſten und Weſten das ehemals ſo gefürchtete und mächtige Reich des Islams ſo ſchmachvoll, ſo gedemüthigt zuſammen? Weil die Zeit der rohen Gewalt großer Maſſen, die nicht vom Geiſte der Wiſſenſchaft und Kunſt geleitet werden, vorüber, unwiederbringlich verloren iſt! Selbſt der ſonſt ſo mächtige Impuls des Aberglaubens ſchützt Araber, Türken, Chineſen und Afghanen nicht mehr vor einer Hand voll Europäer, welche die ihr von Gott anvertrauten Geheimniſſe der Natur wiſſenſchaftlich erforſcht und benutzt. So kam es, daß derjenige Abd-el-Kader, welcher vom glühenden Aberglauben der Araber zum Sultan erhoben worden, der viele alte und neue Städte die ſeinigen nannte, jetzt dieſelben Araber als die feurigſten Mitkämpfer der Franzoſen und als ihre Führer ſehen muß und alſo derſelbe Beherrſcher zahlreicher Länder und Städte jetzt ſeine Familien und ſeinen Hof in den Zelten in der Wüſte herumführen mußte, wie die Scheiks und Emire in der Bibel; und ſo kam es endlich dahin, daß 500 ermattete Reiter, von einem dem Knabenalter kaum entwachſenen Jünglinge angeführt, jene Smala wegnahmen, wie man die Jungen eines wilden Thieres wegnimmt, obgleich gegen die 500 Angreifer 5000 Vertheidiger da waren. Abd-el-Kader war glücklicher als Darius bei Iſſus, er hat ſeine Mutter und ſeine Frau (nicht Schweſter, wie die Zeitungen fälſchlich berichten) gerettet; allein das hält ſeinen Sturz nicht auf. Die vielen vornehmen Häuptlinge mit ihren Frauen und Kindern, welche in Gefangenſchaft gerathen ſind, zwingen ihn jetzt zur Entſagung aller ferneren Pläne, während die Vernichtung ſeines Reichthums ihm das Aufbringen neuer Widerſtandsmittel unmöglich macht. Wenn man im Intereſſe der fortſchreitenden Civiliſation dieſen Schlag mit freudiger Theilnahme geleſen hat, ſo muß man andererſeits auch die Vorſehung preiſen, daß ſie dem greiſen Erhalter des Weltfriedens durch das Glück, mit dem ſie die heldenmüthige Unternehmung ſeines Sohnes krönte, einen neuen Troſt nach großem Unglücke ſchenkte.

Pariſer Tags-Neuigkeiten.

Ein guter Spaß kam neulich bei dem hieſigen Zuchtpolizeigerichte vor; ein Gamin hatte es ſich zum Geſchäft gemacht, täglich an der Kavallerie-Kaſerne am Quai d'Orſay Poſto zu faſſen und den hinaus- oder hineingehenden Pferden immer Haare aus dem Schweife zu reißen, aus denen er dann Angelſchnüre fabrizirte. Mehrmals fruchtlos verjagt oder gewarnt, wurde er endlich verhaftet und den Gerichten übergeben; das Vergehen war conſtatirt, aber im ganzen Geſetzbuche fand ſich kein darauf anwendbarer Artikel; der Geſetzgeber hat das Haarausreißen aus Pferdeſchweifen nicht vorher geſehen. Nach langer, fruchtloſer Berathung der drei Richter entſchied endlich der Staatsanwalt die Frage dahin, daß zur Beſtimmung der Strafe der Paragraph der „Verſtümmelung öffentlicher Monumente“ zum Grunde gelegt wurde.

Einer der hieſigen Lebemänner, der eben keinen Ueberfluß an Geld, aber auch keinen Mangel an Schulden hat, gerieth nach einer durchſchwärmten Nacht auf den Gedanken, ein reſtaurirendes Bad zu nehmen; um 7 Uhr Morgens erſchien er alſo in den bains chinois, ließ ſich ein Bad bereiten und ſtieg wohlgemuth hinein. Aber in der ſtillen Ruhe des Bades fiel ihm plötzlich ein, daß er in der Nacht all ſein Geld im Ecarté verſpielt und auch nicht einen Sou mehr habe. Was war zu thun? das Bad mußte bezahlt werden; er läutet, der Badediener erſcheint, bringt ihm auf ſeinen Wunſch Papier und Bleiſtift, und nun ſchreibt er in der Badewanne folgendes Billet an einen Freund: „Lieber Freund! Seit zwei Stunden ſchon bin ich in einer Badewanne gepfändet; wenn Du nicht Jemanden herſchickſt, der mein Bad bezahlt, ſo werde ich ein Fiſch, ich fühle ſchon, wie ſich Muſcheln und Korallen auf meinem Rücken anſetzen.“ Ein Kommiſſionär wird mit dem Zettel fortgeſchickt; allein es vergehen zwei Stunden, ohne daß dieſer zurückkommt; die Thüre des Badezimmers bleibt indeſſen geſchloſſen; der Badediener, der einen Selbſtmord wittert, rapportirt dies ſeinem Herrn, der Herr klopfe an die Thüre, keine Antwort, man erbricht in dem Augenblicke, wo der Kommiſſionär mit der Antwort zurückkommt, die Thüre, und findet nun unſern Lebemann in der Badewanne — eingeſchlafen. Das Geld aus dem Antwortſchreiben nehmen, zahlen, ſich anziehen und fortgehen war das Werk des nächſten Augenblicks.

Alexander Dumas, deſſen braunes Geſicht und ſchwarzer Krauskopf die afrikaniſche Abkunft ſeines Vaters, des wackern Revolutions-Generals Dumas, verräth, wurde neulich von einem Zudringlichen gefragt: Um Vergebung, aber Ihrem Aeußern nach zu urtheilen, war Ihr Vater? „Creole!“ entgegnete Dumas. Und Ihr Großvater? „Neger!“ und Ihr Urgroßvater? „Affe!“ O! entgegnete erſtaunt der Frager, das iſt ſtark! Der Frager wird jetzt ſeinerſeits überall, wo er ſich zeigt, mit der Frage beſtürmt: Haben Sie Alexander Dumas' Urgroßvater gekannt?

Pot-Pourri.

Symbolik der Edelſteine.

Unter mehreren Völkern exiſtirt der poetiſche Aberglaube, daß

Digitized by Google

jeder Monat im Jahre dem Einfluſſe eines koſtbaren Steines, und jede Perſon dem Einfluſſe des Monats, in welchem ſie geboren, unterworfen ſey. So iſt die Sitte entſtanden, daß ſich Freunde, Verwandte und beſonders Verlobte gegenſeitig an Geburtstagen mit dergleichen bedeutſamen Steinen zu beſchenken pflegen, und man ſagt, daß die Wünſche, welche das Geſchenk begleiten, dann das Orakel eines ſolchen Talismans um ſo eher in Erfüllung gehen laſſen. Unſere Leſerinnen werden es nicht ungern ſehen, wenn wir ſie mit der Bedeutung der einzelnen Steine bekannt machen.

1) Januar, der Granat oder Hyacinth bedeutet feſte und unter allen Umſtänden des Lebens unverletzliche Redlichkeit und Treue.

2) Februar: der Amethiſt, ſchützt vor heftigen Leidenſchaften und bewahrt die Ruhe des Herzens.

3) März: der Blut-Jaspis, iſt ein Emblem des Muthes in Gefahr und der Ausdauer in ſchwierigen Unternehmungen.

4) April: der Diamant oder der Saphir, deutet auf Unſchuld und Reinheit der Seele, oder auf Reue nach einem begangenen Fehltritt.

5) Mai: der Smaragd, bezeichnet glückliche Liebe.

6) Juni: der Achat, verſpricht eine unverletzbare Geſundheit.

7) Juli: der Carneol, iſt das Symbol glücklicher Vergeſſenheit von Schmerzen, die uns von geliebten Perſonen bereitet worden ſind.

8) Auguſt: der Sardonix, verkündigt ein dauerhaftes Glück.

9) September: der Chryſolith, ſchützt gegen thörichte Handlungen und unüberlegte Schritte.

10) Oktober: der Opal, iſt das Bild einer Seele, die im Unglück nicht verzagt.

11) November: der Topas, iſt das Symbol beſtändiger Freundſchaft.

12) December: der Türkis oder Malachit, verſpricht die Erfüllung der theuerſten Hoffnungen.

Das Chriſtenthum

beſteht 19 Jahrhunderte, und es leben in Europa unter 244 Millionen Bewohnern, 9 Mill. Juden, Türken, Zigeuner ꝛc., in Aſien unter 680 Mill. kaum 1, in Afrika unter 110 Mill. etwa 4, in Amerika unter 54 Mill. etwa 36 Mill. Chriſten. Rechnet man alſo nur 1000 Mill. Einwohner auf die Erde, ſo finden ſich darunter 280 Mill., d. h. etwa $^2/_7$ Chriſten.

Wer iſt ein ächter Jude?

Im „Frankfurter Journal“ wurde kürzlich die Behauptung aufgeſtellt, daß der Jude nur durch die Beſchneidung ins Judenthum eintrete und ohne dieſelbe kein Jude ſey. Dieſe Behauptung zeugt von großer Unkenntniß des Judenthums. 1) Die Beſchneidung iſt kein moſaiſches Gebot, ſondern nach 1. M. C. 17. ein abrahamitiſches, das ſich keineswegs blos auf die Iſraeliten, ſondern auf die Nachkommen Abrahams, auf Araber u. a. erſtreckt. Durch die Beſchneidung wird man alſo in keinem Falle Iſraelite, und kann auch ein Nachkomme Iſraels ein Araber, ein Midianiter ꝛc. ſeyn. 2) Während im Pentateuch jedes moſaiſche Ceremonialgebot mehreremal vorkommt, und im 5. Buche alle Geſetze wiederholt werden, kommt das Gebot der Beſchneidung gar nicht vor. Es gehört weder zu den zehn Grundgeboten, noch wird ſeiner in den Theilen des Pentateuch, wo das Ceremonialgeſetz weitläufig dargeſtellt wird, erwähnt. Nur an einer ganz fremdartigen und unpaſſenden Stelle (3. M. 12, 3.) ſind einige auf daſſelbe ſich beziehende Worte eingeſchoben, die aber kein Gebot ausdrücken, ſondern, richtig überſetzt, nichts Anderes heißen können, als: am achten Tage erfolgt (dem Herkommen nach) die Beſchneidung. 3) Moſes ſelbſt hat, laut 2 M. C. 4, ſeine Söhne nicht beſchneiden laſſen. 4) Sämtliche während des 40jährigen Zuges durch die Wüſte Geborene waren, nach Joſ. 5., nicht beſchnitten worden. 5) Wodurch treten denn die Töchter in das Judenthum ein? Die Wahrheit iſt, daß, nach den Prinzipien des moſaiſchen Glaubens, die Geburt zum Juden macht und daß der von jüdiſchen Eltern Erzeugte zur jüdiſchen Religionsgeſellſchaft gehört, ſelbſt wenn er kein einziges Ceremonialgebot beobachten ſollte, ſo lange er nicht die Grundlehre von einem einzigen Gotte und die Offenbarung läugnet.

Die Eiſenbahnen Deutſchlands.

Auf den deutſchen Eiſenbahnen befinden ſich mehr als 245 Locomotiven, wovon aus deutſchen Maſchinenbauanſtalten 38, aus engliſchen 166, aus belgiſchen 12, aus nordamerikaniſchen 29. — Von den Eiſenbahnen unſeres Vaterlandes hat der Bau und die Einrichtung durchſchnittlich gekoſtet pro deutſche Meile Länge: bei 1 zwiſchen 900,000 und 800,000 Rthlr., 1 zwiſchen 700,000 und 600.000 Rthlr., 2 zwiſchen 600,000 und 500,000 Rthlr., 7 zwiſchen 400,000 u. 300,000 Rthlr., 14 zwiſchen 300,000 und 200,000 Rthlr., 8 zwiſchen 200,000 und 150,000 Rthlr., 2 zwiſchen 150,000 und 100,000 Rthlr., 1 zwiſchen 100,000 und 50,000 Rthlr., 1 unter 50,000 Rthlr. — Die Terrainpreiſe ſchwanken im allgemeinen Durchſchnitt zwiſchen 186 und 510 Rthlr. für den Morgen; die Durchſchnittskoſten der Erdarbeiten für die preußiſche Schachtruthe zwiſchen 6 und 105 Sgr.; die Unterhaltungs- und Betriebskoſten verzehren zwiſchen 75 und 45 pCt. der Bruttoeinnahme. — Die bis jetzt eröffneten 19 deutſchen Eiſenbahnen legen, nach ihren Fahrplänen, regelmäßig jährlich 444,606 Meilen zurück; die geſamte Frequenz war 1841: 4,993,501 Perſonen, 1842: 6,967,047 Perſonen. Die für 1842 vertheilte Dividende ſchwankt zwiſchen $2^1/_2$ und 15 pCt.; der niedrigſte Cours war im Januar d. J. 64 für 100, der höchſte Cours der Aktien 318 für 100. Deutſchland beſitzt an vollendeten und im Bau begriffenen Eiſenbahnen $340_{,62}$ deutſche Meilen, welche 112,564,000 Rthlr. gekoſtet haben; noch nicht begonnen, jedoch geſichert ſind 554 Meilen, welche wahrſcheinlich 135,877,000 Rthlr. koſten werden.

Ein aufmerkſamer Zeitungsleſer.

„Ach, guten Abend, Herr P.,“ rief neulich Herr Z., ehemaliger Senator der freien Reichsſtadt K., in politicis ſonſt nicht unbewandert, „aber die Nachrichten, nicht wahr! jetzt haben wir halt einen Krieg vor der Thüre.“ — Die Nachricht iſt mir ganz neu, entgegnete P., zwiſchen wem denn? — „Zwiſchen Großbritanien und Neapel,“ entgegnete Jener haſtig, „ſollten Sie das nicht geleſen haben, und ſind alle Zeitungen voll davon.“ — Obgleich bemerkt wurde, daß die Schwefelfrage längſt gelöst ſey, beſtand er doch darauf, er habe es aus der beſten Zeitung, die er gerade verſchlungen habe. — Da klärte ſich bald auf: er hatte nemlich Neapel für Repeal geleſen.

Der Pariſer Hundemarkt.

Eine der Sehenswürdigkeiten von Paris iſt der Hundemarkt, welcher in der rue Lobineau abgehalten wird. Man findet dort die vollſtändigſte Sammlung aller zum Hundegeſchlechte gehörigen Arten; da gibt es Neufundländer, Windſpiele, Bullenbeißer, Pudel, Jagdhunde, Leithunde, Dachshunde, Pintſcher, Spitze-Kings Charles, Bologneſer, Schäfer-, Fleiſcher- und Damen-Schooßhunde, kurz, was nur ein Hundeliebhaber ſucht, findet er da.

Ein ächter Diplomat

ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, muß ſeyn kalt wie Eis, hart wie Stein, glatt wie ein Aal, neugierig wie ein Zeitungsſchreiber, ſtumm wie ein Fiſch, mißtrauiſch wie ein Geizhals, klug wie eine Schlange, beweglich wie ein Wetterhahn, liſtig wie ein Fuchs und herzlos wie ein alter Gefangenwärter.

Die theure Zeit.

Ein Schuhmachergeſelle huſtete bei Tiſch gewaltig. „Was iſt Ihm denn?“ rief der Meiſter. „Mir iſt etwas in den unrechten Schlund gekommen,“ antwortete der Geſelle. — „Das ginge mir noch ab,“ erwiederte der Meiſter, „einen Kerl mit zwei Schlünden kann ich bei der jetzigen Theuerung nicht brauchen.“

Digitized by Google

Nro. 30.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Drei Tage in Warſchau. — Die Toilette. — Ein politiſcher Viſionär. — Pot-Pourri.

Drei Tage in Warſchau.

Erzählung von W. Schultze.

Wir ſaßen Beide auf einer Moosbank am Rande des kleinen Eichwaldes, der ſich von dem reizend gelegenen Seebade Zoppot bei Danzig wohl eine Viertelſtunde weit hart an der Seeküſte fortzieht. „Nun ſage mir endlich, lieber W..," nahm ich das Wort, „von wannen kommſt Du, Du nie ermüdender Touriſt! und wohin zieht es Dich wieder? Doch nicht etwa gen Oſten, wie damals, es ſind jetzt gerade zwölf Jahre, als wir in Berlin von einander ſchieden und Du von Deinen Freunden begleitet zum Frankfurter Thore hinauszogſt, dorthin, wo bald darauf ein muthiges Volk in blutigem Todeskampfe den letzten Seufzer aushauchte?" — „Nein, o nein! dorthin will ich jetzt nicht," verſicherte der Freund; „was ſollte ich in dem unglücklichen Polen auch wohl, wo mich, außer dem Volke in ſeiner Geſamtheit, Niemand mehr intereſſirt? Vor zwölf Jahren, ja, da war es anders! Er ſchwieg, und ein Schatten des Unmuths flog über ſein Geſicht, als wenn trübe Erinnerungen in ihm aufſtiegen. „Du deuteteſt in Deinen Briefen oftmals auf jene denkwürdigen Tage," begann ich wieder, „die Du zu jener Zeit in Warſchau verlebteſt, ſchriebſt, Du wolleſt mir mündlich Näheres mittheilen, wenn wir uns wiederſähen; aber Du kamſt nicht, bis ich Dich endlich heute hier in Zoppot finde und ſo einen glücklichen Tag in meinem Leben mehr zähle." — „So laß uns den glücklichen Tag nicht durch die Erinnerung an jene drei Unglückstage trüben, die ich einſt in Warſchau verlebte," ſagte der Freund; „doch wer weiß," ſetzte er nach einigem Beſinnen hinzu, „ob der Wind nicht bald umſetzt und ich an Bord muß! Es mag alſo darum ſeyn; ich will Deinen Wunſch erfüllen und dadurch zugleich meines Verſprechens mich entledigen, zumal da Zeit und Ort zu traulicher Mittheilung auffordern.

„Du kennſt bereits die etwas romantiſche Entſtehungsweiſe jenes Freundſchaftsbandes, das ſeit Jahren meine Familie mit der des Grafen Dolinski, die bis zum Ausbruche der letzten Inſurrektion in Warſchau lebte, vereint. Von einer Reiſe nach dem Rheine im Jahre 1830 zurückgekehrt, fand ich zu Hauſe höchſt einladende Aufforderungen nach Petersburg zu kommen, denen ich um ſo lieber zu folgen bereit war, als ich bei dieſer Gelegenheit zugleich einen Beſuch in Warſchau machen zu können hoffen durfte. Es kam mir ja auch nicht entfernt in den Sinn, dem hier und da auftauchenden Gerüchte Glauben beizumeſſen, Polen gehe einer blutigen Kataſtrophe entgegen und gleiche einem Vulkane, der auszubrechen und ſeine verheerende Lava vielleicht über ganz Europa auszuſchütten drohe. Ich lachte über alle Warnungen und fuhr am 27. November Mittags von Wola her, auf deſſen Brachfelde in früherer Zeit Polens Könige gewählt wurden, durch lauter Gärten wohlgemuth in Warſchau ein. Im „Goldenen Löwen" ſtieg ich ab, entledigte mich meiner Reiſekleider und eilte dann zum Hotel des Grafen Dolinski, das auf der Nowy Swiat (Neuen Welt), einer prächtigen Straße, oder vielmehr einer Vorſtadt Warſchau's liegt. Mein Empfang in dem Hauſe war der freundlichſte, der ſich denken läßt; der Graf umarmte mich, als ſey ich ſein eigener aus der Fremde heimkehrender Sohn, und viel fehlte nicht, ſo wäre auch die Gräfin ſeinem Beiſpiele gefolgt. „Wo iſt aber Graf Ignatz, wo Fräulein Marynka?" fragte ich, nachdem die Begrüßungen und erſten beiderſeitigen Fragen und Antworten vorüber waren. — „Sie ſind beide in Warſchau, und hoffentlich werden Sie ſie heute noch ſehen," antwortete die Gräfin; „Marynka hat uns wenigſtens einen Beſuch am heutigen Nachmittage verſprochen, und zu Ignatz ſende ich ſogleich, damit er ſich gleichfalls einſtelle." — „Wie?" fragte ich verwundert, „wohnt denn weder Graf Ignatz noch Fräulein Marynka zur Zeit bei Ihnen?" — „Ach, lieber W....." unterbrach die Gräfin raſch meine Frage, „es hat ſich gar Manches in unſeren Familienverhältniſſen geändert, ſeit wir uns das letzte Mal in Ihrer freundlichen Heimath ſahen, und," ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „ich fürchte, es wird ſich binnen Kurzem, binnen wenigen Tagen vielleicht ſchon, noch Manches ändern." — „Gott gebe nur, zum Guten!" fiel der Graf ein. Es entſtand eine kurze Pauſe; dann näherte ſich der Graf ſeiner Gemahlin und ſagte, meine Hand ergreifend: „Erlaube, liebe Frau! daß ich Dir unſeren jungen Freund auf eine Viertelſtunde entführe; ich habe ihm ſo Manches mitzutheilen, was auf jeden Fall beſſer in meinem Kabinette oben geſchieht, als in dem großen Zimmer hier." Wir ſtiegen eine Treppe hinauf und traten in des Grafen Arbeitszimmer; ſorgſam verſchloß er die Thür und begann dann mit leiſerer Stimme: „Ich kann und darf Ihnen nicht verhehlen, daß in die Freude über Ihren ſo lange und ſehnlich erwarteten Beſuch ſich das Gefühl der Angſt und Beſorgniß um Sie miſcht; ja, hätten Sie mir Ihre Ankunft im Voraus gemeldet, ich würde Ihnen, ſo ſchwer mir es auch ſicherlich geworden wäre, dennoch geſchrieben haben, Sie möchten Ihren Beſuch aufſchieben und um des Himmels willen nur jetzt, gerade jetzt nicht nach Warſchau kommen, denn ... wir ſtehen hier am Vorabende einer Revolution, die, allem Anſcheine nach, Ströme von Blut koſten wird." — „Wie!" fuhr ich erſchreckt auf, „alſo iſt's dennoch Wahrheit, was ich auf der Reiſe hieher an manchem Orte hörte, aber als vages Gerücht, als leere Erfindung verlachte? Als ich im vergangenen Sommer im Begriff ſtand, vom Rheine aus Paris zu beſuchen und ſchon vollkommen zur Reiſe dorthin gerüſtet war, hielt mich ein guter Genius zurück, ſo daß ich die Gräuel der blutigen Julitage nicht ſah. Seltſam! vielleicht iſt's mein guter Genius wieder, der mich gerade jetzt zu Ihnen führt, wo ſich ein ähnliches Trauerſpiel entwickelt. Er geleitete mich wohlbehalten zu Ihnen, darum bleibe ich und theile Freude und Leid mit Ihnen!" — „Aber Sie ahnen nicht, junger Freund!" ſagte der Graf, meine Hand ergreifend, „welchen Gefahren Sie vielleicht hier entgegen gehen. Noch iſt es Zeit zur Rückkehr, noch werden Sie ohne Gefahr die preußiſche Gränze wieder erreichen können. Sie ſind unſer und des unglücklichen Polens Freund; laſſen Sie mich erſt Ihrer verſchwiegenen Bruſt des Vaterlandes jetzige Verhältniſſe, ſeine Pläne, ſeine Ausſichten in die Zukunft vertrauen, laſſen Sie mich dann auch von mir und den Meinigen in dieſer kritiſchen Lage reden, und beharren Sie alsdann bei Ihrem eben geäußerten Entſchluſſe, nun, dann ſind Sie uns in Freude und Leid doppelt willkommen. Setzen wir uns und hören Sie!

Digitized by Google

„Schon ſeit längerer Zeit iſt der Boden fremder Herrſchaft in Polen durch geheime Verbindungen untergraben, und jeder ächte Sohn des Vaterlandes, welcher Patriotismus, das Vermächtniß ſeiner Ahnen, im Buſen fühlt, nimmt Theil an dieſer Verbindung. Zwei Plane wurden Anfangs zur Befreiung des in harte Feſſeln geſchmiedeten Landes entworfen. Nach dem erſten ſollten auch die nicht ruſſiſchen Provinzen, welche früher zu Polen gehörten, in den allgemeinen Aufſtand gezogen werden, wodurch es möglich geworden ſeyn würde, ein kampffähiges und muthiges Heer von 180,000 Mann aufzuſtellen. Der andere Plan wollte den Aufſtand nur auf das jetzige Polen und die ruſſiſch-polniſchen Provinzen beſchränkt wiſſen, und mit dieſem, als dem jedenfalls beſſeren, war man endlich allgemein einverſtanden. Schon am verfloſſenen 20. Oktober ſollte — ſo war es längſt beſtimmt — durch eine kühne That das Signal zur allgemeinen Erhebung gegeben werden. Man hatte nämlich berechnet, daß an jenem und an dem ihm vorangehenden Tage das Garde-Regiment der polniſchen Grenadiere den Dienſt haben und alle Poſten beſetzen würde; darum wollten auf der Parade des 20. Oktobers ſich dreißig bis vierzig entſchloſſene junge Männer, mit Piſtolen unter den Mänteln, auf den Großfürſten Conſtantin ſtürzen und ihn in der Mitte der Generale niedermachen, fünfzig Fähnriche aber, ſogleich den Degen ziehend, ſich der ruſſiſchen Generale bemächtigen und die in Schlachtordnung aufgeſtellten Truppen auffordern, ſich für die Freiheit zu erklären und die ruſſiſchen Soldaten zu entwaffnen. Die Ausführung dieſes kühnen Planes unterblieb, weil die ruſſiſche Polizei durch den Verrath eines gewiſſen Petrikowski einige Fäden der Verſchwörung erfaßte und durch eindringliche Vorſtellungen den Großfürſten vermochte, nicht nur die eingeführte Dienſtordnung zu ändern, ſondern auch nur ſelten und zuletzt gar nicht mehr auf der Parade zu erſcheinen. Jetzt hat man nun aus manchen Gründen die allgemeine Schilderhebung bis zur Mitte des nächſten Monats December verſchoben, allein nach den mir jüngſt zugegangenen Nachrichten fürchte ich, dann möchte es überhaupt zu ſpät ſeyn. Es ſind nämlich neue Verhaftungen erfolgt; die Führer der Verſchwörung ſtehen auf dem Punkte, ſämtlich entdeckt und nach einander feſtgenommen zu werden; Preußen und Oeſterreich rüſten, die ruſſiſchen Heere brechen von verſchiedenen Punkten des Kaiſerreichs gegen Polens Gränzen auf; eine allgemeine Entwaffnung ſämtlicher polniſcher Truppen ſteht nahe bevor. Man muß ſich alſo ſogleich — noch in dieſen Tagen entſcheiden: entweder der Zukunft entſagen, oder die polniſche Nationalität proklamiren; letzteres — glauben Sie mir — wird noch vor Ende dieſes Monats geſchehen. So mein Freund, ſieht es jetzt in dem großen Kreiſe rings um uns herum aus; jetzt einige Worte über den beſchränkteren meines Hauſes.

„Die Liebe zu meinem Sohne und zu Marynka und, warum ſollte ich es nicht geſtehen, auch die Liebe zu meinem Vaterlande hält mich und meine Gattin in Warſchau zurück. Bis auf ein kleines Gut bei Wraclawek habe ich meine ſämtlichen Beſitzungen in Polen bereits vor längerer Zeit veräußert und meine Gelder in auswärtigen Fonds angelegt. Obgleich der wärmſte Freund meines unglücklichen Vaterlandes, ſehe ich mich dennoch, ſowol wegen meiner vorgerückten Jahre, als auch beſonders wegen meines verſtümmelten Armes, den, wie Sie wiſſen, in der Schlacht bei Leipzig eine feindliche Kugel traf, völlig außer Stande, der Sache der Freiheit anders als mit meinem Rathe und wenn es nöthig ſeyn ſollte, mit meinem Vermögen zu dienen; ja, meine ganze Habe würde ich mit Freuden zum Opfer bringen, könnte ich dadurch Polen Freiheit und Selbſtſtändigkeit erkaufen. So nun, wie ich denke, denkt und fühlt auch meine Gattin; nur ſieht ſie, und wer könnte das dem beſorgten Mutterherzen verdenken, mit trüberen Ahnungen, als ich, in die Zukunft. Mein Sohn Ignatz widmet ſich ſchon ſeit mehreren Jahren auf der hieſigen Hochſchule der Rechtswiſſenſchaft und glüht, wie Polens geſamte Jugend, für die Sache des Vaterlandes, der Freiheit. Kaum kann er die Stunde erwarten, wo der große, blutige Kampf beginnen wird. Seine nähere Verbindung mit den Profeſſoren Lelewel und Szyrma, auf welche unſere ſtudierende Jugend ihre patriotiſchen Blicke hauptſächlich richtet, iſt Veranlaſſung, daß er von den übrigen Studirenden als Führer und als eine der Hauptperſonen betrachtet wird, welche in dem bevorſtehenden wichtigen Akte eine der vorzüglichſten Rollen zu übernehmen beſtimmt ſind. Meine Gattin und ich haben für ihn gethan, was wir vermochten; wir haben ihn dem Schutze des Höchſten empfohlen und uns jeder beſonderen Einwirkung auf ſein Denken und Handeln in der großen Angelegenheit des Vaterlandes zu enthalten beſchloſſen. — Marynka endlich, die vater- und mutterloſe Waiſe, von uns geliebt, als wäre ſie die eigene Tochter, obgleich ſie nur eine entfernte Verwandte iſt, Marynka, das ſtille ſchüchterne Mädchen, iſt Hoffräulein, Geſellſchafterin, Freundin der Fürſtin von Lowicz, der Gemahlin des Großfürſten Conſtantin, und bewohnt mit derſelben den Pallaſt Belvedere. Schon früher, als ſie noch Gräfin Grudzinska war, hatte die hohe Frau Marynka liebgewonnen. Im vorigen Jahre bat ſie uns, ihr das Mädchen ganz überlaſſen zu wollen, indem ſie gelobte, mit mütterlicher Zärtlichkeit für daſſelbe zu ſorgen, und wir willigten gern ein, da wir den trefflichen Charakter und die hohe Bildung der erlauchten Frau kennen; überdies blieb ja Marynka in unſerer unmittelbaren Nähe, und täglich können wir ſie, wenn wir es wünſchen, bei uns ſehen. Mit unbegränzter Verehrung und Liebe hängt das Mädchen jetzt an der Fürſtin, und ich weiß wahrlich nicht, ob ihre Liebe zu derſelben oder zu Ignatz, dem, wie Sie wiſſen, ſie einſt mit unſerer freudigen Zuſtimmung ihre Hand reichen ſoll, größer ſeyn mag." — „Kennt denn aber Fräulein Marynka", fragte ich, „die der ruſſiſchen Herrſchaft, dem Cäſarewitſch und ſo auch wohl ſeiner Gemahlin drohende Kataſtrophe?" — „Nur zum Theil", erwiederte der Graf, „vielleicht weiß ſie nicht mehr davon, als jeder Bewohner Warſchau's, ſelbſt die Ruſſen nicht ausgenommen. Ihr mehr anzuvertrauen, wäre nicht rathſam geweſen, weil ein einziges unbedachtſames Wort von ihr unberechenbar nachtheilige Folgen hätte haben können; auch ſind wir ihretwegen im Falle eines unvermutheten plötzlichen Ausbruches der Gährung nicht allzuſehr in Sorgen. Die erſte Wuth wird ſich nur gegen den Großfürſten und diejenigen kehren, welche ſich von ihm zu Werkzeugen der Unterdrückung brauchen ließen, und dieſe freilich möchten das Schlimmſte zu befürchten haben. Seine Gemahlin indeß, die eben ſo ſchöne, als ſanfte Fürſtin von Lowicz, welche die Gabe beſitzt und ſie bereitwillig zum Beſten der Unglücklichen ſtets übte, ſeine aufbrauſende und finſtere Gemüthsart zu beſänftigen, wird ſicherlich nebſt ihrer weiblichen Umgebung ungefährdet bleiben. Nun, lieber W..., ſchloß der Graf, kennen Sie unſere Verhältniſſe, unſere Sorgen, unſere Hoffnungen; ſind Sie noch entſchloſſen, bei uns zu bleiben, unſer Schickſal in den kommenden Tagen gewiſſer Maßen zu theilen, wohlan! ſo ſollen Sie uns herzlich willkommen ſeyn." — „Ich will es, Herr Graf!" erwiederte ich und — blieb.

„Laß mich Dir nur kurz mittheilen, mein Freund, daß ich an demſelben Nachmittage Graf Ignatz und Marynka wiederſah und, wie ich es nicht anders erwarten durfte, mit der herzlichſten Theilnahme und Freundſchaft von ihnen begrüßt wurde; daß ich am Abende im Dolinski'ſchen Hauſe die Bekanntſchaft des Profeſſors Lelewel, des berühmten Schriftſtellers Julian Niemcewicz, eines alten Genoſſen Kosciusko's, ferner die des Senators Kochanowski und des Generals Ludwig Pac, ſo wie noch einiger anderen bedeutenden Männer, deren Namen mir entfallen ſind, machte. Am folgenden Tage ward ich, weil Marynka es ſo wünſchte, der Fürſtin Lowicz vorgeſtellt, die, wie ich ſchon erwähnte, mit ihrem Gemahle, dem Großfürſten, das Belverdere, einen reizenden, etwa zehn Minuten von Warſchau liegenden Pallaſt, bewohnte. Marynka ſelber holte mich in dem Wagen der Fürſtin ab und geleitete mich durch die Corridore und Gänge des Palais zu den im Erdgeſchoſſe befindlichen Zimmern ihrer Gebieterin, wo ich denn die Ehre hatte, der erhabenen Frau meine unbedeutenden Zeichnungen und einige auf meinen Reiſen entworfene Skizzen intereſſanter Gegenſtände und

Digitized by Google

Perſonen vorzulegen. Obgleich die Fürſtin höchſt gnädig und huldvoll gegen mich war und auch auf mich jenen gerühmten, von ihrem hohen Geiſte und ihrer wundervollen Schönheit ausgehenden, Zauber ausübte, der es leicht begreiflich macht, wie der Großfürſt den Beſitz eines ſolchen Weibes einer Kaiſerkrone vorziehen konnte, ſprach ſich dennoch in ihrem ganzen Weſen eine gewiſſe Beklommenheit, eine innere Unruhe und Angſt aus, die, wie Marynka mir ſpäter ſagte, auch ihr in hohem Grade aufgefallen ſey, weil ſie gar ſehr mit ihrer ſonſtigen Gelaſſenheit und Sanftmuth contraſtirte. Dem hellen Blicke der trefflichen Frau mochte freilich wohl die nächſte Zukunft ohne Schleier vorliegen.

„Am Nachmittage beſuchte ich Graf Ignatz, der, weil die Rechtsſchule allzu fern von der Nowy-Swiat lag, eine eigene Wohnung in deren Nähe bezogen hatte, und fand mehrere junge Leute bei ihm, theils Studenten, theils Fähnriche und Offiziere. Ignatz ſtellte mich ihnen als ſeinen innigſten Freund vor, dem er unbedingtes Vertrauen ſchenke, und ſo kam denn die Rede bald auf die große Frage des Tages, über die man ſich eben ſo rückſichtslos als leidenſchaftlich äußerte. Da ich der polniſchen Sprache nicht ſo weit mächtig war, um dem raſch und lebhaft geführten Geſpräche vollkommen folgen zu können, beſchränkte ich mich auf die Unterhaltung mit einem neben mir ſitzenden jungen Offizier, der das Deutſche fertig ſprach und, da er Gelegenheit hatte, den Cäſarewitſch aus der Nähe zu beobachten, mir manches Intereſſante über deſſen und der Ruſſen jetziges eigenthümliches Verhältniß, der polniſchen Bevölkerung Warſchau's gegenüber, mitzutheilen im Stande war. „Aber nicht in Warſchau allein," ſagte er unter Anderm, „nein, in ganz Polen haben ſich für die ruſſiſche Regierung höchſt beunruhigende Symptome gezeigt, wenn gleich dieſelben nicht ſo auffallend und Eindruck machend ſind, als die in Warſchau ſich kund gebenden. Denken Sie, hier in der Stadt ſind jetzt jeden Morgen die Straßenecken und öffentlichen Denkmäler mit Anſchlägen bedeckt, die in glühenden, heftigen Worten das Volk zur Freiheit rufen, und der Großfürſt iſt außer ſich, daß es ſeiner, eine gränzenloſe Thätigkeit entwickelnden Polizei niemals gelingen will, die Urheber ſolcher Placate zu entdecken; ja, es ſcheint mir faſt, als ſey er jetzt zu der Ueberzeugung gelangt, dieſe Aufforderungen zur Freiheit hätten einen übernatürlichen Urſprung. Ich verſichere Sie, der Großfürſt iſt jetzt zuweilen ſeiner Sinne nicht mehr mächtig; überall ſtößt er auf Gegenſtände des Schreckens, angſtvoll ſchweift ſeine Aufmerkſamkeit überall umher; er hat keine Ruhe mehr, weder bei Tage, noch weniger bei Nacht, und ſeit langer Zeit erquickte ihn gewiß keine Stunde ununterbrochenen Schlafes. Geſtern hat er endlich den merkwürdigen Entſchluß gefaßt, ſich ſelber über das Vorhandenſeyn einer Verſchwörung zu täuſchen, und dem Chef der geheimen Polizei den gemeſſenen Auftrag ertheilt, ihn von nun an durchaus nicht mehr mit beunruhigenden Denunciationen zu behelligen. Dieſelbe Beſtürzung nun, die den Großfürſten befallen hat, theilen auch ſeine Ruſſen, und wie kann dies anders ſeyn? Sie leſen ja ſo gut wie wir jene öffentlichen Placate; ihre Offiziere werden von den Gruppen, die ſich auf den Straßen bilden, laut verhöhnt; ſie müſſen häufig die ärgſten Drohungen und den Ruf der Polen: Zu den Waffen, zu den Waffen! hören. Täglich erwartet die ruſſiſche Garniſon einen Angriff, täglich drängen ſich ihre Beſchwerden und Denunciationen um den Großfürſten, der, wie geſagt, ihnen jetzt kein Gehör mehr giebt und betäubt dem Rande des Verderbens entgegengeht."

(Schluß folgt.)

Die Toilette.

Von Herloßſohn.

Die Toilette iſt die älteſte Erfindung der Damen. Schon Eva ſoll im Paradies im Spiegel eines Baches ſich wohlgefällig betrachtet und ihr Haar à la chinoise geordnet haben. Seitdem haben die Frauen aller Nationen, ſie mögen noch ſo wild ſeyn, ihre Toilette. Die Europäerin ſchminkt ſich, die Amerikanerin tätowirt ſich, die Malayin durchbohrt den Naſenknorpel, die Samojedin drückt ihre Naſe platt, die Irokeſin beſtreicht ſich mit Thran; das gehört alles zur Toilette. Das ſchöne Geſchlecht will nicht nur ſchön ſeyn, ſondern auch ſchön ausſehen, und dazu dient der Putz. Die Toilette iſt der geheime Iſistempel der Damen, wo ſie als verſchleierte Bilder zu Sais für die übrige Welt erſcheinen; ſie iſt aber auch der Tempel der Wahrheit, wo ſie ungeſchminkt und natürlich erſcheinen, der Divan ihrer Berathungen über Herzensangelegenheiten und Eroberungen, das Orakel, bei welchem ſie ſich nach einem zu erfechtenden Siege erkundigen, das Fegfeuer, aus welchem ſie gereinigt hervorgehen, das geheime Maskeradenzimmer, wo ſie ſich für die übrige Welt unkenntlich machen, der Waffenſaal ihrer erotiſchen Geſchoſſe, die Kirche, in welcher ſie voll Inbrunſt ſitzen und der Kammerfrau den Text leſen, die Vorſchule zum Ball und das Vorwerk zur Vermählung. Ohne Toilette gäbe es keine Kunſt und ohne Kunſt keine Damen. Seitdem die Natur ſo ſchülerhaft geworden iſt, daß ſie verbeſſert werden muß, muß auch der Schein alles zu Natürlichen vermieden werden. Vor der Toilette iſt die Dame nur Weib — im Salon iſt ſie Dame, im Hauſe Mutter und Gattin, je nachdem es die Umſtände erfordern, oder Sängerin, oder Deklamatrice, auf dem Ball Tänzerin u. ſ. w. Alles dieſes aber könnte ſie nicht ohne Toilette ſeyn; darum hätte es der Schöpfer beſſer gemacht, wenn er erſt die Toilette und dann das Weib erſchaffen hätte, inſofern man nicht annehmen will, daß ihr zuerſt Adam als Toilette gedient, der als erſter Menſch übrigens hölzern genug geweſen ſeyn mag.

Ein alter Dichter ſagt etwas ungalant: Manche Dame ſteigt als Raupe aus dem Bette und kommt als Schmetterling von der Toilette. Hierdurch wäre die Seelenwanderung, die Metempſychoſe, erwieſen, und wenn unſere Damen zu flatterhaft werden, braucht man ihnen nur die Toilette zu nehmen.

Die Dame tritt des Morgens an ihre Toilette, wie in ein Arſenal. „Hier", ſagt ſie, (indem ſie die Locke über dem rechten Auge hoch auftoupiren läßt), „errichte ich eine Batterie gegen den A—, „dort" (indem ſie den Gazeſchleier loſe über die Schulter aufſtecken läßt) eine Redoute gegen B—; meine beiden durchſichtigen Paſchärmel ſollen als Amorskanonen ein Kreuzfeuer gegen C— während des Cotillons unterhalten. Dieſes regardez-moi ſoll gegen D— die Wirkung einer Sternſchanze ausüben. Sobald ich den Mund zum Lächeln verziehe und nur ein klein wenig die obere Zahnreihe erblicken laſſe, ſoll E— erbeben und um Gnade flehen."

Bei der Toilette, mit den Papiloten, den Haarwickeln werden die größten Verſchwörungen angezettelt und durch das Brenneiſen wird mancher Brand in ein ruhiges Männerherz geſchleudert, durch die Haarflechten wird manches Schickſal geflochten, das nur mit den grauſamſten Schmerzen wieder auseinander gezauſ't werden kann. Die Schminke bringt es dahin, daß manche Dame in der Ehe ungeſchminkt erſcheint, daß er ſich vom Teufel holen laſſen möchte, und die Pomade auf der Toilette hat es oft ſchon ermittelt, daß Mancher recht angeſchmiert worden iſt. Wer ein Buch ſchreiben will: „Das Weib, wie es ſeyn ſoll," der braucht nur eine Kosmetik, ein Handbuch der Toilettengeheimniſſe zu ſchreiben.

Darum, ihr Männer, fürchtet nicht die Damen, fürchtet nur die Toiletten, denn ſie ſind das Zeughaus ihrer Macht; ohne Zeughaus aber gäbe es keine bewaffnete Macht; keinen Krieg, keinen Sieg!

Ein politiſcher Viſionär.

Ein Anonymus — nach Verſicherung des Siècle einer der ausgezeichnetſten Aerzte von Paris — hat in der Form einer Viſion oder einer haſchiſch-trunkenen Verzuckung eine Flugſchrift bekannt gemacht, in welcher er den Leſer in das Jahr 1943 verſetzt.

Digitized by Google

Und was ſehen wir da? Die ganze Geſtalt unſerer Welt iſt verändert. Eiſenbahnen bedecken den Erdkreis. Die Landengen von Suez und Panama ſind durchſtochen, und die größten Schiffe fahren mit vollen Segeln von einem Meer ins andere. Beſonders iſt auf dem europäiſchen Feſtland alles anders geworden. Frankreich erſtickt nicht mehr in den engen Gränzen von 1815, es hat ſeine „natürliche Rheingränze" wieder, und zwar ohne Schwertſtreich iſt es zu dieſem großen Reſultat gekommen. Die Anfügung benachbarter Völker, belgiſcher und deutſcher, hat ſeinen Territorialbeſitz vervollſtändigt, ſeinen Nationalbeſtand auf fortan unzerſtörbarer Grundlage befeſtigt. Nicht genug, Italien und Spanien ſind durch die Bande einer unauflöslichen Allianz mit Frankreich vereinigt und bilden mit ihm die iberiſch-galliſch-italiſche Conföderation (confédération ibergallitale). Dieſe Conföderation iſt im Norden noch durch Holland verſtärkt in der Art, daß dieſe vier Länder, unbeſchadet ihrer Unabhängigkeit, nach Außen mit der Kraft der Einheit daſtehen. Dieſer großen weſtlichen Aneinanderreihung zur Seite befindet ſich Deutſchland, das dann das Bild einer mit liberalen Inſtitutionen geſegneten Nation darbietet, während es kein Oeſterreich und kein Preußen mehr gibt. Dieſes Deutſchland iſt der treue Verbündete Frankreichs. Polen iſt wieder hergeſtellt, das Königreich Griechenland größer und mächtiger als wie es jetzt als äußerſte Vorhut der Civiliſation conſtituirt iſt. Rußland iſt längſt in Konſtantinopel. England iſt von ſeiner alten Macht herabgeſtiegen, ſeine Schiffe erkennen die Suprematie Frankreichs, ſein Handel iſt auf die Vereinigten Staaten übergegangen, deren Bevölkerung auf 80 Millionen angewachſen iſt. Das ehemalige engliſche Indien iſt unabhängig und ein mächtiges Reich geworden. China iſt frei, hat europäiſche Civiliſation. Alle Staaten haben ein einziges Civil- und Kriminalgeſetzbuch. Im ganzen Umfang der iberiſch-galliſch-italiſchen Conföderation herrſcht ein Gewicht-, Maaß- und Münzſyſtem. Paris, Madrid, Rom und Amſterdam hängen durch Eiſenbahnen zuſammen. Alpen und Pyrenäen ſind durch gigantiſche Tunnels durchſtochen. In Frankreich ſind in allen Departements, in allen Provinzen Banken errichtet, die auch dem Armen, den Handwerkern, ja den Taglöhnern Geld leihen, die den Arbeitslohn und die Concurrenz auf billige Weiſe regeln, den traurigen Schwankungen der Induſtrie Maaß und Ziel ſetzen. Dann ſind auch die Septembergeſetze abgeſchafft, Jedermann kann ohne Stempelgebühren und Caution ſchreiben und drucken laſſen, jede Stadt, jedes Dorf beſitzt ſein Journal, jede von den vierzigtauſend Gemeinden Frankreichs wetteifert in Talenten, Geiſt und Wiſſen mit Paris. Nun, Träume ſind Schäume, aber ſie laſſen wirkliche Gedanken errathen.

Pot-Pourri.

Emmeran Elſenbeck,

ein berühmter Rechtsgelehrter, war eines Weißgerbers Sohn und wurde ſpäter als Konſiliarius der Republik Regensburg ſehr berühmt. Er ſtarb den 9. April 1618. — Einige Jahre vor ſeinem Ende bekam er die Gicht, ſo daß er weder Hand noch Fuß rühren, auch nichts reden, ſondern nur mit dem Kopfe nicken konnte. Damit er ſich nun mit ſeinen Arbeiten beſchäftigen konnte, mußte ein Diener mit einem ABC-Täfelchen bei ſeinem Bette ſitzen und auf einen Buchſtaben zeigen, ſo oft der Herr es verlangte. War es der rechte, ſo nickte er mit dem Kopfe, wo nicht, ſo ſchüttelte er denſelben, bis er ein Wort zuſammenbrachte und ſo einen ganzen Vers machte. Auf dieſe Art ließ er ſeine ſchönſten Dichtungen ſchreiben. — Mit welch' rieſenmäßiger Geduld und Ausdauer ſchleppte dieſer fromme Dulder ſeine Tage hin!!

Etwas für Schützengeſellſchaften.

Hr. Charles Privat in Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H. iſt der Erfinder eines Maſchinchens zur Ausmeſſung der Schußblättchen bei Scheibenſchießen, welches an Pünktlichkeit und Genauigkeit alle anderen übertrifft. Auch an Schnelligkeit der Ausmeſſung müſſen alle anderen weit zurückſtehen, denn man kann ohne die geringſte Mühe und ohne Zirkel in 15 bis 20 Minuten hundert und mehr Schüſſe auf das allergenaueſte ausmeſſen. An dem Maſchinchen iſt ein Zifferblatt, mit einem Glas bedeckt, wie an einer Taſchenuhr, und ein Zeiger zeigt ſehr pünktlich und deutlich die Grade des Schuſſes. Zwanzig und mehrmal darf man einen und denſelben Schuß meſſen, und die Maſchine wird keinen viertel Grad differiren, welches gewiß für die Sicherheit und Richtigkeit der Ausmeſſung ſpricht. Allen Schützengeſellſchaften, welche auf Blättchen ſchießen, iſt dieſes Maſchinchen aufs beſte zu empfehlen. Hr. Charles Privat, dem dieſe Erfindung alle Ehre macht, iſt gern bereit, es jeder Geſellſchaft zur Einſicht zu übergeben, und ſieht mit Vergnügen Beſtellungen darauf entgegen.

Wohlthat trägt Zinſen.

Bei Arzberg, einem Flecken am Fichtelgebirge, lebte ein ehrlicher Bauer, der ſich bisher als den edelmüthigſten Wohlthäter ſeiner unbemittelten Nachbarsleute der Art bewieſen hat, daß er nie zu Geld kommen konnte, wo er im entgegengeſetzten Fall ziemlich wohlhabend hätte werden können. Im verfloſſenen Sommer hatte er eine ſehr reichliche Erndte zu gewarten, aber gerade in den Tagen, wo er das Getreide einführen ſollte, erkrankten ihm ſeine Ochſen — und der Arme war in der peinlichſten Verlegenheit, wie er ſich aus dieſer Noth helfe, da ſeine Nachbarn theils gleichen Viehfall erlitten, theils keinen zu erleiden hatten. Da rotteten ſich denn die Armen des Dorfes zuſammen, und beſchloſſen für ihren bisherigen Wohlthäter in der nächſten Nacht das reife Korn zu ſchneiden, ſich am Morgen ſelbſt an die Wägen zu ſpannen, und den braven Mann zu überraſchen. So thaten ſie durch die ganze Erndtezeit, halfen das eingebrachte Getreide auch ausdreſchen — und der Vater der Armen kam in wenig Wochen wieder zu ſeinem vorigen Stand der Dinge.

Gute Ausrede.

„Schämſt Du Dich nicht," ſagte ein Vater zu ſeinem Sohne, „in einer und derſelben Claſſe 3 Jahre zu ſitzen?" — „Warum denn?" antwortete dieſer, „ſitzt doch unſer Profeſſor ſchon zwölf Jahre darin."

Abſcheulicher Druckfehler.

In dem Berichte über einen Feſtungsbau hatte ein Setzer geſetzt: „Zu dieſem Zweck ſind bereits 2 Millionen nausgeworfen worden;" ſtatt ausgeworfen.

Minneſtändchen eines Schuhmachers.

Für Dich allein in dunkler Kammer
Klopft immerdar, o weiche Luſt!
Mein fleißiger, verborgner Hammer
Aus friſche Leder meiner Bruſt.
Denn nur auf Dich bin ich verpicht,
Verpicht, verpicht — vergiß mein nicht!

Für Dich allein brennt nur die Wunde,
Die mir Cupido's Pfriem verſetzt,
An Dich zieht er mit jeder Stunde
Mich immer feſter, und zuletzt
Spannt uns ſein Knieriem ewig ein,
Vergiß mein nicht, gedenke mein!

Für Dich allein regt's mir im Buſen
Mit ſchuſterlicher Regſamkeit,
Und was ſie ſchuſtern, meine Muſen,
Sey Dir in ſtiller Nacht geweiht.
Vernimm des Leiſtens Seiberton:
Nur einen Kuß — als Minnelohn!

Digitized by Google

Nro. 31. Zwölfter Jahrgang. 1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Drei Tage in Warſchau. — Eine amerikaniſche Eiſenbahn. — Pot-Pourri.

Drei Tage in Warſchau.

Erzählung von W. Schultze.

(Schluß)

„Der 29. November kam, jener in den Annalen Polens, wie in meiner Erinnerung ewig denkwürdige Tag. Kein beſonderes Anzeichen verkündete den Ausbruch des über Polen und namentlich über Warſchau ſchwebenden Ungewitters; Jeder ſchien wie ſonſt, ſeinen täglichen Beſchäftigungen nachzugehen. So blieb es auch bis zum Nachmittage, wo das regere Leben, wenigſtens auf der Nowy Swiat, etwas zu ſtocken ſchien. Einzelne Gruppen bildeten ſich darauf hier und dort, zerſtreuten ſich aber bei Annäherung ruſſiſcher Streifwachen. Wie es in andern Theilen der Stadt um dieſe Zeit ausſah, weiß ich nicht, da der Wunſch des Grafen und ſeiner Gemahlin mich den ganzen Tag im Hauſe zurückhielt und auffallender Weiſe auch kein Beſuch zu uns kam. Um ſechs Uhr, gerade als wir uns zum Thee niedergeſetzt hatten, ſtürzte Graf Ignatz athemlos in das Zimmer und rief: „In einer Stunde wird das Belvedere angegriffen; iſt's möglich, ſo ſchafft Marynka früher heraus!“ Wir wollten Näheres von ihm hören, ihn zurückhalten, allein in raſender Eile flog er wieder davon. Obgleich wir die Nähe des entſcheidenden Zeitpunktes längſt kannten und darauf gefaßt waren, ſo fühlten wir uns doch Alle durch jene Nachricht wie vom Blitze getroffen. Wie ſollten wir es aber anfangen, um Marynka dem herandrängenden Wirbel zu entreißen, der ſie ja leicht erfaſſen und mit in das Verderben herunterziehen konnte? Kennt doch die ungezügelte Wuth keine Gränzen, keine Schonung, keine Rückſichten. Wir überlegten lange, faßten bald dieſen, bald jenen Entſchluß, und als es halb ſieben Uhr ſchlug, wußten wir noch immer nicht, was wir für Marynka thun ſollten. „Laſſen Sie Ihren Wagen vorfahren, Herr Graf!“ nahm ich endlich das Wort: „ich eile zum Belvedere und wage das Aeußerſte, um das Fräulein zu ſchützen!“ Der Wagen kam; ich umgürtete mich mit einem Säbel, ſteckte ein geladenes Terzerol in die Bruſttaſche, ſchlang ein weißes Tuch um den linken Arm und fuhr dann in Gottes Namen und unter heißen Wünſchen für das Gelingen meines Vorhabens zur Stadt hinaus, dem Belvedere zu.

„Laß mich Dir, lieber Freund, ehe ich in der Erzählung deſſen, was mich betrifft, fortfahre, erſt den aufglimmenden Funken zeigen, aus dem binnen wenigen Stunden die helle Flamme des Aufſtandes ſo mächtig empor wuchs, daß ſie ganz Warſchau überragte und in die entlegenſten Theile der großen Stadt drang. Graf Ignatz's ſpäteren Mittheilungen und eigner Anſchauung verdanke ich die Kenntniß der das Emporlodern jener politiſchen Feuersbrunſt betreffenden näheren Umſtände. Genau um ſieben Uhr Abends am 29. November erſchien ein von den Verſchwornen abgeſandter Offizier vor der Kaſerne der Fähnriche und rief mit weithin tönender Stimme: „Zu den Waffen, Ihr Brüder! die Stunde der Freiheit hat geſchlagen!“ Der Ruf wurde gehört. Ein Augenblick — und bewaffnet ſtürzten die jungen Leute ſämtlich hervor und eilten dem nahen Belvedere zu, alles, was ſich ihnen widerſetzte, über den Haufen rennend, zu Boden werfend, niederhauend. Die ſtarke ruſſiſche Wache vor dem Pallaſte trat bei dem herrannahenden Lärmen unter das Gewehr; die Jünglinge drängten unaufhaltſam vor, auf den Anruf der Wache nicht hörend. Da krachte die ruſſiſche Salve, es fielen die erſten Opfer; aber muthig, mit Siegesgeſchrei, den Degen in der Fauſt, brachen die Anderen ſich Bahn bis zu Conſtantin's Pallaſte hin, wo auf einem Seitenwege ihnen bereits einige Zöglinge der Univerſität, unter denſelben Graf Ignatz, zuvorgekommen waren. Kein ruſſiſches Bajonnet vertheidigte bald mehr den Zugang zum Palais, und Ignatz, wohl bekannt mit deſſen inneren Gängen, forderte ſeine muthigen Begleiter auf, mit ihm in den Pallaſt zu dringen und ſich der Perſon des Cäſarewitſch, ſey es lebend oder todt, zu bemächtigen. Bei dieſer Gelegenheit hoffte er zugleich, Marynka ſchützen und in Sicherheit bringen zu können. Eilf Kameraden folgten Ignatz' Aufforderungen, drangen mit ihm ein, ſtießen die Schildwachen nieder, welche einzelne Poſten im Innern des Pallaſtes beſetzt hielten, und befanden ſich nun in der hohen, matt erleuchteten Vorhalle, von der aus eine breite Treppe in das zweite Stockwerk zu den Zimmern des Großfürſten führte.

Der Großfürſt war eben auf ſeinem Ruhebette ein wenig eingeſchlummert, wohl feſter als ſeit längerer Zeit, da der Lärm und das Knallen der Gewehre vor dem Pallaſte ihn nicht einmal geweckt hatten, und überdies, wie immer, die Thür, welche auf einen langen Verbindungsgang führte, in ſeinem Zimmer geöffnet war. Da zupfte ihn Jemand am Arme, er ſchlug die Augen auf und erblickte ſeinen alten, treuen Kammerdiener Kochanowski bleich, mit verſtörten Mienen, ein Kleidungsſtück in der Hand haltend, an ſeinem Ruhebette ſtehen. „Um Gottes willen, retten Sich Ew. kaiſerliche Hoheit!“ rief der alte Diener und warf ſeinem Gebieter, der erſchreckt vom Lager aufflog, das Kleidungsſtück über; dann ergriff er die Hand des beſinnungslos und zögernd noch immer daſtehenden Großfürſten, zog ihn zu einer kleinen Thür in der Tapete und verſchwand mit ihm durch einen engen, nur Wenigen bekannten Gang, der in das untere Geſchoß und von da unbemerkt ins Freie führte. Es war in der That die höchſte Zeit; denn die Jünglinge waren bereits die Treppe heraufgeſtürmt und verfolgten mit wüthendem Geſchrei den Vice-Präſidenten Lubowidzki, Chef der Stadtpolizei, und den dienſthabenden Adjutanten General Gendre. Lubowidzki floh den oben bezeichneten langen Verbindungsgang hinab und hatte, beinahe eingeholt, die Geiſtesgegenwart, das Zimmer zu verſchließen, in welchem der Großfürſt ſich zur Zeit noch befand, und ſo denſelben vor der Wuth der Eindringenden zu ſchützen. Kaum aber hatte er den Schlüſſel ausgezogen und von ſich geſchleudert, ſo fiel er, von zwölf Bajonnetſtichen durchbohrt, neben der Thür zu Boden. Der General Gendre entkam zwar aus dem Pallaſte, aber unmittelbar vor demſelben ward er von den Jünglingen eingeholt. Sein Ruf: „Ich bin der kommandirende General des Tages!“ verſcholl wirkungslos; er ſank unter Schwerthieben und Bajonnetſtichen todt auf den Raſen. Dieſe und ähnliche blutige Scenen waren bereits vorüber, als ich meinen Wagen in einer Seitenallee des Parks halten ließ, der den Raum zwiſchen dem Belvedere und den Linien der Stadt ausfüllt. Ich befahl dem Kutſcher, hier meine Rückkehr zu erwarten, und eilte durch mehrere verſchlungene

Digitized by Google

Gänge dem Palais zu, das ich im Dunkel der Nacht ſchwerlich ſo bald gefunden hätte, wenn nicht der weithinſchallende Lärm, das Schwertklirren und die von Zeit zu Zeit abgefeuerten Flintenſchüſſe meine Führer dorthin geweſen wären. Von Niemanden aufgehalten, obgleich überall von drohenden Geſtalten, Flüchtenden und Verfolgenden umgeben, ſtand ich am Portale, trat ein und wollte nun ſchnell den langen Gang hinab, der, wie ich mich von meinem geſtrigen Beſuche her erinnerte, zu den Zimmern der Fürſtin und Marynka's führte: da ſtrauchelte mein Fuß an einem Gegenſtande, den ich in der Haſt und Verwirrung nicht bemerkt hatte, ſo daß ich gar unſanft über ihn hinfiel. Als ich mich wieder aufrichten wollte, gewahrte ich mit Schrecken quer vor dem Eingange den Leichnam eines langen Ruſſen in der Livree des Großfürſten liegen; es war, wie man mir ſpäter ſagte, ſein Leibjäger. Ich ſprang über den Todten fort, lief den Gang hinab, klopfte an dieſe und an jene Thür, bis ich endlich zu der rechten gelangte, die ſich bei Nennung meines Namens ſogleich öffnete; Marynka, todtenbleich, zitternd, trat mir entgegen. „Kommen Sie, Fräulein! Ich beſchwöre Sie, folgen Sie mir!“ flüſterte ich ihr haſtig zu. Sie antwortete nicht, ſondern zog mich in das Zimmer, und mit dem Finger auf eine Frauengeſtalt deutend, die betend auf den Knieen lag, ſagte ſie leiſe: „Nicht ohne die Fürſtin dort!“ Ich ſah genauer hin; bei Gott! es war die Fürſtin von Lowicz; auf die Knie geworfen, ſandte ſie glühende Gebete für die Erhaltung der Tage ihres Gemahls zum Himmel und — wurde erhört. Während ich, in dem Anblicke der ſanften, ſchönen Züge der in dieſem Momente einer Verklärten gleichenden Frau verſunken, noch harrend daſtand, bis ſie ihr Gebet beendet, trat Kochanowski, des Großfürſten Kammerdiener, ein. Er nahte ſich mit einem Blatte Papier der Fürſtin; dieſe nahm es und las, von des Großfürſten eigener Hand geſchrieben: Sauvez-vous! nous nous verrons à Wirzba.“ Beruhigter ſtand ſie auf: wußte ſie doch jetzt ihren Gatten gerettet. Nun trat ich zu ihr, bot ihr den einen, Marynka den andern Arm, und ohne ein Wort zu ſprechen, traten wir, von Kochanowski gefolgt, auf den Gang hinaus. Ueber uns hörten wir das Getümmel, den Lärm des Kampfes; Thüren wurden geſprengt, Fenſter eingeſchlagen, man ſuchte den Großfürſten, der bereits in der Mitte ſeiner Garden Rettung gefunden hatte. Meine beiden Begleiterinnen bebten, an meiner Seite dahinſchwankend. Kochanowski zeigte auf einen ſchmalen Gang, der links von dem größern auslief, und meynte: „Hier werden wir leichter und ſchneller ins Freie kommen!“. Wir ſchlugen ihn ein und ſtanden bald an der Ausgangspforte. Da donnerte uns plötzlich ein „Nnzad“ entgegen, und mehrere Bajonnete blinkten.

Ein polniſcher Offizier mit gezogenem Degen trat vor und fragte, wer wir ſeyen. Auf der Stelle erkannte ich den jungen Polen, der ſich geſtern auf Graf Ignatz's Zimmer lange mit mir unterhalten hatte, und erwiederte: „Ein Freund des Grafen Ignatz Dolinski mit deſſen Braut und deren Freundin!“ — „Ha, ſind Sie es, Vertrauter meines Ignatz? Welch' glücklicher Zufall! kommen ſchnell! Eilen Sie, meine Damen!“ Wir traten aus dem blutgetränkten Pallaſte, und wie eine Centnerlaſt fiel mir's vom Herzen. „Sagen Sie Graf Ignatz,“ ſprach ich, die Hand des Polen dankbar drückend, „ſeine Braut ſey aus dem Strudel errettet.“ Bald und ohne weiteres Hinderniß hatten wir den im Parke wartenden Wagen erreicht. Ich hob die Damen hinein, ſprang hinterher, rief dem Kutſcher „Do Wirzba“ zu, und dahin flogen wir auf dem unſerem Roſſe-Lenker wohlbekannten Pfade. Als wir in dem etwa eine Meile von Warſchau entfernten Dorfe Wirzba ankamen, war Alles noch ſtill in dem Orte; Niemand außer uns ahnte, wie unruhig es hier in derſelben Nacht noch ſeyn werde. Der Kutſcher lenkte auf meinen Befehl zum Hofe des Gutsbeſitzers, den ich dann um ein Nachtquartier für die Gemahlin des Großfürſten und eine ihrer Hofdamen bat. Um zehn Uhr kam der Großfürſt an der Spitze einer Diviſion ruſſiſcher Garden, denen bald darauf ein Theil der polniſchen Garde-Infanterie und verſchiedene Abtheilungen anderer Corps folgten. Am folgenden Tage erſchien eine Deputation aus Warſchau, an ihrer Spitze Czartoriski, Lubecki, Oſtrowski, Lelewel, um mit dem Großfürſten zu unterhandeln. Dieſer zeigte ſich Anfangs auffallend gnädig und verſprach ſogar, bei ſeinem kaiſerlichen Bruder ein Fürwort für „die Schuldigen“ einlegen zu wollen. „Es giebt unter uns keine ſolche!“ ſprach Oſtrowski ſtolz, und von dem Augenblicke an veränderte Conſtantin die Sprachen; er tobte, fluchte, ſchimpfte auf die Polen und befahl nach aufgehobener Audienz ſeiner Gemahlin ſogar, ihre ganze polniſche Umgebung ſogleich nach Warſchau zurückzuſenden. Die Fürſtin konnte ſich der Befolgung dieſes gemeſſenen Befehls nicht entziehen, und ſo ſchied ſie denn unter bittern Thränen auch von Marynka. Mir gab ſie als Zeichen ihres dankbaren Wohlwollens, den Ring hier, den ich am Finger trage und der mir das theuerſte Kleinod iſt, das ich beſitze. Marynka und ich kehrten nach Warſchau zurück, wo ich nun aber nur wenige Stunden verweilen konnte, weil ich mich bei der Lage der Dinge würde veranlaßt geſehen haben, einen noch thätigeren Antheil an dem unglücklichen Aufſtande zu nehmen, was mit meinen Verhältniſſen unverträglich geweſen ſeyn würde. An eine Fortſetzung meiner Reiſe nach Petersburg war eben ſo wenig zu denken, und ſo kehrte ich denn ziemlich verſtimmt in die Heimath zurück. Graf Ignatz Dolinski hat muthig gefochten, bis Polens Schickſal erfüllt war und lebt jetzt fern von ſeinem unglücklichen Vaterlande an der Seite Marynka's, ſeiner reizenden Gattin, auf einem herrlichen Landſitze unweit Aix in der Provence. Dort beſuchte ich ihn vor einigen Jahren und fand auch ſeine Eltern gerade bei ihm, welche gleichfalls Polen verlaſſen hatten und jetzt meiſt in Paris leben. Daß auf ſeinem Landſitze die Erinnerung an meine drei in Warſchau verlebten merkwürdigen Tage eben ſo gut erneuert wurde, wie heute hier in Zoppot, kannſt Du Dir denken.

Eine amerikaniſche Eiſenbahn.

Nach Dickens' American Notes.

Auf dem Wege von Boſton nach Lowell machte ich zuerſt Bekanntſchaft mit einer amerikaniſchen Eiſenbahn. Da die Eiſenbahnen durch die ſämtlichen Staaten faſt ganz gleich ſind, ſo wird es leicht, eine allgemeine Charakteriſtik von ihnen zu geben.

Es exiſtiren nicht, wie bei uns, Wagen erſter nnd zweiter Klaſſe, ſondern Herren- und Damen-Wagen; der Hauptunterſchied zwiſchen beiden iſt, daß in den erſten Jedermann raucht, in den letzten Niemand. Da ein Schwarzer niemals mit einem Weißen zuſammen reiſt, giebt es auch einen beſonderen Wagen für die Neger, d. i. ein großer ungeſtalteter Kaſten, wie der, in welches Gulliver von dem Königreiche Brobdignag aus in See ſtach. Da giebt es immer viel Schaukeln und Lärmen, eine große Menge Wand und wenig Fenſter, voran die Lokomotiv-Maſchine, einen durchdringenden Schrill und eine Glocke.

Die Wagen gleichen dürftigen Omnibuſſen, ſind aber größer und faſſen 30, 40, 50 Perſonen. Die Sitze, ſtatt von einem Ende zum anderen zu gehen, ſind der Quere nach geſtellt; jeder hält 2 Perſonen. Eine lange Reihe läuft an jeder Seite der Karawane, ein ſchmaler Durchgang in der Mitte, und eine Thür befindet ſich an beiden Enden. In dem Mittelpunkte des Wagens findet ſich gewöhnlich ein Ofen, der mit Kohlen geheizt wird und meiſt glühend heiß iſt. Es wird dadurch unerträglich beklommen und die heiße Luft fluthet ſtets zwiſchen uns und den Gegenſtänden, nach denen wir eben blicken, wie der Geiſt des Rauches.

In den Damen-Wagen ſind eine große Menge Herren, die Damen bei ſich haben; eben ſo eine große Menge Damen ohne alle Begleitung. Denn jede Dame darf hier allein reiſen, von einem Ende der Vereinigten Staaten zu dem anderen, und überall ſtets der artigſten und höflichſten Begegnung gewiß ſeyn. Der Konducteur, oder Billet-Einnehmer, oder Wächter, oder was er ſonſt ſeyn mag, trägt keine Uniform. Er geht in dem Wagen auf und nieder und ein und aus, wie's ihm beliebt; lehnt ſich, die Hand

Digitized by Google

in der Taſche, gegen die Thür und ſtiert dich an, wenn Du etwa ein Fremder biſt, oder läßt ſich in ein Geſpräch mit den nächſten Paſſagieren ein. Eine große Menge Zeitungen werden herbeigebracht, aber wenige davon geleſen. Jedermann redet dich oder wen es ihm beliebt an. Biſt du ein Engländer, ſo vermuthet er, daß dieſe Eiſenbahn einer engliſchen ziemlich gleich ſey. Sagſt du: Nein, ſo ſagt er: Ja? (frageweiſe) und fragt, in welcher Hinſicht ſie ſich unterſcheiden. Du zählſt ihm nun die Hauptunterſchiede, einen nach dem anderen, her, und er ſagt: Ja? in derſelben fragenden Weiſe zu jedem. Dann vermuthet er, daß man in England nicht ſchneller reiſe, und verſichert man ihm das, ſo ſagt er wieder, immer fragend: Ja? und wenn er endlich Alles weiß, ſo glaubt er's nicht. Nach einer langen Pauſe bemerkt er, theils zu dir, theils zu dem Knopfe auf ſeinem Stocke, daß Yankee's für raſch fortſchreitende Leute gelten; und wenn du dann dazu: Ja, ſagſt, ſo ſagt er wieder: Ja! (diesmal affirmative); und wenn du aus dem Fenſter ſiehſt, ſo erzählt er dir, daß hinter jenem Berge und etwa drei Meilen von der nächſten Station eine bedeutende Stadt in herrlicher Lage ſich befinde, wo du verweilen wirſt, wie er vermuthet. Deine verneinende Antwort leitet dann natürlicher Weiſe zu mehr Fragen, betreffend deinen beabſichtigten Weg; und wohin du auch gehen magſt, immer wirſt du auf dieſelbe Weiſe hören müſſen, daß dahin nicht ohne ungeheure Schwierigkeit und Gefahr zu gelangen und daß alles Sehenswerthe anderswo zu ſuchen ſey.

Wenn eine Dame etwa Luſt bekommt zu dem Sitze irgend eines männlichen Paſſagiers, ſo deutet der ſie begleitende Herr ihm ſolches kurz an, und er räumt ihr augenblicklich ſeinen Platz mit größter Artigkeit ein. Politik, Banken und Baumwolle bilden meiſt den Gegenſtand der Unterhaltung. Beſonnene und ruhige Leute vermeiden es, das Geſpräch auf die Präſidentſchaft zu bringen, denn in 3½ Jahren wird eine neue Wahl ſeyn, und — ſobald die Bitterkeit der letzten Wahl vorüber iſt, beginnt die Bitterkeit und Parteinahme für die nächſte, das iſt ein unausſprechliches Behagen für alle eifrigen Politiker und aufrichtigen Freunde des Vaterlandes, das heißt für immer 99 Männer nnd Knaben von je 99¼.

Ausgenommen, wo ſich eine Seitenbahn mit der Hauptlinie vereinigt, findet man ſehr ſelten mehr als ein Gleis, daher denn der Weg ſehr ſchmal iſt und die Ausſicht, beſonders bei Einſchnitten, ſehr beſchränkt. Wo kein Einſchnitt, iſt der Charakter der Umgegend immer derſelbe. Eine Meile nach der anderen verkrüppelte Bäume, einige niedergehauen mit der Axt, andere vom Winde niedergeworfen und andere halbgefallene gegen die Nachbarbäume gelehnt, manche bloße Stümpfe, verſteckt in dem wäſſerigen Grunde, andere zu ſchwammigen Stücken hinweggefault. Der Erdboden ſelbſt beſteht aus lauter Fragmenten dieſer Art; jeder kleine Fleck ſtehenden Waſſers hat ſeine Kruſte von verfaulter Vegetation; an jeder Seite die Zweige, Stämme und Stümpfe der Bäume, in allen möglichen Stadien des Verfalls und der Vernachläſſigung. — Hier hebt man ſich für wenige kurze Minuten zu einer offenen Landſchaft empor, die mit hellen Flüſſen und Wäſſern glänzt, ſo breit wie mancher engliſche Fluß, aber hier gelten ſie für ſo klein, daß ſie kaum einen Namen haben; hier ſucht man einen flüchtigen Blick zu gewinnen von einer fernen Stadt mit ihren weißen reinen Häuſern, den kühlen Piazzas, der zierlichen neuen Kirche und dem Schulhauſe, — aber im Nu, faſt noch ehe man es geſehen, wieder dieſelbe dunkle Enge, die kümmerlichen Bäume, Stümpfe, ſtehenden Wäſſer, — dem Vorigen ſo ähnlich, daß man glauben möchte, durch Zauberei wieder zurück verſetzt zu ſeyn.

Der Zug hält bei Stationen im Walde an; ſo unmöglich es iſt, daß irgend Jemand einen Grund haben könnte, auszuſteigen, ſo wenig Ausſicht iſt, daß irgend Jemand hier ſeyn könnte, einzuſteigen. Da iſt kein Schlagbaum, kein Poliziſt, kein Signal, — nichts als ein roher Holzbogen, an dem gemalt iſt: „Wenn die Glocke läutet, ſo kommt die Lokomotive!" Hals über Kopf wirbelt es fort, fort durch das Holz, und taucht in dem Lichte hervor, rauſcht hinweg über zerbrechliche Bogen, auf dem ſchweren Boden, ſchießt unter eine Holzbrücke, die für eine Sekunde, wie ein Flügel, das Licht nimmt, ruft plötzlich alle die ſchlummernden Echo's in der Hauptſtraße einer großen Stadt wach und brauſet auf gut Glück in halsbrechender Konfuſion mitten durch die Straße herunter. Da — Handwerker arbeiten in ihrem Geſchäfte, das Volk lehnt ſich aus Thür und Fenſter, die Knaben laſſen Drachen fliegen und ſpielen mit Marmelſteinen, die Männer ſchmauchen, die Weiber ſchwatzen, die Kinder kriechen, die Schweine wühlen, und ungezähmte Pferde bäumen ſich und laufen fort, ganz nahe der Eiſenbahn, da — zerrt der wüthende Drachen von Maſchine ſeinen Wagenzug mit ſich fort, in allen Richtungen Schauer brennender Funken von dem Holzfeuer ausſtreuend, ſchreiend, ziſchend, gellend, zitternd, bis das durſtige Ungeheuer zuletzt unter einem bedeckten Wege, zu trinken, Halt macht, das Volk ſich ſchaarenweiſe darum verſammelt und der Paſſagier Zeit hat, wieder aufzuathmen.

Pot-Pourri.

Abd-el-Kader.

Wir finden in einem engliſchen Journale folgende Beſchreibung von dieſem merkwürdigen Manne. Abd-el-Kader hat eine zarte Geſundheit. Seine Perſon iſt unter der gewöhnlichen Größe, ſein Ausſehen bleich, und ſein Auge eher gedankenvoll und melancholiſch. Er iſt gewöhnlich wortkarg, aber einmal im Geſpräche, iſt er voll Leben und glänzender Einbildungskraft. Durch eine unter ſeinem Volke ſeltene Eigenheit hatte er nur ein Weib, die Tochter ſeines väterlichen Oheims; er heirathete ſie als er Emir von Maſcara ward und verlebte mit ihr die ſüßen und bittern Stunden in vollkommener ehelicher Eintracht. Iſt er nicht draußen auf dem Schlachtfelde, ſo iſt ſeine Lebensart einfach und arbeitſam. Während ſeiner Größe erſchien er täglich, 6 Uhr Morgens, im Audienzſaal, wo eine große Menge von ſeinen Unterthanen täglich harrte, um über jeden Gegenſtand, der ihre Wohlfahrt berührte, Rath und That zu holen. Um 12 Uhr zog er ſich in ſein Privatkabinet zurück und beſchäftigte ſich dort mit den eigenen und öffentlichen Angelegenheiten bis 3 Uhr. Um 6 Uhr Abends erſchien er in der Moſchee, wo er jeden Freitag die Gebete las und der Verſammlung den Koran erklärte. So wurde der Emir von Maſcara täglich beliebter unter ſeinem Volke.

Die Schandſäule.

Bis zur Mitte des Juni dieſes Jahres war ſeit 191 Jahren der ſchönſte freie Platz Kopenhagens durch drei übereinanderliegende unförmliche Steinblöcke entſtellt, welche die Inſchrift trugen: „Zur Schande und ewigen Schmach des Corfiz von Uhlefeldt, des Vaterlandsverräthers." Dieſe Blöcke ſtanden da in Folge eines 1652 vom Höchſtengericht erlaſſenen Spruches, daß der flüchtige Reichsmarſchall Graf Corfiz von Uhlefeldt, wofern er ergriffen würde, langſam durch die Hauptſtraßen von Kopenhagen geführt, alle 5 Minuten mit Zangen gezwickt und ſchließlich geviertheilt, daß ſein Körper verbrannt, ſeine Aſche in die vier Winde geſtreut, daß alle ſeine Güter eingezogen, ſein Haus zu Kopenhagen der Erde gleich gemacht und auf der Stelle deſſelben eine Schandſäule auf ewige Zeiten errichtet werden ſolle. Vielfach ſchon war die Regierung angegangen worden, jenen Mißſtand zu entfernen, allein ſie hatte ſtets erwiedert, der Spruch des Höchſtengerichts laute auf ewige Zeiten, und die Regierung habe die richterlichen Urtheile in Kraft zu erhalten. Endlich verfiel der Stadtrath von Kopenhagen auf ein ſinnreiches Mittel, die Bedenklichkeit der Regierung zu beſeitigen. Er richtete an den König eine Bittſchrift um Begnadigung des längſt vermoderten Uhlefeldt und führte an, daß jenes Urtheil durch keinen einzigen ſchriftlichen Beweis gegründet ſey, und daß viele Geſchichtſchreiber, namentlich Hoert, behaupteten, Uhlefeldt habe das ihm beigemeſſene Verbrechen nie begangen. Der König hat hierauf das An-

Digitized by Google

denken Uhlefeldt's von der darauf haſtenden Schande befreit und die Zerſtörung der Schandſäule befohlen. Am 16. Juni ſind die Steinmetze an's Werk gegangen und auf der Stelle des unförmlichen Denkmals ſoll ſich nun ein Brunnen zur Zierde der Stadt erheben.

Der gerettete Pompejus.

Unter Papſt Julius III. ward bei Vertiefung eines Kellers in der Nähe der päpſtlichen Kanzlei zu Rom eine Bildſäule von Pompejus gefunden. Der Keller lief unter der Brandmauer zweier Häuſer her. Die Beſitzer dieſer Häuſer geriethen nun in Streit wegen der Bildſäule. Der Eine, A., behauptete: „Der Leib der Bildſäule hat unter meinem Haus gelegen, folglich gehört ſie mir.“ Der Andere, B., entgegnete: „Der Kopf der Bildſäule hat unter meinem Haus gelegen; der Kopf iſt das weſentlichſte Stück der Bildſäule; alſo gehört dieſe mir.“ Der Richter entſchied: „Man ſchlage der Bildſäule den Kopf ab und gebe ihn dem B., den Rumpf aber laſſe man dem A.“ Glücklicherweiſe erfuhr Cardinal Capodiferro dieſen Spruch, ehe er zum Vollzug kam, und trug dem Papſt die Sache vor. Seine Heiligkeit caſſirte den Spruch, gab jedem der Hauseigenthümer 250 Thaler und ſchenkte die Bildſäule dem Cardinal.

Der hochmüthige Herzog und der ſtolze Maler.

Der Herzog Karl von Somerſet, aus dem Hauſe Seymour, hatte den Maler Seymour beauftragt, eines ſeiner Zimmer mit den Bildern ſeiner Rennpferde zu ſchmücken. Bei einer Mahlzeit trank er dem Künſtler ſpöttiſch zu mit den Worten: „Vetter Seymour, auf Ihre Geſundheit!“ — „Edler Herr,“ erwiederte der Maler, „ich glaube, ich habe wirklich die Ehre, aus Ew. Gnaden Familie zu ſeyn.“ Dieſe Bemerkung erzürnte den Herzog dermaßen, daß er aufſtand und ſeinen Hofmeiſter anwies, den Künſtler zu bezahlen und zu verabſchieden. Er verſuchte es mit andern Malern, fand aber bald, daß nur ſein Namensvetter im Stand wäre, ſeine Pferde zu ſeiner Befriedigung abzukonterfeien, und bequemte ſich, den Verabſchiedeten zur Fortſetzung ſeiner Arbeit einzuladen. Seymour ſchrieb zur Antwort: „Jetzt will ich beweiſen, daß ich von Ew. Gnaden Familie bin. Ich komme nicht!“

Schwimmkunſt.

Es iſt ſchauderhaft! unſere erfindungsreiche Zeit bringt die ſchönſten Anekdoten um. Man erinnere ſich an jenen einfältigen Tropf, der ſo viel Lachen erregte durch ſeinen Vorſatz: nicht eher in's Waſſer gehen zu wollen, bis er ſchwimmen könne. Dieſer Witz iſt nun eine Wahrheit geworden; fernerhin braucht wirklich Niemand eher ins Waſſer zu gehen, bis er ſchwimmen kann. Der Schwimmlehrer Lutze in Berlin hat eine Maſchine konſtruirt, durch welche man in der Luft für das Waſſer ſchwimmen lernt. Dem Körper wird durch in Flaſchenzüge hängende Gewichte ſo viel von ſeinem Gewichte genommen, als ihm das Waſſer nimmt. Den Reſt davon muß er durch die kunſtgerechten Bewegungen der Hände und Füße zu überwinden ſuchen. Iſt er dies im Stande, nun ſo kann er auch ſchwimmen, ſobald er in's Waſſer kommt. Einige Unteroffiziere haben Auftrag erhalten, auf dieſe Weiſe ſchwimmen zu lernen: iſt dies der Fall, ſo wird ſie beim ganzen Militär eingeführt. Wir werden alſo bald etwas Beſtimmtes darüber erfahren.

Naſeweisheit gibt Anlaß zur Gründung eines Hoſpitals.

Thomas Guy in London hatte beſchloſſen, ſeine Magd zu heirathen. Kurz vor dem zur Trauung beſtimmten Tag gab Guy Auftrag, einen genau bezeichneten Theil des Pflaſters vor ſeiner Thür auszubeſſern. Während der Arbeit ging er aus. Seine Magd bemerkte eine zerbrochene Flieſe jenſeits der von ihrem Herrn und Bräutigam bezeichneten Stelle und gebot den Arbeitsleuten, dieſelbe durch eine neue zu erſetzen. Als Guy zurückkam, fing er an, mit den Arbeitern zu zanken. Dieſe entſchuldigten ſich mit dem Gebot der Mamſell. Die bräutliche Magd verläugnete auf Befragen ihr Gebot nicht, als etwas ſehr unſchuldiges. Guy aber nahm dasſelbe ſo übel auf, daß er augenblicklich das Verhältniß mit ihr abbrach und ſein Vermögen der Gründung eines Hoſpitals zu widmen beſchloß. Er verwandte auf den Bau nahe an 19,000 Pfund Sterling, und bei ſeinem Tod vermachte er ſeiner Stiftung nahe an 220,000 Pfund.

Einfache, wohlfeile und, wenn ſie ſich bewähren, unſchätzbare Heilmittel.

Ein engliſches Blatt berichtet Folgendes: Zu Udine in Friaul wurde ein in den Qualen der Waſſerſcheu liegender Menſch durch Eſſig geheilt, den man ihm aus Verſehen ſtatt eines andern Tranks gereicht hatte. Ein Arzt zu Padua erfuhr dies und beſchloß die Probe zu machen. Er gab einem Waſſerſcheuen, der im Spital lag, Eſſig ein, Morgens ein Pfund, Mittags und Abends desgleichen. Der Kranke ward ſchnell und vollkommen geſund. — Um Zahnſchmerzen zu ſtillen (mögen ſie von Beinfraß oder von Verkältung herrühren), lege man etliche Blätter Katzenmünze zwiſchen den ſchmerzhaften und den ihm gegenüberſtehenden Zahn. Dadurch entſtehe ein Speichelfluß, und in zwei bis drei Minuten hört der heftigſte Schmerz auf. Iſt der Zahn ſo empfindlich, daß man gar nichts darauf leiden kann, ſo kaut man die Blätter mit den andern Zähnen, und der Zweck wird durch den ſo erregten Speichelfluß gleichfalls erreicht. — Die Medical Gazette empfiehlt, als Erleichterungsmittel bei heftigem Huſten, Zuhalten der Naſe beim Ausathmen, abwechſelnd mit ungehindertem Einathmen. — Dieſelbe Zeitung empfiehlt: Blutegel, die nicht anbeißen wollen, in eine Schüſſel mit friſchem Bier zu ſetzen, und wenn ſie ſich einige Augenblicke darin bewegt haben, ſie ſchnell anzulegen.

Sprechen Sie halt Deutſch!

Ein Franzoſe, der in einem Gaſthauſe eingekehrt war, wollte ausgehen, als es eben bedeutend zu regnen anfing, er ſagte deshalb zu dem Lohnbedienten in ſeinem gebrochenen Deutſch: „Ick möchte aben ein Reggenſirm.“

„Reggenſirm?“ wiederholte der Lohnbediente mit verneinendem Kopfſchütteln; — „das kenne ich nicht! — Was iſt das?“

„Mein Gott, Sie werrden dock wiß, was iſt ein Reggenſirm?“

„Nein, ich weiß nicht, entgegnete der Lohnbediente.

„Das iſt eine Maſchin, die man nimmt über der Kopf, um aufzufang der Tropfen von die Regen.“

„Ah, jetzt verſtehe ich,“ meynte der Lohnbediente, „Sie wollen einen Parapluih haben?

„Si fait, si fait, un parapluie!“ rief der Franzoſe voller Freuden, endlich verſtanden zu ſeyn.

„Ja, warum reden's denn halt nicht gleich Deutſch!“ brummte der Lohnbediente, und gieng, um den franzöſiſchen Reggenſirm, auf deutſch Pa-ra-plu-ih genannt, zu holen.

So oder ſo?

Als der ſehr beliebte John Field in ſeiner letzten Krankheit von einer Dame gefragt wurde: „Sind Sie Fataliſt, oder Calviniſt?“ antwortete er lächelnd: „Madame, ich bin Pianiſt.“

Richtig aufgefaßt!

Ein ſchleſiſcher Jude kam nach Berlin, und beſuchte unter mehreren Orten auch Joſty's Konditorei. In dem Augenblicke ſeines Hereintretens forderte Jemand ein Glas Waſſer, und der Garçon rief: verre d'eau! der Jude, welcher ſich in ſeinem Dialekte mit: „Wer do?“ angerufen glaubte, antwortete ſchnell und laut: „Der Levi Heinemann aus Polkewitz!“

Digitized by Google

№ 32.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Hohenſchwangau. — Ein Amerikaner in Konſtantinopel. — Espartero und die Stadt Logrono. — Seltſame Fügung. — Ueber Kinderzucht. — Pot-Pourri. — Buntes.

Hohenſchwangau!

Von Koch-Sternfeld.

Dich beſchreiben, dich beſingen: —
Deiner werth; wem mag's gelingen?
Mir genügt zu ſchauen, was nach langer Nacht
Da die neue Schöpfung wunderſchön vollbracht.
Was ſich mir an Mangolds Grab enthüllt,
Einſt, dem Pilgernden: — es iſt erfüllt.
Am Schlund des Lechs, der rhät'ſchen Alpen Pforten,
Sind mir des Schwanengau's Geſchicke kund geworden.

Das rhätiſch Volk, auch römiſches Geblüt;
Nicht länger konnt' es ſich erwehren:
Ein Alemanenfürſt, ein hoch Gemüth,
Durchbrach die Gränzmark; — neue Herren
Erhoben ſich im Land; vor neuen Stürmen —
Sie ſäumten nicht, den alten Hort zu ſchirmen.

Da erſcheint, wie wunderbar,
Im Gefolg der rauhen Horden,
Die da zoh'n aus dem Weſten, aus dem Norden, —
St. Mangs beherzte, kleine Schaar;
Er ſelbſt ein Schüler Columbans und Gallus war.
Und nach des Meiſters weiſen Worten
Gewinnt auch er der Alpen Pforten;
Begeiſtert, ja mit blanker Wehre,
Erhebet er das Kreuz, und Chriſtus Lehre;
Und pflanzt ſie tief in dieſe Erde.

Doch, als das Fürſtenhaus, der Heimath fern — verblich;
Auch des Gaues ſchönſter Schmuck, des Volkes Leben wich.
Und Jahrhunderte ſeitdem verfloſſen;
Geſchlechter ſind vergangen, und entſproſſen,
Und der Kranz von altergrauen Veſten
Hieng nur noch am Riff', in morſchen Reſten. —

Doch ſieh'; da pilgert her des Königs Sohn,
Und ſchaut; — erkennt den alten Fürſtenthron,
Und ſpricht behend ein — zweites Werde.

Fürwahr; wo die Natur ſo plaſtiſch ſich geſtaltet,
Und wo die Kunſt den Stoff ſo meiſterhaft entfaltet,
Und wo des Königs Sohn im Volk ſo heimiſch waltet:
Da lebt das Volk; — und nimmer dieſer Thron veraltet.

Ein Amerikaner in Konſtantinopel.

(Vergl. Sammler Nro. 29.)

Jahrmarkt.

Wir gelangten auf den großen Platz der Sultanin Valide, der an dieſem Tage gerade von einem Jahrmarkte beſetzt war. Die verſchiedenen Quartiere der Hauptſtadt haben dieſen Markt umwechſelnd. In der Türkei unterſcheidet ſich jedes Volk — denn die Türkei iſt nicht ſowol eine Nation, als eine Vereinigung von Völkern — nicht nur durch ſeine Tracht, ſondern auch durch den beſondern Induſtriezweig, welchen es pflegt. Rechts von dem Eingangsthore lagerte unter einer großen Platane eine Gruppe Georgier, deren dunkelroſenrother Teint ſagte, daß ihre Schweſtern halbe Huris ſeyn müßten. Auf dem Kopfe trugen ſie eine hohe Mütze von ſchwarzem, kräuslichem Lammfell; die engen Schultern waren in ein knapp anliegendes, mit ſeidenen Knöpfen reichlich verziertes Jäckchen eingeſperrt, und die Taille umſchloß ein langer rothſeidener Gürtel, deſſen Frangen ihnen bis auf die Knöchel fielen, während ſie mit übergeſchlagenen Beinen ſitzend auf Käufer warteten. Dieſer Theil der Bevölkerung beſchäftigt ſich vorzüglich mit Kurzwaarenhandel, wozu aber auch Luxus-Artikel gehören, ſeidene Strumpfbänder, eleganter Kopfputz und ſelbſt reiche Kaſchmir-Shawls, welche um die Georgiſchen Mützen gewunden werden.

Neben den Georgiern theilte ein ernſter und phlegmatiſcher Muſelmann, unbeweglichen Angeſichts, die Süßigkeiten der türkiſchen Speiſekammer an zahlreiche Liebhaber aus. Der gute Muſelmann ſchnitt und bezuckerte die Backwaaren, welche wir uns ausgeſucht hatten, ohne uns auch nur anzuſehen. Mit einem Sorbet, den wir von einem anderen eben ſo ernſten Muſelmann nahmen, hatten wir eine ſehr komfortable Collation, welche uns fünfundzwanzig franzöſiſche Centimen (2 Sgr.) koſtete.

Einige Schritte weiter fiel mir das Aeußere von zwei Männern auf, die vor der Bude eines Juden um etwas handelten; mein Begleiter bezeichnete ſie mir als Indiſche Fakirs. Er redete ſie Arabiſch an, und während der Unterhaltung, die einige Minuten dauerte, konnte ich dieſe religiöſen Fanatiker, von denen ich ſo viel gehört hatte, nach Bequemlichkeit betrachten. Sie waren klein, aber wohl proportionirt und hatten eben ſo feine als angenehme Formen. Ihre Geſichtszüge waren regelmäßig und rein, aber zart wie die eines Kindes von zehn oder zwölf Jahren. Sie hatten feuchte und glänzende Augen, olivenbraune Geſichtsfarbe und glänzend ſchwarze, außerordentlich feine Haare. Der merkwürdigſte Zug ihrer Phyſiognomie, welcher mir ſpäter der unterſcheidende Charakter ihres Stammes zu ſeyn ſchien, ſind die Lippen von einem matten Schwarz, welche wie todt ausſehen, als wenn das Blut ſtehen geblieben und unter der Haut vertrocknet wäre. Ihre niedrige Kleidung hat gleichwol etwas Maleriſches. Ein künſtlich um die Taille geſchlungener Gürtel hält ein Beinkleid feſt, welches oben breit wie das der Türken, unten ſchmäler wird, zuletzt am Beine anliegt und einen kleinen Fuß ſehen läßt, der wie verdorrt ſcheint. Ein Mantel mit einer Kapuze, mit bizarren Zeichnungen bedeckt, hängt über ihre Schultern, und eine hohe, ſpitze, mit Lammfell beſetzte Mütze verbirgt die Stirn faſt ganz. Endlich tragen ſie eine blechene Almoſentaſche, welche durch einen ledernen Riemen an den Gürtel befeſtigt und groß genug iſt, um ſelbſt Lebensmittel hineinzuſtecken. Sie waren bettelnd von Oſtindien bis nach Europa gewandert. Wir gaben ihnen einige Goldſtücke, welche ſie ohne Ueberraſchung und ohne Freude annahmen; ſie kreuzten ihre Arme über die Bruſt, gaben uns einen indiſchen Segen und ſetzten ihren Handel mit dem Juden fort.

Die Räume zwiſchen den Buden waren von türkiſchen Frauen

Digitized by Google

angefüllt, welche die Mehrzahl der Käufer zu bilden ſchienen. Der Anblick der Frauen, deren ſchwarze Augen durch die Falten des Yaſhmack blitzen, macht auf den Fremden einen merkwürdigen Eindruck. Der ſonderbare Ton der Stimme, welcher durch mehrere Muſſelinlagen dringt, die ſich ſo eng an den Mund legen, daß man die Geſtalt der Lippen unterſcheidet, erinnerte mich an unſere Maskenbälle, denn gerade ſo ſprechen die Damen, wenn eine Maske ihre Stimme dämpft. Ein Mehlſack mit einem Paar gelben Pantoffeln am unteren Ende giebt eine ungefähre Anſchauung von der Geſtalt einer türkiſchen Dame. Ihre übermäßig dicken Hände, deren Nägel mit Henna gefärbt ſind, und ihre prächtigen Augen ſind Alles, was man ſehen kann, und das iſt wahrhaftig nicht genug. Aber man muß geſtehen, dem Glanze und dem Ausdrucke der Augen türkiſcher Frauen läßt ſich nichts vergleichen; und es iſt eine ganz eigenthümliche Empfindung, wenn ſie Jemanden feſt anblicken, ohne ſelbſt ihre ſeidenen Wimpern zu bewegen. In ihre weiten Schleier gehüllt, ſcheinen die türkiſchen Frauen nicht einmal zu ahnen, daß man ſie bemerken könne, und wenn ſie Jemanden ſo ſcheinbar herausfordernd offen ins Geſicht ſehen, ſo ſucht man unwillkürlich den Mund, als müſſe er den beſonderen Grund jener Aufmerkſamkeit, deren Gegenſtand man iſt, verrathen.

Die Juden, welche man in der ganzen Welt herauskennt, zeichnen ſich in Konſtantinopel noch viel mehr aus. Sie müſſen eine beſondere Kleidung tragen, eine kleine ſchwarze Mütze, umwunden mit einem ſchwarz gemuſterten Stück Zeug, welche nach hinten geſchoben iſt und die charakteriſtiſche hohe und ſchmale Stirn heraustreten läßt. Ihr moraliſcher Charakter iſt zu Konſtantinopel wie überall anderwärts.

Wir verließen den Platz der Sultanin Mutter, um in eine ſchmale Straße einzubiegen, welche faſt ganz von Konditoren bevölkert iſt. Dieſe Straße iſt ein wahres Schlaraffenland; Alles iſt dort voll Zucker, Konſerven und Konfitüren. Der Orient iſt die Heimath der Bonbons. In der Straße, durch welche wir ſchlenderten, war Zuckerwerk aller Art und von allen Farben, nicht etwa in Gläſern geborgen oder unter ſchützende Glocken geſtellt, ſondern in den Läden, ſo ziemlich unter freiem Himmel, pyramidaliſch aufgeſchichtet. Die Poeſie des Morgenlandes erſtreckt ſich bis auf die Namen der Bonbons. Ich kaufte für zehn Pfennige von einem Zuckergebäck, welches hieß dein Herz ſey in Frieden, und erhielt ſo viel, daß es für zehn zuthätige amerikaniſche Jungen ausgereicht hätte. Die türkiſchen Frauen leben faſt nur von Konditorwaaren, und die achthundert Frauen des Sultans beſchäftigen fünfhundert Köche und verzehren täglich zweitauſendundfünfhundert Pfund Zucker; macht für jede drei Pfund täglich.

Espartero und die Stadt Logrono.

Der bisherige Regent von Spanien hat bekanntlich vor einiger Zeit erklärt, ſein höchſter Ehrgeiz beſtehe darin, nach Niederlegung ſeiner Regenten-Würde Alcalde der Stadt Logrono zu werden. Es iſt nämlich ſeine Gemahlin in dieſem Städtchen Alt-Kaſtiliens geboren, und ſie hat viele Familiengüter daſelbſt; das Regentenpaar hat den Einwohnern außerordentlich viele Wohlthaten erzeigt, man hat Beiden bei ihrer Anweſenheit daſelbſt auch einen glänzenden Empfang bereitet, und es war daher auch nicht unnatürlich, wenn der Herzog für den ſchmeichelhaften Empfang auch ein ſchmeichelhaftes Wörtlein für Logrono hatte. Dieſe Stadt, welche man durch ſolche gegenſeitig ausgeſprochene Zärtlichkeiten für immer an das Geſchick des Herzogs gefeſſelt glaubte, hat ſich von ihm ſo eben losgeſagt und ſich mit ſeinen Feinden vereinigt! Iſt dieſes Undankbarkeit? Ja, die größte von der Welt! Allein wenn beim Spanier Dankbarkeit, Freundſchaft, Bruderliebe und perſönliche Vortheile in der einen Wagſchale liegen, der Nationalſtolz und der Patriotismus hingegen in der anderen, ſo wird er ſich mit aller Kraftanſtrengung auf die letztere werfen, und bringt er ſie nicht zum Sinken, ſo legt er gern noch ſein Leben hinzu. Hierin übertrifft der Spanier alle andere Nationen, und er ſieht darin ganz allein, daß er zur Genugthuung des Nationalſtolzes kein Verbrechen für unerlaubt hält. Ob Eſpartero's Regierung wohlthätig für das Land iſt oder nicht, ob nach ſeiner Vertreibung der Bürgerkrieg wegen Theilung der Spolien aufs neue ausbricht, danach fragt der ächte Spanier wenig; der Regent hat das Volk beleidigt, hat zweimal die Cortes auseinandergejagt, und zwar angeblich im Intereſſe der Engländer (die als Freunde einen unendlich größeren Haß im Lande zurückgelaſſen haben, als die feindlichen Franzoſen), und deshalb fallen alle ächte Spanier von ihm ab. Freilich müſſen ſeine erbittertſten Feinde zugeben, daß er das Geſetz der Verfaſſung für ſein Verfahren anführen kann. Allein ſie ſagen, er ſey bis an die Gränze ſeiner Rechte gekommen, (die Verfaſſung erlaubt nur eine zweimalige Auflöſung der Kammern) und blicke jetzt mit herrſchſüchtiger Lüſternheit nach dem Jenſeit! Ein kluger Regent, wie Ludwig Philipp habe niemals den Becher ſeiner Vorrechte bis an die Hefe geleert, ſondern ſich ſtets reinen Wein übrig behalten, um mit den Volksgefühlen anſtoßen zu können. Nicht ſo der Herzog vom Siege, welcher ſich nichts als die bittere Hefe übrig ließ, die er, wie es ſcheint, ganz allein wird verzehren müſſen, da die Freunde beim klaren Wein wohl tapfer Beſcheid gethan, jetzt aber ſich davon machen. Auf ſein Recht beſtehen zu wollen, iſt oft dem Privatmanne, wenn auch erlaubt, doch nicht zu rathen, wie viel weniger dem Chef einer politiſchen Partei! Auch Shylock ſprach nur von ſeinem Rechte! (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Seltſame Fügung.

Wie Leute aus Armuth zu großem Reichthum gelangen können, davon gibt die kürzlich verſtorbene Pariſer Kartenſchlägerin Lenormand einen Beweis. Sie hinterläßt nicht weniger als 500,000 Franken, welche reiche Narren ihr nach und nach haben zufließen laſſen. Größer noch iſt das Vermögen, welches Scholaſtica Deſcharmes beſitzt, und ſonderbar iſt der Zufall, welchem ſie mittelbar dies Vermögen verdankt. Sie hatte an der unrechten Thür geklopft. Jungfer Deſcharmes, die Tochter eines Zimmermanns zu Blamont in Lothringen, kam im Jahr 1810 nach Paris und verdingte ſich als Magd bei einem Advokaten. Nach einiger Zeit ſah ſie ſich nach einem andern Dienſt um, und klopfte in einem Haus, welches man ihr bezeichnet hatte, an einer Thür an. Ein junger Menſch trat heraus und fragte nach ihrem Begehr. Sie antwortete und ward nach der Thür gegenüber gewieſen. In demſelben Augenblicke trat ein Mann auf den Vorplatz und fragte, was ſie wollte. Sie antwortete, ſie ſuche einen Dienſt als Köchin oder Haushälterin, und entſchuldigte ſich wegen ihres Irrthums. „Hat nichts zu ſagen," entgegnete der Mann; „ich brauche gerade Jemand; ich will mich wegen Ihrer befragen; kommen Sie morgen wieder." Scholaſtica kam wieder, und der Maler Foreſtier — dies war der Mann — nahm ſie in Dienſt, zunächſt um ſeiner Hushälterin, einer ſechzigjährigen Verwandten, an die Hand zu gehen. Scholaſtica gewann durch Fleiß und Sparſamkeit die Liebe der alten Haushälterin, welche nach einigen Jahren ſtarb, und wurde dann dem bejahrten Maler unentbehrlich. Im Jahre 1838 ſtarb Foreſtier und ſetzte ſeine Magd zur Erbin ſeines Vermögens von über 700,000 Franken ein. Die 51jährige Jungfer iſt ſomit ſeit fünf Jahren im Beſitz eines Vermögens, welches ihr jetzt 21,000 Fr. jährlich einbringt. Von dieſer Summe verbraucht ſie nur einen kleinen Theil. Sie lebt, wie ſie bei Foreſtier gelebt hat, näht und verrichtet Hausarbeit. „Ich bediene ſelbſt meine Haushälterin," ſagt ſie; „ich eſſe wenn ich Hunger habe — ſtehend und wie ein Soldat. Daraus möchte wohl jeder abnehmen, dieſe Perſon habe für nichts anderes Sinn, als für das Geſchäft, welches ſie an dreißig Jahre lang getrieben; ſie ſey mit Leib und Seele eine Magd. Dem iſt aber nicht ſo. Ihr Haus iſt ihrem Vermögen entſprechend eingerichtet; ſie beſitzt eine Bibliothek, Gemälde und andere Kunſtwerke. Ihre

Digitized by Google

Verwandten haben ſogar gemeynt, ſie wäre verrückt, und haben vom Gericht verlangt, daß ihr ein Curator geſetzt werde. Es wurden Aerzte zu geſchickt, um ihren Zuſtand zu unterſuchen, und aus den Geſprächen, welche ſie mit dieſen geführt hat, geht hervor, daß ſie weder ſtumpf- noch wahnſinnig iſt. Sie ſagte unter anderm: „Abends arbeite und leſe ich. Ich leſe am liebſten Andachtsbücher. Ich habe Marmontel und Telemach geleſen. Voltaire iſt nach meinem Geſchmack; er iſt revolutionär. Den Rouſſeau finde ich zu ſchwach gegen die Weiber; ſein Styl aber gefällt mir." Bei einer andern Gelegenheit ſagt ſie: „Ich finde Voltaire zu trocken und zu ſpottſüchtig. Rouſſeau ſteckt immer in den Röcken der Weiber und läßt ſich von ihnen täuſchen." Das ſind freilich keine Orakel; allein dieſe Worte beweiſen doch, daß die Perſon lieſ't und denkt. Wenn die mediciniſchen Inquirenten die Sprache aufs Ausgehen brachten, dann redete ſie abenteuerliches Zeug von bösartigen Weſen, die ſie verfolgten, von Affen, die ſie in Wurſtbrühe verwandelten, ſie auf den Kirchhof ſchleppten und Leichen freſſen ließen u. ſ. w." Allein bei näherer Unterſuchung hat ſich erklärt, ſie habe die Aerzte zum Beſten gehabt; und das Gericht hat entſchieden, daß ſie keines Vormundes bedürfe.

Ueber Kinderzucht.

Ueber das Sonſt und Jetzt in der Erziehung der Jugend ließe ſich ein langes Kapitel ſchreiben, denn beide ſtehen ſich als Extreme ſchroff gegenüber. Sonſt herrſchte das Syſtem einer eiſernen Strenge und den Kindern war jegliche Aeußerung eines freien Willens verſagt. Unbedingte Unterwürfigkeit war das erſte Geſetz und nach Grund und Urſache zu fragen, galt für ſtrafbar. Züchtigungen aller Art wurden in reichlichem Maaße vertheilt; Widerſpruch hieß Verbrechen und Gehorſam Tugend. Die Jugend mußte zittern vor der Ungnade der Eltern und furchtbar in ſeinem Zorne war ein erbitterter Schulmonarch. Jetzt haben die Kinder und die liebe Jugend ſich emancipirt. Mit größter Milde und Humanität wollen ſie geleitet ſeyn, ſtrenge Worte oder gar Strafen vertragen ſie nicht mehr, ſie ſind den Eltern über den Kopf gewachſen und die Zuchtruthe bringt ſie zur Empörung. Kein Verbot mehr ohne genaue Angabe der Gründe und kein Befehl ohne Oppoſition. Alles ſoll heutigen Tages mit purer Liebe und mit Vernunftgründen erzielt werden. Wer wird die guten Kinder betrüben und wer möchte den Frieden ihrer Seele verletzen! Heutigen Tages iſt es nicht ſelten, daß um den Willen eines Kindes das ganze Haus ſich dreht, und daß die Mutter zittert vor dem Eigenſinn ihres vierzehnjährigen Sohnes, der nie die Wohlthat einer ſtrengen Erziehung genoſſen. Sonſt waren der Jugend Freuden und Lebensgenüſſe nur ſparſam zugemeſſen; ſie wurden in klöſterlicher Strenge von der Welt geſchieden und konnten von Glück ſagen, wenn ihnen an Sonntagen ein Spaziergang in's Freie verſtattet wurde, oder wenn ſie alljährlich einmal, etwa am Geburtstage, ein neues Kleidungsſtück bekamen. Sie wurden der ſchönſten Tage ihres Lebens nur wenig froh und die Strenge des Vaters und des Schulmeiſters lag drückend auf ihnen. Heutigen Tages iſt ihnen Alles verſtattet. Sie theilen die Genüſſe der Erwachſenen und machen den Luxus derſelben mit; ſie kleiden ſich nach dem neueſten Modejournal, gehen in's Theater, beſuchen Bälle und Concerte, halten Kindergeſellſchaften, machen Reiſen und fühlen ſich unglücklich, wenn ſie etwas entbehren oder ſich verſagen ſollen. So bewegen ſich die Zeiten immer in den Extremen, und wenn die frühere Strenge und Enthaltung zu weit getrieben wurde, ſo iſt die heutige Milde und Nachgiebigkeit nicht minder verderblich.

Wenn unſere Schulknaben wüßten, welch' ein freies und luſtiges Leben ihre kleinen nordamerikaniſchen Kameraden führen, ſie wanderten ſämtlich in die Vereinigten Staaten aus. Von körperlicher Züchtigung iſt natürlich nicht die Rede. Wer würde es wagen, künftige Souveraine auf eine ſo entwürdigende Weiſe zu behandeln! Den Lehrern trommelt die Jugend auf der Naſe herum. Die Mädchen kommen auch auf dem Lande, wie Damen geputzt mit Hut und Schleier in die Schule, die Knaben als junge Herren. Kein Schulmeiſter wagt es, ihnen perſönlich ein böſes Wort zu ſagen. Bei grobem Unfuge lieſt man öffentliche Anſchläge, worin die Buben ermahnt werden, ihre Balgereien im Schulzimmer abzuſtellen, weder die Bänke zu ruiniren, noch den Schulmeiſter zu ſchlagen. Kurz die Phantaſie eines deutſchen Schulknaben könnte ſich kein reizenderes Leben erſinnen, als es Amerika in Wirklichkeit darbietet!

Jemand ſingt über die heutige Mode-Erziehung:

Woher mags kommen, daß die Knaben
Gewöhnlich ſo viel Leichtſinn haben?
Und daß, den lieben ganzen Tag
So mancher Burſch nichts lernen mag?
Daß viele, ſtatt in's Buch zu ſchau'n,
Viel lieber Kartenhäuſer bau'n.
Die Eltern ſelbſt ſind Schuld daran;
Sie ſeh'n die Lehrer finſter an,
Wenn ſie die Kinder zwingen wollen,
Daß ſie recht emſig lernen ſollen. —
Der Lehrer, der dies merkt und ſieht,
Spielt alſo fleißig ſelber mit.

Pot-Pourri.

Aus dem Leben Napoleons.

Aus ſeiner Kinderzeit erzählt Napoleon in ſeinen Memoiren (Paris, 1843) Folgendes: „Ich erinnere mich noch, unter den mancherlei Märchen, womit mich meine Wärterin einzuſchläfern ſuchte, daß ſie in einer Nacht, da ich durchaus nicht einſchlafen konnte und ſie nicht in Ruhe ließ, zu mir ſagte: Napoleon, ſey ruhig und ſtill, und ich will Dir das Königreich Korſika geben, wenn Du groß biſt." — „Und Frankreich!" ſagte ich. — „Auch Frankreich dazu." — „Und die ganze Welt." — Auch dieſe ſollſt Du haben; aber nun ſey ſtill und verlange nicht mehr, denn ſonſt müßteſt Du Gott den Vater ſelbſt entthronen." — Ich war von dieſem Geſpräche ſo ergriffen, daß, als ſich meine Augen ſchloßen, ich noch immer für mich wiederholte, ich werde König von Korſika, von Frankreich und der Welt ſeyn, ſo hat mir Saveria (das war der Name der Wärterin) verſprochen; aber ich will nichts mehr verlangen, denn ſonſt müßte ich Gott, den Vater, ſelbſt entthronen wollen. — Damit ſteht Folgendes in Verbindung, was dort ebenfalls erzählt wird: „Ich war außerordentlich wißbegierig; ich wollte die Urſachen der Naturwunder, die mich umgaben, und den Zuſtand des Landes, kennen lernen. Meine Fragen ſetzten meinen Großonkel Lucian oft in Erſtaunen, der ſich übrigens darin gefiel, in mir ein künftiges Licht der Kirche zu ſehen. „Er wird", ſagte er, „Archidiakonus werden, dieſer kleine Napoleon; vielleicht auch Biſchof und Kardinal." Und dann, ſich unterbrechend, fragte er mich: „Willſt Du Papſt werden?" Ich aber erwiederte: „Nein, aber König von Korſika und Frankreich." — „Nun," antwortete dann Lucian mit Lächeln, „das iſt immer Etwas."

Eine Spiel-Anekdote.

Zur Zeit des Wiener Kongreſſes befand ſich in der öſterreichiſchen Hauptſtadt unter vielen andern originellen Menſchen auch ein gewiſſer O'Bearn, der für den erſten und älteſten Spieler in Europa galt. Das Spiel war die Beſchäftigung ſeines ganzen Lebens geweſen, er hatte ſtets von demſelben gelebt, und lebte noch davon; auch erzählte er eine große Menge Anekdoten aus ſeinem Spielerleben, und unter andern folgende: „Lange hat der Herzog von H. mit mir zu ſpielen gewünſcht, und ich ließ mich nicht lange bitten, ihm eine Gelegenheit dazu zu verſchaffen. Er wählte Piquet. Wir fingen um 9 Uhr Abends an, und als am andern Morgen die Sonne aufging, hatte ich mehr von ihm gewonnen, als ſein

Digitized by Google

Vater als Generalgouverneur in Indien erworben. Da ſagte der Herzog zu mir: „Ich zweifle, daß ich Alles bezahlen kann, was ich an Sie verloren habe, werde Ihnen aber meinen Intendanten ſchicken, der mit Ihnen rechnen und Ihnen die Beſitzurkunden über meine Güter übergeben ſoll.“ — „Sie ſprechen wie ein Mann von Ehre,“ entgegnete ich, „aber man ſoll von mir nicht ſagen, ich habe den Inhaber eines der ſchönſten Namen Englands an den Bettelſtab gebracht. Da ich indeß nicht umſonſt die ganze Nacht hier geſeſſen und geſpielt haben mag, ſo erlauben Sie mir, daß ich einen Geiſtlichen und einen Notar hieherrufen laſſe. Vor dem Geiſtlichen mögen Sie ſchwören, nie wieder eine Karte anzurühren, und der Notar mag eine Urkunde aufſetzen, durch die Sie ſich verbindlich machen, mir, ſo lange ich lebe, eine Rente von tauſend Pfund Sterling zu zahlen.“ — Die Bedingungen wurden angenommen und treu gehalten. Der Herzog von H. hat in ſeinem Leben nie wieder eine Karte angerührt, und ich habe nun ſeit fünfzig Jahren ſtets pünktlich meine Rente erhalten.“

Theure Cigarren.

Die öffentliche Verſteigerung der Effekten des verſtorbenen Herzogs von Suſſex (in welcher ſo mancherlei Kurioſitäten vorkamen), wurde am 12. Juli zu London mit den Tabacken und Cigarren geſchloſſen, für welche, da ſich eine ſo zahlreiche als erleſene Geſellſchaft von Käufern eingefunden hatte, die unverhältnißmäßig hohe Summe von mehr als 2000 Pfd. St. (à 11 fl.) gelöst wurde. Einzelne Parthien Cigarren wurden ſo theuer bezahlt, daß das Stück auf drittehalb Schilling (oder nach unſerm Geld auf ca. fl 1. 30 kr.) zu ſtehen kam. — Oberſt Gurwood kaufte eine Parthie von 2125 Stück um den enormen Betrag von 148 Pfd. St. und Herr Crockford zahlte 5½ Pfd. St. für 49 Cigarren. Der „Globe“ bemerkt, daß in London noch nie ein ſolcher Preis für Cigarren bezahlt worden ſey. — Der Geſammt-Erlös dieſer Verſteigerung betrug gegen 40,000 Pfd. Sterling (440,000 fl.).

Vornehme Sparſamkeit.

Wellington iſt bekanntlich bei ſeiner koloſſalen Einnahme als ein eben ſo großer Geizhals wie Hochtory verſchrieen. Ein engliſches Blatt erzählt einen neuen Beleg dazu. Die engliſchen Arbeiter in Dublin, und, wohl zu merken, die proteſtantiſchen, ſchickten eine Adreſſe an Wellington, aber das Schreiben kam uneröffnet nach Dublin mit der Bemerkung zurück, der Herzog nehme keine unfrankirten Briefe an. (Das Briefporto beträgt für einen Brief innerhalb der vereinigten Königreiche einen Penny.)

Anekdoten.

Als in dem Feldzug von 1814 Truppen in eine kleine Stadt einrückten, erhielt der General v. L. ſein Quartier bei dem ſtolzen und hochmüthigen Generalſuperintendenten. Der General nannte ihn immer „Herr Paſtor“; dieß verdroß den Titelſüchtigen, welcher endlich ſagte: „Sie können mich wohl bei meinem mir zukommenden Titel, Generalſuperintendent, nennen. Ich bin eben ſo ein General über meine Prediger, wie Sie über Ihre Soldaten.“ — „Gut“, entgegnete der General, „ich werde Sie von nun an kurzweg Herr Kollege nennen.“

Eine eingebildete Kokette nahte ſich in einer Geſellſchaft einem Kavallerie-Offizier, und ſagte ihm geheimnißvoll: „Herr Baron, wenn Sie Fenſterparaden machen, ſo muß dieß wenigſtens zu einer Zeit geſchehen, in welcher die Eltern nicht zu Hauſe ſind. Sie reiten ſtets um 3 Uhr an meinem Fenſter vorbei, dieß hat mir ſchon manchen bittern Vorwurf von Vater und Mutter zugezogen. Ich muß Sie bitten, es zu unterlaſſen.“ — „Es ſoll nicht wieder geſchehen“, erwiederte der Offizier, „aber um dieß Verſprechen halten zu können, ſagen Sie mir doch gefällig, in welcher Straße Sie wohnen.“

Buntes.

Zu einem berühmten Arzte ſagte Jemand: „Sie ſind ein ſo geſchickter Arzt, und doch mißglücken Ihnen ſo viele Kuren; woher mag das wohl kommen?“ Der Arzt antwortete: „Es geht uns wie den Kutſchern und Laſtträgern von Paris; wir kennen alle Straßen, aber was im Innern der Häuſer vorgeht, das wiſſen wir nicht.“

Eine ſchöne Frau ſagte: „Nicht wahr, wir Damen haben oft Recht?“ Ein Herr erwiederte: „O ja, aber nur zu oft und zu ſchnell, und Unrecht haben ſie nie.“

Ein Knabe, der einige Tage nicht in die Schule kam, brachte folgenden Entſchuldigungszettel von ſeinem Vater mit: „Urſache ſeines Außenbleibens iſt Stiefelverzögerung des Schuhmachers.“

Neuere Dichter.

In einer dramatiſchen Poeſie von G* kommen unter andern folgende kräftige Stelle vor:

„Die Sterne hatten alle ſich verkrochen,
Durch dichte Wolken watete der Mond“ ꝛc.

Im „Sprecher“ wird Franz Dingelſtedt, königlich-württembergiſcher Hof-Vorleſer, von einem Herrn Max in Verſen beſungen, welche dem ewigen Olymp die heftigſten Krämpfe verurſachen können. Der Schluß des Gedichts lautet:

„Ich falte meine Hände zum Gebet:
Erhalte uns, o Gott, den Dingelſtedt!“

Bayeriſche Litteratur.

* Wir können nicht umhin, unſere Leſer auf ein literariſches Werk aufmerkſam zu machen, welches ſo eben im Selbſtverlage des Verfaſſers in München erſchien. Es führt den Titel: **„Spezielle Beſchreibung der Heilquellen, Mineralbäder und Molkenkur-Anſtalten des Königreichs Bayern. Von Dr. Vincenz Müller.“** Wie reichhaltig dieſes Werk ausgeſtattet iſt, zeigt ſchon ein Blick auf das Inhalts-Verzeichniß, eine nähere Anſicht aber beweist; mit wie vieler Sorgfalt die geſammelten Materialien benützt und wie zweckmäßig und umſichtsvoll ſie dem Publikum vorgelegt werden, Bayerns Bäder in allen Kreiſen ſind nach den neueſten Berichten beſchrieben, ſowol topographiſch als auch beſonders hinſichtlich ihrer Heilkraft und Wirkungen, die durch hinzugefügte Krankengeſchichten belegt ſind. Nebſtdem findet der Leſer darin alle Notizen, die einem Kurgaſte zu wiſſen nur immer nothwendig ſind, wie z. B. die innere Einrichtung der Anſtalten, die Preiſe für Bad, Wohnung, Koſt u. dgl., kurz, das Werk läßt nichts zu wünſchen übrig und iſt Jedem zu empfehlen. Das Aeußere iſt dem Inhalte paſſend, elegant ausgeſtattet, ſchöner Druck und ſchönes Papier, ſauberer Einband und ſieben lithographiſche Beilagen, Anſichten von Bädern zieren daſſelbe und machen es auch von dieſer Seite der Empfehlung würdig. (Man vergleiche die Anzeige in der „Augsburger Abendzeitung“ Nro. 197.)

☞ Ein zweites intereſſantes Werkchen, welches ſo eben die Preſſe verlaſſen hat, können wir allen Freunden der vaterländiſchen Geſchichte und der Poeſie empfehlen. Es ſind: **Donaubilder** von **Dr. Th. Mörtl.** Mit 2 ſchönen Stahlſtichen. Die Mannichfaltigkeit dieſes wahrhaft unterhaltenden Büchleins geht am deutlichſten aus dem nachſtehenden Inhalte hervor: „An die Leſer. — Der Bogenberg. — Der Rekrut. — Das Rieſenkind. — Adelsdünkel. — Räthſel. — Der Pfarrer von Kalenberg. — Agnes Bernauer. (Mit einer Abbildung der Agnes-Bernauers Kapelle.) — Die Regensburgerbrücke. — Die ſchöne Müllerin. — Das Steckenpferd. — Die Tilly'sburg. — Der Krempelſtein. — Der Natternberg. — Blondel. — Greifenſtein. — Charade. — Die Galgenvögel. — Der Hecht. — Der Geiſt auf Rauheneck. — Das Hoſpital. — Die Teufelsmauer. — Der Mönch. — Die Elemente. — Der Widerruf. — Mangoldſtein. — **Latour d'Auvergne.** — Dowina. — Adelsſtolz. — Die Donaunixe. — Viel Köpfe, viel Sinn. — Die Stephanskirche. — Walhalla.

* Noch kommt uns ſo eben die dritte Auflage (München bei G. A. Fleiſchmann) von **„Koch-Sternfelds Rhapſodien aus den noriſchen Alpen“** zur Hand. Ueber den Werth dieſer Dichtungen hat das Publikum längſt entſchieden. Mehrere dieſer „gemüthlichen Kinder einer jugendlichen Phantaſie“ — wie der Verfaſſer einen Theil ſeiner Gedichte in der Vorrede nennt, ſind bereits in Muſik geſetzt. Wir werden einige Auszüge daraus unſern Leſern mittheilen und haben mit „Hohenſchwangau“ an der Spitze des heutigen Sammlers begonnen.

Digitized by Google

Nro. 33.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Kecke Täuſchung der Juſtiz. — Fünf Liebeserklärungen aus dem Stegreif. — Pot-Pourri. — Anekdoten.

Kecke Täuſchung der Juſtiz.

Am 12. Juli 1842 machte der Schneider Feille zu Toulouſe mit ſeiner Familie einen Sonntagsſpaziergang, und als er Abends ſpät zurückkehrte, fand er ſeine Stubenthür und einen Schrank erbrochen und 2040 Fr. nebſt drei Dutzend ſilbernen Löffeln und anderem Silberzeug entwendet. Nichts iſt gewöhnlicher, als auf dieſe Weiſe beſtohlen zu werden; aber nichts iſt ſeltſamer als die Art, wie der Schneider wieder zu ſeinem Geld kam, und die Keckheit, mit welcher die Juſtiz bei ihren Nachforſchungen an der Naſe herumgeführt worden iſt.

Zehn Tage nach dem Diebſtahl befand ſich Savène, der Handlungsreiſende eines Hauſes zu Elbeuf, mit welchem der Schneider Feille Geſchäfte macht, auf dem Capitolplatz mit dem Advokaten Ravel zuſammen und ſprach von dem bei ſeinem Kunden vorgefallenen Diebſtahl. Der Advokat äußerte: „Ich kann Nachweiſungen darüber geben.“ Der Reiſende zog ihn mit ſich zu dem Schneider, und dort erklärte Ravel: „Geſtern iſt eine gewiſſe Clémence bei mir geweſen, um mich wegen einer beabſichtigten Verläumdungsklage wider eine gewiſſe Victorine um Rath zu fragen. Sie überreichte mir eine von ihrem Liebhaber verfaßte Schrift. Aus dieſer ſah ein Papierſtreifen hervor, auf welchem ſich die Spuren von Gold- oder Silbermünzen abgedrückt hatten, und auf welchem geſchrieben ſtand: Feille, Schneider. Da ich keine große Luſt zur Uebernahme der Sache zeigte, bemerkte Clémence, ich dürfe wegen meines Honorars ſicher ſeyn; ihr Geliebter habe ihr Tags zuvor 2000 Fr. gegeben. Ich bemerkte dagegen: ihr Geliebter müſſe demnach reich ſein, — und ſie äußerte darauf: das nicht, aber er hat in der Lotterie gewonnen. Ich erinnerte ſie, daß keine Lotterie mehr beſtehe. Sie gerieth in Verwirrung und geſtand, ihr Ferdinand habe geſtohlen; ich möchte ſie nicht unglücklich machen, ſie wolle morgen (als heute) um zwei Uhr wieder kommen.“ Der Schneider, ſeelenvergnügt über dieſe Offenbarung, drang in den Advokaten, dieſelbe bei dem Polizeikommiſſär Colin zu Protokoll zu geben. Ravel that nicht nur dies, ſondern forderte auch den Kommiſſär auf, Leute auszuſtellen, um die Clémence zu verhaften. Polizeidiener wurden ausgeſtellt, allein ſie bekamen keine Clémence zu Geſicht.

Einige Tage ſpäter erklärte der Advokat Ravel, vom Schneider Feille gedrängt, dem Polizeikommiſſär: Clémence ſey ihm auf der Straße Peyrolier begegnet und habe ihn ſchluchzend gebeten, ihren Geliebten, Ferdinand Lacuiſſe, nicht zu verrathen. Tags darauf ſey ihm auf dem Quai von St. Peter ein magerer, unbärtiger junger Menſch begegnet, habe ihm als Urheber des Diebſtahls ſich ſelbſt, und als Mitſchuldigen einen Laſtträger und einen Einwohner des Feille'ſchen Hauſes angegeben.

Die Bezeichnung des jungen Menſchen paßte genau auf einen Handlungsreiſenden, Ludwig Lacuiſſe. Die Polizei traf Anſtalten zu ſeiner Verhaftung. Lacuiſſe, davon benachrichtigt, eilte zum Polizeikommiſſär und ſtellte ihn wegen der umlaufenden Gerüchte zur Rede. Ravel war anweſend und erklärte ſofort: das ſey nicht der Ferdinand Lacuiſſe, welcher den Diebſtahl bei Feille begangen habe.

Am 5. Juli kommt Ravel zu dem Schneider, offenbart ihm, die Familie des Diebs habe ihm den Erſatz des geſtohlenen Betrags zugeſichert, und ſtellte ihm ſofort einen Wechſel auf 2357 Fr. aus. Und Tags darauf discontirt er dieſen, ſeinen Wechſel und bezahlt ihn in Bankzetteln. Damit war der Schneider befriedigt, nicht aber die Juſtiz, welche den Dieb haben wollte.

Der Unterſuchungsrichter erfuhr bald, daß dem Beſtohlenen voller Erſatz geleiſtet ſey, und lud natürlich den Advokaten vor, um von ihm das Nähere über den Dieb zu erfragen. Ravel entgegnete: als Advokat müſſe er die ihm von ſeinen Clienten anvertrauten Geheimniſſe bewahren. Er könne weiter nichts ſagen, als daß er für die an Feille geleiſtete Zahlung durch einen von der Familie Lacuiſſe ihm ausgeſtellten Wechſel gedeckt ſey. Natürlich wollte der Richter den Wechſel ſehen, um in der Unterſchrift ein Anzeichen zur Auffindung des Diebs zu erlangen. Am 29. Juli ſollte Ravel den Wechſel vorzeigen, und nun erklärte er: „Ich habe von einem Mitglied der Familie Lacuiſſe nicht einen Wechſel, ſondern die 2357 Fr. baar erhalten. Ich habe mich verpflichtet, jenes Mitglied nicht zu bezeichnen; allein auf Verlangen des Richters wird es ſich vor dieſem ſtellen. Bis zum 1. Auguſt hoffe ich die genaueſten Nachweiſungen erhalten zu haben und will ſie dann mittheilen. Der Mitſchuldige, welcher in Feille's Hauſe wohnt, iſt ein junger Menſch, der Hunde hielt und der neulich eine Reiſe nach Pamiers gemacht hat, um eine Geliebte zu entführen.“

Beim Schneider Feille wohnte wirklich ein gewiſſer Mainganot, auf welchen dieſe Bezeichnung größtentheils paßte. Am 2. Auguſt ward Mainganot verhaftet. An demſelben Tag erſchien Ravel bei dem Unterſuchungsrichter, entſchuldigte ſich, daß er nicht verſprochener Maaßen Tags zuvor gekommen ſey und gab als Grund an, daß die von ihm angeſtellten Nachforſchungen ihn unerwartet lange in Anſpruch genommen hätten. „Geſtern,“ fuhr er fort, traf ich Lacuiſſe im königlichen Garten. Ich drang in ihn, mir die wahren Schuldigen zu nennen. Lacuiſſe deutete auf einen Menſchen, der ſchlafend auf der Erde lag, und verſicherte, dies ſey der Menſch, der mittelſt einer Scheere den Einbruch verübt habe. Lacuiſſe weckte den Menſchen und ich erkannte in ihm den Laſtträger Brunet.“

Auf dieſe Erklärung hin ward Brunet verhaftet. Er ſowol wie Mainganot betheuerten ihre Unſchuld. Einige Tage darauf wird Brunet mit Ravel confrontirt. Der Laſtträger läugnet ſtandhaft, und Ravel entgegnet ihm: „Ich will Dir den Mann ſtellen, von dem Du das Werkzeug geliehen haſt!“

Am 12. Auguſt bringt der Advokat Ravel zum Unterſuchungsrichter einen Schreinergeſellen, Victor Bergé. Dieſer erklärt auf Befragen, an einem Sonntag habe ein Menſch, (den er näher bezeichnete) ihm eine Scheere abgeborgt und gegen 6 Uhr Abends deſſelben Tages habe jener Menſch ſie ihm zurückgegeben. Bergé wird mit Brunet confrontirt und erklärt, das ſey der Menſch. Brunet nennt ihn einen Schweinhund. Der Richter fragt den Zeugen, ob er die Scheere aufweiſen könne? Bergé geht fort und

Digitized by Google

holt eine Scheere. Der Richter hat indeß zugleich Bergé's Meiſter, Poirot, vorfordern laſſen. Dieſer erklärt auf die Frage: ob er vorliegende Scheere kenne —: „Allerdings; ſie gehört mir; Bergé hat mir ſie ſo eben abgeborgt." Der Unterſuchungsrichter legte ihm das Dienſtbüchelchen Bergé's vor, mit der Frage, ob er das Formular in demſelben ausgefüllt habe. Der Schreinermeiſter bejaht, bemerkt aber, daß das von ihm geſetzte Datum des 10. Juni durch eine Verfälſchung in das vom 19. Juni verwandelt ſey. Weiter befragt, ob er ſeinem Geſellen früher einmal die Scheere geliehen habe, ſtellt er dies entſchieden in Abrede. Der Unterſuchungsrichter läßt die Scheere einem Sachverſtändigen übergeben, um zu prüfen, ob mittelſt derſelben der Einbruch habe bewerkſtelligt werden können. Der Sachverſtändige prüfte und erklärte, es ſey unmöglich. Der Schreinergeſell wird als falſcher Zeuge verhaftet.

Der Polizeikommiſſär, welcher den Verhafteten abführte, gab ihm zu bedenken, daß er durch Beharren in ſeiner Lüge ſeine Lage nur verſchlimmern könnte. Bergé ſah dies ein und geſtand, daß er ſeine falſche Ausſage auf Antrieb eines gewiſſen St. Huberi und des Advokaten Ravel gemacht, und daß Ravel die Verfälſchung in ſeinem Dienſtbuch bewerkſtelligt habe. St. Huberi ward an demſelben Abend verhaftet.

Am folgenden Tag, 13. Auguſt, wird Ravel vorgefordert und Bergé, welcher vor dem Unterſuchungsrichter ſein Geſtändniß wiederholt, ihm gegenüber geſtellt. Der Advokat läugnet ſeinen Antheil an der Verführung und ſchiebt die Schuld auf St. Huberi. Da endlich entſchließt ſich der Unterſuchungsrichter, die Verhaftung Ravel's zu verfügen. Im Gefängniß angelangt, rief der Advokat: „Ei, ſo verhaftet doch St. Huberi; er iſt der Dieb!"

Die Unterſuchung wurde nun gegen Ravel gerichtet. Vom Unterſuchungsrichter gedrängt, erklärte er: „Der Dieb, welcher einer mächtigen Familie angehört, iſt Edmund Faure d'Ere. Lacuiſſe hat ihn mir bezeichnet. Edmund's Oheim iſt auf meine Schreibſtube gekommen, um die Sache zu vertuſchen und hat mir durch einen Geiſtlichen die Entſchädigungsſumme für Feille zuſtellen laſſen. Ein Bauer hat mir einen Brief von Edmund eingehändigt, in welchem dieſer ſeine Schuld geſteht und meine Hülfe in Anſpruch nimmt." Ein Vorführungsbefehl ward gegen den abweſenden Faure erlaſſen. Faure ſtellte ſich am 1. September freiwillig vor dem Unterſuchungsrichter. Ravel wiederholte ihm ſeine Anſchuldigungen ins Geſicht und forderte ihn auf, einige Zeilen zur Probe zu ſchreiben. Faure ſchrieb, und Ravel erklärte, das ſey nicht die Hand, mit welcher der von dem Bauer überbrachte Brief geſchrieben ſey. Ob Ravel ſeine Ausſage in Betreff von Faure's Oheim zurückgenommen, erfahren wir nicht, auch nicht, wann der Laſtträger Brunet losgelaſſen worden. Faure ward ſofort entlaſſen, und Tags darauf erhielt auch der ſeit einem Monat verhaftete Mainganot die Freiheit wieder, nachdem er durch eine Menge Zeugen ſeine Unbeſcholtenheit und ſein Alibi am 12. Juni bewieſen.

Die Juſtiz hatte ſonach drei präſumtiv Schuldige in den Händen: Ravel und St. Huberi als Diebehehler und Anſtifter eines falſchen Zeugen, Ravel überdies als falſchen Zeugen und Schriftverfälſcher, und Bergé als falſchen Zeugen. Die Gazette des Tribunaux, welche dieſer Sache über ſechs ihrer Rieſenſpalten widmet, bezieht ſich auf eine ihrer früheren Nummern in Betreff des erſten Urtheils, das in dieſer Sache erfolgte, und begnügt ſich, zu erinnern, daß zwei Angeſchuldigte als Diebshehler vor die Aſſiſen zu Toulouſe geſtellt worden und einer (ohne Zweifel St. Huberi) für nicht ſchuldig erklärt, Ravel aber zur Ausſtellung am Schandpfahl und zu achtjähriger Einſperrung verurtheilt worden ſey. Dies Urtheil ward (warum? iſt nicht erwähnt) caſſirt und Ravel kam am 27. Juni vor die Aſſiſen von Montauban. Am 2. Juli ward er von den Geſchwornen für nicht ſchuldig erklärt.

Die neuerfundene Fabel Ravel's, auf welche hin dieſer ſonderbare Spruch erfolgte, iſt im Weſentlichen folgende. „Der Zufall hatte mir einige Anzeichen über die Urheber des Diebſtahls in die Hände geliefert. Ich beeilte mich, ſie zu offenbaren. Der Schneider Feille drängte mich, ihm ſein Geld wiederzuſchaffen. Um ſeiner loszuwerden, bezahlte ich ihn mit Geld, welches mir mein Vater gab. Nun drängte mich die Juſtiz. Da verlor ich den Kopf und ſagte eine Menge Unwahrheiten. Die angebliche Verfälſchung in dem Dienſtbuch Bergé's iſt nicht von mir, ſie hätte keinen Zweck haben können."

Dieſer Zweck iſt indeß leicht abzuſehen. Die Verfälſchung ſollte auf Rechnung des Schreinermeiſters kommen, dem man leicht hätte beweiſen können, daß Bergé ſchon am 10. Juni bei ihm in Arbeit geſtanden, und damit wäre die Juſtiz auf eine weitere falſche Fährte geleitet geweſen. Ueberdies hatte nicht nur Bergé, ſondern auch zwei unverdächtige Zeugen geſehen, daß Ravel die Fälſchung vorgenommen.

Bei der Vorführung Bergé's hatte Ravel ſich im Hintergrund gehalten. St. Huberi hatte dem Schreinergeſellen geſagt, er ſolle 300 Fr. haben, wenn er ſein Buch von ſeinem Meiſter beſcheinigen ließe und dann ausſagte, er habe dem Brunet am 12. Juni eine Scheere geliehen. St. Huberi hatte ihm ſodann im Namen Ravel's 20 Fr. gegeben. Ravel hatte den Bergé erſt im Verhörzimmer geſehen und ihn dort aufgefordert, die Wahrheit zu ſagen, nachher aber auf der Straße, als Bergé ihm vom Fenſter eines Zimmers neben dem Verhörzimmer aus, angedeutet, daß er verhaftet zu werden befürchte, erſt ihn beruhigt, dann mit dem Stock bedroht. Ueberdem ſagte ein anderer Schreinermeiſter aus, Ravel habe ihn im Auguſt aufgefordert, dem Bergé fälſchlich zu bezeugen, daß dieſer bei ihm in Arbeit geſtanden, und St. Huberi habe ihm dafür 20 Fr verſprochen.

Als Leumundszeuge ſagte der Subſtitut des Staatsprokurators zu Toulouſe aus, daß Ravel im Juli 1841 verſucht hatte, ihm die Bezahlung zweier falſcher Wechſel von 500 Fr. abzuſchwindeln. Zwei andere Zeugen gaben an, ſie hätten Ravel Geld ſtehlen ſehen, und eine Modehändlerin ſagte aus, Ravel hätte ihr eine Cravatte geſtohlen.

Nichtsdeſtoweniger iſt Ravel freigeſprochen. Die Juſtiz erſcheint hier blind; ſie hat höchſt wahrſcheinlich durch die Finger geſehen. Für das Publikum iſt in dieſem Fall nur die Oberfläche der Dinge ſichtbar; warum? — das bleibt zu errathen. Edmund Faure, der bei der letzten Verhandlung als Belaſtungszeuge auftrat, erſcheint dadurch verdächtig, daß er laut ſeiner eigenen Angabe ſchon am 15. Auguſt Kunde von dem wider ihn erlaſſenen Vorführungsbefehl hatte und ſich erſt am 1. September vor dem Unterſuchungsrichter ſtellte.

Fünf Liebeserklärungen
aus dem Stegreif.

In einer geiſtreichen Geſellſchaft äußerte das Fräulein Sophie von A*** gegen den Dichter M***, ſo hoch ſie die deutſche Dichtung auch ſchätze und ihr wegen ihrer Gediegenheit, Tiefe und ihres Ernſtes den Vorzug in vielen Stücken über die in andern Sprachen erſchienenen Poeſien einräume, ſo müſſe man dennoch in Anſehung der Leichtigkeit und der galanten Wendungen den Franzoſen den Preis zuerkennen.

M*** wollte dieſes nicht zugeben und ſagte endlich: ich halte mich keineswegs für einen ausgezeichneten Dichter, denn finden auch einige ſelbſt gemachte Verſe eine günſtige Aufnahme, ſo iſt man dadurch noch kein Dichter im wahren Sinne des Wortes. Dennoch mache ich mich anheiſchig, zum Scherz ein poetiſches Kunſtſtück zu verfertigen, was dem Franzoſen bei aller Anmuth ſeiner Sprache ſchwerlich gelingen dürfte.

Und das wäre? fragte das Fräulein.

Fünf kleine Gedichte zu machen und zwar, daß in jedem Vers ein Vokal fehlen ſoll.

Das möchte Ihnen doch ſchwer werden. — Stellen Sie mich auf die Probe, gnädiges Fräulein. — Ich halte Sie beim Worte!

Digitized by Google

— Gut! und über welchen Gegenſtand? — Ich überlaſſe Ihnen die Wahl.

So erlauben Sie mir, daß ich eine galante Liebeserklärung, und zwar an Sie gerichtet, wähle, und daß ich mir, wenn ich die Aufgabe löſe, für jedes einen Kuß als Honorar nehmen kann, das Fräulein ſtutzte erröthend und ſchwieg.

Viele, hauptſächlich Damen, in der Geſellſchaft, ſuchten ſie zu überreden, ſich dieſe Bedingung gefallen zu laſſen, und nach langer Pauſe ſagte ſie endlich: „Es mag darum ſeyn! ich denke daß ich dabei keine Gefahr laufe."

Doch, erwiederte M***, denn wenn mir auch dieſe Zuverſicht nicht ſehr ſchmeichelhaft iſt, ſo wird mich nicht blos der Ehrgeiz, ſondern noch ein ſüßeres Gefühl hoffentlich ſo begeiſtern, daß ich im neunzehnten Jahrhundert ſo belohnt werde, wie einſt ein Troubadour.

Ich bin jetzt gerade in einer ſo günſtigen Stimmung, fuhr er fort, die man nicht unbenutzt laſſen muß. Ich empfehle mich Ihnen, meine Damen und Herren.

Er verneigte ſich und ging in ein Nebenzimmer. Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde kam er mit einem Blatte Papier in der Hand zu der Geſellſchaft zurück.

In wiefern ich die Aufgabe gelöſt, darüber unterwerfe ich mich dem Ausſpruche der Geſellſchaft. Er reichte das Blatt dem Fräulein Sophie von A*** hin.

Verlegen und hocherröthend nahm ſie es halb zögernd und wollte es in ihrem Strickbeutel verbergen.

So haben wir nicht gewettet, mein ſchönes Fräulein! rief der Major von B*** aus, wir hier ſollen Schiedsrichter ſeyn, wir müſſen alſo hören, was unſer M*** gemacht hat!

Er nahm ihr das Blatt aus der Hand und faſt Alle riefen: Laſſen Sie hören!

Der Major las nun:

Ohne A.

Es iſt mir von Cupido's Bogen,
Ein ſpitziger Pfeil ins Herz geflogen.
Ich fühlte tief den ſüßen Schmerz;
Doch wünſch ich nie von meinen Wunden,
Selbſt ohne Hoffnung zu geſunden;
Dein Bildniß grub er mir ins Herz.

Ohne E.

Ach! ich zitt're in Angſt und Luſt,
Furcht zu mir als Warnung ſpricht:
Täuſch durch Wahn Dich thöricht nicht,
Kaltſinn wohnt in Idas Bruſt.

Ohne I.

Es ſchlägt das Herz ſo bang' und laut,
So bald das Aug' Amanda ſchaut.
Doch darf der ſcheue Mund es wagen,
Das, was er fühlt, nur halb zu ſagen?
Der Buchſtab', ach! der dann ertönt,
Ward ohne Schonung hart verpönt.

Ohne O.

Längſt verklungen iſt die Zeit
Sich'rer Unbefangenheit;
Damals, heiter, ſucht ich allen
Charitinnen zu gefallen.
Jetzt mir keine mehr gefällt,
Um die Freiheit iſt's geſchehen;
Eine mich gefeſſelt hält
Und ich ſchmacht in Liebeswehen.

Ohne U.

Kein leiſes Wort? — O laß mich ſchweigen!
Dich ſeh'n, iſt Götterwonne; ſchon
Ein Blick ſpricht mehr als Lippenton,
Wenn Thränen ſich in ſolchem zeigen,
Die banger Zweifel mir erpreßt,
Denn was mein Herz ſo tief empfindet,
Was mich an Dich ſo magiſch feſt
Mit Amors Roſenfeſſeln bindet,
Mit Worten ſich nicht ſagen läßt.

Man machte dem Dichter einige Komplimente, nur das Fräulein von A*** blieb ſtumm und ihr ganzes Weſen verrieth Beängſtigung.

So weit ſind wir noch nicht, — rief der Major mit lauter Stimme: erſt müſſen wir genau unterſuchen, ob ſich nicht wider die Verabredung ein A, E, I, O oder U in einem dieſer Verſe unerlaubterweiſe eingeſchlichen hat, damit man uns nicht ein X für ein U macht, das wäre leicht möglich.

O, thun Sie das, lieber Herr Major! waren die erſten Worte von des Fräuleins Lippen.

Man unterwarf dieſe fünf kleinen Stegreifgedichte einer ſorgfältigen Prüfung.

M*** hat Wort gehalten, ſagte der Major und ſich an das Fräulein wendend, die Miene machte, ſich aus dem Zimmer zu ſchleichen, fuhr er, ſie an der Hand faſſend, fort: Sie müſſen nun auch Wort halten; da hilft nichts!

Die Verlegenheit des Fräuleins ſtieg auf's Höchſte.

M*** dies ſehr lebendig fühlend, ſprach: Ich müßte eine große Eitelkeit beſitzen, wenn ich mir einbilden könnte, daß ich mit dieſen Bagatellen einen ſo hohen Preis verdient hätte, und es wäre ſehr unzart von mir, wenn ich auf meinem Lohn beſtehen wollte, der nur dann Werth haben kann, wenn man ihn freiwillig erhält.

Er küßte dem Fräulein ehrerbietig die Hand und verließ ſchnell das Zimmer und die Geſellſchaft, damit nicht, was er vorausſah und befürchtete, durch die Einmiſchung von Andern das Zartgefühl der liebenswürdigen Unſchuld noch mehr verletzt würde.

Einige junge Zierbengel zuckten mitleidig die Achſeln über den jungen Dichter, der ſich ſo wenig auf ſeinen Vortheil verſtünde; ſelbſt einige Damen ſchüttelten bedenklich die geſchminkten Köpfe und meynten, er benähme ſich doch bei allen ſeinen dichteriſchen Anlagen ſehr linkiſch, und ſelbſt ungalant, einen Kuß von einem ſchönen, jungen Mädchen gleichſam zu verſchmähen.

Sophie von A*** wußte in ihrem Herzen aber Dank; ſein Benehmen floß aus reiner im Stillen gehegten anſpruchloſen und reinen Liebe; er ſchätzte ſich glücklich, einmal eine Gelegenheit erhalten zu haben, ſeinem Idol ein Opfer bringen zu können und Sophie, die eine geheime Neigung zu ihm im Herzen hegte, entledigte ſich aus freien Stücken ihrer Schuld, in einem Moment, wo er ſich Glück wünſchte, daß man ihn für linkiſch und ungeſchickt gehalten, ſeinen Vortheil zu benutzen.

Pot - Pourri.

Moderne Schiffsladungen.

Unlängſt wollte ein italieniſcher Impreſario in einer größeren Stadt Sänger rekrutiren. Er hatte die Direktion eines neuen Theaters auf einer der nunmehr civiliſirten Südſee-Inſeln übernommen. Es fehlte nicht an Bewerbern, und er warb tüchtig an. Bald war die ganze Truppe unter Segel gegangen, und ſchwamm in Hoffnungen und von den Wellen gewiegt dahin, ihrem fernen Beſtimmungsorte zu. Jetzt aber lernten ſich die einzelnen Mitglieder erſt näher kennen. Nachdem die Seekrankheit der erſten Tage vorüber war, und die Künſtler etwas feſter gegen die böſen Einflüſſe der Reiſe geworden waren, wurden einige Opern ausgetheilt, und die Proben ſollten beginnen, um die tödtliche Langeweile zu verſcheuchen. Allein, welch' ein Sturm erhob ſich da! Rollenvertheilen! Probehalten! Kampf der Elemente! Aerger als die wogende See vom Orkane gepeitſcht. Zu jeder einzelnen Partie fanden ſich viele Berechtigte; da war eine Menge Tenore, Baritone, Bäſſe, Primadonnen. Was hatte der Direktor gemacht? Man beſtürmte ihn mit heftigen Anklagen. — „Meine werthen Freunde,"

Digitized by Google

antwortete er mit kalter Miene, „Ihr müßt wiſſen, daß ich die Reiſe nach Indien ſchon vier Mal gemacht habe, und daher verſtehen muß, was ich thue. Es iſt wahr, ich habe zwölf Tenore engagirt —“ die Tenore ſchreien entſetzt auf, und gucken einander verblüfft an — „und zwar aus folgendem Grunde: Wenn wir bei den Canariſchen Inſeln vorbeikommen, ſo muß ich darauf rechnen, zwei Tenoriſten zu verlieren. Wegen der Fieber, verſteht mich wohl. Während des kurzen Aufenthalts zu St. Thomas wieder zwei, ganz natürlich, das thut vier.“ — „Wie? ganz natürlich!“ ſchrieen Alle entſetzt. — „Wie ich Euch ſage, liebe Freunde! In St. Helena gehen für gewöhnlich drei darauf; beim Kap der guten Hoffnung zwei, das iſt richtig wie Gold. Das hat nie gefehlt. Laſſen wir nur Einen auf Bourbon und einen auf Isle de France, ſo können wir von Glück ſagen. Da ſeht Ihr nun, wenn ich von allen zwölf, die ich mitnahm, einen geſund an Ort und Stelle bringe, ſo kann ich von Glück ſagen.“ — „Das wäre doch komiſch!“ ſcherzte der Komiker. — „Mithin luſtig an's Werk! Zur Probe!“ rief ernſt der Direktor.

Der junge Peel.

Vor einigen Wochen erſchien ein junger Menſch auf der Poſt zu London und nahm unter dem Namen Lorenz Peel einen Platz im Eilwagen nach St. Albans. Einer der Mitreiſenden hatte zugehört, als der zarte Jüngling ſich einſchreiben ließ, und flüſterte ſeinen Gefährten zu: „Ein junger Peel.“ Die Gefährten beäugelten den Bezeichneten. Der Eine meynte, er ſey ein feiner junger Mann, ein Zweiter fand eine große Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem Premierminiſter, ein Dritter fragte ihn, ob er nicht der Sohn des Miniſters ſey. Lorenz gab eine ausweichende Antwort. Die Gefährten ſteckten die Köpfe zuſammen und theilten ſich einander die Ueberzeugung mit, daß der Miniſterſohn incognito reiſe. Sie erwieſen ihm die größte Aufmerkſamkeit, und als ſie ſich mit ihm an der table-d'hôte zu St. Albans befanden, brachten ſie fleißig die Geſundheit Ihrer Majeſtät aus, Höchſtihres erſten Miniſters und des liebenswürdigen Jünglings, der würdig in den Fußſtapfen ſeines Herrn Vaters wandele. Lorenz that fleißig Beſcheid. Der aus Birnen fabrizirte Champagner machte ihn geſprächig, und die Gäſte nebſt der Frau Wirthin erfuhren von ihm, daß er wirklich der Sohn Sir Roberts ſey, daß er zu Cambridge ſtudire, und daß er in dieſem Augenblicke ein wenig ſchwänze, um die Naturſchönheiten von St. Albans zu genießen. Die Philiſter aus dem Poſtwagen und die Kräbwinkler zu St. Albans waren entzückt über dieſe Gewißheit. Einer erbot ſich, dem Miniſterſohn zum Führer zu dienen und ſpäter als Fürſprecher bei dem Herrn Papa, welcher vielleicht das Schwänzen ſeines Sohnes übel vermerken möchte. Leider aber derangirte der Birnchampagner den Kopf des hohen Gaſtes dergeſtalt, daß er vorläufig auf Spaziergänge verzichten mußte, und das größte Verlangen äußerte, zu Bett gebracht zu werden. Die Frau Wirthin räumte ihm das beſte Zimmer mit dem beſten Bett ein und ließ den beſten Arzt von St. Albans kommen. Der Arzt brachte den Kranken bald wieder zur Beſinnung und ſtellte geſprächsweiſe einige Fragen über die Familie Sir Robert's. Der junge Menſch gab ſo verkehrte und widerſpechende Antworten, daß der Arzt an ſeiner Sohnſchaft zu zweifeln begann. Er betrachtete ſeinen Patienten genauer, und überzeugte ſich, daß derſelbe nicht der Sohn des Miniſters ſeyn könne, weil er keines Menſchen Sohn, weil er — ein Mädchen ſey. Die Frau Wirthin war bei dieſer Kunde wie aus den Wolken gefallen. Sie benachrichtigte die Obrigkeit. Die Obrigkeit nahm den Pſeudo-Peel in Gewahrſam. Ein Verhör wurde angeſtellt. Die junge Perſon gab an, ſie ſey die Tochter katholiſcher Eltern, ſey von dieſen zur Erziehung in ein franzöſiſches Kloſter geſchickt worden, ſey der Kloſterzucht überdrüſſig, von Paris entlaufen, habe ſich mit 200 Pfund Sterling eingeſchifft und ſey unterwegs beſtohlen worden. Die hochweiſe Obrigkeit rathſchlagte, was mit der Perſon anzufangen ſey und kam zum Schluß, daß dieſelbe verrückt, und damit ſie der Gemeinde nicht zur Laſt fallen könnte, ſchleunigſt aus dem Weichbilde von St. Albans zu entfernen ſey. Dieſer Beſchluß ward am folgenden Tag unter dem Hohngeſchrei der verſammelten Menge vollzogen.

Anekdoten.

„Wie weit iſt es von Augsburg nach München?“ wurde Jemand von einem jungen Manne gefragt. „9 Meilen,“ antwortete der Gefragte; „man macht die Tour auf der Eiſenbahn gewöhnlich in zwei Stunden.“ „Und von München nach Augsburg?“ „Nun,“ erwiederte der Andere unwillig, „ich denke, daß der Weg von Augsburg nach München weder länger noch kürzer als der von München nach Augsburg iſt.“ „Bitte um Verzeihung,“ entgegnete der junge Witzling; von Oſtern bis Pfingſten ſind nur 7 Wochen und dennoch ſind von Pfingſten bis Oſtern 47 Wochen.“

Neulich fuhr der witzige Dr. G. auf der Eiſenbahn von Breslau nach Oppeln. Er befand ſich in einem Wagen zweiter Klaſſe allein mit einer Dame. Vergebens hat er verſucht, mit derſelben ein Geſpräch anzuknüpfen; ſie antwortet kurz und ſchnippiſch. Endlich zündet ſich der Dr. aus langer Weile eine Cigarre an. Da ſagt die Dame zu ihm: „Sie ſind wohl noch nicht in der zweiten Klaſſe gefahren, da ſie nicht zu wiſſen ſcheinen, was hier Sitte iſt. — Der Dr. antwortet ruhig: „Ich wußte bisher nur die verſchiedenen Sitten der erſten und letzten Klaſſe; in der erſten ſind die Paſſagiere gegen die Kondukteurs, in der letzten die Kondukteurs gegen die Paſſagiere grob; das aber wußte ich noch nicht, daß in der zweiten Klaſſe die Paſſagiere grob gegen einander ſind.

Herr Feodor Wehl erzählt im dritten Hefte ſeiner „Berliner Wespen“: „Im Montbijou-Garten laufen zwiſchen gewiſſen Leuten, zum großen Vergnügen der Kinder, auch ein Paar Ziegenböcke herum. Neulich, an einem Sonntage, an welchem ſie nicht herausgelaſſen waren, hörte Jemand folgendes Geſpräch zwiſchen einem Vater und ſeinem kleinen Sohne. Sohn: Lieber Vater, wo ſind denn heute die Böcke? — Vater: In der Kirche, liebes Kind, weil es heute Sonntag iſt.“

Bei manchem heutigen Feſt- und Zweckſchmauſe wird man an Robert Walpole erinnert, der, wenn er in der Pairskammer etwas durchſetzen wollte, ſeine muthmaßlichen Gegner bei ſich ſchmauſen und den Champagner ſtrömen ließ. „Ich habe das“ — ſagte Walpole — „von den Korbmachern gelernt, die feuchten ihre Weidenruthen vorher an, damit ſie geſchmeidig werden und ſich der Bearbeitung leichter fügen.“

Eine ſpaniſche Frau trat zum Schiedsrichter und beſchwerte ſich, daß ihr Mann ſie zur höchſt ungelegenen Zeit geſchlagen habe: „Ich erkläre hiemit,“ ſagt der Alkade ernſthaft, „dieſes Züchtigen für null und nichtig, und in Zukunft ſoll euer Mann darauf achten, daß er Euch zu gelegener Zeit prügele.“

Ein Profeſſor, der ſich unter dem Thore mit ſeinen drei Eleven als Einpaſſirende angab, wurde von dem Unteroffizier als Profeſſor N. mit drei Seelöven auf den Paſſanten-Rapport geſetzt.

Auf eine ſehr drollige Weiſe hat in Berlin ein bei ſeinem Examen wahrſcheinlich verunglückter Mediciner, deſſen Examinatoren die bekannten Aerzte: Eck, Kothe, Dieffenbach und Wolff waren, ſein Unglück beſchrieben. Der Letztere fand darauf folgendes Epigramm auf ſeinem Katheder:

„Kommſt Du glücklich um die Ecken
Bleibſt Du doch im Kothe ſtecken,
Kommſt Du durch den Dieffenbach,
Frißt Dich doch der Weiff hernach.“

Digitized by Google

Nro. 34.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Abend bei Karoline Pichler. — Zur Napoleon-Litteratur. — Korreſpondenz des Sammlers. — Pot-Pourri. — Buntes.

Ein Abend bei Karoline Pichler.

Von Anton Langer.

Zwei literariſche Notabilitäten hat Deutſchland in der jüngſten Zeit verloren, die gleichſam wie Denkmale daſtanden, einer verklungenen, ſchöneren Aera der Literatur in dem modernen Marktſchreierthum des deutſchen Schriftſtellerweſens: Friedrich Kind in Dresden, und Karoline Pichler in Wien. Dieſe ehrwürdige Frau, deren Schriften voll der edelſten, vaterländiſchen Geſinnung und reinſten moraliſchen Tendenz ſo grell gegen die Werke unſerer deutſchen Dudevants abſtechen, die durch ihren Roman „Frauenwürde" den durch das Revolutionstreiben entwürdigten, weiblichen Charakter zuerſt wieder ins reinſte Licht ſtellte, dieſe jedem Oeſterreicher werthe Frau — iſt am 9. Juli 1843 Morgens um 6 Uhr eingegangen zur Ruhe.

Die öffentlichen Blätter werden es ohne Zweifel an Nekrologen und Biographien der gefeierten Schriftſtellerin nicht fehlen laſſen; ich aber glaube, es dürfte dem gebildeten Leſepublikum nicht unintereſſant ſeyn, zu erfahren, wie Karoline Pichler nicht als Weltdame und Dichterin, ſondern als Mutter und Hausfrau gelebt und gewirkt habe, und will mich bemühen, ſo treu als möglich einen jener vielen Abende zu erzählen, die ich ſo glücklich war, bei der gefeierten Frau zu verleben.

Ich wähle gerade dieſen, weil mir der Zufall an demſelben vergönnte, ſie allein, das heißt ohne Geſellſchaft, nur im Kreiſe ihrer liebenswürdigen Familie zu treffen, die aus ihrer Tochter, der verwittweten Appellationsräthin von Pelzeln und deren Kindern, Auguſt, Fanni und Marie beſteht. Ich traf ſie allein im Garten ihres Hauſes, in einfacher Matronentracht, eine Zeitung leſend, denn troß ihres vorgerückten Alters nahm ſie anden politiſchen Ereigniſſen Europa's noch immer den wärmſten Antheil.

Mit der ihr eigenen liebenswürdigen Wärme und Aufrichtigkeit grüßte Sie, und hieß mich Platz nehmen. Unſer Geſpräche drehte ſich um die alte Zeit. Sie erzählte von Männern, deren Gedächtniß jedem Oeſterreicher heilig iſt: von Denis, Collin, Zacharias Werner, Gluck, Mozart, Haydn, Salieri; Alle hatte ſie perſönlich gekannt, von jedem wußte ſie eine oder die andere Anekdote zu erzählen, und verſtand es, ſie ſo anſchaulich und lebhaft zu ſchildern, daß mich ein eigenes Gefühl überſchlich, faſt als befände ich mich in der Geſellſchaft jener Heroen, die unſer Vaterland unſterblich gemacht haben. Damals war eben der erſte Band ihrer „Zeitbilder" (leider ihr letztes Werk) erſchienen und als ich ihr von der allgemein günſtigen Aufnahme des Publikums ſprach, meynte ſie lächelnd, ſie werde nun wohl bald ausgeſchrieben haben. Wir kamen hierauf auf die Heldenepoche des Jahres 1809 zu ſprechen und ſie redete von dem Sieger von Aspern mit jenem ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus, den ſie von jeher gegen das hohe Kaiſerhaus in Wort und Schrift an den Tag legte.

Sie lud mich zu einem Spaziergang durch den Garten ein, und hier hatte ich wieder Gelegenheit, die umfaſſenden Kenntniſſe der geiſtreichen Frau zu bewundern. Nicht nur, daß ſie die deutſchen und lateiniſchen Namen aller Pflanzen mit einer Genauigkeit angab, die mich in Erſtaunen ſetzte, (denn bereits zählte ſie über 70 Jahre), ſondern ſie verſtand es auch im Garten, Vorräthe für Küche und Keller zu ziehen und citirte lächelnd einige darauf ſich beziehende Stellen aus Horaz (Lib. Epod. Od. II.). Unter andern brach ſie mir einen wunderſchönen, vollen, duftigen Goldlack, den ich noch jetzt wie eine Reliquie bewahre. So gelangten wir zu einer großen, weithinſchattenden Kaſtanie, ihrem Lieblingsplätzchen. Hier ſetzten wir uns neuerdings, und ſtatt von der alten, ſprachen wir nun von neuer Zeit und Literatur, und wenn ſie ſich, auch nicht gerade tadelnd, darüber ausſprach, ſo waren ihre Anſichten darüber doch nicht die günſtigſten. Sie erklärte ſich unverhohlen gegen Lenau, wegen ſeiner faſt ans Weibiſche gränzenden Weichheit und Wehmuth, während ihr Grün's ſelbſt im tiefſten Schmerze muthige und edle Männlichkeit ſo ſehr zuſagte, daß ſie das Gedicht „Mannesthräne," mit eben ſo viel Wahrheit als Gefühl recitirte.

Währenddem war Frau von Pelzeln mit ihren liebenswürdigen Kindern in den Garten herabgekommen, und nun begann nach gegenſeitiger freundlicher Begrüßung eine Scene der fröhlichſten Aufgeregtheit. Es war nämlich auf einem Erdbeerbeete die Nachleſe der ſaftigſten Ananaserdbeeren zu halten, und wir Alle machten uns luſtig darüber her, wobei die Dichterin uns herzlich wegen unſrer Ungeſchicklichkeit auslachte, wenn wir troß unſerer jungen Augen ſo manche unter den dunklen Blättern verborgene duftige Frucht überſahen, die ſie zu finden wußte, und mit mütterlicher Sorgſamkeit ſpendete.

Da der Abend bereits kühl zu werden begann, ſo ließ die Dichterin das Gouter, welches wir ſonſt im Garten einzunehmen pflegten, im Hauſe beſorgen. Als wir uns dahin begaben, fiel mir die rührende, ich möchte faſt ſagen, patriarchaliſche Ehrerbietung auf, mit der alle Hausgenoſſen, jung und alt, ſie begrüßten, während ſie für jeden ein Wort des Grußes und der freundlichen Zuſprache hatte. Der kleine Salon, in welchem das Gouter beſorgt war, war eines jener dämmernden, heimlichen Gemächer, die auf eine merkwürdige Weiſe moderne Eleganz mit alterthümlicher Bequemlichkeit vereinen. In der That befanden ſich hier einige Möbel, die im ſtrengſten Sinne des Wortes, nicht blos der Façon nach, Rococo waren, und um welche manche Modedame die Beſitzerin beneidet hätte. Vorzügliches Intereſſe hatte für mich ein Bildniß Theodor Körner's, während ſeiner Anweſenheit in Wien (1809) gemalt, das ihn als einen ſehr ſchönen Mann vorſtellte, und nach der Dichterin eigenem Ausſpruche die vollkommenſte Aehnlichkeit beſaß, während es den Porträten, die man gewöhnlich ſeinen Werken vorgedruckt ſieht, ganz und gar nicht glich.

Die Frau vom Hauſe hieß uns nun ſetzen, und bediente uns ſelbſt mit Kaffee und Früchten, während ſie Thee mit Milch, wahrſcheinlich ihrer bereits angegriffenen Geſundheit wegen, vorzog; die fröhlichen Plaudereien und harmloſen Neckereien dauerten fort, nur ein einziges Mal citirte Karoline Pichler eine italieniſche Ballade: „Il ritorno del crociato," die ſie mit großer Vorliebe für die „Rivista Viennese" überſetzt hatte.

Nach eingenommenem Gouter beſchäftigten wir uns ſämtlich

Digitized by Google

mit dem bekannten Spiele, aus zerlegbaren Buchſtaben irgend ein Wort zuſammenſetzen und es dann zerlegt einem Andern zu geben, der nun daraus daſſelbe Wort finden ſoll. Nachdem wir ſo einige mit mehr oder weniger Geſchicklichkeit zuſammengeſetzt hatten, ſchob mir Karoline Pichler eine Hand voll Buchſtaben zu, die ich mit aller Mühe nicht enträthſeln konnte, bis ſie mir lachend erklärte, es hieße: „Inkle und Yariko." Hierauf forderte ſie uns in ihrer gemüthlichen Sprache auf, „ein Tanzerl zu machen," und da Frau von Pelzeln ſo gütig war, uns eine Quadrille zu ſpielen, ſo ließen wir uns nicht lange bitten, mußten aber manchen ſcherzhaften Vorwurf über unſere Nonchalance im Vergleiche mit der ehemaligen taktmäßigen Grazie hören, und da ich unſer heutiges Syſtem zu vertheidigen ſuchte, ſo forderte ſie mich mit fröhlichem Scherze auf, eine Menuette à la Reine mit ihr zu tanzen, ſo daß ich Sohn der neuen Zeit, zu meiner Beſchämung meine Unwiſſenheit geſtehen mußte.

Hierauf ſetzte ſie ſich ans Piano, auf dem ſie Meiſterin war, ſpielte Einiges von Mozart, und da ſie meine Vorliebe für den großen Tonkünſtler kannte, ſo erzählte ſie mir folgende Anekdote, die, ſo wie mich, gewiß jeden Verehrer Mozart's anſprechen dürfte, und die ich mit der Dichterin eigenen Worten hier wieder erzähle. „Als ich einſt," ſprach ſie, „am Flügel ſaß, und das Non più andrai aus „Figaro" ſpielte, trat Mozart, der ſich gerade bei uns befand, hinter mich, und ich mußte es ihm wohl Recht machen, denn er brummte die Melodie mit und ſchlug den Takt auf meine Schultern, plötzlich aber rückte er ſich einen Stuhl heran, ſetzte ſich, hieß mich im Baſſe fortſpielen und begann ſo wunderſchön aus dem Stegreife zu variiren, daß Alles mit angehaltenem Athem den Tönen des deutſchen Orpheus lauſchte. Auf einmal aber ward ihm das Ding zuwider, er fuhr auf und begann in ſeiner närriſchen Laune, wie er es öfters machte, über Tiſch und Seſſel zu ſpringen, wie eine Katze zu miauen, und wie ein ausgelaſſener Junge Purzelbäume zu ſchlagen." So erzählte ſie. Da bald darauf das Souper aufgetragen wurde, ſo empfahl ich mich, und die unvergeßliche Frau ließ ſich's nicht nehmen, mich bis an die Thüre zu begleiten, und ermahnte mich ſorglich, mich ja wohl zuzuknöpfen, daß mir, da ich vom Tanze etwas erhitzt war, die Nachtluft nicht ſchaden möchte.

So war Karoline Pichler im häuslichen Kreiſe, ſo lebte ſie, ſo wirkte ſie. Wer aus ihren Schriften ſie kannte, achtete ſie; wer ſie perſönlich kannte, liebte ſie. Mögen Andere am Dichterhimmel als Sonnen und Sterne glänzen oder Unheil drohend, kometenartig wie Herwegh ihre Bahn ziehen, ſie glich dem reinen, heiligen Feuer der Veſta, das auf dem Altare der Häuslichkeit lodert, als ein Sinnbild weiblicher Tugend und Sittenreinheit, und von ihr gelten im vollſten Maaße Schiller's herrliche Worte:

„Wer den Beſten ſeiner Zeit gelebt,
Der hat gelebt für alle Zeiten." —

(Wien. allg. Theaterz.)

Zur Napoleon-Litteratur.

Colburn's New Monthly Magazine enthält einen Aufſatz: „Erinnerungen an Kaiſer Napoleon, von Miſtreß Abel". Dieſe Dame, die mit ihrem Mädchennamen Miß Eliza Balcombe hieß, war als Kind ein Liebling Napoleons, der als Gefangener auf St. Helena eine Zeitlang im Haus ihres Vaters wohnte, bis Longwood für ihn eingerichtet war. Auch nachher beſuchte ſie den Kaiſer fleißig und war, wie auch Walter Scott erzählt, untröſtlich bei ſeinem Tode. Den erſten Anblick des Mannes beſchreibt Mrs. Abel alſo: „Er ſah todtenbleich aus, und ſeine Züge, wiewohl kalt, unbeweglich und etwas ſtreng, kamen mir ſehr ſchön vor. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl in unſerer Cottage, und nachdem er unſer kleines Zimmer gemuſtert, ſagte er der Mama eine Artigkeit über die hübſche Lage unſeres kleinen Hauſes. Sobald er zu ſprechen anfing, verſcheuchte ſein bezauberndes Lächeln und freundliches Weſen jede Spur der Furcht, womit ich ihn betrachtet hatte. Während er mit Mama plauderte, hatte ich Gelegenheit ſein Geſicht genau zu betrachten, und ich that es mit der regſten Theilnahme. Ich habe nie einen Mann geſehen mit einem ſo bemerkenswerthen, Achtung erzwingenden Angeſicht. Die Porträte von ihm geben zwar eine gute allgemeine Vorſtellung von ſeinen Zügen, aber ſein Lächeln und der Ausdruck ſeines Auges ließen ſich nicht auf die Leinwand übertragen, und eben darin lag der größte Reiz des Napoleonkopfs. Sein Haar war dunkelbraun und ſo fein und ſeidenfadig wie das eines Kindes. Seine Zähne waren gleich, aber ziemlich ſchwarz, was, wie ich nachher fand, von ſeiner Gewohnheit herrührte, Bärenzucker zu kauen, wovon er beſtändig einen Vorrath in der Weſtentaſche trug." Die Dame erzählt wie ihr der Kaiſer Unterricht in der Geographie ertheilte, mit beſonderer Vorliebe aber verweilt ſie bei den Neckereien die zwiſchen ihr und dem „Sieger in hundert Schlachten" an der Tagsordnung, und zum Theil ziemlich praktiſcher Art waren, als Püffe, Anrennen u. dgl. „Bald nach ſeiner Ankunft (erzählt ſie) beſuchte uns ein kleines Mädchen, Miß Leggs, die Tochter eines Freundes. Das arme Kind hatte ſo ſchreckliche Geſchichten von „Bony" gehört, daß, als ich ihr ſagte, er komme über das Feld herauf, ſie zitternd ſich an mich feſtklammerte. Meine eigene frühere Furcht vergeſſend, war ich grauſam genug hinauszulaufen und Napoleon zu ſagen, wie ſehr ſich das Kind vor ihm fürchte. Ich bat ihn ins Haus zu kommen. Er trat zu ihr heran, ſträubte mit der Hand ſein Haar in die Höhe, ſchüttelte mit dem Kopf, ſchnitt furchtbare Geſichter und ſtieß ein wildes Geheul aus. Das arme Mädchen ſchrie ſo heftig, daß Mama beſorgte, es möchte in Krämpfe verfallen und es aus dem Zimmer brachte. Napoleon lachte herzlich darüber, daß er ein ſolcher Popanz ſeyn ſollte, und wollte mir kaum glauben als ich ihm ſagte, daß ich eine eben ſo große Furcht vor ihm gehabt habe. Als ich dieſes Geſtändniß machte, verſuchte er mich durch dieſelben Gebärden zu erſchrecken, wie die kleine Miß Leggs; aber mir erſchien er mehr grotesk als grauſenhaft, und ich lachte ihn aus. Nun verſucht' er es als letztes Mittel mit einem Geheul, aber damit gelang es ihm ebenſowenig. Das Geheul, ſagte er, ſey koſakiſch, wenigſtens klang es barbariſch genug." Ein anderes: „Er lud mich und meine Schweſter ein mit ihm zu ſpeiſen, und er ſcherzte über die Engländer, wegen ihrer Vorliebe für „Rosbif" (Roſtbeef) und Plumpudding. Ich replicirte, die Franzoſen lebten von Fröſchen, lief ins Haus, und brachte ihm eine Karikatur, worauf ein langer dürrer Franzmann zu ſehen, dem ein Froſch auf der ausgeſtreckten Zunge ſaß; dabei die Unterſchrift: „Eines Franzoſen Diner." Napoleon lachte über meine Impertinenz und zwickte mich am Ohrläppchen, wie er zu thun pflegte, wenn ihn meine Eulenſpiegelſtreiche unterhielten oder auch ein wenig verdroſſen." Deßgleichen wird Manches erzählt.

Korreſpondenz des Sammlers.

* Von der obern Donau. Wer ein Freund von Gebirgsgegenden iſt und gerne Vergleichungen anſtellt, zwiſchen dem Großartigen, ſchauerlichen Schönen und dem kleinen, beſcheidenern Gegenſtücke, für den finden ſich in der ſchwäbiſchen Alb unzählig viele Punkte, die ihn anziehen und in ihm Erinnerungen an Scenen erwecken, die er im Mittel- und Hochgebirge geſehen hat.

Er findet hier ſchroff anſteigende Felswände des Jurakalkes, aus dem der Gebirgsſtock der ſchwäbiſchen Alb beſteht, hier in dichten Maſſen mit gut zu unterſcheidender Schichtung, dort zerklüftet und verwittert zu abenteuerlichen Geſtalten, oder blaſig ausgehöhlt und ſchöne Tropfſteinhöhlen, mit herrlichen Kalkſpathkryſtalliſationen, bildend. Wo das Geſtein völlig verwittert iſt, zu meiſt ſehr eiſenſchüſſiger thonig-kalkiger Krume, finden ſich ſchöne Wälder; weniger günſtig iſt dieſe Erde dem Ackerbau und nur das unermüdet emſige, genügſame Volk, das in dieſen Thälern, auf dieſen

Digitized by Google

Höhen wohnt, konnte hier der Erde ſo viel abgewinnen, daß ſie ihre Kinder nährt, wenn auch ärmlich.

Schöne, oft enge und tiefe Thäler durchziehen das Gebirge, helle Bäche und Flüſſe eilen hin gegen die Mulde des Neckars oder ins große Stromgebiet der Donau. Dieſe Quellen und Flüſſe verdanken ihre Entſtehung dem atmoſphäriſchen Waſſer, welches als Schnee, Regen oder Thau aufs Gebirge niederfällt, durch Klüfte desſelben bis auf dichteres Geſtein niederſinkt und an unzähligen Stellen, oft ziemlich tief in den Thälern zu Tage bricht.

Daher herrſcht auf dieſen Höhen oft ſehr fühlbarer Waſſermangel und die armen Leute müſſen, namentlich in trocknen Sommern das benöthigte Waſſer manchmal weit her holen. An verſchiedenen Orten hat man Verſuche gemacht, arteſiſche Brunnen zu bohren, die aber unſeres Wiſſens alle mißlangen, zunächſt wohl wegen der großen Verwitterung des Gebirges, welche das Waſſer zu tief und nach allen Seiten hin durchſickern läßt.

Wir glauben, daß in Gegenden, wo ſekundäre Gebirgsketten, wie dieſe, ſich in größern Flußgebieten verflachen, wo ihre Gebirgsart, vom Alluvium bedeckt, wenig verwittert iſt und ſich unter dieſem weit hin zieht, z. B. im eigentlichen Donau- und Neckarthale, das Bohren arteſiſcher Brunnen mehr Glück finden dürfte und legen hier die Bitte nieder, es möchte ein in dieſem Fache bewanderter und mit der obern Donau- und Neckargegend bekannter Techniker im Intereſſe der Menſchheit durch dieſe Blätter ſeine Anſicht hierüber kund geben; dann auch an den weſtlichen und öſtlichen Abhängen des ſchwäbiſchen Jura, ſogar in den Thälern des Neckars und der Donau ſelbſt, iſt an manchen Stellen fühlbarer Mangel an ſtarken Quellen und wo ſolche ſind, brechen ſie zu tief aus, als daß ſie zum Treiben von Mühlen u. ſ. w. benutzt werden könnten.

Mehrere Straßen führen über die ſchwäbiſche Alb, faſt alle ſind in früheren Zeiten ſchwer und nicht ohne Gefahr zu paſſiren geweſen, da das Gebirge oft ungemein ſteil abfällt. Erſt der neuern Technik und der aufgeklärten würtembergiſchen Regierung, welche ſo viel thut, um durch Vermehrung der Verkehrsmittel ihrem Volke zu erſetzen, was an verſchiedenen Stellen des Landes die Natur verſagte, gelang es, da wo vorher ſchauerliche, lebensgefährliche Steigen den Uebergang über das Gebirge vermittelten, Kunſtſtraßen herzuſtellen, die manchen Gebirgsſtraßen in Oeſterreich und in der Schweitz nichts nachgeben, auf welchen man mit um ſo größerm Vergnügen dahin fährt, wenn man von ihnen in die Schluchten niederſieht, in denen die alte Straße, ſteil wie ein Kirchendach, noch zu erkennen iſt, — Schluchten, aus denen das Aechzen der geplagten Pferde, das Knarren der zerrütteten Wagen und das Fluchen und Knallen der Fuhrleute wie gebannte Geſpenſter heraufſchauen.

Eine der ſchönſten Schöpfungen dieſer Art, iſt die neue Straße, welche im vorigen Herbſte vollendet, (ihr höchſter Punkt mag circa 2500 Fuß über dem Meere liegen) die gefürchtete Weißenſteiner Steige außer Gebrauch ſetzte und ein wahrer Segen für eine zahlreiche Bevölkerung geworden iſt, welche in ihren Enkeln noch den Tag preiſen wird, an dem die Straße inaugurirt wurde. Schreiber dieſes war Zeuge jenes Feſtes, welches ſ. Z. in öffentlichen Blättern, nur faſt gar zu beſcheiden, beſchrieben wurde.

Ein herrliches Feſt! Aber die Veranlaſſung war es auch werth; — denn von Augsburg aus führte ſchon lange eine gute Straße über den Marktflecken Biberbach, die Städte Wertingen, Dillingen, Lauingen, Gundelfingen, Giengen und Heidenheim in die Richtung nach Stuttgart und war nur durch dieſe Steige, wie durch eine große Kluft unterbrochen, denn jenſeits derſelben, nemlich von Weißenſtein über Donsdorf und Göppingen, beſtand ebenfalls ſchon lange eine gute Straße nach der würtembergiſchen Hauptſtadt.

Durch dieſe Unterbrechung war dieſe Straße unnütz, denn kein Güter- und Perſonenverkehr konnte ſie beleben, weil Niemand ohne abſolute Noth ſich der Mühe und Gefahr der gefürchteten Steige ausſetzen wollte. Ihr Anblick konnte nur ein wehmüthiges Gefühl erwecken und den Wunſch noch mehr entflammen, ſie der lähmenden Unterbindung entledigt zu ſehen.

Waren ja ſchon längſt jene Feſſeln des Handels gefallen, die den bayeriſchen Deutſchen von ſeinem würtembergiſchen Bruder getrennt hatten, genoſſen ja ſchon aller Orten dieſe beiden Völkerfamilien unter ſich und mit andern die Vortheile eines ungehemmten Verkehres und nur hier waren noch die nächſten Nachbarn meilenweit von einander entfernt.

Seit jenem Feſte aber träufelte erſt ſparſam, dann immer merklicher der Segen des Handels und Verkehrs auch in dieſe, früher ſo ſtiefmütterlich bedachte Gegend und täglich ſieht der Bewohner der gedachten Städte, was in dieſer Richtung eine Seltenheit für ihn war, ſchweres Frachtfuhrwerk vorüberziehen, Extrapoſten vorübereilen und bald werden auch Eil- und Packwagen dieſe Straße beleben, da ſowol ihre direktere Richtung den Weg von Augsburg nach Stuttgart um mehrere Stunden verkürzt, als auch die weit wenigern Steigungen derſelben eine ſchleunigere Reiſe ermöglichen und dieſe für Frachtfuhrwerke noch beſonders dadurch wohlfeil machen, daß auf dieſer Route kaum eine Vorſpann nöthig iſt, während jene über Zusmarshauſen, Günzburg, Ulm und Grißlingen deren ſechs bis acht und mehr erfordert.

Aber nicht nur kürzer und wohlfeiler iſt dieſe Route, als die andere, ſie bietet auch ſonſt noch manche Vortheile, welche dem Reiſenden zu gute kommen. Die Städte Wertingen, Dillingen, Lauingen, Gundelfingen, Giengen, Heidenheim, ohne die zwiſchen liegenden Dörfer und Märkte, repräſentiren eine Bevölkerung von 20,000 bis 21,000 Seelen und es zeichnet ſich jede dieſer Städte durch irgend welche ſehenswerthe Eigenthümlichkeiten aus, z. B. Dillingen durch eine ſchöne Brücke über die Donau, ein großes Schloß, auf den Umfaſſungsmauern eines römiſchen Kaſtelles erbaut, eine der ſchönſten Reiterkaſernen Deutſchlands, ausgezeichnete Bildungsanſtalten, — Lauingen durch ſchöne Thürme, ſehr ſchönes Rathhaus, viele Reſte aus der Römerzeit, in welcher es ein berühmter Badeort und ſtehendes Lager war, — Giengen durch die Eigenthümlichkeiten einer alten Reichsſtadt, Handel und Gewerbe — und Heidenheim durch zahlreiche, im lebhafteſten Betriebe ſtehenden Fabriken, ein ſchönes altes Schloß ꝛc. und alle liegen in wunderlieblichen Gegenden.

Die Gaſthöfe auf dieſer Route fangen an ihren Beruf und die Wichtigkeit der Straße zu begreifen und es regt ſich unter einigen Wirthen ein Wetteifer, welcher dem reiſenden Publikum viel Annehmlichkeit in Ausſicht ſtellt.

Weit wichtiger und belebter muß die Straße werden, wenn die Eiſenbahn von Augsburg nach Donauwörth fertig und es möglich ſeyn wird, von Dillingen aus in 3 Stunden zur Bahnſtation bei Meitingen zu gelangen, von wo man in $^1/_2$ Stunde nach Augsburg, in $^3/_4$ Stunden nach Donauwörth fahren kann.

Gerne würden wir hier an die Hoffnung erinnern, daß die Dampfſchiffahrt von Regensburg aufwärts, wenigſtens bis zur letztgenannten Stadt vorrücken, wenn nach den bisherigen Erfahrungen eine ſolche Hoffnung überhaupt noch beſtände. Die Regensburger Geſellſchaft hat durch koſtbare Landbauten das Geld verloren, das auf Waſſerbauten (Dampfboote) hätte verwendet werden ſollen und iſt für weitere Unternehmungen auf der obern Donau ſo gut wie gelähmt. K.

Pot-Pourri.

Rieſen-Dampfſchiff.

Das größte brittiſche Dampfſchiff, „Great-Britain", iſt bekanntlich am 19. Juli in Gegenwart des Prinzen Albert zu Briſtol, unter den üblichen Feierlichkeiten vom Stapel gelaſſen worden. Das Schiff faßt 3500 Tonnen, hat vier Maſchinen von je 250 bis 300 Pferdekraft, iſt 322 Fuß lang, 50 breit und 32 tief.

Digitized by Google

Es hat 4 Verdecke und 6 Maſten, deren höchſter 74 Fuß über dem Verdeck emporragt; zu den Segeln wurden 1700 Ellen Leinen verwendet. Die drei Dampfkeſſel werden durch 24 Feuer geheizt und faſſen 200 Tonnen Waſſer; die Cylinder der Maſchinen haben $7^{1}/_{3}$ Fuß im Durchmeſſer, der Kamin 8 Fuß im Durchmeſſer bei 39 Fuß Höhe. Das Schiff führt 1000 Tonnen Kohlen und verbraucht täglich etwa 50; an Waaren, für welche das unterſte Verdeck beſtimmt iſt, kann es 1200 Tonnen laden; zu dem geſammten Bau und den Maſchinen wurden 1500 Tonnen Eiſen verwendet. Das zweite Verdeck beſteht aus zwei Promenadeſalons, deren erſter 110 Fuß lang und 22 breit iſt. Das dritte Verdeck enthält die Speiſeſalons; der große Salon iſt 98 Fuß lang und 30 breit; ſämtliche Salons ſind $8^{1}/_{3}$ Fuß hoch. Das Schiff zählt 26 Schlafſtätten mit einem Bett und 126 mit zwei Betten.

Puſeyismus.

Das Weſen dieſes Syſtems, welches der engliſchen Hochkirche als Ketzerei gilt, lernen wir aus der Beſchreibung kennen, welche neuerdings Formby, ein Puſeyit, von ſeiner in die Levante unternommenen Reiſe herausgegeben hat. Es iſt Vorliebe für das Mittelalter, wie ſie im zweiten und dritten Jahrzehnt unſeres Seculum zum Vorſchein gekommen iſt, und die ſich nach Frankreich und weiter nach England verpflanzt hat. Formby, ein orthodoxer Chriſt, hat eine lebhafte Sympathie für die orthodoxen Türken und eifert gegen die Reformen in Konſtantinopel und Kairo als eitel ungläubiges Franzoſenweſen. Hören wir den Eiferer ſelber. „Es liegt etwas edles ſelbſt in der Verachtung, welche ein Türke gegen den Franken, den Giaur, den Ungläubigen hegt. Derſelbe Geiſt, mit einem reineren Licht der Wahrheit, würde es verſchmähen, einem Socinianer oder Ungläubigen die Hand zu reichen, wie verfeinert auch deſſen Manieren ſeyn möchten. Ich geſtehe, ich konnte nie über das gelegentliche „Giaur!“ zürnen, welches ich von einem hübſchen, alten, ſilberbärtigen Türken hörte. Ich fühlte, daß ich es verdiente, und daß ich in ſeiner Ueberzeugung ein Ungläubiger war.“ — Schade, daß die ſilberbärtigen Türken nicht mehr die Macht ihrer Vorfahren vor 300 Jahren haben! Ein ehrwürdiger Paſcha hätte dann durch Applicirung der Baſtonade die Sympathie des hochwürdigen Formby für's ächte Türkenthum auf's Höchſte ſteigern können.

Beſtes Mittel gegen Hühneraugen.

Die Anwendung des Gummielaſtikum in ſo manchen Gewerben, das man jetzt in Platten dünn, wie ein ſtarkes Papier, erhalten kann, brachte Einſender dieſes, der ſchon viele Jahre Alles gegen dieſen ſchmerzhaften Zuſtand verſuchte, auf den Gedanken, dieſes Gummi, als ein weiches, den Druck und die Reibung verhinderndes Material, in Form einer Brille, d. h. einer runden, in der Mitte mit einem Loche verſehenen Scheibe, am Licht etwas erwärmt, daß es feſtklebt, gegen Hühneraugenſchmerzen zu verſuchen; bei Schwielen iſt es beſſer, ein längliches Stück, etwas größer als die harte Haut, zu gebrauchen. Der Erfolg entſprach der Erwartung, und ſeitdem dieſes Gummi aufliegt, ſind die Schmerzen verſchwunden.

Gefahr beim Gebrauch der Perkuſſionsgewehre.

Die Landesregierung zu Meiningen hat Folgendes bekannt gemacht: „Schon mehrfach will man die Beobachtung gemacht haben, daß eine Selbſtentladung der Perkuſſionsgewehre dann erfolgt, wenn dieſelben, vom Pulverdampfe beſchmutzt, unter Einwirkung der Näſſe wieder geladen, mit aufgeſetztem Zündhütchen längere Zeit aufbewahrt werden. Unter dieſen Umſtänden erfolgt eine chemiſche Zerſetzung der Zündmaſſe, und in manchen Fällen dadurch eine Selbſtentzündung derſelben. Erſt neuerer Zeit iſt im hieſigen Lande ein Fall vorgekommen, wo ein Perkuſſionsgewehr auf die bezeichnete Weiſe ſich entlud, und wir ſehen uns deßhalb veranlaßt, hierauf aufmerkſam zu machen, und allen denen, die der Perkuſſionsgewehre ſich bedienen, zu Vermeidung möglicher Gefahr anzuempfehlen, von feucht gewordenen oder ſtark beſchmutzten wieder geladenen Gewehren, wenn ſie in dieſem letzten Zuſtande aufbewahrt werden ſollten, jedesmal das Zündhütchen abzunehmen und den Zündſtift, an welchem beim Abnehmen der Hütchen oft Zündmaſſe hängen bleibt, ſorgfältig zu reinigen.“

Die Brandſchatzung in zwei Hälften.

Eine der reichſten Prälaturen in Deutſchland war das Kloſter Eberach im Bisthum Würzburg. Ein preußiſches Streifkorps fand im ſiebenjährigen Krieg den Weg nach Eberach und forderte 100,000 fl. Brandſchatzung. Der Pater Burſarius wußte es zu machen, daß der Anführer mit 50,000 fl. ſich zu begnügen verſprach, und nun fragte jener ſtolz und ſpöttiſch: „Befehlen Euer Excellenz die Summe in Gold oder in Silber?“ „In Gold!“ Es wurde richtig aufgezählt, eingeſtrichen und dann ſagte der Anführer: „Nun hole mir der Herr auch 50,000 fl. in Silber oder das Kloſter muß in Rauch aufgehen!“

Wunderlicher Betrug.

Paris iſt bekanntlich ſehr reich an allen möglichen Spitzbubenſtreichen; ſo unbedeutend die Summe iſt, durch welche der einzelne geprellt wurde, ſo iſt doch folgende Art des Betrugs eine der drolligſten. Eine Anzahl Perſonen, die in zahlreichen Verbindungen ſtehen und nicht auf Kleinigkeiten merken können, erhielten kürzlich Briefe, an welchen Außen die Bemerkung angefügt war: „50 Centimen für den Ueberbringer, wenn der Brief zu der und der Stunde überliefert wird.“ Die Portier zahlten, und als man den Brief öffnete, ſo war nichts als ein weißes Papier darin.

Perſiſche Juſtiz.

Ein ruſſiſcher Ueberläufer, ein geborner Pole, ward zu Teheran von drei Perſern ermordet, die ihm erſt den Arm zerſchlugen, dann das Geſicht und den Leib mit 54 Dolchſtichen durchbohrten, und endlich den Hals abſchnitten. Die Mörder flüchteten in eine Moſchee. Der Schah ließ ſie herausholen, jedem den Arm zerſchlagen, 54 Stiche geben und endlich den Kopf abſchlagen. Ganz nach dem moſaiſchen Geſetz: Aug um Aug, Zahn um Zahn.

Geiz und Habſucht.

Eine alte Dame, die ſich im St. Périne-Hoſpital eingekauft hatte, kam eines Tags weinend zum Spitalmeiſter und klagte, daß ſie durch einen Bankerott die Mittel verloren habe, ihre jährliche Penſion von 600 Fr. zu bezahlen. Der Spitalmeiſter trug die Sache gerührt dem Verwaltungsrath vor, und dieſer entſchied, daß die Penſion aus dem Armenfonds bezahlt werden ſollte. Fünf Jahre ſpäter ſtarb die Dame. Der Hausordnung gemäß, wollte man ihren Strohſack verbrennen Man ſchüttelte ihn aus, und fand zehn Päckchen in Wachstuch. Man öffnete die Päckchen und fand in jedem vierzigtauſend Franken-Scheine. Drei Neffen erſchienen als Erben. Die Stiftung nahm von der Erbmaſſe die ihr abgeſchlichenen tauſend Thaler in Anſpruch. Die Herren Erben ſagten Nein. Die Sache kam vor Gericht, und das Gericht ſprach den Neffen die ganze Erbſchaft zu. Dieſer Spruch ſetzt den Grundſatz voraus, daß das Eigenthum der Diebe heilig iſt.

Buntes.

In einem Tagblatte befindet ſich jetzt unter den getrauten Paaren auch eine Frau Helena Hochgeſang unter dem Titel: „Privilegiums-Inhabers-Wittwe.“

Ein ſpaßhafter engliſcher Gourmand pflegte zu ſagen: er habe in den jüngſt verfloſſenen ſechs Monaten ſo viel Rindfleiſch gegeſſen, daß er ſich ſchäme, einem Ochſen ins Auge zu ſehen.

„Wo gehen Sie hin?“ fragte Georg Selwyn einen Bekannten. — „Einen Freund beſuchen.“ — „Ei vortrefflich, da geh' ich mit, denn ich habe noch keinen geſehn.“

Digitized by Google

Nro. 35.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Prinz Auguſt von Preußen. — Mademoiſelle Lenormand. — Das Pariſer Leihhaus. — Pot-Pourri.

Prinz Auguſt von Preußen.

(Aus den „Berliniſchen Nachrichten.“)

Wenn die ganze preußiſche Armee durch den Tod Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Auguſt von Preußen einen außerordentlichen Verluſt erlitten, den gewiß jede Waffe gleich ſchmerzlich empfindet, ſo hat doch dieſer Schlag die Artillerie am härteſten betroffen, ſie, welche den beneidenswerthen Vorzug genoß, in dem erlauchten Verſtorbenen fünfunddreißig Jahre lang ihren Chef zu verehren, eine in der Geſchichte faſt beiſpielloſe Thatſache. Wer den edlen Prinzen als Soldat gekannt, oder in in irgend welcher Beziehung ihm näher geſtanden, wird den Verluſt zu ermeſſen wiſſen, den in Worte zu kleiden, um ſo ſchwieriger ſeyn möchte, je unerwarteter er eintrat. Mit einer ſeltenen Kräftigkeit ausgeſtattet, wie die Natur ſie nur ihren Lieblingen im vorgerückten Alter gewährt, hätte der Prinz noch viele Jahre der Stolz der Armee, ja, es iſt nicht zu viel geſagt, der ganzen preußiſchen Nation ſeyn können, wäre es im Rathe des Herrn nicht anders beſchloſſen geweſen.

Prinz Auguſt (Friedrich Wilhelm Heinrich), war der jüngſte von zwei Söhnen des Prinzen Auguſt Ferdinand, jüngſten Bruders Friedrich des Großen († 1813), und der Markgräfin Anna (Eliſabeth Louiſe) von Brandenburg Schwedt († 1820 zu Berlin). Sein älterer Bruder, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, fand in dem unglücklichen Treffen bei Saalfeld am 10. Oktober 1806 den Heldentod, und auch ſeine einzige Schweſter, die verewigte Fürſtin Radziwill, ging ihrem geliebten Bruder zu einem beſſern Leben voran.

Am 19. September 1779 erblickte Prinz Auguſt das Licht der Welt, und am 19. Juli 1843 überraſchte ihn der Tod zu Bromberg (auf der Rückkehr von einer Dienſtreiſe aus Oſtpreußen), alſo an dem nämlichen verhängnißvollen Tage, der jedes Preußen Herz ewig mit heiliger Trauer erfüllen wird, in einem Alter von genau 63 Jahren und 10 Monaten, an einem aſthmatiſchen Uebel, das ſchon wiederholentlich und erſt noch vor wenigen Jahren ſeine Treuen mit banger Beſorgniß erfüllt hatte.

Der Prinz war Soldat im ganzen Sinne, in der edelſten Bedeutung des Worts. Von Jugend auf dem Waffenwerk ergeben, erwarb er ſeine erſten Lorbeern in jenem unheilvollen Kriege, der Preußen auf die härteſten Proben geſtellt hat, und bewies in einem Alter von 27 Jahren einen Heldenmuth, der einen Veteranen geziert haben würde. Der Prinz war damals Kommandeur eines Grenadiers-Bataillons, das bis zum letzten Augenblicke des Namens würdig ſich bewieſen hat, den es trug, und wodurch eben dieſer Name als ein leuchtendes Vorbild für ſpätere Geſchlechter tief in das Buch der Geſchichte eingetragen wurde. Es genüge, daran zu erinnern, daß nach der Schlacht von Jena, vor der Kataſtrophe von Prenzlau, der Prinz mit ſeinem und dem Grenadier-Bataillon Rheinbaben ſich durchzuſchlagen im Begriff ſtand, von feindlicher fünffach überlegener Reiterei umringt, dennoch jede Aufforderung, ſich zu ergeben, ritterlich abwies, bis er, mit dem Degen in der Hand, endlich überwältigt wurde. Dieſer Geiſt der Ritterlichkeit hat ſich bis zum letzten Athemzuge ſeines thatenreichen Lebens in unzähligen Nüancirungen ausgeſprochen, und darum begeiſterte, ermuthigte und riß er Alle mit ſich fort, wo nur ſeine Heldengeſtalt voranſchritt. Den Prinzen im feindlichen Feuer, im heftigſten Kugelregen geſehen zu haben, gewährte einen erhebenden Anblick; in ihm vereinigte ſich Hannibals glühender Muth und Scipio's todesverachtende Ruhe. Beides hat er bei allen Gelegenheiten im Kriege, vornehmlich aber in den blutigen Tagen des Februars 1814 bewieſen, wo des Heldengreiſes Blücher flammender Stern zu erlöſchen drohte, und der unerſchütterliche Heldenmuth ſeiner Generale die Tapferkeit ihrer Soldaten auf eine Höhe zu ſteigern wußte, welche alle Launen des Waffenglücks entkräftete. Zu dieſen Koryphäen der Tapferkeit gehörte auch der Prinz. Er kommandirte in den denkwürdigen Gefechten bei Etoges, Bergères, Janvilliers, Gué à trême ꝛc. die 12te Infanterie-Brigade beim Kleiſt'ſchen Korps, und an dieſe Tage knüpft ſich die Erinnerung unvergänglichen Ruhms. Mit gleicher Tapferkeit hatte er 1813 mit ſeiner Brigade vor Dresden und bei Mark-Kleeberg auf dem linken Flügel der preußiſchen Linie in der Schlacht bei Leipzig gefochten, wo das Kleiſt'ſche Korps den härteſten Stand hatte, und die Brigade des Prinzen allein 77 Offiziere und über den dritten Theil ihrer Streiter verlor. Der glänzendſte Lorbeer war aber dem fürſtlichen Helden im Jahre 1815 aufgeſpart, wo ihm nach der Schlacht von Belle-Alliance der Oberbefehl über zwei Armeekorps gegeben, und die Eroberung der franzöſiſchen Ardennen- und Maas-Feſtungen aufgetragen wurde. In einer beiſpiellos kurzen Zeit unterwarf er neun feindliche Feſtungen von größerem und kleinerem Belange, und vorzugsweiſe verdankt der preußiſche Waffenruhm dieſe reichen Blüthen der Kühnheit des Angriffs, die unmittelbar von dem Prinzen ausging, auf ſeine Truppen ſich übertrug, und hier in der Lehre vom Angriff feſter Plätze die Ausnahme zur Regel erhob. Doch einer umfaſſenderen Darſtellung muß es vorbehalten bleiben, des Prinzen kriegeriſche Thaten und Tugenden würdig zu beſchreiben, wozu in dieſen Blättern weder der Ort, noch der Raum vorhanden iſt. Nur auf Andeutungen können wir uns hier beſchränken.

Betrachten wir den Prinzen Auguſt als Chef des preußiſchen Artillerie-Korps, ein Poſten, den er ſeit dem Jahre 1808 in treueſter Pflichterfüllung bekleidet hat, ſo wächst unſere Bewunderung, aber mit ihr zugleich die Verlegenheit, die Summe ſeiner Verdienſte um dieſes treffliche Korps mit Worten zu bezeichnen. Um ſich einen Begriff von Dem zu machen, was er in dieſer Richtung Großartiges geleiſtet hat, müßte man die ganze Stufenleiter des Außerordentlichen erklimmen, ſich zurückverſetzen in den erſchütterten Zuſtand dieſer Waffe zur damaligen Zeit, wo er die erſchlafften Zügel an der Hand ſeines großen Meiſters Scharnhorſt ergriff, und nun jenen Zuſtand mit dem Standpunkte der Vollkommenheit vergleichen, auf dem die preußiſche Artillerie in dieſem Augenblick ſteht, wo ſie ihren erlauchten Chef betrauert. Was iſt in dieſer ungeheuren Kluft der Zeit nicht Alles für die Waffe durch ihn geſchehen, der er zwei Drittheile ſeines thätigen Lebens ihr, nur ihr allein, gewidmet hat, mit einer Thatkraft, einer Ausdauer,

Digitized by Google

einer, auch den regſten Eifer weit überbietenden, faſt ungemeſſenen Begeiſterung für die Fortbildung der Waffe. Es muß den Offizieren derſelben anheim fallen, ſorgfältig jedes Steinchen dieſes unermeßlichen Aufbaues zu ſammeln, auch die kleinſte Thatſache nicht zu überſehen, und das Erſtaunen der Nachwelt wird nur von dem ſchmerzlichen Bedauern überboten werden, daß dem ſo raſtloſen Wirken zu früh ein Ziel geſteckt worden iſt!

So großartig, wie in allen ſeinen Anſichten, ſo freiſinnig dachte der Prinz über die Zeit, ihre Erſcheinungen, ihre Entwickelung. Er war für Alles, was mit der geiſtigen Freiheit in naher oder ferner Beziehung ſteht, der Mittelpunkt des Gedankens, der ſichere Anker, die feſte Säule, an die der freie Geiſt vertrauungsvoll ſich ſchließen und ſchmiegen durfte. Wo es geiſtige, und beſonders wo es wiſſenſchaftliche Freiheit galt, da ſtieg der edle Prinz gern herab von ſeiner Höhe, legte den Fürſtenmantel von ſich, war der eifrigſte Theilnehmer an wiſſenſchaftlichen Diskuſſionen, abhold jedem Vorurtheil, übte Duldſamkeit und Achtung für fremde Meynungen und Anſichten, ordnete willig die eigenen den beſten unter, und haßte jeden Schimmer wiſſenſchaftlicher Autokratie. Frei und feſſellos bewegte ſein großer Geiſt ſich in ſchrankenloſen Räumen und duldete ähnliche freie Bewegung auch bei Anderen, ſelbſt wenn ſie tief unter ihm ſtanden. Geiſtreiche Unterhaltung war für ihn ein Bedürfniß: darum ſah er vorzugsweiſe an ſeiner Tafel einen gewählten Kreis begabter Männer und erleuchteter Köpfe aus allen Ständen, und Niemand verließ denſelben, ohne von der liebenswürdigen, huldvollen Herablaſſung des erlauchten Wirthes entzückt und beglückt zu ſeyn. Dieſe hohe Gaſtfreundlichkeit dehnte der Prinz auch auf jeden Offizier aus, der nach Berlin kam, und ſich bei ihm meldete, ohne Unterſchied, zu welcher Armee er gehörte, ſo wie auf jeden einheimiſchen oder fremden Gelehrten, der ſich ihm vorſtellte.

Der Prinz iſt ein Wohlthäter vieler Armen geweſen. Eine Menge armer Offizier-Wittwen und Waiſen bezogen monatliche Penſionen; Artilleriſten, die — wie es leider mehrmals geſchehen iſt — in der Ausübung ihres gefahrvollen Dienſtes verunglückt oder verſtümmelt wurden, haben aus ſeiner Chatoulle lebenslängliche Beihülfen genoſſen, und nach Maaßgabe ihrer Hülfsbedürftigkeit von nicht unbedeutender Höhe. Auf die reichen Erben ſeiner irdiſchen Güter und ſeines unvergänglichen Ruhmes, an deren Spitze der Staat ſich befindet, blickt das thränenſchwere Auge der Verlaſſenen, und ſie erheben, mit gläubiger Zuverſicht ihre Hände in ſtiller Hoffnung, daß ihnen auch fernerhin die kleine Beiſteuer bleiben werde, die ein Theil ihres täglichen Brodes iſt. Schöner könnte das Andenken des edlen, erlauchten Wohlthäters nicht gefeiert werden!

Endlich iſt noch einer charakteriſtiſchen Eigenſchaft des Heldenfürſten, den wir tief betrauern, zu gedenken, welche dem ſchimmernden Glanz des Lorbeers einen eigenthümlichen Zauber gab: ſeine außerordentliche Beſcheidenheit, wenn von den Kriegsthaten die Rede war, bei denen er Mithandelnder geweſen. Wie liebenswürdig erſchien da dieſe edle Zurückhaltung, welche das eigne Verdienſt beſcheiden von ſich abzulehnen und Andern zuzuwenden wußte! Auch dieſen gewinnenden Zug ſeines großen Charakters näher zu ſchildern und durch Beiſpiele in das hellſte Licht zu ſtellen, muß dem Biographen anheimfallen.

In dem Prinzen Auguſt von Preußen hat das Vaterland den wärmſten Freund, der König den treueſten Unterthan, die Heldenkrone der Hohenzollern eine edle Perle, die königlichen Prinzen einen Wahlverwandten ihrer eigenen Ritterlichkeit, die Armee einen der ausgezeichnetſten ihrer höchſten Offiziere, die preußiſche Artillerie aber den Schöpfer ihrer Vollkommenheit, den Führer auf dem Glanzwege ihres Ruhmes, das Vorbild unermüdlicher Thätigkeit und ächter Kriegstüchtigkeit, und endlich die Wiſſenſchaft einen Stützpunkt, die geiſtige Freiheit einen Schutzherrn verloren. Der Folgezeit bleibt es aufgeſpart, zu entſcheiden, wer hiernach ſeinen Verluſt am tiefſten zu betrauern hat! So viel aber iſt gewiß, daß für die Nachwelt der Name „Auguſt von Preußen" eine hiſtoriſche Rieſengeſtalt ſeyn wird in der Geſchichte preußiſchen Ruhms.

Se. k. Hoheit der Prinz Auguſt hat nach und nach alle Rangſtufen der Militär-Hierarchie erſtiegen bis zu der eines „Generals der Infanterie." Er war General-Inſpekteur und Chef der Artillerie, erſter Kommandeur des 1. Bataillons dritten Garde-Landwehr-Regiments, Präſes der Kommiſſion zur Prüfung militäriſch-wiſſenſchaftlicher und techniſcher Gegenſtände, und Curator der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule. Seine Heldenbruſt ſchmückten, außer den Inſignien des königl. Hausordens vom ſchwarzen Adler, das eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe; das Großkreuz des herzogl. braunſchweigiſchen Ordens Heinrichs des Löwen; der königl. hannoveriſche St. Georg-Orden erſter Klaſſe; der kaiſerl. öſterreichiſche Maria Thereſien-Orden; das Großkreuz des k. ungariſchen St. Stephan-Ordens; der kaiſerl. ruſſiſche St. Andreas-, der St. Georgen- und St. Wladimir-Orden zweiter Klaſſe; der königl. ſardiniſche Annunziaten-Orden; der k. ſizilianiſche Orden des heil. Januarius.

Mademoiſelle Lenormand.

Am 25. Juni ſchloß Dlle. Lenormand, die berühmte Sybille des ancien régime, welche die Revolution, das Direktorium, das Konſulat, das Kaiſerreich, die Reſtauration, die hundert Tage, die zweite Reſtauration und die Juli-Umwälzung voraus verkündet hatte, ihre ſo hell in die Zukunft blickenden Augen. Seit fünfzig Jahren bewohnte ſie das Haus Nr. 5 in der Rue de Tournon; eine Tafel im Hofe, über dem Eingange zum Erdgeſchoße, trug die einfach erhabenen Worte: „Mlle. Lenormand, libraire." Sie verkaufte rühmlich ihre eigenen Werke, denn da man ein Recht oder einen Titel haben muß, um Steuern zahlen zu dürfen, und das Geſchäft einer Prophetin nicht patentmäßig iſt, ſo klaſſifizirte ſich Dlle. Lenormand als Buchhändlerin. Sie ſelbſt redete aber auch wie ein Buch, und war ſtets beſſer aufgelegt, als viele Bücher. Man konnte ſtets bei ihr erſcheinen; durch ein Dienſtmädchen angemeldet, wurde man ſogleich vorgelaſſen. Das Zimmer war einfach und freundlich meublirt; Mll. Lenormand ſaß auf einer Ottomane, mit einer prachtvollen blonden Perücke und einem wunderbaren perſiſchen Turban; ſonſt war ſie gut bürgerlich gekleidet. Keine Todtenköpfe, keine Skelette, keine Schlangen und Krokodille, kein Höllenzwang, es ging Alles ganz einfach, natürlich, menſchlich zu. Ihre erſte Frage war: „Was für ein Spiel wünſchen Sie, zu 6, zu 8, zu 10, zu 20 bis zu 400 Frs.?" — Wenn man gewählt hatte, beſah ſie die linke Hand des Fragers, fragte ihn nach ſeinem Alter, ſeiner Lieblingsblume, dem Thier, das er am meiſten verabſcheue, und ähnliche wichtige Kleinigkeiten; dann nahm ſie ihre Karten, ließ, wieder mit der linken Hand, abheben und breitete ſie nun vor ſich auf der grünen Tiſchdecke aus. Unmittelbar hierauf begann ſie, die Augen feſt auf die Karten gerichtet, ihre Prophezeihung, viele ſprudelnde, volltönende Worte, aber hier und da ein Geiſtesblitz, eine Andeutung, die den Zuhörer überraſchte. Jedermann ging befriedigt weg, und die Meiſten erklärten ſpäterhin, daß alle Prophezeihungen richtig eingetroffen wären. Früh ſchon entwickelte ſich in ihr dieſe Sehergabe.

In Alençon 1772 geboren, wurde ſie in dem dortigen Benediktinerinnen-Stifte erzogen, ſieben Jahre alt, prophezeihte ſie die Abſetzung der Aebtiſſin; ſie wurde eingeſperrt, aber ihre Vorherſagung traf einen Monat darauf ein; ſie beſtimmte nun ihre Nachfolgerin voraus, und auch dieſer Orakelſpruch ging drei Monate ſpäter in Erfüllung. So trat ſie zu einer Zeit in die Welt, wo das ungeheuerſte Ereigniß des vorigen Jahrhunderts am Horizonte heraufdämmerte. Trübe, traurige Prophezeihungen floſſen aus ihrem Munde, die frivole Pariſer Welt lachte dazu. Eines Tages kamen drei junge Männer zu ihr; ſie betrachtete ſie aufmerkſam, dann

Digitized by Google

ſagte ſie ernſt: „Ihr werdet alle drei eines gewaltſamen Todes ſterben. „Sie," fügte ſie zu dem Einen hinzu, „von den Segnungen des Volkes begleitet und zum Gotte gemacht, ihr Andern mit ſeinen Verwünſchungen beladen." Die drei jungen Leute lachten, warfen ein Goldſtück hin und gingen. Es waren Marat, Robespierre und St. Juſt. Als Marat durch den Dolch Charlotte Corday's gefallen war, als das Volk jubelnd ſeine Leiche in das Pantheon getragen hatte, als die Lenormand in ihren düſteren Prophezeihungen fortfuhr, wurde Robespierre unruhig, und eines Morgens wurde die Prophetin verhaftet und in die Gefängniſſe der Conciergerie geſchleppt, die man damals nur verließ, um das Schaffot zu beſteigen. Der 9. Termidor rettete ihr das Leben und gab ihr die Freiheit; die Verfolgung Robespierre's gab ihr einen neuen Nimbus, die Wißbegierigen ſtrömten ihr haufenweis zu. Unter ihnen erſchien auch eine junge Frau in tiefer Trauer; ſie hatte ihren Gatten unter dem Beile der Guillotine verloren. „Tröſten Sie ſich, Madame," ſagte die Lenormand, „eine Krone erwartet ſie." Die Dame war Joſephine Beauharnais. Einige Zeit darauf heirathete dieſe einen kleinen unbekannten General, ohne Einfluß, ohne Vermögen, und dachte ſeufzend: „Ich verzichte auf die Krone." Allein die Neugier ſtachelte ſie doch, und einige Wochen nach der Hochzeit zwang ſie Bonaparte, mit ihr zur Lenormand zu gehen. Wie groß war aber ihr Erſtaunen, als die Prophetin ruhig zu ihr ſagte: „An Ihrem Looſe, Madame, hat ſich nichts geändert." Und als Bonaparte ihr lachend ſeine Hand hinhielt, rief die Lenormand begeiſtert: „Hundert ſiegreiche Schlachten, Retter der Republik, Gründer einer Dynaſtie, Beſieger Europas!"

Bonaparte lächelte, dann wurde er ernſt und ſagte: „Ich werde Ihrem Orakel Ehre zu machen ſuchen, Madame." Als ſie viele Jahre ſpäter Joſephinen die bevorſtehende Eheſcheidung prophezeihte, ließ Napoleon ſie verhaften; ſie wurde zu Fouché geführt, der ſich ihrer erinnerte; ſie hatte ihm nämlich als Konvents-Deputirten geſagt: „Sie ſind ſchon hoch geſtiegen, Sie werden aber noch höher ſteigen." Fouché hatte als junger Profeſſor der Philoſophie in Nantes eine Luftfahrt mit dem damals in die Mode kommenden Aeroſtaten gemacht. „Ihre Prophezeihung iſt eingetroffen," ſagte er zu der Gefangenen, „ich bin höher geſtiegen, als ich mir es damals im Luftballon träumen ließ. Aber haben Sie auch im Voraus gewußt, daß Sie in's Gefängniß wandern und dort wahrſcheinlich ſehr lange bleiben werden?" „O ja," entgegnete die Lenormand, „ich habe es in meinen Karten geleſen, aber auch, daß mich der Treffbube bald befreien wird." Und wer iſt dieſer mächtige Treffbube?" ſagte Fouché lachend. „Ihr Nachfolger, der Herzog von Rovigo." Und ſo geſchah es, Fouché fiel in Ungnade, wurde abgeſetzt und die Prophetin bald darauf frei.

Die Reſtauration, welche ſie vorausgeſagt hatte, begünſtigte ſie, Alles ſtrömte ihr zu und bis zu ihrem Tode lebte ſie ungeſtört als ausſchließlich privilegirte Prophetin. Die Staël, die Tallien, die Recamier, Benjamin Conſtant, der Kaiſer Alexander und viele andere Berühmtheiten hatten ſie oft beſucht; ſie ging zum Kongreß in Aachen, wo ſie Aufſehen erregte, und gab nun nach und nach mehrere Werke: Mémoires de l'impératrice Josephine," — „Souvenirs prophétiques," — „Reponse à Mr. Hoffmann" u. ſ. w. heraus. — Viele Fremde von Bedeutung beſuchten die merkwürdige Frau, deren Memoiren, wenn ſie dergleichen hinterlaſſen hat, wohl zu den merkwürdigſten unſerer Zeit gehören dürften. Auch Gutzkow ſoll ſie bei ſeinem Aufenthalt in Paris beſucht, und ſie ihm prophezeiht haben, er werde Deutſchlands zweiter Leſſing werden; nur ſprach ſie das Leſſing etwas franzöſiſch aus; in ſeinen Pariſer Briefen erwähnt er nichts hiervon, daher ich auch nicht daran glaube. Sie ſtarb, ihr Geheimniß und ihre Sehergabe mit ſich in das Grab nehmend und keine ihrer vielen Schülerinnen wird ſie je erſetzen. Fünfmalhunderttauſend Francs Nachlaß und ihre Papiere, zahlloſe Briefe merkwürdiger Perſonen an ſie enthaltend, erwarten ihren Erben, der ſchon aus Afrika nach Paris unterwegs iſt.

Der Verkauf ihrer Hinterlaſſenſchaft iſt am 25. Juli beendigt worden; der Andrang der Kaufluſtigen war groß, beſonders waren viele Damen anweſend; die meiſten Gegenſtände wurden ſehr gut bezahlt, ein kleines Portrait der Kaiſerin Joſephine, von Iſabey gemalt, in einem Medaillon mit kleinen Perlen eingefaßt, und von Joſephinen ſelbſt der Dem. Lenormand geſchenkt, wurde um 4750 Fr. verkauft. Ihre Papiere liegen noch unter Siegel.

Das Pariſer Leihhaus.

In Paris kennt Jeder das mächtige Gebäude in der Rue des Blancs-Manteaux, welches ſich finſter wie ein Gefängniß von den übrigen Häuſern abſondert. In dieſes Gefängniß legt der Arme ſeine Kleider, ſeine Wäſche und was ihm ſonſt von ſeinen Beſitzthümern in der Noth entbehrlich iſt. Ueber der Thür weht ein dreifarbiger Lappen als trauriges Symbol; auf dieſem ſtehen die Worte: „Hier verſetzt man alte Kleidungsſtücke." Das Innere des Gebäudes entſpricht dieſer abſtoßenden Außenſeite. Hohe Fenſter mit kleinen Scheiben, die faſt immer geſchloſſen ſind wie die Augen des Blinden, blicken düſter aus den Wänden hervor. Gram und Kummer herrſchen auf allen Geſichtern, denen man begegnet. Finſtere Gänge verſchlingen Männer und Frauen, die man langſam fortwandern hört, bis ſie an einem der drei großen Tiſche ſtill ſtehen, von denen der eine zum Verſetzen, der andere zur Zurückzahlung des Geldes, der dritte zum Wiederempfange der Pfänder beſtimmt iſt. Doch ſo wenig anlockend das Gebäude ausſieht, ſo findet man doch ſtets ſehr viele Beſucher dort. Wie im Theater, muß man oft gewaltſam dem Zudrange der Ungeſtümen wehren, welche gern ſo bald als möglich die Schränke und Kaſten des Hauſes voll ſehen möchten. Ueber dem Haupt-Portal lieſt man: Mont-de-Piété. Dieſer milde Name deutet auf den religiöſen Urſprung der Leih-Aemter. Die chriſtliche Liebe und die Bereitwilligkeit, das Unglück abzuwenden, ließ dieſelben entſtehen. Vor Gründung dieſer wohlthätigen Anſtalten war die Menge in ganz Europa den Wucherern, den Lombarden und Juden preisgegeben. Dieſe pflegten im Mittelalter ſich für Silber eben ſo viel Gold zurückwägen zu laſſen. Dieſes Unweſen hatte ſeinen Gipfel erreicht, als ein Franziskaner, Namens Barnabas, durch ſeine Predigten eine unerwartete Hülfe herbeiführte. Er trat zu Perugia im fünfzehnten Jahrhundert auf und ſprach mit glühender Begeiſterung gegen die überhand nehmenden Wucherer, welche das letzte Mark des Volkes ausſaugten. Er ſchlug vor, eine Sammlung zu veranſtalten und den Ertrag derſelben zur Errichtung einer Bank, aus der die Armen leihen könnten, zu verwenden. Alles ſtimmte dieſem edeln Vorſchlage bei, und man häufte Geld, Getreide und Waaren aller Art zu den Füßen des menſchenfreundlichen Sprechers auf; dies war der erſte Mons pietatis. Mit dieſen Summen und Vorräthen richtete man ein Büreau ein, in dem man den Armen kleine Summen ohne Intereſſen borgte, doch zur Sicherheit der neugegründeten Anſtalt ein entſprechendes Pfand zurückbehielt. Dies war das erſte Leih-Amt.

Dem berühmten Miniſter Necker blieb es vorbehalten, zwölf Jahre vor dem Ausbruch der Revolution ein Leihhaus in Paris zu errichten. Daß es gerade das Jahr 1777 war, iſt nicht ohne Bedeueung, denn damals war es, als Jean Jacques Rouſſeau's Gleichheits-Ideen die Geiſter beſchäftigten. Die Regierung hatte den Zweck, den ärmeren Volksklaſſen die Laſt der Zinſen abzunehmen, welche die Wucherer ganz nach Willkür ihnen auferlegten. Das Leih-Amt von 1777 war in einer Zeit der Unruhe und während einer finanziellen Kriſe entſtanden. Die Kaſſe war bald erſchöpft, und vergeblich hat die Direktion, ſie neu zu füllen; das Geld war damals ſehr ſelten geworden. Mit geringen Reſten des urſprünglichen Kapitals und mit dem, was nach und nach wieder zurückgezahlt wurde, ſtiftete das Pariſer Leih-Amt jedoch im Kleinen immer noch manchen Voetheil. Während der Revolution konnte es ſich nicht halten; und mehrere Jahre war nun, wie Herr

Digitized by Google

Blaize in ſeiner intereſſanten Geſchichte der Leih-Aemter ſchreibt, ſein ganzes Verwaltungs-Perſonal in dem Portier vereinigt.

Bald trieben die Wucherer wieder ihr altes Unweſen, ja ſie überboten die Künſte ihrer Vorfahren ſo ſehr, daß man die Zeiten derſelben zurückſehnte. Da ſchlug Saint-Jean-d'Angely dem geſetzgebenden Körper in der Sitzung vom 27. Januar 1804 vor, das Leih-Amt wieder einzurichten. Er gab als Grund ſeines Antrags die Noth des Volkes und den Uebermuth der Pfandleiher an. Der Antrag wurde angenommen; man entwarf Statuten für das Leih-Amt, und der Kaiſer ſchrieb die ſtrengſten Maaßregeln gegen die Wucherer vor, welche, aus Paris vertrieben, auf dem Lande die letzte Habe des Armen an ſich zu reißen ſuchten.

Um die Benutzung des Leih-Amtes allen Bewohnern der Stadt gleich bequem zu machen, ſetzte man Kommiſſionäre, welche mit dem Haupt-Amte in Verbindung ſtanden, in die einzelnen Viertel derſelben. Zwar nahmen die Kommiſſionäre ſelbſt wieder eine nicht unbedeutende Vergütigung in Anſpruch, allein arme Wittwen und Waiſen zahlen lieber etwas mehr von dem Wenigen, was ſie haben, als daß ſie öffentlich vor dem ſpöttiſchen oder auch mitleidigen Lächeln fremder Geſichter erröthen.

Unter denen, welche zum Leih-Amte ihre Zuflucht nehmen, ſind zwei Klaſſen zu unterſcheiden; die Einen zwingt der Leichtſinn dazu, die Anderen die Armuth. Die Lumpen des Unglücks und die Diamanten der Thorheit liegen hier friedlich neben einander. Eine Frau aus der vornehmen Welt verpfändete regelmäßig im Monat ein bis zwei Mal einen Schmuck von hohem Werthe, um ihre Spielſchulden zu decken. Damit ihr Mann dies nicht bemerke, hatte ſie ſich einen vollkommen ähnlichen Schmuck von falſchen Steinen machen laſſen, den ſie während deſſen trug. Vorzüglich aber die Frauen, über deren Ruf die feine Sitte ſchweigt, ſpielen in dem Leih-Amte eine Hauptrolle. Sie bekennen ſelbſt ihr genaues Verhältniß zu demſelben, indem ſie es mit dem traulichen Namen der „Tante“ bezeichnen. Nächſt ihnen fühlen die Griſetten, die ihrem Rufe nach eine nicht unbedeutende Stufe höher ſtehen, ſich beſonders häufig zu den Commiſſionairen des Leih-Amtes hingezogen. Eine von ihnen pflegte ihr Schickſal ſo lange in Gottes Hand zu legen, bis ihre ſämtlichen Beſitzthümer ſich auf dem Leih-Amte befanden, dann ſuchte ſie einen neuen irdiſchen Freund, der ihren Schmuck und ihre Kleider wieder flott machen mußte.

Die Annäherung des Faſchings, des Neujahrs und anderer beſonderen Freudentage verſammelt die Klienten und Klientinnen der Kommiſſionäre beſonders zahlreich hinter den Vorhängen ihrer ſtets geſchloſſenen Fenſter. Hemden und Strümpfe der Schönen werden dann mit bewundernswerther Schöpferkraft binnen wenigen Stunden zu Kuchen und Wein umgeſchaffen. Die Liebhaber müſſen für den Putz der Mädchen ſorgen, und die Mädchen ſorgen, daß der Gaumen in ſeinen Rechten nicht gekränkt werde. Man ſieht, wie menſchenfreundlich auch in dieſer Hinſicht die Einrichtung des Leih-Amtes iſt.

Bisweilen wird das Leih-Amt aber auch ein Schutz gegen den moraliſchen Untergang. Mädchen, die von weiblichen Arbeiten leben, ſind, wenn ihre Einnahmen unregelmäßig werden, genöthigt, ſich an das Leih-Amt zu wenden. Frauen ſind überhaupt leichter zu Schritten dieſer Art geneigt, als Männer, die das verpfändete Stück ſchon als halb verloren anzuſehen pflegen. (Schluß f.)

Pot-Pourri.

Harte Prüfung der Standhaftigkeit.

In eine gemeinnützige Geſellſchaft wurden zwei neue Mitglieder aufgenommen, zu welcher Gelegenheit einer der Vorſteher derſelben vor verſammelter Geſellſchaft eine Anrede hielt, durch welche er ſie zu manchen Tugenden ermahnte, und ſo namentlich auch zur Standhaftigkeit, zur Selbſtverläugnung, zur männlichen Ertragung von Schmerzen u. dgl. m. Der eine der Aufzunehmenden, ein kleines verwachſenes Männchen mit ſpärlichem Haar auf dem etwas dicken Schädel, ſchnitt bei dieſer ſchönen Rede ziemlich verdächtige Geſichter, rückte auf der Stelle, auf der er ſtand, bald rechts, bald links, und zeigte ſich überhaupt ſo unruhig, daß er ſich mehrere ſtrafende Blicke zuzog. Als endlich die Aufnahmsceremonie vorüber war, wendete ſich der arme Verwachſene zu ſeinem Mitaufgenommenen und ſagte: „Hören Sie, das war eine ganz verwünſchte Prüfung der Standhaftigkeit!“ — „Was denn für eine Prüfung?“ fragte verwundert der Andere. — „Nun, haben Sie denn nichts davon verſpürt?“ entgegnete der Erſte. „Während der ganzen Rede iſt mir ja das heiße Wachs von einer Kerze des Kronleuchters, unter dem wir ſtanden, fortwährend auf den kahlen Scheitel getropft, und ſo ſehr ich auch bemüht war, meinen Schmerz zu bekämpfen und die Prüfung würdig auszuhalten, mußte ich dennoch mehrmals Geſichter ſchneiden und verſchiedene Bewegungen machen, die von dem Redner mißbilligend bemerkt wurden, wie ich leider wohl geſehen habe.“ — Man kann ſich das Gelächter der Zuhörer denken, als ſie ſahen, daß der Unſchuldige das zufällige Träufeln einer Wachskerze für abſichtliche Prüfung ſeiner Standhaftigkeit gehalten hatte.

Eine Theaterſcene.

Vor einigen Jahren fühlte ſich ein Tenoriſt, Herr Hahn, zu einer höhern Stellung berufen, als blos im Chore zu ſingen; er gab ſeinen Platz beim Leipziger Theater unter den Jägern des „Freiſchütz,“ den „Bergbewohnern,“ der „weißen Dame“ und den Furien des „Don Juan“ auf und trat eine Kunſtreiſe an. So nennt man bekanntlich gegenwärtig häufig diejenigen Wanderungen durch die Welt, bei denen es wegen Geldmangels eine wahre Kunſt zu reiſen iſt. Sein Weg führte ihn nach Schleſien. In einer Stadt jener Provinz traf er den Direktor Petri, der in großer Verlegenheit um einen Tenor war, und ſtellte ſich ihm vor. „Ihr Repertoire?“ fragte der Theaterunternehmer. — „Maſaniello, Nadori, Max, Fra Diavolo,“ verſetzte Hahn. — „Sie können mich retten,“ ſprach Petri entzückt. „Das Publikum verlangt Oper. Weil mir der erſte Tenor fehlt, habe ich dem Wunſche der Stadt nicht genügen können. Sind Sie z. B. als Fra Diavolo vollkommen feſt?“ — „Wie ein Haus,“ antwortete Hahn. — „So können Sie gleich morgen debutiren. Aber ich kann bis dahin keine Probe halten.“ — „Wenn Sie nur Ihrer Mitglieder und des Orcheſters ſicher ſind,“ ſagt Hahn, „mir macht eine mangelnde Probe nichts aus.“ — Der glückliche Direktor ſetzt den „Fra Diavolo“ an, die Hauptrolle geſungen von Herrn Hahn, „erſten Tenoriſten des Leipziger Theaters.“ Das Haus füllt ſich, die Kaſſe wird ſchwer und ſchwerer, Petri ſchwelgt im Anblicke der unerhörten Menſchenmaſſe, und die Ouverture beginnt. Der Direktor lauſcht hinter der Scene. Fra Diavolo kräht ſeine erſte Arie, und das Haus iſt mehr erſtaunt, als erbaut durch ſolchen Tenor. Kein Beifallszeichen rührt ſich. Petri hofft auf das zweite Auftreten. Da verwandelt ſich aber das Bedenken der Zuhörer ſchon in offenen Unwillen. Sie glauben nie eine weniger ausgebürſtete Stimme gehört zu haben, und dem Direktor bricht der Angſtſchweiß aus. Endlich erſcheint Fra Diavolo zum dritten Male. Er ſingt wie ein Verzweifelnder, denn ſein Ruf und der Leipzigs ſteht auf dem Spiele. Aber jetzt bricht ein entſetzliches Pfeifen und Ziſchen los. Es fliegen ſogar die Aepfel der Eris auf die Bühne. Petri iſt überzeugt, daß der Debutant gekommen iſt, nicht um ihn aufzurichten, ſondern um ihn zu ruiniren. Und als der Hahn zum dritten Male gekräht, ging Petrus hinaus und weinte bitterlich. (Roſen.)

Preis der Frauen.

Unter der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina II. wurde in einem Hofzirkel einmal viel über Treue und Untreue der beiden Menſchengeſchlechter geſprochen. Der damalige franzöſiſche Geſandte behauptete im Feuer der Unterhaltung etwas keck in Gegenwart der Kaiſerin, daß Alle Frauen durch Geld zu erringen wären. — „Auch ich?“ frug die Monarchin. — „Ja, Eure Majeſtät,“ antwortete er, „aber der Käufer fehlt.“

Digitized by Google

Nro. 36. Zwölfter Jahrgang. 1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Wettrennen in England. — Das Pariſer Leihhaus. — Pot-Pourri.

Die Wettrennen in England.

Die Wettrennen, welche ſchon den großen Nationen des Alterthums bekannt waren und einen Theil der olympiſchen Spiele bildeten, hatten zum urſprünglichen Zwecke, die Zucht und Veredlung der Pferde zu unterſtützen, indem für die ſchönſten und beſten Renner Preiſe ausgeſetzt wurden. Dieſer Zweck iſt auch ſchon vor vielen Jahren in England erreicht worden, denn der jetzige vollblütige Renner beſitzt eine Vollkommenheit ſowol in Eleganz der Geſtalt als Ausdauer im Rennen, die ihn in den erſten Rang ſeiner Raçe verſetzt, und iſt wohl von ſeinen Ahnen, die vor einigen hundert Jahren lebten, unendlich weit verſchieden. Die jetzigen Feſte haben nun bei weitem mehr den Charakter einer Volksbeluſtigung als das Anſehen einer Schau zur Beurtheilung der Thiere.

Ich hatte einige Mal Gelegenheit, den Rennen im Norden Englands, den Fabrikbezirken, beizuwohnen, und obgleich ſie da nicht mit beſonderem Glanze begangen werden, indem die Bewohner mehr dem Gelderwerbe als dem Vergnügen ergeben ſind, ſo muß ich doch ſagen, daß mir das Schauſpiel von Neuem das größte Vergnügen bereitete. Die glänzendſten Rennen ſind in der Nähe Londons, die Aſcot- und Epſom-Rennen, erſtere werden von der Königin beſucht, und in der Provinz in Derby, Newmarket, Doncaſter ꝛc., welche ſich jedes Jahr zu beſtimmten Zeiten wiederholen.

Die Rennbahnen ſind gewöhnlich in der Nähe der Stadt und in dem ſchönſten Theil der Umgegend auf einem möglichſt flachen Boden. Sie laufen im Zirkel von 1 — 2 engliſchen Meilen Länge und einer Breite, daß 20 — 30 Pferde in einer Reihe galoppiren können. Sie ſind mit hölzernen Schranken eingefaßt und müſſen je nach der Wette 1 — 4 Mal durchlaufen werden. Der intereſſanteſte Punkt iſt das Ziel, wo ſich das Schickſal der Wette entſcheidet. Hier iſt eine hohe Tribüne (der große Stand) errichtet für die, welche am meiſten bezahlen wollen. Zu beiden Seiten ſind haushohe Stände mit amphitheatraliſchen Sitzen für die beſcheidenern Zuſchauer erbaut.

Nach und nach füllen ſich die Stände und der ganze Platz, und iſt nun die Bahn einige Meilen von der Stadt entfernt, ſo bietet die Chauſſee ein ſehr belebtes Schauſpiel. Die hohen und reichen Herrſchaften kommen in ſechs- und vierſpännigen Wagen, die Bürgerlichen und der Mittelſtand werden von Omnibuſſen, Fiakern und Wagen jeglicher Art gebracht, die niederen Klaſſen laſſen ſich in Karren für einen Pfennig pr. Kopf (auf engliſch „pr. Stück") hinausſchaffen. Zu Fuße gehen will faſt Keiner, wenn es auch gar nicht entfernt iſt, und ein Engländer würde es für erniedrigend halten, bei ſolchen Gelegenheiten mit dem Troſſe zu Fuße gezogen zu kommen. Iſt nun Alles zum Schauſpiele bereit und man hat ſeinen Platz auf einem hohen Standpunkt eingenommen, ſo bietet der ganze Platz ein Bild dar, deſſen bunte Mannichfaltigkeit und Farbenreichthum kaum zu beſchreiben ſind. Dazu gehört aber ein glänzend heller Himmel und daß das Land, ſo weit man ſieht, mit friſchen, grünen Wieſen bedeckt iſt, wie man es faſt überall in England trifft. Durch dieſe dunklen, bunten Maſſen zieht ſich wie ein reines, grünes Band die Bahn, das heißt, ſobald ſie durch berittene Policiſten mit langen Peitſchen gereinigt worden, wozu eine Glocke das Zeichen gibt.

Von unſerm erhöhten Punkte überblicken wir nun den großen Stand, gefüllt mit dem ſchönſten Kreiſe von Damen und Allem, was auf Rang, Schönheit oder Eleganz Anſpruch machen kann; die übrigen Tribünen, welche ein reſpektables Publikum zeigen, die Anhöhen in der Nähe der Bahn, welche gleich einer Wagenburg mit Fuhrwerken jeder Art bedeckt, die mit Schauluſtigen angefüllt ſind, auf einer andern Seite eine große Anzahl Boutiquen, mit luſtig wehenden Fahnen geziert, wo theils Lebensmittel, theils Sehenswürdigkeiten geboten werden, und um die ganze Länge der Bahn das Volk in dunkeln Maſſen.

Die Pferde erſcheinen nun, und ſchönere Thiere kann man nicht ſehen. Ein ſolcher Renner kommt mir unter ſeines Gleichen vor, wie eine feine elegante Dame unter den Menſchen, d. h. doch eine ſolche, die nicht kräftig ausſieht, ſondern welche ihre Geſundheit theilweiſe der Eitelkeit geopfert hat. Ein ſchöner Renner beſitzt Eleganz und Ebenmaaß in ſeinen Gliedern und ganzem Baue, durch die weiche, gewöhnlich kaſtanienbraune Haut ſchimmern die Adern, der Kopf iſt ſchmal, das Auge voll, die Mähne, in zierliche Zöpfe geflochten, und der Schweif ſind von einem Haar, das den Anſchein von Seide hat. Gute Renner bedecken mit einem Sprunge 20 — 25 Fuß Grund, und ihr Alter iſt von 4 — 6 Jahren. Ihre Genealogie iſt bekannt, und die Pferde, von welchen ſie abſtammen, ſind bei jedem genannt. (So z. B. „Ma Mie" von Dr. Syntax „aus Elyſium"). Das iſt das Pferd, für welches zuweilen 4000 Pf. St. (fl. 48,000) gegeben wird. Sie führen alle Namen, z. B. Charles XII., teapot (Theekeſſel), Henry IV., Gaity, John Bull, Chapeau de paille, Alexander, Radical, Eclipſe, Waterloo. Die Jockey's ſind kleine leichte Männer, die ein beſtimmtes Gewicht haben müſſen und bei zu großer Leichtigkeit mit Steinen beſchwert werden. Sie tragen ſammtne Mützen, Wamms und Aermel von Seide, deren verſchiedene Farbe das Unterſcheidungszeichen iſt; man erhält nämlich Karten, worauf das Pferd verzeichnet iſt, nebſt der Farbe des Jockey's.

Die Preiſe beſtehen theilweiſe in prächtigen Vaſen, goldenen und ſilbernen Pokalen oder einem ähnlichen Gegenſtande, theilweiſe in Summen von 50 — 500 Pfd. Sterl. Bei den kürzlich ſtattgehabten Aſcot-Rennen, welche zu den glänzendſten gehören, wurde an vier Tagen in 29 Rennen, wobei 181 Pferde liefen, der Geſammtbetrag von Pf. 10,620 (circa fl. 120,000) ausgetheilt; eine Summe, die im glücklichſten Falle ein Pferd allein gewinnen kann und wobei der Werth der Vaſen nicht inbegriffen iſt. Dieſe Summe iſt jedoch nur eine Bagatelle gegen die unglaublichen Beträge, welche gewettet werden. Die Ariſtokratie und Reichen, Eigenthümer der Pferde, für welche Geld nur immaginären Werth hat, wetten tauſende von Pfunde für oder gegen die Pferde, und dieſe Wetten werden im Voraus während dem ganzen Jahre, welches zwiſchen den Rennen verfließt, gemacht. Es fallen übrigens dabei zuweilen ſonderbare Manipulationen vor und hängt gar viel von dem Charakter des Jockey's ab, in ſeiner Gewalt das Pferd zurückzuhalten, wodurch er vielleicht mehr verdient, als wenn er

Digitized by Google

der Erſte wäre, wenn nämlich große Summen gegen das Pferd gewettet ſind. Nur das Auge des Eingeweihten kann dieſe Sachen durchſchauen. Außerdem aber wettet Jedermann, der gegenwärtig iſt und noch ein paar Pfennige erübrigen kann. Ich ſah neben mir Herren, die das Anſehen ſchlichter Bürgersleute hatten, nach jedem Rennen, deren vier an einem Morgen waren, 5 à 10 Goldſtücke zahlen und einnehmen, als wenn es Spielerei wäre. Da das Geld jedoch immer von einer Taſche in die andere geht, ſo kann kein großer Verluſt für den Einzelnen entſtehen, der nicht beſtändig vom Unglück verfolgt wird. Es iſt nicht wie Roullet, wobei die Unternehmer gewinnen müſſen und das gutmüthige Publikum weiß, daß es nur verlieren kann! Welche Spannung und welches Intereſſe dieſe Wetten erregen, davon kann ſich Niemand eine Idee bilden, der es nicht mit angeſehen hat. Angenommen, es laufen zwei berühmte „Winner“ (Gewinner), Philipp und Rubens, welche die Bahn einmal zu durchlaufen haben, was das Werk weniger Minuten iſt. Sie ſetzen ſich in Bewegung, fliegen mit Windeseile durch die Bahn und einer iſt ſtets dicht neben dem andern. Die Aufregung erreicht den höchſten Grad, je näher die Renner dem Ziele kommen, jedes Auge folgt mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit; die Jockey's machen die größten Anſtrengungen. Die Pferde ſind 10 Yards von dem Ziele entfernt, und es gelingt Philipp, einen Vorſprung von einer halben Pferdelänge, oft nur von einem Kopfe, zu erlangen. Sein Namen ertönt unter Hurrah aus tauſend Kehlen, überall hört man Geld klappern, das aus der Hand des getäuſchten Verlierers in diejenige des erfreuten Gewinners wandert. — Das Pferd kommt zurück, wird von Allen bewundert, mit Wein abgerieben, mit wollenen Tüchern bedeckt, und nach einigen Tagen ſieht man ſein Bildniß bei jedem Kunſthändler, d. h. wenn es bei verſchiedenen Gelegenheiten gewonnen hat.

Ein ſehr ſchönes Schauſpiel iſt es, wenn 20 — 30 Pferde auf ein Mal laufen, und auch ſolche Rennen, wobei die Pferde über Hecken und Gräben ſetzen müſſen.

So ſehr man auch ſagte, daß Thierquälerei bei dieſen Volksbeluſtigungen mit im Spiele ſey, ſo dünkt mir doch, daß ein ſolches Rennpferd, das immer ein behagliches Leben führt und nur bei einzelnen Gelegenheiten ſich anſtrengen muß, ein weit beſſeres Loos hat, als das Pferd, welches Tag für Tag in das Joch vor den ſchwer mit Steinen beladenen Karren geſpannt wird. (Didaskalia.)

Das Pariſer Leihhaus.

(Schluß)

Neben der Thorheit, dem Leichtſinn und der Verſchwendung wird aber auch die wirkliche Armuth der mittleren und unterſten Stände oft die Veranlaſſung, daß die Kaſten des Leih-Amtes überfüllt ſind. Die kleinen Kaufleute, die Fabrikanten und Handwerker ſuchen in bedrängter Lage ſich durch dieſes Auskunftsmittel zu retten. Auch die mehr Begüterten unter der gewerbtreibenden Klaſſe ſind durch weitergreifende Spekulationen oder durch den Kredit, den ſie geben müſſen, bisweilen genöthigt, zum Leih-Amte ihre Zuflucht zu nehmen. Ein alter deutſcher Mechanikus kam kurz vor jedem Monatsſchluſſe zum Commiſſionair ſeines Viertels und verſetzte eine Uhr von ſehr kunſtvoller Arbeit, über der er ſchon ſein halbes Leben hingebracht hatte und die noch nicht vollendet war. So oft er ſie wieder einlöſte, hatte er eine ſpöttiſche Bemerkung des Commiſſionairs zu ertragen, dem die Uhr eine zu ſeltſame Geſtalt zu haben ſchien, als daß ſie wirklich richtig gehen könnte. Dann blickte der verkannte Künſtler nur wehmüthig zum Himmel und ſeufzte: „O, wenn ſie fertig wäre, ſo hätte ich nicht nöthig, ſie hierher zu bringen!“ So oft er wiederkehrte, machte er den Commiſſionair aufmerkſam, daß das Werk ſeit dem letzten Male wieder vorgerückt ſey, und bat darum, ihm wenigſtens fünf Franken diesmal mehr zu geben. Einſt blieb die Uhr länger im Pfandhauſe als ſonſt; Monat auf Monat verſtrich, und als ſie nach einem Jahre noch nicht eingelöſt war, verkaufte man ſie. Der Uhrmacher, der ſie erſtand, wußte das Werk nicht zu vollenden; der Gedanke des Erfinders war verloren; doch man mußte die Ausdauer des Mannes und die Höhe ſeiner Einbildungskraft bewundern. Die Uhrmacher kamen überein, daß der „Narr“ ein Genie geweſen ſey. Die Bewegung der Geſtirne, der Jahres-, Monats- und Tageswechſel, das Erſcheinen der Sonnen- und Mondfinſterniſſe der Kometen und andere Wunder wurden durch dieſes ſeltene Werk angezeigt. Der Verfertiger deſſelben aber war geſtorben.

Die Liſten der Commiſſionaire liefern intereſſante Beiträge zur Statiſtik von Paris, indem man aus den eingehenden Pfändern beurtheilen kann, welche Klaſſen der Bevölkerung vorzüglich das Leih-Amt benutzen und bis zu welchem Grade ſie es in den verſchiedenen Stadttheilen thun. Zu den beliebteſten Commiſſionairen gehört der, in deſſen Bezirk ſich die Sorbonne und die Arzneiſchule befinden; hier gehen im Jahre durchſchnittlich 140,000 Pfänder ein, meiſt Mäntel, goldene Ketten, Uhren und Frauenkleider, welche von den Studenten und ihren Freundinnen verſetzt werden. Doch ſo groß die Verlockung iſt, welche das Leih-Amt ohne Zweifel für den Leichtſinn hat, und ſo viel Unheil es in dieſer Hinſicht anrichten kann, ſo ſind die ſegensreichen Wirkungen deſſelben doch wohl überwiegend. Wie oft würde der Handwerker durch Krankheit, Mangel an Arbeit oder ſonſt durch unvorhergeſehene Unglücksfälle genöthigt ſeyn, Dinge zu verkaufen, die er binnen wenigen Wochen zum doppelten Preiſe ſich wieder ſchaffen müßte; doch einige Einſchränkung macht es ihm leicht möglich, die aus dem Leih-Amte entnommene Summe zurückzuzahlen, und ſo iſt in einiger Zeit der Schlag verſchmerzt, der ohnedies vielleicht unheilbare Wunden zurückgelaſſen hätte.

Der traurigſte Anblick, welcher in der Praxis des Leih-Amtes vorkommt, iſt die Verſteigerung der verfallenen Sachen. Was nach Ablauf eines Jahres nicht eingelöſt oder verlängert iſt; wird von der Direktion verkauft; und dann iſt es beſonders im Winter traurig, zu ſehen, wie die Decken und warmen Kleider feilgeboten und zu niedrigen Preiſen weggegeben werden, während die Armen, ihre früheren Beſitzer, unfähig, ſie wieder an ſich zu bringen, der Kälte preisgegeben ſind. Ludwig XVI. ließ am 9. Oktober 1789, um die Aufregung des Volkes zu beſchwichtigen und vorzüglich den Haß gegen die Königin zu mildern, alle Pfänder, die in Kleidungsſtücken und Wäſche beſtanden und auf die weniger als 24 Livres geliehen war, aus ſeinem Privatſchatze einlöſen und ſie in ſeinem und der Königin Namen an die Eigenthümer zurückgeben. Dieſe freuten ſich über die Wohlthat, doch großentheils nur, weil ſie nun um ſo ungebundener gegen den Wohlthäter auftreten konnten.

Falls der Verkaufspreis des Pfandes mehr beträgt als die darauf geliehene Summe, wird der Ueberſchuß an den früheren Eigenthümer zurückgegeben, und dies iſt bisweilen ein kleiner Troſt für den Verluſt des Pfandes. Zwiſchen dem Leih-Amte und den Verpfändern aber bewegt ſich noch eine beſondere Gattung von Kleinhändlern, welche ſich durch die Anſchläge: „Hier werden Pfandſcheine gekauft“ ſtets im Gedächtniß des Publikums erhalten. Dies ſind die Schmarotzerpflanzen des Unglücks; ſie umranken daſſelbe, als wollten ſie es ſtützen, und ſaugen es nur aus. Ueberhaupt iſt es nicht unmerkwürdig, zu ſehen, wie in großen Städten weit mehr Menſchen von der Armuth als vom Reichthum Anderer leben. Ein Sechſer iſt leichter zu zernagen als ein Friedrichsd'or. Die Käufer der Pfandſcheine treiben ihr Geſchäft theils im Geheimen, theils öffentlich, die Erſteren ſind bei weitem gefährlicher. Sie ziehen in der Geſtalt von Trödlern und Trödlerinnen umher und lauern auf die günſtigen Stunden, in denen Armuth oder Leichtſinn durch neue Verlegenheiten verleitet werden, die Pfandſcheine meiſt zum halben Preiſe loszuſchlagen. Viele alte Weiber leben in Paris von dieſem Gewerbe und leben ſehr gut. Mit dieſen Spinnen des Wuchers ſtehen beſonders die Griſetten in genauer Verbindung, weil ſie gewohnt ſind, wenn ſie kein baares Geld mehr von den Studenten bekommen können, ihnen wenigſtens die Pfandſcheine abzuſchwatzen. Und wie viele andere Heimlichkeiten mögen von dieſen Liebhabern

Digitized by Google

der Pfandſcheine nicht noch vermittelt werden, da ſie ſtete Gelegenheit dazu haben. In dem häufigen Verkaufen der Pfandſcheine hat es wohl vorzüglich ſeinen Grund, daß im Ganzen ſo wenige Pfänder verfallen. Sehr ſelten aber iſt es, daß ein Stück einmal in der Rue des Blancs-Manteaux geweſen iſt und nicht von Zeit zu Zeit ſeinen Beſuch wiederholen ſollte.

Bei aller Sorgfalt, die man auf die Verwaltung des Leih-Amtes wendet, bleiben einige Verbeſſerungen in derſelben wünſchenswerth. Herr Delaroche, der gegenwärtige Direktor, geſteht dies ein und hat bereits die Reform in einzelnen Punkten begonnen. Vorzüglich anzuerkennen iſt die Erleichterung, welche den Armen in Betreff des Einlöſens der Pfänder jetzt gewährt wird, indem ſie ihre Schuld nach und nach, zu ſo großen oder ſo kleinen Raten ſie wollen, abtragen können. Der wichtigſte Schritt jedoch, den Herr Delaroche zunächſt für nöthig hält, iſt, daß kleine Büreaus an die Stelle der Commiſſionaire geſetzt werden. Da die Commiſſionaire im Intereſſe des Publikums ſelbſt ſo geheim als möglich ihre Geſchäfte treiben, ſo haben ſie zugleich Gelegenheit zu vielfachem Betruge, und es geſchieht nicht ſelten, daß ein Commiſſionair augenblicklich entlaſſen werden muß. Auch andere Männer haben ſich in neueſter Zeit ſehr ernſt mit dem Leih-Amte beſchäftigt; vorzüglich hat Herr A. Blaize in ſeiner Geſchichte deſſelben ſehr gründliche ſtatiſtiſche Unterſuchungen angeſtellt, welcher Klaſſe der Geſellſchaft es den meiſten Vortheil bringe; und hiernach ſcheint es allerdings, daß der Leichtſinn und die Ausſchweifung am meiſten durch das Leih-Amt in ihren Vergnügungen unterſtützt werden. Doch dieſer Nachtheil iſt neben dem Vortheil nicht zu vermeiden, und er läßt ſich um ſo leichter ertragen, als das Gute, welches das Leih-Amt ſeinem urſprünglichen wohlthätigen Zwecke gemäß wirkt, ohne daſſelbe nicht zu erreichen wäre und das Böſe nicht eigentlich durch daſſelbe hervorgerufen, ſondern nur in ſeinem Fortſchreiten begünſtigt wird. Bei einer weiteren Reform des Leih-Amtes gelingt es vielleicht noch, auch das Bedürfniß der Pfandgeber genauer zu erforſchen und danach ſie zu berückſichtigen oder abzuweiſen, ſo wie die Wiedereinlöſung den Armen noch mehr zu erleichtern. Doch ſelbſt wenn er ſein Pfand nach einem oder einigen Jahren verliert, ſo hat die Hoffnung, es wieder zu gewinnen, die er ſo lange genährt hat, ihn doch indeß getröſtet und ihn langſam mit dem Gedanken des Verluſtes vertraut gemacht, während er beim Verkauf es alsbald aufgeben müßte. Es iſt dies dieſelbe Spannung des Geiſtes, welche einen Verluſt in der Lotterie leichter als andere verſchmerzen läßt; und ſelbſt die Hölle iſt nach Dante ja nur die Hölle, weil man beim Eintritt in ſie alle Hoffnung zurückläßt.

(Mag. f. d. Litt. d. A.) Alphons Esquiros.

Pot-Pourri.

Galvanoplaſtik.

Eine weit ſchönere galvaniſche Verſilberung, als mit den bis jetzt angewandten Stoffen, ſoll man nach Rockline durch folgendes Silberſalz erhalten. Man bereitet ſich neutrales zitronenſaures Silber, indem man Silberoxyd in Zitronenſäure auflöſt, dampft die Flüſſigkeit zur Trockniß ab, bringt das rückſtändige Salz in ein Porzellain- oder Glasrohr, welches in einem kochenden Waſſerbade erhitzt wird, und leitet einige Minuten lang einen Strom trockenes Waſſerſtoffgas darüber. Sobald die Vorrichtung erkaltet iſt, kann das Salz herausgenommen, in kaltem, deſtillirtem Waſſer aufgelöſt und zur galvaniſchen Verſilberung benutzt werden. Das zitronenſaure Silberoxyd ſcheint durch das Waſſerſtoffgas zum Theil desoxydirt zu werden, denn es löſt ſich dann mit dunkelbrauner Farbe in kaltem Waſſer auf; die Auflöſung wird durch Erwärmen augenblicklich in der Art zerſetzt, daß ſich ein ſchwarzes Pulver niederſchlägt, während neutrales zitronenſaures Silberoxyd zurückbleibt.

Chemiſches Gold.

Unter dieſer Benennung wird jetzt ein neues Metall in Frankreich zu Luxusgegenſtänden verarbeitet, das ganz wie Gold ausſieht, aber billiger als Silber iſt. Man glaubt, es werde bald ein wichtiger Handelsartikel werden.

Erfindung.

Aus Gebweiler im Elſaß wird vom 24. Juni geſchrieben: Mittwoch Abends waren wir Zeuge von dem Verſuche eines neuen Wagens ohne Pferde. Der Erfinder, begleitet von zwei Perſonen, iſt durch die Stadt unter dem Beifall der Menge gefahren; er machte die Fahrt von Gebweiler nach Sulz in einer Geſchwindigkeit von mehr denn acht Kilometern in der Stunde. Dieſes Lokomotiv, deſſen Mechanismus eben ſo einfach als ſinnreich iſt, vereinigt Feſtigkeit mit Leichtigkeit und ſelbſt Eleganz; es kann in einem Augenblicke aufgerichtet und zerlegt, und am kleinſten Platze aufbewahrt werden.

Die Spanierinnen.

Der Anzug der Damen zu Cadix beſteht in einem ſchwarz ſeidenen Kleid mit kurzen Aermeln, in langen Filethandſchuhen und einer ſchwarzen Spitzenmantille. Die Hauptſtücke des Schmucks ſind: ein nimmer ruhender Fächer in der Rechten und eine natürliche Roſe auf der einen Seite des Kopfes. Nur ſelten erblickt man unter der Maſſe ſchwarz verhüllter Köpfe eine franzöſiſche Haube und einen bunten Shawl. Dieſe Ausnahmen zeigen dem Beſchauer recht deutlich, wie das Geheimniß der Anmuth der Spanierinnen in ihrer Mantille liegt, und daß die Spanierin ſo wenig eine Haube zu tragen verſteht, wie Frauen anderer Nationen die Mantille. Die Spanierinnen haben doppelt Unrecht, die einfache Nationaltracht, welche ſie ſo wohl kleidet, mit der franzöſiſchen zu vertauſchen, denn zur gehörigen Auswahl und Zuſammenſtellung der Theile dieſer fehlt ihnen der erforderliche Geſchmack. Indeß, wenn eine Spanierin auch noch ſo geſchmacklos mit franzöſiſchen Bändern, Federn u. ſ. w. aufgeputzt iſt, ein Vorzug bleibt ihr doch: ihr Gang, deſſen eigenthümliche Anmuth ſich gleich weit von dem affectirten Geſchwänzel der Franzöſinnen, wie von dem ſteifen Grenadierſchritt der Engländerinnen fern hält. Wenn man ſie gehen ſieht, ſo begreift man, warum Virgil den Aeneas ſeine Mutter nicht an ihrer Geſtalt, ſondern an ihrem Gang erkennen läßt.

Seltene Aufopferung einer Frau.

Der Fürſt T. wurde wegen eines Vergehens zu Strafarbeit in den Ural'ſchen Bergwerken, und nach Ablauf derſelben, zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Er hatte eine junge ſchöne Frau, die aus einer ſehr angeſehenen Familie ſtammte, und die ein neues Beiſpiel von der gränzenloſen Aufopferung gegeben hat, deren ein weibliches Herz fähig iſt. Sobald ſie Nachricht von dem Schickſale erhielt, das ihrem Gemahl beſtimmt war, bat ſie flehentlich um die Erlaubniß, mit demſelben in die Verbannung gehen zu dürfen. Sie erhielt dieſe Erlaubniß, und ertrug vierzehn Jahre lang, Kälte, Hunger und Mühſal aller Art, bloß um durch ihre Gegenwart das Schickſal ihres Gatten einigermaßen zu lindern. Gibt es irgend ein Beiſpiel von aufopfernderer Liebe, von edlerem Heldenmuthe? Der Himmel belohnte aber auch die ſeltene Liebe. Als Fürſtin hatte die edle Frau die Mutterfreuden nicht gekannt, als Frau eines Sträflings in den Uralbergwerken aber gebar ſie in den vierzehn Jahren vier Kinder, die ſie mit aller Sorgfalt erzog. Als die vierzehnjährige Strafzeit ihres Mannes abgelaufen war, und derſelbe nach Sibirien gebracht wurde, um da ein ihm zugewieſenes Landſtück urbar zu machen, und den Reſt ſeines Lebens zuzubringen, wich die bewunderungswürdige Frau ebenfalls nicht von ihm, ſondern folgte ihm in die kalte, menſchenleere Oede, wo ſie Mühſeligkeiten aller Art erwarteten. Die bewundertſten Heldenthaten können ſich mit dieſer That eines liebenden Weibes nicht vergleichen.

Ein Vorwand.

Die Frauen haben bekanntlich gern einen Vorwand für ihre Gänge. Dies wird am ſchlagendſten durch einen hübſchen Vorfall

Digitized by Google

bewieſen, der kürzlich in einer groſſen Stadt vorgekommen iſt. Die Gräfin . . ., eine ſehr geiſtreiche und ſehr ſchöne junge Frau, ſchien lebhaft ein Bad in ihrem Hauſe zu wünſchen. Ihr Gemahl, der ihr jeden Wunſch zu erfüllen ſich beſtrebte, beeilte ſich auch ſofort, dieſen auszuführen, zumal er ihm aus vielen Gründen ganz recht war. Die Gräfin ſchien entzückt zu ſeyn. So ging es einige Monate lang, worauf die ſchöne Gräfin ganz wie früher ausging, da ſie ihrem prächtigen, höchſt bequemen Badezimmer die gewöhnliche Zinkwanne in der Badeanſtalt vorzog. Eines Morgens erſchien der Graf in dem Zimmer ſeiner Gemahlin und fand ſie nicht. „Wo iſt ſie?" fragte er. — „Im Bade," antwortete man ihm. „Seltſam!" murmelte der Graf. Unterdeß kam die Gräfin zurück und er fragte mit ziemlich langem verdrießlichem Geſicht: „Du kommſt aus dem Bade?" — „Ja." — „Mißfällt dir das Badezimmer, das ich dir habe einrichten laſſen?" — „Keineswegs; es iſt vortrefflich, wunderſchön." — „Nun alſo . .?" — Die Gräfin ſtellte ſich vor ihren Gemahl hin, ſchlug die Arme übereinander, blinzelte ihn ſchelmiſch an und antwortete nur die wenigen Worte, die aber dem Grafen vollkommen genügten: „Wenn ich im Hauſe bade, fehlt mir ein Vorwand zum Ausgehen."

Ein Quackſalber von ehemals.

Lounger's „Commonplace Book" (London 1842.) erzählt von einem Marktſchreier, der unter der Regierung Georg I. von England auf ſeiner zu Hammerſmith, nahe bei London, errichteten Bühne die verſammelte Menge folgendermaßen angeredet: „Von Geburt ein Hammerſmithianer, habe ich lange nachgedacht und reiflich erwogen, auf welche Weiſe ich meinen Mitbürgern das verſtändlichſte Zeichen meiner Liebe und Verehrung geben könne, und da iſt mir eingefallen und ich habe mich entſchloſſen, jedem Einwohner des Kirchſpiels 5 Schilling zu ſchenken. Ich weiß, das wird mich viel koſten. Deſto feſter vertraue ich der Hoffnung, daß Niemand von meiner Generoſität zu profitiren ſuchen wird, der nicht wahr und wahrhaftig ein Eingepfarrter iſt." Die Menge drängte näher, mit weit geöffneten Augen und aufgeſperrten Mäulern, Aller Blicke auf einem grünſammtenen Beutel von beträchtlichem Umfange, der dem generoſen Manne über dem Arme hing. Und der Redner fuhr fort: „Ich weiß, Ihr ſeyd nicht ſo feil und ſchmutzig, meine Freigebigkeit bloß deßhalb zu ſchätzen, weil ſie Euch ein paar Schillinge in die Taſche ſteckt. Die Freude, die ich in Euren Augen funkeln ſehe, iſt nicht das Produkt des Gedankens an den elenden Quark, der heute in Euren Händen, vielleicht ſchon morgen in der Fauſt eines Geizhalſes, eines Spitzbuben oder eines Pfänderleihers iſt. Ich begreife recht gut, was Euch entzückt. Euch entzückt die Ueberraſchung, daß ein Mann, den Ihr für einen Fremden hieltet, der wärmſte, der aufrichtigſte, der uneigennützigſte Freund iſt, den Ihr in Eurem Leben gehabt. Aber, meine lieben Freunde, Geld verleitet nur zu oft die Jungen und Unbeſonnenen, ſich zu betrinken und andere Exceſſe zu begehen, zum größten Schaden für ihre Geſundheit und Moralität. Dies zu verhindern, und damit meine Wohlthat nicht zum Nachtheil werde, ſchenke ich aus freiem Antriebe jedem meiner Mitbürger" (hier griff der Redner in den Sammetbeutel) „ein ſolches unſchätzbares Packet, worin eine Schachtel Pillen, eine Partie Pulver und ein Pflaſter, das in Europa ſeines Gleichen nicht hat, für Quetſchungen und Wunden gleichviel, ob das Meſſer ſie geſchnitten, das Schwert ſie gehauen, oder die Piſtole ſie geſchoſſen. Legt der Verwundete es vor Schlafengehen auf, ſo wette ich meine Reputation, daß die Kugel, dafern eine in ihm ſitzt, ſich herauszieht, und ehe der Morgen graut, das Fleiſch ſo geſund iſt, wie meine flache Hand. Wer dagegen Pflaſter und Salben nicht mag, weil ſie Schmerzen und Mühe machen, dem empfehle ich das Pulver. Das Pulver, meine Damen und Herren, wirkt mittelſt Sympathie, und iſt die vereinigte Erfindung von dreien der größten Aerzte, die je gelebt haben, Galen, Hippokrates und Paracelſus. Tragt Ihr nur ein paar Körnchen dieſes Pulvers bei Euch, ſo könnt Ihr ohne Gefahr in das dickſte Gewühl der Schlacht ſtürzen, Schwertern, Spießen und Bajonneten Trotz bieten. Was ich ſage, iſt: laßt Euch verkrüppeln, laßt Euch in Kochſtückchen hacken wie einen Stockfiſch, den ihr eſſen wollt, — je länger, je tiefer, je zahlreicher die Schnitte, deſto lieber iſt mir's, deſto ſchlagender wird der Beweis ſeyn für die Meriten meines Pulvers. Bleibt ganz ruhig, wickelt bloß den verwundeten Theil in ein reines, weißes Tuch, geht zu Bett, ſchlaft, wenn Ihr könnt, laßt inzwiſchen die Waffe, die Euch verwundete, neun Mal mit einer kleinen Quantität des Pulvers abreiben, und mein Wort zum Pfande, des folgenden Tags könnt ihr wie gewöhnlich an Eure Geſchäfte gehen. Von den Pillen ſage ich nichts. Die ſind ſeit lange ihre eigenen Lobredner und außerdem liegen vollſtändige Gebrauchsanweiſungen bei. Nur weil Ihr etwas abſeits der großen Welt lebt, muß ich Euch bemerken, daß ſie das Blut reinigen, und die Geſichtsfarbe wunderbar verſchönern. Weit über Menſchengedenken hinaus ſind dieſe unerreichbaren Arzneien mit ſechs Schillinge bezahlt worden. Aber ich bin feſt entſchloſſen, mein Wort zu halten, praktizire auch nicht wegen ſchnöden Gewinnes. Wollt Ihr daher Eure Taſchentücher, jedes mit der Kleinigkeit eines Schillings, lediglich zur Bezahlung der Reiſekoſten und meiner Dienerſchaft, mir heraufwerfen, ſo ſchenke ich Euch aus freier Bewegung das übrige Geld, genau wie ich es von vornhinein verſprochen." — Einige aus der Menge gingen ſchweigend fort; die Meiſten blieben. Auch die paſſive Bethörung, ſich betrügen zu laſſen, hat ihre Freuden. Zwei Stunden lang flogen Taſchentücher, leerte ſich der grünſammtene Beutel, ſpielte das Orcheſter, und als der Künſtler des Abends im Gaſthofe an Entenbraten und Schotenerbſen delektirte, hatte er 25 Guineen reinen Profit in der Taſche.

Schreckliches Unglück.

Als am 13. Juli das die Elbe herab von Tetſchen kommende Dampfſchiff in die Gegend von Hernskretſchen kam, fuhr zugleich der Fährkahn über den Fluß, in welchem unter andern ein vom Altar kommendes Brautpaar nebſt Eltern und Verwandten ſich befand. Obgleich die Maſchine auf dem Dampfſchiffe ſogleich gehemmt wurde, machte es doch die reißende Fluth des angeſchwollenen Stromes beiden Schiffen unmöglich, ſich ſchnell genug auszuweichen, und ſo wurde der Kahn vom Dampfboot überfahren und umgeworfen. Von zwanzig darauf befindlichen Perſonen wurden nur vier gerettet; das Brautpaar nebſt allen ſeinen Angehörigen verſank in den Fluthen, und den vor wenig Minuten noch Glücklichen wurden die Wellen zum ſchauerlichen Brautbette!

Eine Ueberraſchung.

Bei einer Dampfwagenfahrt von Dresden nach Leipzig kam ein alter Jude mit einer bildſchönen Tochter neben mehrere junge Leute zu ſitzen. Der junge Mann, der dem ſchönen Kinde gegenüber ſaß, wollte gern mit ihr liebäugeln; ſobald er jedoch ſein Auge erhob, begegnete er ſtets den wachſamen, lauernden Blicken des Vaters. Er baute daher ſeine letzte Hoffnung auf die Dunkelheit im Tunnel, und kaum fuhr der Zug in denſelben ein, ſo bog er ſich vor, ergriff mit beiden Händen den Kopf des jungen Mädchens, und küßte ihn tüchtig ab. — Den Kopf des jungen Mädchens? — Nein, der alte Jude, die Abſicht des jungen Mannes errathend, hatte den ſeinigen vorgeſtreckt, und da er wiederum den jungen Mann umſchlungen hielt, ſo wurden die Paſſagiere, als der Zug wieder an's Licht kam noch Zeugen dieſer zärtlichen Umarmung.

Guter Rath.

Ein Küchenbeamter in Preußen bekam den rothen Adlerorden IV. Klaſſe. Hiermit nicht zufrieden, wendete er ſich an einen Rath der Ordenskommiſſion mit der Frage, wie er es anzufangen habe, höher pouſſirt zu werden? Der Rath machte ſeinem Titel Ehre und ſagte dem ehrgeizigen Küchenhelden: „Laſſen Sie den rothen Adlerorden liegen, bis er ſchwarz wird!"

Digitized by Google

Nro. 37.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erinnerungen an Napoleon. — Entſtehung und Fortgang der Kleinkinder-Schulen. — Pater Mathew. — Pot-Pourri. — Buntes.

Erinnerungen an Napoleon.

(Von Miſtreß Abell.*).

* Wir haben ſchon in Nro. 34. des „Sammlers“ unter Rubrik: „Napoleons-Litteratur“ des Werkes der Miſtreß Abell: „Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena“ gedacht und finden nun im „Magazin für die Litteratur des Auslandes“ Ausführlicheres darüber, wovon wir den Leſern des Sammlers das Intereſſanteſte noch mittheilen wollen.

Meine Abſicht, ſagt die Verfaſſerin, iſt, mich ſo weit als möglich auf das zu beſchränken, was ſich auf Napoleon ſelbſt bezieht. Ich hege zwar noch viele Erinnerungen aus dieſen glücklichen Tagen meiner Kindheit; da ſie aber das Publikum nicht intereſſiren würden, ſo habe ich Alles ſorgfältig ausgeſchloſſen, woran der Kaiſer keinen perſönlichen Antheil nahm. Eine gedrängte Schilderung der mit ſeinem Aufenthalte verknüpften Lokalitäten wird man indeſſen für keine Abhaltung von meinem Plane halten, und einige Worte über den Eindruck, den die Inſel St. Helena auf Diejenigen hervorbringt, die ſich ihrem Ufer zum erſtenmale nahen, werden vielleicht als die beſte Einleitung zu dieſen kurzen Notizen dienen.

Der Anblick von St. Helena, von dem Meere aus betrachtet, weicht von dem aller Länder ab, die ich je geſehen habe, und wird gewiß Niemanden eine plötzliche Vorliebe einflößen. Der Fels, ſchroff aus dem Ocean emporſteigend, von länglicher Geſtalt und mit ſenkrechten Abhängen, gleicht eher einer ungeheuren, dunkelfarbigen Arche, die auf dem Buſen des atlantiſchen Meeres vor Anker liegt, als einem zum Wohnort und zur Ernährung menſchlicher Weſen beſtimmten Lande. Auch bei genauerer Bekanntſchaft nimmt die Inſel keinen liebenswürdigeren Charakter an. Wenn man ſich ihr zu Schiffe während der Nacht genähert hat und am Morgen aufs Verdeck geht, ſo bringt ſie eine eigene und faſt ſchauerliche Wirkung hervor. Wegen der großen Tiefe des Waſſers ſind die Fahrzeuge im Stande, ſich dicht an das Land zu halten, und das Auge, das ſo lange an die gränzenloſe Ausdehnung des Oceans und der Atmoſphäre gewöhnt war, ſtaunt, ſich plötzlich faſt in Berührung mit dem dunklen, drohenden Felſen zu ſehen, der ſich mehrere hundert Fuß, weit über die Maſtbäume der höchſten Schiffe, in die Luft erhebt. Zur Zeit meines erſten Beſuchs war ich noch ganz jung, und meine Furcht wurde durch die Verſicherung ſehr vermehrt, daß eine rieſenhafte Klippe, die einige Aehnlichkeit mit einem Negerkopfe hat, zuerſt mich und dann die übrigen Paſſagiere und Seeleute auffreſſen würde, ſobald die Frühſtücks-Glocke ſchlüge. Ich ſtürzte augenblicklich in die Kajüte hinunter, verbarg das Geſicht in den Schooß meiner Mutter und verkündete ihr zitternd unſer Loos und wurde nur mit Mühe durch ihre Verſprechungen des Schutzes und der Sicherheit beſchwichtigt. Ich wagte mich nicht eher aus ihren Armen, als bis die gefürchtete Glocke ertönt war und das Erſcheinen des Frühſtücks uns beſſere Dinge gewärtigen ließ. *)

Nachdem man an Munden's Batterie vorbeigekommen iſt, wird James-Town ſichtbar — ein eigenthümliches und merkwürdiges Städtchen, das mit dem originellen Charakter der übrigen Gegend harmonirt. Die Häuſer ſind alle im Grunde einer weiten Schlucht erbaut, die aus einer Natur-Umwälzung entſtanden zu ſeyn ſcheint — oder als ob der Fels, aus Ermüdung über ſein einſames Leben und ſeine vereinzelte Lage in der Mitte des atlantiſchen Oceans, aufgegähnt habe und nachher die Kinnladen nicht wieder zumachen konnte. Die Gebäude ſind nur auf die Grundfläche dieſer Kluft oder Spalte beſchränkt, da die Seiten derſelben zu ſteil ſind, als daß man Häuſer darauf errichten könnte.

Im Sommer iſt die Stadt, ihrer Lage zufolge, erſtickend heiß. Der kühle Seewind, der in den meiſten tropiſchen Gegenden ſo erfriſchend iſt, wird durch die umliegenden Felſen von dem Thale (wie die Einwohner von James-Town ihre Stadt nennen) ausgeſchloſſen, und während neun Monaten im Jahr iſt die Hitze unerträglich. Wir hatten das Glück außerhalb der Stadt zu wohnen, da mein Vater ein reizendes kleines Landhaus, etwa 1¼ (engl). Meile von dem Thal entfernt, beſaß, welches the Briars (die Dornbüſche) hieß. Dieſer Ort verdient eine kurze Schilderung, ſowol ſeiner eigenen Schönheit halber, als weil er Napoleon in den erſten drei Monaten ſeines Exils auf St. Helena zum Wohnſitz diente.

Der Weg nach den Briars ſchlängelt ſich von der Stadt aus über eine in den Berg ausgehauene Straße. Ich kann nicht ſagen, daß ich auf meiner erſten Reiſe nach unſerm Landgute viel von dieſem Pfade und ſeinen Umgebungen geſehen hätte. Ich wurde in einen Korb geſetzt und dieſer von einem Neger auf den Kopf genommen, der, ein munteres Liedchen ſingend, ganz luſtig mit mir einher trabte. Um ſich auszuruhen, ſetzte er mich von Zeit zu Zeit nieder und fragte mich, von einem Ohr bis zum anderen grinzend, wie mir mein kleines Neſt gefalle. Mir war ein wenig bange zu Muth, da ich jetzt zum erſtenmal einen Schwarzen ſah, aber ich gewöhnte mich bald an ihn, und wir wurden ſehr gute Freunde. Er ſagte mir, daß er in der Regel Gemüſe nach dem Markte trage, und ſchien ſich nicht wenig damit zu brüſten, daß eine lebendige Bürde ſeiner Obhut anvertraut wurde. Ich wurde bald in Sicherheit an der Thüre des Hauſes niedergeſetzt und ſagte meinem ſchwarzen Träger Lebewohl, der ganz entzückt über ein kleines Geſchenk fortging, das er von meinem Vater zur Belohnung ſeiner gegen mich bewieſenen Liebenswürdigkeit erhalten hatte.

Unſer Häuschen war ganz nach der Art der Indiſchen Bun-

*) Mrs. Abell iſt die Tochter des Herrn Balcomb, eines wohlhabenden Kaufmanns zu St. Helena. Er war Eigenthümer des Landhauſes The Briars, wo ſich der Kaiſer einige Zeit aufhielt, bis die für ihn beſtimmte Wohnung zu Longwood in Stand geſetzt wurde.

*) Es ſcheint mir, daß ſelbſt das Herz Napoleon's in ihm erſtorben ſeyn muß, als er ſeinen künftigen Wohnort zum erſtenmal betrachtete; und als er nach dem Ankerplatz hinaufſuhr, wo die Batterien auf beiden Seiten von Kanonen ſtarrten und drohend auf ihn hinabſchauten, mochte es ihm bedünken, daß die verzweiflungsvolle Inſchrift, der er ſich aus der ſchönen Sprache ſeiner Kindheit erinnern mußte, auch auf dem düſteren Felſen von St. Helena eingegraben ſey:
Lasciate ogni speranza, voi ch' intrate.
Gebt jede Hoffnung auf, die Ihr eintretet.
(Anmerkung der Verfaſſerin.)

Digitized by Google

galows erbaut; es war ſehr niedrig, indem alle Zimmer par terre waren, und ohne ſeine Lage hätte man es kaum hübſch gefunden. Aber ſeine Lage machte es zu einem kleinen Paradieſe; von nackten Bergen umgeben, glich es einem blühenden Eden in der Mitte einer Wüſte. Eine ſchöne Alee von Banianbäumen führte zu dem Eingang, an welche ſich von beiden Seiten die ewiggrünen, rieſenhaften Laco's anſchloſſen, vermiſcht mit Granatäpfeln und Myrthen und einer Unzahl von großen, weißen Roſen, unſeren Eglantinen (sweetpriar) ähnlich, von denen in der That dieſer Ort den Namen hatte. Ein Gang von 30 — 40 Fuß hohen Pomeranzenbäumen führte in den Garten, deſſen Beſchreibung man mir aus demſelben Grunde erlauben wird, wie die des Hauſes — er war nicht nur reizend an ſich, ſondern auch der Lieblings-Aufenthalt Napoleon's. Es würde die Feder eines Scott oder den Pinſel eines Claude erfordern, um der Schönheit deſſelben Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Tropiſche Früchte aller Gattungen ſtanden hier in üppiger Blüthe. Verſchiedene Arten von Weintrauben, Citronen, Apfelſinen, Schadocks, Feigen, Mangos, Guavas waren in endloſem Ueberfluß vorhanden. Wie eiferſüchtig auf die Schönheit dieſes reizenden Punktes, hatte die Natur ihn von jeder Seite mit undurchdringlichen Barrièren umgeben. Gegen Oſten war er, um mich geographiſch auszudrücken, von einer ſo ſteilen Felſenwand begränzt, daß jede Annäherung unmöglich war. Der ſchwarze, drohende Berg, der unter dem Namen Peak Hill bekannt iſt, ſchnitt den Zugang von Süden ab. Gegen Weſten wurde er durch einen jähen Abhang beſchützt, und gerade gegenüber befand ſich ein Waſſerfall, der ſchon an ſich einen maleriſchen und ergreifenden Gegenſtand bildete. Ich kann mich nicht genau ſeiner Höhe entſinnen, aber ſein Brauſen imponirte außerordentlich und die Quantität des herabſtürzenden Waſſers mußte ſehr bedeutend ſeyn. Seine Nachbarſchaft war in einem ſo warmen Klima äußerſt angenehm. An dem ſchwülſten Tage konnte man kaum die Hitze unerträglich finden, wenn man ſeine funkelnden und kühlenden Fluthen betrachtete. Nach dem Hauſe zu diente endlich eine Hecke von Aloen und Stechbirnen dem Garten zur Schutzmauer, die für jedes lebende Weſen undurchdringlich war.*)

Wir hatten jahrelang in dieſem romantiſchen und einſamen Thale gelebt, als unſer kleines Eiland plötzlich durch die Nachricht „aus ſeinem Anſtande emporgeſcheucht wurde", daß Napoleon Bonaparte als Staatsgefangener hierher verbannt worden ſey. Es war im Oktober 1815, als dieſe Neuigkeit zuerſt über uns einbrach. Wir hörten eines Morgens einen Schuß von dem Leiterberge (Ladder Hill), als Signal, daß ein Fahrzeug im Angeſicht der Inſel ſey. Denſelben Abend trafen zwei See-Offiziere bei uns ein, wovon der eine ſich als Kapitain D***, Befehlshaber des Kriegsſchiffs „Ikarus", vorſtellte und meinen Vater zu ſprechen wünſchte, dem er wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Als er zu dieſem geführt wurde, ſetzte er ihn in Kenntniß, daß Napoleon Bonaparte am Bord des „Northumberland", unter dem Kommando des Sir G. Cockburn, ſey, den man in einigen Tagen hier erwarte. Die Berichte über ſeine Flucht aus Elba und den nachherigen verhängnißvollen Feldzug waren uns noch nicht zu Ohren gekommen, und ich erinnere mich ganz wohl, mit welchem Erſtaunen und Unglauben man dieſe Meldung aufnahm. Kapitain D*** war mehr als einmal genöthigt, die Richtigkeit ſeiner Angaben zu verbürgen.

Meine eigenen Gefühle bei dieſer Nachricht waren gränzenloſe Angſt und eine unbeſtimmte Ahnung, daß uns etwas Furchtbares bevorſtehe, obgleich ich nicht wußte, was es ſeyn würde. Ich blickte furchtſam nach meinem Vater, und da ich ihn ruhig ſah, ſo faßte ich mich einigermaßen wieder, horchte aber dennoch auf jedes Wort des Kapitains D***, als ob mein Schickſal von ſeiner Erzählung abhinge. Das erſte Bild, das ich mir urſprünglich von Napoleon gemacht hatte, war das eines ungeheuren Rieſen oder Wehrwolfs, mit einem großen, flammendrothen Auge in der Mitte der Stirn und langen, aus dem Munde hervorſtehenden Zähnen, mit welchen er kleine unartige Mädchen in Stücke riß und verſchlang, beſonders wenn ſie ihre Aufgabe nicht wußten. Dieſen früheren Eindrücken von der Perſon Napoleon's war ich nun entwachſen, aber wenn gleich weniger kindiſch, hatte ſich doch meine Furcht vor ihm kaum vermindert. Der Name Bonaparte erinnerte mich noch immer an Alles, was böſe und grauſam iſt. Man beſchuldigte ihn der ärgſten Verbrechen, und wenn ich gelernt hatte, ihn für ein menſchliches Weſen zu halten, ſo betrachtete ich ihn doch als das bösartigſte, das je exiſtirt hatte. Auch war ich nicht die Einzige, die ſolche Gefühle hegte; ſie wurden von ſehr vielen älteren und klügeren Leuten, als ich, getheilt — ich darf wohl ſagen, von der Mehrheit der engliſchen Nation. Die meiſten Tageblätter jener Zeit ſchilderten ihn als einen Dämon, und alle Landsleute von ihm, die in England lebten, waren natürlicherweiſe ſeine erbitterten Feinde; aus dieſen beiden Quellen hatten wir aber unſere Begriffe über ihn geſchöpft. Es war daher nicht ohne Unruhe, daß ich meinen Vater einige Tage ſpäter ſich entfernen ſah, um an Bord der Schiffe zu gehen, die eben in der Bai Anker geworfen hatten.

Das Geſchwader beſtand aus dem „Northumberland", unter dem Kommando des Admirals Cockburn, dem man Napoleon anvertraut hatte, der „Havannah", Kapitain Hamilton, und mehreren anderen Kriegsſchiffen, nebſt einigen Transport-Fahrzeugen, auf welchen ſich das 53ſte Regiment befand. Wir verharrten einige Stunden in großer Sorge. Endlich kehrte mein Vater wohlbehalten von ſeinem Beſuche zurück, und wir ſtürzten hinaus, um ihn über das Ergebniß deſſelben zu befragen.

„Nun, Papa, haben Sie ihn geſehen?" denn wir dachten an Niemanden, außer Napoleon. Er hatte den Kaiſer nicht geſehen; doch hatte er dem Admiral ſeine Aufwartung gemacht und war der Madame Bertrand, Madame Montholon und anderen Perſonen aus dem Gefolge Napoleon's vorgeſtellt worden. Er fügte hinzu, daß der General Bonaparte gegen Abend landen würde, und daß man das Haus eines gewiſſen Herrn Porteus zu ſeinem Wohnort beſtimmt habe, bis Longwood, das man bereits für ihn in Stand ſetzte, zu ſeiner Aufnahme fertig ſey.

Wir waren ſo begierig, den berühmten Gefangenen zu ſehen, daß wir uns Abends nach dem Thale begaben, um bei ſeiner Ausſchiffung gegenwärtig zu ſeyn. Es dunkelte ſchon, als wir beim Landungsplatz ankamen; bald darauf näherte ſich ein Boot von dem „Northumberland", und wir ſahen eine Figur ans Ufer treten, die man uns als den Kaiſer bezeichnete — es war jedoch zu finſter, um ſeine Geſichtszüge unterſcheiden zu können. Er ſchritt zwiſchen dem Admiral und dem General Bertrand die Linien hinauf, und da er in einen Ueberrock gehüllt war, ſo vermochte ich faſt nichts von ihm zu ſehen, als das Funkeln eines brillantenen Sternes, den der auf der Bruſt trug. Die ganze Bevölkerung von St. Helena war herbeigeſtrömt, und man hätte kaum glauben ſollen, daß es ſo viele Einwohner enthielte. Das Gedränge war ſo groß, daß man ihn nur mit Mühe Platz machen konnte, und die Schildwachen erhielten endlich Befehl, ſich mit aufgepflanztem Bajonnett an den Eingang der Linien nach der Stadt zu ſtellen, um den Andrang der Zuſchauer zurückzuhalten. Napoleon äußerte den heftigſten Unwillen über die Zudringlichkeit der Menge, beſonders da man ihn zwar achtungsvoll, aber mit Stillſchweigen empfing. Ich hörte ihn ſpäter bemerken, wie ſehr es ihn verdroſſen habe, verfolgt und angegafft zu werden comme une bête féroce. (Fortſ. f.)

*) Dieſer Garten iſt jetzt, wie die glänzenden Träume und Hoffnungen meiner Jugend, verwelkt und zerſtört. Er wurde an die oſtindiſche Compagnie verkauft, die ihn ausgraben und mit Maulbeerbäumen bepflanzen ließ. Er iſt „Speiſe für Würmer" geworden. (Anmerk. der Verf.)

Entſtehung und Fortgang der Klein-Kinder-Schulen.

Der erſte Gedanke zur Errichtung dieſer ſo höchſt wohlthätig ſich erweiſenden Schulen ſtammt von einem Frauenzimmer, Louiſe

Scheppler, das, mit Hülfe des wackern Pfarrers Oberlin ſie gründete. L. Scheppler war ein junges Bauernmädchen aus Bellefoſſe, von noch nicht 15 Jahren, die in Oberlin's Dienſte trat, und, da ſie bemerkte, daß die Landleute auf ihre kleinen Kinder während ihrer Arbeit nicht gehörig Acht geben konnten, auf den Gedanken kam, die Kinder in großen Sälen zu verſammeln, wo ſie ſich unter den Augen erwachſener Frauenzimmer befänden, und von dieſen beaufſichtigt und unterrichtet würden. Die erſte Anſtalt der Art wurde von L. Scheppler in Ban de la Roche am 16. Juni 1779 unter Oberlin's Leitung eröffnet. Von dort ſcheint die Idee nach England hinübergekommen zu ſeyn, wo ſie weiter ausgebildet wurde, und ſo nach Frankreich zurückkehrte. Auf dem Feſtlande waren Fr. v. Paſtoret in Paris und die geiſtreiche Fürſtin Pauline von Lippe-Detmold die Erſten, welche ſolche Anſtalten gründeten, und zwar Fr. v. P. im J. 1801 und die Fürſtin im J. 1802 (in Detmold). In Frankreich hat man die Beförderung dieſer Anſtalten namentlich dem Eifer des Hrn. Cochin, des Maire des 12. Bezirks in Paris, zu danken. Seit dem Jahre 1830 hat die Regierung ſelbſt ihr Augenmerk darauf gerichtet, und die k. Verfügung vom 22. Dec. 1837 hat die Organiſation und Verwaltung dieſer Anſtalten in eine beſtimmte Form gebracht. Louiſe Scheppler erhielt übrigens, auf Geo. Cuvier's Bericht, im Jahr 1829 den großen Monthyon'ſchen Tugendpreis von 5000 Frs., den das beſcheidene Mädchen aber nicht für ſich behielt, ſondern ihn zum Beſten der von ihr gegründeten Schulen und zu andern Werken der Mildthätigkeit verwendete, weil, wie ſie behauptete, jene Ehre nicht ihr, ſondern Oberlin gebühre. — Im J. 1837 gab es in Frankreich 271 Klein-Kinder-Bewahr-Anſtalten, in denen 29,214 Kinder ſich befanden. Im J. 1840 hatte ſich die Zahl der Anſtalten bereits auf 555, welche 50,986 Zöglinge enthielten, vermehrt. Dieſe 555 Anſtalten koſteten den Gemeinden 245,631 Frs. und den Departements 60,395 Frs. In der Seſſion von 1840 brachte die Kammer, auf den Vorſchlag des menſchenfreundlichen Fr. Deleſſert, für das Budget von 1841 einen Kredit von 200,000 Frs. für die Klein-Kinder-Bewahr-Anſtalten in Vorſchlag, der auch genehmigt wurde, und für die Jahre 1842 und 1843 derſelbe geblieben iſt.

Pater Mathew,
der irländiſche Apoſtel der Mäßigkeit.

Der Pater Mathew iſt durch ſeine Predigten über die Mäßigkeit und die Wirkungen, welche ſie hervorgebracht haben, bereits ein Mann von Bedeutung für die Geſchichte geworden, in der er, der Analogie ſeines Thuns und Treibens wegen, vielleicht nicht weniger einſt figuriren wird, als der lahme Peter ſeligen Andenkens, welcher, in Deutſchland umherreiſend, zu den Kreuzzügen und zur Eroberung des heiligen Grabes mit fanatiſchem Eifer aufforderte. Folgende Notizen über ihn ſind einem franzöſiſchen Blatte entlehnt: Der Pater Mathew iſt der Apoſtel der Mäßigkeit in Irland, Schottland und England. Er iſt zu Cork in Irland anſäſſig, reist aber faſt beſtändig umher, und hat ſich die ehrenvolle Aufgabe geſtellt: den Zuſtand ſeines Volkes dadurch zu verbeſſern, daß er es mit heiliger Begeiſterung zur Mäßigkeit und zur Enthaltſamkeit von Spirituoſen auffordert. Wer ſich förmlich zu ſeiner Lehre bekennen will, muß ein Gelübde in ſeine Hände ablegen, dem er die weihenden Worte ertheilt: „Gott wolle dir gnädig ſeyn, daß du dein Verſprechen hältſt, und dir ſeinen zeitigen und ewigen Segen geben." Er fordert überall zu Volks-Verſammlungen auf, und ladet ſie ein, ihr Gelübde im Ganzen oder einzeln vor ihm abzulegen, was gewöhnlich in der freien Natur, auf großen Feldflächen, auf Bergen ꝛc. geſchieht. Man hat bereits erlebt, daß gegen 30,000 Perſonen auf einmal ſich vor ihm auf die Knie warfen und das Gelübde leiſteten. Bei Glasgow in Schottland waren es vor einiger Zeit über 13,000 Perſonen auf einmal, welche dieſes thaten, und dafür ſeinen Segen bekamen. Iſt ſeine Ankunft an einem oder dem anderen Orte bekannt geworden, ſo ſtrömt Jung und Alt, theils aus dem Orte ſelbſt, theils aus der Umgegend, herbei, und er iſt dann wie belagert. Aber nicht blos die Religion und ihre heiligen Attribute, ſondern auch praktiſche Demonſtrationen dienen dem Pater Mathew zum Verfolg ſeines Zwecks. So unter Anderm hatte er es einſt veranſtaltet, daß drei Ruderböte, von ganz gleicher Konſtruktion und ganz gleich ausgerüſtet, von einer gleichen Anzahl rüſtiger Seefahrer bemannt wurden, um einen Wettkampf unter ſich anzuſtellen. Die Mannſchaft des einen war noch dem Branntweintrinken ergeben, die des zweiten hatte dem Branntwein entſagt, trank aber Bier, während die des dritten Beidem entſagt hatte, und nur Waſſer trank. Von Hauſe aus zeigte ſich die letztere Mannſchaft als die gewandteſte und munterſte, und es wurde ihr ein glänzender Sieg über die beiden anderen zu Theil. Die Anhänger des Pater Mathew, welche reißend zunehmen, haben zur Verherrlichung ſeiner Perſon und Lehre bereits eine Menge Geſänge und Balladen komponiren, Medaillen ſchlagen laſſen ꝛc. Sein großartiger Erfolg iſt durchaus nicht mehr zu bezweifeln, und zeigt ſich am ſtärkſten in Irland, wo die Konſumtion des Branntweins um mehr als die Hälfte bereits geſunken, und im weiteren Sinken begriffen iſt.

Auch in Deutſchland iſt man mit Recht bemüht, dem Branntweintrinken Einhalt zu thun. Der Erbauer des Hermanus-Denkmals, v. Bandel, ſchrieb ſchon im vorigen Jahre an den Enthaltſamkeits-Verein zu Hildesheim: „Ich kann nur mit beſonnenen, geſunden Männern Etwas bei der ſtets gefährlichen Arbeit leiſten; die Erfahrung lehrte, daß ſolche nur ohne Branntwein zu erhalten ſind. Ich gab daher den einfachen Befehl: „„daß auf dem Berge und während der Arbeitszeit kein Branntwein getrunken werden darf."" Nur wenige Säufer blieben aus, die andern fügten ſich. Die rothen Naſen, die triefenden Augen ſind verſchwunden; alle Arbeiter ſind rüſtig; es iſt eine Freude, ſie nun anzuſehen. Mancher, der früher zitternd und trübſinnig ſeine Arbeit that, thut ſie nun ſtämmig und heiterer Laune; Verwundungen kommen ſelten vor und heilen leicht; die Ordnung wird durch Nichts mehr geſtört, und die Leute danken mir nun meinen Willen. Ich habe mich nichts nach dem Leben der Leute außer der Arbeit zu bekümmern; es freut mich aber herzlich, daß ich von keinen Händeln mehr höre, daß ihre Weiber und Kinder beſſer gekleidet ſind, als früher, und daß ich ſie ſonſt auch wegen zugenommener häuslicher Ordnung loben höre. Gott gebe, daß die Lehre, die ich gebe, erkannt werde!"

Pot-Pourri.

Merkwürdige Verbeſſerung des Kartoffelbaues.

Man hat in neuerer Zeit auch in Deutſchland die Erfahrung gemacht, daß die Kartoffeln, ohne daß man einen genügenden Grund anzugeben wußte, gänzlich fehlgeſchlagen ſind. Ein Gleiches war in England in den letzten Jahren der Fall, und eine Provinzialzeitung, der „Paisley advertiser" theilt nun hinſichtlich der Abhilfe Folgendes mit. Ein Hr. Stirrat kam auf die Anſicht, daß die erzeugende Kraft der Kartoffel auf einem Boden, der, ohne auszuruhen, längere Zeit angebaut worden war, allmählig erſchlaffe. Um die Probe zu machen, pflanzte er einige wenige Kartoffeln auf einem Boden, der 70 Jahre lang unbebaut war. Als er im folgenden Jahre die gewonnenen Kartoffeln als Samen benützte, ſchlug auch nicht Eine fehl, während rundumher die Kartoffeln zahlreich mißriethen. Er hat dasſelbe die letzten ſechs Jahre hindurch gethan, und nie Mißerndte gehabt; er hat ſolche friſch gewonnene Kartoffeln neben alten gewöhnlichen angepflanzt, und letztere ſind mißrathen, während die andern prächtig gediehen ſind, obgleich Zeit der Ausſaat, Behandlung und Düngung ſonſt ganz gleich waren. Auffallend iſt dabei, daß die friſch zur Beſaamung gezogenen Kartoffeln im erſten Jahre viel minder

Digitized by Google

gut zu eſſen ſind; ein gleiches Maaß friſcher und alter Kartoffeln gab bei der Umwandlung in Mehl oder Stärke ein ganz verſchiedenes Reſultat; die alten Kartoffeln ergaben ſieben, die auf neu umgebrochenem Boden gezogenen Kartoffeln nur vier Pfund. Bei der nächſten Erndte glich ſich jedoch dies aus.

Böhmiſche Walhalla.

In Schwanthalers Werkſtätte zu München ſieht man unter den vielen Werken, die der Künſtler der Vollendung zuführt, zwei Statuen über Lebensgröße, die hiſtoriſchen Geſtalten Huß und Ziska, beſtimmt in Erz gegoſſen und in einer böhmiſchen Walhalla aufgeſtellt zu werden. Den Plan zu dieſer großen Kunſtunternehmung hat ein reicher böhmiſcher Privatmann, Hr. Veith in Lobich bei Prag, gefaßt und führt denſelben an gedachtem Orte, der eine Station der Wien-Prager Eiſenbahn bilden wird, auf ſeine Koſten aus. Das Gebäude wird im orientaliſch-ſlaviſchen Geſchmack erbaut, und im Innern außer mit einer ziemlich großen Anzahl von Erzſtatuen ausgezeichneter Böhmen, deren Modelle Schwanthaler zu fertigen übernommen, und die in der Münchner k. Erzgießerei gegoſſen werden, mit einer Folge von Moſaikbildern aus der böhmiſchen Geſchichte geſchmückt. Der Bau hat bereits begonnen.

Napoleons Wohnungen in Paris.

Franzöſiſche Blätter enthalten folgende Angabe der verſchiedenen Wohnungen, welche Napoleon von ſeiner Ankunft in Paris an (19. Okt. 1784) bis zum Jahre 1815 inne hatte: 1) eine Zelle unter dem Dache der Militärſchule; 2) ein Dachzimmer auf dem Quai Conti; 3) ein Zimmer, Hotel Metz, Rue du Mail; 4) ein Zimmer, Hotel des Droits-de-l'Homme, Rue des Foſſes-Montmartre; 5) ein kleines Zimmer, Rue de la Michodière; 6) ein Zimmer, Hotel Mirabeau, Rue du Dauphin, bei St. Roch; 7) das Hotel de la Colonnade, Rue Neuve des Capucines; 8) ſein Hotel in der Rue de la Victoire; 9) den Luxembourg-Pallaſt unter dem Konſulat; 10) den Tuilerienpallaſt, während des Kaiſerreichs; 11) den Pallaſt Elyſée-Burbon, während der hundert Tage.

Der arabiſche Kadi.

Ein Reiſender kam an einem Zelte vorüber, vor dem 2 Araber ſaßen und eben ihre Abendmahlzeit beginnen wollten. Da es ihn etwas hungerte, ſo trat er zu den Kindern der Wüſte hin und bat ſie, ihn an ihrem frugalen Abendbrode Theil nehmen zu laſſen. Die gaſtfreundlichen Araber, von denen der Eine 3, der Andere 5 kleine Brödchen hatte, luden ihn ein, ſich bei ihnen niederzulaſſen, legten ihren Vorrath zuſammen und theilten ſich dann brüderlich hinein, ſo daß Jeder gleich viel bekam. Beim Abſchiede gab der Fremde ſeinen beiden Gaſtfreunden, da ſie keine Bezahlung annehmen wollten, 8 kleine Silbermünzen und bat ſie, dieſelben als Andenken an ihn zu behalten. Der Fremde entfernte ſich, und die beiden Araber ſchritten zur Theilung der 8 Silbermünzen, die alle von gleichem Werthe waren; der mit den 5 Brödchen behielt 5 Stücke und gab dem Andern, der nur 3 Brödchen gehabt, auch nur 3 Stücke, womit dieſer jedoch nicht zufrieden war, ſondern die Hälfte der Münzen verlangte. Der Araber, der die 5 Brödchen zugelegt hatte, weigerte ſich, der unbilligen Forderung ſeines Gefährten zu entſprechen, und ging, als derſelbe ſich nicht zufrieden geben wollte, mit ihm vor den Kadi. Dieſer ließ ſich die Sache vortragen, beſann ſich einige Augenblicke, ließ ſich alsdann die 8 Münzen ausliefern und gab ſchweigend dem, welcher die 3 Brödchen gehabt, nur 1 Geldſtück, dem Andern aber mit den 5 Brödchen die übrigen 7 Stücke. War die Entſcheidung billig und gerecht? (Der ganze Vorrath beſtand aus 8 Brödchen. Sollte Jeder gleichviel bekommen, ſo mußten die Brödchen in je 3 Theile, alſo zuſammen in 24 Drittheile zerlegt werden. Zu dieſen 24 Drittheilen gab nun der mit den 3 Broden 9, der mit den 5 Broden 15 Theile zu. Nun aß ein Jeder 8 Drittheile; alſo konnte der mit den 3 Broden oder 9 Drittheilen dem Fremden nur 1 Drittheil abgeben, während der Andere mit den 5 Broden oder 15 Drittheilen, 7 Drittheile dem Gaſtfreunde überlaſſen mußte, und darnach hatte der gerechte, ſcharfſinnige Kadi auch die Theilung der Geldſtücke eingerichtet.)

Zur Warnung für Schnupfer.

Im vorigen Jahre ſtarb zu Kopenhagen der Botaniker Dreyer; er war ein ſtarker Schnupfer und hat ſich durch Macuba vergiftet. Ein Arzt in Kopenhagen, der aus derſelben Handlung ſeinen Schnupftabak bezog, kam dem Sterben nahe. Jetzt wurde die Sache unterſucht und man fand in dem von Dreyer gebrauchten Makuba (der häufig mit Blei vermiſcht iſt) 18 pCt Blei!

Aus der öffentlichen Prüfung in der Religion in der höhern Bürgerſchule in Fr—g.

Lehrer: Was können wir vom Wurme lernen? Schüler: Wir können von ihm lernen, wie der Menſch nur von oben, vom Himmel ſeine Nahrung nehmen, und ſich himmelwärts erheben ſoll, denn wenn es regnet, kommt der Wurm aus der Erde heraus und ſaugt die Regentropfen ein, die vom Himmel fallen! L. Gut, ſo können wir in der Natur Gott erkennen, ſo reden die Thiere zu uns! Aber auch ſonſt noch in der Natur können wir Gott erkennen, was lernen wir vom Echo? Wenn ein Menſch im Walde wo ein Echo iſt, ruft: „Gott iſt keiner;“ was antwortet das Echo? Sch. „Einer.“ L. Wenn er ruft: „Gott, geprieſen ſey dein Namen?“ Sch. Da antwortet es: „Amen.“ — Amen.

Ehrlich währt am längſten.

Einem Gutsherrn in der Nähe von London fiel es neulich ein, zu einer ungewohnten Zeit ſeinen Gärtner zu überraſchen, und nach ſeinen Melonen in den Miſtbeeten zu ſehen. Von fern bemerkte er den Gärtner mit einem Fremden im Handel; jener forderte für eine Melone ſieben Schillinge, der Käufer bot vier. Dafür wollte ſie aber der Gärtner nicht ablaſſen. „Geht zum Teufel mit Euren vier Schillingen!“ rief er entrüſtet aus, „ehe ich ſie Euch für einen ſolchen Spottpreis laſſe, will ich ſie lieber meinem Herrn gönnen!“

Leider eine ſeltene Antwort.

Eine nach Schriftſtellerruhm lüſterne Dame, unweit Berlin, ſagte vor Kurzem: „Beſter Doktor, Sie ſind mir freundlich, ich habe eine Bitte, leſen Sie dies Manuſcript, es iſt eine hiſtoriſche Erzählung, und ſchreiben Sie mir Ihr Urtheil offen, unumwunden. Das ſoll entſcheiden, ob ich ſie drucken laſſe, und ſeyen Sie aufrichtig, denn ſchlimmſten Falls habe ich mehr Stähle im Feuer.“ Der Doktor las und ſchickte das Manuſcript mit den Worten zurück: „Mein ehrlichſter Rath, ſchöne Freundin, iſt, beifolgende Erzählung dahin zu legen, wo Ihre Stähle liegen.“

Buntes.

Der Dichter H. Fitzau ſingt in ſeinen bei Siebert in Soldin neulich erſchienenen Gedichten:

Ein Glas mit friſchem Waſſer
Hat Sie mir heut gegeben;
Ihr Bildniß iſt gefallen
Hinein, wie raſches Leben.
Als ich, um auszutrinken,
Es ſetzte an den Mund,
Da iſt ihr Bild geſunken
In meines Herzens Grund.

Mancher möchte ſeine Geliebte vor Zärtlichkeit aufeſſen; hier iſt Einer, der ſchluckt ſie in einem Glas Waſſer hinunter!

Bei Gelegenheit des Gaſtſpiels der Madame Schröder-Devrient in Breslau, wünſchte ein dortiger Dichter ein Mehlwurm zu ſeyn, um von der „Nachtigall“ Devrient geſpeiſt zu werden.

Digitized by Google

Nro. 38.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erinnerungen an Napoleon. — Alexander Dumas. — Ein ſpaniſches Wirthshaus an der Heerſtraße. — Das dießjährige fränkiſche Männergeſangfeſt in Schweinfurt. — Pot-Pourri.

Erinnerungen an Napoleon.

Von Miſtreß Abell.

(Fortſetzung)

Wir kehrten dieſelbe Nacht noch nach den **Briars** zurück, um von Napoleon zu ſprechen und zu träumen. Am folgenden Morgen nahmen wir eine große Kavalkade wahr, die ſich längs dem Pfade um den Berg zog, an deſſen Fuß ſich unſere liebe kleine Hütte in ihrem laubigen Neſte verbarg. Der Effekt dieſes Zuges war ſehr maleriſch. Er beſtand aus fünf Reitern, die, den Windungen der Bergſtraße folgend, einen Augenblick in den Strahlen der Sonne hervorglänzten und durch den düſteren Hintergrund in ein helles Licht geworfen wurden — dann plötzlich verſchwanden, bis ſie nach einer neuen Biegung des Pfades wieder auftauchten. Mitunter ſahen wir nur einen einzigen Federbuſch, oder den Schimmer von Waffen in der Sonne. Meiner aufgeregten Phantaſie ſtellte ſich das Bild einer ungeheuren Schlange mit glänzenden Schuppen dar, die langſam auf unſere glückliche Wohnung zukroch..

Wir waren noch in Zweifel, ob Napoleon bei der Geſellſchaft ſey. Wir hatten ſchon gelernt, uns nach ſeinem grauen Ueberrock und kleinen dreieckigen Hut umzuſchauen, aber wir konnten keine ſolche Kleidung unterſcheiden, obgleich unſer Fernrohr in beſtändigem Gebrauch war. Jeder dachte, daß es ihm eher gelingen würde, den Gegenſtand unſerer Neugier zu entdecken. Endlich rief einer von uns: „Ich ſehe eine Figur mit einem kleinen dreieckigen Hut, aber ohne Ueberrock“ — und wir ſchloſſen ſogleich, daß dies der Kaiſer ſey. Wir vermutheten, daß er ſich auf dem Wege nach Longwood befinde, um ſeinen künftigen Aufenthaltsort zu beſehen.

Um 2 Uhr deſſelben Tages beſuchten uns Herr O'Meara und der Doktor Wardin und wurden mit Fragen über Bonaparte beſtürmt. Sie ſchilderten ihn als höchſt liebenswürdig und anziehend im Umgang und verſicherten uns, daß wir von ihm bezaubert ſeyn würden. Ihre Betheurungen waren aber alle für mich weggeworfen; ich konnte nur mit Furcht und Zittern an ihn denken. Als ſie uns verließen, wiederholten ſie noch, daß ſich unſere Meynung von Napoleon ganz ändern würde, ſobald wir ihn geſehen und geſprochen hätten.

Um vier Uhr Abends erſchienen dieſelben Reiter wieder, die wir am Vormittag auf ihrem Wege nach Longwood bemerkt hatten. Sobald ſie den Eingang des engen Paſſes erreichten, der nach den **Briars** führt, hielten ſie an, und nach kurzer Ueberlegung ſtiegen ſie zu meinem Schrecken den Berg hinunter und näherten ſich unſerem Landhauſe. So viel ich mich erinnere, empfand ich eine ſo gränzenloſe Furcht, daß ich wegeilen wollte, um mich bis zu ihrer Entfernung zu verſtecken; aber meine Mutter befahl mir zu bleiben und ſo gut franzöſiſch zu ſprechen, wie ich konnte. Ich hatte dieſe Sprache während eines Beſuches gelernt, den wir einige Jahre zuvor in England machten, und da wir einen franzöſiſchen Domeſtiken hielten, ſo hatte ich das Erlernte nicht wieder vergeſſen.

Der Zug kam bei dem Gartenthore an, und da es keine Auffahrt nach dem Hauſe gab, ſo ſtiegen Alle vom Pferde, mit Ausnahme des Kaiſers, der jetzt vollommen ſichtbar war. Er blieb im Sattel und ritt die Allee hinauf, wobei die Hufe ſeines Pferdes den Raſen unſerer Grasflur zerſtampften. Neben ihm ging von der einen Seite Sir George Bockburn, von der anderen der General Bertrand. Ich kann mir noch lebhaft das Gefühl von Schrecken, mit Bewunderung vermiſcht, zurückrufen, das mir der erſte Anblick desjenigen einflößte, den ich ſo fürchten gelernt hatte. Sein Anſtand zu Pferde war edel und Ehrfurcht gebietend. Er ritt ein prächtiges, kohlſchwarzes Roß, und als das Thier ſtolz die Allee hinaufſchritt, mit gekrümmtem Halſe und an ſeinem Gebiſſe käuend, ſchien es mir würdig, Den zu tragen, der einſt faſt ganz Europa beherrſcht hatte. Da Napoleon's Geſtalt ſich zu Pferde größer ausnahm, ſo fehlte ihm nichts, um ihn in meinen Augen majeſtätiſcher erſcheinen zu laſſen, als irgend Jemand, den ich je geſehen. Er trug einen grünen, mit Orden bedeckten Rock; der Sattel und die Schabracke waren von rothem Sammet, reich mit Gold geſtickt. Er ſtieg bei unſerem Hauſe ab, und wir begaben uns Alle nach dem Eingang, um ihn zu empfangen. Sir George Cockburn ſtellte uns ihm vor. Beim näheren Anblick verlor Napoleon, deſſen kleinerer Wachs gegen die edle Geſtalt und die ariſtokratiſche Miene Cockburn's abſtach, etwas von der Würde, die mich zuerſt ſo ergriffen hatte. Er war todtenbleich, und obgleich kalt, unbeweglich und etwas ſtreng, ſchienen ſeine Züge mir doch äußerſt ſchön. Er ſetzte ſich auf einen unſerer Rohrſtühle, und nachdem er ſeinen Adlerblick über das kleine Zimmer geworfen hatte, machte er meiner Mutter über die ſchöne Lage der **Briars** ein Kompliment. So wie er zu ſprechen anfing, entfernten ſein reizendes Lächeln und gütiges Weſen jede Spur der Furcht, mit der ich ihn betrachtet hatte. Während er ſich mit der Mutter unterhielt, hatte ich Gelegenheit, ſeine Züge genau zu prüfen, und gewiß habe ich nie eine ſo merkwürdige und frappante Phyſiognomie erblickt. Die Portraits, die wir von ihm beſitzen, geben wohl einen allgemeinen Begriff von ſeinen Zügen, aber ſein Lächeln und den Ausdruck ſeines Auges konnte man nicht auf der Leinwand feſthalten, und dieſes bildete gerade den eigenthümlichen Zauber Napoleon's. Sein Haar war dunkelbraun und ſo weich und glatt wie das eines Kindes — etwas zu ſehr für einen Mann, da es hierdurch ein dünnes Anſehen erhielt. Seine Zähne waren eben, aber ein wenig dunkel, was, wie ich ſpäter fand, von ſeiner Gewohnheit herrührte, Lakritzen zu eſſen, wovon er ſtets einen Vorrath in der Weſtentaſche bei ſich trug.

Die **Briars** ſchienen den Kaiſer ſehr anzuſprechen, und er äußerte ſeinen Wunſch, hier zu bleiben. Mein Vater hatte dem Admiral Zimmer in ſeiner Wohnung angeboten, und dieſer gab ſogleich ſeine Bereitwilligkeit zu erkennen, ſie an den General Bonaparte abzutreten, da ihm die Lage ſo außerordentlich gefiel. Es wurde alſo zu Napoleons Zufriedenheit feſtgeſetzt, daß er unſer Gaſt bleiben ſollte, bis ſeine Reſidenz zu Longwood im Stande wäre, ihn aufzunehmen.

Unſere Familie beſtand zu dieſer Zeit aus meinem Vater, meiner Mutter, einer ältern Schweſter, mir ſelbſt und meinen beiden Brüdern, die noch völlig Kinder waren. Napoleon war entſchloſſen, ſich nicht wieder nach der Stadt zu begeben, und

Digitized by Google

wünſchte, daß man die Zimmer ſogleich für ihn einrichten möchte. Einige Stühle wurden ſodann auf ſein Anſuchen nach dem Raſenplatz hinausgebracht, und nachdem er ſich auf einen derſelben niedergelaſſen, winkte er mir, einen anderen zu nehmen, was ich mit klopfendem Herzen that. Dann ſagte er: „Sie ſprechen Franzöſiſch?“ — Ich antwortete bejahend, worauf er mich fragte, von wem ich es gelernt habe? Nachdem ich ihm darüber Auskunft ertheilt hatte, fuhr er fort, mich über meine Studien, beſonders über die Geographie, auszufragen. Ich mußte ihm die Hauptſtädte der verſchiedenen europäiſchen Länder nennen. „Wie heißt die Hauptſtadt von Frankreich?“ — Paris. — „Von Italien?“ — Rom. — „Von Rußland?“ — Petersburg jetzt, erwiederte ich, früher aber Moskau. Bei dieſen Worten wandte er ſich plötzlich um, heftete ſeine durchbohrenden Augen auf mein Geſicht und fragte mit ſtrenger Stimme: Qui l'a brulé?

Der Ausdruck ſeines Auges und ſein veränderter Ton riefen mir alle meine früheren Schreckniſſe zurück, und ich konnte nicht eine Silbe hervorbringen. Ich hatte oft von dem Brande von Moskau gehört und war bei Diskuſſionen zugegen, ob ihn die Franzoſen oder Ruſſen angeſtiftet hätten, weshalb ich ihn durch die Erwähnung deſſelben zu beleidigen fürchtete. Er wiederholte ſeine Frage, und ich ſtotterte: Ich weiß es nicht. — „Ja, ja“, entgegnete er, ein Gelächter aufſchlagend, „Sie wiſſen es recht gut — ich habe es verbrannt.“ — Da ich ihn lachen ſah, faßte ich wieder Muth und ſagte: „Ich glaube, Sire, die Ruſſen haben es verbrannt, um die Franzoſen los zu werden.“ Er lachte wieder und ſchien ſich zu freuen, daß ich etwas von der Sache wußte.

Die Vorbereitungen, die wir zu ſeiner Aufnahme machten, mußten natürlich in der größten Eile ſtattfinden, und während wir uns bemühten, Alles herbeizuſchaffen, was wir zu ſeiner Bequemlichkeit nöthig hielten, vertrieb er ſich die Zeit mit einem Spaziergang durch die Plantage und den Garten. Gegen Abend kehrte er nach dem Hauſe zurück, und da es meinem Vater und meiner Mutter ſchwer wurde, ſich franzöſiſch auszudrücken, welche Sprache damals in England viel weniger getrieben wurde, als jetzt, ſo wandte er ſich wieder zu mir und frug mich, ob ich die Muſik liebte? mit dem Zuſatz: „Sie ſind zu jung, um ſelbſt zu ſpielen.“ — Etwas empfindlich über dieſe Bemerkung, ſagte ich ihm, daß ich ſowol ſingen als ſpielen könnte. Er bat mich hierauf, ihm etwas vorzuſingen, und ich ſang, ſo gut es gehen wollte, das ſchottiſche Lied: Ye banks and braes of bonny Doon. Als ich zu Ende war, äußerte er, es ſey dies die ſchönſte engliſche Melodie, die er je gehört habe. Ich erwiederte, daß es eine ſchottiſche Ballade und keine engliſche ſey; worauf er bemerkte, ſie wäre für eine engliſche zu hübſch. „Ihre Muſik iſt elend“, fügte er hinzu, „die ſchlechteſte in der Welt.“ Er erkundigte ſich dann, ob ich einige franzöſiſche Lieder wüßte — unter anderen: Vive Henri Quatre. Ich verneinte dieſes; er fing an, die Melodie des Liedes zu trällern, ſtand auf und marſchirte nach dem Takte deſſelben um das Zimmer. Als er fertig war, fragte er, was ich davon halte? — „Es gefällt mir gar nicht“, war meine Antwort, „ich kann die Melodie nicht unterſcheiden.“ — Napoleon's Stimme war in der That ſehr unmuſikaliſch, und er ſchien mir auch kein Ohr für die Muſik zu beſitzen; denn weder bei dieſer Gelegenheit, noch bei ſeinen ſpäteren Verſuchen im Singen konnte ich je entdecken, welche Melodie er eigentlich vortragen wollte. Deſſen ungeachtet war er ein trefflicher Muſikkenner (wenn es einer Engländerin verſtattet iſt, hierüber ein Urtheil zu äußern, nachdem er uns allen Sinn für dieſe Kunſt abgeſprochen) — wahrſcheinlich deshalb, weil er immer die ausgezeichnetſten Virtuoſen gehört hatte. Er äußerte einen großen Widerwillen gegen die franzöſiſche Muſik, die er für beinahe eben ſo ſchlecht erklärte, wie die engliſche; die Italiener ſeyen das einzige Volk, das eine Oper hervorbringen könne.

Eine Freundin von uns, die uns oft auf unſerem Landgute beſuchte, hatte eine große Vorliebe für den italieniſchen Geſang, den ſie in der That „nicht weislich, doch nur zu wohl liebte“, denn ihre eigenen Verſuche in Bravour-Arien waren die lächerlichſte Burleske, die man ſich denken kann. Napoleon forderte ſie jedoch immer zum Singen auf und hörte ihr ſogar mit vieler Artigkeit zu; wenn ſie aber nicht zugegen war, ſo ließ er mich oft ihr Singen nachahmen, was ihn ſehr zu beluſtigen ſchien. Er ſchloß dann die Augen und ſtellte ſich, als ob er mich für Mrs. ***, unſere abweſende Freundin, halte, und machte mir dieſelben Komplimente, die er an ſie zu richten pflegte.

Der Kaiſer zog ſich bald nach meinem kleinen Verſuch, ihn zu unterhalten, in ſein Schlafzimmer zurück, und ſo endete ſein erſter Tag in the Briars. Es ſteht leider nicht in meiner Macht, einen detaillirten Bericht über die Vorfälle jedes einzelnen Tages abzuſtatten, den der Kaiſer bei uns zubrachte. Ich werde es immer bereuen, daß ich kein Journal über Alles hielt was ſich damals ereignete; aber ich war zu jung und zu ſorglos, um den Nutzen eines ſolchen Verfahrens einzuſehen. Ich verließ mich außerdem auf ein von Natur höchſt treues Gedächtniß, das, wie ich glaubte, mich in den Stand ſetzen würde, zu jeder Zeit auch den kleinſten mit Napoleon verknüpften Umſtand zurückzurufen. Hierin habe ich mich jedoch getäuſcht. Ein wechſelvolles Leben hat die Erinnerung an Scenen ausgelöſcht, die ich nie zu vergeſſen meynte, und wovon mir nur das Bewußtſeyn ihrer Exiſtenz und die Unmöglichkeit, ſie wiederzugeben, übrig bleibt. Viele von den Umſtänden, die ich hier mittheile, wurden indeß bald nachher von mir niedergeſchrieben, und die anderen ſind durch öfteres Wiedererzählen in mein Gedächtniß eingeprägt worden; ſo daß die Leſer ſich auf völlige Wahrheit und Treue meines Berichts verlaſſen können — eine Betrachtung, der ich jede andere aufgeopfert habe. Ich beabſichtige alſo nicht, ein Tagebuch von Allem zu liefern, was Napoleon während ſeines Aufenthalts in den Briars ſagte und that; ſo weit es möglich iſt, werde ich jedoch die Ereigniſſe in chronologiſcher Ordnung anführen.

Während Napoleon bei uns blieb, waren ſeine Gewohnheiten ſehr einfach und regelmäßig; er pflegte um 8 Uhr aufzuſtehen und, außer einer Taſſe Kaffee, bis eins nichts zu genießen — dann frühſtückte er, dinirte um acht und zog ſich gegen eilf in ſeine Zimmer zurück. Sein Benehmen war ſo ungezwungen gütig und liebenswürdig, daß ich mich nach einigen Tagen ganz an den Umgang mit ihm gewöhnte und ihn mehr wie einen Spielkameraden von meinem eigenen Alter behandelte, als wie den mächtigen Krieger, vor deſſen Namen die Welt erbleichte. Seine Stimmung war ſehr heiter, und er zeigte ſich mitunter faſt knabenhaft in ſeiner ausgelaſſenen Laune, die nicht ohne eine kleine Beimiſchung von Schadenfreude war.

Er machte ſich zu dieſer Zeit ſehr viele Bewegung und ſtellte gern Spaziergänge an, um das Thal und den angränzenden Berg zu erforſchen. Eines Abends wanderte er, von dem General Gourgaud, meiner Schweſter und mir begleitet, nach einer Wieſe, auf der einige Kühe weideten. Eine von denſelben bückte, ſobald ſie unſere Geſellſchaft wahrnahm, den Kopf, erhob den Schweif und rannte à pas de charge gegen den Kaiſer. Er machte einen ſchnellen und geſchickten Rückzug, indem er mit vieler Behendigkeit über die Mauer ſprang und dieſe Scheidewand zwiſchen ſich und den Feind ſtellte. Der General Gourgaud hielt jedoch tapfer Stand und warf ſich, den Degen ziehend, zwiſchen die Kuh und ſeinen Monarchen, mit dem Ausruf: „Dies iſt das zweite Mal, daß ich dem Kaiſer das Leben rette!“ — Napoleon lachte herzlich, als ihm dieſe Prahlerei des Generals hinterbracht wurde, und ſagte: „Er hätte eine Poſition nehmen ſollen, um einen Kavallerie-Angriff abzuſchlagen.“ Ich bemerkte, daß die Kuh ruhig ſtehen blieb, ſobald er ſich entfernt hatte; dies vermehrte ſeine Heiterkeit, und er entgegnete: „Sie wollte der engliſchen Regierung die Mühe und Koſten meines Unterhalts erſparen.“

Der Kaiſer bewohnte in unſerem Hauſe ein Zimmer, das mein Vater bei ſeiner Erbauung zum Ballſaal beſtimmt hatte. Vor demſelben befand ſich ein kleiner umgitterter Raſenplatz, auf

Digitized by Google

welchem ein Zelt aufgeſchlagen und durch einen bedeckten Gang mit dem Hauſe verbunden war. Dieſes Zelt war in zwei Gemächer abgetheilt, wovon das innere Napoleon's Schlafkammer bildete, und in einer Ecke des äußeren ſtand ein kleines Feldbett mit grünſeidenen Vorhängen, in welchem der General Gourgaud ſchlief. Dieſes Bett war von dem Kaiſer auf allen ſeinen Feldzügen gebraucht worden. Zwiſchen den beiden Abtheilungen des Zeltes hatten ſeine treuen Anhänger eine Krone in dem Raſen ausgeſchnitten, die ſich in einer ſolchen Lage befand, daß der Kaiſer nicht durchpaſſiren konnte, ohne den Fuß auf dieſes Zeichen königlicher Würde zu ſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Alexander Dumas.

Alexander Dumas verdient jährlich mit ſeiner Feder über 120,000 Franken, braucht aber bedeutend mehr, da er ein großes Haus führt, ſehr freigebig und gegen die ganze Welt wahrhaft verſchwenderiſch iſt. Der Sohn eines an ſeinen Wunden im Revolutionskrieg verſtorbenen Generals kam er ohne Geldmittel nach Paris. Die Freunde ſeines Vaters nahmen ihn kalt auf und zeigten ſich gleichgültig und theilnahmlos; — endlich kam er mit einem Empfehlungsbriefe eines einflußreichen Wählers ſeines Departements zu dem Deputirten General Foy. — Wir wollen ſehen, was wir aus Ihnen machen können, ſagte dieſer. — „Alles, was Sie wollen, General." — „Ich muß erſt wiſſen, wozu Sie taugen." — „Zu nicht Viel." — „Wiſſen ſie ein Bischen Mathematik? — „Nein General! — „Haben Sie einige Kenntniſſe von Meßkunſt, Naturlehre?" — „Nein, General." — „Haben Sie die Rechte ſtudirt?" — „Nein General." — So können Sie doch Latein oder Griechiſch?" — „Aeußerſt wenig, General!" — „Nun, ſo können Sie doch wenigſtens gut rechnen, Buchführen?" — „Davon verſtehe ich gar nichts." — Der zwanzigjährige Dumas, der hier zum erſtenmale ſeine eigene Unwiſſenheit kennen lernte, wurde bei jeder neuen Frage des Generals blutroth; — der General ſchüttelte verlegen den Kopf. „Geben Sie mir Ihre Addreſſe, ſagte er endlich, ich werde nachdenken, wo man Sie unterbringen kann." Dumas nahm eine Feder und ſchrieb ſeine Addreſſe, der General ſah zu; auf einmal rief er aus: „Wir ſind gerettet, — Sie haben eine ſchöne Schrift." Dumas ließ ſeinen Kopf vernichtet auf die Bruſt ſinken, zum erſtenmal ſah er ein, daß er allein, ohne Hülfsmittel in der Welt, nichts habe, als eine ſchöne Schrift. — Foy verwendete ſich für ſeinen Schützling und ſchon am andern Tage ſaß Dumas als Schreiber in den Bureaux des Herzogs von Orleans, jetzigen Königs, und hatte monatlich hundert Franken Gehalt. — Zwölfhundert Franken jährlich; Dumas war glücklich. — Aber belehrt, gewitzigt, enttäuſcht durch die Unterredung mit dem General Foy ſchämte er ſich ſeiner Unwiſſenheit und dachte jetzt ernſtlich daran, Etwas zu lernen. Trotzdem, daß er acht Stunden bei Tage im Bureau zubringen und Abends von 7 bis 10 Uhr noch dahin zurückkehren mußte, warf er ſich mit Feuereifer auf das Lernen und verwendete den größten Theil ſeiner Nächte zur Verbeſſerung ſeiner vernachläſſigten Erziehung. Nach drei Jahren raſtloſer Mühen hatte er ungeheure Fortſchritte gemacht, das Pariſer Leben vollendete die äußere Bildung und im vierten Jahre ſeines Pariſer Aufenthalts ſehen wir ihn ſchon als dramatiſchen Dichter mit guten Freunden Vaudevilles für die Boulevardstheater ſchreibend. Sein Heinrich III. wird nach einiger Zeit gegeben, der Herzog von Orleans nimmt den ganzen erſten Logenrang in Beſchlag und wohnt der erſten Aufführung mit einer kleinen Armee von Prinzen, Prinzeſſinen, Herzogen, Fürſtinnen, Geſandten und Generälen bei, — das Stück gefällt ungemein; und am andern Morgen iſt der junge unbekannte Menſch ein Dichter erſten Ranges, das Schooßkind von ganz Paris.

Ein ſpaniſches Wirthshaus an der Heerſtraße.

Die nachſtehende Schilderung eines Wirthshauſes in Spanien möchte wohl unwillkührlich an jene in Polen erinnern. Ein engliſcher Reiſender erzählt davon Folgendes:

Ich hatte gedacht, das Wirthshaus, welches wir Tags zuvor angetroffen hatten, könnte nicht übertroffen werden und hätte das Maaß voll gemacht von Allem, was ich je über ſpaniſche Venta's und deren gränzenloſe Erbärmlichkeit gehört. Als ich meinen Fuß auf die Schwelle ſetzte, bebte ich zurück bei dem Anblick des Inneren, allein da ich keine andere Wahl hatte, als entweder zu dem Poſtwagen zurückzukehren, der in der brennenden Sonne ſtand, oder vorwärts zu gehen, ſo wählte ich das Letztere. Das Haus beſtand aus einem einzigen Zimmer und einem Stall, beide mit ſpitzen Kieſeln gepflaſtert. Der Rauch des Feuers, zu deſſen Anmachung unſere Ankunft das Zeichen gegeben, ſtieg nicht durch den Schornſtein empor, ſondern wälzte ſich in dunkeln Wolken durch das Zimmer und fand, wie in einer iriſchen Hütte ſeinen Weg durch die Thür und durch das einzige Fenſterchen, welches ein ſchwaches Licht einfallen ließ. In dem Zimmer waren alle Paſſagiere des Poſtwagens beiſammen mit Einſchluß der beiden Kutſcher, ferner der Wirth und die Wirthin mit ihren ſchmutzigen Maritornen; ferner zwei Schweine, vier magere Hunde, das lebendige Bild des Hungers, zwei Katzen mit abgeſtutzten Ohren und Schwänzen, ein zahmes Rebhuhn in einem Käfig, und ſchließlich ein neunjähriger Bettelbube, deſſen ganze Kleidung in einem ausrangirten Soldatenrock und einer auf ein Ohr geſetzten Polizeimütze beſtand. Dies luſtige Kerlchen mit ſeinen pfiffigen Augen hatte unſern Wagen von Lora bis hierher begleitet, wie es ſchien, lediglich um ſeine Füße zu üben, denn er hatte uns nie angebettelt.

Unſere Hoffnungen, in dem Küchenſchrank dieſer einſamen Venta etwas zu finden, was die Stelle eines Frühſtücks vertreten könnte, wurden bedeutend herabgeſtimmt, als wir unſern Wagenlenker aus ſeiner Taſche ein Stück Zeitung hervorziehen ſahen, enthaltend ein Ding, welches einer gebratenen Krähe ähnlich ſah, in der That aber eine kalte Ente war und ein Stück Rindfleiſch, welches ich eher für einen verſteinerten Roſtbraten hätte halten mögen. Dieſer Leckerbiſſen wurde zerlegt mit einem alten roſtigen Meſſer, ſo lang wie ein Jagdmeſſer, während eine Magd etliche Eier (den einzigen Speiſevorrath außer Brod) aufklopfte, um den ſtets wiederkehrenden Pfannekuchen zu bereiten. Während die Magd die Eier klepperte, verſah ein Hund ſein Geſchäft als Küchendiener und ſparte ihr die Mühe des Spülens, indem er die Pfanne ſorgfältig ausleckte. Um Abwechslung in die Scene zu bringen, erſchienen die Maulthiere, welche der Vorſpänner ausgeſpannt hatte, und ſpazierten ohne Umſtände durch die Geſellſchaft hindurch in den Stall. Sodann ſetzte ſich ihr Lenker in die Thür und ließ ſich von einem alten Weib ſeinen verſtauchten Fuß einrenken, wobei er ihr ſein nacktes Bein hinhielt und ſie, ihren Fuß ihm auf den Bauch ſetzend, aus Leibeskräften zog, daß er Ach und Weh ſchrie. Wir hatten Thee, Brod und Orangen mitgebracht, ſo daß wir auf die in Bereitung begriffenen Leckerbiſſen des Wirths verzichten konnten. Unſere ſpaniſchen Reiſegefährten waren weniger ekel und ſprachen tapfer dem Pfannkuchen zu, desgleichen einer andern Eierſpeiſe. Das Verfahren bei der Bereitung war folgendes. Eine Anzahl Eier wurden in ein großes mit heißem Waſſer gefülltes irdenes Gefäß geſchlagen, ferner wurde von den ſchmutzigen Fingern der Wirthin Brodkrume hineingeriebelt, das Ganze mit Salz, Pfeffer und Knoblauch gewürzt und umgerührt, bis es das Anſehen von geronnener Milch erhielt. Dann ward es auf den Tiſch geſetzt in demſelben Gefäß, in dem es bereitet worden. Teller galten als ein Ueberfluß. Jeder Gaſt nahm ſeinen Löffel, fuhr damit in den Napf und brachte ſo die Speiſe in den Mund.

Digitized by Google

Das
dieſsjährige fränkiſche Männergeſangfeſt in Schweinfurt

iſt nach allen darüber zu leſenden Berichten auf das Vortheilhafteſte ausgefallen. In der, durch patriotiſches Zuſammenwirken der Stadtbehörden und der achtungswerthen Einwohner aller Stände erbauten Feſthalle verſammelten ſich, feierlich von dem Geſangverein in Schweinfurt eingeholt und empfangen, am 30. Juli die, von allen Seiten herangezogenen Geſangvereine, an der Zahl 36, eine Maſſe von 723 Sängern bildend. Wohl vorgeübt, trugen ſie die mit Sorgfalt gewählten Geſangſtücke unter Direktion des Herrn Kantors Schad von Schweinfurt mit größter Präziſion und Kraft vor; unter denſelben zeichnete ſich eine Kompoſition des herzogl. ſachſen-meiningen'ſchen Kammermuſikus Herrn Zöllner aus, die derſelbe perſönlich leitete, und bei welcher der rühmlich bekannte Tenoriſt Hr. Breiting die Tenor-Solopartie übernommen hatte. Von 3 Uhr Nachmittags bis 5 Uhr ward in der ſinnig dekorirten und durch die Fahnen der Sängervereine geſchmückten Feſthalle ein heiteres Mahl von den Sängern eingenommen. Allgemeine Geſänge, poetiſche Gaben, dem Feſte geweiht, ſinnige Trinkſprüche würzten das Mahl. Nach deſſen Beendigung, und nachdem die Vereine ihre eigenen Fahnen wieder empfangen hatten, zogen dieſelben, wohlgeordnet dem Marktplatze zu, wo Arndt's ſchönes deutſches Lied geſungen, und König Ludwig ein dreimaliges Lebehoch gebracht wurde. Als hierauf beſondere Feſtfahnen an die Vereine vertheilt waren, zogen ſie in beſter Ordnung durch die dichtgefüllten Straßen nach dem Feſtplatze und zur Feſthalle zurück. Dort fand bis tief in die Nacht ein wahrer Sängerwettſtreit durch die Vorträge einzelner Vereine ſtatt. Am Morgen des folgenden Tages zogen die Sänger nach dem Wehrwäldchen, wo die heiterſten Geſänge erſchallten, und kehrten erſt Nachmittags in die Stadt zurück, welche ſie nun nach und nach verließen, dankbar und hocherfreut über die ihnen gewordene ehrenvolle und gaſtliche Aufnahme. Wie wir hören, wird das nächſte Männergeſangfeſt in Rothenburg an der Tauber, das darauf folgende (1845) in Wertheim gefeiert, und mit freudigem Gefühle ſieht man ſonach immer mehrere Städte ihre Theilnahme für dieſe edlen Feſte ausſprechen, welche zuerſt in Nürnberg begonnen, dann in Bamberg, Erlangen, Nördlingen, Neuſtadt an der Aiſch und Windsheim fortgeſetzt wurden.

Pot - Pourri.

Hinrichtungen.

Hamm, 21. Juli. Heute fand in unſerer Nähe das, Gott Lob! nur ſelten vorkommende Schauſpiel einer Hinrichtung ſtatt. Der rechtskräftig zur Strafe des Rades verurtheilte Ackerknecht Gerhard Sandhövel von Praſſelt bei Emmerich wurde heute früh, zufolge der in der Allerhöchſten Beſtätigungs-Ordre enthaltenen Strafverwandlung, mit dem Beil vom Leben zum Tode gebracht.

Am 23. Juni wurde zu Glückſtadt ein Zuchthausſträfling (ein junger Mann von 30 Jahren) hingerichtet, welcher vor einem Jahre einen Aufſeher im Zuchthauſe mit einem Meſſer durchbohrt hatte. Des Hingerichteten Mitwiſſer, deſſen Urtheil auf 20 Jahre Gefängniß lautete, muß ſein Leben bei ſchwerer Arbeit im Kerker beſchließen. Man vernimmt nun über den Mörder folgende ergreifende Umſtände: Völlig ungläubig, mit einem Herzen voll Erbitterung gegen Gott und Menſchen, hatte er jeden Zuſpruch, jede Mahnung des geiſtlichen Seelſorgers beharrlich von ſich gewieſen. Die Hinrichtung mußte wegen Abweſenheit des Scharfrichters um acht Tage verſchoben werden. In dieſer Zwiſchenzeit ſieht der Verurtheilte durch das Gitter des Gefängniſſes ein dreijähriges Kind in's Waſſer fallen, — ſchreit um Hülfe für daſſelbe, und ſein Ruf zieht die Mutter noch zur rechten Zeit hinan, das Kind zu retten. Die glücklichen Eltern eilen mit demſelben zu dem Verbrecher, der, unſäglich ergriffen, ausruft: „Viel Schweres habe ich erduldet, aber dieſe Freude überwiegt Alles.“ Er preiſet die Barmherzigkeit, die Gott dadurch an ihm ſelbſt gethan, will das Kind nicht mehr von ſich laſſen, läßt nun den Prediger kommen, und nimmt mit Freude das Wort auf, das auch ihn retten kann, und nach einer Hoffnung, die ſich kaum ein menſchliches Herz dürfte verſagen können, für Zeit und Ewigkeit gerettet haben wird. Seine letzten Tage waren die ſeligſten ſeines Lebens, und er ſtarb getroſt wie ein Chriſt und muthig wie ein Held.

Heirathen oder Sterben.

Im vorjährigen Sommer befand ſich in Spaa ein reicher Lebemann aus Brügge, Herr v. B., der, ein großer Jagd- und Frauenfreund, eines Tages mit dem Jagdgewehr auf der Schulter zu einem reichen Bauer kam, deſſen hübſche Tochter ihm ausnehmend wohl gefiel. Er wiederholte den Beſuch und der Bauer ſagte kein Wort; er war äußerſt galant und der Alte achtete deſſen nicht. Die Nachbarn fingen an, Gloſſen zu machen, und darauf ſchien der Vater des Mädchens gewartet zu haben. Eines Tages, als er mit dem Herrn v. B. und ſeiner Tochter allein in der Wohnſtube war, ſtand er plötzlich auf und ſagte zu dem Fremden: „Sie kommen nun ſchon lange wegen der blauen Augen meiner Tochter hierher; das muß aufhören. Ich gebe Ihnen das Mädchen und der Heirathskontrakt wird ſogleich unterzeichnet werden.“ Hr. v. B. ſah den Bauer ſehr verwundert an, der aber ohne Umſtände nach der Flinte ſeines Gaſtes griff, auf denſelben anlegte und fortfuhr: „Die Herren aus der Stadt haben eigene Anſichten. Sie haben meine Tochter in's Gerede gebracht, und gedenken, ſie nun zu verlaſſen. So leichten Kaufes kommen Sie nicht davon. Hier iſt der Heirathskontrakt; wenn Sie ihn nicht ſofort unterſchreiben, ſchieße ich Sie auf der Stelle nieder.“ Hr. v. B. unterſchrieb, da er keinen andern Ausweg ſah, und wie man dieſen Sommer in Spaa erzählt, iſt jene auf ſo ſeltſame Weiſe zu Stande gebrachte Ehe eine höchſt glückliche geworden.

Die Franzöſinnen wie ſie ſind!

Ein junger Deutſcher trat in den Laden einer Putzmacherin, einige Kleinigkeiten zu kaufen. Die Dame war reizend, um noch länger das Vergnügen ihrer liebenswürdigen Plauderei zu genießen, kauft unſer Landsmann immer mehr und mehr. Indem er ſich über den Ladentiſch beugt, genauer die ausgebreiteten Artikel zu beſehen, beugt ſie ſich herab, ſie in ihrer Schönheit zu zeigen, ihre Hände berühren ſich, und als dieſe Berührung eine ziemlich zärtliche Attitude herbeigeführt, raſchelt es plötzlich im Hintergrunde des Ladens, ein Mann eilt mit Hut, Stock und kurzem Gruß um den Ladentiſch herum zur Thür hinaus. Der Deutſche fährt erſchreckt zurück, aber die ſchöne Franzöſin beruhigt ihn: „Ah, Monſieur, erſchrecken Sie nicht, 's iſt nur mein Mann!“

Wiedervergeltung.

Ein würtembergiſcher Soldat aus dem Dorfe Ulbach gebürtig, verlangte im letzten franzöſiſchen Feldzug von den Leuten, bei denen er im Quartier lag, durchaus, daß ſie ihm Ulbacher Wein zu trinken geben ſollten. Man ſtellte ihm die beſten franzöſiſchen Weine vor, und verſicherte ihm, daß es unmöglich ſey, ſein Begehren zu erfüllen; er möchte doch mit dieſem, gewiß ganz vorzüglichen Getränke zufrieden ſeyn. Umſonſt! der Soldat wurde immer heftiger, fluchte und tobte, und wollte Alle zum Hauſe hinausjagen. „Ihr Spitzbuebe Franzoſen hänt's uns au nit beſſer gmacht,“ ſagte er, „mein Vater hat mir erzählt, daß er Euch den beſten von ſeinem Keller hingeſtellt habe, daß Ihr aber nicht damit zufrieden geweſen wäret, und Burgunder verlangt hättet. Nun geht es mir gerade ſo; ich will nichts von Euren Weinen. Ulbacher will i hau!“

Digitized by Google

Nro. 39.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erinnerungen an Napoleon. — Mittheilungen über Tunis. — Pot-Pourri. — Buntes.

Erinnerungen an Napoleon.

Von Miſtreß Abell.

(Fortſetzung.)

Unter den Perſonen, die an jenem Tage an unſerem Diner Theil nahmen, befand ſich auch le petit Las Cases, wie Napoleon den Sohn des Grafen Las Caſes zu nennen pflegte. Er war damals ein Knabe von vierzehn Jahren, nnd es machte dem Kaiſer Spaß, mich mit ihm zu necken und mir zu ſagen, daß ich deſſen Frau werden ſolle. Nichts brachte mich ſo ſehr auf, wie dieſes; ich konnte es nicht leiden, daß man mich für ein ſolches Kind hielt und in dieſem Augenblick war es mir doppelt unangenehm. Es wurden nämlich damals Vorbereitnngen zu einem Balle gemacht, den ich zu beſuchen hoffte, indem mein Vater nur die Einwendung zu machen hatte, daß ich zu jung ſey. Napoleon, der meinen Unwillen bemerkte, forderte den jungen Las Caſes auf, mich zu küſſen, und hielt mir unterdeſſen die Hände, während ich mich umſonſt bemühte, zu entkommen. Sobald meine Hände wieder frei waren, ſchlug ich den petit Las Cases tüchtig nm die Ohren, beſchloß aber zugleich, mich auch an Napoleon zu rächen, und als er nach dem Hauſe hinunterging, um eine Partie Whiſt zu ſpielen, bot ſich mir eine Gelegenheit dar, die ich nicht entſchlüpfen ließ.

Die von dem Kaiſer bewohnten Zimmer waren von dem übrigen Theile des Hauſes abgeſondert, und der Pfad, der nach letzterem führte, war äußerſt eng und ſteil, ſo daß man ihn nur einzeln paſſiren konnte. Napoleon ging voran, Las Caſes folgte, dann deſſen Sohn und endlich meine Schweſter Jane. Ich ließ ſie Alle ſehr ruhig fortgehen, bis ich etwa 10 Yards zurück war, nnd lief dann mit voller Gewalt gegen meine Schweſter. Sie fiel mit ausgebreiteten Händen auf den kleinen Pagen, dieſer auf ſeinen Vater und der Ober-Kammerherr wurde zu ſeiner Beſtürzung gegen den Kaiſer geworfen — und obgleich ſich die Gewalt des Stoßes bis dahin etwas geſchwächt hatte, ſo konnte ſich dieſer doch nur mit Mühe auf den Füßen halten. Ich war über die von mir angerichtete Verwirrung entzückt und frohlockte über die Rache, die ich wegen des Kuſſes genommen — aber mein Triumph wurde bald geſtört. Las Caſes war über die ſeinem Kaiſer zugefügte Beleidigung wie vom Donner gerührt, nnd wurde durch mein ausgelaſſenes Gelächter in die gränzenloſeſte Wuth verſetzt. Er ergriff mich bei den Schultern und ſtieß mich heftig gegen die Felſenwand. Jetzt war die Reihe an mir, in Wuth zu gerathen. Ich brach in Thränen des Zorns aus und rief, mich gegen den Kaiſer wendend: „O Sire, er hat mir weh gethan.“ — „Es thut nichts“, erwiederte der Kaiſer, „weine nicht; ich will ihn halten, während Du ihn züchtigſt.“ — Seine Züchtigung erfolgte auch auf der Stelle; ich ohrfeigte den kleinen Mann ſo lange, bis er um Gnade bat — aber ich zeigte ihm keine, bis ihn Napoleon endlich frei ließ und ihm befahl, ſo ſchnell als möglich davon zu laufen; wenn er von mir eingeholt werde, ſo verdiene er, von neuem Schläge zu bekommen. Er eilte ſogleich in voller Carrière davon und ich ihm nach, während Napoleon in die Hände klatſchte und unſer Wettrennen mit herzlichem Gelächter betrachtete. Las Caſes konnte mich nach dieſem Abenteuer nie mehr leiden und pflegte mich einen ungezogenen Tollkopf zu nennen.

Ich habe nie Jemanden gekannt, der ſolche Streiche mit ſo vieler Gutmüthigkeit ertragen hätte, wie Napoleon. Er ſchien mit dem Frohſinn eines Kindes in unſere Scherze und Poſſen einzugehen, und obgleich ich ſeine Geduld oft auf harte Proben ſtellte, wurde er doch nie verdrießlich, noch verſuchte er je, ſich durch ſeinen Rang oder ſein Alter vor den Folgen der Vertraulichkeit zu ſchützen, wozu er mich ermuthigt hatte. Ich betrachtete ihn, wie geſagt, allen Warnungen zum Trotz, faſt wie einen Bruder oder Spielkameraden, und ſo oft ich es mir vornahm, ihn mit größerer Ehrerbietung nnd Förmlichkeit zu behandeln, konnte ich doch nie dem Einfluß ſeines ſchelmiſchen Lächelns und ſeines Muthwillens widerſtehen.

Wenn ich ernſthafter als gewöhnlich, mit langſamerem Schritt nnd geſetzterem Tone zu ihm trat, ſo begann er vielleicht mit: „Nun, was fehlt Dir, Mademoiſelle Betſy? Iſt der kleine Las Caſes ungetreu worden? Wenn dies der Fall iſt, ſo bring' ihn nur zu mir“; — oder mit einer anderen Scherzrede, die mir entweder ſchmeichelte oder mich neckte und worüber ich meinen früheren Entſchluß, mich artig zu betragen, aus den Augen verlor.

Meine Brüder waren damals noch ganz jung, nnd Napoleon pflegte ſie auf das Knie zu nehmen, ſie mit ſeinen Orden ſpielen zu laſſen u. ſ. w. Mehr als einmal bat er mich, letztere abzuſchneiden, um den Kindern zu gefallen. Eines Tages nahm der kleine Alexander eine Spiel-Karte in die Hand, auf der ſich wie gewöhnlich die Figur des Großmognls befand, und hielt dieſe dem Kaiſer mit den Worten vor: „Sieh, Bony, das biſt Du.“ Er begriff nicht, was mein Bruder mit: Bony ſagen wollte; ich erklärte ihm, daß es eine Abkürzung des Namens Bonaparte ſey, aber Las Caſes überſetzte es wörtlich nnd ſagte, daß es einen knöcherigen (bony) Menſchen bedeute. „Je ne suis pas osseux“, bemerkte Napoleon lachend, und gewiß iſt er das auch nie, ſelbſt in ſeinen magerſten Tagen, geweſen. Er hatte die ſchönſte, fetteſte Hand von der Welt; in den Gelenken waren kleine Grübchen, wie in denen eines Säuglings, die Finger waren ſchlank und zierlich geformt und die Nägel makellos. Ich habe oft die Symmetrie dieſer Hand bewundert, und äußerte einſt, ſie ſcheine weder groß noch ſtark genug, ein Schwert zu tragen. Hiedurch kamen wir auf Schwerter zu ſprechen, und einer aus dem Gefolge des Kaiſers zog den Säbel aus der Scheide, wies auf einige Flecken an der Klinge und ſagte, daß es Engliſches Blut ſey. Napoleon befahl ihm, den Säbel wieder einzuſtecken, mit dem Zuſatz, das Prahlen ſey unſchicklich, vorzüglich vor Damen. Er nahm dann aus einem reichverzierten Futterale den prächtigſten Degen, den ich je geſehen habe: die Scheide beſtand aus einem einzigen Stück herrlich gezeichneten Schildpatts, mit goldenen Bienen beſetzt — der Griff, an Geſtalt einer Lilie nicht unähnlich, war aus kunſtvoll gearbeitetem Golde gebildet. Ich bat Napoleon um Erlaubniß, den Degen etwas näher zu unterſuchen, und jetzt erinnerte ich mich plötzlich eines an demſelben Morgen vorgefallenen Umſtandes, wo mich ſein Betragen ſehr gereizt hatte. Die Verſnchung war unwiderſtehlich.

Digitized by Google

und ich beſchloß, ihn dafür zu beſtrafen. Ich zog die Klinge raſch aus der Scheide, ſchwenkte ſie ihm über den Kopf und ſtach nach ihm, bis ich ihn in eine Ecke hineingetrieben hatte. Ich rief ihm unterdeſſen zu, er möchte ein Stoßgebet herſagen, da ich im Begriff ſey, ihn todtzuſtechen. Mein frohlockendes Jauchzen brachte endlich meine Schweſter dem Kaiſer zu Hülfe; ſie ſchalt mich aufs Heftigſte und drohte, meinen Vater davon in Kenntniß zu ſetzen, wenn ich nicht gleich nachlaſſen würde. Aber ich lachte ſie nur aus und blieb auf meinem Poſten, wo ich den Kaiſer ſo lange feſthielt, bis mir der Arm aus Erſchöpfung niederſank.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Ober-Kammerherrn, ſeiner gedrungenen Figur und ſeines pergamentenen Geſichts, das mit Sorge für das Leben ſeines Gebieters und Unwillen über die ihm zugefügte Beſchimpfung glühte. Er ſchien, als hätte er mich auf der Stelle vernichten wollen, aber er hatte ſchon das Gewicht meiner Hand an ſeinen Ohren empfunden, und die Klugheit gebot ihm, mich zufrieden zu laſſen. Als ich den Degen zurückgab, faßte mich Napoleon beim Ohr, welches man den Tag zuvor durchſtochen hatte, und zupfte mich daran, was mir vielen Schmerz verurſachte. Ich ſchrie auf, und er nahm mich dann bei der Naſe, die er, obwohl nur im Scherz, tüchtig drückte. Seine gute Laune hatte ihn während dieſer ganzen Scene nicht verlaſſen.

Mein Zorn war durch folgenden Umſtand erregt worden. Der Vater hatte es uns eingeſchärft, alle Tage eine franzöſiſche Ueberſetzung zu liefern, und Napoleon ließ ſich oft herab, ſie durchzuſehen und die Fehler zu verbeſſern. An dieſem Morgen hatte ich weniger Neigung als gewöhnlich verſpürt, meine Aufgabe auszuarbeiten, und als Napoleon nach dem Hauſe kam und anfragte, ob die Ueberſetzung für ihn bereit ſey, hatte ich ſie nicht einmal begonnen. Als er dieſes ſah, nahm er das Papier und ging damit zu meinem Vater, der im Begriff war, zu Pferde zu ſteigen. „Balcomb!" rief er ihm zu, „voilà le thème de Mademoiselle Betsi. Qu'elle a bien travaillé!" wobei er das leere Blatt emporhielt. Mein Vater verſtand nicht ganz, was er ſagte, da er aber den Bogen Papier ſah und den lachenden Kaiſer meinen Namen ausſprechen hörte, ſo begriff er, daß dieſer mir einen Verweis zuzuziehen wünſchte. Er ging daher auf den Anſchlag ein und ſtellte ſich ſehr erzürnt und drohte mich ſtreng zu beſtrafen, wenn ich die Ueberſetzung bis zu ſeiner Rückkunft nicht beendigt haben würde. Er ritt hierauf nach der Stadt und Napoleon verließ mich, über meine verdrießliche und niedergeſchlagene Miene lachend. Es war die Erinnerung an dieſe Begebenheit, die mich veranlaßte, ihn mit dem Degen zu necken.

Im Laufe des Abends ließ der Kaiſer, um uns zu unterhalten, eine Menge Bijouterien hervorbringen, und zeigte uns unter anderem die Miniatur-Portraits des Königs von Rom. Es ſchien ihm Freude zu machen, als wir unſere Bewunderung für dieſe ausdrückten. Er beſaß eine große Anzahl Bildniſſe des jungen Napoleon's. Auf einem derſelben war er ſchlafend in einer Wiege dargeſtellt, die die Form eines Helms hatte; das Banner von Frankreich wehte über ſeinem Haupte und in ſeiner zarten Rechten ruhte eine kleine Weltkugel. Ich erkundigte mich nach der Bedeutung dieſer Embleme; Napoleon erklärte mir, er ſey zu einem großen Krieger beſtimmt, und der Globus ſey das Symbol der Weltherrſchaft. Ein anderes Miniatur-Bild auf einer Tabacksdoſe ſtellte den Knaben vor einem Kruzifixe knieend dar, die Hände gefaltet und die Augen gen Himmel gerichtet. Darunter ſtanden die Worte: „Ich bitte den lieben Gott für meinen Vater, meine Mutter und mein Vaterland." Es war in der That ein Prachtſtück. Auf einem dritten war er mit zwei Lämmern abgebildet, wovon er das eine ritt und das andere mit Bändern ſchmückte. Der Kaiſer ſagte uns, dieſe Lämmer ſeyen ein Geſchenk der Einwohner von Paris an ſeinen Sohn geweſen — ein unkriegeriſches Emblem, das vielleicht als ein feiner Wink gelten ſollte, es möchte der Sohn zu einem friedlicherem Bürger erzogen werden, als ſein Papa. Das Oſterlamm befindet ſich jedoch auch, wie ich glaube, auf den Fahnen eines ausgezeichneten engliſchen Regiments, und ſoll vielleicht den Soldaten daran erinnern, daß Güte und Menſchlichkeit mit den rauheren Eigenſchaften ſeines Standes nicht unvereinbar ſind.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen über Tunis.

* Im gegenwärtigen Augenblicke lieſt man in den Zeitungen: die Pforte ſende eine Expeditionsflotte nach Tunis, deren Zweck ein Geheimniß iſt, die Nähe von Algier aber, deſſen Beſitz bekanntlich die Pforte noch nicht aufgegeben hat, macht Frankreich eiferſüchtig, ſo daß ſolches gleichfalls Beobachtungsſchiffe vor Tunis aufſtellen will. Es dürfte daher nicht am ungeeigneten Orte ſeyn, wenn wir unſeren Leſern folgende Notizen über jenen Staat aus einem öffentlichen Blatte mittheilen:

Der jetzige Regent von Tunis heißt Muſiz Achmet Paſcha Bey, Sohn von Muſtapha. Derſelbe iſt gegen die gewöhnliche Ordnung zur Regierung gekommen, die nicht vom Vater auf Sohn, ſondern auf Brudersſohn, Onkel, überhaupt auf den nächſten Bluts-Verwandten übergeht. Seine einzige Frau iſt die Tochter des Paſcha Mufti, ſo heißt der Mufti hanafie oder Oberprieſter des türkiſchen Ritus, weil die Sekte Hanafie, oder diejenige Sekte, zu der ſich die Türken bekennen, in Tunis den Hofritus ausmacht, als Gegenſatz der Sekte Malki, wozu ſich das Land, beſonders alle Araber bekennen. Nach türkiſchen Grundſätzen kann nur ein Türk oder Mameluk Staatsämter bekleiden, während alle Araber davon ſo unbedingt ausgeſchloſſen ſind, daß ſelbſt im Gebiet Tripolis die fürſtliche Familie der Rhamit Mahmudi, die von Mahomed abſtammen, zu keinem Amte zugelaſſen werden, und in den Geriau-Gebirgen verbleiben. Der Bey von Tunis iſt ſeiner Abſtammung nach Mameluk, und hat von ſeiner Frau keine Kinder, da er nach türkiſcher Sitte für das weibliche Geſchlecht keine Neigung empfindet, ſondern ſich ganz andern Ausſchweifungen ergiebt.

Hätte er aber ſelbſt Kinder, ſo dürften ihm dieſe nicht folgen, ſondern ſein Geſchwiſterkind Mahomet Bey, Sohn von Huſſan Bey, früherem Bey von Tunis. Mahomet Bey hat 5 Kinder von mehreren Frauen, von welchen eine die Schweſter des Herrn Ritter v. Raffo iſt, der in Tunis durch franzöſiſchen Einfluß die Stelle des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten bekleidet und auf den Bey und die Geſchäfte großen Einfluß übt; er hat ſchon öfters Reiſen nach Paris und London gemacht, um auf diplomatiſchem Wege die Selbſtſtändigkeit von Tunis zu erlangen. Mahomet Bey hat 6 Brüder, davon ſind Sadek Bey, Hamanda Bey und Aly Bey erwachſen, die andern aber noch klein. Der regierende Bey hat einen Bruder, Lamin Bey, etwa 18 bis 19 Jahre alt, und 4 Schweſtern, ſämmtlich verheirathet, an Sahab taba Muſtapha, Muſtapha Aga el kebir, Ober-General, Reſchid Kahya, Gouverneur von Gabes oder Hahya el Rhad, Muſtapha Hazuadar, Schatzmeiſter. Der regierende Bey iſt ein ziemlich groſſer wohlgebildeter Mann, doch ſchon etwas gebückt gehend und vor der Zeit gealtert, als Folge von Ausſchweifungen. Im Grunde meynt er es gut, er will ſein Land regeneriren, er wünſcht dem verſtorbenen Sultan in Konſtantinopel nachzuahmen und glaubt ſchon außerordentlich viel für ſein Land gethan zu haben, weil er europäiſche Formen und Einrichtungen annahm, ähnlich den türkiſchen, weil er ſich mit liſtigen, verſchmitzten Franzoſen umgeben hat, die ihm ſchmeicheln und ihn gehörig ausbeuten. Seine Verbeſſerungen erſtrecken ſich auf Einführung der Conſcription, die dem Lande nicht paßt, auf Einrichtung eines Cavallerie-Regiments, Lanzenreiter, 6 Regimenter Infanterie und Artillerie, ſämtlich in europäiſchen Kleidern die ihnen kaum zu gehen geſtatten. Ferner hat der Bey durch Franzoſen ſchon meherere Schiffe bauen laſſen, Corvetten und Fregatten, ohne einen Hafen zu beſitzen, denn ſein Arſenal in der Goulette iſt ſo beſchaffen, daß leere Kriegsſchiffe mit der größten Mühe aus- und einlaufen können; eben ſo wenig

Digitized by Google

beſitzt er Offiziere oder Matroſen; einige Franzoſen bekleiden die oberen Marine-Stellen, deren Fähigkeit iſt aber ſchon daraus zu entnehmen, daß im Jahre 1841 das Dampfſchiff des Beys (das ſehr viel gekoſtet hatte), als Courier nach Malta geſendet, unter Commando eines Franzoſen, bei ſeiner Rückkehr, nachdem es eine toskaniſche Brigg überrannt, ſich von ſeinem Wege ſüdlich verirrte, und an der flachen Küſte bei Hamamet total zu Grunde ging. Der Bey beſitzt viel Eigenliebe, er hält ſich für einen großen General, mindeſtens Napoleon gleich, deſſen Bildniß und Büſten in ſeinen Gemächern vielfältig zu ſehen ſind. Die franzöſiſchen Umgebungen haben ihn zu vielen Schwachheiten verleitet und zu Ausgaben, die mit ſeinen Einkünſten nicht in Einklang ſtehen; die Tuchfabrik zu Tuburba, an dem großen Fluß Mejerdah, iſt einer von den vielen Mißgriffen, die der Bey, von Franzoſen verleitet, begeht, da dieſe ihn gänzlich verblendet haben und alle Stellen bekleiden; Köche und Aerzte, Exerciermeiſter, Baumeiſter, Rathgeber, Lieferanten, kurz überall ſind Franzoſen, die für theures Geld das arme Land ausplündern.

Zwiſchen Algier und Tunis beſtand ſeit Jahrhunderten eine Antipathie, als Folge der geführten Kriege und der Oberherrlichkeit, die ſich der Bey von Algier anmaßte, Tunis aber nicht zugeſtand. Dieſes Verhältniß iſt die Urſache, daß anfänglich die Eroberung Algiers durch die Franzoſen keine Aufregung in Tunis verurſachte, und da die franzöſiſche Regierung ſo geſchickt war den den Bey zu feſſeln, ſeinen Schwachheiten zu ſchmeicheln, ſo hat ſie von dieſer Seite ſich ſehr geſchickt Ruhe verſchafft, um ihre Eroberung des großen Reichs von Algier mit Bequemlichkeit zu vollziehen. So große Geſchicklichkeit die franzöſiſchen Agenten in Tunis bewährten, ſo kann man nicht ein Gleiches von England ſagen, welches die Wichtigkeit dieſes Landes ſehr gering ſchätzte und nur drohend einſchritt. Oeſterreich, Preußen und Rußland haben gar keine Agenten in Tunis, unter welchen der geſchickteſte und talentvollſte ſicherlich Herr v. Leſſeps iſt, Bruder des franzöſiſchen Conſuls in Barcelona. Herr v. Leſſeps iſt nur confidentieller franzöſiſcher Agent, ohne offiziellen Charakter bei der franzöſiſchen Miſſion, allein derſelbe iſt von hoher Bedeutung und dürfte in Tunis, ſo wie ſein Bruder in Barcelona gewiß eine bedeutende Rolle ſpielen, wenn die Ereigniſſe ſich verwickeln, wozu er um ſo geſchickter iſt, da er in Tunis geboren, die Landesſprache, das Arabiſche. geläufig ſpricht, und beim Bey, als ſein inniger Vertrauter, den größten Einfluß ausübt.

Der Bey hat das Land mit allerhand Bedrückungen ſehr erſchöpft, meiſt Folgen franzöſiſcher Pläne und Nachahmungen, z. B. die Einführung des Tabak-Monopols nach franzöſiſchem Syſtem. Das Land iſt faſt verarmt, da ſelbſt der Ackerbau ſehr abgenommen hat, als Folge der unglaublichen Erpreſſungen bei der Zehent-Abnahme durch die Pächter, daß die Erndten für den Bedarf unzureichend ſind, ſo daß dieſes Reich, einſt die Kornkammer der Welt, durch zwei Jahre einer ſolchen Hungersnoth ausgeſetzt war, daß ſehr viele Menſchen buchſtäblich vor Hunger geſtorben ſind und die Araber vor den Thüren der Chriſten bettelten. Wolle gibt es im Innern des Landes von großer Feinheit, dieſe heißt Feraſtes, dagegen alle jene, die an der Ebene und an der Küſte gewonnen wird ſehr grob, und nur zu Matrazen geeignet iſt. Die Schaafe haben Fettſchwänze. In dieſem erſchöpften, von Natur aber reichem Lande, iſt der Oelbaum dermalen der wichtigſte Gegenſtand, beſonders in Sahel, wo mindeſtens eine Million ſteuerbarer Oelbäume von der Größe der Linden oder Eichen in Deutſchland ſich befinden. Der Oel-Zehent iſt eine der Haupteinkünfte des Beys, der Oelhandel iſt aber gänzlich in den Händen der Franzoſen, die ihn auf eine ſo wucheriſche und räuberiſche Art betreiben, daß man es den Orientalen nicht verargen kann, wenn ſie die Europäer haſſen.

Tunis iſt eine große Stadt, hat 100,000 bis 150,000 Ew., welches nicht ſo leicht zu ermitteln; ſie iſt mit hohen guten Mauern umgeben, auf denen mehrere hundert Kanonen aufgepflanzt ſtehen, jedoch nicht mehr Werth haben als Vogelſcheuchen. Die Stadt liegt auf einem Hügel, der ſich nördlich verflächt, zwiſchen zwei Seen, wovon der eine im Sommer größtentheils austrocknet und dann Salzkruſten in Menge bildet, ohnerachtet er viel höher als das Meer liegt und ohne Verbindung mit dieſem ſteht. Der Barda, die Reſidenz des Bey's, ein Pallaſt in Form eines Kaſtells, liegt an dieſem See, weſtlich von der Stadt Tunis, in der Richtung nach der Mejirdah, unfern von der Waſſerleitung des antiken Carthago.

Der See von der andern Seite ſteht mit dem Meer in Verbindung, iſt aber flach, kaum von Booten zu befahren; gegen das Meer zu beſtehen zwar niedrige flache Erdzungen, die das Meer vom See trennen; die eine dieſer Erdzungen, die weſtliche, gehört zu dem alten Carthago, deſſen Hafen nicht weit davon und ganz unbrauchbar iſt; auf dieſer Seite befindet ſich die Goulette als dermaliger Landungsplatz; Schiffe müſſen ſich aber auf der Rhede halten, nur des Bey's Kriegsſchiffe bringt man mühſam ins Arſenal. Dieſe Goulette iſt eine Art befeſtigter Platz, der aber wenig Widerſtand leiſten kann, doch müſſen alle Kriegsſchiffe, wegen Mangel an Fahrwaſſer, ſich in bedeutender Entfernung halten. Auf der Seite der Goulette befinden ſich weiter aufwärts die Hügel mit den Steinen Carthago's, gegenüber dieſer großen Meeresbucht; auf der entgegengeſetzten Seite liegen die ſehr guten Länder von Stamamellf. Das Reich Tunis wird jetzt, ſeit der Bey zur Regierung gekommen, in 14 Provinzen eingetheilt, ſonſt nur in fünf; Feikia, die größte, gas ganze innere Land begreifend, Dachla, die große gegen Sicilien ſich erſtreckende Landzunge. Der Sahel, die Meeresküſte, anfangend bei Stamamiet bis unter Staz. Der Arad, jener Theil, der an Tripolis und Gabet gränzt. Der Jarid, das innere Land der Wüſte gegen Tugurth zu, eine der ſchönſten Gegenden der Welt, ein wahres Paradies auf Erden. Zu bemerken ſind folgende arabiſche Stämme, die nomadiſch dem Bey nicht unbedingt gehorchen: als die Stamenie, über 100,000 ſtark, mit einer Ritterlichkeit der Geſinnungen, die im Mittelalter in Europa herrſchten, ſie hegen in politiſcher Hinſicht republikaniſche Geſinnungen in religiöſer aber eine Art Freidenkerei; ſie hauſen in der Provinz Arad, ihr vorzüglichſter Stamm heißt Uled Aſſis, wahrhafte Ritter der alten Zeit. Die Teraſtes, zwiſchen Jarid, Annado Sahel, zählen 70,000. Die Benazid im Sahel 40,000, die Suaſſi 40,000, die Meteitit 40,000, beide im Sahel; die Drid in Feikia, 50,000, die Staz in Feikia 30 bis 40,000. Die Agkarb mit 20,000 im Sahel, ebenſo wie die Stamira mit 10,000. Die Trabelzia zählen bis 50,000, leben aber zerſtreuet. Wenn in Tunis politiſche Begebenheiten ſtattfinden, ſo wird der Name Bey Ajhed auftauchen, dieß iſt der Generalpächter der meiſten Finanzquellen, ganz im Geiſte der alten franzöſiſchen Verwaltung, und ein Mann, der ganz beſonders das Land bedrückt, deſſen abſcheuliche Thaten natürlich dem Bey zur Laſt gelegt werden. Frankreich hat vor zwölf Jahren über Ein- nnd Ausfuhr mit dem Bey einen Vertrag abgeſchloſſen, den England und alle übrigen Mächte annahmen; indirekt iſt hierdurch der Bey emancipirt, eine Beſitznahme von Seiten der Pforte iſt nicht im Einklang mit dieſen dipolamatiſchen faktiſchen Schritten. Kein Land wäre ſo geeignet zur Anlegung einer deutſchen Kolonie, als Tunis und Tripolis, die politiſchen Gründe ſind dafür, da ſich die Türkei durch dieſe Ausdehnung nur ſchwächt, nicht ſtärkt, und da es nöthig wird, den Franzoſen in ihrer Eroberung- und Zerſtörungsſucht Schranken zu ſetzen; allein deutſche Kolonien finden keinen Anklang, ohngeachtet ſie ſo wünſchenswerth und nützlich ſeyn würden, daher enthalte ich mich mehr zu ſagen als: daß dieſes Land geeignet und der Zeitpunkt günſtig iſt, daſelbſt eine deutſche Kolonie anzulegen.

Pot-Pourri.

Erfindung.

Zu Paris hat ein Mechaniker eine Maſchine erfunden, durch die man in der Stunde 12 — 1500 Stück Ziegelſteine

Digitized by Google

herſtellen kann. Vier erwachſene Leute, zwei Kinder von 12 bis 14 Jahren, und ein Pferd werden zur Verfertigung erfordert.

Nach langjährigem Verſuchen iſt es geglückt, den Stoff aufzufinden, welcher, dem Kalke beigemiſcht, demſelben ſicher alle Eigenſchaften des hydrauliſchen Mörtels gibt. Dieſer Stoff iſt der Alaunſchiefer. Verſchiedenartig angeſtellte Verſuche haben dieſe Entdeckung vollkommen beſtätigt. Der ſo bereitete Mörtel trocknet äußerſt ſchnell und nimmt die höchſte Feſtigkeit und Undurchdringlichkeit an.

Der einzige Fehler.

Ein engliſcher Rechts-Anwalt that einſt einen kurioſen Pferdekauf, den er auf launige Weiſe folgendermaßen erzählte: „Ich kaufte einmal von einem Roßtäuſcher ein Pferd, das er für ganz fehlerfrei ausgab. Ich glaubte, einen Schatz erworben zu haben; dennoch wollte ich gar zu gern wiſſen, ob denn das Pferd wirklich keinen Fehler habe. Als daher das Geld ausgezahlt war, ſagte ich zu dem Verkäufer: „Nun, mein Freund, habt Ihr Euer Geld, und ich habe mein Pferd, der Handel iſt abgemacht; jetzt ſagt mir als ehrlicher Mann aufrichtig, ob denn das Pferd gar keinen Fehler hat?" — „Herr" antwortete er, „Sie haben ſich als Gentleman gezeigt, und da Sie mich auf's Gewiſſen fragen, ſo will ich's Ihnen nur geſtehen, das Pferd hat einen einzigen Fehler." — Ich ſpitzte die Ohren. „Und was denn für einen?" — „Je nun, in Urbridge, im Gaſthofe zur Krone, iſt es durchaus nicht in den Hof hineinzubringen." — „Bah, wenn es weiter nichts iſt", erwiederte ich, das will ihm erlaſſen, den in Urbridge habe ich nichts zu thun." — Dennoch fügte es ſich bald einmal, daß ich nach Urbridge mußte; ich wollte daher bei dieſer Gelegenheit ſehen, ob mein Pferd noch immer ſeinen alten Widerwillen gegen den Gaſthof zur Krone hätte. Ich ritt alſo die Straße entlang, und als ich vor dem Gaſthof war, trat ich recht feſt in die Steigbügel, und ſetzte mich gehörig zurecht, um die große That zu vollbringen. Da ich nichts Anderes erwartete, als daß mein Pferd ſich aus vollen Kräften ſträuben würde, ſo drückte ich ihm die Sporen tief in die Seite und nahm nun einen kräftigen Anlauf. Allein wie erſtaunte ich, als das Pferd eben ſo geduldig in den Hof trabte, wie die Kuh, die eben vor ihm herging. Das Räthſel löste ſich indeſſen bald, denn der Wirth kam auf das Pferd zu, ſchlug es ſanft auf den Rücken und rief: „Ei, ei, Jack! das iſt mir lieb, daß ich dich wiederſehe, ich gab dich ſchon ganz verloren." — „Was wollen Sie damit ſagen, Herr Wirth?" „Sir, dieſes Pferd wurde mir vor ſechs Monaten geſtohlen, und ſeitdem habe ich es mit keinem Auge geſehen." — Dieſe Auskunft machte mir eben keine große Freude, doch mußte ich über die Schlauheit meines Pferdehändlers lächeln, der mich auf ſolche Weiſe vor dem Orte warnte, wo ſein Diebſtahl ſogleich an den Tag kommen mußte. Hätte ich nur ſeinen Wink beſſer benutzt; denn da der Kauf nicht in gehöriger Form abgeſchloſſen war, ſo mußte ich mich mit dem Wirth vergleichen, ſo gut ich konnte."

Ein neues Mittel, ſeine Schulden zu bezahlen.

Das Mittel iſt zwar neu, wird aber ſchwerlich viel Nachahmung finden, ſo bequem es auch iſt, ſeine Schulden, wie es bei dieſem Mittel der Fall iſt, aus fremdem Beutel zu bezahlen.

Graf L., ein junger, verſchwenderiſcher Franzoſe, mit Schulden überhäuft, machte in Italien die Bekanntſchaft eines reichen Engländers, der an ihm großes Wohlgefallen fand, und ohne ſeine Geſellſchaft faſt nicht mehr ſeyn konnte. Lord P. war, wie viele ſeiner Landsleute, ein großer Freund von Wetten, und wenn er an ſeinem jungen Freunde etwas auszuſetzen fand, ſo war es der Umſtand, daß derſelbe auf keine ihm vorgeſchlagene Wette eingehen wollte. Lord P. war daher ſehr erfreut, als Graf L. ihm eines Nachmittags, als ſie vortrefflich und ſehr reichlich mit einander geſpeiſ't und nicht minder vortrefflich und reichlich und reichlich mit einander getrunken hatten, ſagte: „Mylord, ich habe Ihnen eine Wette vorzuſchlagen." — „Angenommen!" rief Lord P. Laſſen Sie hören, was gilt es?" — „Gehen Sie nicht zu ſchnell darauf ein, es möchte Sie ſonſt gereuen," erwiederte Graf L., indem er ſich mit ruhiger Nachläſſigkeit die Cigarre anzündete. — „Reuen?" rief der Engländer in ſeinem Nationalſtolz verletzt; „auf keinen Fall. Ich gehe die Wette ein; ſagen Sie nur, worin ſie beſtehen ſoll?" — „Ich wette um 200,000 Frks., daß ich mich morgen Früh bis 7 Uhr erſchieße. — Schlagen Sie ein?" fragte Graf L. und hielt die Hand hin. „Topp," ſagte Lord E. laut lachend und ſchlug ein. — Beide blieben nun noch einige Zeit beiſammen, lachten und ſcherzten und dachten der Wette weiter mit keiner Sylbe. Abends aber, als Lord P.'s Rauſch ſo ziemlich verflogen war, dachte er mit Schrecken der unbeſonnenen Wette; er ſchrieb daher ſogleich an ſeinen Gegner die folgenden Zeilen:

„Lieber Graf!

Unſere Wette war ein thörichter Scherz, und ich mache Ihnen daher den Vorſchlag, ſie zurückzunehmen, zumal es zu hart für mich wäre, zugleich 200,000 Frks. und Sie zu verlieren, den ich ſo lieb gewonnen habe. — Auf fröhliches Wiederſehen alſo. Ihr P."

Beruhigt legte der Lord ſich nieder; am andern Morgen wurde er durch einen Brief des Grafen L. geweckt. Dieſer ſchrieb:

„Lieber Lord!

Ich habe meine Wette gewonnen, denn 3 Minuten vor 7 Uhr habe ich mich richtig erſchoſſen. Ich bitte Sie, die 200,000 Frks. an meine Gläubiger auszuzahlen, und grüße Sie freundlichſt aus der andern Welt. — Auf fröhliches Wiederſehen. Ihr L."

Lord P. bezahlte nicht nur den Preis der Wette, ſondern außerdem auch noch die Koſten für ein prachtvolles Leichenbegängniß, das er für ſeinen geſchiedenen Freund veranſtaltete

Hinrichtung.

Schleiz, 2. Aug. Heute früh nach 4 Uhr wurde auf hieſigem Markte ein Delinquent enthauptet, nachdem demſelben dieſes Straferkenntniß ſchon längſt eröffnet worden war. Der Verbrecher hatte nach und nach unvermerkt einige Blutsverwandte durch Gift getödtet und dieſe abſcheulichen Mordthaten auch eingeſtanden. Zwar wollte er das tieffühlende Herz und die große Gnade des Fürſten Heinrich LXII. in Anſpruch nehmen, vorgebend, er habe ja kein Blut vergoſſen; allein der weiſe Fürſt ließ hier nicht Gnade für Recht, ſondern Recht für Gnade ergehen. Es zeigt ſich auch bei dieſem Falle, daß Verbrechern die unmittelbare Todesſtrafe faſt immer als die härteſte erſcheint; denn der Mörder ſoll etliche Mal geäußert haben, man möge Alles mit ihm thun, nur das Leben ihm ſchenken.

Buntes.

Man hat jetzt entdeckt, daß auch die Kameele Blatter-Püſtel gleich den Kühen produciren und will nun die Kameel-Pocken-Impfung einführen. — Du lieber Gott! — wenn das nun wieder auf die Nation rückwirkt! — Haben wir noch nicht Kameele genug?

Während dem Aufenthalte der Königin von Schweden, Chriſtine, in Paris kamen dort die Fächer in die Mode. Mehrere ihrer Hofdamen baten um die Erlaubniß, deren auch tragen zu dürfen. Sie antwortete: „Nein, Ihr ſeyd ohnehin aufgeblaſen genug!"

„Vater," ſchrieb ein Handwerksburſche nach Hauſe, „wenn Du mir nicht bald Geld ſchickſt, ſo bringt mich die Verzweiflung noch ſo weit, daß ich thu' was ich noch nie gethan!" — Der Vater ſchickte ſchnell Geld und fragte dabei: „Sohn, Sohn, wenn ich Dir kein Geld geſchickt, was hätteſt Du gethan? — „Gearbeitet, lieber Vater," war die Antwort.

Sinnſpruch.

Willſt du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Digitized by Google

Nro. 40.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erinnerungen an Napoleon. — Ueber Getreid-Anbau. — Pot-Pourri. — Buntes.

Erinnerungen an Napoleon.

Von Miſtreß Abell.

(Schluß)

Wir ſahen hierauf ein anderes Gemälde, auf welchem ſich die Kaiſerin Marie Louiſe mit ihrem Sohn in einer Glorie von Roſen und Wolken befand — was ich jedoch nicht ganz ſo ſehr bewunderte, wie einige andere. Napoleon ſagte nur, daß er uns das Portrait der ſchönſten Frau in der Welt zeigen wolle, und brachte dann ein köſtliches Miniatur-Bild ſeiner Schweſter Pauline hervor. In der That habe ich nie etwas ſo Liebliches erblickt; ich konnte die Augen nicht davon abwenden und gab mein Entzücken laut gegen ihn zu erkennen. Meine Lobes-Erhebungen ſchienen ihm zu gefallen und er meynte, daß ſie von meinem Geſchmack zeugten, da Pauline vielleicht zu den ſchönſten Frauen gehöre, die je exiſtirt haben.

Der Kaiſer ſpielte in der Regel alle Abende Karten, und als wir müde wurden, die Portraits und dergleichen durchzuſehen, ſagte er: „Wir wollen jetzt nach dem Hauſe gehen und Whiſt ſpielen." — Wir begaben uns Alle dahin und unſer kleiner Whiſttiſch wurde ſchnell in Bereitſchaft geſetzt, aber die Karten waren nicht genug geglättet und Las Caſes erhielt den Befehl, ſich an einen Seitentiſch zu ſetzen und ſie ſo lange zu geben, bis ſie leicht von der Hand gingen. Während der Ober-Kammerherr ſo beſchäftigt war, fragte mich Napoleon, was ich für ein Ballkleid anziehen werde? — Ich muß hier einſchalten, daß, als mein Vater es mir abſchlug, den von Sir George Cockburn gegebenen Ball beſuchen zu dürfen, ich den Kaiſer um ſeine Fürſprache gebeten hatte. Er war auch ſo gütig, ſich deshalb bei meinem Vater zu verwenden, und natürlich wurde mir die Erlaubniß augenblicklich zugeſtanden.

Ich lief ſogleich hinauf, um ihm das Ballkleid zu holen; es war das erſte, das ich je beſeſſen hatte, und ich war nicht wenig ſtolz darauf. Er fand es ſehr hübſch, und da die Karten jetzt bereit waren, ſo legte ich es auf das Sopha und ſetzte mich an den Spieltiſch. Napoleon war der Partner meiner Schweſter und Las Caſes wurde mir zu Theil. Wir hatten bisher immer um Bonbons geſpielt, aber dieſen Abend ſagte der Kaiſer: „Mademoiſelle Betſy, ich will mit Ihnen einen Napoleon auf dieſe Partie wetten." — Mein ganzer Schatz beſtand damals aus einer Pagode*), die ich zum Geſchenk erhalten hatte, und ich erbot mich, ſie gegen ſeinen Napoleon zu ſetzen. Der Kaiſer willigte ein, und das Spiel begann. Wie es ſchien, hatte er ſich vorgenommen, dieſen Tag des Muthwillens in gleicher Weiſe zu beſchließen. Seine Karten durchſehend, wie ſie ihm gegeben wurden, bemühte er ſich, meine Aufmerkſamkeit abzulenken, ſobald er eine wichtige erhielt, und zeigte dieſe hierauf verſtohlen meiner Schweſter. Ich bemerkte ſein Manöuver und rief ihn deshalb zur Ordnung; ich ſagte ihm, daß er zu betrügen ſuche, und wenn er ſo fortfahre, würde ich nicht länger mit ihm ſpielen. Endlich bediente er vorſätzlich nicht mit der Farbe und bemühte ſich am Schluſſe der Partie, die Karten ſo zuſammen zu miſchen, daß dieſes nicht entdeckt würde; aber ich ſprang auf, faßte ihn bei den Händen und zeigte ihm und den Anderen, was er gethan hatte.

Er lachte, bis ihm die Thränen aus den Augen floſſen, und behauptete, daß er ehrlich geſpielt habe — ich aber hätte betrogen und müſſe ihm die Pagode zahlen. Als ich darauf beſtand, daß er nicht die richtige Farbe geſpielt; nannte er mich méchante und eine Betrügerin, und mein Ballkleid von dem Sopha weghaſchend, lief er damit aus dem Zimmer und nach dem Pavillon — zu meinem nicht geringen Schrecken, da ich fürchtete, daß er meine ſchönen Roſen zerdrücken und verderben würde. Ich ſtürzte ihm ſogleich nach, aber er war mir zu ſchnell, und, durch das Zelt eilend, erreichte er die innere Kammer, wo er ſich einſchloß. Jetzt fing ich an, ſowol in franzöſiſcher als engliſcher Sprache mit den pathetiſchſten Bitten und Beſchwörungen in ihn zu dringen, mir mein Kleid zurückzugeben; aber umſonſt — er war unerbittlich, und ich hatte den Kummer, ihn über meine rührendſten Vorſtellungen lachen zu hören. Ich mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen. Er ließ mir nachher ſagen, daß er mein Kleid behalten werde, und daß ich mich entſchließen möge, nicht auf den Ball zu gehen. Ich wachte die halbe Nacht durch, bis ich endlich über dem Weinen einſchlief, mit der Hoffnung, daß er ſich am Morgen erweichen laſſen würde; aber der Morgen kam, und ich ſah nichts von meiner hübſchen Robe. Ich ſchickte im Laufe des Tages mehrere Male zu ihm, um meine Bitten zu erneuern, erhielt aber ſtets zur Antwort, daß der Kaiſer ſchliefe und nicht geſtört werden könne. Er hatte hierzu Befehl gegeben, um mich zu necken. Endlich ſchlug die Stunde unſerer Abfahrt nach dem Thale; die Pferde wurden vorgeſpannt, und die kleinen Negerknaben holten die zinnernen Kiſtchen ab, worin ſich mein ſchönes Kleid leider! nicht befand. Ich war in Verzweiflung und überlegte es bei mir ſelbſt, ob es nicht beſſer wäre, in meinem Hausrock zu gehen, als zu Hauſe zu bleiben — da gewahrte ich plötzlich zu meiner größten Freude den Kaiſer mit dem Kleide über den Raſenplatz nach der Gartenthür eilen. „Hier, Miß Betſy", rief er, „ich habe Ihnen Ihre Robe gebracht; ich hoffe, daß Sie jetzt artig ſind und daß Ihnen der Ball gefallen wird — vergeſſen Sie aber nicht, mit Gourgaud zu tanzen." — Der General Gourgaud war kein ſehr ſchöner Mann, und ich hatte eine kindiſche Abneigung gegen ihn.

Ich war ganz entzückt, mein Kleid zurück zu bekommen, und noch mehr erfreut, die Roſen unbeſchädigt zu finden. Wie mir Napoleon ſagte, hatte er ſie arrangiren und aufputzen laſſen, weil er glaubte, daß ſie die Nacht zuvor zerdrückt worden. Er ging neben unſeren Pferden her, bis er an das Ende der Straße kam, die nach den Briars führt. Er blieb dann ſtehen und machte einige Bemerkungen über die Schönheit eines Hauſes, das in dem Thale unter uns lag; er fragte uns, wem es gehöre, und äußerte ſeine Abſicht, es in Augenſchein zu nehmen. Las Caſes begleitete den Kaiſer den Berg hinunter, und wir fuhren auf den Ball. Er erzählte am folgenden Tage, wie ſehr ihn jener Punkt angeſprochen habe, und daß er auf einem, dem Eigenthümer deſſelben gehörigen, ſchönen flinken kleinen Pony nach Hauſe geritten ſey.

*) Eine Pagode iſt eine indianiſche Goldmünze, etwa 1 Dukaten an Werth.

Digitized by Google

Die einzige Ausnahme, die der Kaiſer während ſeines Aufenthalts bei uns in ſeinen regelmäßigen Gewohnheiten machte, war in der Stunde des Aufſtehens. In der Mitte unſeres Gartens lag ein großer Teich von ſpiegelklarem Waſſer, mit Gold- und Silberfiſchen angefüllt; in der Nähe deſſelben befand ſich der Weingarten, mit einer aus Reben aller Gattungen gebildeten Treillage. Am Ende des Weingartens war eine Laube, um die ſich gleichfalls der Wein in üppigſter Fülle rankte. Für dieſen Ort, der ſo geſchützt war, daß man auch bei der ſchwülſten Witterung eine angenehme Kühle empfand, hatte Napoleon eine beſondere Vorliebe. Er pflegte mitunter ſeine Papiere ſchon um 4 Uhr Morgens hintragen zu laſſen und ſich bis zum Frühſtück mit Schreiben und Diktiren zu beſchäftigen. Es wurde Keinem erlaubt, ihn zu einer ſolchen Zeit zu ſtören, und er bezeigte ſich ſtets ſehr dankbar für dieſe kleine Aufmerkſamkeit. Von dieſem Verbote war ich auf beſonderes Verlangen des Kaiſers allein ausgenommen. Ich würde als eine privilegirte Perſon betrachtet; ſelbſt wenn er im Begriff war, eine Phraſe an Las Caſes zu diktiren, kam er, ſobald er meine Stimme hörte, an die Gartenthür, ſchloß ſie auf und hieß mich mit lächelnder Miene willkommen. Ich machte auch von ſeiner Güte keinen Mißbrauch und beläſtigte ihn nur ſelten in ſeiner Einſamkeit.

Ich erinnere mich jedoch, daß eines Tages eine ſehr hübſche junge Dame aus der Stadt kam, um den Morgen bei uns zu verbringen. Sie ſchmachtete danach, Napoleon zu ſehen; aber die Hitze war äußerſt drückend, und er hatte ſich deshalb nach der Laube zurückgezogen. Ich ſchwankte einige Zeit zwiſchen der Furcht, ihn zu ſtören, und der, meiner Freundin zu mißfallen; aber endlich ſchien es Miß C. ſo nahe zu gehen, den Kaiſer nicht geſehen zu haben, daß ich nach dem Garten hinunter lief und an die Thür klopfte. Ich erhielt eine geraume Zeit keine Antwort, aber ich pochte und rief ſo lange, bis ich den Kaiſer aufweckte. Er war in der Laube bei ſeinen Papieren eingeſchlafen.

Er kam an die Thür und fragte mich, was ich verlange? — „Laſſen Sie mich ein", ſagte ich, „und Sie ſollen es erfahren." — „Nein!" erwiederte er, ſage mir erſt, was es giebt, und dann ſollſt Du hereinkommen." — Ich mußte ihn alſo benachrichtigen, daß ich ihm eine junge Dame vorzuſtellen wünſche. Er wollte ſie nicht ſehen und befahl mir, ihr zu ſagen, daß er ſich nicht wohl befände. Ich entgegnete, daß ſie ganz untröſtlich ſeyn würde, und daß ſie ſo ſehr hübſch ſey.

„Nicht wie die Dame, der ich geſtern ſo viele Artigkeiten vorſagen mußte?" fragte er.

Ich verſicherte ihm, es ſey eine ganz andere Art Perſon, die ſehr jung und ſchön wäre. Zuletzt ließ er ſich bewegen, die Thür zu öffnen; ſobald er aufgeſchloſſen hatte, eilte ich zu dem Schreibtiſch und bemächtigte mich ſchnell ſeiner Papiere. „Nun", rief ich, „zur Beſtrafung Ihrer Unart, mich ſo lange an der Thür warten zu laſſen, werde ich dieſe behalten und dadurch alle Ihre Geheimniſſe kennen lernen." — Er zeigte einige Unruhe, als er die Papiere in meiner Hand erblickte, und befahl mir, ſie gleich niederzulegen; aber ich verweigerte dieſes, entſprang ihm und jagte, meine Trophäen ſchwingend, im Garten umher. Endlich ſagte er, wenn ich ſie nicht auf der Stelle wieder ablieferte, würde er nicht mehr mein Freund ſeyn; worauf ich ſie ihm zurückgab. Ich nahm ihn dann bei der Hand, damit er mir nicht wieder entrinnen möchte, und führte ihn nach dem Hauſe, wo er Miß C. fand. Ich ſtellte ſie dem Kaiſer vor, der ſie durch ſeine Komplimente über ihre Schönheit u. ſ. w. in das höchſte Entzücken verſetzte. Als ſie uns verließ, begleitete er ſie den Raſenplatz hinunter und half ihr in den Sattel. Er ſagte mir nachher, daß ſie ein ſehr ſchönes Mädchen ſey, aber die Miene einer Putzmacherin habe.

Die goldene Frucht in dieſem neuen Garten der Heſperiden hatte als Drachen einen alten malayiſchen Sklaven, Namens Toby, der viele Jahre vor unſerer Ankunft nach der Inſel gebracht worden war; der alte Mann hatte vierzig Jahre in dieſem Garten gelebt, ohne deſſen Gränze zu überſchreiten. Er war ein Original und nicht unintereſſant in ſeiner Art. In ſeinem Gebiet, (dem Umfang des Gartens) herrſchte er despotiſch und duldete gegen ſeine Autorität keinen Widerſpruch, und die Familie hatte vor ihm beinahe ſo viel Reſpekt, als vor dem Herrn der Briars ſelbſt. Napoleon faßte eine beſondere Neigung zu dem alten Toby und ſagte meinem Vater, daß er ihn zu kaufen und ihm die Freiheit zu geben wünſche; dieſes wurde jedoch, politiſcher Rückſichten halber, nicht geſtattet. Die Güte des Kaiſers machte jedoch auf den alten Mann den tiefſten Eindruck, und nichts erfreute ihn ſo ſehr, als die ausgeſuchteſten Früchte zu pflücken und die ſchönſten Bouquets zu binden, um ſolche nach Longwood zu ſchicken — „an den guten Mann Bony", wie er den Kaiſer nannte. Napoleon machte es ſich auch zur Regel, wenn er mich ſah, ſich nach der Geſundheit des alten Toby zu erkundigen, und als er Abſchied von ihm nahm, ſchenkte er ihm zwanzig Napoleons.

Während ſeines Aufenthaltes in den Briars war der Kaiſer ſehr zugänglich, und da er wußte, wie ſehr uns dieſes erfreute, ſchien er alle kleine Aufmerkſamkeiten, die wir im Stande waren, ihm zu erweiſen, durch Artigkeit und Güte gegen unſere Freunde vergelten zu wollen. Mein Vater lud eines Tages große Geſellſchaft bei uns ein, und auch der Kaiſer verſprach, ſich gegen Abend einzufinden. Er hielt ſein Wort, und entzückte Alles durch ſeine Urbanität und Herablaſſung.

So oft einer der Gäſte ihm vorgeſtellt wurde, pflegte Napoleon ſich nach ſeinem Stande zu erkundigen, und lenkte dann das Geſpräch auf einen darauf bezüglichen Gegenſtand. Man hat oft ſein Erſtaunen darüber ausgedrückt, daß der Kaiſer ſo ausgebreitete Kenntniſſe von Dingen beſaß, mit denen er ſich, allem Anſchein nach, nur wenig beſchäftigt haben konnte. Bei dieſer Gelegenheit äußerte ein ſehr geſchickter Arzt gegen meinen Vater ſeine Verwunderung über die mediciniſchen Kenntniſſe, die Napoleon in einer Unterredung mit ihm entwickelt hatte, und über die Klarheit und Schärfe ſeines Raiſonnements, obgleich ſeine Theorien zuweilen etwas heterodox ſeyen. Napoleon ſagte ihm, er habe zu Arzneien auch nicht das geringſte Zutrauen; ſeine einzigen Mittel wären Hunger und warmes Baden. — Nichtsdeſtoweniger verſicherte er, eine günſtigere Meynung von der Medicin, oder vielmehr von der Wundarzneikunſt, zu hegen, als von irgend einer anderen Profeſſion. Die Rechtsgelehrſamkeit ſtelle die menſchliche Natur auf eine zu harte Probe, und derjenige, der ſich daran gewöhne, die Wahrheit zu verdrehen und am Gelingen einer Ungerechtigkeit Freude zu fühlen, würde bald nicht mehr Recht von Unrecht unterſcheiden können. Daſſelbe gelte von den Politikern, die ein conventionelles Gewiſſen haben müßten. Ueber die Kirche (les ecclésiastiques) fällte er gleichfalls ein hartes Urtheil. Es würde zu viel von den Gliedern derſelben erwartet, wodurch man ſie zwinge, Scheinheilige zu werden. Soldaten nannte er Gurgelabſchneider und Räuber, um ſo viel mehr, da ſie demjenigen, der ihnen dieſes zu erkennen giebt, ſogleich eine Kugel durch den Kopf zu jagen bereit ſind. Aber Wundärzte, meynte er, ſind weder zu gut noch zu böſe; ihre Aufgabe iſt, dem menſchlichen Geſchlechte wohl zu thun, nicht aber, es zu verderben, zu täuſchen oder aufzuhetzen. Sie haben Gelegenheit, die menſchliche Natur ſowol als die Wiſſenſchaft zu ſtudiren. — Der Kaiſer ſprach in höchſt ſchmeichelhaften Ausdrücken von Larrey; dieſer, ſagte er, iſt ein Mann vor Genie und unbeſtreitbarer Rechtſchaffenheit. *)

In der erſten Zeit nach der Ankunft des Kaiſers auf St. Helena liebte er es, einſam Spaziergänge im Thale zu machen, das am Fuße unſerer Wohnung lag. Auf dieſen kurzen Ausflügen wurde er nicht von dem wachthabenden Offizier begleitet und er hatte das Vergnügen, ſich unbeobachtet zu fühlen. Der Offizier, dem man dieſe Aufſicht zuerſt übertrug, war ein gewiſſer Kapitain Grately von der Artillerie, und obgleich ſehr mild und zuvorkommend

*) Die Verfaſſerin bemerkt, daß obige Notizen von ihrem Vater zur Zeit niedergeſchrieben wurden.

Digitized by Google

in ſeinem Betragen, wurde er doch von Napoleon mit unbeſiegbarem Widerwillen betrachtet. Es war ſeine Pflicht, ihn auf ſeinen Spazierritten zu begleiten, und man hatte ihm vorgeſchrieben, Napoleon nicht aus dem Geſicht zu verlieren.

Letzterer ritt eines Tages, von dem gedachten Ordonnanz-Offiziere gefolgt, einen engen Bergpaß entlang; als plötzlich der Kaiſer rechts abbog und, dem Pferde die Sporen gebend, einen jähen Abhang hinaufjagte, ſo daß die Steine den Berg hinab flogen. Der Offizier blickte ihm ſprachlos vor Erſtaunen nach, indem er zugleich wegen ſeiner Sicherheit beſorgt und über ſeine Abſichten in Zweifel war. Er war entweder nicht ſo gut beritten oder es fehlte ihm zur Verfolgung Napoleon's an Keckheit; genug, er eilte ſtehenden Fußes zu Sir George Cockburn, der zur Zeit gerade auf den Briars bei meinem Vater zu Mittag ſpeiſte. Er kam athemlos in unſerem Hauſe an und verlangte mit Sir George zu ſprechen, dem er Nachrichten von höchſter Wichtigkeit mitzutheilen habe. Er wurde daher ſogleich in den Speiſeſaal eingeführt.

Der Admiral war gerade mit der Suppe beſchäftigt und hörte, ohne eine Miene zu verändern, die Details an, die ihm der beſtürzte Offizier von dem Vorgefallenen gab. Er ertheilte ihm dann ſehr ruhig den Rath, nach Longwood zurückzukehren, wo er den General Bonaparte höchſt wahrſcheinlich finden werde. Dieſes war auch wirklich der Fall, und Napoleon lachte nachher oft über die Beſtürzung, die er verurſacht hatte.

Ich habe es bereits erwähnt, daß der ſchöne Anſtand Napoleon's zu Pferde mir ſchon bei der erſten Zuſammenkunft beſonders imponirte. Er fragte mich eines Tages, was ich von ſeinem Reiten halte? und ich erwiederte, der Wahrheit getreu, daß er ſich beſſer zu Pferde ausnähme als irgend Einer, den ich je geſehen. Dieſe Aeußerung ſchien ihm zu gefallen; er ließ ſein Pferd vorführen und galoppirte mehrere Male um den Raſenplatz, indem er das Thier einen immer kleineren Zirkel beſchreiben ließ und ſeine vollkommene Gewalt über daſſelbe zeigte.

Es traf ſich einſt, daß ſein Stallmeiſter Achambaud einen prachtvollen jungen Araber zuritt, den man für den Kaiſer als Reitpferd gekauft hatte. Das Füllen ſprang und bäumte ſich auf das furchtbarſte und wollte nicht bei einem weißen Tuche vorüber, welches man auf den Raſen ausgebreitet hatte, um ihm das Scheuen abzugewöhnen. Ich bemerkte gegen Napoleon, es würde ihm nie möglich ſeyn, dieſes Pferd zu reiten, indem es gar zu wild ſey. Er lächelte, winkte dem Stallmeiſter, abzuſteigen, und ſprang zu meinem größten Schrecken ſelbſt in den Sattel. Es gelang ihm bald, das Thier nicht nur bei dem Tuche vorbeizuführen, ſondern es ſogar dahin zu bringen, daſſelbe zu betreten; ſpäter ritt er mit ihm mehrere Male über das Tuch. Achambaud ſchien nicht recht zu wiſſen, ob er lachen oder weinen ſolle. Er war über die Kunſtfertigkeit ſeines Gebieters entzückt, während es ihn zu gleicher Zeit demüthigen mußte, ein Pferd, welches er vergebens zu zähmen verſucht hatte, mit ſolcher Leichtigkeit regieren zu ſehen.

Napoleon erzählte mir, daß er einſt, ohne das Pferd zu wechſeln, an einem einzigen Tage 120 (engl.) Meilen zurückgelegt habe. Es geſchah, um ſeine Mutter zu beſuchen, die gefährlich krank war und zu der er nur auf dieſe Weiſe gelangen konnte. Das arme Thier fiel auch während der folgenden Nacht. Er fügte hinzu, daß es ihm möglich ſey, unerhörte Strapazen zu ertragen, und daß er faſt ſein Leben im Sattel zubringen könne. Ich wage es kaum, ſeine Ausſage zu wiederholen, wie viele Stunden er einmal zu Pferde blieb; aber ich erinnere mich noch des Erſtaunens, die ſeine Ausdauer in mir hervorbrachte. Seine ſtarke Natur war ihm vielleicht mehr zur Erreichung ſeiner ehrgeizigen Abſichten behülflich, als man es beim erſten Blicke glauben möchte. Der Geiſt iſt ſo ſehr von dem Zuſtande des Körpers abhängig, daß die zu kriegeriſchen Erfolgen oder politiſchen Bewegungen nöthige Seelenkraft ohne eine entſprechende Feſtigkeit des Körpers oder der Konſtitution kaum exiſtiren kann. In wie vielen kritiſchen Perioden ſeines Lebens würde nicht die Krankheit einer Woche ſeine Herrſcherpläne vernichtet haben! Wie ſehr hätte auch die geringfügigſte Unpäßlichkeit den rieſenhaften Ehrgeiz und die Feſtigkeit des Entſchluſſes erſchüttern können, durch die er im Revolutionskampfe ſeine verwegendſten Nebenbuhler überwältigte! Ein wenige Tage anhaltendes Fieber hätte ſelbſt den Geiſt eines Napoleon niedergedrückt und ſeinen mächtigen Willen in Feſſeln geſchlagen. Vor Allem muß das ſiegreiche Haupt einer Revolution „der Uebel ledig ſeyn, die dem Fleiſche ankleben." Die kürzeſte Abweſenheit von dem Kampfplatze genügt, ihn ins Verderben zu ſtürzen. Man verbreitet nachtheilige Gerüchte, das blendende Vorurtheil verſchwindet, und er wird bald durch einen kräftigeren und glücklicheren Nebenbuhler von ſeinem Throne hinabgeſtürzt.

Ueber Getreide-Anbau.

Man lieſt in einem ſächſiſchen Blatte: Welche irrige Anſichten immer noch hier und da herrſchen, hat die letztvergangene und zum Theil noch andauernde Brodtheuerung recht deutlich bewieſen und es iſt nöthig, daß man ſolche Anſichten berichtigt, damit künftig weniger Furcht bei ſteigenden Fruchtpreiſen entſtehen künne. Es iſt z. B. unwahr, daß Deutſchland jemals mehr als $^1/_6$, d. h. für 2 Monate, Getreide mehr erzeugen könne, und man kann behaupten, daß ſchwerlich jemals mehr als ein Vierundzwanzigtheil Getreide zu wenig erzeugt wurde, während, wenn man ein Mal $^1/_{12}$ mehr als man in einem Jahre braucht, erzeugt, dieſes Zwölftheil durch größern Verbrauch aufgeht. Es iſt auch unwahr, daß mehr als ein Vierzigtheil aller Frucht jährlich aus Deutſchland ausgeführt wird: daß dieſe Ausfuhr daher keine Noth veranlaſſen kann, iſt klar. Es iſt ferner gänzlich unwahr, daß alle herrſchaftlichen Speicher es vermögen, nur für eine Woche — wenn die Frucht da mangeln ſollte — für 40 Millionen Getreide aufzuheben; alle Zehntablöſungen und das Aufhören der herrſchaftlichen Speicher haben auf die Theuerung des Getreides gar keinen Einfluß. Es iſt ferner unwahr, daß in Deutſchland, ſelbſt nach der geringen 1842er Erndte, Fruchtmangel ſey, im Gegentheil iſt noch Frucht überall bis in die erſte Woche nach der Erndte vorhanden; jedoch iſt das richtig, daß in einzelnen, meiſtens Gebirgsgegenden, Frucht ſelten iſt, die aber leicht hingeſchafft werden kann. Darum keine Beſorgniß mehr. Es gibt kein Land in Europa, außer Polen und Ungarn, das ſo ſicher in ſeinem Getreidebau ſich befindet, als Deutſchland, und in ſehr naſſen Jahren iſt Deutſchland ſelbſt vor den Südhälften jener Länder, und in ſehr trockenen vor den Nordhälften derſelben voraus.

Pot-Pourri.

Zur Beachtung!

Hr. Brodley hat in einem Schriftchen bewieſen, daß ein Paar Sperlinge, um ihre Jungen zu füttern, jede Woche an 4000 Raupen tödten. Er folgert daraus, daß dieſe jetzt im Darmſtädtiſchen und Würtembergiſchen ſo hart verfolgten Thiere mehr Nutzen als Schaden bringen. (Daſſelbe dürfte mit den Maulwürfen der Fall ſeyn.) Auch die Feldtauben hat man in Schottland beobachtet, und zu jeder Jahreszeit geſchlachtet. Man fand zur Zeit der Erndte und Ausſaat in ihrem Magen kaum zur Hälfte Getreidekörner. Drei Viertheile des Jahres ernähren ſie ſich von Unkrautſamen, Würmern und Raupen.

Geſchichtliche Anekdote.

Da die Bäcker von Lyon zur Zeit Ludwig XIV. von Frankreich die Brodtaxe zu erhöhen wünſchten, brachten ſie ihr Geſuch in dieſer Beziehung bei dem Bürgermeiſter der genannten Stadt, Hrn. Dugas, vor und ließen, nachdem ſie ihre Gründe auseinandergeſetzt, einen Beutel von 200 Louisd'or auf dem Tiſche des Hrn. Dugas zurück, ohne daß dieſer es merkte. Als ſie nach einigen Tagen wiederkehrten, um ihren Beſcheid einzuholen, ſo erklärte

Digitized by Google

ihnen der Bürgermeiſter: „Meine Herren, ich habe Ihre Gründe mit der Waage der Gerechtigkeit gewogen und ſie viel zu leicht gefunden. Es ſchien mir daher unbillig, das Volk mit einer unnöthigen Theuerung zu belaſten; übrigens habe ich Ihr Geld unter die Armen der Stadt vertheilt, in der Ueberzeugung, daß Sie die 200 Louisd'or allein zu diſem Zwecke bei mir hinterlegt; auch ſchien es mir, daß ſie keine ſo ſchlechte Geſchäfte machen könnten, da ſie noch im Stande ſind, ſo bedeutende Almoſen zu geben!“ Damit entließ er die Bittſteller, die beſchämt und verlegen einanderanſahen.

Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Kaiſer Maximilian I. hatte die lächerliche Neugierde, daß er gerne die erſte Quelle ſeines Adels kennen wollte. Er ließ darüber ernſtliche Unterſuchungen anſtellen, daß endlich ein berühmter Genealogiſt ihn verſicherte, er habe den Urſprung ſeines Hauſes in der Arche Noah gefunden. Der Kaiſer war über dieſe große Entdeckung ſo ſehr erfreut, daß er alle andere Geſchäfte darüber vergaß, um ſeine Herkunft aus der Arche Noah recht zuſammenhängend einzuſehen. Sein Koch, der zugleich ſein Hofnarr war, und ihn mit ſeinen Poſſen öfters lachen machte, ſtellte ihm bei dieſer Gelegenheit vor, daß es ihm weder nützlich noch rühmlich ſein würde, wenn er den erſten Urheber ſeines Stammes ausfindig machte. „So wie jetzt die Sachen ſind,“ ſagte er: „verehre ich dich als einen Gott; wenn wir aber bis auf die Arche Noah zurückgehen, werden wir gleich Vettern zuſammen ſeyn; denn dahin kommen wir alle zurück.“ Maximilian ſah von dieſem Augenblicke an ſeine Neugierde als eine Thorheit an, und ein Narr hatte mehr Eindruck bei ihm gemacht, als alle Vorſtellungen ſeiner Räthe.

Die Kinder Rebecca's.

Woher kommt dieſer wunderliche Name, den die Zerſtörer der Zollhäuſer in Wales ſich beilegen? Eine engliſche Zeitung beantwortet dieſe Frage folgendermaßen: Im 1. Buch Moſis, Kapitel 22, Vers 17, ſagt der Herr zu Abraham, unmittelbar, nachdem dieſer ſeinen Sohn Iſaak zum Opfern dargeboten: „Und dein Saame ſoll beſitzen die Thore ſeiner Feinde.“ Der Saame Abraham's iſt Iſaak und deſſen Nachkommen. Die Nachkommen Iſaak's ſind zugleich Kinder der Rebecca. Dieſen iſt verheißen, daß ſie ſich der Thore ihrer Feinde bemächtigen ſollen. Da ſich nun die Aufrührer in Wales der Thore der Zollwächter bemächtigen wollen, ſo haben ſie, um jene Verheißung auf ſich zu ziehen, den Namen der Kinder Rebecca's angenommen. (Natürlicher wäre Kinder Abraham's oder Kinder Sarah's.)

Holzbeinclub.

Die Engländer gehen bei Stiftung ihrer Clubs von dem Grundſatz aus: Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Demnach gibt es in London einen Naval Club, in welchen bloß Offiziere, (urſprünglich bloß Seeoffiziere), einen Conservative Club, in welchen bloß Tories, einen Reform Club, in welchen bloß Liberale, einen Travellers Club, in welchen bloß Solche aufgenommen werden, welche 500 engliſche Meilen außerhalb England, Schottland, und Irland gereiſt ſind. Früher gab es einen eigenthümlicheren Verein unter dem Namen Woodenleg Club. (Holzbeinclub!) In dieſen ward Niemand aufgenommen, der nicht einen Stelzfuß hatte. Es waren alſo hier lauter Leute vereinigt, die im Leben eine gewiſſe Prüfung überſtanden hatten, und man hätte denken ſollen, daß die Mitglieder eine gewiſſe Doſis von Geduld und Verträglichkeit hätten mitbringen ſollen. Allein der Erfolg bewies das Gegentheil. Zwei derſelben geriethen in Streit, die übrigen nahmen Partei für den Einen oder den Andern; Einer ſchnallte ſein Bein los und gebrauchte es als Waffe. Die übrigen folgten dem Beiſpiel, und nachdem die Krüppel ſich tüchtig durchgeholzt hatten, löſte der Holzbeinclub ſich auf.

Rechnung ohne den Wirth.

Ein Weinwirth zu Paris erſtand durch Vermittlung eines Mäcklers von einem Weinhändler drei Faß Wein. Der Wein war bald verzapft; der Weinhändler aber bekam von dem Ertrag nichts, als einige unbedeutende Abſchlagszahlungen. Alle Erinnerungen an den Rückſtand blieben erfolglos. Der Weinhändler ſtattete ſeinem Schuldner einen Beſuch ab. Dieſer überraſcht, machte ein wunderliches Geſicht. Der Gläubiger aber redet ihm freundlich zu: „Ich weiß, Sie ſind in Verlegenheit. Niemand will Ihnen Wein liefern, als gegen baare Zahlung. Ich bin nicht ſo mißtrauiſch. Mein ganzer Keller ſteht zu Ihrer Verfügung. Nur die verwickelte Rechnung der kleinen Abſchlagszahlungen kann ich nicht leiden. Alſo wie viel Faß brauchen Sie jetzt?“ — „Fünf.“ — „Gut, die ſollen Sie haben, und mit Bezahlung derſelben ſollen Sie nicht gedrängt werden. Nur bedinge ich mir aus, daß der Reſt berichtigt wird.“ — „Ich nehme mit gerührtem Dank Ihren Vorſchlag an. Alſo fünf Faß von dem Rothen, wie das vorige Mal.“ — „Morgen ſollen Sie ihn haben.“ — Am folgenden Tag erſchien eine Fuhre mit 5 Faß, begleitet von dem Weinhändler. Der Wirth bezahlte den Rückſtand mit 210 Fr. und empfing nebſt der Quittung eine Rechnung von 506 Fr. für fünf weitere Faß rothen Wein. Der Weinhändler entfernte ſich. Der Wirth beeilte ſich, ſeinen neuen Wein zu proben und bemerkte, daß es weiß aus dem Faße lief. „Eine Verwechslung!“ dachte er. Er trank und ſchmeckte klares Waſſer. Die anweſenden Gäſte lachten und erklärten das Verfahren des Weinhändlers für eine gute unſchuldige Liſt. Der Wirth aber meinte, wer am letzen lacht, lacht am beſten. „Hätte der Weinhändler mir keine Rechnung gegeben, dann wäre ich angeführt. So aber iſt er es.“ Er verklagte ſeinen Lieferanten und dieſer mochte ſagen, was er wollte, daß es ihm blos um Befriedigung ſeiner rechtmäßigen Forderung zu thun geweſen ſey — die neue Rechnung für fünf Faß rothen Wein lag vor, die Ablieferung von Waſſer ſtatt Wein war erwieſen: alſo erkannte das Gericht, daß der Weinhändler betrogen habe und verurtheilte ihn, in Betracht mildernder Umſtände, zu einem Monat Gefängniß, 50 Fr. Buße und 100 Fr. Entſchädigung für den Kläger.

Die junge Dame und Jean Paul.

Eine junge Dame, eine glühende Verehrerin Jean Pauls, befand ſich, ohne ihr Glück zu ahnen, in einer Geſellſchaft an deſſen Seite. Der übelgelaunte Dichter war nichts weniger als galant gegen ſeine Tiſchgenoſſin, und eben ſo kärglich als kurz in Worten. Man brachte ſeine Geſundheit aus, und lebhaft ergriffen wandte ſich die Dame mit der Frage an ihn: „Sie ſind der Dichter, deſſen Werken ich die erhabenſten Stunden verdanke?“ Beſchämt küßte Jean Paul ihre Hand, indem er ſagte: „Ich bin der Verfaſſer der „Flegeljahre“, aus denen ich Ihnen ſo eben einige Züge gab.“

Buntes.

Eine Schauſpielerin hatte einen Prozeß gegen einen Arzt. „Sie kommen, ſagte der Richter zu ihr, in den Proceßacten bald als Demoiſelle, bald als Madame vor, welches iſt nun das Richtige? „Ich bin Schauſpielerin!“ entgegnete ſie.“

Ludwig XIV. fragte den Biſchof von Senlis um das Alter des Grafen von Grammont: „Sire!“ antwortete der Biſchof, „ich habe 84 Jahre und der Graf wohl eben ſo viel, denn wir haben zu gleicher Zeit unſere Studien gemacht.“ Grammont, der ſtets ſeine Jahre verhehlte, hatte die Rede des Biſchofs gehört und ſprach zum Könige: „Majeſtät, der Biſchof täuſcht ſich außerordentlich, denn weder er, noch ich haben jemals etwas ſtudirt.“

Ein junger Sauſewind ſagte einmal, er ſey in fünf Minuten eine halbe Meile weit geritten, und als man einen anweſenden Stallmeiſter, einen tüchtigen Reiter, darauf anſah, ſagte dieſer: „reiten kann ich es nicht, aber lügen kann ich's auch!“

Digitized by Google

Nro. 41.
Zwölfter Jahrgang.
1845.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Friedrich der Groſſe und ſeine Freunde. — Eſpartero und ein Berliner Philolog. — Zur Charakteriſtik des Pater Mathew. — Das Muſikfeſt in Landau. — Pot-Pourri. — Buntes.

Friedrich der Groſſe und ſeine Freunde,

nach George Sand.

Eine Epiſode aus dem Roman: „Die Gräfin von Rudelſtadt“.
(Mitgetheilt aus dem Magazin für die Litteratur des Auslandes.)

Dieſes Werk hat für Deutſchland um ſo mehr Intereſſe, als die Handlung zu Anfang der Regierung Friedrich's des Groſſen ſpielt. Friedrich der Groſſe ſelbſt, ſeine Freunde und ſein ganzer Hof werden darin mit zwar mitunter etwas kühnen, aber doch genialen und überraſchenden Pinſelſtrichen gezeichnet. Die Veranlaſſung, wodurch der groſſe König in die Erzählung mit hineingezogen wird, bietet die Heldin des Romans ſelbſt, die Porporina, die als eine der ausgezeichnetſten Künſtlerinnen ihrer Zeit bei der italieniſchen Oper in Berlin engagirt iſt. Die Erzählung beginnt mit einer Vorſtellung der Oper Titus von Metaſtaſio und Haſſe; der König ſelbſt iſt mit ſeinen Freunden zugegen und verfolgt aufmerkſam die Leiſtungen der Sängerin Porporina, als dieſe auf einmal mitten in einer ihrer glänzenden Rouladen ſtecken bleibt, die Augen ſtier nach einem Winkel des Saals richtet und unter dem Ausruf: „O, mein Gott!“ zu Boden ſinkt. Die Vorſtellung hat hiermit für dieſen Abend ein Ende; der König ſelbſt eilt auf das Theater und erkundigt ſich theilnehmend nach dem Befinden der Sängerin, die ſich noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hat. Hierauf begibt ſich der König nach Hauſe, um mit Voltaire, La Mettrie, d'Argens, Algarotti und Quintus Icilius zu ſpeiſen. Wir laſſen jetzt die Verfaſſerin weiter erzählen.*)

„Mitten im Eſſen, mitten in einer Unterhaltung voll Spott und Grazie, mitten unter dieſen Freunden, die er nicht liebte, und unter dieſen Schöngeiſtern, die er durchaus nicht bewunderte, wurde Friedrich auf einmal nachdenkend, und nach wenigen Minuten ſtand er auf, indem er zu ſeinen Gäſten ſagte: „Plaudert nur, ich höre euch.“ Er geht in das anſtoßende Zimmer, nimmt Hut und Degen, winkt einem Pagen, ihm zu folgen, und verliert ſich in die tiefen Gänge und geheimnißvollen Treppen ſeines alten Schloſſes, während ſeine Gäſte, ihn in der Nähe glaubend, ihre Worte abwägen und ſich nichts zu ſagen wagen, was er nicht hören kann. Nur La Mettrie, ein wenig beſchäftigter Arzt und Vorleſer des Königs, kannte keine Furcht. Er hatte das Mittel gefunden, es dahin zu bringen, daß ihm Niemand ſchaden konnte, und dies beſtand darin, ſich ſo viele Impertinenzen und Thorheiten in Gegenwart des Königs zu erlauben, daß man unmöglich mehr von ihm erzählen konnte, und daß kein Feind oder Angeber im Stande war, ihm etwas zur Laſt zu legen, was er nicht ſelbſt offen vor den Augen des Königs gethan hätte. Er ſchien die Philoſophie der Gleichheit, die der König gern zur Schau trug bei ſeinem Umgang mit den ſieben oder acht Perſonen, die er mit ſeiner Vertraulichkeit beehrte, buchſtäblich zu nehmen. Er legte Kravatte, Perrücke, ja ſelbſt die Schuhe in den Zimmern des Königs ab, machte ſich's auf den Sophas bequem, widerſprach dem König offen, äußerte ſich ohne Zwang über den geringen Werth, den man den Göttern dieſer Welt, dem Königthum wie der Religion und allen anderen von der Vernunft des Tages aus dem Felde geſchlagenen Vorurtheilen beizulegen habe: mit einem Wort, er betrug ſich als wahrer Cyniker und gab ſo viele Motive zu einer Ungnade und Entlaſſung, daß man ihn mit Verwunderenng ſeinen Platz behaupten ſah, während ſo viele Andere um kleiner Sünden willen geſtürzt worden waren. Aber gerade dieſes verſtellungsloſe Benehmen gefiel dem König. Er hielt ſeinen La Mettrie für wahnſinnig, und oft blieb er, wie verſteinert vor Erſtaunen, vor ihm ſtehen und ſagte: „Dieſe Beſtie iſt von einer ſkandalöſen Unverſchämtheit.“ Dann fügte er für ſich hinzu: „Aber er iſt ein ehrlicher Kerl, der nicht zweierlei Reden über mich im Munde führt, der mich hinterm Rücken nicht mehr mißhandeln kann, als in meiner Gegenwart, während alle Anderen, die mir zu Füßen liegen, wer weiß was ſagen und denken, wenn ich den Rücken kehre. Alſo iſt La Mettrie der rechtſchaffenſte Menſch, den ich beſitze, und ich muß ihn um ſo mehr ertragen, je unerträglicher er iſt.“ So hatte La Mettrie eine ſehr angenehme Stellung, und während Voltaire ſich von Anfang an in ein Syſtem von Schmeicheleien eingelaſſen hatte, deſſen er mit der Zeit überdrüſſig zu werden anfing, blieb La Mettrie ſeiner Gewohnheit treu, fühlte ſich ganz behaglich und ſah ſich nicht gezwungen, wie ſpäter Voltaire, ein Idol zu ſchmähen und umzuſtürzen, dem er nichts geopfert und nichts verſprochen hatte.

Der Marquis d'Argens, Kammerherr mit 6000 Livres Gehalt, war jener leichtſinnige Philoſoph, jener oberflächliche Schriftſteller, der den wahren Franzoſen ſeiner Zeit repräſentirt, gutmüthig, unbeſonnen, ſentimental, zugleich tapfer und verweichlicht, ein Mann zwiſchen zwei Altern, romantiſch wie ein Jüngling und ſkeptiſch wie ein Greis. Nachdem er ſeine Jugend mit Schauſpielerinnen verbracht, bald Betrüger und bald betrogen und immer in die letzte ſterbens verliebt, hatte er zuletzt im Geheimen die Mademoiſelle Cochois geheirathet, die erſte Schauſpielerin am franzöſiſchen Theater in Berlin, eine ſehr häßliche, aber ſehr geiſtreiche Perſon, die er unterrichtet hatte. Friedrich wußte noch nichts von dieſer geheimnißvollen Verbindung, und d'Argens hütete ſich, es denen mitzutheilen, die ihn verrathen konnten. Nur Voltaire war ſein Vertrauter. D'Argens liebte den König aufrichtig, wurde aber nicht mehr von ihm geliebt als die Anderen. Friedrich glaubte an Niemandes Liebe, und der arme d'Argens war bald der Mitſchuldige, bald die Zielſcheibe ſeiner Scherze.*)

*) Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, machen wir noch einmal darauf aufmerkſam, daß wir hier keine ernſte Geſchichte, ſondern einen Roman vor uns haben; die auftretenden Perſonen ſind zwar hiſtoriſch, aber was die Verfaſſerin ſie reden und thun läßt, gehört ihr, obwol ſie dazu mannichfache Quellen und namentlich auch das Werk unſeres wackeren Preuß benutzt hat, allein an und macht nur den Anſpruch auf poetiſche, nicht auf hiſtoriſche Glaubwürdigkeit. Daß es namentlich an Anachronismen nicht fehlt, wird der nur einigermaßen mit der Geſchichte Friedrich's vertraute Leſer in dieſer Epiſode, die, wie geſagt, zu Anfang der Regierung des Königs ſpielt, ſehr bald wahrnehmen, doch nur hin und wieder haben wir es für nöthig gehalten, eine kleine berichtigende Note hinzuzufügen.
Anmerk. der Red. d. M. f. d. L. d. A.

*) Das Verhältniß zwiſchen Friedrich und d'Argens iſt hier nicht richtig

Digitized by Google

Es iſt bekannt, daß der von Friedrich mit dem hochklingenden Namen Quintus Icilius ausgeſtattete Oberſt ein Franzoſe der Abſtammung nach war, Namens Guichard, ein energiſcher Militair und gelehrter Taktiker, übrigens ein großer Plünderer, wie alle Leute ſeines Schlages, und Höfling im vollen Sinne des Wortes.

Wir ſprechen nicht von Algarotti, um nicht den Leſer mit einer Gallerie hiſtoriſcher Perſonen zu ermüden. Es war nur unſere Abſicht, die Stimmung der Gäſte Friedrich's während ſeiner Abweſenheit anzudeuten, und wir haben ſchon geſagt, daß dieſelben, ſtatt ſich von dem geheimen Zwang, der ſie drückte, erleichtert zu fühlen, vielmehr noch unbehaglicher befanden und ſich kein Wort ſagen konnten, ohne auf jene halb offene Thür hinzuſehen, durch welche der König verſchwunden war und hinter welcher er ſich vielleicht den Spaß machte, ſie zu beobachten. Nur La Mettrie machte eine Ausnahme, und als er bemerkte, daß der Tafeldienſt in Abweſenheit des Königs ſehr vernachläſſigt ward, rief er: „Parbleu! ich finde es von dem Hausherrn ſehr ungeſittet, daß er uns ſo ohne Diener und Champagner läßt, und ich will einmal ſehen, ob er da drin iſt, um bei ihm Klage zu führen." Er ſtand auf und ging, ohne Furcht, indiskret zu ſeyn, bis in das Zimmer des Königs. „Keiner da!" rief er, zurückkehrend: „das iſt luſtig. Er iſt im Stande, zu Pferde zu ſteigen und ein Manöuver beim Fackelſchein zu halten, um ſeine Verdauung zu befördern. Der wunderliche Kauz!" — „Ein wunderlicher Kauz ſeyd ihr", meynte Quintus Icilius, der ſich an La Mettrie's ſeltſames Benehmen nicht gewöhnen konnte. — „So iſt alſo der König weggegangen?" fragte Voltaire und begann etwas freier zu athmen. — „Ja, der König iſt fort", ſagte der Baron Pölnitz, eintretend. „Ich habe ihn eben in einem Hofe mit einem Pagen als einzigen Begleiter getroffen; auch hatte er ſein großes Inkognito angelegt, ſo daß ich ihn kaum erkannte."

Pölnitz, deſſen Alter eben ſo problematiſch war als ſein Gehalt und ſeine Funktionen, war jener preußiſche Baron, jener Roué der Regentſchaft, der in ſeiner Jugend am Hofe der Mutter des Herzogs von Orleans glänzte, jener ausgelaſſene Spieler, deſſen Schulden der König von Preußen nicht mehr bezahlen wollte, ein Abenteurer und Spion, ein wenig ſpitzbübiſch, ein ſchamloſer Höfling, genährt, verachtet, gehudelt und ſehr ſchlecht bezahlt von ſeinem Herrn, der ihn jedoch nicht entbehren konnte. Pölnitz war überdies damals der Theater-Direktor Seiner Majeſtät, eine Art Ober-Intendant ſeiner kleinen Zerſtreuungen. Man nannte ihn ſchon den alten Pölnitz, und ſo nannte man ihn noch dreißig Jahre ſpäter. Es war der ewige Höfling. Er war Page des letzten Königs geweſen und verband mit den raffinirten Laſtern der Regentſchaft die derbe Rohheit des Tabacks-Kollegium und den Uebermuth der ſchöngeiſtigen und militairiſchen Regierung Friedrich's des Großen. Da ſeine Gunſt bei dieſem Letzteren ein chroniſcher Zuſtand der Ungnade war, ſo lag ihm wenig daran, ſie zu verlieren, und da er überdies immer die Rolle des Angebers ſpielte, ſo fürchtete er in der That Niemanden, der ihm ſchlechte Dienſte bei ſeinem Herrn leiſten konnte.

„Aber, lieber Baron", rief La Mettrie, „Sie hätten dem König folgen müſſen, um uns dann ſein Abenteuer mitzutheilen. Wir hätten ihn zur Verzweiflung gebracht bei ſeiner Rückkehr, wenn wir ihm ſagten, wie wir, ohne von Tiſch aufzuſtehen, ſeine Handlungen und Mienen geſehen hätten." — „Noch beſſer", ſagte Pölnitz lachend. „Wir hätten ihm dies erſt morgen geſagt, und würden dieſes Hellſehen auf Rechnung des Zauberers geſchrieben haben." — „Was iſt das für ein Zauberer?" frug Voltaire. — „Der berüchtigte Graf von Saint-Germain, der ſeit heute Morgen hier iſt."*) „Wirklich? Ich bin ſehr begierig zu wiſſen, ob das ein Charlatan oder ein Narr iſt." — „Das iſt eben das Schwere", ſagte La Mettrie. „Er verbirgt ſein Spiel ſo gut, daß Niemand herüber entſcheiden kann." — „Ei, das iſt gerade nicht närriſch", ſagte Algarotti. — „Erzählen Sie mir von Friedrich", ſagte La Mettrie, „ich will ſeine Neugier durch eine gute Geſchichte ſtacheln, damit er uns nächſter Tage beim Souper mit Saint-Germain und ſeinen vorſündfluthlichen Abenteuern bewirthe. Das wird mich amüſiren. Laßt ſehen! wo kann unſer theurer Monarch jetzt ſeyn? Baron, ihr wißt es! ihr ſeyd zu neugierig, um ihm nicht gefolgt zu ſeyn, oder zu boshaft, um es nicht errathen zu haben." — „Soll ich's Ihnen ſagen?" ſagte Pölnitz. — „Ich hoffe, mein Herr", ſagte Quintus, indem er ganz blau wurde vor Zorn, „daß Sie auf die ſeltſamen Fragen des Herrn La Mettrie nicht antworten werden. Wenn Seine Majeſtät ...." — „O, mein Theurer", ſagte La Mettrie, „von zehn Uhr Abends bis zwei Uhr Morgens giebt es hier keine Majeſtät. Friedrich hat dies ein- für allemal als Norm aufgeſtellt, und ich kenne nur das Geſetz: „„Beim Souper giebt es keinen König."" Seht ihr denn nicht, daß dieſer arme König ſich langweilt, und ihr wollt ihm nicht helfen, daß er während der ſüßen Stunden der Nacht die Laſt ſeiner Größe vergißt, ſchlechter Diener und Freund, der ihr ſeyd? Allons, Pölnitz, lieber Baron, reden Sie: wo iſt der König in dieſem Augenblick?" — „Ich will es nicht wiſſen", ſagte Quintus, aufſtehend und den Tiſch verlaſſend. — „Nach eurem Belieben", ſagte Pölnitz; „wer mich nicht hören will, mag ſich die Ohren verſtopfen." — „Ich öffne die meinigen", ſagte La Mettrie. — „Wahrhaftig, auch ich", ſagte lachend Algarotti. — „Meine Herren", ſagte Pölnitz, „Seine Majeſtät iſt bei der Signora Porporina." — „Ihr wollt uns was weiß machen", rief La Mettrie, und fügte eine lateiniſche Phraſe hinzu, die ich nicht überſetzen kann, weil ich kein Latein verſtehe. Quintus Icilius wurde blaß und ging hinaus. Algarotti recitirte ein italieniſches Sonnet, das ich nicht viel beſſer verſtehe, und Voltaire improviſirte vier Verſe, um Friedrich mit Julius Cäſar zu vergleichen, worauf die drei Gelehrten ſich lächelnd anſahen und Pölnitz mit ernſter Miene wieder begann: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß der König bei der Porporina iſt." — „Könnten Sie nicht etwas Anderes geben", ſagte d'Argens, dem dies Alles in der That mißfiel, weil er nicht der Mann war, der Andere verrieth, um ſeinen eigenen Kredit zu heben. Pölnitz antwortete, ohne in Verwirrung zu gerathen: „Hölle und Teufel, Herr Marquis, wenn der König uns ſagt, daß Sie bei Dlle. Cochois ſind, ſo finden wir daran nicht den mindeſten Anſtoß: warum finden Sie Anſtoß daran, daß er bei Signora Porporina iſt? — „Das müßte euch vielmehr erbauen", ſagte Algarotti, und wenn es wahr iſt, ſo werde ich es in Rom erzählen." — „Und Seine Heiligkeit, die ein wenig ſpottluſtig ſind", fügte Voltaire hinzu, „würden ſehr hübſche Sachen darüber ſagen."

„Worüber wird Seine Heiligkeit ſpotten?" frug der König, indem er plötzlich auf der Schwelle des Speiſeſaals erſchien." — „Ueber die Liebſchaft Friedrich's des Großen mit der Porporina von Venedig", antwortete La Mettrie ohne Furcht. Der König erblaßte und ſchleuderte einen ſchrecklichen Blick auf ſeine Gäſte, welche Alle mehr oder weniger erblaßten, außer La Mettrie: „Was wollen Sie?" ſagte dieſer ruhig; „Herr von Saint-Germain hatte heute Abend in der Oper geſagt, daß in der Stunde, wo Saturn zwiſchen Regulus und Jungfrau hindurchpaſſiren würde, Seine Majeſtät begleitet von einem Pagen ..." — „Halt da, was iſt's mit dieſem Grafen von Saint-Germain?" ſagte der König, ſich mit der größten Ruhe niederſetzend und La Mettrie ſein Glas hinhaltend, damit dieſer es mit Champagner fülle.

(Fortſetzung folgt.)

dargeſtellt. Letzterer erfreute ſich vielmehr zu jener Zeit des vollen königlichen Vertrauens und erſt nach dem ſiebenjährigen Kriege trat einige Kälte zwiſchen den beiden Freunden ein.

*) St. Germain war allerdings in Berlin, aber erſt um das Jahr 1765. Friedrich bezeichnet ihn als un homme, qu'on n'a jamais pu déchiffrer.

Espartero und ein Berliner Philolog.

Der Mann, welcher ſich ſo gern mit Napoleon verglich, und in dieſer Vergleichung von vielen Spaniern, ja ſogar von vielen

Digitized by Google

Deutſchen unterſtützt wurde, hat, dies müſſen ſeine Verächter beſchwören, die letzten Augenblicke ſeiner Herrſchaft denen Napoleon's gleichgeſtellt, indem er ſich ganz ſo wie der gefallene Kaiſer auf ein engliſches Linienſchiff flüchtete. In ſeinen ſonſtigen Augenblicken ſeit dem Ausbruche der Pronunciamento's hat er ſich aber ſtillſchweigend als einen Infuſions-Napoleon, als eine Traveſtie Bonaparte's pronunzirt. In der koſtbaren Zeit, wo Aufwand von Thätigkeit nothwendig und ein für ihn günſtiger Ausgang nicht bloß möglich, ſondern wahrſcheinlich war, lag er plan- und thatlos zu Albacete, den Blick nach ſeiner Heimath La Mancha gerichtet, als wollte er eine Pilgerreiſe zum Grabe ſeines Landsmannes Don Quijote unternehmen. Er lag dort, faſt verſchollen, während ſeine Getreuen wie ſeine Ungetreuen und Feinde überall handelten und verhandelten. Plötzlich rafft er ſich auf, nachdem er verſäumte, vor Valencia und in Madrid die Rolle des Agamemnon zu ſpielen, um vor Sevilla die Rolle eines Therſites zu übernehmen! Für die nächſte Zukunft Spaniens iſt die Unehre, welche (wenigſtens den bis jetzt uns vorliegenden Berichten zufolge) den Sturz Espartero's begleitet, ein Glück, da er jetzt nicht bloß geſtürzt, ſondern auch unſchädlich iſt. Für ihn, den Unritterlichen, wird ſich ſchwerlich je wieder eine Parthei in dem ritterlichen Spanien waffnen, ſollte er einen Verſuch zur Wiedererlangung der Gewalt machen. Doch da er gerade jetzt, inmitten des von allen Seiten auf ihn eindringenden Tadels, ein Wort des verdienten Lobes am dringendſten nöthig hat, wollen wir gern ſeine Freunde durch folgenden ſchönen Zug tröſten: Ein junger Gelehrter in Berlin braucht zur Ausarbeitung eines philologiſchen Werkes eine Handſchrift, die ſich im Eskorial befinden ſoll. Ohne ſich lange zu beſinnen, ohne diplomatiſche Vermittelung zu ſuchen, wendet er ſich direkt mit einem Schreiben an den Regenten von Spanien mit der Bitte, die Handſchrift aufſuchen zu laſſen und im geeigneten Falle die Benutzung möglich zu machen. Der ſtolze Herrſcher, welcher Frankreichs Geſandten zurückſandte, weil dieſer nur der Königin von Spanien und nicht ihm ſein Beglaubigungsſchreiben überreichen wollte, antwortete perſönlich dem Berliner Gelehrten und verſprach, ſich der Sache anzunehmen. Wir wiſſen nicht, ob er Wort hielt, und ob die neueſten Ereigniſſe ihn nicht Wort zu halten verhinderten; aber es bleibt nichtsdeſtoweniger ein ſchöner Zug ſeines Charakters, daß er ſo den freimüthigen Wünſchen eines Privatmannes wie ein Privatmann entſprach, ohne an dem Ueberſpringen der Etikette Anſtoß zu nehmen.

Zur Charakteriſtik des Pater Mathew.

(Vergleiche Sammler Nro. 37.)

Die Britannia entwirft folgendes Bild von Pater Mathew, dem Mäßigkeits-Apoſtel: Er iſt ein Mann von etwa 47 Jahren, in voller Kraft, ungefähr 5 Fuß 6 Zoll hoch, muskulös und kräftig gebaut, aber ohne Plumpheit. Den ganzen Tag bleibt er unbedeckten Hauptes. Sein Geſicht iſt angenehm, faſt ſchön zu nennen, die Züge ſind kühn, das Auge ſchwarz und feurig, die Stirn nieder, aber breit, das Haar dicht und gelockt, ins Graue übergehend. Die Geſichtsfarbe iſt gebräunt, und um die Augenwinkel iſt die Haut in tauſend Fältchen zuſammengezogen, was ihm ein geſcheidtes Ausſehen gibt. Der Mund iſt guthmüthig, zum Scherz aufgelegt. Seine Kleidung beſteht in einem langen Frak, bis zum Kinn zugeknöpft. Er hat in ſeinem Ausſehen nichts von einem katholiſchen Miſſionär oder Heiligen, wohl aber iſt er das Ideal einer andern Klaſſe in der katholiſchen Kirche: jener Geiſtlichen, welche durch ihr geſcheidtes Weſen, ihre gute Laune, ihre Dienſtfertigkeit und unermüdliche Thätigkeit für ihre Gemeinden, ohne Rückſicht auf ſtürmiſches Wetter oder ſchlimme Wege, den höchſten Einfluß über die iriſchen Landleute erlangt haben. Er iſt das beſte Exemplar von jenen Prieſtern, welche O'Connells Rieſenverſammlungen zuſammentreiben, ſelbſt zum Verſammlungsplatze an der Spitze ihrer „Jungen" ziehen und den Agitator auf der Plattform umgeben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ein ſolcher Mann nichts Affektirtes an ſich haben kann, nichts von geheuchelter Demuth oder phariſäiſchem Stolze; er geht an die Arbeit, wie ein anderer Mann, der ſein Tagwerk vor ſich hat. Hübſche Weiber faßt er am Kinn und hat ein Lächeln für ſie, ſo ſonnig, wie ihr eigenes, in Erwiederung ihres Dankes an „Seine Rev'renz." Den Kindern ſtreichelt er die Köpfe oder er kneipt ſie in die Wangen. Die Mäßigkeits-Denkmünze wird von den meiſten Anhängern des Mäßigkeitsgelübdes gekauft. Sie iſt von Zinn, mit allen Sinnbildern der katholiſchen Kirche. Ihr Werth iſt weniger als ein Farthing, ſie wird aber für einen Schilling (36 kr.) verkauft, ſo daß die wöchentliche Einnahme wenigſtens 2 — 300 Pfd. betragen muß. Dieſe Gelder werden zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Das Muſikfeſt in Landau.

Das dießjährige Muſikfeſt am 7. und 8. Auguſt fiel zur allgemeinen Zufriedenheit aus, insbeſondere gilt dieß von zwei Konzerten. Herrn Lachners Oratorium „Moſes" und deſſen Sinfonie ſprachen ganz vorzüglich an. Die Muſik iſt klar, verſtändlich, entſpricht vollkommen dem Texte und hat ſehr ſchöne Momente: mit einem Worte, es iſt eine ächt deutſche Muſik. Daß Hr. Lachner einer der erſten Dirigenten Deutſchlands, ja vielleicht der erſte iſt, bedarf kaum einer Erwähnung, da bekannt, auf welche Stufe der Vollkommenheit er das Mannheimer und Münchener Orcheſter gehoben hat. Ihm verdankt man daher auch hauptſächlich das Gelingen der diesjährigen Aufführungen. — Die Witterung begünſtigte die beiden erſten Feſttage; der Zuſammenfluß von Menſchen war ſehr groß und die Einnahme die bedeutendſte, welche jemals ſtatt hatte: es ſollen nämlich über 2000 fl. eingegangen ſeyn. — Am dritten Tage war es ſchon Vormittags ſehr trüb; deſſen ungeachtet waren auf der Schloßruine zu Eſchbach ſchon Vormittags alle Räume überfüllt. Mit dem Eintreffen des Feſtzuges daſelbſt fiel Regen ein, der ſich bald zu einem Platſchregen ſteigerte, ſo daß dieſe Partie als vollkommen verunglückt angeſehen werden konnte. Nichts deſto weniger gab es im großen Gedränge manche komiſche Scene, beſonders bei dem Rückzuge von dem Schloſſe und durch Eſchbach. — In der Generalverſammlung am 11. wurde Zweibrücken als Stadt für die Aufführung im Jahre 1844 und Kaiſerslautern für 1845 beſtimmt. Die Direktion in erſterer wird nach bereits erhaltener ſchriftlicher Mittheilung Felix Mendelſohn-Bartholdy und in letzterer wieder Hr. Franz Lachner, nach mündlich gegebener freundlicher Zuſicherung, übernehmen. Hr. Lachner wird, dem Vernehmen nach, dann eine eigene Kompoſition, nämlich eine Feſtkantate mit einer Feſt-Ouverture liefern, in welcher letztern ein pfälziſches bekanntes Volkslied das Hauptmotiv bilden wird. Wie es ſcheint, gefiel ſich derſelbe ſehr bei uns; man bot aber auch Alles auf, um ihm die wenigen freien Stunden möglichſt angenehm zu machen.

Pot-Pourri.

Der Fiſchmarkt zu Palermo.

Die meiſten Fiſche, die ich hier ſah, waren beſchmutzt und blutend, der Augen beraubt, aus welchen man Lampenöhl bereitet, und mit abgeſchnittenen Kiemen, welche man hier im Naturzuſtande genießt. Der Rogen war in Körben geſammelt. Ich bemerkte auch eine für mich ganz neue Gattung Fiſche mit ſchmutzigweißem Bauche und dunkelm Rücken alalonga genannt, und zwei große Delphine. Dieſer letztere Fiſch, deſſen Schönheit ich ſo oft in Gemälden, Kupferſtichen und Münzen bewundert hatte, iſt in Wirklichkeit ein äußerſt häßliches Thier. Die großen Schwertfiſche zogen ebenfalls meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich ſah deren in ungeheurer Menge. Größere Exemplare werden auf Stangen, und mit Begleitung eines Trommlers, durch die Stadt getragen, bis ſich ein Käufer findet. Sonderbar! das ruhigſte und ſtillſte aller

Digitized by Google

Thiere, der ſtumme Fiſch, wird in jedwedem Lande mit dem größten Lärm und Geſchrei verkauft. Wer aber könnte das Getöſe ſchildern, welches auf dem Fiſchmarkte zu Palermo herrſcht? „Trenta sei, trenta sei!“ brüllt ein Fiſchhändler, indem er mit einem einzigen Meſſerhiebe einen Fiſch entzwei ſpaltet. „Trenta sei, trenta sei!“ ſchreit ſein Gehülfe, indem er den Betrag zu größerer Sicherheit an den Fingern abzählt, und ſich durch ſolche telegraphiſche Bewegungen demjenigen Käufer verſtändlich macht, der ihn in dem allgemeinen Getöſe nicht hören kann. „Tutti vivi, tutti vivi!“ ſchreit ein zerlumpter Kerl mit einem Korb Krebſe. Jede Gattung Fiſche hat einen eigenen, von ſeinen Collegen ſich unterſcheidenden Verkäufer. Jeder von dieſen hat ſeine eigene Kleidung, Bewegung, Sprache und Ausſehen, und die einzige Aehnlichkeit zwiſchen ihnen iſt, daß ſie ſämmtlich die Luft mit einem hölliſchen Geſchrei erfüllen. (Wiener Zeitſchrift.)

Fort Montjouich.

Der Name dieſes während der letzten Ereigniſſe von Barcelona vielgenannten Forts hat zu mancherlei gelehrten Konjekturen Anlaß gegeben. Er iſt jedoch nichts weiter, als eine Verſtümmelung des alten römiſchen Namens Mons Jovis (Berg des Jupiter), eine Bezeichnung, die das gedachte Fort mit vielen Bergen in den Pyrenäen gemein hat. Aehnliche Namen ſind die des Mont (oder Mount) Bax von Mons Bacchi, des Mount-Idet von Mons Iduum ꝛc., welche ſämtlich noch Ruinen von feſten Schlöſſern des Pompejus und ſeiner Legionen tragen.

Der deutſche Bauer.

Im dreißigjährigen Kriege griff eine Streifparthie einen Bauer auf, der ihr den Weg nach dem Bodenſee zeigen mußte. Unterwegs fragten ihn die Reiter, ob er ſchwediſch oder kaiſerlich ſey. Er aber gedachte: „Sagſt du kaiſerlich, ſo geben ſich dieſe vor ſchwediſch aus, und raumen dir den Buckel ab; ſagſt du aber ſchwediſch, ſo wiederfährt dir's abermal,“ antwortete deshalb: „er wiſſe es nicht.“ „Schelm!“ ſagte ein Reiter zu ihm, denn damals waren wenig redliche Leute, weil die Soldaten die Bauern Schelme nannten, daß ſie es hörten, und hingegen die Bauern die Soldaten Diebe ſchalten, wenn ſie es nicht hörten; „Schelm, Du wirſt ja wiſſen, wem du angehörſt!“ „Nein, ihr Herren,“ antwortete der Bauer, „das iſt ohne Gefahr nicht zu ſagen, ich ſey denn auf meinem eigenen Miſt.“ Darauf ſagte der Offizier: „Wenn Du mir die Wahrheit bekenneſt und ſagſt, wie es Dir ums Herz iſt, ſo will ich Dich gleich Deines Weges laufen laſſen, wo nicht, ſo mußt Du im Bodenſee ohne alle Barmherzigkeit erſaufen.“ Der Bauer nahm den Offizier beim Wort, und auf deſſen Zuſicherung „ein Schelm, der ſein Wort nicht hält“ antwortete der Bauer: „Ich wollte, die kaiſerlichen Soldaten wären eine Milchſuppe ſo groß wie der Bodenſee, und die ſchwediſchen wären die Brocken darin, alsdann möchte der Teufel ſie miteinander auffreſſen.“ Das gab ein Gelächter und dem Bauer wieder die Freiheit. — Dieſe Geſchichte erzählt in einem Volkskalender auf das Jahr 1670 Einer, der ſelbſt dabei geweſen ſeyn will. (Blätter f. lit. Unterh.)

Ein muſikaliſcher Enthuſiaſt.

Als ſich Thalberg, der Pianiſt, unlängſt in der Anacreontic-Society in Dublin hören ließ, fand ein Lord ſeinen gewöhnlichen Platz im Saale beſetzt. Unwillig hierüber entfernte er ſich ſogleich und ließ Thalberg erſuchen, nach dem Concerte bei ihm zu ſpielen, damit er ihn doch auch gehört habe und zwar ganz allein. Thalberg verfügt ſich nach dem Concert in des Lords Hotel und ſpielt wie ein Gott — als er aufhört, iſt der Lord neben ihm eingeſchlafen. Der Kammerdiener kommt leiſe herbei, drückt dem Virtuoſen eine Hundertpfundnote in die Hand und Thalberg ſchleicht davon.

Centraliſation.

Der Naturforſcher Laplace drückte gegen Cretet, den Miniſter des Innern, ſein Bedauern aus, daß Decandolle, der ausgezeichnete Botaniker als Lehrer an die Hochſchule nach Montpellier geſchickt wurde, während das Inſtitut (die Akademie zu Paris) wünſchte, ihn in ſeine Mitte aufgenommen zu ſehen. „Geht mir mit Eurem Inſtitut!“ ſagte der Miniſter: „Ich wünſche oft, daß eine Kanonenkugel zwiſchen Euch fahren und Euch über ganz Frankreich zerſtreuen möchte. Iſt es nicht ein Jammer, zu ſehen, wie alles Licht in Paris concentrirt iſt, und die Departements in dicker Finſterniß bleiben?“

Eine Fächerſchule.

Der Fächer war und iſt zum Theil noch jetzt für die Damen von der größten Wichtigkeit; dies hat ein Engländer erkannt und in allem Ernſte den Vorſchlag gemacht, eine Fächerſchule zu gründen, in welcher die jungen Mädchen Unterricht in der Handhabung des Fächers erhalten könnten. Er hat auch eine vollſtändige Fächer-Manövrir-Theorie entworfen, die ganz den Exercir-Reglements für die Soldaten ähnlich iſt, indem der Unterricht nach den Kommandowörtern: „Fächer auf! Fächer auseinander! Fächer zu! Fächer ab! Rührt den Fächer!“ ertheilt werden ſoll. Die einzelnen Hand- und Fingergriffe dabei, die ſehr ausführlich angegeben ſind, können wir hier nicht beſchreiben. Das intereſſanteſte Kapitel iſt das über: „Rührt den Fächer!“ Da der Fächer in ſehr verſchiedener Weiſe, je nach der Stimmung der Inhaberin, bewegt werden kann, aus Verdruß, aus Verſchämtheit, aus Verlegenheit und Furcht, aus Freude, aus Liebe ꝛc., da die Damen mit dem Fächer ſo gut wie mit den Augen ſprechen, weinen und lachen können, und dies Alles zu erlernen nicht ſo ganz leicht iſt, ſomit beſtimmt der fächerfreundliche Engländer die Dauer des Unterrichts in ſeiner Fächerſchule auf nur ſechs Monate.

Reines Deutſch.

Neulich trat in Hamburg eine junge Sängerin, Demoiſelle Behr, in der Mozart'ſchen Oper: „die Großmuth des Titus“ auf. Ein paar Juden waren unter den Zuhörern geweſen. Auf dem Nachhauſewege fragte der Moſes den Abraham, wie ihm die Sängerin gefallen habe. „Gut, wahrhaftig gut,“ verſicherte dieſer. „Wenn ſie ſich nur ihren jüdiſchen Dialekt nicht ſo ſehr merken ließe. Es hat mich geſtört.“ — „Mi,“ verſetzte Moſes, „was ſprichſt Du von jüdiſchem Dialekt? Sind wir doch ſelber Juden, und ich habe nicht bemerkt, daß ſie irgend einen Sprachfehler begangen hätte!“ — „Nicht bemerkt?“ ſchrie Abraham entrüſtet. „Es hat mich geſtört, ſag' ich Dir. Auf das Theater will ich reines Deutſch, weder einen jüdiſchen, noch einen anderen Dialekt hören, und die Behr — hat ſie nicht immer geſungen: „Capitol,“ ſtatt „Kapital?“

Buntes.

Ein Mann, der mit Thierkuren Glück machte, jedoch nicht als Thierarzt approbirt war, reichte bei dem Magiſtrate zu L. ein Geſuch um Ertheilung der Approbation in folgenden Worten ein: Einen Wohllöbl. Magiſtrat bitte ich ganz gehorſamſt um ein Atteſt, daß ich Thier Arzt werden kann.“

Ein Hausknecht ſollte in Berlin die Winterbutter in den Keller ſchaffen, hatte aber das Unglück auszugleiten und die Treppe hinabzufallen. Die Köchin, welche dies ſah, rief entrüſtet aus: „Mein Jot, was is des für eine infame Winterbutterkellertreppenherunterfallerei.“

Ein geiſtreicher Abbé ſagte von den Damen, „daß ſie wohl ein Paradies der Augen, eine Hölle der Seele und ein Fegfeuer des Geldbeutels genannt werden könnten.“

Digitized by Google

Nro. 42.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die letzten Momente Palms. — Zwölf Prophezeihungen. — Pot-Pourri. — Buntes.

Der Todtengräber Joſeph Tſchaumer bei der Hinrichtung des Buchhändlers Johann Philipp Palm aus Nürnberg am 26ſten Auguſt 1806 zu Braunau am Inn.

Erinnerungen aus meinem Tagebuche.
(Eingeſandt.)

Bemerkung. Die Redaktion des „Sammlers“ erhielt vor einiger Zeit von einem Freunde dieſer Blätter den hier folgenden Aufſatz, welchen ſie bis heute den 26. Auguſt, als dem Todestage Palms vor ſiebenunddreißig Jahren, zur Bekanntwerdung aufbewahrte. Da uns derſelbe von ſehr ſchätzbarer Hand zukommt, ſo können unſre Leſer der Wahrheit der darin vorkommenden Thatſachen in vollem Maaße verſichert ſeyn. Wir haben denſelben unverändert abgedruckt.

Der Buchhändler Johann Philipp Palm aus Nürnberg wurde bekanntlich auf Befehl des franzöſiſchen Imperators am 26. Auguſt 1806 zu Braunau am Inn zum Tode verurtheilt, und auch dort erſchoſſen, weil er angeſchuldigt war: das von Julius Grafen von Soden verfaßte Büchlein: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung“ verbreitet zu haben.

Dieſe Hinrichtung wurde durch ganz Deutſchland mit einem Entſetzensſchrei aufgenommen, ganz Deutſchland und darunter vorzugsweiſe Preußen, ſo wie vom Auslande her ganz beſonders England haben ihre Theilnahme zum Theile auch werkthätig an ſeinen Hinterlaſſenen ausgedrückt; die preußiſchen Heerſchaaren haben im Befreiungskriege Palms Martyrertod zum Motto ihres Schlachtenrufes gewählt; ja die Erinnerung an dieſe Schlächter-Scene iſt in den deutſchen Gauen noch nicht verklungen, da in neueſter Zeit König Ludwig von Bayern das Andenken Palms noch in ſeinem Sohne ehrte und auch an dem Hauſe, wo er gewohnt, eine Votivtafel eingemauert worden iſt.

Die Geſchichte ſeines ſchmählichen Sterbens iſt daher längſt und oft beſprochen, beſchrieben und in die Folie der Geſchichte deutſcher Schlachtopfer eingezeichnet.

Nicht ſo — die letzten Augenblicke vor und nach ſeinem ſchaudervollen Ende.

Die Ausſage eines Augenzeugen, dem die traurige Pflicht der Beſtattung oblag, dürfte demnach nicht ganz ohne Intereſſe geleſen werden.

Es war im Sommer des Jahres 1806, ſo erzählte mir der Todtengräber Joſeph Tſchaumer, als mich der damalige Stadtpfarrproviſor Pöſchl zu ſich rufen ließ, und mir die traurige Weiſung gab: im Freythofe ſogleich ein Grab zu öffnen, da die Franzoſen heute noch einen kürzlich hierher gebrachten Buchhändler aus Nürnberg Namens Palm, erſchießen wollten.

Kaum nach Hauſe gekommen, trat ein Sergeant in meine Stube, der mir in ſchlechtem Deutſch den Befehl des franzöſiſchen Kommandanten überbrachte: daß ich den Mann, der heute erſchoſſen wird, ſogleich auf dem Richtplatze einſcharren ſolle.

Es mag um 2 Uhr Nachmittags herum geweſen ſeyn, als ich mit meinen Gehülfen auf der äußerſten Baſtei gegen die öſterreichiſche Seite als dem mir von dem Sergeanten bezeichneten Richtplatze mit Krampe und Schaufel ankam.

Gleich darauf ſah ich von der Stadt her ein franzöſiſches Regiment dem Richtplatze zu marſchiren; in ihrer Mitte den unglücklichen Palm auf einem Vorſpannswagen.

Er ſah blaß aus, hatte verweinte Augen und war im ernſten eifrigen Geſpräche mit den zwei bei ihm auf dem Wagen ſitzenden Geiſtlichen, dem Stadtpfarrproviſor Pöſchl und Spitalpfarrer Gropp. Palm war proteſtantiſchen Glaubens.

Lautlos kam das Regiment am Exekutionsplatze auf dem ſich außer mir und meinen Helfern Niemand als neugieriger Zeuge zudrängte, mit ſeinem Schlachtopfer, dem unglücklichen Palm, an, und formirte ein Viereck, deſſen hintere Seite gegen Oeſterreich offen blieb.

Der Vorſpannswagen hielt ſtille, Palm ſprang behende von demſelben herab, übergab ſein von Thränen durchnäßtes Schnupftuch einem der Geiſtlichen mit der Bitte: es ſeiner unglücklichen Gattin zu ſenden, ſprach noch einige mir unverſtändliche Worte mit den zwei Prieſtern, und trat dann feſten Schrittes gegen die äußerſte Mitte der offen gelaſſenen Frontſeite, wo ihn ein aus mehreren Soldaten und einem Offizier beſtehendes Peloton bereits erwartete.

Einer von den franzöſiſchen Schergen trat vor, verband dem Unglücklichen die Augen, Palm kniete nieder —

Da ſchlugen drei Soldaten von dem nahe ſtehenden Peloton auf den Knienden an — und auf des Offiziers letztes Zeichen knallten die fränkiſchen Büchſen —

Palm ſtürzte rücklings hinüber — er war nicht zu Tode getroffen, —

Laut wimmerte er — krallte vor Schmerzen die Nägel ſeiner Finger in die von ſeinem Blute befleckte Erde. —

Es war eine lautloſe — entſetzliche Pauſe — die nur das Geſtöne des Schwerverwundeten ſchauerlich unterbrach. —

Da warf ſich der Prieſter Pöſchl auf die Erde zu ihm nieder, ſchrie laut und wiederholt: „Jeſus! Maria! ſteh mir bei“ während Gropp an den zu Pferd die Exekution kommandirenden Offizier hinſprang, und ihn dringend beſchwor: dieſer ſchrecklichen qualvollen Scene doch ein Ende zu machen. —

Da winkte der Kommandirende, ein Offizier trat vor, befahl dem Prieſter Pöſchl ſich bei Seite zu halten, ſechs Musketiere ſetzten ihre Gewehre an den auf der Erde ſich Windenden auf Kopf und Bruſt an, — ihre Büchſen knallten, — und weithin ſpritzte das Gehirn des kugelzerſchmetterten Kopfes — der unglückliche Palm hatte ausgelitten. —

Sogleich zog das franzöſiſche Regiment wieder nach der Stadt, und nur ſieben Mann blieben als Wache beim Leichname zurück.

Nachdem ich das umher verſpritzte Gehirn in dem Augentuche des Erſchoſſenen geſammelt hatte, wagte ich es, gegen den mir

Digitized by Google

gegebenen Befehl, mit Beihülfe meiner Gehülfen, der Todtenträger Stockmayr, Reichmänner und Wittmann, die zerſchmetterte blutige Hülle auf den Vorſpannswagen aufzuladen, und in Begleitung der Militairwache in den entfernten Friedhof überzuführen.

Dort angekommen entkleideten wir den Leichnam, den wir ſonach in einem ungebleichten Leintuche, mit dem ich ſchon manche Franzoſenleiche einſenken mußte, in ein ſchon vorbereitetes Grab beſtatteten.

Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ich am Leichnam, und zwar an der äußeren Seite des linken Schenkels eine verhärtete Geſchwulſt von der Größe einer Muskentenkugel; übrigens war Palm ein mittelgroßer und korpulenter Mann.

Ein ſchönes, von den Kindern des Erſchoſſenen dem Andenken des theuren Vaters gewidmetes Denkmal bezeichnet noch gegenwärtig *) die Stelle, in der wir die väterliche Hülle eingeſcharrt haben.

Nach dieſem Beſtattungsakte theilten wir uns in die Nachlaſſenſchaft des Unglücklichen.

Ich behielt den tüchernen franzblauen Kaputrock den ich längſt abgenützt und verriſſen habe, ſo wie die ſilbernen Hemdknöpfeln von Herzform, die ich ſpäter einem mir unbekannten Verehrer Palms um ein gutes Stück Geld verkauft habe.

Dem Stockmayer fiel die mit erhobenen Streifen weißgeſtrickte und mit Knöpfen aus Perlmutter benähte Weſte zu, nicht ohne Hader mit mir, der ich ſie auch haben wollte; ſie war von mehreren Kugeln durchlöchert, welche durch ſie in die Bruſt des Unglücklichen eindrangen. **)

Die ſchön lakirten Stiefeln behielt der Todtenträger Reichmänner, das gelb nankinene Beinkleid fiel dem Wittmann zu.

Mit dieſer Theilung kaum fertig, wurde ich zum Stadtkommandanten berufen

Er fuhr mich beim Eintritte heftig an, drohte mir Arreſt, weil ich gegen ſeinen Befehl, wie mir ein Dollmetſch ausdeutſchen mußte, den Leichnam nicht am Richtplatze einſcharrte.

Der General ſchrie eine Weile in ſeiner mir unverſtändlichen franzöſiſchen Sprache, in der er das Wort: „le mort“ öfters wiederholte, gegen mich fort, und ließ mich, da ich mich mit der Weiſung meines Seelſorgers entſchuldigte, endlich ruhig fortgehen.

Dieß die ungeſchminkte Erzählung des Todtengräbers Joſeph Tſchaumer!

Ich habe hierüber oft mit dem, ſeither auch verſtorbenen, Pfarrer Gropp, Palms geiſtiger Tröſter zum Hinrichtungsplatze, geſprochen, habe ſeinen brieflichen Verkehr mit der Familie des unglücklichen Schlachtopfers durchblättert, habe viele aus der wackern Bürgerſchaft über die allgemeine Stimmung zur Zeit dieſer Hinrichtung geſprochen, und habe überall nur Worte des Entſetzens, Schreckens und der Verachtung über des fränkiſchen Imperators Willkührherrſchaft vernommen.

Es hatte, ſo lauteten die Worte eines ehrengrauen Bürgers, nachdem Braunau's hochherzige Bürgersfrauen um die Begnadigung des zum Tode Verurtheilten vergeblich beim franzöſiſchen Commandanten gefleht hatten, nur eines Waghalſes bedurft, der am Strange der Sturmglocke gezerrt hätte, ſo aufgeregt war die Stimmung, und — es wäre die unglücklichſte Kataſtrophe eingetreten, die — ſechstauſend wohlbewaffneten und kriegsgeübten Feinden gegenüber, nur ſchrecklich für den Ort und ſeine friedlichen Bürger würde geendet haben.

Selbſt franzöſiſche Offiziere, welche dieſer Blutſcene beiwohnten, erklärten, daß die Wiederholung ſolcher barbariſcher Gewaltſcenen ſie ihrem Kaiſer abhold machen, und das Anſuchen um ihre Entlaſſung veranlaſſen müßte.

Die wackeren Prieſter Gropp und Pöſchl verfielen vom Richtplatze zurückgekehrt, zu tief von dieſem unmenſchlichen Schauſpiele erſchüttert, Jener in ſchwere Körpers-, Dieſer in ſchwere Geiſteskrankheit.

Beide haben ſie, die katholiſchen Prieſter, ohne Rückſicht auf die Confeſſion, dem Unglücklichen, nach ihrem heiligen Berufe in der letzten ſchweren Todesnoth tröſtend beigeſtanden und hiedurch das reinſte Bild des wahren Prieſters zum nachahmungswürdigen Muſter geſtellt.

Als ich im Jahre 1827 den Pfarrer Gropp zu einer zum Tode verurtheilten Delinquentin, (der wegen 32 Brandlegungen zum Tode verurtheilten Magdalena Schönauer,) auf ihr ausdrückliches Verlangen zum geiſtigen Troſte erbitten mußte, da ſchauerte ihn die hiedurch erwachte Rückerinnerung an Palms Todestag bis zur Ohnmacht zuſammen, und ich war genöthiget, einen andern Prieſter zur armen Sünderin zu erbitten!

Oft betrachtete und verweilte ich in jenem Gefängniſſe, in dem der unglückliche Palm eingeſchloſſen war, in welchem er am Tage ſeiner Hinrichtung am engen Gitterfenſter noch ſein letztes Morgengebet ſang und gegen den eintretenden Gefangenwärter mit heiterer Miene ſich äußerte, daß er nun bald unſchuldig erklärt und frei zu werden hoffe, da er dem Kriegsgerichte in ſeinem Verhöre erklärt habe: daß er von der gefahndeten Flugſchrift weder Verfaſſer, noch Drucker, noch Verleger war, ſondern dieſelbe, unbekannt mit ihrem Inhalte, in Kiſten erhalten, und gleich einer andern Waare verſendet habe — der Arme — er wußte nicht, daß ſein Bluturtheil ſchon früher ausgeſprochen war, ehe ſeine Vertheidigung gehört wurde, daß das über ihn niedergeſetzte Kriegsgericht nur eine Förmlichkeit war, die, dem Marionettenſpieler gleich, den Figuren-Zug von ſeinem Meiſter in Paris, durch die Telegraphenſprache bereits empfangen hatte.

Und — er iſt auch — wie er gehofft hatte — frei geworden — doch öffneten ſich ihm die Riegel ſeines Gefängniſſes nicht zur irdiſchen Freiheit — die kaiſerliche Cenſur in Paris ſchickte auf Befehl des ſeither auf St. Helena Entſchlafenen, einen verhängnißvolleren Freibrief — Palm wurde durch ihn frei — aber zur Palme der Martyrerkrone für ganz Deutſchland! Für Deutſchlands Freiheit haben ſich ihm die Pforten des Gefängniſſes aufgeſchloſſen — Palm hat die Palme errungen, und — er iſt frei!

Aber auch ſein Blut iſt in dem qualvollen Momente nicht vergeblich gefloſſen! — zehn Jahre ſpäter iſt auch Deutſchland, für das er geblutet, auf Leipzigs-Schlachtgefilden frei von den Feſſeln fränkiſcher Gewaltherrſchaft geworden und ſo des edlen Deutſchen Blut auf den weiten Todtengefilden bei Leipzig, wo Germania ſeine Arminsſchlacht geſchlagen, ſo im Sterbebette auf Sft. Helena vollkommen geſühnt worden! und ſo Deutſchland aus ſeiner tiefen Erniedrigung zur Glorie völkerbeglückender Freiheit auferſtanden!

Zwölf Prophezeihungen.

Es wurde bereits in dieſen Blättern gemeldet, daß zu Paris am 26. Juni die Seherin und Kartenſchlägerin Lenormand ſtarb, die zu ihrer Zeit durch Prophezeihungen großes Aufſehen erregte, den Matadoren eines langen Zeitraums ihre Geſchicke vorausſagte, und ſogar den großen Welterſchütterer Napoleon zu ihren Kunden zählte. Es iſt keine Frage, daß ſie durch eine genaue Kennt-

*) Dieſe Erzählung ſchrieb ich am 18. März 1827 aus dem Munde des Todtengräbers Tſchaumer in mein Tagebuch ein.

**) Dieſe Weſte, war der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſo glücklich, von Stockmayer im Jahre 1827 käuflich an ſich zu bringen und dem Buchhändler Friedrich Eurich in Linz als Angedenken zu überſenden, da auch ihn gleichzeitig und aus demſelben Grunde das franzöſiſche Kriegsgericht in Braunau mit Palm und einem Kaufherrn aus München, wegen Abweſenheit in contumaciam zum Tode verurtheilte.

Dieſes Memento bewahret Eurich als eine um ſo theurere Reliquie, als ihn der Anblick der kugeldurchlöcherten Stellen lebendig erinnert: daß auch ſein für Kaiſer und Vaterland hochſchlagendes Herz längſt ausgeſchlagen hätte, wenn ihn nicht die Fürſorge der öſterreichiſchen Polizei den oft ſchon faſt gelungenen Nachſtellungen der fränkiſchen Schergen und ihres Großmeiſters Fouchée entzogen hätte.

Digitized by Google

niß des menſchlichen Herzens, Kombinationen, Geiſtesgegenwart, Gedächtnißſchärfe und Mittheilungen wirkte, die ihr, theils durch jene ſelbſt, die ihre Kunſt oder Wiſſenſchaft in Anſpruch nahmen, theils durch Mittelsperſonen zukamen, und ihren myſtiſchen Sprüchen eine Deutung gaben, die die Folge und die Ereigniſſe nicht zu Schanden machten.

Uebrigens iſt es unbeſtreitbar, daß eine Idee uns oft ſo lange überſchleicht, bis ſie zur That wird; ſo mögen auch Prophezeihungen wirken, wenn der Gläubige feſt auf ein gegebenes Ziel losſtürmt. Anders läßt ſich ihre oft überraſchende Verwirklichung für unſere beſchränkten Geiſteskräfte und Unkenntniß der geheimen Fäden, welche den Knäuel unſerer Zukunft ſchlingen, nicht erklären. Eine kecke Drohung raubt dem Kleinmüthigen Rath und Thatkraft, dem Geiſtesſtarken gibt ſie einen Fingerzeig des Schickſals, eine Prophezeihung Schwung, Muth und Zuverſicht.

Wenn man dem Gerüchte Glauben ſchenken darf, ſo hat die Pythia mehrere Schülerinnen hinterlaſſen, — man nennt zu Paris eine Dlle. Lacombe — die, wie ihre Meiſterin, wahr und Wahres ſagen, und uns zu jeder Stunde etwas weis machen, woraus zu entnehmen iſt, daß zwiſchen Wahrſagen und Wahres ſagen ein großer Unterſchied herrſche, da man von Erſtem, wie Dlle. Lenormand, mit einem Nachlaß von 500,000 Frks., reich und angeſehen, von Letzterem aber, wie Beiſpiele nachweiſen, arm und überſehen werden kann.

Bei der Beſichtigung ihres Nachlaſſes, der ihrem einzigen Neffen, einem Korporal in Algier dienend, zufiel, fanden ſich nebſt den bemerkten 500,000 Frks., Spielkarten, ſybilliſche Bücher, Briefe hiſtoriſch-merkwürdiger Perſonen und ſeltene Prätioſen vor, die von verſchiedenen Kunden, denen ſie das Horoskop geſtellt, herrührten, und ein Pack Schriften mancherlei Inhaltes, zumeiſt auf gewichtige Ereigniſſe und Perſonen der bewegten Zeit, in der ſie lebte, ſich beziehend. Unter andern enthielten ſie ein graues Blatt, worauf ſich folgende zwölf Prophezeihungen befanden, die wir unſern geehrten Leſern als Kurioſum, ſo treu als möglich hier wiedergeben, und deren Authenticität wir bei allen Göttern des Olymps verbürgen können, da ſie uns direkt aus Algier durch die Taubenpoſt mitgetheilt wurden.

Erſte Prophezeihung.

Es wird eine Zeit kommen, in welcher Kinder und Kinderſpiele den Enthuſiasmus der Alten erregen, in welcher die Erſteren ſchon als weltklug und erfahren zur Welt kommen, ſich allein von Lorbeern und Kränzen nähren, und die Alten läppiſch und kindiſch wieder zu Kindern werden.

Zweite Prophezeihung.

Das Gold wird einſt nicht mehr gelten, als jetzt die Kieſelſteine, der Kredit wird allein auf der Intelligenz beruhen, Beförderung und Auszeichnung wird nur als Preis des höhern Wiſſens ertheilt werden, und der höchſte Rang wird die höchſte Capacität in ſich ſchließen.

Dritte Prophezeihung.

Es wird eine Epoche eintreten, in welcher Schienenwege, Dampfſchiffe und Lokomotive nur als Weiterbeförderungs-Mittel für Sieche und Faulwänſte angeſehen werden; die Welt wird durch neue Cirkulations-Mittel zuſammengezogen ſeyn, Paris wird in der Nähe von Potsdam liegen, München bei Orſova, und Petersburg vor den Thoren von Madrid. Die Beförderung wird mit den Gedanken gleichen Schritt halten, und Anfang und Ende eines Kurſes werden ſich die Hände reichen, ohne daß hierbei ſo viele Anſtellungen nöthig werden.

Vierte Prophezeihung.

In wenigen Jahrhunderten werden keine Erfindungspatente mehr ertheilt werden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil nichts mehr zu erfinden ſeyn wird. Alles iſt dann ſchon benützt und ausgepreßt. Die Quadratur des Cirkels wird ein Kind erfunden haben, die Konſtruktion des Perpetuum mobile ein ſchlichter Zimmermann, und die Luftdurchſchiffung mit willkürlicher Direktion ein Windbeutel mit reinen, ungekünſtelten Naturanlagen. Man wird wiſſen, aus Steinen ſüßen Kohl, aus Mörtel Pfirſiche und Straßenkoth Juwelen zu erzeugen. Den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen, daß ſie es nicht merken, wird eine allgemeine Kenntniß werden.

Fünfte Prophezeihung.

Es wird eine Zeit kommen, in welcher es keine Schmach iſt, Literat genannt zu ſeyn; es werden keine unwiſſenden oder käuflichen Recenſenten mehr aufgeſäugt werden, und keine ſchlechten Novellenſkribler wie Pilze aufſchießen. Bretter-Routiniers werden ſich für keine Künſtler mehr geben, Sänger und Sängerinnen werden beſcheidene Forderungen ſtellen, und die Theaterdirektoren den Werth oder Unwerth eines Schauſpiels ſchon nach Durchleſung deſſelben zu beurtheilen verſtehen. Jedoch iſt dieſe Zeit noch fern.

Sechste Prophezeihung.

Der Menſch wird im Gebiete des Wiſſens ſo weit vordringen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß man mit einem ruſſiſchen oder polniſchen Pferde weiter kömmt, als mit einem engliſchen Vollblut; man wird es anerkennen, daß das Eintrichtern von Lehrgegenſtänden ſchon in den erſten Lebensjahren den Kindern eben ſo wenig zur höhern Intelligenz verhilft, als die Wettrennen zur höheren Kultur der Landespferde.

Siebente Prophezeihung.

Eine eiſerne Jungfrau wird auferſtehen, die zwar nicht, wie die mittelalterliche, die Männer mit Dolchen, die aus ihrer Bruſt ſpringen, zerfleiſchet, aber unzugänglich ſeyn wird für männliche Schönheit, Schmeichelei, Rang und Reichthum; ſie wird die Jungfrauſchaft der Ehe vorziehen, ſie wird, eine zweite Arſena, die Männer fliehen, und Jedem, der ſich ihr begehrend nähert, Nägel und Zähne weiſen. Es wird aber viel Ungläubige geben, die an ihrem Daſeyn zweifeln, und die Dame als eine Erſcheinung der Fata morgana erklären.

Achte Prophezeihung.

Es werden Tage kommen, in welchen die Jugend beſcheiden, das Alter weiſe, die Kraft nicht übermüthig, die Schwäche nicht kriechend, der Reichthum nicht dreiſt und die Armuth nicht verachtet ſeyn wird. Jede Meynung wird lauter, jedes Syſtem ſtoffhältig, Aller Wille gut und das Recht Recht ſeyn. Preisſtücke werden preiswürdig ſeyn, Poeten werden nicht verhungern, und Tänzerinnen nicht mehr gekrönt werden. Der Raum dieſer Zeit aber wird ein beſchränkter ſeyn.

Neunte Prophezeihung.

Ein Rechenkünſtler wird geboren werden, der durch Kombinationen dahin gelangt, herauszubringen, daß die Franzoſen den Leichtſinn, die Engländer die Anmaßung, und die Deutſchen die Schwerfälligkeit erfunden haben, und daß ſie die lächerlichſten Figuren ſpielen, wenn ſie ihre innerſte Natur verändern, und ſich der Erſte ernſt, der Zweite beſcheiden, und der Letzte ſchnellzündend geben; ferners wird er durch Kalküls darthun, daß neue Syſteme, wenn auch noch ſo abſurd, immer Anhänger und Gläubige finden, daß ein gelenker Fuß mehr gilt, als ein geiſtreicher Kopf, und daß man nicht nöthig hat, Mäßigkeitsvereine zu konſtituiren, da ſich dieſelben allerorts aus der Nothwendigkeit von ſelbſt entwickeln.

Zehnte Prophezeihung.

Es wird eine geiſtige Kraft erfunden werden, die anerkannte und verborgene Talente auf den Parnaß hebt, Anmaßungen hohler Köpfe zerſtäubt, fixe Ideen in Nichts auflöſet, wohlfeile Lorbeerkränze in Rauch aufgehen läßt, Courtiſanen die Tugend der Enthaltſamkeit lehrt und lockere Ehemänner in die Feſſeln der Treue

Digitized by Google

ſchlägt. Mittelſt dieſer noch unbekannten Kraft werden Wucherer, Diebe und falſche Spieler zu der Erkenntniß gelangen, daß ſie des Strickes nicht unwürdig ſind, unredliche Diener werden gezwungen ſeyn, redlichen Platz zu machen, und Luxus und Modeſucht, die Vampyre, die an dem Blute des Haushaltes ſaugen, werden ausſterben, wie die Mohikans. Die allgemeine Einführung und Anwendung dieſer Kraft wird viele Gegner finden.

Eilfte Prophezeihung.

Ein flanirender Komet wird eines Tages unſern Planeten aus dem Gleichgewichte bringen, die Waſſer werden Alles überfluthen das Licht wird ſchwinden, tiefe Nacht Alles umhüllen, und die Welt wird wie mit Brettern verſchlagen ſeyn. Die Menſchheit wird wieder in den Naturzuſtand zurückkehren, ſie wird mit Feigenblättern kokettiren, und wie zu Adam's Zeiten auf allen Vieren gehen. Was da lebt, wird ſich gegen die tauſendjährige Ordnung empören; die Schafe werden ſich nicht ſcheeren laſſen, die Gänſe nicht rupfen, und die Menſchen werden ſich nicht mehr gegenſeitig quälen. Die Weiber werden ſich von Allem, was bisher üblich und ſchicklich war, emancipiren, ſie werden ſchlemmen, reiten, rauchen und Krieg führen, die Männer aber kochen, fegen und plätten. Tritt aber dieſe Epoche ein, dann iſt der Welt Ende nahe.

Zwölfte Prophezeihung.

Enthält nichts weiter, als folgendes Viereck, deſſen Sinn zu entziffern und das Fehlende zu ergänzen wir dem geiſtreichen Löſer überlaſſen:

A	E	J	O	U
E				O
J				J
O				E
U	O	J	E	A

C. W. Koch.

Anmerkung der Redaktion: Eingeſendete Löſungen, in welcher Sprache es immer ſey, werden in den folgenden Blättern abgedruckt.

Pot-Pourri.

Zufall.

Wie ſonderbar oft der Zufall ſpielt, mag folgende buchſtäblich wahre Anekdote beweiſen. Im Waldhorn in Ludwigsburg ließ an der table d'hôte einer der Gäſte ein ſeltenes Goldſtück auf einem Teller die Runde in der Geſellſchaft paſſiren. Während einer um den andern das Goldſtück betrachtete, ſprach man über das Gepräge, das Alter u. ſ. f. dieſer Münze, und kam ſo von einem Gegenſtand auf den andern, ohne mehr auf den Teller mit dem Goldſtück zu achten. Als aber endlich der Eigenthümer deſſelben beſcheiden um die Zurückgabe bat, da blickte Einer den Andern an. Man ſuchte nach, und fand nirgends eine Spur von dem Goldſtücke. Während dieſer Scene, die für jeden Anweſenden etwas Drückendes haben mußte, zeigte ſich ein Fremder, der unten an dem Tiſche ſaß, beſonders betreten, und in ſichtbarer Verlegenheit. So dauerte dieß eine geraume Zeit fort, und nachdem man ſich in allen Muthmaßungen über das Schickſal dieſer Münze vergeblich erſchöpft hatte, wäre man bei der immer ſteigenden Verlegenheit des Fremden, wohl am Ende zu einer, für die Geſellſchaft jedenfalls ſehr unangenehmen Maßregel geſchritten, als plötzlich der Kellner mit dem Ausrufe eintrat: „Hier iſt das Goldſtück, ſo eben hat es die Magd unter dem zu ſpühlenden Geſchirr, auf einem Teller gefunden." Alles erholte ſich wieder frei athmend, auf dieſen unangenehmen Vorfall, als der Fremde, zum Erſtenmal das Wort ergreifend, begann: „Meine Herren! Niemand kann ſich wohl mehr über das Wiedergefundene freuen, als ich, denn ſtellen Sie ſich den merkwürdigen Fall vor und denken Sie ſich meine peinliche Lage — ich habe daſſelbe Goldſtück, und zwar ganz allein unter andern Silbermünzen in meiner Börſe. (Bei dieſen Worten zeigte er den Doppelgänger der Geſellſchaft.) Der Gedanke, bei dem Vorſchlage einer allgemeinen freiwilligen Unterſuchung, der zu erwarten ſtand, unzweifelhaft für den Entwender dieſer Münze gehalten zu werden, und beſonders als ganz fremd, nirgends einen Ausweg oder eine Bürgſchaft für meine Ehrlichkeit aufweiſen zu können, machte mich faſt wahnſinnig. Die Redlichkeit der Köchin und ein glücklicher Zufall haben meine Ehre gerettet!" Gerührt drückte man dem Fremden die Hand, gleichſam als Abbitte für den unverſchuldeten Verdacht.

Gagen der weiblichen Mitglieder der großen Oper in Paris.

Mad. Stoltz, Primadonna, Altiſtin, 75,000 Fr. jährlich und 100 Fr. Spielgeld für jede Vorſtellung. — Mad. Dorus-Gras, Primadonna, Sopran, 60,000 Fr. und 80 Fr. Spielgeld. — Mad. Treilhet-Nathan, Altiſtin, Primadonna, Contrealt, 20,000 Fr. und 50 Fr. Spielgeld. — Mad. Dobrée, Primadonna, Sopran, 19,000 Fr. und 50 Fr. Spielgeld. — Mlle. Mequillet, Primadonna, Mezzo-Sopran, 22,000 Fr. und 40 Frks. Spielgeld. — Mlle. de Roiſſy, Primadonna, Sopran, 15,000 Frks. — Mad. Carlotta-Griſi, erſte Tänzerin, 40,000 Fr. und 60 Frks. Spielgeld. — Mad. Fitzjames, für Charaktertanz, 18,000 Fr. — Mad. Pauline Leroux, für Charaktertanz, 18,000 Fr. und 50 Fr. Spielgeld. — Mlle Mazia, erſte Tänzerin, 25,000 Fr. — Mlle. Forſter, erſte Tänzerin, 16,000 Frks. — Die Schweſtern Dumilâtre, Tänzerinnen zweiten Ranges, 10,000 Frks. — Eine jede Tänzerin im Ballet-Korps hat 1500 Frks., die Choriſten 1200 bis 2500 Frks., die Figurantinnen, die weder ſingen noch tanzen können, 900 Frks. jährlich.

Ein neuer Puff.

Großartig! echt engliſche Fabrik! Ein Hindu, der durch's Land zieht, um ſich für Geld lebendig begraben zu laſſen, was er bereits mehrere Male ausgeführt hat, und Wochen, ja Monate lang unter der Erde geblieben iſt. Er iſt dreißig Jahre alt, aus einem Dorfe bei Kurnaul gebürtig und heißt u. ſ. w. Wie iſt das möglich? Dieſer außerordentliche Mann bleibt dadurch unter der Erde ſo lange am Leben, daß er den Mund feſt zudrückt und ſeine Zunge im Innern des Mundes an die Oeffnung legt, welche mit den Naſenlöchern in Verbindung ſteht. Einige Tage vor ſeinem Begräbniß enthält er ſich aller Nahrung, hierauf wird er in einen Tuchſack genäht, und damit er nicht von Ameiſen oder andern Inſekten beläſtigt werde, ſchlägt man ſeine unterirdiſche Zelle mit Tuch aus. Lieutenant Macnaghten hielt ihn für einen Betrüger und ſtellte ihn auf die Probe. Er ſperrte ihn in einen hölzernen Kaſten, hängte in an der Decke auf, und ließ ihn vierzehn Tage hängen. Als man den Kaſten öffnete, war der Hindu wie eingeſchlafen, erwachte aber bald. Alles zu leſen im „Mirror." Wann werden wir in Deutſchland ſo weit in der Civiliſation fortgeſchritten ſein, Puffs zu erfinden?

Buntes.

Man machte einſt in Gegenwart einer Dame viel Rühmens von dem Verſtande eines ziemlich beſchränkten Menſchen: „Ach ja, ſagte ſie, er muß ſehr viel Geiſt beſitzen, denn er gibt nie welchen aus."

Neulich ging in Wien ein ſauber gekleideter Herr auf der Straße, dem die Gaſſenjungen rückwärts am Frackknopfe ein Ankündigungstäfelchen angehängt hatten, worauf zu leſen ſtand: „Hier iſt ein Stall mit Heuboden zu vermiethen." —

Digitized by Google

No. 43. Zwölfter Jahrgang. 1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Friedrich der Große und ſeine Freunde. — Der Student von Cambridge. — Pot-Pourri. — Buntes.

Friedrich der Große und ſeine Freunde,

nach George Sand.

(Fortſetzung.)

Man ſprach vom Grafen von Saint-Germain, und ſo ging der Sturm ohne Exploſion vorüber. Beim erſten Stoß hatte die Impertinenz des Baron, der ihn verrathen hatte, und die Kühnheit La Mettrie's, der es ihm zu ſagen wagte, den König wüthend gemacht: aber während La Mettrie weiter ſprach, hatte ſich Friedrich erinnert, daß er Pölnitz befohlen hatte, über gewiſſe Gegenſtände bei der erſten Gelegenheit zu ſchwatzen und die Anderen ſchwatzen zu laſſen. So war er mit jener Leichtigkeit und Geiſtesfreiheit, die er im höchſten Grade beſaß, wieder ſeiner Herr geworden, und von ſeiner nächtlichen Promenade war ſo wenig die Rede, als ob ſie von Niemand bemerkt worden wäre. La Mettrie hätte es wohl gewagt den Angriff zu erneuern, wenn er daran gedacht hätte; aber ſein flüchtiger Geiſt folgte der neuen Richtung, die ihm Friedrich gab, und ſo wurde oft ſelbſt La Mettrie von Friedrich beherrſcht. Er behandelte ihn wie ein Kind, das im Begriff iſt, einen Spiegel zu zerbrechen oder aus dem Fenſter zu ſpringen, und dem man ein Spielwerk zeigt, um es auf andere Gedanken zu bringen. Jeder machte ſeinen Kommentar über den berüchtigten Grafen von Saint-Germain; Jeder erzählte ſeine Anekdote. Pölnitz wollte ihn vor zwanzig Jahren in Frankreich geſehen haben. „Und als ich ihn dieſen Morgen wiederſah", fügte er hinzu, „war er ſo wenig gealtert, als hätte ich ihn geſtern verlaſſen. Ich erinnere mich, wie er eines Abends in Frankreich, als von der Leidensgeſchichte Jeſu Chriſti die Rede war, auf die ergötzlichſte Art und mit einem unglaublichen Ernſt ausrief: Ja, ich hatte es ihm geſagt, daß er ſich noch ein ſchlechtes Spiel bei dieſen böſen Juden bereiten würde. Ich habe ihm ſogar faſt Alles, was ihm begegnet iſt, vorhergeſagt, aber er hörte mich nicht: ſein Eifer ließ ihn jede Gefahr verachten. Auch hat mich ſein tragiſches Ende ſo erſchüttert, daß ich es nie vergeſſen werde, und ich kann nicht daran denken, ohne Thränen zu vergießen." Und bei dieſen Worten weinte der Teufelsgraf recht ordentlich, und wenig hätte gefehlt, er hätte uns auch zum Weinen gebracht."

„Ihr ſeyd ein ſo guter Chriſt", ſagte der König, „daß mich das nicht von euch wundert." Pölnitz hatte drei- oder viermal vom Morgen bis Abend die Religion gewechſelt, um Geld oder einträgliche Stellen zu gewinnen. „Ihre Anekdote zieht überall", ſagte d'Argens zum Baron, „aber das iſt nur ein Spaß. Ich habe beſſere gehört, und was in meinen Augen dieſen Grafen von Saint-Germain zu einer anziehenden und merkwürdigen Perſon macht, das ſind die vielen ganz neuen und geiſtreichen Anſichten, womit er Ereigniſſe erklärt, die bisher in der Geſchichte dunkel geblieben ſind. Man mag ihn fragen, über welchen Gegenſtand man will, er weiß oder erfindet überall eine Menge wahrſcheinlicher, intereſſanter Umſtände, welche geeignet ſind, auf die geheimnißvollſten Geſchichten ein neues Licht zu werfen." — „Wenn er wahrſcheinliche Dinge ſagt", bemerkte Algarotti, „ſo muß es ein tief gelehrter und mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabter Menſch ſeyn." — „Noch mehr als dies!" ſagte der König. „Die Gelehrſamkeit reicht nicht aus, um die Geſchichte zu erklären. Dieſer Menſch muß einen mächtigen Geiſt und eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens beſitzen. Es iſt nun noch die Frage, ob die Sucht, eine bizarre Rolle zu ſpielen, den Mann darauf gebracht hat, ſich eine ewige Exiſtenz und die Erinnerung an Ereigniſſe, die ſeinem Leben vorhergingen, zuzuſchreiben, oder ob in Folge tiefer Studien und Meditationen das Gehirn ſich derangirt hat und in eine Monomanie gefallen iſt." — „Ich kann wenigſtens", ſagte Pölnitz, „die Aufrichtigkeit und Beſcheidenheit unſeres Mannes Eurer Majeſtät verbürgen. Er iſt nicht leicht dahin zu bringen, über die wunderbaren Ereigniſſe, deren Zeuge er geweſen ſeyn will, zu ſprechen. Er weiß, daß man ihn als Träumer und Charlatan behandelt, und ſcheint davon ſehr verletzt; denn er weigert ſich jetzt, ſich über ſeine übernatürliche Macht auszuſprechen." — „Wohlan, Sire, ſterben Sie nicht vor Ungeduld, ihn zu ſehen und zu hören?" ſagte La Mettrie. „Ich kann es nicht erwarten." — „Wie können Sie danach begierig ſeyn?" erwiederte der König. „Der Anblick der Narrheit iſt nichts weniger als beluſtigend." — „Wenn es Narrheit iſt, dann haben Sie Recht; aber wenn es keine iſt?" — „Hören Sie, meine Herren?" nahm Friedrich das Wort; „da haben wir den Ungläubigen, den Atheiſten par excellence, der ſich an das Wunderbare hängt und ſchon an die ewige Exiſtenz des Herrn von Saint-Germain glaubt! Uebrigens iſt das kein Wunder, wenn man weiß, daß La Mettrie Furcht hat vor dem Tode, dem Donner und den Geſpenſtern." — „Die Furcht vor Geſpenſtern iſt, ich geſtehe es, eine Schwäche", ſagte La Mettrie; „aber vor dem Donner und vor Allem, was den Tod geben kann, muß man ſich mit Recht fürchten. Ich frage Sie, was zum Teufel ſoll man denn fürchten, wenn es nicht das iſt, was die Sicherheit unſeres Daſeyns aufhebt?" — „Es lebe Panurge", ſagte Voltaire. — „Ich komme auf meinen Saint-Germain zurück", nahm La Mettrie das Wort; „Meſſire Pantagruel müßte ihn auf Morgen zum Souper mit uns einladen." — „Ich werde mich wohl hüten", ſagte der König; „Ihr ſeyd einmal ſo närriſch, mein armer Freund, und er brauchte nur den Fuß in mein Haus geſetzt zu haben, ſo würden die abergläubiſchen Phantaſien, von denen es in unſerer Nähe wimmelt, ſofort hundert lächerliche Geſchichten erfinden, welche bald die Runde durch ganz Europa gemacht hätten. Ach, die Vernunft, mein lieber Voltaire, möge ihr Reich bald kommen! Das iſt das Gebet, das man jeden Abend und jeden Morgen verrichten muß."

„Die Vernunft, die Vernunft!" ſagte La Mettrie, „ich finde ſie dann reizend und wünſchenswerth, wenn ſie mir dazu dient, meine Leidenſchaften, meine Laſter, meine Begierden — nennen Sie es, wie Sie wollen — zu rechtfertigen; aber wenn ſie mich ennuyirt, ſo will ich die Freiheit haben, ſie fortzujagen. Zum Teufel, ich will keine Vernunft, die mich zwingt, den Tapferen zu ſpielen, wenn ich Furcht habe, den Stoiker, wenn ich leide, den Reſignirten, wenn ich wüthend bin.... Weg mit dieſer Vernunft! das iſt nicht die meinige, das iſt ein Ungeheuer, eine Chimäre von der Erfindung jener albernen Schwätzer des Alter-

Digitized by Google

thums, die ihr alle, ich weiß nicht warum, bewundert. Ihr Reich ſoll nicht kommen! ich haſſe die abſoluten Gewalten jeder Art, und wenn man mich zwingen wollte, nicht an Gott zu glauben, was ich jetzt freiwillig und von ganzem Herzen thue, ſo würde ich vielleicht aus Widerſpruchsgeiſt zur Beichte gehen." — „O, ihr ſeyd zu Allem fähig, man weiß es", ſagte d'Argens, „ſelbſt an den Stein der Weiſen des Grafen von Saint-Germain zu glauben." — „Und warum nicht? Das wäre ſo angenehm, und käme mir ſehr zu Statten." — „Ah, was das betrifft", rief Pölnitz, ſeine leeren, ſtummen Taſchen ſchüttelnd und dabei den König mit bedeutſamer Miene anſehend, „dieſes Reich mag je eher je lieber kommen; das iſt das Gebet, das ich alle Morgen und Abend......" — „Ei, ei", unterbrach Friedrich, der für dieſe Art von Winken immer ein taubes Ohr hatte; „dieſer Herr Saint-Germain giebt ſich auch mit dem Geheimniß ab, Gold zu machen? Das habt Ihr mir nicht geſagt!" — „Da dem ſo iſt, ſo erlauben Sie mir, ihn in Ihrem Namen auf morgen Abend zum Souper einzuladen, denn mir ſcheint, daß ein wenig von ſeinem Geheimniß auch Ihnen, Sire, nicht unangenehm ſeyn würde! Sie haben große Bedürfniſſe und einen gigantiſchen Magen, als König und als Reformator." — „Schweig, Panuege", antwortete Friedrich. „Dein Saint-Germain iſt jetzt gerichtet. Er iſt ein Betrüger und ein Unverſchämter, den ich ſtark werde beaufſichtigen laſſen, denn wir wiſſen, daß man mit dieſem ſchönen Geheimniß mehr Geld aus einem Lande mitnimmt als daläßt. He, meine Herren, erinnern Sie ſich nicht mehr des großen Todtenbeſchwörers Caglioſtro, den ich vor ſechs Monaten mit gutem Vorbedacht aus Berlin jagen ließ?" — „Und der mir hundert Thaler mitgenommen hat", ſagte La Mettrie; „der Teufel mag ſie ihm wieder abnehmen!" — „Und der ſie Pölnitzen genommen hätte, wenn dieſer ſie gehabt hätte." — „Sie haben ihn fortjagen laſſen", ſagte La Mettrie zu Friedrich, „und auch er hat Ihnen einen Streich geſpielt!" — „Welchen?" — „Ah, Sie wiſſen es nicht? Wohlan, ich werde Sie mit einer Geſchichte bewirthen." — „Das erſte Verdienſt einer Geſchichte iſt, kurz zu ſeyn", bemerkte der König. — „Die meinige hat nur zwei Worte. An dem Tage, wo Eure Majeſtät dem erhabenen Caglioſtro gebot, ſeine Deſtillierkolben, ſeine Geſpenſter und Dämonen wieder einzupacken, fuhr derſelbe in eigener Perſon in ſeinem Wagen Schlag zwölf Uhr zu allen Thoren Berlins auf einmal hinaus. Das wird von mehr als zwanzigtauſend Perſonen beſtätigt. Die Wächter aller Thore haben ihn mit demſelben Hut, derſelben Perrücke, demſelben Wagen, demſelben Gepäck und Geſpann geſehen, und nie werden Sie ihnen ausreden, daß an dieſem Tage fünf oder ſechs Caglioſtro's auf den Beinen waren."

Jedermann fand die Geſchichte ergötzlich, Friedrich allein lachte nicht darüber. Er nahm es mit den Fortſchritten der menſchlichen Vernunft ganz ernſt, und der Aberglaube, der Voltaire ſo viel Geiſt und Witz eingab, erregte ihm nur Galle und Zorn. „Da habt ihr das Volk!" rief er, die Achſeln zuckend; ach Voltaire, da haben Sie das Volk, und das in dem Jahrhundert, wo Sie leben und das helle Licht Ihrer Fackel über die Welt halten! Man hat Sie verbannt, verfolgt, bekämpft auf jede Art, und Caglioſtro braucht ſich nur zu zeigen, um ganze Bevölkerungen zu bezaubern! Es fehlt wenig, daß man ihn im Triumphe trägt!" — „Wiſſen Sie auch", ſagte La Mettrie, „daß die vornehmſten Damen an Caglioſtro eben ſo gut glauben, als die Straßenweiber? Genug, ich habe dieſe Geſchichte von einer der ſchönſten Ihres Hofes erfahren." — „Ich wette, es iſt die Frau von Kleiſt!" ſagte der König. — Du biſt es, der ſie genannt hat", antwortete La Mettrie deklamirend. — „Nun duzt er gar den König!" brummte Quintus Icilius, der ſeit einigen Augenblicken wieder eingetreten war. — „Dieſe Kleiſt iſt eine Närrin", ſagte Friedrich; „ſie iſt die unerſchrockenſte Geiſterſeherin und denkt an nichts als an Nativitätsſtellungen und Zaubereien.... Sie bedarf einer Lektion, ſie mag ſich in Acht nehmen! Sie verdreht allen unſeren Damen den Kopf, und man ſagt ſogar, daß ſie ihren Mann verrückt gemacht hat, welcher dem Satan ſchwarze Böcke opferte, um die in unſerm brandenburgiſchen Lande vergrabenen Schätze zu entdecken." — „Aber das gehört Alles bei Euch zum beſten Ton, Vater Pantagruel", ſagte La Mettrie. „Ich weiß nicht, warum Ihr wollt, daß Eure Frauen ſich Eurer mürriſchen Göttin Vernunft anvertrauen. Die Frauen ſind auf der Welt, um ſich und uns zu amüſiren. Frau von Kleiſt mit allen ihren Zaubergeſchichten iſt höchſt ſcharmant; ſie bewirthet damit soror Amalia....." — „Was meynt er mit ſeiner soror Amalia?" ſagte der König erſtaunt. — „Ei, Eure edle und liebenswürdige Schweſter, die Aebtiſſin von Quedlinburg, die der Magie mit ganzem Herzen zugethan iſt, wie Jeder weiß...." — „Schweig, Panurge!" wiederholte der König mit einer Donnerſtimme, indem er mit der Doſe auf den Tiſch ſchlug.

Es trat eine Pauſe des Schweigens ein, während welcher langſam die Mitternachtsſtunde ſchlug. Sonſt verſtand Voltaire die Kunſt, die Wolken, die über die Stirn ſeines theuren Trajan zogen, zu verſcheuchen und das ſtockende Geſpräch wieder anzuknüpfen. Aber dieſen Abend war Voltaire traurig und leidend; er fühlte das geheime Nagen jenes preußiſchen Spleen, der ſich ſchnell aller glücklichen Sterblichen bemächtigte, die berufen waren, Friedrich in ſeinem Glanze zu betrachten. Gerade an demſelben Morgen hatte ihm La Mettrie jenes unglückliche Wort Friedrich's wiederholt, welches an die Stelle einer ſcheinbaren Freundſchaft eine ſehr reelle Abneigung zwiſchen dieſen beiden großen Männern treten ließ.*) Genug, er ſprach kein Wort. „Wohlan", dachte er, „mag er die Schale La Mettries wegwerfen, wenn es ihm gut dünkt; mag er ſich ärgern, mag er leiden, und das Souper ein Ende nehmen. Ich habe Kolik, und das fühle ich trotz aller ſeiner Komplimente."

Friedrich war alſo genöthigt, ſich ſelbſt zu helfen und ſich ſeine philoſophiſche Heiterkeit allein wiederzugeben. „Da wir gerade von Caglioſtro reden", ſagte er, „und die Stunde der Geſpenſtergeſchichten ſo eben geſchlagen hat, ſo werde ich euch die meinige erzählen, und ihr werdet ſehen, was man von der Wiſſenſchaft der Zauberer zu halten hat. Meine Geſchichte iſt vollkommen wahr, und ich habe ſie von derſelben Perſon, der ſie letzten Sommer begegnet iſt. Der heutige Vorfall im Theater ruft ſie mir wieder ins Gedächtniß, und vielleicht hängt dieſer Vorfall mit dem, was ihr hören werdet, zuſammen." — „Wird die Geſchichte etwas ſchauerlich ſeyn?" fragte La Mettrie. — „Vielleicht", antwortete der König. — „Dann will ich die Thür, die hinter mir iſt, zumachen. Ich kann keine offene Thür ertragen, wenn man von Geſpenſtern und Wundern ſpricht."

(Schluß folgt.)

*) Dieſes Wort lautete bekanntlich: „Ich behalte ihn noch, weil ich ihn brauche. In einem Jahre werde ich nichts mehr mit ihm anzufangen wiſſen und mich ſeiner entledigen. Ich preſſe die Orange aus und dann werde ich die Schale wegwerfen." (Anmerk. der Verfaſſerin.) Voltaire ſelbſt erzählt dieſe — unwahrſcheinliche — Anekdote, aber erſt aus dem Jahre 1751. (D. R.)

Der Student von Cambridge.

Hiſtoriſche Novelle von A. Raphael.

I.

Am 10. Mai des Jahres 1566 hielt Eliſabeth von England ihren feierlichen Einzug in Cambridge.

Ungeachtet die Königin dieſe Reiſe nur zu ihrer Erholung unternommen hatte, blieb ſie dennoch ihren gewohnten Beſchäftigungen treu und arbeitete ſchon am Morgen ihrer Ankunft in aller Frühe mit den Staatsräthen Robert Dudley, Francis Ruſſel und William Cecil. Nach aufgehobenem Miniſterrathe ertheilte ſie den Lehrern der Univerſität Audienz. Nach dem Mittagsmahle wohnte ſie den öffentlich gehaltenen gelehrten Disputationen bei, während der Abend den Vergnügungen und vor Allem dem Beſuche der Schauſpiele gewidmet war, die von den Schülern der Univerſität gedichtet und dargeſtellt wurden.

Das dritte Mal, als die Königin in dem eigends zu dieſem Zwecke in dem Univerſitätsgebäude erbauten Schauſpielſaale erſchien,

Digitized by Google

gab man ein Stück: „Wie das Jungfrauenthum das Frauenthum verachtet!"

Das Stück begann. Schon bei der Expoſitions-Scene fand ſich Eliſabeth durch die eben ſo originelle als gediegene Diction der Dichtung gefeſſelt. Jede Phraſe bildete ein pikantes Wortſpiel oder eine geiſtreiche Anſpielung.

Als der Held des Stückes erſchien, war die Königin ganz Auge, ganz Ohr. In ſeinem Weſen lag eine ſo ſchwärmeriſche Melancholie, ſeine Stimme war ſo weich und rührend, ſein edelgeformtes Geſicht ſo bleich, ſein Blick ſo glühend und doch ſo leidend, daß Eliſabeth bei ſeinem Erſcheinen alle Uebrigen unbeachtet ließ.

— Wer iſt der junge Mann? fragte ſie, ohne den Blick von ihm abzuwenden.

— John Lillie, der Verfaſſer der „Pasquinade" des heutigen Abends, erwiderte der Graf von Arundel.

— Pasquinade! wiederholte Eliſabeth, über den ſchlechtgewählten Ausdruck des Grafen die Achſel zuckend und dann von Neuem in ſtummes Betrachten verſinkend.

Aber auch John Lillie wandte während ſeiner ganzen Rolle kein Auge von der erhabenen Monarchin ab. Bei jeder Phraſe, in welcher er die Gluth ſeiner Liebe zu ſchildern hatte, richtete er ſehnſuchtsvolle Blicke nach der Loge der Königin und es ſchien, als ob alle ſeine Liebesworte nur ihr zur Huldigung beſtimmt ſeyen. Eliſabeth wurde durch die ſchmeichelhaften Allegorien John Lillie's dergeſtalt hingeriſſen, daß ſie, aller Etikette zum Trotz, dem Verfaſſer und Darſteller laut applaudirte und ihm mit der Hand wiederholt die wohlwollendſten Zeichen des Dankes zuwinkte, ein Benehmen das ihrer Umgebung ſehr auffallen mußte.

Während der erſten Tage nach dieſer Vorſtellung war die Königin traurig und niedergeſchlagen. Nach dem Rathe ihres Leibarztes Huick, der ihr Zerſtreuung empfahl, gab ſie den Gelehrten und Schriftſtellern Audienz. Als ſie in den Thronſaal eintrat, verſchwanden plötzlich, wie durch Zauberei, die trüben Falten ihrer Stirn, ein leichtes Roth färbte ihre Wangen, ein freundliches Lächeln lagerte ſich auf ihren Lippen; denn in der Niſche eines Fenſters bemerkte ſie den Mann, deſſen Bild, ſeit ſie ihn zuerſt erſchaut, unabläſſig vor ihrer Seele ſtand. John Lillie empfand beim Anblicke der hohen Fürſtin nicht weniger als dieſe eine gewaltſame Aufregung in ſeinem Innern; ſein Antlitz bedeckte ſich mit Todtenbläſſe, er war genöthigt, ſich an dem Rahmen des Fenſters feſtzuhalten, um nicht niederzuſinken und ſo den Aufruhr ſeiner Gefühle zu verrathen.

Bald darauf begannen die gelehrten Disputationen. Vergebens bemühten ſich die Redner, die Aufmerkſamkeit der Königin zu feſſeln, die ungewöhnlich zerſtreut ſchien und von Zeit zu Zeit unruhige Blicke zu John Lillie hinüberſandte.

Bald darauf traf ihn die Reihe, als Redner aufzutreten, und von demſelben Augenblick, wo der Student, zitternd und voll Verwirrung, ſich den Stufen des Thrones näherte, verwandelte ſich die Zerſtreutheit Eliſabeths in die geſchärfteſte Aufmerkſamkeit. Folgende Phraſe war es, die ſie am meiſten zu intereſſiren ſchien:

„Man muß drei Linien haben, um ein Dreieck bilden zu können: die erſte beginnt die Figur, die zweite bildet ſie aus, die dritte vollendet ſie. Eben ſo giebt es drei Tugenden in der Liebe: die Sympathie, die das Herz feſſelt, die Verſchwiegenheit, welche die Hoffnung vermehrt, und die Treue, welche das Werk beendet. Fehlt eine jener drei Linien, ſo iſt die Bildung des Dreiecks unmöglich; fehlt eine dieſer drei Tugenden, wird man vergebens die Liebe heraufbeſchwören."

Die Königin, die bald ihre Selbſtbeherrſchung wieder gewonnen hatte, um in Gegenwart ſo vieler Zeugen mit dem jungen Dichter reden zu können, ohne ihre geheimen Gedanken zu verrathen, äußerte gegen den ſchwärmeriſchen Redner, daß ſie ſpäterhin von ihm die weitere Ausführung ſeiner ſo eben aufgeſtellten Behauptung erwarte, eine Aufforderung, in die alle anweſenden Damen und die Mehrzahl der Höflinge einſtimmten.

Mehrere Tage vergingen, während der zum Profeſſor ernannte John Lillie ſeine königliche Schülerin in der von ihm aufgeſtellten Liebes-Rhetorik unterrichtete, ein Studium, das Beider Zuneigung zu einander auf den höchſten Gipfel trieb, ohne daß es zum Geſtändniß kam, da den Einen die Ehrfurcht, die Andere der Stolz zurückhielt.

Seit John Lillie ſich durch ſein neues Amt in der gewöhnlichen Begleitung der Königin befand, hatte ſich dieſe in ihrem ganzen Weſen auffallend verändert. Früher die Heiterkeit ſelbſt, war ſie jetzt die perſonifizirte Schwermuth. Sie vergaß die Huldigungen der Grafen Leiceſter und Arundel und hatte nur Augen für John Lillie.

Bald darauf begab ſich Eliſabeth und ihr Hof nach Oxford, mit ihnen John Lillie, den die Königin zu ihrem Vorleſer und Geheimſchreiber ernannt hatte. John Lillie war es, der ſeitdem alle an die Monarchin gerichteten Bittſchriften empfing und in ihrem Namen beantwortete. Allein ungeachtet der vielen Ehren und Auszeichnungen, womit die Königin ihren Günſtling überhäufte, ſuchte ſie ihm dennoch die glühende Leidenſchaft, die ihr Herz für ihn durchwogte, ſorgſam zu verbergen: Eliſabeth begnügte ſich, John zu lieben, ohne daß er es ahnte, und ſich von ihm anbeten zu laſſen, ohne daß er ſeinen Gefühlen Worte lieh.

(Schluß folgt.)

Pot-Pourri.

Neues Denkmal.

Das am 25. Auguſt in der Domkirche zu Würzburg eingeweihte Denkmal Walther's von der Vogelweide iſt aus graugelbem Sandſtein, und trägt folgende Inſchrift:

Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti.
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat: Deus istius miserere.

verdeutſcht:

Walther, der du im Leben der Vögel Weide geweſen,
Blume der Wohlredenheit, o Mund der Pallas! du ſtarbeſt.
Daß die himmliſche Krone nun deine Tugend erringe,
Spreche, wer dieſes lieſt: Mag Gott ſich Deiner erbarmen —

auf dem Hauptfelde; und in dem unteren Abſchnitte die Worte König Ludwigs:

Das Leben erzog ihn, aus dem Leben sang er, nicht Minne, nur Vaterlandsliebe beseelte meistens seine Lieder; teutscher war kein Sänger.

und weiter unten:

Errichtet vom historischen Verein für Unterfranken und Aschaffenburg im Jahre 1843.

Napoleons Grabmal.

Auf dem Sockel des Kaiſergrabes bei den Invaliden wird folgendes Dienſtverzeichniß Napoleon's zu leſen ſeyn: „Geboren am 15. Auguſt 1769; Eskadronchef der Artillerie bei der Belagerung von Toulon, 1793, mit 24 Jahren; Artilleriekommandant in Italien, 1794, mit 25; General-en-Chef der Armee in Italien, 1797, mit 28; General-en-Chef der Expedition nach Aegypten, 1798, mit 29; erſter Konſul, 1799, mit 30; Konſul auf Lebenszeit nach Marengo, 1800, mit 31; Kaiſer der Franzoſen, 1804, mit 35; abdankend nach Waterloo, 18. Juni 1815, mit 46; geſtorben in der Verbannung auf St. Helena am 5. Mai, mit 52 Jahren.

Der angeführte Napoleonsnarr.

Der Weinhändler Elias zu Paris hat lang unter dem Kaiſer gedient und gehört zu den klugen Leuten, welche lange den Tod dieſes ihres Heilandes bezweifelten. Erſt 1840, als die Aſche deſſelben zurückgebracht wurde, fing Herr Elias an zu glauben, denn

Digitized by Google

meynte er, der Sohn des Königs, welcher die Meerfahrt von wegen der Aſche gemacht, könne ſich doch nicht zu einem Betrug hergegeben haben. Beſagter Elias ſaß eines Morgens in ſeinem Stübchen, als ein anſtändig gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren, mit ernſter Miene zu ihm eintrat, ihn als einen treuen Diener und Verehrer des Kaiſers begrüßte und ihm offenbarte, er ſey der Sohn des Kaiſers Napoleon und der Frau des Koſakenhetmans. Der Kaiſer habe ſeiner Mutter in ſeinem Teſtament 400,000 Fr. vermacht. Dieſelbe ſey jetzt, nach dem Tode des Hetmans, im Begriff, ſich nach Frankreich überzuſiedeln und habe ihm aufgetragen, einſtweilen ihr Haus einzurichten, dabei aber das Beſte vergeſſen, nämlich Geld zu ſchicken. Für die Hauptſachen habe er Credit gefunden, es fehle nur noch der Wein. Herr Elias würde wohl die Güte haben, ihm etliche Faß zu liefern. — Herr Elias fühlte ſich glücklich, dem Sprößling und der Kebſe ſeines angebeteten Kaiſers dienen zu können und lieferte ſieben Fäßchen Wein, im Werth von 2600 Fr. Wer ſich nicht wieder ſehen ließ, war Graf Armand mit dem braunen Geſicht. Nach ſechs Monaten erkundigte ſich Herr Elias in dem Haus, wohin er den Wein geliefert, nach dem Grafen Armand und erhielt zur Antwort, daß man keinen Herrn dieſes Namens kenne. Er beſchrieb den jungen Mann und erfuhr, daß er ſeit einem halben Jahr ausgezogen ſey. Es verſtrich faſt wieder ein halbes Jahr, da gewahrte Herr Elias endlich am 27. Juni d. J. ſeinen Kunden und ließ ihn feſtnehmen. Die Polizei erkannte in dem angeblichen Sprößling des Kaiſers einen bekannten Stephan Gallot, der bereits drei Mal wegen Diebſtahl und Betrug verurtheilt worden war und das Gericht verurtheilte ihn am 8. Aug. zu dreijähriger Einſperrung. Herr Elias aber kann ſeine 2600 Fr. auf das Budget des Cultus, zu deutſch, in den Schornſtein ſchreiben.

Caſſationen.

Ein Gutsbeſitzer Roques im Tarndepartement verliebte ſich in Cäcilie, ein fünfzehnjähriges Mädchen ohne Vermögen. Seine Verwandten drängten ihn, eine reiche Erbin zu heirathen; er aber wies dieſe Rathſchläge zurück und machte dem armen Mädchen den Hof. Cäcilie widerſtand ſeinen Verführungsverſuchen, willigte aber in ihrem zwanzigſten Jahr in die Ehe mit Roques. Nach einigen Monaten war die heftige Leidenſchaft des Neuvermählten verflogen. Er mißhandelte ſeine junge Frau, und als ſie im neunten Monat nach der Hochzeit ihrer Niederkunft entgegen ging, beſchloß er ſie zu vergiften und ihren Tod der Niederkunft zuzuſchreiben. Er gab ihr Arſenik ein, führte aber damit blos den Tod ſeines Kindes und die Lähmung der unglücklichen Frau herbei. Damit war das Uebel in ſeinen Augen ärger. Er haßte ſeine Frau, weil ſie ihm nichts zugebracht hatte, und jetzt koſtete ſie ihn noch obendrein Geld für Arzt und Apotheker. Man hörte ihn ſagen: „Ich habe ſieben Franken dafür ausgegeben; das muß ein Ende nehmen.“ Die Unglückliche, von Durſt gequält, bat um Waſſer; er verweigerte es ihr. Sie kroch aus dem Bett, trank, und bat um Beiſtand, um wieder in ihr Bett zu kommen. Er verweigerte ihn, und ließ ſie auf dem Fußboden liegen. Er verſchaffte ſich abermals Arſenik und gab es ihr ein, ſo daß ſie gerade ein Jahr nach der Hochzeit unter ſchrecklichen Zuckungen ſtarb. Das Verbrechen, eine Folge des ſogenannten Bauernſtolzes, war erwieſen. Roques ward von den Geſchwornen ſchuldig befunden und zum Tod verurtheilt. Wegen eines Formfehlers ward das Urtheil caſſirt. Roques ward vor ein anderes Geſchwornengericht geſtellt, abermals verurtheilt und das Urtheil ward abermals caſſirt. Er iſt jetzt zum dritten Mal verurtheilt und ſteht der dritten Caſſation entgegen. Roques gehört einer Familie an, die zwei Advokaten bezahlen kann, und vermuthlich eine Wählerfamilie iſt, der zu Gefallen die Formfehler gemacht werden. Am Ende wird er wohl vielfach ausgeſtandener Todesangſt wegen begnadigt.

In Nordamerika hat kürzlich eine Caſſation anderer Art ſtattgefunden. Layten zu Farmington in der County St. Francis, ein Verbrecher, der eben ſo wie Roques der Gegenſtand allgemeinen Abſcheus war, ſollte hingerichtet werden. Ein großer Theil der Bevölkerung des Staates war verſammelt, um Zeuge der Execution zu ſeyn. Da hieß es, der Präſident habe dem Verbrecher einen Aufſchub bis zum September bewilligt. Die verſammelte Menge caſſirte dieſe Bewilligung, holte den Verbrecher aus dem Gefängniß und knüpfte ihn am nächſten Baume auf, worauf Alle vergnügt (enchantés, ſagt die Gazette des Tribunaux) nach Hauſe gingen.

Geſchichtliche Anekdoten.

Der König von Preußen machte kürzlich auf einem Dampfboot eine Partie nach der Pfaueninſel. Dort traf er die Waiſenkinder aus Potsdam, die die Freude hatten, vor Ihm ihre militäriſchen Evolutionen zu produziren. Die Kleineren kehrten in einem eigenen Boote zurück. Die Erwachſenen ſollten den Weg zu Fuß machen, allein der König, der dies vernahm, gab es nicht zu und nahm die kleinen Militärs — es waren ihrer an 400 — ſämtlich in ſeinem Dampfſchiffe auf. Es muß ein erhebender Anblick geweſen ſeyn, den Monarchen beim Ausſteigen in Potsdam von 400 Waiſen umgeben zu ſehen, denen Er die Ermüdung erſpart hatte, ſie liebreich in Seine unmittelbare Nähe aufnehmend.

Als König Friedrich II. von Preußen bei ſeiner perſönlichen Zuſammenkunft mit Kaiſer Joſeph II. dieſen die Treppe hinaufführte, weigerte ſich der Kaiſer voranzugehen. Indem ſich Beide herumdrehten und Keiner zuerſt gehen wollte, ſagte endlich Joſeph, indem er voranging: „O Sire, wenn Sie anfangen mit mir zu manöuvriren, ſo ziehe ich den Kürzeren und muß gehen, wohin Sie mich haben wollen.“

Kardinal Richelieu hatte einem alten Kriegsmanne oft eine Penſion verſprochen, ihm aber ſelbe nie gegeben. Der Offizier ſchrieb daher an ihn, da er aber mit der Etiquette ganz unbekannt war, auf die Addreſſe blos: A Monsieur le Cardinal de Richelieu. Keine Antwort erfolgte. Er ſah den Verſtoß und ſetzte Monseigneur ſtatt Monsieur. Noch keine Antwort. Als alle Grade der Titulaturen fruchtlos benutzt waren, ſchrieb er ganz verzweifelt: A mon Dieu, mon Dieu de Richelieu. Augenblicklich erſchien die Gehaltszuſicherung. — Bei Richelieu's unbändigem Stolze darf man ſich hierüber nicht zu ſehr wundern.

Buntes.

Malesherbes war einſt beim Erzbiſchof von Paris geladen. Nach der Tafel ſetzte ſich der Dichter in eine Ecke und ſchlief. Bald darauf weckte ihn der Erzbiſchof, um ihn mit in die Predigt zu nehmen. „Laſſen Sie mich nur,“ gab er zur Antwort, „ich will ſchon ohne Predigt ſchlafen.“

Ein Witzbold behauptete, daß Kartoffel-Branntwein ein juriſtiſches Getränk ſey, und ließ ſich um die Erklärung nicht lange bitten. Kartoffeln — ſagt er — ſind bekanntlich ein Land- und Stadt-Gericht, und daß ein ſolches eine juriſtiſche Inſtitution ſey, wird mir Niemand beſtreiten.“

Ein Schauſpieldirektor lud an ſeinem Geburtstage ſämtliche Schauſpieler zur Tafel ein. Unterm Eſſen bemerkte er den Souffleur, der nicht mit eingeladen war, ſich aber dennoch die Speiſen trefflich ſchmecken ließ, und fragte ihn: „Zum Teufel, wer hat Sie geladen?“ — Der Souffleur ſtand auf, machte eine Verbeugung und ſagte: „Ich dachte, weil die Herren Akteurs nicht ohne Souffleur agiren können, ſo können ſie auch ohne Souffleur nicht eſſen.“

Als der treffliche Ochſenheimer in Wien auftrat und Alles von ihm entzückt war, rief ein ſchlechter Schauſpieler: „Ach, wäre ich doch nur die Hälfte von dem großen Künſtler!“ — Der berühmte Komiker Weidmann erwiederte trocken: „Seyn Sie ruhig, die erſte Sylbe von ihm ſind Sie ja ſchon!“

Digitized by Google

Nro. 44.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Feiedrich der Große und ſeine Freunde. — Der Student von Cambridge. — Die deutſchen Eiſenbahnen. — Pot-Pourri.

Friedrich der Große und ſeine Freunde,

nach George Sand.

(Schluß.)

La Mettrie ſchloß die Thür, und der König begann: „Ihr wißt, daß Caglioſtro die Kunſt beſaß, den leichtgläubigen Leuten Bilder oder vielmehr magiſche Spiegel zu zeigen, auf welchen er abweſende Perſonen erſcheinen ließ. Er rühmte ſich, ſie in der Beſchäftigung oder dem Zuſtand zu zeigen, worin ſie ſich gerade in dieſem Augenblick befänden. Die eiferſüchtigen Frauen ließen ſich bei ihm die Untreue ihrer Männer oder Liebhaber enthüllen, und mancher Mann oder Liebhaber machte bei ihm ſeltſame Entdeckungen über das Betragen gewiſſer Damen. Wie dem auch ſeyn mag, die Sänger der italieniſchen Oper vereinigten ſich eines Abends und boten ihm ein hübſches Souper mit guter Muſik an, wenn er ihnen einige ſeiner Künſte zeigen wollte. Er ging darauf ein und beſtimmte dem Porporino, Conciolini, den Damen Aſtrua und Porporina einen Tag, um ihnen bei ſich Hölle oder Paradies nach Belieben zu zeigen. Auch die Familie Barberini war von der Partie. Fräulein Johanna Barberini verlangte den verſtorbenen Dogen von Venedig zu ſehen, und da Herr Caglioſtro die Todten ſehr gut wieder aufzuwecken verſteht, ſo ſah ſie ihn, fürchtete ſich ſehr vor ihm und kam ganz betäubt aus dem ſchwarzen Kabinet heraus, wo der Zauberer ſie mit dem Geſpenſt unter vier Augen gebracht hatte. Ich habe die Barberini, die ein wenig ſpotluſtig iſt, ſtark in Verdacht, daß ſie die Erſchrockene geſpielt, um ſich über unſere italieniſchen Sänger luſtig zu machen, die von Standes wegen nicht tapfer ſind und ſich entſchieden weigerten, ſich derſelben Probe zu unterwerfen. Signora Porporina mit jener ruhigen Miene, die Sie an ihr kennen, ſagte zu Caglioſtro, ſie würde an ſeine Wiſſenſchaft glauben, wenn er ihr eine Perſon zeige, an welche ſie in dieſem Augenblick denke und die ſie ihm nicht zu nennen brauche, weil er als Zauberer in ihrer Seele wie in einem Buche leſe. „„Was Sie von mir verlangen, iſt ſchwer““, antwortete Caglioſtro, „„und doch glaube ich Sie befriedigen zu können, wenn Sie mir bei dem Heiligſten und Schrecklichſten, was es giebt, ſchwören, nicht bloß die Perſon, die ich Ihnen zeigen werde, nicht anzureden, ſondern auch nicht die geringſte Bewegung, die geringſte Geberde, das geringſte Geräuſch während der Erſcheinung zu machen.““ Die Porporina ſchwur einen Eid und trat mit großer Entſchloſſenheit in das ſchwarze Kabinet. Es iſt nicht überflüſſig, Sie daran zu erinnern, meine Herren, daß dieſe junge Perſon einer der ſtärkſten und geradeſten Geiſter iſt, die man finden kann; ſie iſt unterrichtet, urtheilt vernünftig über Alles, und ich habe Gründe zu glauben, daß ſie keiner falſchen oder engherzigen Idee zugänglich iſt. Sie blieb alſo in der Kammer lange genug, um ihre Kameraden zu beunruhigen. Doch Alles ging im tiefſten Schweigen vor ſich. Als ſie herauskam, war ſie ſehr blaß und Thränen floſſen aus ihren Augen. Aber ſie ſagte ſogleich zu ihren Gefährten: „„Meine Freunde, wenn Herr Caglioſtro ein Zauberer iſt, ſo iſt er ein falſcher Zauberer; glaubet nicht an das, was er Euch zeigen wird.““ Sie wollte ſich nicht weiter erklären. Aber da mir Conciolini einige Tage nachher bei einem meiner Konzerte von dieſer wunderbaren Soiree erzählte, ſo nahm ich mir vor, die Porporina das nächſte Mal, wo ſie in Sans-Souci ſingen würde, zu befragen. Ich hatte Mühe, ſie zum Sprechen zu bringen. Endlich erzählte ſie Folgendes: „„Ohne Zweifel beſitzt Herr Caglioſtro außerordentliche Mittel, um Erſcheinungen hervorzubringen, die die Wirklichkeit ſo täuſchend nachahmen, daß ſelbſt die ruhigſten Geiſter davon erſchüttert ſeyn müſſen. Gleichwol iſt er nicht Zauberer, und ſeine Behauptung, in meinen Gedanken leſen zu können, gründete ſich nur auf die Kenntniß, die er gewiß von einigen Einzelnheiten meines Lebens hatte; aber es iſt eine unvollſtändige Kenntniß, und ich möchte Ihnen nicht rathen, Sire, („es iſt immer die Porporina, welche ſpricht“, bemerkte der König), ihn zu Ihrem Polzei-Miniſter zu nehmen, denn er würde grobe Schnitzer machen. Als ich ihn aufforderte, mir die abweſende Perſon zu zeigen, die ich zu ſehen wünſchte, dachte ich an den Maeſtro Porpora, meinen Muſiklehrer, der jetzt in Wien iſt, und ſtatt ſeiner ſah ich einen theuren Freund in der magiſchen Kammer erſcheinen, den ich in dieſem Jahre verloren habe.““ — „Zum Henker“, ſagte d'Argens, das iſt ja noch viel wunderbarer, als einen Lebendigen ſehen zu laſſen!“ — „Warten Sie, meine Herren. Der ſchlecht berichtete Caglioſtro hatte keine Ahnung davon, daß die Perſon, die er zeigte, todt ſey; denn als das Phantom verſchwunden war, fragte er die Porporina, ob ſie mit dem, was ſie erfahren, zufrieden ſey. „„Fürs Erſte, mein Herr““, erwiederte ſie, „„möchte ich es verſtehen. Erklären Sie mir es gefälligſt.““ — „„Das überſteigt meine Macht““, antwortete er; „„es genüge Ihnen zu wiſſen, daß Ihr Freund ruhig iſt und ſich nützlich beſchäftigt.““ Worauf die Signora entgegnete: „„Ach, mein Herr, Sie haben mir ſehr wehe gethan, ohne es zu wiſſen; Sie haben mir eine Perſon gezeigt, die ich nie wiederzuſehen dachte, und jetzt ſprechen Sie von ihr als von einer lebenden, während ich ihr vor ſechs Monaten die Augen zugedrückt habe.““ Da ſehen Sie, meine Herren“, fuhr Friedrich fort, „wie dieſe Hexenmeiſter ſich täuſchen, indem ſie Andere täuſchen wollen, und wie ihre Intriguen durch einen Umſtand vereitelt werden, der ihrer Geheimpolizei entgeht. Sie dringen bis zu einem gewiſſen Punkt in die Geheimniſſe der Familien und der Herzen ein. Da alle Geſchichten dieſer Welt ſich mehr oder weniger ähnlich ſind, und Leute, die ſich zum Wunderglauben hinneigen, nicht ſo ſtreng unterſuchen, ſo treffen ſie bei zwanzig unter dreißig Fällen das Rechte; aber in zehn Fällen unter dreißig ſchießen ſie fehl, ohne daß es ſehr bemerkt wird, während man von den gelungenen Proben viel Aufſehen macht. Es iſt ganz ebenſo, wie bei den Nativitätsſtellungen, wo man euch eine hergebrachte Reihe von Ereigniſſen vorherſagt, die jedem Menſchen begegnen müſſen, als Reiſen, Krankheiten, Verluſt eines Freundes oder Verwandten, eine Erbſchaft, ein Zuſammentreffen, einen intereſſanten Brief und andere Gemeinplätze des menſchlichen Lebens. Man ſehe aber, in welche Kataſtrophen und häusliche Verdrießlichkeiten ſchwache und leidenſchaftliche Geiſter durch dieſe falſchen Enthüllungen eines Caglioſtro gerathen. Ein Mann mag ſich hieran hängen und er wird ſeine unſchuldige Gattin tödten, eine Mutter kann wahnſinnig werden vor Schmerz, indem

Digitized by Google

ſie ihren abweſenden Sohn ſterben zu ſehen glaubt, und es giebt tauſend Unglücksfälle, die aus dieſer angeblichen Zukunftswiſſenſchaft der Zauberer entſtanden ſind. Darum geſtehen Sie, daß ich Recht hatte, aus meinen Staaten dieſen Herrn Cagliostro zu entfernen, der ſo treffend wahrſagt und ſo gute Nachricht von todten und begrabenen Leuten giebt."

„Alles dies iſt ſchön und gut", ſagte La Mettrie, „erklärt mir aber nicht, wie die Porporina Eurer Majeſtät dieſen todten Menſchen aufrecht ſehen konnte. Denn gerade, wenn ſie Feſtigkeit und Verſtand in ausgezeichnetem Maaße beſitzt, wie Eure Majeſtät verſichern, ſo ſpricht dies gegen das Argument Eurer Majeſtät. Der Zauberer hat ſich allerdings getäuſcht, indem er aus ſeinem Magazin einen Todten hervorzog, während man einen Lebenden verlangte, aber es iſt nur um ſo gewiſſer, daß er Macht hat über Leben und Tod, und darin kann er mehr als Eure Majeſtät, welche — Eure Majeſtät möge dies nicht übel deuten — zwar ſchon viele Menſchen im Kriege hat tödten laſſen, aber noch keinen einzigen wieder aufwecken konnte. — „Alſo werden wir an den Teufel glauben, mein lieber Unterthan", ſagte der König, über die komiſchen Blicke lächelnd, die La Mettrie dem Quintus Icilius zuwarf, ſo oft er das Wort Majeſtät mit Emphaſe ausſprach. — „Warum ſollten wir nicht an dieſen alten Gevatter Satan glauben, der ſo verläumdet iſt und ſo viel Geiſt hat?" bemerkte La Mettrie. — „Ins Feuer mit dem Manichäer", ſagte Voltaire, indem er eine Kerze an die Perrücke des jungen Arztes hielt. — „Nun, erhabener Fritz", nahm dieſer das Wort, „ich habe Euch ein ſchwer zu widerlegendes Argument aufgeſtellt: entweder iſt die reizende Porporina närriſch und leichtgläubig, und hat ihren Todten geſehen, oder ſie iſt eine Philoſophin und hat nichts geſehen. Aber ſie hat Furcht gehabt, das geſteht ſie ja ſelbſt." — „Sie hat keine Furcht gehabt", ſagte der König, „ſie war nur ſchmerzlich ergriffen, wie es Jeder ſeyn würde, der das treue Portrait einer geliebten Perſon zu Geſicht bekommt, von der er nur zu gut weiß, daß er ſie nicht mehr wiederſehen würde. Aber wenn ich Euch Alles ſagen ſoll, ſo glaube ich faſt, daß ſie hinterdrein Furcht bekommen hat, und daß ihre geiſtige Kraft aus dieſer Prüfung nicht ſo ſtark hervorgegangen iſt, als ſie hineinkam. Seit dieſer Zeit war ſie Anfällen trüber Melancholie unterworfen, die immer ein Zeichen von Schwäche oder Verwirrung in unſerem Verſtande ſind. Ich bin überzeugt, daß ihr Geiſt dabei gelitten hat, obwol ſie es läugnet. Man ſpielt nicht ungeſtraft mit der Lüge. Der Anfall, den ſie dieſen Abend hatte, iſt, wie ich glaube, eine Folge von allem dieſem, und ich möchte wetten, daß in ihrem zerrütteten Gehirn einige Furcht vor der magiſchen Macht ſteckt, die Herrn von Saint-Germain zugeſchrieben wird. Man hat mir geſagt, daß ſie ſeit ihrer Rückkehr in ihre Wohnung nicht aufgehört hat, zu weinen." — „O, daran, theure Majeſtät, werden Sie mir zu zweifeln erlauben", ſagte La Mettrie. „Sie haben ſie beſucht, folglich weint ſie nicht mehr." — „Du biſt ſehr begierig, Panurge, den Zweck meines Beſuchs zu kennen? Und auch Sie, d'Argens, obwol Sie nichts ſagen und thun, als wenn Sie nicht daran dächten? Und auch Sie vielleicht, theurer Voltaire, der Sie kein Wort ſagen und doch gewiß nicht weniger daran denken?" — „Wie ſollte man nicht gern Alles wiſſen wollen, was ein König wie Friedrich zu thun für gut hält?" antwortete Voltaire, der ſich zu gefallen bemühte, als er den König bereit ſah, zu reden; „vielleicht haben gewiſſe Menſchen nicht das Recht, etwas zu verbergen: da jedes Wort von ihnen eine Regel und jede ihrer Handlungen ein Beiſpiel iſt." — „Mein theurer Freund, Sie wollen mich ſtolz machen? Wer möchte es nicht ſeyn, wenn er von Voltaire gelobt wird? Das hindert nicht, daß Sie während der Viertelſtunde, wo ich abweſend war, ſich über mich luſtig machten. Nun, während dieſer Viertelſtunde, werden Sie doch doch nicht glauben, daß ich Zeit hatte, bis in die Nähe des Opernhauſes zu gehen, wo die Porporina wohnt, ihr ein langes Madrigal zu rezitiren und wieder zu Fuß zurückzukommen, denn ich war zu Fuß." — „Pah! Sire, das Opernhaus iſt gar nicht weit von hier, und ſie brauchen hierzu nicht mehr Zeit, als um eine Schlacht zu gewinnen." — „Sie täuſchen ſich, es gehört viel mehr Zeit dazu", erwiederte der König ziemlich kalt, fragen Sie Quintus Icilius. Was den Marquis betrifft, der die Tugend der Theaterdamen ſo gut kennt, ſo wird er Ihnen ſagen, daß mehr als eine Viertelſtunde dazu gehört, ſie zu erobern." — „Nun, Sire, es kommt darauf an." — „Ja, es kommt darauf an: aber ich hoffe zu Ihrer Ehre, daß Dlle. Cochois Ihnen mehr Mühe gemacht hat. Genug, meine Herren, ich habe Signora Porporina nicht geſehen, ich habe nur mit ihrer Dienerin geſprochen und mich nach ihrem Befinden erkundigt." — „Sie, Sire?" rief La Mettrie. — „Ich habe ihr ſelbſt ein Flacon bringen wollen, von dem ich mich plötzlich erinnerte, ſehr gute Wirkungen erfahren zu haben, als ich an Magenkrämpfen litt, bei welchen ich zuweilen die Beſinnung verlor. Nun, ihr ſprecht kein Wort? Ihr ſeyd Alle verdutzt? Ihr möchtet gern meiner väterlichen und königlichen Güte Lobſprüche ertheilen, und wagt es doch nicht, weil ihr mich im Grunde des Herzens äußerſt lächerlich findet?" — „Meiner Treu, Sire, wenn Sie verliebt ſind wie ein gewöhnlicher Sterblicher, ſo ſehe ich darin weder einen Anlaß zu Lob noch zu Spott." — „Wohlan, mein guter Panurge, ich bin durchaus nicht verliebt, weil ich doch offen reden muß. Ich bin ein gewöhnlicher Sterblicher, das iſt wahr; aber ich habe nicht die Ehre, König von Frankreich zu ſeyn, und die galanten Sitten, die einem großen Monarchen, wie Ludwig XV. geziemen, würden einem kleinen Markgrafen von Brandenburg ſchlecht anſtehen. Ich habe eine ganz andere Heerde zu weiden und keine Muße, in den Hainen der Cythere einzuſchlafen." — „Dann begreife ich Ihre Beſorgniß für dieſe kleine Opernſängerin nicht", ſagte La Mettrie, „und wenn es nicht in Folge einer muſikaliſchen Schwärmerei iſt, ſo ſtimme ich für die Liebhaberei Ludwig's XV." — „Da dem ſo iſt, ſo wiſſet, meine Freunde, daß ich weder Geliebter noch Liebhaber der Porporina, aber daß ich ihr ſehr zugethan bin, weil ſie mir bei einer Geſchichte, die zu lang iſt, als daß ich ſie Euch jetzt mittheilen könnte, das Leben gerettet hat, ohne mich zu kennen. Das Abenteuer iſt bizarr, und ich will es Euch ein ander Mal erzählen. Heute Abend iſt es zu ſpät, und Herr von Voltaire ſchläft ein. Es genüge Euch, zu wiſſen, daß, wenn ich hier und nicht in der Hölle bin, wohin die Gläubigen mich längſt ſchicken wollten, ich es dieſem Mädchen verdanke. Ihr werdet es nun nicht mehr für ſo unbegreiflich halten, wenn ich, da ich ſie in einem bedenklichen Zuſtand weiß, ſelbſt nachſehe, ob ſie nicht todt iſt, und ihr ein Flacon von Stahl bringe*), ohne darum in euren Augen für einen Richelieu oder Lauzun gelten zu wollen. Allons, Meſſieurs, ich wünſche Euch gute Nacht. Es ſind achtzehn Stunden, daß ich nicht aus meinen Stiefeln gekommen bin, und in ſechs Stunden muß ich ſie wieder anziehen. Ich bitte Gott, daß er Euch in ſeinen heiligen und würdigen Schutz nehme, wie man die Briefe zu ſchließen pflegt."

*) Stahl und Hoffmann waren die beiden berühmteſten Aerzte der Zeit Friedrich Wilhelm's I. Das Flacon von Stahl beruht unſtreitig auf einer Verwechslung mit Hoffmann's noch heutzutage berühmten Tropfen, wogegen die Pillen des Erſteren einen ſolchen europäiſchen Ruf hatten, daß ſie Voltaire oft von Friedrich dem Großen erbeten hat D. R.

Der Student von Cambridge.

Hiſtoriſche Novelle von A. Raphael.

(Schluß)

II.

Nach einem Aufenthalte von ungefähr vier Wochen kehrte die Königin von Orford nach London zurück, wo ſie am 22. Oktober in Mitten ihres glänzenden Hofſtaats, in welchem auch Lillie nicht fehlte, ihren Einzug hielt.

Schon am nächſten Morgen beſtürmte der Geheime-Rath die Königin dringender als je, ſich zum Wohle des Reiches als-

Digitized by Google

bald zu vermählen. Die Grafen von Pembroke, Arundel, Leiceſter und Worcheſter unterſtützten dieſes Geſuch in der Hoffnung, daß Eliſabeth einen unter ihnen zum Gemahl erwählen würde. William Cecil, der, als Staatsſekretär mehr als irgend Einer Einfluß auf die Staatsangelegenheit beſaß und der die Beſorgniß hegte, daß der künftige Gatte der Königin ſich der ausſchließlichen Leitung des Staatsruders bemächtigen werde, William Cecil war der Einzige, der ſeine ganze Macht und Ueberredungsgabe aufbot, um Eliſabeth von der Einwilligung in eine eheliche Verbindung abzuhalten, und ſelbſt Huick, der Leibarzt, dem die Königin ein unbedingtes Vertrauen ſchenkte, war von Cecil für die Plane ſeines Ehrgeizes gewonnen.

Nach aufgehobenem Miniſterrathe, worin die verhandelte Frage durchaus unentſchieden geblieben war, verſank die Königin, als ſie ſich allein befand, in tiefes Nachdenken. Ihre Seufzer, ihre Thränen, ließen leicht errathen, daß ſich in ihrer Seele ein heftiger Kampf zwiſchen Vernunft und Liebe entſponnen habe. In kurzem inbrünſtigem Gebet ſank ſie vor ihrem Betaltar nieder, von dem ſie bald, wie neu geſtärkt, ruhig und entſchloſſen wieder aufſtand. Dann ſchritt ſie auf eine Seitenthür ihres Gemaches zu, rief eine ihrer Kammerfrauen, die Montjoie, und befahl ihr, auf der geheimen Treppe John Lillie, den Geheimſekretär, zu ihr zu führen. Als ſie kurz darauf den Gerufenen ſich nahen hörte, eilte ſie ihm entgegen. Auf ein Zeichen der Königin zog ſich die Kammerfrau in ein Nebengemach zurück, um dort des Augenblicks zu harren, wo ſie den ſo eben Eingeführten auf dem geheimen Wege wieder zurück geleiten ſollte.

— Woher das Blut, welches ich auf Eurer Stirn ſehe? fragte Eliſabeth mit ſchlecht verhehltem Entſetzen, als ſie ſich mit ihm allein befand.

— Dies Blut, ſtammelte Lillie, unwillkürlich die Hand auf ſein Herz legend, dies Blut... ach, ich weiß nicht... ein kleiner Riß...

— Blutet nicht ſo heftig, Sir John. Sprecht, Lillie, wer hat Euch verwundet? Seid gewiß, daß ſchwere Rache...

— O Königin, es bedarf nicht mehr der Rache. Ein Elender, der es gewagt, auf Eure Majeſtät zu ſchmähen, er fiel, von meiner Hand beſtraft.

— Alſo meinetwegen wagtet Ihr Blut und Leben? rief die Königin, die ihre Freude darüber nicht bergen konnte, bald aber ſetzte ſie mit kalter Würde hinzu: Nun denn, ſo darf ich hoffen, daß Ihr in Zukunft, wenn ſchwere Gefahren mich und meinen Thron bedrohen, mir gleiche Treue und Tapferkeit beweiſen werdet.

— Ich werde meiner Königin ſtets zu gehorchen wiſſen, entgegnete John Lillie, ſeine Augen zu Boden ſenkend.

Auch Eliſabeth ſchwieg, den Blick zur Erde geheftet.

— John Lillie, begann ſie endlich in merkbarer Verwirrung, ich habe Euch rufen laſſen, um mir bei Euch Rath zu holen eines dringenden Geſuches wegen, womit meine Räthe mich heute Morgen beſtürmt haben.

— Ich Euch rathen, hohe Königin? entgegnete John zaghaft und ſchüchtern.

— Ihr ſcheint leidend, fragte Eliſabeth nach kurzer Pauſe.

— Ja, Majeſtät, ich fühle mich in der That ſehr angegriffen.

— Und die Urſache Eures Schmerzes?

— Ein Traum, entgegnete Lillie erbebend.

— Ein Traum? Ich bitte Euch, Sir John, erzählt.

— Ich war... das, was ich bin, begann John Lillie, der treueſte Eurer Unterthanen und liebte mit der ganzen Gluth der erſten Liebe ein Weib, ſchöner als alle Seraphim der Himmelswelt. Ihr Antlitz, obgleich von Engelreiz umfloſſen, ſchien oft ernſt und ſtreng, doch milderten die blonden Ringellocken, die ihr Haupt umwallten, den majeſtätiſch ernſten Ausdruck ihrer Züge. Dieſe Frau, ſtets mild und gütig, hatte mich einſt auf einem Spaziergange erblickt und mich freundlich angeredet. Sie that noch mehr! Trotz meiner bleichen, von Sorge und Kummer abgezehrten Züge und ungeachtet der Lumpen, die als Kleidung mich bedeckten, erlaubte ſie mir, den Saum ihres Purpurmantels zu erfaſſen und mich zu ſich zu erheben, denn ſie war... eine hohe, edle, huldvolle Frau.

— Und dann? fragte Eliſabeth, die nicht zu athmen wagte.

— Und dann? Das Gefühl der Verehrung und des Dankes, das mich für meine wohlthätige Beſchützerin beſeelte, verwandelte ſich bald in glühendheiße, wahnſinnige Liebe, in eine Liebe, die den Tod in ihrem Schooße birgt.

— Ja, *Lillie, Ihr ſprecht wahr, es giebt eine Liebe, welche tödtet!* Doch erzählt mir weiter... wie endet Euer Traum?

— Das Ende meines Traumes? Ich ſehe ſie noch jetzt, die hohe Frau, wie ſie ihre Blicke voll Zauber zuweilen auf mich ruhen läßt, ein Zauber, der mich glauben laſſen könnte an die höchſte Erdenſeligkeit; zuweilen aber blickt ſie mich voll Schwermuth und voll ſanften Mitleids an, denn ſie weiß es wohl, die hohe Frau, welch weite Kluft uns trennt.

— Ja, Lillie, ſie weiß es, rief Eliſabeth voll Entzücken. Dieſe Frau ernennt, um Deine Liebe, Deine Treue würdig zu belohnen, zum König ihres Reiches Dich, Dich, Dich!

— Was ſagt Ihr, Königin, rief Lillie aus, der Monarchin zu Füßen ſinkend, das kann nicht ſeyn, das iſt unmöglich!

— Ich bin Königin!

— Gedenket Eures Volkes, Eures Ruhmes und der Nachwelt; bedenkt, daß ſelbſt Euer Leben...

— Ich liebe Dich, John, ſagte Eliſabeth, voll Inbrunſt einen heißen Kuß auf Lillie's Stirne drückend. Doch nun geh'! Die Nacht bricht an, mit ihr die Stunde, wo die Miniſter ſich verſammeln zum Conſeil. Dort iſt es, wo ich Dich wiederſehen werde; dort, in Deiner Gegenwart, will ich ihnen Antwort künden auf ihr Geſuch und ſie wiſſen laſſen den feſten, unabänderlichen Entſchluß meines königlichen Willens. Leb' wohl, leb' wohl, mein John!

III.

Es war nahe um Mitternacht. Die Königin präſidirte im Miniſterrathe. Jede Minute, die in den Schoos der Zeit hinabrollte, vermehrte ihre ſichtbare Unruhe. Wie von geheimer Qual bewegt, ſchaute ſie oft nach der Thür des Gemachs, als ob ſie Jemandes Eintritt erwarte; dann öffnete ſie zuweilen den Mund, als ob ſie an ihre Räthe eine Frage richten wolle, aber jedes Mal ſchien die Frage auf ihren bebenden Lippen zu erſterben. Die Mitglieder des Geheimen Staatsrathes, unvermögend, ſich die ſeit dem am Morgen ſtattgehabten Conſeil mit der Königin vorgegangene auffallende Veränderung zu erklären, betrachteten mit ängſtlicher Sorge die hochverehrte Fürſtin. Nur zwei von ihnen lächelten und ſandten ſich verſtohlene Blicke zu. Das dumpfe Schweigen, das ſeit einigen Minuten ringsum im Saale herrſchte, weckte die Königin endlich aus ihrem dumpfen Hinbrüten. In demſelben Moment erſchien auch der Graf von Arundel in der Hauptthür des Conferenzzimmers. Eliſabeth ſchaute mit feurig verlangenden Blicken hin, doch als ſie ihre ſüße Erwartung getäuſcht ſah, ſagte ſie mit erkünſtelter Gleichgültigkeit:

— Ah, eben recht, Graf von Arundel. Ihr kommt aus London. Saht Ihr meinen... Geheimſchreiber?

— Nein, Königin!

— O, dann iſt er das Opfer einer teufliſchen Schandthat geworden! herrſchte ihm die Königin zornentflammt entgegen; doch früh oder ſpät werde ich das Bubenſtück enthüllen, und dann Wehe, Wehe den Schuldigen!

— Eliſabeth erhob ſich ungeſtüm von ihrem Lehnſtuhle und verließ, ihren Räthen drohende Blicke zuwerfend, das Gemach.

IV.

Am andern Morgen fand man in der Themſe den Leichnam eines jungen Mannes, dem ein Degenſtich das Herz durchbohrt hatte.

Digitized by Google

Bald darauf wurde ein Coroner herbeigeholt; dieſer unterſuchte den Körper und deſſen Kleidung, um ſich nähere Auskunft über die Perſon des Ermordeten zu verſchaffen. Vergebens! Das Einzige, was ſich in der Seitentaſche des Bruſtwamſes befand, war ein in gewählten Verſen abgefaßtes, von überſchwenglicher Begeiſterung und ſeligem Entzücken durchwehtes Lobgedicht auf die hohen Tugenden und Reize der Königin Eliſabeth, ein Gedicht mit dem Refrain:

„Tauſend Mal ſey mir geſegnet der Tag,
Wo meiner Herrin Mund mir verkündet
Ewige Liebe!"

— Er war verrückt, ſagte der Coroner.

V.

An jenem Tage that die Königin Eliſabeth das Gelübde, ſich nie zu vermählen.

Man weiß, daß ſie Wort gehalten.

Die deutſchen Eiſenbahnen.

Die erſte Schienenbahn, welche in Deutſchland mit Dampfkraft befahren wurde, iſt bekanntlich die Nürnberg-Fürther geweſen, im Jahr 1837. Seitdem ſind nun ſechs Jahre verfloſſen. Man muß geſtehen, daß wir uns in Bezug auf das Eiſenbahnweſen gründlich gerührt und es auch den Engländern in Hinſicht auf Rüſtigkeit und Eifer, womit überall der Bau angegriffen worden iſt, bedeutend zuvorgethan haben. Wir beſitzen nun bereits zweiundzwanzig Eiſenbahnen, deren Länge vierhundert und vierzig Stunden beträgt. Eine eben ſo große Strecke iſt theils im Bau begriffen, theils projektirt; und binnen höchſtens vier oder fünf Jahren werden die einzelnen Glieder des deutſchen Eiſenbahnſyſtemes mit einander verbunden ſeyn; z. B. Wien-Trieſt, Prag-Dresden, Köln-Berlin, Berlin-Hamburg, Frankfurt-Baſel, die bayeriſche Nordbahn wird bis zum Bodenſee laufen; Mannheim und Ulm, alſo Rhein und Donau, wie in Norden und Nordweſten Oder, Elbe, Weſer, Rhein mit einander verknüpft ſeyn; ja, die Spree ſoll mit der Weichſel und weiter mit dem Pregel verbunden werden. Man denke nur: Königsberg mit Oſtende an der Nordſee, mit Baſel am Rhein und Lindau am Bodenſee, mit Trieſt am adriatiſchen Meere, mit Peſth und Ofen in Ungarn; der ſchleswig-holſteiniſche Kanal durch einen ununterbrochenen Schienenweg mit Orleans, alſo Loire, mit Rouen, alſo Seine, mit Peſth, alſo Niederdonau und reſp. dem ſchwarzen Meere verbunden! Es liegt auf der flachen Hand, daß dadurch Umgeſtaltungen bewirkt werden müſſen, die ſich jetzt noch gar nicht berechnen laſſen. Bis heute iſt für die vollendeten, 440 Stunden langen Schienenwege eine Summe von 132,000,000 Gulden rhein. verausgabt worden, die aber ein Kapital bilden, wie es nie ein produktiveres gegeben hat. Den Franzoſen hat vor zwei Jahren ihre blinde Kriegsrüſtung auf unnütze Weiſe mehr Geld verſchlungen, England hat die Hälfte dieſer Summe in Afghaniſtan vergeudet, Rußland braucht mehr im blutigen Kampfe gegen die tapfern kaukaſiſchen Bergvölker. Wenn unſer deutſches Eiſenbahnſyſtem erſt vollendet iſt, ſo wird es vielleicht 400,000,000 fl. koſten, — eine Summe, die groß erſcheint, und doch, genau beſehen und die Vortheile, welche aus ihr erwachſen, wohl erwogen, ungemein gering iſt. Sie beträgt etwa anderthalbmal die Jahreseinnahme ſämtlicher Staaten des deutſchen Bundes, und ein einjähriger Krieg, der nichts nutzen würde, koſtete wenigſtens eben ſo viel, wo nicht noch mehr an Geld; Blut und Leben, Verkehrsſtörungen und anderes Unglück gar nicht in Anſchlag gebracht. Was die Herſtellungskoſten betrifft, ſo ſind dieſe bei den einzelnen Bahnen ungemein verſchieden. Sie betragen für die Stunde bei Köln-Aachen, wegen der Tunnels ꝛc., 842,000 fl., bei Düſſeldorf-Elberfeld 690,000 fl., bei Leipzig-Dresden 398,000 fl., bei Berlin-Potsdam 413,000, bei Nürnberg-Fürth 155,000, bei Berlin-Stettin 180,000 fl. Die Pferdebahn von Prag-Lahna koſtet für die Stunde nur 34,500, Locomotive, Bahnhöfe ꝛc. ſind mit eingerechnet.

Pot-Pourri.

Der ſorgſame Diener.

Ein Deutſcher, der zwei Monate in Paris bleiben wollte, nahm auf dieſe Zeit einen rothköpfigen Franzoſen in Dienſt. Da ihm Streichfeuerzeug Bedürfniß iſt, ſo beauftragte er ſeinen Rothkopf dergleichen zu holen. Die gebrachten Hölzchen fand er ſchlecht und verlangte andere. Die andern waren nicht viel beſſer, und ärgerlich, rief der Deutſche: „Bring' mir gute Hölzchen, auch wenn der Pack einen Franken koſtet." Der Rothkopf brachte eine dritte Sorte mit der Verſicherung, dieſe brennten ganz herrlich. Beruhigt legte der Deutſche ſich zu Bette. Nachts wachte er auf und wollte ſich Licht anmachen, um zu leſen. Er ſtrich eins der geprieſenen Hölzchen, aber es gab keine Flamme. Er verſuchte es mit einem zweiten; desgleichen. Und ſo ging es fort mit dem ganzen Hundert. Der Deutſche mußte abwarten, bis Aurora die Finſterniß bannte. Sein erſtes Geſchäft am Morgen war, den Rothkopf fortzujagen. Der Rothkopf aber verklagte ſeinen Herrn auf Auszahlung ſeines zweimonatlichen Lohnes, und behauptete vor Gericht (wahrſcheinlich auf Eingebung eines Advokaten), der Deutſche ſey ohne Zweifel ein Narr, der aus Nationaleitelkeit die franzöſiſchen Streichhölzchen durchaus untauglich finden wolle. Der Deutſche trug ſeinerſeits die Sache vor, wie ſie war. — „Worauf gründete ſich Deine Verſicherung, daß die Hölzchen ganz herrlich brennten?" fragte der Richter. „Worauf?" erwiederte der Rothkopf: „Ei, ich hatte ſie ja alle vorher probirt!" So erzählt die Gazette des Tribunaux.

Naturgeſchichtliches.

Eine merkwürdige von Herrn Guislain beobachtete Erſcheinung iſt, daß ein Hühnerei, das eine Elſter ausbrütet, einen Hahn ergab, der alle andern Thiere derſelben Art bewältigte. Wenn die Eier von Tauben hohen Flugs von ſchwerfälligen Vögeln ausgebrütet werden, ſo können ſie nicht mehr von der Erde aufſliegen, und umgekehrt, wenn Hühnereier von Tauben ausgebrütet wurden, ſo hat man bemerkt, daß ſie höher flogen, und ſich länger in der Luft halten konnten, als andere Vögel ihrer Art.

Kurze Kritik.

Dr. Wagner recenſirt ein neues Stück „des Muſikanten Braut", in Frankl's Sonntagsblättern kurz und bündig: „Drei Worte nenn' ich Euch inhaltsſchwer: Unter aller Kritik!"

Die Mädchen

— — — — großer Gott!
Wer mag ſie definiren?
Bald ſind ſie launiſch, voll von Spott,
Bald reizend, zum Verführen;
Von Bös und Gut ein Mangelmuß,
Bald Engel, bald auch ......;
Bald rein am Geiſt, bald ſchwarz wie Ruß,
Im Innern voller Zweifel;
Bald wandeln ſie bei Mondenſchein
Gar gern mit Lieb' im Herzen;
Bald lieben ſie den Glanzverein
Von einer Menge Kerzen;
Sie ſind oft arg und wunderlich,
Doch lieblich anzuſehen;
Wer ſie erblickt, der freuet ſich
Und muß doch auch geſtehen,
Daß ſie wohl eine Plage ſind,
Trotz aller Süßigkeiten,
Die ſie, ſo hold, wie Abendwind,
Oft pflegen zu verbreiten.
Ach, ihnen bin von Jugend auf
Ich immer gut geweſen,
Denn, ſetzen ſie auch's Köpfchen auf,
So ſind's doch — — holde Weſen.

Digitized by Google

Nro. 45.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der circaſſiſche Anführer. — Die Korallen-Fiſcherei in Dalmatien. — Pot-Pourri. — Buntes.

Der circaſſiſche Anführer.

Eine hiſtoriſche Thatſache aus der neueſten Zeit.

Nach dem Franzöſiſchen des Vicomte Walsh.

Der Stamm der Lesghier, der einen Theil von Circaſſien bewohnt und deſſen Erdſtrich an die Gränzen des ungeheuren Reichs der Czaare ſtößt, hatte, als eine glückliche und kaum zu erklärende Ausnahme, bis vor einigen Jahren ſeine Einfachheit der Sitten und ſeine angeborene Treue und Unſchuld bewahrt; man hätte ſagen können, daß die Engel des Himmels ganz beſonders über dieſen Erdſtrich gewacht und ihn vor den verderblichen Grundſätzen bewahrt hätten, welche die Luft wie eine zweite Cholera verpeſten. Dank dieſer höheren Obhut, dieſer heilbringenden Wachſamkeit unſichtbarer Schutzengel; das Land der Lesghier genoß dafür eine innere Ruhe und Zufriedenheit, wie man ſie bei wenigen andern Völkern findet. Es betete ſeinen Schöpfer an und diente ſeinem Fürſten, der über den ganzen Stamm geſetzt war.

Bei ihm ehrte man die Greiſe, achtete die Frauen und erzog die Kinder in der Liebe zum Guten. Hier waren die jungen Leute tapfer, ohne anmaßend zu ſeyn, die jungen Mädchen ſchön, ohne zu wiſſen, daß ſie es waren, und in dem ganzen Lande herrſchte Wohlſtand, nirgends aber war Reichthum und Pracht entfaltet, um die Habſucht des Auslandes zu reizen. Man ſagte, ſobald man von den Lesghiern ſprach: ſie ſind zufrieden, fügte aber nie hinzu: ſie ſind reich. Hätte man es laut ausgeſprochen, daß unter ihren wohlbebauten Feldern Gold- und Silber-Minen verborgen lägen, ſo würde das jedenfalls Anlaß zu Feldzügen gegen ſie und zu Einfällen in ihr Gebiet gegeben haben; da man aber nur ihre Ruhe und guten Geſetze gerühmt hatte, ſo ließ man ſie ihren Frieden ungeſtört genießen. So ſind die Menſchen, das Gold ſetzt ſie mehr in Bewegung als das Glück.

Vor mehreren Jahren hatte Rußland ſeine Waffen gegen Circaſſien — das Land der ſchönen Frauen, aber auch das der guten Soldaten — gewandt. Die Truppenmaſſen, die das große Reich dieſer Gegend zugeſandt hatte, waren nur langſam vorgeſchritten und wenn man einem der Politik entlehnten Gerüchte Glauben beimeſſen darf, ſo hatten engliſche Offiziere ſich zu Cirkaſſiern ſtempeln laſſen, um gegen die Ruſſen fechten zu können. Zwiſchen dem brittiſchen Leoparden und dem Adler des Nordens hat von jeher eine große Eiferſucht obgewaltet, die nie anfhören, ſondern von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben wird.

Unter den Stämmen Circaſſiens hat der der Leshgier mehr als jeder andere Beharrlichkeit in dem Widerſtande gegen Rußland gezeigt und dieſe edle Ausdauer in der Bekriegung ihres Feindes war jedenfalls in den alten Sitten zu ſuchen, die ſich in ihrer Reinheit erhalten hatten. Hätten ſie, wie ſo viele andere Völker, ſich zur Annahme von Verbeſſerungen bereitwillig finden laſſen, die ihnen vom Auslande her geboten wurden, ſo würden ſie zu unſerer Zeit nicht ſo viel Muth beſeſſen haben, um gegen den Feind anzukämpfen.

Eines Tages verbreiteten ſich Kriegsgerüchte in den ruhigen Thälern der Lesghier; es war dies in dem Augenblicke der Erndten. Anfangs wollten die Ackerbebauer dieſen beunruhigenden Gerüchten keinen Glauben beimeſſen: man ſagte, daß der ruſſiſche Czaar durch ſeine Soldaten einen Theil des leshgiſchen Gebiets habe verheeren laſſen, daß ſchon Blut gefloſſen, Dörfer in Aſche gelegt, Erndten zerſtört und ganze Völkerſchaaren als Gefangene weggeführt wären, um einige der Wüſten Rußlands zu bevölkern.

Da dieſe Gerüchte aber an Wahrſcheinlichkeit und Beſtimmtheit zunahmen, ſo verſammelten ſich die Alten zu einer Berathung:

Seit Jahrhunderten halten die Lesghier den Glauben feſt, daß die, welche eine Reihe von Jahren an ſich haben vorübergehen ſehen, mehr wiſſen als die Jugend, und ihr Rath beſteht daher aus Männern, welche alternd reich an Wiſſen und Erfahrungen geworden ſind. Ungeachtet, oder vielmehr auf den Grund dieſer Erfahrung, erkennen es die Alten ſehr wohl, daß, wenn ſie auch mehr als die Jugend wiſſen, doch Gott ihnen wieder an Einſicht überlegen iſt und deshalb beginnen ſie bei vorkommenden Berathungen ihre Verſammlungen damit, daß ſie ſich zur Erde werfen und zu dem, der das Licht aus Nichts erſchuf, um Erleuchtung flehen.

Das Ergebniß der erſten Berathung war, daß während Kundſchafter an die Gränzen ausgeſandt wurden, ohne Zeitverluſt im Innern des Landes Alles zum Kriege vorgerichtet werden ſollte. Einer der Alten hatte in der Verſammlung geäußert: „da das Land bedrohet iſt, ſo wird man den Bewohnern der Felder müſſen wiſſen laſſen, daß das Feſt, welches alle Jahre den Erndten vorausgeht, nicht ſtatt haben wird.“

„Nein, nein, laßt es uns beibehalten,“ hatte ihm Amahim, der weiſeſte der Alten, entgegnet, „laßt das Volk mit ſeinen feſtlichen Kleidern und Geſinnungen kommen; es möge mit ſeinen Frauen, jungen Mädchen, jungen Leuten und Kindern erſcheinen; ſie mögen mit ihren Blumenkränzen und den mit Bändern umwundenen Sicheln kommen; ſobald die Menge der Schnitter verſammelt ſeyn wird, werden wir ihnen im Angeſicht des Altars Gottes — der ihre Arbeiten und ihre Felder mit Ueberfluß geſegnet hat — ſagen: „„Wollt Ihr, daß dies Alles dem Feinde gehören, und Eure Mühe und Arbeit nur den Ruſſen Nutzen bringen ſoll? Wollt Ihr, daß ſie da befehligen ſollen, wo Ihr frei waret und ſich Alles deſſen bemächtigen, was Ihr ſelbſt geſchaffen und Eure Väter Euch hinterlaſſen haben?““ Damit das Volk ſein Vaterland vertheidige, laſſet ihm ſeine Gebräuche und ſeine Feſte; laſſen wir daſſelbe den Werth der Freiheit fühlen, die es genießt, damit es ſie auch mit Tapferkeit vertheidige.“

Dieſe Meynung hatte in dem Rathe geſiegt und das Feſt der Erndten wurde nicht abbeſtellt.

So hatte alſo dieſe große Feierlichkeit des Landes ſtatt, als wenn gar keine beunruhigende Nachrichten eingegangen wären.

Bald kamen von der Höhe der mit Fichten bepflanzten Gebirge die Völker herunter, die ihre Hütten von Birkenholz auf den höchſten Punkten erbauet hatten, um hier Getreide bauen zu können. Sie brachten den Bewohnern der Ebene die wilden Früchte ihrer ſchneeigen Gebirge. Zwiſchen den Bewohnern dieſer eiſigen Berge und denen der niederen und reichen Felder fand ein brüderlicher Austauſch, ein von alten Zeiten herſtammender Handel ſtatt, bei wel-

Digitized by Google

chem kein Geldſtück gezahlt wurde, ſondern wo man aromatiſche Kräuter und Harze gegen die der bebaueten Felder austauſchte.

Der Tag des Feſtes — der freudig durch Männerſtimmen verkündet war — brach an. Die Lesghier und ihre Frauen hatten ihre ſchönſten Kleider angelegt und die Prieſter in der Mitte der Ebene einen Altar errichtet; der Himmel, der ſich über ihm erhob, war nicht von Goldſtoff oder Sammet, ſondern von grünen Büſchen und Blumen, ein Werk der jungen Mädchen aus der Umgegend. Um zum Altar zu gelangen, mußte man fünfzig Stufen in die Höhe ſteigen; von hier aus ſollte das Zeichen zur Erndte gegeben werden. Jeder Familienvater befand ſich mit den Seinigen auf ſeinen Aeckern, ſobald der älteſte der Prieſter das Gebet beendigt hatte. Hierauf begann der Aehren-Geſang, der Lob- und Danklieder gegen die Vorſehung enthielt, die die Erndte gnädiglich beſchützt, vor jedem Nachtheil bewahrt, zur Reife hat gelangen laſſen und ſo des Segens Fülle über das ganze Land ausgeſchüttet hatte. Die Schlußworte davon lauteten: „Danket der Vorſehung, denn ihre Güte währet ewiglich.“ Gegen fünftauſend Stimmen in der Ebene wiederholten dieſe Worte, daß ſie laut zum Himmel drangen.

Hierauf gab der Erſte der Prieſter von der Höhe der Altarſtufen herab, das Zeichen, und es war in der That ein erhebender und merkwürdiger Anblick, dieſe Tauſende von Schnittern ſich auf einmal bücken und die gereiften Aehren unter ihren Sicheln fallen zu ſehen. Indeſſen fuhren die Sänger und Prieſter, welche um den Altar herumſtanden, fort, Hymnen zur Ehre Gottes zu ſingen.

Während dieſer religiöſen Ceremonie kehrten die ausgeſandten Kundſchafter wieder zurück und beſtätigten alle die Nachrichten, welche ſeit zwei Tagen hier in Umlauf waren.

Es war nur zu wahr, daß die ruſſiſchen Soldaten einen Einfall in das Land gemacht und da ſie überall auf Widerſtand geſtoßen waren, auch allenthalben ein ſchreckliches Blutbad angerichtet hatten.

Vergebens würde der Rath dieſe Nachrichten geheim gehalten haben, er konnte es nicht, wollte es aber auch nicht; deshalb ließ er auch nur den erſten Tag des Feſtes vorüber und machte den anderen Morgen bekannt, daß der Feind die Gränze überſchritten habe und daß man ſich augenblicklich auf den Marſch begeben müſſe, um ihn wieder zurück zu drängen.

„Geſtern führtet ihr die Sichel, heute leget ſie bei Seite, ihr Männer;“ ſo lautete das Manifeſt der Alten; „leget ſie nieder, um dagegen das Schlachtſchwerdt zu ergreifen. Gehet, Gott wird mit Euch ſeyn und Eure Arme ſtärken, denn Ihr vertheidigt ja das Land, das Euch in das Leben treten ſah, den geheiligten Boden, der die Gebeine Eurer Väter neben den Wiegen Eurer Kinder bewahrt. Gehet, der Feind wird unter Euren Schlägen fallen, wie geſtern ſich die Aehren unter Euren Sicheln neigten.“

Der Tag verging mit Vorbereitungen zum Marſche, und den Abend, als der Mond über den Fichten der Gebirge hervortrat, glänzten die eiſernen Spitzen der Bajonetten und Lanzen in ſeinem Scheine, wie die ſich ſpiegelnden Schuppen einer langen Schlange, die ſich die ſteigende Höhe hinaufwindet.

Krisnoë, der Gatte der älteſten Tochter Amahim's, war zum Anführer der 2000 Mann ernannt worden, die ſich an die Gränze begeben ſollten. Seit ſeiner zarteſten Jugend war er an den Schlachtenruf gewöhnt, denn er war dem Bruder ſeiner Mutter in die Schlachten von Perſien gefolgt. Von dem friedlichen Stamme der Lesghier konnte ihm Keiner in der Kriegskunſt gleichgeſtellt werden. Mit Freuden hatte das Volk ſeine Ernennung vernommen, und da er jung, ſchön und kräftig an der Spitze der Armee erſchien, ſo wurde er mit einem lauten und begeiſterten Rufe begrüßt und bewillkommnet. Unter der Menge, die ſich verſammelt hatte, um dieſe Krieger, die den Zurückbleibenden ſo theuer und werth waren, aufbrechen zu ſehen, befanden ſich auch eine große Anzahl von Frauen, Müttern, Schweſtern und Gattinnen. Alle waren erſchienen, nicht etwa um ihre Söhne, ihre Gatten und Brüder zurück zu halten, wohl aber um ihnen Glück zu wünſchen und ſie dem zu empfehlen, der über den Krieger in der Schlacht wie über das Kind in der Wiege wacht.

Unter den Frauen zeichnete ſich Amaya, die Tochter Amahim's und Gattin Krisnoës, aus, von allen Töchtern Circaſſiens war ſie die ſchönſte; Gott hatte ihr Schönheit, Tugend, Anmuth und Verſtand verliehen; man behauptete, ſie ſey vom Himmel begeiſtert und ihre Geſänge waren ſo ſchön und lieblich, daß man hätte glauben können, ſie ſtammten von himmliſchen Geiſtern ab. Sie hatte ſich mir ihrer Mutter und ihren jüngeren Schweſtern an dem Fuße einer großen Ceder aufgeſtellt und rief, als Krisnoë an ihr vorüberging:

„Möge der Arm Gottes ſich über das Haupt Aller derer ausbreiten, welche jetzt von uns ſcheiden, möge dieſer göttliche Arm ſie ſchützen, und ihnen Kraft zum Siegen verleihen; mögen die Engel, die ſo lange über die Lesghier gewacht, mit ihnen ſeyn; wir, die wir verhindert ſind, ihnen folgen zu können, wollen inzwiſchen für ſie beten. Männer, die Ihr jetzt zur Vertheidigung des Vaterlandes aufbrechet, wir haben keine Thränen für Euch, denn wir tragen zu viel Hoffnung im Herzen, um weinen zu können; geht, wir wollen Euch nicht einen Augenblick mehr zurückhalten. Schuldig würden die Gattinnen, Schweſtern und Mütter ſeyn, wenn ſie ſich Eurer Abreiſe widerſetzen wollten.“ Gott, das Vaterland und wir Alle rufen Euch zu: „Gehet und ſieget.“

Von vielen tauſend Stimmen wiederholt, hallte dieſes Wort als Echo in den Gebirgen wieder.

Mehrere Tage lang fuhren die Frauen und Greiſe, die in dem Innern des Landes zurückgeblieben waren, fort mit Beten. Nie waren die Altäre beſuchter geweſen, Wolken von Weihrauch und heiße Gebete ſtiegen Tag und Nacht zum Himmel auf. Noch waren nicht acht Tage verfloſſen; Couriere waren von der Grenze her angelangt. Der Feind war aus den erſten Stellungen, die er eingenommen, und den Ruinen, die er erſt geſchaffen hatte, wieder vertrieben worden. Der Eifer und der Patriotismus der Lesghier hatte Wunder gethan, und die Ruſſen, namentlich die Koſacken des Czaaren hatten erfahren, daß die Lesghier nicht, wie man ihnen geſagt hatte, bloß Hirten waren, ſondern daß ihre kräftigen Arme auch das Schwert wohl zu ſchwingen verſtanden.

„Laßt uns Palmenzweige holen und Kränze für die Sieger winden,“ ſagten ſchon die Lesghierinnen.

Die Sieger kamen an, die Strahlen des Mondes, in denen die Bajonette und Degen bei dem Ausmarſch geglänzt hatten, verbreiteten ſich jetzt über eine ganze Linie von Lanzen, die zuvörderſt auf der Spitze der Berge ſichtbar wurde, ſich ſodann aber in das Thal herab bewegten.

„Sie kommen! Sie kommen!“ ſchrieen alle die, welche die Ebene nicht verlaſſen hatten. „Sie ſind da, laßt uns ihnen entgegeneilen; Ehre, Ehre den Siegern!“

Ja, es waren die Sieger, aber, unglückliche Greiſe, beklagenswerthe Frauen, arme Kinder! Es waren nicht Eure Väter, Gatten, Söhne und Brüder .... es waren die Ruſſen. Die Spitzen, die Ihr auf den Bergen in den Strahlen des Mondes ſich hattet ſpiegeln ſehen, hatten das Blut der Eurigen vergoſſen.

Es war dies nur zu wahr. Die Truppen des Czaaren waren ſo zahlreich wie die Fluthen des Meeres angelangt und hatten die Lesghier, ſowohl die der Grenze als die aus dem Innern des Landes faſt alle gewürgt. Einige hatten ſich in die Wälder geflüchtet, und ohne Erbarmen und Aufhören verfolgten ſie die Koſacken.

Ach, das Morden und alle Gräuel des Krieges überſchritten die Grenzen. Die ſo fruchtbare Ebene, in der das Feſt der Ernten ſo eben begonnen hatte, war bald verheert mit Blut getränkt und vom Feuer geſchwärzt. Nichts verſchonte die Rache, und drei Monate nach jener Feier, von der ich oben geſprochen, war Alles öde, zerſtört und verlaſſen.

Einige Jahre waren ſeitdem verfloſſen; die Ruſſen hatten ihre Zelte da aufgeſchlagen, wo die ſchönſten wogenden Frucht-

Digitized by Google

felder geſtanden; Hütten, Dörfer, Städte und Altäre waren verſchwunden; an ihrer Statt ſah man nichts mehr als Ruinen... Leider war dies keine Täuſchung; wären aber die Sieger nicht ſo berauſcht von ihren Siegen geweſen und hätten ſie überhaupt beſſer über ihre Eroberungen gewacht, ſo würden ſie wohl bemerkt haben, daß in dem Stamme der Lesghier noch nicht alles Leben erloſchen und ausgeſtorben war.

Um eine Verſchwörung anzuknüpfen, Rache zu geloben, ſein Leben theuer zu verkaufen und um endlich große Entſchlüſſe zu faſſen, hierzu eignen ſich als Verſammlungsorte am beſten Ruinen; ſie rathen nicht zur Entſagung, zur Gleichgültigkeit; aus ihrer Stille erhebt ſich eine Stimme, welche edle Herzen verſtehen. Dieſe erhabene Stimme war vernommen worden, und Eide waren über den Gebeinen der Geopferten geſchworen worden. Sie wurden aber auch gehalten, denn bald wurden die Ruſſen auf allen Punkten, die ſie beſetzt hatten, um über dieſes verwüſtete Land zu herrſchen, angegriffen. Ganz unerwartet waren aus der Mitte dieſer Aſchenhaufen und Trümmern unerſchrockene Krieger erſtanden; die Stimme eines jungen Anführers hatte dieſes Wunder bewirkt. Wer war dieſer Anführer? Man wußte es nicht, doch bezeichneten glückliche Unternehmungen ſeine Bahn; die Ruſſen, gezwungen, ihre Eroberungen wiederum aufzugeben, flohen vor ihm. Indeſſen ſchickte der Kaiſer Nikolaus — der von dieſen wieder auflebenden Lesghiern Genugthuung haben wollte — neue Truppen und der unbekannte Anführer, in drei Schlachten verwundet, fiel endlich in die Hände der ruſſiſchen Soldaten.

Sein Muth, ſein edler Anſtand, ſeine Schönheit hatte den Siegern Achtung eingeflößt, ſie ſagten ſich: „ſein Haupt darf nur vor unſerem Herrn und Kaiſer fallen“ und in dieſer Idee wurde der Lesghier, deſſen Gewicht man wohl erkannte, deſſen Geburt und Namen man aber nicht wußte, nach Moskau gebracht, wo ſich der Czaar damals gerade aufhielt.

„Du haſt die Unſrigen wiederholt in Schlachten geſchlagen,“ ſagten die Koſacken zu dem jungen Anführer: „aber jetzt wird die Reihe an Dich kommen und Dein Haupt wird den Tod unſerer Kameraden bezahlen.“

„Nein,“ erwiederte der Lesghier, „mein Kopf wird nicht fallen, Euer kaiſerlicher Herr wird mir nichts zu Leide thun.“

„Du haſt ganze Reihen ſeiner Soldaten wie die Aehren gemähet.“

„Ich weiß es, allein er wird nicht geſtatten, daß mir nur ein Haar auf meinem Haupte gekrümmt werde.“

„Wer biſt Du denn, daß man Dich ſo achten ſoll?“ Der Anführer lächelte und ſchwieg.

In den Städten, durch welche man den Gefangenen brachte, verſammelte ſich die Menge, und überraſcht von einem ſo ſchönen und einnehmenden Aeußeren, ſagte man ſich: „Wie ſchade, daß er ſo jung dem Tode ſchon entgegen gehen muß, allein für ihn iſt keine Gnade zu hoffen. Blut fordert Blut.“

Endlich langte er in der heiligen Stadt an; er wurde vor den mächtigen Beherrſcher aller Ruſſen gebracht und ohne die mindeſte Unruhe zu zeigen in den Pallaſt geführt.

Sich Seiner Kaiſerlichen Majeſtät gegenüber befindend, behielt er eine Sicherheit bei, aus der jedoch zugleich eine gewiſſe Ehrfurcht ſprach.

„Du haſt den Tod verdient,“ ſagte ihm der Czaar.

„Ich weiß es.“

„Du biſt es, der die beſiegten und unterworfenen Lesghier wieder zum Aufſtande vermocht hat.“

„Allerdings, denn ich hatte Grund genug zur Rache; mein Vater, meine Brüder, meine Schweſtern, und meine Landsleute ſind durch Deine Koſacken ermordet worden.“

„Nun wohlan! mir kömmt es jetzt zu, Rache an Dir zu nehmen, denn Du haſt das Blut meiner Soldaten, meiner treuen Unterthanen fließen laſſen.“

„Du wirſt Dich nicht rächen und mein Blut nicht fließen laſſen.“

„Und warum?“

„Weil ich eine Frau bin!.... ja eine Frau, die Deine Koſacken zur Wittwe und Waiſe gemacht haben. Ich bin Krisnoë's Wittwe, den Deine Koſacken gemordet haben, die Tochter Amahim's, den ſie hingeopfert haben, die Lesghierin, die ſie vertrieben und der Ihrigen beraubt haben. Ich bin ein Weib, und Du wirſt mich nicht tödten.“

Amaya ſprach wahr; der Kaiſer, ihren Muth ehrend, begnadigte ſie und ſandte ſie in Generals-Uniform und mit beträchtlichen Summen Geldes verſehen in ihre Heimath zurück, um hier Gutes zu thun, wo der Krieg ſo viel Unheil angerichtet hatte.

Die Korallen-Fiſcherei in Dalmatien.

Es iſt merkwürdig, wie oft gewiſſe Induſtriezweige ausſchließlich auf beſtimmte Punkte beſchränkt ſind, ohne ſelbſt in ihren nächſten Umgebungen Nachahmung zu finden, ſo z. B. beſchäftigen ſich nur die Einwohner des bei Sebenico gelegenen Dorfes Crappano mit der Fiſcherei der Badeſchwämme und die Bewohner der kleinen nicht über 1670 Einwohner zählenden, Sebenico gegenüberliegenden Inſel Zlarin mit der Korallen-Fiſcherei, deren Beſchreibung hier folgen ſoll. Ungefähr 12 kleine mit 60 Matroſen bemannte Barken pflegen vom Mai bis Ende September an den dalmatiſchen Küſten von den Inkoronate genannten Inſelgruppen bis zum Golf von Cattaro, nämlich zwiſchen dem 44ſten und 42ſten Breitengrade, ſich mit der Korallen-Fiſcherei zu beſchäftigen, wofür ſie einen jährlichen Pachtſchilling von 463 Fl. an die öſterreichiſche Domainenkaſſe entrichten. Außerdem werden noch eben ſo viele Barken mit einer gleichen Mannſchaft auf gleiche Weiſe in der Nähe der joniſchen Inſeln beſchäftigt, wo ſie den ſiebenten Theil des Fanges an die dortige Regierung zu entrichten haben. Die jährliche Ausbeute an Korallen dürfte in Dalmatien beiläufig 2000 venetianiſche große Libbra betragen, wovon 1200 Pf. zu den größeren und 800 Pf. zu den kleineren gezählt werden können, und in den joniſchen Gewäſſern wird ſie wahrſcheinlich ein gleiches Reſultat liefern. Die meiſten Korallen werden dann in Genua und Livorno verkauft, wo ſie je nach ihrer Farbe, Reinheit, Größe 2c. 5 bis 10 Fl. und darüber per Libbra gelten, da jedoch viele unreine Stücke von noch geringerem Werthe unter der ganzen Maſſe vorkommen, ſo kann man den Durchſchnittswerth wohl ſchwerlich höher als auf 6 Fl. per Libbra anſchlagen, wonach ſich der Rohertrag der Korallen-Fiſcherei in Dalmatien auf 12,000 Fl. und in den joniſchen Inſeln eben ſo hoch, zuſammen alſo auf 24,000 Fl. ſtellt. Hiervon ſind aber, außer den Pachtgebühren, die Koſten einer fünfmonatlichen Unterhaltung von 24 Barken mit 120 Matroſen in Abſchlag zu bringen, um den reinen Gewinn darzuſtellen. Noch wollen wir die Art und Weiſe andeuten, wie dieſe Fiſcherei ohne Taucher betrieben zu werden pflegt. Das Werkzeug, womit man in den Tiefen des Meeres fiſcht, heißt Inſign, und beſteht aus zwei, 10 venetianiſche Schuh langen, in Form eines Kreuzes verbundenen hölzernen Balken. Auf dem Verbindungspunkte wird ein 20 bis 30 Pfd. ſchwerer Stein befeſtigt, um das Herablaſſen in die Tiefe bewerkſtelligen zu können. Um das Kreuz und den Stein wird ein Seil gebunden, deſſen 50 bis 60 Klafter langes Ende gerade ins Centrum zu ſtehen kommt, um das Kreuz in horizontaler Stellung ſchwebend zu erhalten. Unter jedem Ende der vier Arme des Kreuzes werden zwei ungefähr 9 Fuß lange, aus Hanfſchnüren, von der Dicke des kleinen Fingers und 20 Klaftern Länge zuſammengelegte und unter die Mitte vier ſolcher Strähne befeſtigt, welche alle zuſammen ungefähr 80 herabhangende, 9 Schuh lange Schleifen bilden. Dieſes Werkzeug wird bis zur Tiefe der Korallenbänke hinabgetaucht und dann mit der Barke in verſchiedenen Richtungen darüber hin- und hergefahren, damit ſich die Schleifen in die Korallenäſte verwickeln und dieſelben abbrechen. Nach öfterem Hin- und Herfahren zieht man den Inſign herauf und löſt die darin ſtecken gebliebenen Korallen ab. Daß durch dieſes Verfahren meh-

Digitized by Google

rere abgebrochene Korallenſtücke am Meeresgrunde liegen bleiben, iſt wohl begreiflich; dieſer Verluſt dürfte aber durch die Erſparung aller Taucher-Apparate aufgewogen werden.

Pot-Pourri.

Ein Wort zu ſeiner Zeit.

Der Kölner Zeitung wird von Berlin aus Anlaß des Opernhausbrandes geſchrieben: „Man hat Hoffnung, daß das Unglück die Quelle eines weit überwiegenden Glückes werde. Das Feuer entſtand durch das Schießen im Ballet: „Der Schweizer-Soldat.“ Lange haben die beſſeren Geiſter geſchrieen und geſchrieben gegen die Verwahrloſung der dramatiſchen Kunſt in ſinnlichen, in Pulver-, Feuer- und bengaliſchen Glanzeffekten. Seitdem die Kunſt zu ſolchen Reizmitteln für die roheſten oder abgelebteſten Maſſen ihre Zuflucht nahm, iſt der göttliche Geiſt derſelben von den Brettern gewichen. Die ungeheuren Summen, die man auf ſolche ſinnliche Effekte bisher zu verwenden pflegte, würden hinreichen, tüchtige deutſche Bühnendichter anzufeuern und vor dem Hungertode zu retten. Jetzt können die nicht einmal von ihrer höchſten geiſtigen Thätigkeit leben, deren Schöpfungen angenommen und von allen Bühnen honorirt werden; was ſollen die andern thun? Hier werden jährlich im Durchſchnitte über 300 Stücke eingereicht. Man hat keinen Platz, keine Zeit, ſie zu leſen und zur Aufführung zu bringen; nur die kommen gewöhnlich zur Aufführung, wo ſich ſinnliche Effekte anbringen laſſen. Alſo von nun an ſollen die Feuer- und Pulvereffekte von den Bühnen verbannt werden, wodurch denn wohl wieder etwas mehr Platz wird für die wahre dramatiſche Dichtkunſt.“

Muſter-Recenſion.

Ein Berliner Kritiker ſchreibt über Fräulein v. Haſſelt folgendes beſcheidene Urtheil: „Ihre Stimme iſt von einer Brillanz, Durchſichtigkeit und Klarheit, die wie gaz astral das Herz erhellt, und wenn ſie weint, fleht und klagt, weiß ſie einen ſo zarten Duft über ihre Trauer auszugießen, daß ihr Geſang zum Mondlicht wird, das mit weichen Reflexen den, zu deſſen Füßen ſie kniet, magiſch beſpielt und ſeine Starrheit ſchmelzt.

Bärenſchlauheit.

Ein Herr Durand erzählt im Siècle eine Geſchichte von zwei jungen Bären, die hier folgen mag, obwohl es noch zweifelhaft ſcheint, ob Herr Durand nicht dem Publikum einen Bären aufgebunden hat. Die Bären im Pflanzengarten zu Paris hatten ſich dergeſtalt vermehrt, daß es nöthig ſchien, dieſer Uebervölkerung ein Ziel zu ſetzen. Eine alte Bärin ward mit ihren zwei Jungen dem Tode geweiht. Die Alte ward in eine Schlinge gelockt und erdroſſelt, aber auf eine ſo ungeſchickte Weiſe, daß die Execution zwanzig Minuten dauerte, und das Geheul des Opfers die ganze Nachbarſchaft unangenehm berührte. Bei den Jungen beſchloß man, eine andere Todesart anzuwenden. Erſt aber mußte man ſie haben, und durch das Schickſal der Alten gewitzigt, hatten ſie ſich verkrochen. Nachdem ſie 24 Stunden gehungert, legte man ihnen zwei mit Arſenik beſtreute Kuchen hin. Sie kamen hervor, beſchnüffelten die Kuchen und fanden ſie einladend. Nur kam ihnen der Quaſſi-Zucker ſo verdächtig vor, daß ſie die Kuchen an den Brunen trugen und erſt ſorgfältig abwuſchen, bevor ſie ſpeiſten. Ein Mittagsmahl, deſſen Sauce mit Arſenik gewürzt war, wurde von ihnen in ähnlicher Weiſe behandelt, und die Folge war, daß die Thierchen keine üblen Wirkungen nach dem Genuß verſpürten. Mehrere Gelehrte, welche Zeugen der zweiten Wäſche geweſen ſind, haben ſich ſo erbaut gefunden, daß ſie ſofort den Bären unter die Zahl der klügſten Thiere verſetzt haben. Die Verwaltung des Pflanzengartens hat beſchloſſen, die jungen Schlauköpfe zu begnadigen und an einen Gaukler zu verſchenken, unter deſſen Leitung ſie ſich für das dramatiſche Fach ausbilden werden.

Der Baumeiſter und die Ratte.

Die Brücke über den Shannon bei der Stadt Athlone in Irland, deren maſſive Pfeiler und enge Bogen ihr ein ſeltſames, alterthümliches Anſehen verleihen, wurde zu Anfang der Regierung Eliſabeth's durch einen Architekten, Namens Peter Levis, erbaut, der zugleich ein Würdenträger des Chriſtchurch-Kollegiums in Dublin war. Man erfährt dies aus ſeinem Monument, auf welchem ſich die Figur eines Geiſtlichen befindet, der in der rechten Hand ein Piſtol oder etwas hält, was für ein Piſtol ausgegeben wird, während ein Thier, das einer Ratte ähnlich ſieht, im Begriff ſteht, ihm in den Daumen zu beißen. Die Tradition, die mit dieſem Bildwerk verknüpft iſt, lautet wie folgt: Peter Levis war ein engliſcher Mönch, der zum reformirten Glauben überging und in der irländiſchen proteſtantiſchen Kirche zu hohen Aemtern befördert wurde. Aber der abtrünnige Mönch konnte ſeines Glücks nicht froh werden, da er ſich Tag und Nacht von einer Ratte gequält ſah, die ihm, über ſeine Apoſtaſie ergrimmt, weder bei Tiſch noch im Bette Ruhe ließ. Eine geraume Zeit ertrug er dieſe Plage mit Geduld, bis er eines Tages, als er von der Kanzel herabſtieg, das häßliche Geſchöpf in ſeinem Rockärmel verborgen erblickte. Vor Wuth außer ſich, zog er ein Piſtol, um ſeinen Plagegeiſt niederzuſchießen, ehe er jedoch ſeine Abſicht ausführen konnte, ſprang ihm der Unhold auf die Hand und biß ihn in den Daumen. Die Wunde ging in den kalten Brand über, der den Tod des unglücklichen Peter Levis zur Folge hatte.

Preisfrage.

In einer Geſellſchaft wurde kürzlich eine wichtige Frage aufgeworfen und beſprochen, ſie konnte aber nicht vollſtändig gelöst werden und wir legen ſie deshalb unſern Leſern und namentlich unſern Leſerinnen vor: „Iſt der Herr unartiger, welcher eine Dame anſieht, als jener, der ſie nicht anſieht?“ Die Meynungen darüber waren ſehr getheilt; alle älteren Damen erklärten es für eine große Unſchicklichkeit, wenn ein Herr eine Dame anzuſehen wage; die jungen Damen dagegen ſprachen ſich einſtimmig dahin aus, daß ein Herr kaum eine größere Unartigkeit ſich zu Schulden kommen laſſen könne, als wenn er eine Dame vorübergehen laſſe, ohne ihr einen Blick zu widmen. (Wir ſtimmen den jungen Damen bei und werden dieſe Rückſicht wie bisher, ſo auch ferner beobachten, beſonders bei den hübſchen!)

Rechnungs-Exempel.

Eine Zeitung verſichert, man verarbeite allein in England jährlich ſechszig Centner Stahl zu Stahlfedern. — Berechne nun einmal Jemand, wie viele Stahlfedern ſich aus dieſen ſechszig Centnern fertigen laſſen.

Buntes.

Ein betrunkener Soldat in der Feſtung J. ſah ſeinen Major die Straße herunterreiten. Anſtatt ſeinem Vorgeſetzten aus dem Wege zu gehen, trat er vor ihn hin, hielt ſein Pferd an und fragte keck: „Wie viel wollen Sie für das Pferd haben?“ — Der Major läßt den Betrunkenen ſogleich auf die Wache bringen. Am andern Morgen frägt ihn der Major beim Verhör: ob er noch Willens ſey das Pferd zu kaufen? — „Nein, Ew. Gnaden, der Liebhaber, der es haben wollte, iſt dieſe Nacht abgereiſt.“

Einer der galanten Männer, welche auch Sottiſen mit Komplimenten ausgeben, ſagte zu ſeiner geſchwätzigen, übrigens hübſchen Frau: „Aber jetzt bitte ich Dich, halte doch einmal Dein mir ſonſt werthes Maul!“

„Was macht Ihr Mann?“ wurde eine Frau gefragt, deren Gatte Wechſelarreſt hatte. „Er kann nicht ausgehen, er hat das Wechſelfieber!“ antwortete ſie ſchnell.

Digitized by Google

Nro. 46.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Hiſtoriſches aus der Julirevolution. — Der Vertrag zu Verdun. — Die Spielbanken in Bädern. — Atmoſphäriſche Eiſenbahn — Hinrichtung von drei Verbrechern.

Hiſtoriſches aus der Julirevolution.

(Aus der „Geſchichte der zehn Jahre 1830 bis 1840", von Louis Blanc.)

1) Unterzeichnung der Ordonnanzen.

Beim Abgang des Herrn von Bourmont (zur Expedition nach Algier) hatte Herr von Polignac die Funktionen des Kriegsminiſters zu denen des Kabinetspräſidenten mit übernommen. Vergebens hatte Herr von Bourmont ſeinem Kollegen bei der Abreiſe anempfohlen, vor ſeiner Rückkehr nichts zu unternehmen; Herr von Polignac hatte eine gränzenloſe Zuverſichtlichkeit. „Auf wie viel Mann; fragte ihn Hauſſez (der Marineminiſter), können Sie in Paris zählen? Haben Sie mindeſtens 28 bis 30,000?" — „Mehr, antwortete Polignac, ich habe 42,000." Dabei entfaltete er ein Papier, das er in der Hand hielt, und warf es dem Baron von Hauſſez, der auf der andern Seite des Tiſches ſaß, zu. „Wie, rief der Marineminiſter, ich ſehe hier nur 13,000 Mann! Dreizehntauſend Mann auf dem Papier! Das heißt kaum 7 bis 8000 Kampffertige! Und die 29,000, mit denen ſich Ihre Ziffer abſchließt, wo ſind die?" Herr von Polignac verſicherte, ſie ſeyen rings um Paris zerſtreut, und würden erforderlichen Falls binnen zehn Stunden in der Hauptſtadt beiſammen ſeyn. Dieſes Zwiegeſpräch machte einen tiefen Eindruck auf die Miniſter. Unterdeſſen war der 25. Juli herangekommen. An dieſem Tage kamen die Miniſter in St. Cloud zur Unterzeichnung der Ordonnanzen, welche die Landeskonſtitution ſuspendiren ſollten, zuſammen. Der Dauphin war dabei gegenwärtig. Er hatte ſich Anfangs gegen die Ordonnanzen ausgeſprochen, ſeine Anſicht war aber ſehr bald der des Königs gewichen; denn der Dauphin zitterte unter dem Blicke ſeines Vaters, und trieb jene Ehrfurcht, in welcher Ludwig XIV. die Prinzen erhalten wiſſen wollte, dem Familienhaupte gegenüber bis zur höchſten Demuth. Schweigend nahmen die Miniſter an dem verhängnißvollen Tiſche Platz; Karl X. hatte den Dauphin zu ſeiner Rechten, den Fürſten von Polignac zur Linken. Der König fragte ſeine Diener einen nach dem andern. Als die Reihe an Herrn von Hauſſez kam, brachte er ſeine Bemerkungen vom vorigen Tage wieder vor. „Weigern Sie ſich?" ſprach Karl X. — „Sire, antwortete der Miniſter, es ſey mir eine Frage an den König verſtattet: Iſt Se. Majeſtät entſchloſſen, auch wenn Dero Miniſter abdanken würden, vorzuſchreiten?" — „Ja", ſprach Karl mit feſter Stimme. Der Marineminiſter nahm die Feder und unterzeichnete. — Als alle Unterſchriften beigeſezt waren, trat ein feierlicher und furchtbarer Augenblick ein. Eine mit Unruhe vermiſchte Spannung malte ſich in den Zügen der Miniſter. Nur Herrn von Polignac's Antliz war freudig wie zuvor. Karl X. ging in großer Heiterkeit im Saale auf und ab. Als er an Herrn von Hauſſez vorüberging, der mit gar ſo beſorgter Miene aufblickte, fragte er ihn: „Wornach ſehen Sie ſo?" — „Sire, ich ſuchte, ob nicht zufällig hier ein Bildniß von Strafford wäre." (Strafford war bekanntlich ein Miniſter Karls I. von England, welcher ſeine Anhänglichkeit an denſelben mit dem Leben büßte.)

2) Einfall der Polizei in das Lokal des Journals „Le Temps". *)

Am Meiſten Entſchloſſenheit von Allen hatte der „Temps" an den Tag gelegt; dort mußte man alſo einen Angriff erwarten. In der That erſchien gegen Mittag eine Abtheilung berittener Gendarmerie und ſtellte ſich in Schlachtordnung vor der Thüre auf. Das bedrohte Haus lag in der Richelieu-Straße, einer der gangbarſten in Paris, und die Preſſen, auf deren Beſchlagnahme es abgeſehen war, befanden ſich im Hintergrunde eines geräumigen Hofes. Man meldet die Ankunft des Polizeikommiſſärs; alsbald läßt Hr. Baude (der Hauptredakteur) die Thore der Druckerei ſchließen und das auf die Straße führende weit öffnen; Arbeiter, Redakteure, Bedienſtete jeder Art ſtellen ſich in zwei Reihen auf; Hr. Baude tritt entblößten Hauptes in die Mitte, und nun harrt man in tiefem Schweigen. Die Vorübergehenden blieben verwundert ſtehen, einige verneigten ſich ehrfurchtsvoll, den Gendarmen wurde bange. Der Kommiſſär erſcheint, und wie er ſo mitten durch dieſe unbeweglichen ſtummen Männer hindurch gehen muß, ergreift ihn Verwirrung, er erbleicht und ſetzt Herrn Baude von dem Zwecke ſeiner Sendung mit Höflichkeit in Kenntniß. „Sie kommen, antwortet ihm dieſer, unſere Preſſen kraft der Ordonnanzen zu zerbrechen; wohlan! ich fordre Sie im Namen des Geſetzes auf, ſie zu reſpektiren." Der Kommiſſär ließ einen Schloſſer holen: die Thore der Druckerei ſollten aufgeſprengt werden. Herr Baude hält den Mann aus dem Volke an und liest mit lauter Stimme aus einem Geſetzbuch den Artikel vor, welcher den Diebſtahl mit Einbruch verpönt. Der Schloſſer entblößt, dem Geſetze zu huldigen, ſein Haupt; auf eine neue Aufforderung des Kommiſſärs jedoch ſchien er bereit, ſich zu fügen, als Herr Baude mit ironiſcher Kaltblütigkeit zu ihm ſprach: „Nur zu, für Euch handelt es ſich ja nur um Galeerenſtrafe." Zu gleicher Zeit appellirt er von dem Kommiſſär an den Aſſiſenhof und zieht eine Brieftaſche hervor, um das Verzeichniß der Zeugen darin einzutragen. Die Brieftaſche geht von Hand zu Hand, und jeder ſchreibt ſeinen Namen ein. Von Schreck erfaßt, entfernte ſich der Schloſſer unter Beifallſturm und Bravogeſchrei. Man ließ einen andern holen; dieſer verſuchte den empfangenen Befehl auszuführen: aber da war ihm ſein Werkzeug geſtohlen worden.

*) Mehrere Journale waren bekanntlich am 26. Juli 1830 troz der Ordonnanz, welche die Freiheit der Preſſe ſuspendirte, erſchienen, darunter auch das obengenannte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Vertrag zu Verdun.

Am 6. Auguſt d. J. wurde beſonders in Preußen und im übrigen Nord-Deutſchland die Gedächtnißfeier jener denkwürdigen Theilung des großen fränkiſchen Reichs, welche vor 1000 Jahren im Jahre 843 von den Söhnen Ludwigs des Frommen durch den Vertrag von Verdun konſtituirt wurde, und Frankreich für immer von Deutſchland ſchied, feſtlich begangen. In Süd-Deutſchland war

Digitized by Google

dieß nicht der Fall; doch wird folgende beleuchtende Erläuterung über dieſe Feier auch hier nicht am unrechten Platze ſeyn.

Nach dem Tode Karls des Großen ging das ungeheure fränkiſche Reich, deſſen Gränzen von der Eider bis Sicilien, von der Oder bis zum Ebro ſich erſtreckten, an ſeinen Sohn und Erben Ludwig I. oder den Frommen über. Ohne jene gewaltige Energie, mit welcher Karl das Eiſenſcepter gehalten, ward es den Großen leicht, ihr Haupt wieder kühner zu erheben, obgleich ſie im Jahre 816 bei der Stuhlbeſteigung des Papſtes Stephan IV. dem kaiſerlichen Throne noch alle gebührenden Ehrenbezeigungen erwieſen, und vom Papſt deſſen Genehmigung eingeholt wurde.

Schon im Jahre 817, drei Jahre nach Ludwigs Thronbeſteigung, begannen ſich düſtere Wolken, von ihm ſelbſt heraufbeſchworen, über ſeinem Haupte zuſammenzuziehen. Nach dem Beiſpiel ſeines Vaters theilte er im Voraus das Reich unter ſeine drei Söhne, und zwar ſo, daß Lothar der älteſte, für jetzt zum Mitkaiſer erhoben, nach ſeinem Tode das Haupt des Reichs ſeyn ſollte, Pipin ſollte das Land weſtlich bis zu den Alpen bekommen, und Ludwig der Deutſche das Reich nördlich von der Donau und öſtlich vom Rhein.

Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin Irmengard hatte ſich Ludwig mit der ſchönen und ränkeſüchtigen Tochter des Herzogs Welf in zweiter Ehe verheirathet. Judith wußte es dahin zu bringen, daß ihr Sohn Karl mit dem Beinamen der Kahle, ſchon in ſeinem ſechsten Jahre das Reich Allemannien erhielt. Die andern Brüder und beſonders Lothar hielten ſich dadurch beeinträchtigt, und nun begann jene Reihefolge von Kriegen der Söhne unter einander und gegen den ſchwachen Vater, in Folge welcher der fromme Ludwig, nach dem denkwürdigen Tage auf dem Lügenfelde bei Colmar, wo das ganze Heer von ihm zu ſeinen Söhnen überging, und er ſelbſt von Lothar nach dem Kloſter St. Medardus geführt, zu ſchmählicher Kirchenbuße verdammt wurde.

Die Brüder jedoch, in deren Plan dieſe Demüthigung und Abſetzung des Vaters gar nicht gelegen, zwangen den Lothar aus Eiferſucht zu deſſen Herausgabe. Noch einmal ergriff Ludwig die Zügel der Regierung, aber das beſtändige Bemühen, auf Judiths Anregungen, ſeinen Lieblingsſohn Karl auf Koſten der übrigen Brüder durch neue Reichstheilungen zu bedenken, führte von Neuem Streitigkeiten und Fehden herbei, die erſt mit dem Tode des Vaters im Jahre 839, auf einer Rheininſel, Ingelheim gegenüber, ein Ende fanden.

Jetzt will Lothar als Kaiſer auftreten, und rüſtet ſich, auch den Brüdern ihren Antheil zu entreißen. Aber Karl und Ludwig der Deutſche (Pipin war unterdeſſen geſtorben), feſt conföderirt, liefern ihm die blutige Schlacht bei Fontenals, in welcher er gänzlich geſchlagen wurde. Da dieſer Sieg von den Brüdern jedoch nicht gehörig benutzt wurde, mußten ſie im Jahre 842 noch einen Feldzug gegen Lothar unternehmen. Lothar flüchtete von Aachen nach Lyon, und da nun die Brüder auch ohne ihn die Theilung vorzunehmen beabſichtigten, ſah er ſich genöthigt nachzugeben, und der Vertrag von Verdun wurde ſtipulirt.

Lothar nahm die Kaiſerwürde, Ludwig Deutſchland bis an den Rhein und Karl II. Weſtfrankreich. — So wurde vor 1000 Jahren Deutſchland von Frankreich geſchieden, die fränkiſche Sprache verwandelte ſich in die franzöſiſche, und die Zeit hat die Charaktere beider Völker ſo verſchieden ausgeprägt, daß das nächſte Jahrtauſend ſie nicht wieder zu vereinen im Stande ſeyn wird.

Zur Erinnerung an die Gedächtnißfeier der tauſendjährigen Selbſtſtändigkeit Deutſchlands geht man damit um, auf dem höchſten Punkte zwiſchen Rhein und Weſer, dem circa 3000 Fuß hohen Aſtenberge, ein großartiges Denkmal zu errichten.

Die Spielbanken in Bädern.

Der unvergeßliche Hufeland ſagt in ſeinem Werke: „Allgemeine Bemerkungen über Mineralwaſſer und ihren Gebrauch“, von edler Humanität durchglüht, Folgendes: „Ich kann dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne einen Blick auf die Farobank zu werfen, den Inbegriff alles Verderblichen, was ſich bei einer Brunnenkur nur denken läßt, eine wahre Kunſtſchöpfung der neuen Zeit, um das Gegenſtück der Hölle zunächſt neben den Himmel zu ſetzen, den die reine, göttliche Natur in ihrem Heilquell aufthut. Muß denn bei jedem Tempel der Natur ein Tempel der menſchlichen Verderbniß ſtehen, damit auch der lauterſte Quell recht bald vergiftet werde? Man glaube doch ja nicht, daß ich zu viel ſage! Eine kurze mediziniſche Analyſe der Farobank wird uns davon überzeugen. Zuerſt iſt die Leidenſchaft, das größte Gift für alle Brunnenkuren, unaufhörlich an dieſen Platz gebannt. Und zwar welche Leidenſchaften? Die gehäſſigſten, widerwärtigſten, angreifendſten: Furcht, Schrecken, Neid, Kränkung, fehlgeſchlagene Hoffnung, peinliche Spannung und ängſtliche Erwartung, Wuth, Verzweiflung, ein unaufhörlicher Kampf der Seele. Aber nicht genug an dieſer Seelenvergiftung! Mit ihr vereinigt ſich auch die ſchlimmſte körperliche, die Luftvergiftung, durch die Menge Menſchen, die, auf Einem Punkt zuſammengedrängt, oft drei, vier Mann hoch über einander liegen, und deren Ausdünſtungen noch durch die Leidenſchaft erhöht und geſchärft ſind. Dazu das bei Brunnenkuren ſo ſchädliche, fünf, ſechs Stunden lange Sitzen auf Einem Fleck, das Aufbleiben des Nachts und der Verluſt des ſo nothwendigen Schlafs, das noch daneben dadurch veranlaßte Uebermaaß im Genuſſe hitziger Getränke — und ich frage, ob ich etwas zu viel geſagt habe, und ob ſich wohl eine größere Konzentration alles Schädlichen, etwas recht abſichtlich dazu Eingerichtetes denken läßt, um Das, was der Morgen Gutes bewirkt hat, Abends wieder zu zerſtören!“ — Welchen Erfolg aber haben ſeine ergreifenden Worte bis jetzt gehabt? Mögen ſich die Stimmen mehren für dieſe Ehrenſache der deutſchen Nation; möge die Preſſe nicht ruhen, bis ſie dieſes, ihrer Waffen würdige Ziel errungen hat, möge ſie in einer fortlaufenden chronique scandaleuse alle die Verwüſtungen aufdecken, die in jenen glänzenden Sälen theils ausgeführt, theils vorbereitet werden!

Mit dem Spiel und dem Spielpächter Benazet in Baden-Baden iſt es eine ſeltſame Sache. Alle Welt klagt darüber, ſelbſt die Gaſtwirthe und Bürger der Stadt; ja ſogar das Miniſterium ſoll ihm abhold ſeyn. Dennoch bleibt's und die ſtädtiſchen Behörden machen dem Spielpächter Zugeſtändniſſe über Zugeſtändniſſe. Das Publikum klagt aus Princip; die Gaſtwirthe und Bürger raiſonniren ſehr richtig; „ein Spieler knauſert in allem Uebrigen.“ Dazu kommt, daß ſolche Spieler am Schluſſe der Saiſon häufig weder Herberge noch Zeche bezahlen und ſich mit den erlittenen Spielverluſten entſchuldigen. Ja, die Fälle ſind nicht ſelten, daß Familien von 6 bis 7 Perſonen heimlich abreiſen, nichts als eine große Schuldenmaſſe hinterlaſſen. Dennoch bleibt Herr Benazet ungeſtört, dennoch geſtand man ihm einen zwölfjährigen Pacht zu, nachdem man die Nachtheile ſchon der Bank unter Chabert, der jetzt zu Wiesbaden Bank hält, kennen gelernt, ja nachdem man der Stadt, welche die Bank übernehmen wollte, ihr Geſuch als unmoraliſch abgeſchlagen hatte. Das Warum? der Nichtverlängerung des Kontraktes mit Chabert, ſowie die Herbeirufung Benazet's aus Paris durch Vermittlung eines badiſchen Bankierhauſes, würde überhaupt eine höchſt intereſſante Epiſode in der histoire sécrète des Jahres 1839 bilden, wenn ſolche von Baden geſchrieben würde. Ueber Baden-Baden ſoll dem Vernehmen nach binnen Kurzem ein Buch erſcheinen, welches deſſen intime Verhältniſſe offenbart; vielleicht ſagt dieſes auch darüber Einiges. — Der Spielpächter Benazet hat nun in den verfloſſenen fünf Jahren ſeine Macht überall hin klug und umſichtig feſtzuſtellen gewußt. Hauptſächlich gelang ihm dies durch nach allen Seiten hin ausgeſtreutes Geld. Er weiß z. B. einflußreichen, ſonſt aber nicht reichen Perſonen paſſende Geſchenke darzubringen; er giebt jährlich an milde Stiftungen und Wohlthätigkeitsanſtalten bedeutende Summen, wodurch er ſich natürlich die Stadt verpflichtet; er läßt ſein Etabliſſement alljährlich

Digitized by Google

von Neuem prächtig, immer verlockender decoriren; er macht hübſche Anlagen am rechten Orte und ſpricht hübſche Worte zur rechten Stunde und am rechten Orte. Ja ſogar in der Tagesliteratur hat er ſeine Vertheidiger und Lobpreiſer, die neulich die Kölniſche Zeitung leider „literariſche Croupiers" nannte. Kurzum der Nationalgarden-Oberſtlieutenant ingleichem Spielpächter Benazet iſt ein Diplomat und zahlt außer ſeinen 54.000 Gulden Pacht alljährlich noch große Summen. Auf ſolche Weiſe iſt er König von Baden-Baden geworden. Niemand ſpricht von dem grauſamen Elende, welches ſich aus den glänzenden Spielhäuſern in die Geſellſchaft ſchleicht, ſich dort einfrißt, ſie ruinirt. Neulich ſtanden zwar in der Kölniſchen Zeitung recht lehrreiche faſt buchſtäblich wahre Spielgeſchichten aus Baden-Baden. Aber wer kann im Sommer eine Zeitung leſen? die Stadt Baden läßt ſich durch ſolche Neckereien nicht irren. Dies bewies ſie, indem ſie vor einem Jahre den Spielpächter zum Ehrenbürger ernannte — die ſchöne, reiche, arme Stadt Baden-Baden! — Herr Benazet ſelbſt beachtet auch dieſe „Gloſſen zu Texten aus unſerer Zeit" ſo wenig, daß er z. B. jetzt im Sinne hat, künftiges Jahr in Speculation auf die Maſſe der dann durch die Eiſenbahn zugeführten Spielopfer ſein Lokal zu vergrößern. Zu dem Ende ſoll ein neues Gebäude neben dem Konverſationshauſe errichtet und das Theater, ſo wie die Marx'ſche Buchhandlung, aus dem linken Flügel des Konverſationshauſes in Jenes verlegt werden. Merkwürdig, daß dieſer Mann trotz ſeines Sicherheitsgefühles noch vor Kurzem einem hieſigen Journaliſten und heftigen Gegner des Spiels unter der Hand eine ziemlich bedeutende Summe anbieten ließ, falls er ſchweigen werde. Dieſer wies das Anerbieten zurück.

Atmoſphäriſche Eiſenbahn,

erfunden durch die Herren Clegg und Samudas.

Herr Edmund Teiſſerenc, vom franzöſiſchen Miniſter der öffentlichen Bauten neulich beauftragt mit einer Sendung zum Zwecke, den Stand der Eiſenbahnen im Auslande zu unterſuchen, veröffentlicht im Journal la Presse merkwürdige Auseinanderſetzungen über die baldige Eröffnung einer atmoſphäriſchen Eiſenbahn in Irland. Wir wollen hier einige Stellen aus ſeinem Berichte mittheilen:

„Durch die Anſtrengungen zweier Männer, welche der Sache der Eiſenbahnen ſchon ſehr bedeutende Dienſte geleiſtet, nämlich der Herren Pim und Bergin, gelang es, die Eigenthümer der Eiſenbahn von Dublin nach Kingstown zu dem Entſchluß zu vermögen, einen Verſuch mit der atmoſphäriſchen Methode zwiſchen Kingstown und Dalkey anzuſtellen. Eine ſehr merkwürdige Schrift des Herrn Pim hatte die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich gezogen und die Ernennung von zwei Kommiſſarien zur Unterſuchung des Probeverſuchs veranlaßt.

Auf die ihm zugegangenen günſtigen Berichte beſchloß das Parlament, ein Darlehn von 25,000 Pfund Sterl. dem neuen Unternehmer als Ermuthigung zu bewilligen.

Dieſer erſte Verſuch nun mit atmoſphäriſcher Triebkraft ſoll dem Publikum in den erſten Tagen des nächſten Monats veranſchaulicht werden. Hier mögen darüber einige vorläufige Notizen folgen:

Erſtens, was verſteht man unter dem etwas unbeſtimmten Ausdruck: Atmoſphäriſche Eiſenbahn? Der weſentliche Charakter der Eiſenbahnen iſt die große Schnelligkeit und die große Erſparniß, herbeigeführt durch mechaniſche an die Stelle lebendiger Bewegkraft. Das Wort Eiſenbahn ſetzt immer eine Dampf-Vorrichtung voraus, die die Wagen in Bewegung ſetzt, ſey es unmittelbar, ſey es vermöge eines Taues. Die Bewegkraft der neuen Bahn dagegen iſt hergeleitet von dem Drucke, den die Atmoſphäre auf alle Körper ausübt, daher der Name atmoſphäriſche Eiſenbahn.

Das Daſeyn dieſes Druckes iſt für Niemand ein Geheimniß, obgleich er ſich durch keine augenfällige Erſcheinung kundgiebt, weil er beim gewöhnlichen Zuſtande der Körper gleichmäßig auf ſie alle nach allen Richtungen wirkt, ſo daß ſich dieſe Wirkungen unter einander aufheben. Die Stärke des Druckes erkennt man unter Anderem durch das Gewicht der Queckſilberſäule, die im Barometer dem Luftdrucke das Gleichgewicht hält. Dieſes Gewicht beträgt ein Kilogramm auf jeden Quadrat-Centimeter der Fläche, auf welche er wirkt.

Wenn man alſo zwiſchen den Schienen einer gewöhnlichen Eiſenbahn einen hermetiſch verſchloſſenen Cylinder anbringt, der einen Pumpenſchwengel enthält, welcher beweglich iſt, und wenn man durch irgend ein Mittel dem atmoſphäriſchen Luftdrucke einen der beiden im Cylinder ſich bildenden Räume entzieht, ſo wird die Fläche des Schwengels, die mit der Luft in Verbindung geblieben iſt, durch eine an Kilogrammen der Zahl der umfaßten Quadrat-Centimeter gleichen Kraft gedrückt werden. Der Schwengel wird durch dieſe Kraft fortbewegt, ſo lange ſie beſteht, und ſeine Fortbewegung wird der Schnelligkeit gleich ſeyn, mit der man die Leere vor ihm bewirkt, und in dieſer Bewegung wird er im Stande ſeyn, jede Laſt mit fortzubewegen, die in mittelbarer oder unmittelbarer Berührung mit ihm iſt und nicht ſo ſtark iſt, als der Druck, dem er gehorcht.

Dies iſt die Bewegungsbedingung. Aber hiervon zur Anwendung iſt noch ein großer Abſtand. Wie ſoll man den Schwengel mit der Laſt verbinden, die er bewegen ſoll? Wie es Wallance vorſchlug, Guß-Cylinder zu gießen, die groß genug wären, um in ſich die Wagen ſamt der Eiſenbahn zu faſſen, iſt ſchon an und für ſich lächerlich.

Soll man ein Ventil anbringen, wie es Herr Medhurſt vorſchlägt, das allerdings die Wagen außerhalb der Pumpe hielte, aber eine ganz ebene Bahn nöthig machte, ſo wäre auch dies unausführbar.

Man hat alſo einen Begriff von den Schwierigkeiten, die die Beförderer dieſes Syſtems zu überwinden hatten, um einen Verband zu erhalten, der dauerhaft und ſicher den im Innern enthaltenen Schwengel der Röhre mit den ſich außerhalb derſelben befindenden Wagen verbindet, ohne den dabei entſtehenden leeren Raum zu zerſtören. Nehmen wir aber an, daß das Verfahren des oben angeführten Probe-Verſuchs ſich erfolgreich erweiſt, ſo iſt ein Ungeheures gewonnen gegen die Unſicherheiten der Eiſenbahnen. Es ſind keine Brände, keine Achſenbrüche der Lokomotiven, kein Ausdenſchienengehen mehr möglich, indem die Wagen an dem Geleiſe auf eine ſichere Weiſe befeſtigt ſind. In demſelben Maaße, wie die Gefährlichkeiten der gewöhnlichen Eiſenbahnen verſchwinden, wird auch die Schnelligkeit gränzenlos vermehrt. Die Schnelligkeit des Zuges des Schwengels hinge nur von der Schnelligkeit ab, mit der man die Luft vor ihm fortſchaffte; ſie bliebe ſich auch gleich bei Anhöhen, ſo daß man das jetzige Verfahren bei Bahn-Hinderniſſen, gar nicht mehr hätte und die bisher gültigen Bauregeln ganz vereinfacht würden. So würden wir im Stande ſeyn, Eiſenbahnen zur Seite unſerer Chauſſeen zu errichten, ohne neue Umwälzungen des Bodens und der Beſitzungen nöthig zu haben, und ohne die heutigen Fahrſtraßen aufzugeben.

Den neueſten engliſchen Blättern zufolge hat nun, wie wir bereits in Nro. 247. der „Augsburger Abendzeitung" gemeldet, am 21. Auguſt, Morgens um 6 Uhr, nicht weit von Kingstown der Verſuch mit Cleggs atmoſphäriſcher Lokomotive ſtattgefunden, und zwar berichtet darüber der Sun Nachſtehendes: „Nachdem unter der Leitung der Herren Clegg und Samuda einige Wagen auf der Linie aufgeſtellt und alle nöthigen Anordnungen getroffen waren, ging der Zug von Glanthule, ein wenig unterhalb Kingstown, ab und zwar kam er ſogleich in ſehr raſche Bewegung, indem er $1\frac{1}{4}$ (engl.) Meile in $3\frac{1}{2}$ Minuten zurücklegte. Die Ankunft dieſes Zuges, des erſten, der jemals auf einer Eiſenbahn durch atmoſphäriſchen Druck gefördert ward, wurde in Dalkey mit lautem Hurrah begrüßt. Die Eiſenbahn-Linie von Kingstown nach Dalkey iſt eine faſt ununterbrochene Aufeinanderfolge von ſtarken Kurven, indem die Eiſenbahn-Geſellſchaft durch ihren Kon-

Digitized by Google

trakt gebunden war, die alte Linie, welche direkt nach dem Hafen von Kingstown führt, einzuhalten, und der Boden iſt an einigen Stellen, beſonders gegen das Ziel hin, ſo anſteigend, daß bei der gewöhnlichen Beförderung durch Dampf eine außerordentliche Conſumtion von Feuerung erforderlich ſeyn würde. Unter dieſen Umſtänden kann der Erfolg des atmoſphäriſchen Syſtems als vollkommen geſichert angeſehen werden. Herr James Pim und Herr Bergin, Rendant und Sekretair der Dublin-Kingstowner Eiſenbahn, welchen das Publikum die erfolgreiche Ausführung dieſes großen Experimentes beſonders zu verdanken hat, wohnten dem erſten Verſuche bei; eben ſo haben mehrere ausgezeichnete Ingenieurs und wiſſenſchaftliche Männer Gelegenheit gehabt, das ganze Verfahren genau zu beobachten."

Dieſem Berichte fügt die Times vom 24. Auguſt noch Folgendes hinzu: „Am Nachmittag fand ein zweiter Verſuch in Gegenwart des Lord-Lieutenant, und zwar mit einem noch glänzenderen Erfolg als am Vormittage, ſtatt. Zwei Wagen fuhren aufwärts in drei Minuten — was auf die Stunde 25 (engl.) Meilen beträgt — und kehrten die geneigte Ebene herab durch ihre eigene Bewegungskraft in fünf Minuten zurück. Fünfzig (engl. 11 deutſche) Meilen können mit vollkommener Sicherheit, ja bei völliger Unmöglichkeit von Gefahr, in einer Stunde zurückgelegt werden. Jung wie das Eiſenbahnſyſtem überhaupt noch iſt, wird dieſes außerordentliche Experiment den Erfolg haben, eine vollſtändige Umwälzung in der Fortbewegungs-Theorie hervorzubringen. (Hört!)

Hinrichtung von drei Verbrechern.

Am 5. Sept. d. J. Vormittags um 9 Uhr wurde zu Künzelsau (im Würtembergiſchen) die Hinrichtung von drei Verbrechern ausgeführt. Eine unendliche Menſchenmenge von nah und fern wie ſie hier noch nicht beiſammen geweſen ſeyn wird, ſtrömte von Morgens 2 Uhr an herbei, und hatte ſich um 2 Uhr Nachmittags, bereits wieder größtentheils auf den Heimweg begeben. Die Verbrecher waren: Joſeph Bernhard Appel, geboren den 26. März 1811, aus Berlichingen, Regine Arnold, geb. den 8. Okt. 1779, von Oberkeſſach, und Waldburga Herold, geb. den 17. Juni 1816, von Oberkeſſach, welche in der Nacht vom 29. auf den 30. Auguſt 1841, den Ehemann der letzteren, Andreas Herold gemeinſchaftlich ermordeten. Die Waldburga Herold hatte im Februar 1841 den 53jährigen Zimmermann Herold geheirathet, nachdem ſie ſchon zuvor mit dem Mitſchuldigen Appel vertrauten Umgang gepflogen; welchen ſie auch bald nach ihrer Verheirathung wieder anknüpfte, was zwiſchen den Eheleuten einigemal zu heftigen Auftritten Veranlaſſung gab. Die Regine Arnold, Wittwe, eine in dem Herold'ſchen Hauſe wohnende Hebamme, leiſtete dem verbotenen Umgange zwiſchen Appel und der Herold möglichſt Vorſchub und trat auch zuerſt mit gefährlichen Abſichten gegen das Leben des Zimmermanns Herold hervor. Es wurden hierauf verſchiedene Plane zu der Ermordung gemacht, welche jedoch unausgeführt blieben. Am Sonntag den 29. Auguſt 1841 beredete nun auf den Vorſchlag der Arnold die Ehefrau ihren Mann zu einem Spaziergang in benachbarte Orte, um ihn betrunken zu machen, und nach deſſen Rückkehr, während er bereits betrunken war, und nachdem ihm die beiden Weiber zu Hauſe noch zu weiterem Trinken Veranlaſſung gegeben, führten ſie die längſt verabredete Gräuelthat wirklich an dem Unglücklichen, der in ſeinem Bette ſchlafend lag, aus. Die Herold ſchlug ihren Mann mit einem Stein an die Schläfe, Appel, der zu dem Zwecke der Ermordung ſchon ſeit einigen Tagen im Hauſe ſich verborgen aufgehalten hatte, drückte ihm den Hals zu, und die Arnold ſchlug ihn mit einem Stein auf den Unterleib. Bei dem Beginn dieſer Gewalthandlung war Herold erwacht, von Appel aber leicht überwältigt und ihm der Hals ſo lange zugedrückt worden, bis er kein Lebenszeichen mehr von ſich gab. Schon vor der Begehung des Mordes hatten die drei Verbrecher verabredet, den Leichnam in das Waſſer zu werfen, damit er dort als ertrunken aufgefunden werde, denn der Vorſchlag der Arnold, ihn in einem Backofen zu verbrennen, war von der Herold nicht gutgeheißen worden, weil ſie Beſorgniß hegte, daß ein ſpurloſes Verſchwinden ihres Mannes der ihr beabſichtigten nachherigen Verehelichung mit dem Appel hinderlich ſeyn möchte. Sie zogen ihm daher ſtatt ſeines blutigen Hemdes ein anderes an und kleideten ihn im Uebrigen ſo, wie er Mittags zuvor bekleidet geweſen war. Auch der Anblick der Leiche hatte bei den Weibern nicht die mindeſte Rührung hervorgebracht, vielmehr äußerten ſie ſich mit empörendem Spott über das Gelingen ihrer That. Appel zeigte nur vorübergehend eine beſſere Regung, beſtieg jedoch unmittelbar nach Verbergung des Leichnams mit der Herold daſſelbe Bett, in welchem wenige Augenblicke zuvor die ruchloſe That vollbracht worden war. In der darauf folgenden Nacht wurde ſodann der Leichnam von den beiden Weibsperſonen dem Appel auf den Rücken geladen, von dieſem unter Begleitung der beiden Weiber in einen Bach getragen. Am 5. Sept. wurde der Leichnam aufgefunden, und die an dem Kopfe deſſelben ſichtbaren Verletzungen zeigten die gewaltſame Ermordung. Der Verdacht richtete ſich auch alsbald gegen die drei Schuldigen, welche verhaftet wurden und im Laufe der von dem Ober-Amts-Gerichte Künzelsau geführten Unterſuchung nach längerem Läugnen ihre vorſätzlich und reiflich bedachte frevelhafte That unumwunden bekannten, wofür ſie heute auf dem Blutgerüſte büßten. Appel und die junge Frau ſchienen mit vollkommener Reue aus der Welt zu gehen, und Erſterer dankte Gott unaufhörlich dafür, daß er ihn jetzt erlöſe.

Am Grabe

der am

5ten September l. J. dahingeſchiedenen

Frau Anna Kremer,

gebornen **de Crignis,**

Buchhändlers-Gattin in Augsburg.

Herbſteswehen ruft die Blätter und die Frucht vom Baum herab;
Doch warum ruft es auch Blumen kaum erblüht in's frühe Grab?
Konnt' es nicht der holden ſchonen, war nicht groß genug ſein Raub,
Warum riß es uns das Liebſte unerbittlich in den Staub?

Seht des Hügels Blüthenkrone von der Sonne Hauch geweckt;
Doch auf Erden weckt ſie nimmer, was der Blumenteppich deckt;
Stille ruht im Todesſchlafe hier ein treues Mutterherz,
Sieht nicht mehr des Gatten Thränen, nicht mehr ihrer Kinder Schmerz.

Nur umſonſt mit leiſem Schauer blickt ihr in die Gruft hinein,
Denn die Bruſt, ſo warm im Leben, hüllt des Todes Kälte ein;
Und vergebens ſucht ihr ſehnend ihr geliebtes Angeſicht;
Ach! die Mutter ſeht ihr nimmer — höret ihre Stimme nicht!

Denkt vergebens noch der Stunden, wo ſie treu bei euch geweilt,
Und mit liebevoller Güte Luſt und Schmerz mit euch getheilt;
Wo ihr mildes Walten ſagte, was ihr Herz für euch empfand,
Wo ihr froh und glücklich lebtet an der theuren Mutterhand.

Herbſteswehen riß die zarte Erdensblume mit ſich hin,
Trug ſie zu dem fernen Lande, wo die blauen Wolken zieh'n,
Wo ſie lebt und unſer denket, ob auch unſerm Blick entrückt,
Und mit hoher Himmelsanmuth Gottes ſchönen Garten ſchmückt.

Drum getroſt den Blick erheben aus des Grabes finſt'rer Nacht,
Dorten gibt's ein Wiederſehen, wo der Geiſt verjüngt erwacht:
Laßt mit Blüthenknospen ſchmücken uns des Grabes Trauermal,
Denn es iſt die Siegespforte zu des Himmels Sternenſaal!

Trocknet freudig eure Thränen, denn die Theure lebet ſchon,
Lächelt mild auf uns hernieder, fleht für uns an Gottes Thron;
Und am Ziele langen Duldens ſchaut ſie liebevoll zurück,
Erſt im Jenſeits ſtrahlet ewig ungetrübt das wahre Glück.

Herbſteswehen ruft die Blätter und die Frucht vom Baum herab, —
Aber bald auch ruft der Frühling neu erkeimt ſie aus dem Grab.
Wie die Saat zu neuem Leben werden wir auch aufersteh'n,
Und am Quell von Licht und Liebe winket ewig Wiederſeh'n! L.

Digitized by Google

Nro. 47.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Hiſtoriſches aus der Julirevolution. — Der Vertrag zu Verdun. — Vier Kammern. — Drei berühmte Zwerge. — Arabiſche Sprüchwörter. — Pot-Pourri.

Hiſtoriſches aus der Julirevolution.

(Aus der „Geſchichte der zehn Jahre 1830 bis 1840", von Louis Blanc.)

3) Einſchiffung Karls X. und ſeiner Familie.

Die Reiſe nach Cherbourg war traurig und ernſt bis zum Ende. An ſonnigen Tagen gingen die beiden Prinzeſſinnen (die Herzogin von Berry und die Prinzeſſin Marie Thereſe, Dauphine, Tochter Ludwigs XVI.) zu Fuß. Ihr Anzug war ſehr nachläſſig, weil ihre Dienerſchaft weder Wäſche noch Kleider hatte mitnehmen können. Das Volk in den Gegenden, durch welche das Cortège kam, beobachtete eine anſtändige und gemeſſene Haltung. Auch einige Beamte erſchienen, um ſich vor dieſen gefallenen Größen zu beugen. Bei Charentan ſagte Karl X. zu zweien derſelben: „Meine Herren, bewahren Sie Ihre guten Geſinnungen dieſem Knaben, welcher allein Ihnen Allen Heil bringen kann." Dabei zeigte er auf ein blondes Köpfchen an dem Schlage einer nachfolgenden Kutſche. (Es war der Herzog von Bordeaux.) Am 14. Auguſt um 2 Uhr traf Karl X. in Valognes ein. Von da ſchrieb er an den König von England, und bat ihn um ein Aſyl. Wohl war man ihm die Gaſtfreundſchaft ſchuldig, die Ludwig XIV. einſt Jakob II. gewährt hatte. Hier ſtellten auch die Offiziere der Gardes-du-Corps nebſt den zwölf Aelteſten jeder Kompagnie dem Könige ihre Standarten zurück. Es war eine thränen- und lehrreiche Ceremonie. Der König berührte die Seide der Fahnen und ſprach: „Ich hoffe, mein Sohn wird ſie Euch wiedergeben." Bevor er Valognes verließ, zeigte er ſich mit ſeiner Familie auf der Freitreppe des Gaſthofs, wo er abgeſtiegen war. Er trug einen einfachen blauen Frack mit metallenen Knöpfen, ohne Ordensſtern oder Band. Er wollte die Menge, welche den Hof erfüllte, anſprechen, aber die Worte erſtarben ihm auf den Lippen. Man ſchied ſchweigend.... Man erreichte Cherbourg. Nur hie und da ließ ſich das Feldgeſchrei der Revolution in den Straßen vernehmen; aber faſt an allen Fenſtern flatterten dreifarbige Fahnen, und eine zahlloſe Volksmenge aus den benachbarten Landgegenden ſtürzte dem Hafen zu. Am Eingange der Stadt ſenkten die Offiziere des 64ſten Regiments vor den vorüberziehenden Verbannuten den Degen. Zwei Schiffe waren in Bereitſchaft, den König, ſeine Familie und ihr Gefolge an Bord zu nehmen. Es waren der „Great-Britain" und der „Charles Carrol", unter dem Kommando des Kapitains Dumont d'Urville. Dieſe Schiffe waren republikaniſchen Urſprungs: ſie ſtammten aus Amerika und gehörten Mitgliedern der Buonaparte's an. Die Völker heben gerne dergleichen Gegenſätze hervor, welche die Poeſie der Geſchichte ausmachen. Der Hafen von Cherbourg iſt von der Stadt durch ein großes kreisförmiges Gitter getrennt. Man ſtellte einige Grenadiere als Wache an das Thor, und das letzte Peloton der Garde war noch kaum hindurch, als es auch raſch vor der Menge zuging. Da entſtand nun ein ſeltſames, ſchmerzliches Schauſpiel. Hinter der Garde, welche in Schlachtlinie auf der Werfte ſtand, drängten ſich von Neugier, Mitleid oder Ingrimm getrieben, viele tauſend Köpfe an das Gitter. Vorne aber war das Meer — das Meer mit dem immer nahen Gedanken an Abgründe und der Erinnerung an Schiffbrüche! Als die Wagen an einem, mit blauem Stoffe belegten Brückchen anlangten, ſtieg die ganze königliche Familie aus. Hr. v. Larochejaquelein ſtützte die Dauphine, die vor Schmerz ganz außer ſich war; die Herzogin von Berry, auf den Arm des Herrn v. Charette gelehnt, zeigte mehr Unmuth als Niedergeſchlagenheit, und verrieth durch ihre Haltung die Gluth ihres neapolitaniſchen Blutes. Karl X. war auch jetzt noch ruhig: er hatte Acht auf ſein Herz. Herr v. Damas, dem um den Herzog von Bordeaux bangte, nahm dieſen auf den Arm und trug ihn, mit ſichtbarer Aengſtlichkeit ihn umfaſſend, auf das Schiff. Das Kind aber wollte nicht fort, und es koſtete Mühe, ſein Widerſtreben zu überwinden. Wie ſich doch das Unglück immer gleich bleibt! Auch im Jahre 1814, erzählt man, nachdem Joſeph jene Flucht beſchloſſen hatte, welche das Kaiſerreich preisgab, habe der kleine König von Rom bei der Abreiſe von Rambouillet zu weinen angefangen. Seine Gouvernante überhäufte ihn, um ihn zu beſchwichtigen, mit Liebkoſungen, und verſprach ihm neue Spielſachen; allein er weinte fort und wälzte ſich unter bitterem Geſchrei auf dem Boden. Vor der Einſchiffung ſtellte Karl X. Herrn Odilon Barrot, dem Wunſche gemäß, den er ausgeſprochen, ein Zeugniß über die rückſichtsvolle Behandlung zu, die ihm von Seite der Kommiſſäre (welche ihn im Auftrag der neuen Regierung nach Cherbourg begleitet hatten) zu Theil geworden; die Dauphine aber gab ihm als Zeichen der Dankbarkeit ein Blatt Papier, worauf die beiden Worte ſtanden: Marie Thereſe. Hierauf empfahl der König die Penſioniſten der Civilliſte der Großmuth der Sieger an. Die Garden erwarteten ſämtlich ein Lebewohl von der königlichen Familie zu empfangen: dieſe Hoffnung blieb unerfüllt. Die Offiziere wurden zum Handkuſſe bei den Prinzen und Prinzeſſinnen vorgelaſſen; eine Revue der Gemeinen fand nicht ſtatt. Unterdeſſen ließ ſich lautes Schluchzen am Ufer vernehmen. Ein junger Menſch, Namens Bonnechoſe, ſtürzte ſich auf das Verdeck, lief zum Monarchen, und ihm zu Füßen ſtürzend, ſeine Kniee eng umſchließend, vergoß er bittere Zähren, und rief: „O mein König! o mein König! ich will ſie nicht verlaſſen!" Die Gnade, um die er bat, wurde ihm nicht gewährt; und bald darauf ließ er ſich in der Vendée für die Sache Derer tödten, deren Verbannung er nicht hatte theilen dürfen. Endlich war es Zeit zur Abfahrt. Auf dem Verdecke ſtehend, ſagte der alte König Frankreich Lebewohl. Und von einem Dampfboote gezogen, entfaltete der „Great-Britain" ſeine Segel, während die Garden ſchweigend die Küſte von Cherbourg hinanſtiegen. Einige Zuſchauer, die ſich am Ufer verſpätet hatten, verfolgten das Schiff, wie es über die Wellen floh, mit dem Blicke, als ſie es plötzlich umkehren und ſchnell den Rückweg in den Hafen einſchlagen ſahen. Geſchah dies auf einen kühnen Befehl, den Karl X. dem Schiffsvolke gegeben? Man hätte es befürchten können; allein es war Alles ſorglich vorausbedacht worden, und eine Brigg unter dem Kapitän Thibault hatte Ordre erhalten, den Great-Britain zu begleiten und, daferne Karl X. verſuchen ſollte, ſich als Herr zu gebahren, Feuer zu geben. Das Schiff wollte bloß Mundvorrath holen, den man in dieſem Ungemache mehrerer Generationen von Königen vergeſſen hatte. Als Alles zur Abfahrt

Digitized by Google

in Bereitſchaft war, erſcholl der Kommandoruf von Neuem. Nach England richteten die Bourbonen ihren Lauf, vielleicht über die nemliche Furche hinſteuernd, welche einſt das Fahrzeug der beſiegten Stuarts im Ocean gezogen. Der Himmel kündigte keinen Sturm an, der Wind blies in die Segel, und das Schiff verſchwand auf dem Meere.

Der Vertrag zu Verdun.

(Vergleiche Sammler Nro. 46.)

Giehne's deutſche Wochenzeitung ſagt: „Unter den Feſtſprüchen, womit das badiſche Verfaſſungsfeſt gefeiert ward, und deren manche auch das größere Vaterland in ihren Geſichtskreis zogen, hat uns namentlich einer ſehr angeſprochen, den man uns aus Mannheim mittheilt. Es iſt dieß der Trinkſpruch, den bei einem dortigen Feſtmahle der Abgeordnete Weller in nachſtehenden Worten ausgebracht hat: „Bei der Feier unſeres Verfaſſungsfeſtes müſſen wir auch des Wohles unſeres geſamten deutſchen Vaterlandes gedenken. Man klage uns nicht der Gleichgültigkeit hiergegen an, weil wir es unterließen, mit unſeren Brüdern im Norden von Deutſchland in den jüngſt vergangenen Tagen den Vertrag von Verdun, als Gedächtnißtag der tauſendjährigen Selbſtſtändigkeit Deutſchlands, zu feiern. Wir erfreuen uns gleich ihnen dieſer Selbſtſtändigkeit, allein wir erblicken in dieſer durch Bruderkriege herbeigeführten Theilung der fränkiſchen Monarchie kein Symbol der Selbſtſtändigkeit Deutſchlands. Deutſchland war ſelbſtſtändig, ſo lange es die Geſchichte kennt. Das Reich Karls des Großen, welches Deutſchland, Frankreich und Italien umfaßte, war eine deutſche Eroberung, in dem ganzen Frankreich herrſchten nur Deutſche, und Deutſchland wurde daher nicht erſt ſelbſtſtändig, als es an Italien und Frankreich zwei ſchöne Provinzen verlor. Auch blieb nach dieſer Trennung bei dem deutſchen Urlande die Kaiſerkrone und die Macht. Die ſächſiſchen Ottonen, die Kaiſer aus dem fränkiſchen Stamme, die Hohenſtaufen, ſchrieben der Chriſtenheit ihre Geſetze vor. Deutſche Tapferkeit allein war es, die damals Europa rettete, daß es nicht arabiſch, nicht mongoliſch wurde. Noch zählt Deutſchland 40 Millionen Bewohner, noch iſt des Deutſchen Tapferkeit und Kraft ſprichwörtlich, der Fleiß, die Mäßigkeit, die Ausdauer, die Treue deſſelben, wie zu unſerer Väter Zeiten. Doch ſahen wir Deutſchland bis zur Schmach des Rheinbundes erniedrigt, ſahen es der Mündungen ſeiner Flüſſe beraubt, ohne Nationalflagge, ohne Kriegsflotte, von dem Welthandel ausgeſchloſſen, während unſere Nachbarn, England, Frankreich und Rußland mit ihrer Macht den Erdkreis umſpannen, die ſie bereits über China's Meere und Mauern ausgedehnt haben. In der Erkenntniß der Urſache dieſer Uebel liegt der ſicherſte Weg zu deren Heilung. Sie war die Zwietracht der einzelnen deutſchen Stämme unter ſich. Das deutſche Volk lieſt mit Kummer, daß ſeit drei Jahrhunderten jedes Blatt ſeiner Geſchichte mit Bruderblut beſchrieben iſt, vergoſſen durch Deutſche an Deutſchen, erſt aus Religionshaß, dann zur Befriedigung von Sonderintereſſen; es hat hieraus gefunden, daß ſeine Wiederherſtellung auf die Stufe, die ihm unter den Staaten Europa's gebührt, nur in der Einigkeit zu finden iſt. Dieſe durch die höchſte Noth erſt erzeugte Einigkeit hat im Jahr 1813 die Fremdherrſchaft kräftig gebrochen; kaum zwei Jahre waren hierzu nöthig, und zweimal wehten die deutſchen Banner von den Zinnen des Pantheons und der Notre-Dame herab. Die Bundesakte gewährte in ihren Artikeln 13. und 18. als Lohn hiefür und als Garantien zu deren Erhaltung ſtändiſche Verfaſſungen und Preßfreiheit, als mächtige Hebel der deutſchen Nationalität und der Erkenntniß deſſen ſtaatsrechtlicher Zuſtände, wodurch die Heilung der Uebel Deutſchlands vorbereitet werden ſollte. Die ſtändiſchen Verſammlungen, ſoweit ſie beſtanden, und die Preſſe, ſoweit ſie durfte, haben auch in dieſer Beziehung ſchon vieles gewirkt; ſie haben das deutſche Volk überzeugt wie noth es thut, alle Sonderintereſſen dem allgemeinen Wohle unterzuordnen; daß es ohne Einigkeit für Deutſchland keine Hoffnung, keine Zukunft gibt. Daher kommt die heute gezeigte allgemeine Theilnahme und Liebe für dieſe unſere Verfaſſung und ihre Ausbildung. Ich wiederhole die Worte jenes edeln deutſchen Kaiſerſohnes: „Es lebe das einige Deutſchland, frei und ſtark wie ſeine Berge."

Vier Kammern.

„Kammer heißt — nach Heyſe's Fremdwörterbuch — ein Zimmer, wo ſich die zur Verwaltung der landesfürſtlichen Einkünfte beſtellten Räthe u. ſ. w. verſammeln; auch die Perſonen ſelbſt. Kammer iſt ein Ding neben Stube oder Salon. „Kammer iſt die Reſidenz der Knechte und Mägde. Kammer iſt regelmäßig identiſch mit Kabinet." Aber von allen dieſen Kammern ſoll hier nicht geſprochen werden. Bei Abfaſſung der Ueberſchrift dieſes Aufſatzes dachte ich an vier landſtändiſche Kammern: die zweite Kammer in Karlsruhe, Stuttgart und Darmſtadt, und die erſte Kammer in Karlsruhe, denn die erſten Kammern in Stuttgart und Darmſtadt halten ihre Sitzungen nicht öffentlich. Ich ſah die genannten vier Kammern in ihrer Blüthenzeit: die Kammern in Karlsruhe im Jahre 1831, die Kammer in Stuttgart im Jahre 1836 und die Kammer in Darmſtadt im Jahre 1832. Von ſämtlichen Kammern machte die zweite Kammer in Karlsruhe den dauerndſten und angenehmſten Eindruck auf mich. Ihre Bauart und Einrichtung beruht auf demſelben Prinzip, wie Bauart und Einrichtung der übrigen. Ein Halbrund, von den Sitzen der Abgeordneten angefüllt, denen gegenüber, Aug' in Auge, die Sitze der Mitglieder des Miniſteriums ſich entwickeln. Nächſt den Sitzen des Miniſteriums und gewiſſermaßen in einer Kolonne mit ihnen die Sitze des Kammerpräſidenten und ſeiner Sekretäre. Außer Itzſtein und Welker ſaßen damals in der zweiten badiſchen Kammer: v. Rotteck, Duttlinger, Mittermaier, Fecht, Herr, Winter aus Heidelberg u. A. — Alle mehr oder minder ausgezeichnete Talente und reſpektable Perſonen. Schon der Sitz der Abgeordneten in Karlsruhe ſchien mir paſſender, als der ihrer Kollegen in Stuttgart und Darmſtadt. In der zweiten Kammer in Karlsruhe wählen ſich nemlich beim Beginn eines Landtages die Mitglieder frei ihre Plätze, und dieſe Plätze behalten ſie dann bei. Entſpricht jenes der Freiheit, ſo dieſes der Ordnung. Auf dieſe Weiſe bildet ſich auch formell eine rechte oder linke Seite, oder kann ſich doch eine ſolche bilden, obgleich damals der Gedanke nicht ſtrenge durchgeführt war. So ſaßen z. B. zwar Itzſtein und Welker auf der äußerſten Linken, aber Rotteck mehr im linken Zentrum, und der nun ebenfalls verſtorbene alte Herr v. Tſchoppe, obgleich keineswegs immer miniſteriell, hatte mit ſeinem greiſen Haar einen Platz der rechten Seite eingenommen. Es ſcheint eben da geweſen zu ſeyn, wie in Paris, wo, wenn nicht die lebhafteſten, doch die als Maſſe erfolgreichſten Anhänger der Staatsbehörde, ihre Sitze im Centrum nahmen. So auch in Karlsruhe, wo aber wirklich einige recht lebhafte Sprecher das Centrum mit inne hatten. Nur Schade, daß, um gehörig im Centrum zu ſitzen, ſie ſich auf den Boden hätten kauern müſſen, indem zwiſchen den beiden amphitheatraliſch anſteigenden Subſellienreihen gerade da ein Gang lief! Sie waren alſo genöthigt, etwas vom Centrum ab nach der rechten Seite zu wirken. Das Lokal der zweiten Kammer in Stuttgart iſt weit weniger freundlich und heiter, und ſelbſt weniger geräumig, als das Lokal der zweiten Kammer in Karlsruhe. In Karlsruhe ſind namentlich ſehr helle Gallerien, geeignet, ein ſehr zahlreiches Publikum aufzunehmen, während die Saaldecke den Gallerienmännern in Stuttgart auf die Seele drückt, wie ein Alp, und große Engigkeit herrſcht. Vielleicht trägt zum Gefühl der letztern die Kleidung eines Theils der würtembergiſchen Abgeordneten bei. Während nemlich die badiſchen und heſſiſchen Abgeordneten darin ganz ungeben ſind, und regelmäßig in einfacher Civiltracht, häufig im Ueber erſcheinen, haben die würtembergiſchen Stände und Oberär geordneten einen ſchwarzen Mantel um. Das ſchmeckt

Digitized by Google

Tübinger Stifte, und ſieht ganz leichenbittermäßig aus; namentlich im Gegenſatz zu den Uniformen des ebenfalls dort in der zweiten Kammer anſäſſigen Ritterſtandes. Damals ſaßen noch dort: Uhland, Schott, Pfizer, Römer u. A. als Abgeordnete. Sie ſind unterdeſſen ausgewandert. Während freie Wahl dem Abgeordneten in Karlsruhe ſeinen Platz wählen läßt, haben die Abgeordneten in Stuttgart ihre klaſſenweiſen Plätze (Adel, Geiſtlichkeit, Stände u. ſ. w), auf welchen ſie gemäß ihres Alters rangiren. Bis vor einigen Jahren hatte die Ständeverſammlung in Darmſtadt gar kein ihr eigenthümlich zuſtehendes Haus. Die erſte Kammer war erſt in einer Apotheke, dann im Freimaurerlokal, und dann in einem leer ſtehenden großherzoglichen Palais eingemiethet. Die zweite Kammer aber hielt Reſidenz in den oberen Gemächern der Vereinigten Geſellſchaft, wo ſie, war Ball, ihre Sitzungen kontraktmäßig ausſetzen mußte, und das Ganze akuſtiſch ſich äußerſt übel machte. Unterdeſſen iſt jenes leerſtehende Palais für beide Kammern erkauft, und viel darin verändert und angebaut worden. Zu Letzterem gehört namentlich der Sitzungsſaal der zweiten Kammer. Er iſt hübſch, aber Stellung und Farbe der Sitze und Tiſche (ſchwarz) nehmen ſich weit weniger gefällig aus, als die an die Wand lehnende Subſellienform der Karlsruherin. Die Abgeordneten, wenigſtens der letzten Reihe, müſſen ruhig ſeyn auf ihren Stühlen, ſonſt könnten ſie herunter purzeln. Eine im Sitzungsſaale aufgeſtellte Uhr kündigt durch ihren lauten Stundenſchlag die Schnelligkeit der Zeit an, was ſehr zweckmäßig iſt. Präſident und Sekretäre bilden hier den Mittelpunkt des parlamentariſchen Centrums, dem Regierungstiſche gegenüber. Die zweite Kammer in Darmſtadt hatte eine dritte — vielleicht die ſonderbarſte — Einrichtung mit ihren Plätzen. Sie werden alle vier Wochen neu verlooſt, wie mir verſichert wurde, damit hinſichtlich des Erhaltens des frühern Wortes eine Abwechſelung entſtehe, die aber, wenn ſie auf der Zeit der Anmeldung beruhte, eben ſo gut zu bewirken wäre. Genug, es iſt ſo; Freund und Feind fliegen durcheinander, ſiedeln ſich gern oder nothgedrungen neben einander an. Der Sitz konſervirt ſich, aber nicht der Beſitz. In der erſten Kammer in Karlsruhe ſaß damals der treffliche von Weſſenberg, und oft ſchimmerte auch ſein weißes Haar in der vorbehaltenen Loge der zweiten Kammer daſelbſt, — eine beſſere Einrichtung mit dieſen vorbehaltenen, auch formell von der Gallerie ganz getrennten Logen, als in Darmſtadt, wo man die Gallerie in zwei willkürlich geſchiedene Theile getrennt hat, in deren einen blos die höhere Geſellſchaft darf, welche daſelbſt auch mit Stühlen bedient wird. K. Buchner. (Telegraph.)

Drei berühmte Zwerge.

Unter den Menſchen, die ſich durch ihre Kleinheit ausgezeichnet haben, haben einige einen gewiſſen Grad von Berühmtheit erlangt; dahin gehören z. B. Jeffery Hudſon, geboren 1619; Joſeph Borwilawsky, ein polniſcher Edelmann, und Nikolaus Ferry, genannt Bébé, geboren 1741.

Jeffery Hudſon wurde, als er acht Jahre alt war, der Königin Henriette Marie, Gemahlin Karl's I. von England, durch die Herzogin von Buckingham in einer Paſtete überreicht; in dem Alter von 30 Jahren war er nicht mehr als 18 Zoll hoch, dann aber fing er an zu wachſen und in ſeinem Alter hatte er die Größe von 3 Fuß 6 Zoll erreicht. Als er noch jung war, ſprang er bei einem Hoffeſte zur großen Beluſtigung aller Anweſenden plötzlich aus der Taſche eines Hofherren, der allerdings von eben ſo rieſenhaftem Wuchſe war, als er vom zwerghaften. Der Dichter Davenant hat ihm zu Ehren ein Heldengedicht: „Die Jeffereide," geſchrieben, worin er unter andern Jeffery's Sieg über einen Truthahn feierte.

1644 begleitete Jeffery die Königin Henriette nach Frankreich; ein Deutſcher, Namens Kraft, erlaubte ſich über ihn mehrere Spöttereien, die er nicht ertragen wollte, und wofür er ihn zum Zweikampf herausforderte. Der Deutſche erſchien mit einer Klyſtierſpritze bewaffnet, wodurch er den Zwerg in neue Wuth verſetzte, ſo, daß er ihn zu einem ernſthaften Kampfe zwang; ſie ſchlugen ſich zu Pferde auf Piſtolen, und Jeffery tödtete ſeinen Gegner auf den erſten Schuß. — Jeffery ſtarb 1682 in dem Gefängniſſe von Weſtminſter, wohin er in Folge einer politiſchen Anklage gebracht worden war.

Der Zwerg Borwilawsky, ein polniſcher Edelmann, iſt berühmt durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Talente; er ſchrieb ſelbſt ſeine Geſchichte, und ſein Ruf verbreitet ſich durch ganz Europa. Eben ſo wie Jeffery bot er die Eigenthümlichkeit, daß er in ſeinem höhern Alter noch wuchs.

Ein Zwerg aber, der vor Allen einen Gegenſtand intereſſanter Beobachtungen für die Gelehrten ſeiner Zeit bot, iſt Bébé, geboren in den Vogeſen, deſſen Skelett unter den anatomiſchen Seltenheiten des naturhiſtoriſchen Muſeums zu Paris aufbewahrt wird. Er war ſo klein, daß man ihn in einem Handkörbchen zur Taufe trug, und ihm einen Holzſchuh zur erſten Wiege gab. Als der Leibarzt der Herzogin von Lothringen ihn, fünf Jahre alt, unterſuchte, wog er 9 Pfund 7 Loth, hatte dabei aber die Körperreife eines jungen Mannes von 20 Jahren. Er wurde an den Hof des Königs Stanislaus (von Polen, der in Lothringen reſidirte) gebracht, für den er die herzlichſte Liebe faßte, und der ihm dagegen auch ſeine ganze Zuneigung ſchenkte. Der Fürſt wollte ihn unterrichten laſſen, aber im Gegenſatze zu den beiden früher erwähnten Zwergen konnte Bébé niemals leſen lernen; nichts begriff er, als tanzen und den Takt ſchlagen. Er blieb indeß bis in ſein fünfzehntes Jahr heiter und lebhaft; dann aber ſchwand ſeine Niedlichkeit, und es ſtellte ſich ein vorzeitiges Alter ein, dem er mit 22 Jahren erlag. Bei ſeinem Tode maß er 33 Zoll, mit 15 Jahren aber nur 29 Zoll. Man hatte ihn gegen das Ende ſeines Lebens mit einer Zwergin, Thereſe Souvray, verlobt, die ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht hat, denn 1762 war ſie ſchon Braut, und 1822 ließ ſie ſich noch für Geld öffentlich ſehen.

Arabiſche Sprüchwörter.

Oft ſchneidet die Zunge den Kopf ab.

Iſt Dein Freund von Honig, ſo iß ihn nicht ganz auf einmal.

Der Vorrath des Hauſes leidet, wenn Katze und Maus im guten Einverſtändniß leben.

Schere Dein Kinn, wenn der Bart Deines Sohnes gewachſen iſt.

Gehſt Du durch das Land der Einäugigen, ſo mache Dich ſelbſt einäugig.

Kannſt Du nicht mit Allem zu Ende kommen, ſo iſt das kein Grund, um Alles aufzugeben.

Haſt Du ein Wort ausgeſprochen, beherrſcht es Dich; ſo lange Du es aber bei Dir behältſt, beherrſcheſt Du das Wort.

Biſt Du Ambos, ſo faſſe Dich in Geduld, biſt Du Hammer, ſo führe kräftige und gerade Schläge.

Die Zeit wird der Herr deſſen ſeyn, der keinen andern Herrn hat.

Wer einen Blick nicht verſteht, wird eine lange Auseinanderſetzung auch nicht verſtehen.

Er erbaut ein Haus und zerſtört eine Stadt.

Er hat ſeinen Weinberg verkauft und ſich eine Kelter angeſchafft.

Drei Dinge beweiſen die Kraft des Geiſtes: Bücher, Geſchenke, Botſchaften.

Geborgte Kleider halten nicht warm.

Er hat für ſeine Freunde nur Hitze, um ſie zu verbrennen.

Die Mutter eines Ermordeten ſchläft, die Mutter eines Mörders nicht.

Jeder Menſch kann über einen kleinen Graben ſpringen.

Das Bedürfniß entwickelt (bildet) den Geiſt.

Die beſten Freunde für die Stunden der Muße ſind gute Bücher.

Die beſten Beſuche, das ſind die kürzeſten.

Digitized by Google

Die Zimmerleute thun das Unrecht und die Maurer werden gehangen.

Reite nicht auf dem Sattel Deines Nachbarn.

Mir iſt der Kopf eines Hundes lieber als der Schwanz eines Löwen.

Man kann ſelbſt im Juli ausgleiten.

Er reißt dem Hund den Zahn aus und bellt ſelbſt.

Der Rauſch der Jugend iſt ſtärker als der Rauſch des Weines.

Die Wiſſenſchaft ſind Schlöſſer und das Studium iſt der Schlüſſel dazu.

Höre den Rath eines Höhern und eines Niedern an, und bilde darnach Deine eigene Meinung.

Die Menſchen von der ſchlimmſten Art ſind die, welche nicht auf den Schaden achten, den man ihnen zufügt.

Die Maulthiere verlangten Hörner und kamen ohne Ohren zurück.

Pot - Pourri.

Statiſtiſches.

Der preußiſche Staat hat nunmehr beinahe 15 Mill. Einwohner, deren Gewerbthätigkeit in bedeutendem Maaße zugenommen hat. Hierunter befinden ſich allein 143,518 Handeltreibende, welche an Gewerbſteuer 817,331 Thlr., zahlen; ferner gibt es 76 910 Gaſt- und Schenkwirthe, welche 395,372 Thlr., 23,339 Bäcker, die 127,597 Thlr., 15,984 Fleiſcher, die 131,128 Thlr., 10,314 Brauer, welche 44,652 Thlr., und 42,833 Handwerker, welche 231,882 Thlr. Gewerbſteuer zahlen; der Ertrag der ganzen Gewerbſteuer war im Jahr 1839 gegen 2,300,000 Thlr. Von den Handwerkern werden nur die beſteuert, welche mehr als einen Geſellen halten oder Waarenvorräthe außer den Märkten feilbieten. Die Zahl aller Handwerker beläuft ſich auf 306,000. Alle Gewerbe haben ſich vermehrt, nur die Brauer nicht; im Jahr 1830 gab es in Berlin 38 Brauereien, jetzt nur noch 29; im Ganzen ſind die Brauereien von 12,000 auf 10,000 herabgeſunken.

Der Thee für den Kaiſer von China.

Der Thee, welcher für die kaiſerliche Familie von China beſtimmt iſt, wird mit der äußerſten Sorgfalt behandelt. Man zieht ihn in einem beſonderen Garten, der bewacht wird, damit ſich kein Menſch und kein Thier demſelben nahe. Die Wege in dieſem Theegarten werden täglich gekehrt, und man ſorgt ängſtlich dafür, daß ja kein Schmutz auf die Blätter falle. Naht ſich die Zeit der Erndte, ſo müſſen ſich die Arbeiter des Genuſſes der Fiſche enthalten, damit ihr Athem die Blätter nicht verderbe, ſich drei Mal des Tages warm baden und überdies dennoch die Blätter mit Handſchuhen abpflücken. Auch bei der ſpäteren Zubereitung verfährt man mit gleich ängſtlicher Vorſicht.

Schiller's äußere Erſcheinung.

Daß auf Schiller's Geſicht Anmuth mit Würde gepaart war, und daß ſein freundlicher Blick etwas ſehr Anziehendes hatte, weiß Jeder, der ihn geſehen und gekannt hat. Aber die Haltung ſeines Körpers, ſeine ungeſtalten Füße und die ſonderbare Bewegung ſeines Kopfes waren ſehr unangenehm. In ſeiner Kleidung hatte er nicht nur keinen Geſchmack, was wohl zu verzeihen wäre, ſondern er handelte ſo ſehr gegen alle Regeln deſſelben, daß er meiſt wunderlich angezogen war, beſonders wenn er ſich putzen wollte. Er konnte dann leicht einen blauen Frack und ein rothes Halstuch, gelbe Beinkleider und dunkle Strümpfe zuſammen anziehen, und dieß gab ſeiner ganzen Figur, beſonders durch die zuſammenſtoßenden Kniee und auswärts gebogenen Füße, etwas Bizarres. So waren auch ſeine Verbeugungen gegen alle Fremde. Seine Stimme war im freundſchaftlichen Geſpräche angenehm und, eine gewiſſe Heiſerkeit ausgenommen, wohlklingend. Aber ihn eines ſeiner Gedichte deklamiren zu hören, war nicht auszuhalten. Er hatte dabei einen widerlich ſingenden Schul-Ton. Wer ihn nicht gekannt und ihn deklamiren gehört hätte, würde ihn für einen unverſtändigen Menſchen gehalten haben, der nicht weiß, was er lieſt, und das Schönſte verdirbt. Auf was er verfiel, das trieb er mit Heftigkeit und Uebermaaß. Er hatte ſich ein Pferd gekauft, und nun ritt er alle Tage und zwar vom Hauſe an im Galopp, und kam oft im Carrière zurück, da er das Pferd nicht halten konnte, und ſich nur dadurch rettete, daß das Thier ſeine Heimath wußte, und zum Glück eine Straße ohne Durchgang bei ſeinem Hauſe war, wo das Pferd doch ſtehen mußte. Seine Pferde waren deßwegen alle gefährlich für einen Fremden zu reiten, ſie gingen durch, ehe man es ſich verſah.

Komiſche Täuſchung.

Der Engländer Fitz-James war ein meiſterhafter Bauchredner. Einſt ſpeiſte er im Pflanzengarten zu Paris. Als der Aufwärter die Speiſen aufträgt, ließ Fitz-James Seufzer aus dem Kamine ertönen. „Was iſt das? ruft der Aufwärter; hören Sie es nicht auch, mein Herr?“ Allerdings! verſetzte Fitz-James. Der Aufwärter ſchreit ins Kamin: „Wer da?“ Tiefe Stille. — Das muß ein verſteckter Dieb ſeyn, meynt er, holt Werkzeuge und droht den Dieb hervorzuziehen. „Ach Gott, rief jetzt die Stimme, haben Sie Mitleid mit mir, und verrathen ſie mich nicht! Ich bin ein armer Deſerteur, habe mich heimlich in dieß Haus und ins Kamin geſchlichen, um bei Anbruch der Nacht meine Reiſe anzutreten. Um Gottes Willen machen Sie mich nicht unglücklich!“ Der ängſtliche Aufwärter hielt es für ſeine Pflicht, ſeinen Herrn zu benachrichtigen. Dieſer eilt die Treppe hinauf, flucht und beſchwört den Deſerteur, ſogleich den Kamin zu verlaſſen. Der Letztere zeigt ſich bereitwillig, jedoch unter der Bedingung, daß man ihm verſpreche, ihn nicht auszuliefern. Der Wirth, der ſich vor der Strenge der Polizei fürchtet, ſchlägt ihm ſeine Bitte ab. „So werd' ich auch den Kamin nicht verlaſſen!“ erwiederte die Stimme. „Das wollen wir doch ſehen!“ ſchrie zornig der Wirth, ließ die Wache holen und poſtirte ſich mit dem einen Aufwärter vor dem Kamin, um jeder Flucht vorzubeugen. Unterdeſſen wimmert und fleht die Stimme um Erbarmen, der Wirth aber bleibt unerbittlich. Drei Mann Wache treten herein, der Deſerteur wird herausgefordert. — Es läßt ſich keine Stimme hören. Man droht, Gewalt zu brauchen, — die Stimme ſchweigt. Man holt Stangen und andere Werkzeuge und ſtößt in den Schornſtein des Kamines. Alles iſt vergeblich. Endlich wird die Wache des Suchens überdrüſſig und verlangt vom Wirth Entſchädigung, weil er ſie ohne allen Grund habe holen laſſen. Da die Soldaten mit gerichtlicher Klage drohten, war der Wirth genöthigt, ihnen ein gutes Trinkgeld zu geben. Während dieſer Vorfälle ſaß der Urheber ruhig am Tiſch und verzehrte ſeine Mahlzeit. Beim Weggehen bat ihn der Reſtaurateur noch ſehr um Vergebung, daß er unter einer ſolchen Unruhe ſein Eſſen habe einnehmen müſſen; zugleich verſicherte er denſelben, daß er die Nacht hindurch wachen laſſen wolle, denn er ſey überzeugt, daß ein Dieb im Kamine ſteckt.

Straßburger Deutſch.

Unter dem herrlichen Münſter, den ein Deutſcher mit Prometheuskraft errichtete, und den ſchon oft die Blitze des Zeus berührt haben, um mit ihrer Donnerſtimme die unter demſelben wohnenden Deutſchen vor Entartung und vor Vergötterung des franzöſiſchen Hahnes zu bewahren, iſt deutſcher Sinn und deutſche Sprache ſo degenerirt, daß der erſte dem Humor der rechten, die letzte dem der linken Seite verfallen iſt. Vom Letzten geben wir einige Proben, von denen die letzte auch den Verluſt des erſten bekundet: „Jakobele! hebſt Du Dihn Grandpehr ſchon ä bonjour gegönnt?“ — „Ja, Großmama, er iſt eben à droit um die Ecken herumgegangen.“ (Eine Verkäuferin ſpricht:) „Prendre, wenn Du prendre will, ſonſt kommt ä ander bourgeois, der gibt ä sous d'avantage und iſt de Handel ne rien.“ — „Jeanle! wenn Du nit ſtill biſt, ſo wirſt Du uff dem rempart ußgeſtellt, und mußt na Dütſchland nüber ſehen.“ Dafür iſt die franzöſiſche Politeſſe auch bei dem Pöbel eingezogen: „Iſt der Herr zu Huhß?“ — „Nein, er iſt in de Bettel (zum Betteln) hinaus.“

Digitized by Google

Nro. 48.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedicht. — Noch einige Mittheilungen über das Leben Napoleons auf St. Helena. — Ein Duell in der Dunkelheit. — Die Rückkehr. — Pot-Pourri. — Buntes.

Dem
Abgeordneten der Stadt Augsburg
Herrn
Ferdinand Freiherrn von Schäzler,
Königl. Bayer. Kämmerer ꝛc.
bei ſeiner
Rückkehr vom Landtage 1843.
Die Mitglieder
der
Geſellſchaft bei Schachameyer.
Augsburg, am 14. September 1843.

Wohl ruht in langer Jahre Frieden
Das Vaterland, doch ſchläft es nicht,
Denn andern Krieg hat Gott beſchieden,
Den Geiſterkrieg um Recht und Licht.
Daß nicht des Geiſtes Stahl verroſte,
Weil Mann ſeyn heißt ein Kämpfer ſeyn; —
Heiß gährt die Zeit von neuem Moſte,
Der deutſchen Zukunft Lebenswein.

Du, der zu ſolcher Güter Frommen
Geſtritten haſt ſo guten Streit,
Sey uns, Erſehnter, hoch willkommen,
Du Bürger dieſer ernſten Zeit!
Dem Volk in Treuen zugeſchworen,
Standſt Du in Ehrfurcht vor dem Thron:
Heil Dir, den unſre Stadt geboren,
O edlen Vaters edler Sohn!

Das iſt der ächten Liebe Flamme,
Die, an der Väter Herd entglüht,
Von Stadt und Gau zum ganzen Stamme,
Fortlodernd ihre Feuer ſprüht:
Du haſt der Heimath Wohl berathen,
Doch auf das ganze war Dein Blick,
Du ſtreuteſt unſres Glückes Saaten
Ins große Vaterlandsgeſchick.

Zwar ſtürmte gern die Haſt der Jugend
Voraus der Zukunft Morgenroth;
Doch ſolcher Männer reife Tugend
Hält fromm das Richtſcheit und das Loth,
Und legt den Grund in dieſen Tagen
Zum Dom des Rechts — dem Erwinsdom,
Der einſt ſoll auf zum Himmel ragen
Wie keiner dort am grünen Strom.

Heil jenem Bund, dem treuen ſtarken!
Erneuten Reiches ſichre Wehr,
Gewaltig fort von Mark zu Marken
Trägt er ſein Banner bis zum Meer,
Und pflanzt es einſt auf deutſche Maſten,
Und hebt es leuchtend alpenan: —
Dann magſt Du froh vom Werke raſten,
Du Guter, der es mitgethan!

Denn daß die eignen Früchte ernte
Auf deutſchem Boden deutſcher Schweiß,
Daß eigner Handel an entfernte
Geſtade trage deutſchen Fleiß,
Dafür iſt Dir der Pfeil der Rede
Befiedert, der zum Ziele fliegt,
Und nicht bloß auf dem Punkt der Fehde,
Auch in die Ferne treffend ſiegt.

So wünſchen wir des Landes Väter,
Die Mittler zwiſchen Volk und Herrn,
Nicht der Partei — des Rechts Vertreter,
In milder Schale feſter Kern.
Stolz grüßt Dich in den alten Mauern
Die Stadt, wo Deine Wiege ſtand;
Sie wird mit ſolchen Söhnen dauern
Ein Bürgerhort dem Vaterland!

(Verfaßt von einem der Redakteure der „Allgemeinen Zeitung“.)

Noch einige Mittheilungen über das Leben Napoleon's auf St. Helena.

Von Miſtreß Eliſa Abell.

(Vergleiche Sammler Nro. 40.)

Der Kaiſer beſaß ein prächtiges Porzellan-Service aus den Fabriken von Sèvres; es war ein Geſchenk der Stadt Paris, welche dafür eine enorme Summe bezahlt hatte. Während man es auspackte, ließ Napoleon uns rufen. Die Bilder waren von den erſten Pariſer Künſtlern, und jede Aſſiette koſtete fünfundzwanzig Napoleon's. Die Gegenſtände bezogen ſich alle auf die Feldzüge des Kaiſers oder auf einen Vorfall aus ſeiner Jugend. Meiſt waren es Schlachten, wo die merkwürdigſten Momente des Kampfes mit großer Treue wiedergegeben waren, oder es waren Bilder von den Gegenden und Orten, an welche ſich die Siege und Triumphe Bonaparte's anknüpften. Ein Gemälde machte einen tiefen Eindruck auf mich: es war Napoleon auf der Brücke von Arcole, als ſchwacher junger Mann dargeſtellt, allein unter Todten und Sterbenden und ſeine Gefährten auffordernd, ihm zu folgen. Der Kaiſer ſchien ſich über mein Staunen zu freuen, und die Hand auf die Hüfte legend, ſagte er lachend: „Ich war damals etwas dünner als jetzt.“ Unter Anderem bemerkte ich auch die Schlacht bei Leipzig. Man muß ſich über die Wahl des Gegenſtandes zu einem ſolchen Geſchenk wundern, da dieſe Schlacht für eine der unglücklichſten Niederlagen

Digitized by Google

angeſehen wird. Wahrſcheinlich waren die guten Bürger von Paris zur Zeit, als dieſes Geſchenk dem Kaiſer angeboten wurde, hiervon nicht ſo gut unterrichtet, als jetzt.

Der ägyptiſche Feldzug bildete ebenfalls einen Stoff dieſer Gemälde, und auf einigen derſelben bemerkte ich auch Störche. Da ich gehört, daß dieſer Vogel von den Aegyptern angebetet würde, ſo fragte ich den Kaiſer, ob dem ſo ſey? Er lächelte über meine Frage und erzählte viel von ſeinen Abenteuern in Aegypten, indem er mir rieth, nie dahin zu gehen, wenn ich nicht eine Augenkrankheit bekommen und das Geſicht verlieren wollte. Ich hatte auch gehört, daß er in Aegypten ſich zum Islam bekannt habe, und ich wagte es, ihn darüber zur Rede zu ſtellen. „Warum ſind Sie Türke geworden?" fragte ich. — „Was kümmert das Sie?" antwortete er lachend. In der Folge kamen italieniſche Geiſtliche nach St. Helena, welche in den Dienſt des Kaiſers traten.

Unter den Bedienten, die der Kaiſer in Briars hatte, war eine ſehr drollige Perſon, eine Art Leporello, welcher die Funktionen eines Lampen-Anzünders ausübte und eine Menge Spielſachen anzufertigen verſtand. Napoleon ließ ihn oft holen, um meinen Bruder durch ſeine Poſſen zu beluſtigen. Zuweilen machte er Ballons und ließ ſie unter dem Jubelruf der ganzen Geſellſchaft aufſteigen. Einmal ſpannte er vier Mäuſe an einen kleinen Wagen, war aber nicht im Stande, ſie von der Stelle zu bringen. Meine Brüder baten nun den Kaiſer, ihm zu helfen. Napoleon befahl ihm, daß er den Schwanz der beiden erſten kneife, ihre Bewegung würde dann die beiden anderen mitziehen. Der Rath wurde befolgt, und ſogleich gingen die Thierchen zu unſerer großen Freude im Galopp von dannen. Der Kaiſer nahm an dem Spaß eben ſo viel Antheil als ein Anderer, und beſonders ergötzte ihn die außerordentliche Freude meiner Brüder.

Napoleon hatte den geſchickteſten Conſiturier von der Welt in ſeinem Dienſt. Täglich ſchmückte Herr Piron die kaiſerliche Tafel mit kurioſen Paſtetengebäuden von höchſt komplizirter und zuweilen ſehr eleganter Arbeit. Es waren immer neue Triumphbogen, Paläſte von geſponnenem Zucker, Schlöſſer, die für die Königin der Feen gebaut ſchienen nach den Zeichnungen ihrer luftigen Majeſtät. Napoleon ſchickte uns oft die reizendſten von dieſen Architektur-Näſchereien, und zuweilen verband er noch damit freundliche Worte, um ſie noch ſüßer zu machen. — Am Neujahrstage wurden der Sohn des General Bertrand und der der Frau von Montholon zu uns geſandt, um uns eine Auswahl von Bonbons anzubieten, und Napoleon ſagte uns bei dieſer Gelegenheit, er habe ſeine Liebesgötter abgeſchickt, um die Grazien zu begrüßen. Die Bonbons lagen in Kryſtallkörben, die mit Atlas-Servietten bedeckt waren und auf Aſſietten von Sèvres-Porzellan ſtanden. Ich habe noch andere kleine Geſchenke vom Kaiſer bekommen, aber das einzige Andenken, das mir von ihm geblieben, iſt eine Schnur von ſeinen Haaren, die man für Kinderhaare halten könnte: ſo fein und ſeidenartig ſind ſie.

Napoleon liebte es ſehr, den Damen kleine Geſchenke zu machen, und er zeigte ſich im Allgemeinen ſehr leutſelig und aufmerkſam gegen ſie. Er ſchien mir immer ſich in Geſellſchaft von Damen zu gefallen, und ſeine Unterhaltung war das Ideal des Plauderns und höchſt intereſſant. Vielleicht war er etwas zu ſehr geneigt, direkte Komplimente zu machen, aber dieſer kleine Fehler war bei einem Manne von ſeinem Range wohl verzeihlich.

Er ſagte uns eines Tages, er hätte von der Schönheit und Anmuth der Tochter des Gouverneurs viel gehört, und fragte mich, welches nach meiner Meynung die ſchönſte Perſon von St. Helena ſey? Ich antwortete, daß mir Madame Bertrand alle Frauen, die ich je geſehen, zu überſtrahlen ſchiene. Mein Vater war von ihrem majeſtätiſchen Anblick am Bord des „Northumberland" überraſcht worden, und mir ſchienen, ſo wie ſie ſich zeigte, alle andere Geſtalten neben der ihrigen unbedeutend zu werden. Doch waren ihre Züge nicht regelmäßig, und man konnte nicht ſagen, daß ſie abſolut ſchön ſey, aber ihre Phyſiognomie war äußerſt intelligent und ihre Haltung die einer Königin.

Die Frauen von Montholon und Bertrand, ſo wie die anderen Perſonen aus dem Gefolge des Kaiſers, beſuchten ihn oft in Briars und brachten den Tag bei ihm zu. Es war rührend, die Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zu ſehen, die ihm alle dieſe Beſucher erwieſen. Für ſie hatte er nicht aufgehört, der große Kaiſer zu ſeyn. Jeder merkte auf ſeine geringſten Blicke und beeiferte ſich, ſeinen Wünſchen zuvorzukommen, als ſäße er noch auf dem Thron Karl's des Großen. Einmal zeigte ihm Madame Bertrand ein Miniatur-Portrait der Kaiſerin Joſephine. Napoleon betrachtete es lange ſchweigend mit der tiefſten Rührung. Endlich rief er, er habe nie ein treueres Bild von Joſephinens Zügen geſehen, und er fügte hinzu, er wünſche das Portrait zu behalten, das ihn auch bis zu ſeinem Tode nicht mehr verließ. Oft hielt er lange ſeine Blicke auf meine Mutter gerichtet und entſchuldigte ſich, indem er ſagte, ſie rufe ihm ganz das Bild Joſephinens zurück. Er ſchien das Andenken dieſer armen Fürſtin anzubeten und ward nie müde, ſich über die Sanftmuth ihres Charakters und die Anmuth ihrer Bewegungen zu verbreiten. Er ſagte, ſie ſey das weiblichſte Weib geweſen, das er je geſehen. Dann ſprach er mit viel Liebe von der Kaiſerin Marie Louiſe, die er uns als ein liebenswürdiges Weſen und eine treue Gattin ſchilderte. „Wenn man es ihr erlaubt hätte", ſagte er, „ſo würde ſie mir hierher gefolgt ſeyn."

Dieſen Abend zog ſich der Kaiſer früh zurück. Er hatte Nachmittags einen Beſuch empfangen, und ſeitdem ſchien er traurig und niedergeſchlagen. Der Anblick der Bilder Joſephinens und Marie Louiſens hatte ſeine düſtere Stimmung vermehrt. Die Perſon, die er empfangen, war ein polniſcher Offizier, ein Graf Poniatowſki, ehematiger Offizier in der großen Armee, der an demſelben Morgen gelandet war, nachdem er mit großer Mühe die Erlaubniß erhalten, ſeinem Herrn ins Exil zu folgen und ſeinen Felſen und ſeinen Geier mit ihm zu theilen. Gewiß hatte dieſe Zuſammenkunft ſchmerzliche Erinnerungen in dem Kaiſer geweckt.

Napoleon ſprach zuweilen einige Worte engliſch, aber es war das ſeltſamſte Engliſch, das man hören konnte. Er hatte ſich eine übertriebene Vorſtellung von der Weinliebe der Engländer gemacht, und ſo oft wir Fremde bei Tiſche gehabt hatten, fragte er mich, wie viel Flaſchen mein Vater geleert habe. Dann zählte er lachend an den Fingern, oft bis fünf. Eines Tages ſagte er mir, um mich zu ärgern, daß die engliſchen Damen viel Branntwein und Genèvre tränken; dann fügte er engliſch hinzu: „You laike veree mosh dreenk, Mess. Sometaimes brandee, jeen." (Sie trinken gern ſehr viel, Miß, zuweilen Branntwein, Genèvre.) Obwol ich große Mühe hatte, nicht über ſeine Ausſprache zu lachen, ſo war ich doch über ſeine Beſchuldigung ſehr empört und verſicherte ihm, daß die engliſchen Damen den größten Abſcheu gegen ſpirituöſe Getränke hätten, und daß ſie ſogar dieſe Delikateſſe bis zur Ziererei trieben. Mein Eifer ſchien ihn zu amüſiren, und er ſprach von einer gewiſſen Miſtreß B., die ihn einmal im Zuſtand der Trunkenheit beſucht habe. Es war ſonderbar genug, daß unter der kleinen Anzahl engliſchen Damen, die ihm je vorgeſtellt worden, ſich eine gefunden haben ſollte, welche dieſer ſchlechten Gewohnheit ergeben war. Doch geſtand er zuletzt lachend, daß er dieſe Beſchuldigung nur erhoben, um mich böſe zu machen; aber als ich mich zurückzog, ſagte er gleichwohl aufs Neue: „You laike dreenk, Miss Betsee, dreenk, dreenk."

(Schluß folgt.)

Ein Duell in der Dunkelheit.

Die zahlloſen zum Theil ſehr unmenſchlichen Duelle im Süden der Vereinigten Staaten ſind bekannt, das nachſtehend erzählte aber, das in Florida ſtattfand, iſt wohl einzig in ſeiner Art.

Ein Obriſt, wahrſcheinlich nicht von der regulären Armee, ſondern von der Miliz, hatte in dieſer Beziehung eine furchtbare Berühmtheit erlangt und wußte Degen, Piſtolen und Säbel mit ſo vollendeter Gewandheit zu handhaben, daß ſein Gegner der Nie-

Digitized by Google

verlage faſt gewiß ſeyn konnte. Dadurch ermuthigt, wurde er ſo anmaßend, daß man im ganzen Lande in's Geheim wünſchte, er möchte in einem ſolchen Kampfe unterliegen. Eines Abends kam er mit noch einem Gefährten nach einem einſamen Gaſthofe, wo gerade eine Menge Menſchen durch das ſchlechte Wetter zurückgehalten, ihren Aufenthalt hatten verlängern müſſen. Hier beleidigte der Obriſt aus purer Raufbolderei einen jungen Mann, einen Arzt, auf's Gröbſte und zwar auf eine ſo muthwillige Weiſe, daß dieſer längere Zeit gar nicht wußte, daß die Beleidigungen des Oberſten ihm galten; endlich aber ſprang er auf, verſetzte ihm einen Fauſtſchlag ins Geſicht, und ſetzte ſich ſodann alsbald mit dem Meſſer in Bereitſchaft, um ſeinen Gegner zu empfangen; aber die Anweſenden hielten den Obriſt zurück, und dieſer ſchlug ſogleich einen Zweikampf vor, der auch angenommen wurde. Kein Theil wollte von Zögerung hören, aber über die Art, wie das Duell ſtattfinden ſollte, waren die Anſichten getheilt. Alle ſchwatzten dazwiſchen, bis endlich einer einen Vorſchlag machte, welcher theils wegen ſeiner Seltſamkeit, theils weil er dem Oberſten als dem muthwilligen Beleidiger einen Theil ſeiner bekannten Ueberlegenheit nahm, ſogleich aufgenommen wurde: der Wirth ſollte den Kämpfenden den ganzen leeren obern Stock ſeines Hauſes einräumen, die Fenſter ſollten durch Läden oder durch Bretter hermetiſch geſchloſſen werden, beide Kämpfer nur mit Piſtolen und zwiſchen den Zähnen gehaltenem Dolch verſehen und völlig, ſelbſt des Hemdes, entkleidet in dieß Zimmer geſperrt werden, und der Kampf erſt drei Minuten nach geſchloſſener Thüre beginnen.

Der Vorſchlag wurde, wie ſchon bemerkt angenommen, alle Vorbereitungen getroffen, und die Kämpfer in den Saal gelaſſen. An die Stelle des babyloniſchen Lärms der Berathung war plötzlich die Todesſtille eines ſtummen Erſtaunens getreten, dem aber bald ein Flüſtern folgte, indem die Anweſenden eine gute Anzahl Wetten für und wider das Glück dieſer Kämpfer boten. Endlich wurde durch drei Schläge an die Thüre das Zeichen gegeben, daß der Kampf beginnen ſolle, und nun erfolgte wieder die Stille der geſpannteſten Erwartung. Fünfzehn, zwanzig Minuten vergingen und die Kämpfenden gaben kein Lebenszeichen von ſich. Endlich nach etwa einer halben Stunde vernahm man einen Piſtolenſchuß, dann ertönten raſche Schritte, hierauf ein zweiter Piſtolenſchuß. Auf dies Geräuſch erfolgte ein Aneinanderſchlagen der Dolchklingen, man glaubte zu errathen, daß beide Gegner ſich gegenſeitig gefaßt hatten und miteinander rangen; dann vernahm man einen ſtarken Stoß, worauf wieder Stille eintrat. Man glaubte den Kampf geendet, als plötzlich ein dritter Piſtolenſchuß ertönte, worauf die beiden Kämpfer ſich wieder faßten und hin und her zerrten, und endlich ertönte ein vierter Piſtolenſchuß, nach welchem alsbald das Aneinanderſchlagen der Klingen ſchwächer wurde; bald fiel ein Körper ſchwer zu Boden und kurz darauf ein zweiter. Die Außenſtehenden waren der Meynung, man ſolle nun augenblicklich die Thüre öffnen, aber die Mehrzahl verwarf den Vorſchlag in der Anſicht, wenn der Kampf noch nicht beendigt ſey, könne das leicht auf einmal einem der Kämpfenden einen ungerechten Vortheil über den andern verſchaffen. So wartete man noch etwa eine halbe Stunde, nichts ließ ſich hören, und nun wurde endlich die Thüre geöffnet. Man fand beide Körper auf dem Boden liegen und zur großen Freude vieler Anweſenden den Obriſt unten. Beide waren ſo zerriſſen und entſtellt, daß man ſie nicht anrühren konnte, ohne eine Wunde zu berühren. Der Obriſt war todt, der junge Arzt athmete noch. Man trug ihn ſogleich hinab, wuſch ihm die Schläfe mit Branntwein und brachte ihn dann zu einem Wundarzt. Nach einem Monat war er wieder hergeſtellt und erndtete tauſend Dankſagungen, daß er das Land von ſeinem Minotaurus befreit habe. Seine Erzählung des Kampfes war folgende:

„Als die Thüre ſich hinter uns geſchloſſen hatte, befanden wir uns in tiefſter Dunkelheit. Ich ſuchte mich von meinem Gegner möglichſt zu entfernen, und es gelang mir endlich, die ganze Zimmerbreite mich von ihm entfernt zu ſtellen. Hier beſchloß ich regungslos zu erwarten, bis er eine Bewegung mache. Er ſchien übrigens ein gleiches Syſtem zu befolgen, und wir wußten augenſcheinlich Beide nicht mehr, wo ſich der andere befand. Sey es, daß mein Geſicht ſich an die Dunkelheit gewöhnte, oder daß ich auf eine ſeltſame Art mich täuſchte; ich glaubte auf einmal zwei Augen, gleich denen einer Hyäne, vor mir glänzen zu ſehen, und gab Feuer. Beim Aufleuchten des Gewehres ſah ich meinen Gegner an die Mauer ſich drücken. Er hatte mich augenſcheinlich gleichfalls bemerkt, ſchoß, und die Kugel pfiff an meinem Ohr vorbei. Wir berührten uns beinahe, warfen jetzt die abgeſchoſſenen Piſtolen weg, und er ſtürzte, als er ſeinen Fehlſchuß merkte, wüthend auf mich zu, erreichte mich aber nicht und verirrte ſich abermals. Von Neuem horchten wir auf einander, um unſere gegenſeitige Stellung zu erkennen, und er muß eine Bewegung von mir gehört haben, denn plötzlich ſandte er mir ſeine zweite Kugel, die nur zu gut traf. Indeß hatte er jetzt nur noch den Dolch, während ich noch ein Piſtol hatte. Er ſtürzte auf mich los, ich hatte aber trotz der empfangenen Wunde noch Beſinnung genug, mich mit dem Dolch zu vertheidigen, und von dieſem Augenblick an trennten wir uns nicht mehr. Ich war namentlich bemüht, mich nicht von ihm faſſen zu laſſen, ehe ich mich meines letzten Piſtols mit möglichſter Sicherheit bedient hätte. Ich wich ihm unaufhörlich aus, konnte ihn aber nicht mehr von meiner Fährte abbringen, und ſo kamen wir unter wüthenden Stößen, die Keiner pariren konnte, im ganzen Zimmer herum. Endlich fühlte ich meine Kräfte ſinken, entſchloß mich zum Feuern, und das Aufleuchten des Schuſſes zeigte ihn mir roth wie einen Indianer. Ich merkte, daß er wankte, und ſtürzte mich mit aller Gewalt auf ihn; er kämpfte noch eine Zeit lang, aber ſeine Stöße wurden immer ſchwächer, und endlich hörte ich ihn ſchwer niederfallen. Weiter erinnere ich mich nichts. (Ausl.)

Die Rückkehr.

(Eine wahre Begebenheit.)

Als im Jahre 1813 die große franzöſiſche Armee nach der Elbe ſich hinzog, wurde in einem ſächſiſchen Landſtädtchen ein Chaſſeur-Regiment einquartiert. Deſſen noch jugendlicher Obriſt, ein Franzoſe, gleich ſiegreich im Felde, wie in den Sälen zu Verſailles, erhielt ſein Logis bei einem Kaufmanne, dem von mehreren Kindern nur eine einzige Tochter übrig geblieben war. Helene, ſo hieß das Mädchen, damals ſiebzehn Jahr alt, war ein unſchuldiges und noch unerfahrenes Kind, aber daran gewöhnt, daß Alles ſich ihrem Willen und ihren Wünſchen fügte. Auf ſie machte die ſchöne Geſtalt des Fremdlings, ſein einnehmendes und galantes Betragen einen tiefen Eindruck, und ihr ſelbſt unbewußt, hatte ſich eine heftige Liebe des jugendlichen, noch unverdorbenen Herzens bemächtigt. Die Eltern ſahen die Gefahr, ſie warnten und baten, doch vergebens. Der Obriſt tändelte mit dem ſchönen Mädchen pour passer le temps, machte ſich auch kein Gewiſſen daraus, ihre ſich unverholen äußernde Zuneigung zu mißbrauchen. Uebermüthig und leichtſinnig kam es ihm nicht in den Sinn, daß er das Glück einer ganzen Familie zerſtören und ein unſchuldiges Mädchenherz brechen würde. Erſt als nach einer dreitägigen Raſt das Regiment wieder aufbrach, Helene laut weinend an ſeiner Bruſt lag und ihn unter heftigen Schmerzen beſchwor, ſie nicht zu vergeſſen und zu ihr zurückzukehren, da wurde es ihm klar, daß es ſich hier nicht um eine gewöhnliche Liebelei handele und er zu weit gegangen ſey. In einer Anwandelung von Reue und gerührt durch den Anblick des in Liebe und Verzweiflung aufgelöſten Mädchens, verſprach der Scheidende, nach beendigtem Feldzuge ſeinen Abſchied zu nehmen und die Geliebte als ſeine Gattin in die Heimath zu führen. Gar bald aber hatte der Leichtfertige ſein gegebenes Wort vergeſſen und gedachte des Mädchens nur, um ſich bei ſeinen Kameraden des leicht errungenen Sieges zu rühmen. Es folgten jetzt die ewig denkwürdigen Tage in Leipzigs Gefilden, und in wilder Unordnung, mehr Thieren als Menſchen ähnlich, drängten Frankreichs Söhne nach dem Rhein

Digitized by Google

zurück. Der Ort, an dem Helenens Eltern wohnten, lag an einer der Hauptſtraßen und daher wurde es hier nicht leer von Flüchtlingen und den ſie verfolgenden Siegern. Ganze Stunden lang ſtand Helene am Fenſter ihres niedrigen Häuschens und wartete auf den Geliebten, doch er kam nicht. So hatte ſie eines Tages auch wieder bis in die ſpäte Dämmerung geharrt und endlich ſtill vor ſich hinweinend das Fenſter verlaſſen, als man an der Hausthür ein lautes Klopfen vernahm. In fiebernder Angſt und Eile öffnete Helene und ſah einen in einen Mantel gehüllten Mann vor ſich ſtehen, indem ſie bei dem erſten Laut der Stimme den heiß Erſehnten erkannte. Doch wer beſchreibt den Schrecken des armen Mädchens, als ſie jetzt beim Schein der Lampe den Geliebten betrachtete. Die ſchönen Locken des Haupthaares waren verſengt, das Geſicht eingefallen und von Pulverdampf geſchwärzt, das einſt glänzende Auge hohl und matt, und ſtatt der Arme, die ſie noch kurz zuvor liebend umfaßt, hingen nur zwei leere, von Kugeln zerfetzte und von Blut ſtarrende Aermel herab. Eiligſt wurde der Verwundete in das verborgene Stübchen des Hinterhauſes gebracht und ſo glücklich dem Anblick der Verfolger entzogen. Helene wich Tag und Nacht nicht von dem Schmerzenslager und erſchöpfte ſich in Beweiſen liebender Sorgfalt; doch vergebens, ein hitziges Fieber zehrte die letzten Kräfte des ſchwer Verſtümmelten auf und ſchon nach acht Tagen ſtand ſie ſtieren Blickes vor der kalten Leiche. Die Verlaſſene weinte nicht mehr, dieſer mitleidige Quell war längſt verſiegt, ſtumm, einem Schatten gleich, wandelte ſie umher und als der Winter mit ſeinem weißen Mantel die weite Erde zudeckte, bewegte ſich ein Trauerzug nach dem kleinen Kirchhof, wo der troſtloſe Vater die geliebte einzige Tochter neben dem Fremdling in die ſtarre Erde ſenkte. So alſo hatte das Schickſal, nicht der eigene Wille, des Mannes Wort erfüllt und ein Stein deckt jetzt friedlich den Sohn Frankreichs und Deutſchlands Tochter. (Komet.)

Pot-Pourri.

Hohes Alter eines Kriegsſchiffes.

Es iſt bemerkenswerth, wie ſehr das Salzwaſſer zur Erhaltung des Holzes beiträgt: und in der That, wenn es ein Mittel gäbe, die außer dem Meere befindlichen Theile des Schiffskörpers von den Einwirkungen abwechſelnder Hitze und Kälte, ſowie von Näſſe und Trockenheit zu bewahren, ſo müßte bei ſonſtiger Vorſicht ein Seeſchiff immer Jahrhunderte dauern. Ein Beiſpiel hievon liefert das engliſche Linienſchiff „Duke" von 84 Kanonen, welches, unter Wilhelm III. im Jahre 1693 erbaut, bei der Seeſchlacht am Kap der Niedernormandie mitfocht, die Königin Anna bei einer Expedition nach Schottland an Bord führte, ſpäter unter Georg I. die Belagerung von Gibraltar unterſtützte, dem Haupttreffen unter Georg II. und Georg III. gegen die franzöſiſch-ſpaniſche Flotte, ſo wie den Feldzügen gegen die nordamerikaniſchen Inſurgenten beiwohnte, und endlich im Jahre 1794 in ein Quarantaine-Schiff verwandelt wurde. Der „Duke," welcher in letzterer Eigenſchaft volle 49, im Ganzen alſo durch 150 Jahre Dienſt iſt, ſoll jetzt auf Befehl der Admiralität im Hafen von Catham, wo er ſeit ſeiner friedlichen Dienſtleiſtung fortwährend liegt, zerlegt, und ſein Holz, wie gewöhnlich als Brennmaterial im Aufſtriche veräußert werden.

Wer iſt beſſer?

Die Männer, die Männer, die ſo oft die Frauen höhnen, ſind doch weit ſchlimmer als die Frauen. Die Frau, das Mädchen liebt nur einen Gegenſtand mit ganzer Seele; allein das Männerherz hat Raum für Viele. Liebt ein Mädchen unglücklich, ſo trägt ſie ihr ganzes Leben hindurch den Schmerz in ihrer Seele, die Männer wiſſen ſich dafür ſehr bald zu entſchädigen, heut lieb ich das Marianchen, und morgen das Johannchen, das iſt der Wahlſpruch der meiſten Individuen des männlichen Geſchlechts. Die Frauen und Mädchen ſind treu aus Grundſatz, die Männer nur aus Eigennutz. Zur treuen Liebe haben die Männer wenig Geſchick, ſie lieben nur, weil das Mädchen Geld hat, weil ſie ſchön iſt, weil ihr Vater Einfluß hat, die Mädchen und Frauen aber lieben die Perſon, ohne auf ſolche Nebendinge Rückſicht zu nehmen. Darum wird uns jede Dame Recht geben, wenn wir behaupten, die Damen ſind beſſer als die Männer.

Eine wirkſame Badekur.

Eine reiche Dame hatte ſich zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit einige Zeit an einem Badeorte aufgehalten, erhielt jedoch, als dies ohne beſondern Erfolg blieb, von dem ſie ſeither behandelnden Arzte den Rath, ſich nach einer benachbarten, hoffentlich beſſer wirkenden Heilquelle zu begeben, zu welchem Behufe er ihr ein Empfehlungsſchreiben an einen dortigen mit ihm befreundeten Arzte zuſtellte. Die Dame reiste ab. Unterwegs fiel es ihr ein, den Empfehlungsbrief zu öffnen, und wie erſtaunte ſie, als ſie Folgendes las: „Mein lieber Kollege! Ich ſchicke Dir hiebei eine goldene Gans, rupfe ſie, und laß ihr keine der koſtbaren Federn mehr!! Dieß wünſcht Dein Freund X." Die Dame war höchlich erbittert, aber die Alteration und die damit verknüpfte Beſchämung wirkten ſehr wohlthätig auf ihren Geſundheitszuſtand; ſie verweilte noch einige Wochen in dem andern Badeorte und kehrte alsdann geſund in ihre Heimath zurück.

Die Beluſtigungen in Schweden

ſcheinen eigenthümlicher Natur zu ſeyn. Der Lieutenant Höökenberg veranſtaltete neulich bei Stockholm ein Volksfeſt, und das Hauptſtück der Beluſtigung beſtand darin, ein raſirtes und eingeſeiftes Schwein zu fangen und feſtzuhalten.

Warum haben die Bettler ſo viele Kinder?

Dieſe Frage ward in einer der letzten Naturforſcher-Verſammlungen aufgeworfen. Eines der jüngſten Mitglieder beantwortete ſie ſogleich, indem es ſagte: „Nun, weil ſie wiſſen, daß ſie von andern Leuten ernährt werden müſſen."

Buntes.

Ein reicher und dabei äußerſt geiziger Domherr glaubte durch die Liſt am Sicherſten ſeinen Mammon verwahren zu können, daß er ihn in eine Lade verbarg und ſie mit der Inſchrift verſah: Der Herr iſt an dieſem Orte! Der Kirchner am Dome aber, welcher darauf geachtet hatte, wohin die Lade geſetzt worden war, ſchlich ſich hin, nahm den Schatz heraus und ergänzte die vorige Inſchrift durch folgende neue: Der Herr iſt auferſtanden und nicht hier!

Nach des beliebten Schauſpielers Devrient Tode kam ein Franzoſe, der ihn vormals in mehreren komiſchen Rollen geſehen hatte, wieder nach Berlin. Seine erſte Frage war: „Was mak ſik die Monſieur Devrient?" „Er iſt todt!" „O, das is ewik Schad, es war ein luſtik Mann, unſer liebe Erre Gott wird ſik ſein Tauſend Spaß mit ihm haben.

Es forderte ſich Jemand im Kaffeehauſe ein Glas Waſſer. Der Marqueur, der ihn falſch verſtanden, brachte ein Glas Wein. „Nun, das lob' ich mir," ſagte der Gaſt, den Irrthum bemerkend, „anderswo machen ſie's beinahe umgekehrt."

Naiver Wunſch.

Jüngſt fragte Lottchen ganz vertraut:
„Mama, wann werd' ich einmal Braut?
Ich möchte es ſo gerne wiſſen,
Denn eine Braut die darf ja küſſen."
„Sobald Du ſechszehn Sommer haſt,"
Sprach die Mama, — das Kind erblaßt,
Und ſeufzt mit brünſtigen Geberden:
„O Himmel laß oft Sommer werden!"

Digitized by Google

Nro. 49.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Noch einige Mittheilungen über das Leben Napoleons auf St. Helena. — Entdeckung des Labyrinths in Aegypten. — Neueſte Südpolexpedition. — Brüſſeler Spitzen. — Buntes.

Noch einige Mittheilungen über das Leben Napoleon's auf St. Helena.

Von Miſtres Eliſa Abell.

(Schluß)

Als die Zeit herannahte, wo der Kaiſer nach Longwood ziehen ſollte, wurden ſeine Beſuche in unſerer Wohnung häufiger und länger. Er ſagte oft, er hätte es vorgezogen, für immer in Briars zu bleiben, bei uns werde ihm das Leben weniger drückend, als er es auf einem Felſen, wie St. Helena, für möglich gehalten hätte.

Ein oder zwei Tage vor ſeinem Abſchiede kam General Bertrand nach Briars und meldete ihm, daß das Haus in Longwood ſo ſehr nach der Malerei rieche, daß es für ihn nicht bewohnbar ſey. Ich werde nie den Zorn des Kaiſers vergeſſen. Er ging über den Grasplatz hin und her, indem er auf die ſonderbarſte Weiſe geſtikulirte. Er konnte vor Wuth kaum Athem holen. Er erklärte, ein ſolcher Geruch ſey ihm ſo zuwider und ſo ſchädlich, daß er ſich nie dazu verſtehen würde, ein Haus, das dieſen gehäſſigen Uebelſtand an ſich habe, zu bewohnen; er fügte hinzu, daß, wenn der Bericht des Großmarſchalls ſich beſtätige, er dem Admiral würde ſagen laſſen, daß er ſich weigere, nach Longwood zu ziehen. Er befahl Las Caſes, den anderen Morgen mit dem Früheſten nach Longwood zu gehen, um ſich zu überzeugen, ob General Bertrand die Wahrheit gemeldet. In dieſem Moment ſuchte ich ihn auf und erkundigte mich nach der Urſache ſeines Zorns. Kaum hatte ich ihn angeredet, als er eine andere Miene annahm und mir mit ruhiger Stimme erklärte, was er erfahren habe. Ich war erſtaunt über die Herrſchaft, die er über ſich ausübte, Er hatte ſeine Leidenſchaft in einem Augenblick bezähmt und war ſogar von dem Paroxismus der Wuth ohne Pauſe zur freundlichſten Stimmung übergegangen.

Las Caſes machte ſich am anderen Morgen auf den Weg und war Mittags wieder in Briars. Er berichtete, der Farbengeruch ſey ſo unbedeutend, daß man ihn kaum bemerke, und daß er nach einigen Stunden gänzlich verſchwunden ſeyn würde. Der Großmarſchall bekam einen ſtrengen Verweis, wie ich ſpäter erfuhr, weil er ſich erlaubt, eine ſo übertriebene Schilderung zu machen. Man kam überein, daß Napoleon übermorgen nach ſeinem neuen Wohnort abgehen ſollte. Am Morgen dieſes Tages, der für mich ein trauriger war, begab ſich Sir G. Cockburn, begleitet von dem Gefolge des Kaiſers, nach Briars, um ihn nach Longwood zu eskortiren. Da ich in Thränen zerfloß, ſo näherte ſich mir Napoleon und ſagte: „Weine nicht, Mademoiſelle Betſy, du mußt mich in Longwood ſehr oft beſuchen. Wann wirſt du mir deinen erſten Beſuch machen?“ Ich antwortete, daß dies von meinem Vater abhinge. „Balcombe“, ſagte er nun zu Dieſem, „Sir werden die Miſſes Jane und Betſy die nächſte Woche zu mir bringen, und überhaupt oft.“ Mein Vater verſprach es und hielt Wort. Napoleon fragte nun, wo meine Mutter ſey; ich antwortete, ſie laſſe dem Kaiſer ihre Empfehlung machen und bedaure es, ihn nicht vor ſeiner Abreiſe begrüßen zu können, da ſie krank ſey und das Lager hüte.“ „Ich werde zu ihr hinaufgehen“, rief er. Und er eilte die Treppe hinauf, ehe wir unſere Mutter benachrichtigen konnten. Er ſetzte ſich auf ihr Bett und drückte ihr ſein Bedauern aus, ſie unpäßlich zu ſehen; er dankte ihr mit Wärme für die ihm erwieſene Aufmerkſamkeit, indem er wiederholte, er hätte es vorgezogen, in Briars zu bleiben, wenn man es ihm erlaubt hätte. Endlich reichte er ihr eine goldene Doſe mit der Bitte, ſie meinem Vater als ein Zeichen ſeiner Freundſchaft zu übergeben, Mir gab er eine reizende Bonbonnière, die ich oft bewundert hatte, und ſagte dabei lächelnd: „Du kannſt ſie als ein Liebespfand dem kleinen Las Caſes geben.“ Ich zerfloß in Thränen und entfloh aus dem Zimmer. Ich wollte an ein Fenſter gehen, von wo aus man ihn konnte abreiſen ſehen, aber ich hatte das Herz zu voll, um dieſen Anblick zu ertragen; ich warf mich aufs Bett und ſchluchzte lange. Als mein Vater zurück war, fragten wir ihn, wie Napoleon die neue Wohnung gefunden habe? Mein Vater ſagte uns, er ſcheine niedergeſchlagen und hätte ſich für den Reſt des Tages in ſein Kabinet eingeſchloſſen.

Da mein Vater der Lieferant des Kaiſers war, ſo durften wir ihn in Longwood ſo oft, als wir wollten, beſuchen, und wir ließen ſelten eine Woche vorübergehen, ohne dies zu thun. Bei ſolchen Gelegenheiten kamen wir gewöhnlich früh genug, um mit ihm um 1 Uhr zu frühſtücken, und wir reisten erſt des Abends ab. Er war trüber geſtimmt als in Briars. Gleichwol blitzte ſeine alte Heiterkeit noch hervor. Wir fanden ihn eines Tages ein Piſtol abfeuernd. Er legte eine mit Pulver geladene Waffe in meine Hand, und ich entſchloß mich zitternd, Feuer zu geben. Seitdem nannte er mich oft ſeine kleine Tirailleuſe, und er ſagte mir, er wünſchte ein Tirailleur-Corps zu bilden, deſſen Kapitain ich werden ſollte.

Die Geſundheit und Thätigkeit Napoleon's fing an abzunehmen bald nach ſeiner Ankunft in Longwood. In Folge ſeiner unglücklichen Zwiſtigkeiten mit dem Gouverneur Sir Hudſon Lowe, weigerte er ſich, die Bewegung ſich zu machen, deren ſeine Conſtitution bedurfte, und er erfuhr bald die traurigen Folgen davon. In dieſem kränklichen Zuſtand verlor er jene Lebhaftigkeit und Elaſtizität des Geiſtes, die ohne Zweifel die Hauptquelle ſeiner Herablaſſung gegen mich geweſen und uns freien Zugang zu ihm verſchafft hatte; aber er hörte nie auf, mich mit der größten Güte zu behandeln. Einige Monate nach ſeiner Entfernung wurde ich gefährlich krank. Ich werde nie das Intereſſe vergeſſen, womit er ſich nach mir erkundigte, ſo wie alle ſeine anderen Aufmerkſamkeiten für mich. Sobald ich zu geneſen anfing, befahl er ſeinem Beichtiger, mir alle Näſchereien zu ſchicken, die meinen Appetit erregen oder dazu beitragen konnten, mir meine Kräfte wiederzugeben.

Indem ich dieſen kurzen Bericht ſchließe, werde ich mir nicht erlauben, mich über die Anſicht, die ich von dem Charakter des Kaiſers gefaßt habe, auszulaſſen. Ich habe einen großen Theil der kleinen Vorfälle, die ſich zwiſchen uns zutrugen, mitgetheilt und ſo dem Leſer dieſelben Elemente, ihn zu beurtheilen, gegeben, die ich hatte. Aber bei einem täglichen Verkehr kommen tauſend Umſtände vor, die zu unbedeutend ſind, um erzählt zu werden, und bei welchen ſich doch der Charakter um ſo mehr offenbart, als er ſich hier unvorbereitet unter der Herrſchaft des Augenblicks erfaſſen läßt Ein Blick, eine Betonung der Stimme, eine Geberde in einem Augen-

Digitized by Google

blick der Hingebung laſſen einen Menſchen tiefer erkennen, als ein Jahre lang fortgeſetztes ceremonielles Verhältniß; beſonders wenn eine Perſon von reiferem Alter ſich zu Kindern herabläßt, wird deren Unbefangenheit und Zudringlichkeit faſt immer die Wirkung haben, daß jene die Maske der Zurückhaltung ablegt, um wie dieſe Kind zu werden. So wenigſtens ging es dem Kaiſer in ſeinem Verhältniß zu uns, und dieſer Umſtand ermuthigt mich, einige Worte über den Eindruck, den er auf mich gemacht, zu ſagen.

Was beſonders ein Gegenſtand des Streites zwiſchen den Freunden und Feinden Napoleons war, und was offenbar für eine Frau der wichtigſte Punkt ſeyn wird, iſt die Frage, ob er mit einem erhabenen Geiſt eine für zarte Empfindungen empfängliche Seele verband, oder ob er für eine Art Rechenmaſchine zu halten iſt, die mit einer bewundernswürdigen Vernunft verſehen, aber ganz ohne Herz iſt.

Bourienne, der, obwohl im Allgemeinen ziemlich treu und gewiſſenhaft, keine Parteilichkeit für den Kaiſer zeigt, ſtellt ihn als nicht ſehr liebefähig dar und führt folgende Worte von ihm an: „Ich habe keine Freunde außer Duroc, der eben ſo kalt und trocken iſt als ich und deſſen Charakter dem meinigen zuſagt.“ Es iſt möglich, daß er ſo, wie er hier ſelbſt ſagt, gegen die Welt und die Menſchen geweſen iſt, die er ſich gewöhnt hatte, als bloße Maſchinen, als Werkzeuge des Ruhmes und Ehrgeizes zu betrachten, und die er nur nach dem Metallgepräge ſchätzte, aus dem ſie gemacht waren. Selbſt ſeine Brüder ſcheint er dem allgemeinen Maßſtab unterworfen zu haben, und da ſie ſich nicht immer gelehrig in ſeine Pläne fügten, da ſie ihm zuweilen ſogar hemmend in den Weg traten, ſo mußte die brüderliche Liebe, die ſelten dem Stoß der weltlichen Intereſſen widerſteht, mitten unter dieſen Kämpfen in ihm erkalten. Ich bin überzeugt, daß er, außerhalb des Bereichs ſeines Ehrgeizes, dem er Alles opferte, ein tiefes Gefühl hatte und zärtlicher Anhänglichkeit fähig war. Die Herzogin Abrantes, die in vertrauterem Umgang mit ihm lebte, als er noch jung war, und mehr als irgend Jemand im Stande war, ihn nach ſeinem wahren Werth zu beurtheilen, räumt ihm viel mehr Gefühlswärme zu, als die Welt ihm gewöhnlich laſſen will. Seine Zärtlichkeit für Kinder und das Vergnügen, das er in ihrer Geſellſchaft empfand zu einer Zeit, wo eine kalte und trockene Natur ſich ganz dem Egoismus und der üblen Laune hingegeben hätte, ſcheinen mir für die Güte ſeines Herzens beredter zu zeugen, als ganze Bände es thun können. Nach langen Stunden anhaltenden Arbeitens ließ er uns oft zu ſich kommen, und was jeden Anderen ermüdet und beläſtiget hätte, ſchien ihn vielmehr anzuregen und ſeinem Geiſt die Friſche und Lebhaftigkeit wiederzugeben. Er wurde Kind mit den Kindern, und ſeine Spielereien waren höchſt beluſtigend. Gleichwol fühle ich, wie ſchwer es iſt, meinen Leſern den Eindruck, den der Charakter des Kaiſers auf mich machte, mitzutheilen. Die vielen Beweiſe von Liebenswürdigkeit und Güte, die er an alle ſeine Umgebungen bei uns verſchwendete, erhielten ihren Hauptreiz durch die Art, mit der er ſie zu geben wußte, und gerade dieſe entzieht ſich der Beſchreibung. Die Freundlichkeit des Lächelns und der Manieren, die ſie begleiteten, mit Stillſchweigen übergehen, hieße ſie entſtellen; aber die Kinder haben gewöhnlich in Sachen des Charakters ein ſehr gutes Urtheil. Ihr Wahrnehmungsvermögen iſt immer wach, und die Paſſivität ihres Geiſtes trägt dazu bei, ihre Empfindungen lebhafter und vollſtändiger zu machen. Nachdem ich Napoleon in den verſchiedenſten Verhältniſſen geſehen, nachdem ich ihn in Momenten beobachtet, wo er ſich ganz gehen ließ, bin ich überzeugt geblieben, daß er nie den Gedanken gehabt hat, eine ſtudirte Rolle zu ſpielen, daß er vor Allem ein Menſch war, welcher der Eingebung des Augenblicks folgte, und daß er ein vollkommen gutes und liebendes Gemüth hatte. Daß dieſe Ueberzeugung von Allen, die ſich ihm näherten, getheilt worden, das beweiſt die Ehrfurcht und Treue, die ihm ſein Gefolge in St Helena bewies; denn damals hatte man nichts von ihm zu erwarten, und ſein Loos theilen war ſo viel, als ſich dem Unglück widmen.

Bald nach ſeiner Abreiſe nach Longwood war ich Zeuge eines Vorfalls, der mir bewies, wie ſehr er von Allen, die ihn umgaben, angebetet wurde. Eine vornehme Dame, deren Mann diplomatiſche Functionen in St. Helena verſah, kam eines Morgens nach Briars. Da ſie mich allein vor dem Hauſe fand, ſo bat ſie mich, ihr die Zimmer zu zeigen, die der Kaiſer bewohnt hatte. Ich führte ſie nach dem Pavillon, den ſie mit großer Theilnahme beſichtigte. Als ich ihr die Krone zeigte, welche Napoleon's Gefährten auf dem Boden eingegraben hatten, verlor ſie jede Selbſtbeherrſchung und warf ſich weinend und krampfhaft ſchluchzend auf die Kniee. Endlich fiel ſie mit dem Geſicht zur Erde, und ich wurde ſo beſorgt, daß ich mich anſchickte, Hülfe zu holen. Aber plötzlich erhob ſie ſich wieder und bat mich mit zitternder Stimme, Niemanden zu rufen, auch Niemanden das Vorgefallene zu erzählen, indem ſie hinzufügte, daß alle Franzoſen wie ſie das Andenken Napoleon's in ihrem Herzen bewahrten, und daß es nicht Einen gebe, der nicht für ihn zu ſterben bereit ſey. Sie war ſelbſt Franzöſin und ſehr ſchön. — „Wie glücklich mußten Sie ſeyn“, wiederholte ſie mehreremale, „in der Geſellſchaft des Kaiſers zu leben!“

Bei ſeiner Ankunft ſchien Napoleon geneigt, ſich der wenigen Geſellſchaft, die St. Helena darbot, anzuſchließen, und gewiß hätte er ſich nicht ohne ſeine traurigen Zwiſtigkeiten mit Sir Hudſon Lowe zur Abſonderung verurtheilt. Dieſe Streitigkeiten nahmen zuletzt eine ſolche Bitterkeit an, daß der Kaiſer es ſich zum Ehrenpunkt zu machen ſchien, ſich einzuſperren und ſich ſo unglücklich als möglich zu machen, um den allgemeinen Unwillen gegen den Gouverneur zu erregen.

Es liegt nicht in meinem Zweck, ein Urtheil über dieſe Zwiſtigkeiten zu fällen; aber trotz meiner Parteilichkeit für Napoleon wollte es mich doch oft bedünken, als hätte kein menſchliches Weſen den Platz Sir Hudſon Lowe's ausfüllen können, ohne mit ſeinem unglücklichen Gefangenen in Konflikt zu gerathen. Der einfache Generals-Titel, den der Gouverneur ihm geben mußte, und die Zurückhaltung, die er gegen ihn zu beobachten gezwungen war, mußten immer neben der Verehrung und Liebe ſeines Gefolges als Beleidigung erſcheinen. Ueberdies war der Kaiſer hart und rauh im Ausdruck ſeines Widerwillens gegen Jeden, der ihm nicht gefiel. Auf jeden Fall hätten die Schranken, die der Gouverneur ſeiner perſönlichen Freiheit geſetzt hätte, eine Quelle des Zwiſtes werden müſſen. Selbſt wenn Napoleon geneigt geweſen wäre, ſich geduldig ſeinem Looſe zu unterwerfen, ſo würden es ihm ſicherlich die Perſonen ſeines Gefolges nicht erlaubt haben. Gewöhnt an den Glanz und die Heiterkeit der franzöſiſchen Hauptſtadt, mußten ſie Alle ihren Aufenthalt auf unſerem einſamen Felſen als ein ſchreckliches Gefängniß betrachten, und da dieſe Perſonen gewöhnlich die Vermittler zwiſchen Napoleon und den Behörden abgaben, ſo würde die Bitterkeit ihrer Gefühle immer auch die ſeinigen verbittert haben. Bei ihrer Anhänglichkeit an den Kaiſer hätten ſie nie geglaubt, zu hartnäckig und anſpruchsvoll ſeyn zu können in Bezug auf das, was dieſem gebührte, und ſo wären Befehle und Anordnungen, die den Behörden einzig von der Klugheit diktirt wurden, immer in ihren Augen als Verbrechen erſchienen und wären dem Kaiſer als unnöthige Beſchimpfungen und Mißhandlungen dargeſtellt worden. Ueberdies verſchmähte es Napoleon nicht bei dem Mangel an jedem anderen Gegenſtand, der es mehr verdiente, ſeinen mächtigen Geiſt zu beſchäftigen, ſich die unbedeutendſten Kleinigkeiten zu Herzen zu nehmen. Mein Vater ſchilderte ihn uns oft, wie er von den Bagatellen eines jämmerlichen Streits mit dem Gouverneur eben ſo erfüllt war, als hätte es ſich um das Schickſal von Staaten gehandelt. Mehr als einmal brachte er uns zum Lachen, indem er uns die komiſche Art erzählte, wie Napoleon von Sir Hudſon Lowe ſprach. Aber die Gegenſtände ihrer Mißhelligkeiten waren meiſt ſo trivialer Art, daß ich es mir zur Pflicht mache, über dieſe letzten Schwächen einer ſo großen Seele einen Schleier zu ziehen. Nur ein kleines Faktum, das hierher gehört, kann ich mittheilen. Da er das Engliſche genauer zu ſtudieren wünſchte, ſo hatte ſich Napo-

Digitized by Google

leon engliſche Bücher bringen laſſen, und unter dieſen befand ſich eine illuſtrirte Ueberſetzung der äſopiſchen Fabeln. Unter dieſen Fabeln war eine, wo der kranke Löwe, nachdem er ſtandhaft die Beleidigungen der Thiere ertragen, welche herbeigeeilt waren, um ſeine gefallene Größe zu beſchimpfen, endlich vom Eſel einen Fußtritt ins Geſicht bekommt. „Ich hatte Kraft, Alles zu ertragen", ſagte der König der Thiere, „nur dieſes nicht." Napoleon zeigte mir das Kupfer, welches dieſe Scene darſtellte, und ſagte: „Das bin ich und der Gouverneur."

So viel ich darüber nach meinen Erinnerungen urtheilen kann, konnte Napoleon nicht für einen Freund der Literatur gelten. Es war ſehr ſelten, daß er davon ſprach, und ich bin verſucht zu glauben, daß ſich ſeine Lektüre auf wiſſenſchaftliche Schriften beſchränkte. Ich habe ihn von den Dichtern, die er „Träumer" nannte, mit Geringſchätzung ſprechen hören, und doch war es gerade der träumeriſchſte von allen, den er mit beſonderer Vorliebe las. Aber ſeine unbeſchränkten ehrgeizigen Beſtrebungen ſchienen in den nebelhaften Erhabenheiten Oſſian's einen verwandtſchaftlichen Zug gefunden zu haben.

Entdeckung des Labyrinths in Aegypten durch Profeſſor Lepſius.

(Aus der Allg. Preuß. Zeitung.)

Die wichtigſte Entdeckung, heißt es in dieſem Aufſatz, welche man der von Sr. Maj. dem König von Preußen unter Leitung des Profeſſors Lepſius nach Aegypten geſendeten Expedition bisher zu verdanken gehabt hat, iſt unſtreitig die Auffindung nnd genaue Beſchreibung der Reſte des alten Labyrinths. Das Hauptergebniß dieſer Unterſuchung iſt die monumentale Sicherſtellung des auf den Säulen und Architravblöcken der Aulen häufig aufgefundenen Namens des wahren Moeris, der ſich das Labyrinth zum Palaſte, die Pyramide zum Grabe baute. Auch hier wieder wird Manethons Angabe, der ihn in die zwölfte (die bisherige ſiebenzehnte) Dynaſtie ſetzte, beſtätigt. Die Briefe des Profeſſor Lepſius auf den Ruinen des Labyrinths vom 20. Juni datirt, melden folgendes Nähere: Seit dem 23. Mai haben wir unſer Lager auf den Ruinen des alten Palaſtes aufgeſchlagen, am ſüdlichen Fuße der dahinter liegenden Pyramide des Moeris, der jüngſten von allen, die von Pharaonen gebaut wurden. Der König Moeris regierte von 2194 bis 2151 vor unſerer Zeitrechnung; er war der lezte König des alten ägyptiſchen Reiches vor der Eroberung der Hykſos. Das Labyrinth ſowol, als noch mehr der See Moeris zeugen für ſeine Macht, für ſeine Prachtliebe, für ſeine großartigen Unternehmungen zur allgemeinen Wohlfahrt des Landes. Es iſt zugleich mit unſerer Ankunft in Fayum von einem franzöſiſchen, im Dienſte des Paſcha ſtehenden Architekten, Linant, der ſich hauptſächlich mit dem Waſſerbau des Landes beſchäftigt, die Entdeckung (in einer beſondern Abhandlung) bekannt gemacht worden, daß der alte Moeris-See, deſſen Nachweis den Gelehrten bisher ſo viel Kopfbrechens verurſacht hat, gar nicht mehr beſteht, ſondern bis auf wenige Reſte abgefloſſen iſt, und daß er nur einen Theil der Rieſendämme zurückgelaſſen hat, die ihn auf einer künſtlichen Höhe im ſüdöſtlichen Theile des Fayum zurückhielten. Was das Labyrinth betrifft, ſo war es nicht leicht, daſſelbe zu überſehen, deſſen Ruinen in jeder Beziehung der Beſchreibung der Alten entſprechen. Es ſtimmt ſehr genau die Angabe der Entfernungen, ebenſo die allgemeine Lage gegen den wahren See und Krokodilopolis; auch liegt am Ende des großen Ruinenfeldes die Pyramide, in welcher Moeris begraben war, und ſüdlich das von Strabo erwähnte Dorf, jezt nur Ruinen, und vom Plateau des Labyrinths durch einen ſpäteren Waſſer-Durchriß getrennt. Was die Ruinen betrifft, ſo findet man bei der erſten flüchtigen Beſichtigung des Ruinenfeldes mehrere hundert Kammern, Kämmerchen und Korridore, zum Theil mit ihren Decken, Schwellen und Wandniſchen, mit Säulenreſten und Bekleidungsſteinen. In zwei und mit den Konſtruktions-Kammern in vier Etagen übereinander bemerkt man allerdings nicht höhlenartige Wendungen, wie man meiſt die Alten verſtehen wollte; aber man bemerkt doch, wenn auch alle Mauern nach den Himmelsgegenden orientirt ſind, eine ſo große Unregelmäßigkeit und Abwechſelung der verſchiedenartigen Räume, daß früher bei der völligen Dunkelheit in dieſer über 200 Fuß breiten Gebäudemaſſe ſich wohl Niemand ohne Führer hätte hindurchfinden können. Dreitauſend überirdiſche und unterirdiſche Räume werden von Herodot angegeben; und dieſe Zahl iſt nach den Reſten, die wir noch jezt vor uns ſehen, auch keineswegs übertrieben Weit weniger ſind die Formen, und zwar des wichtigeren Theils des Palaſtes, noch zu erkennen, welcher nach Herodot aus 12 Aulen, d. i. aus 12 offenen, mit bedeckten Säulengängen umgebenen Höfen, beſtand. Dieſer Palaſt war von drei Seiten mit jener labyrinthiſchen Zimmermaſſe umgeben und bildet jezt einen großen vertieften, viereckigen, mit niedrigen Schutthügeln bedeckten und von einem Kanal ſchief durchſchnittenen Platz auf dem unſere Niederlaſſung von vierundzwanzig Menſchen, drei Eſeln, zwei Kameelen, verſchiedenen Hämmeln, Gänſen und Hühnern, fünf Zelten mit mehreren Häuschen, Hütten und Ställen, die wir aus den Ziegeln der Pyramide gebaut haben, faſt wieder das alte Strabo'ſche Dorf darſtellt, welches mit dem Labyrinthe auf gleicher Fläche lag. Um uns herum ſind ungeheure Blöcke, theils aus Granit, theils aus einem weißen, faſt marmorartigen, ſehr harten Kalkſteine, die Reſte der alten Säulen und Architraven der Aulen, zerſtreut. Dieſe Reſte ſind dadurch von höchſtem Intereſſe, daß ſie mehr als einmal die Namen des Labyrinthenbauers Moeris und ſeiner ihm folgenden Schweſter enthalten. Von dem Gipfel der Pyramide des Moeris, die in weiter Ausſicht Alles beherrſcht, laſſen wir jezt den preußiſchen Adler herabwehen. Wir beſchäftigen täglich hier gegen hundert Arbeiter, um die Ruinen mit Gräben zu durchziehen, die Grundmauern der Gebäude und ihre Bodenfläche aufzuſuchen, die Kammern auszuräumen, und in der lezten Zeit auch, um den Eingang der Pyramide zu ſuchen und zu öffnen. Unſer unermüdlicher und mit großer Treue arbeitender Architekt Erbkam verfertigt jezt einen Spezialplan des Labyrinths, gewiß eines der merkwürdigſten Blätter unſerer Sammlung. — Bis jezt hat die Expedition bei den Pyramiden von Giſeh 106 Gräber unterſucht, von denen nur 3 oder 4 von früheren Reiſenden gezeichnet waren. Faſt alle entfalteten einen Reichthum von hieroglyphiſchen Darſtellungen und Inſchriften, die für Chronologie und Geſchichte, für Kunſt und Sitten, für ägyptiſche Schrift- und Sprach-Geſchichte von großer Wichtigkeit ſind. Es iſt eine Sammlung von Original-Denkmälern ſchon in Cairo hinterlegt, von denen 20 größeren Denkmalen angehören und über 30 Kameel-Ladungen ausmachen. Von Papier-Abdrücken der intereſſanteſten Inſchriften werden ſchon 300 Bogen, von Zeichnungen über 300 gezählt, meiſt in Großfolio. Die Gräber ſind faſt alle von der vierten und fünften manethoniſchen Dynaſtie, zwiſchen 3000 und 2500 Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Die topographiſchen Plane umfaſſen die ganze Wüſtenküſte, ſo weit ſie mit Pyramiden bedeckt iſt. Dieſe Denkmale folgen ſich auf einem Saume von $4\frac{1}{2}$ geographiſchen Meilen in faſt ununterbrochener Reihe, von Abu Roaſch, drei Stunden nördlich von den Giſeh-Pyramiden, bis nach Dahſchur. Daran reihen ſich ſüdlich noch die einzelnen entfernteren Pyramidengruppen von Liſcht, Meidum und im Fayum, in einer Ausdehnung von ungefähr 10 geographiſchen Meilen. Die älteſten von allen Pyramiden ſcheinen die beiden großen Stein-Pyramiden von Dahſchur zu ſeyn, welche der dritten manethoniſchen Dynaſtie zuzuſchreiben ſind.

Neueſte Südpolexpedition.

Zwei auf Entdeckungen und zu Forſchungen und Beobachtungen ausgeſandte Schiffe, Erebus und Terror, unter den Befehlen der Kapitäne Roß und Crozier, ſind am 4. Sept. d. J. zu Folkeſtone eingelaufen. Die auf dieſen Schiffen vollbrachte antarktiſche Expedition war die längſte, glücklichſte und erfolgreichſte von den vielen

Digitized by Google

Entdeckungsfahrten, die ſeit der erſten des unſterblichen Cook (begonnen am 26. Aug. 1768) von England ausgegangen ſind; ſie gehört zugleich zu den denkwürdigſten, von welchen je in den Annalen handeltreibender Völker Meldung geſchehen iſt. Erebus und Terror verließen England am 29. Sept. 1839. Die Reiſeroute allein gibt ſchon eine Idee von der Größe des Unternehmens. Nach Beobachtungen bei Madeira, Praya, Trinidad erreichte die Expedition St. Helena am 31. Jan. 1840, das Kap am 17 März; Temperatur und ſpezifiſche Schwere der See wurden bis zu 600 Faden Tiefe unterſucht. Abfahrt vom Kap, 3. April; Kerguelens Land erreicht am 12. Mai; am 29. Mai — dem zu gleichzeitigen Beobachtungen auf andern Punkten der Erde vorausbeſtimmten Tag — wurden die magnetometriſchen Inſtrumente 24 Stunden über jede 2½ Minuten notirt; zum Glück ereignete ſich gerade einer der magnetiſchen Stürme, die an verſchiedenen Orten in Europa beobachtet wurden, und da derſelbe, wie zu Toronto (in Canada), die Inſtrumente affizierte, ſo erlangte man dadurch den vollſtändigen Beweis von der außerordentlichen Ausdehnung magnetiſcher Influenzen, die den Durchmeſſer der Erde mit einer Schnelligkeit durchlaufen, die jener des Lichts oder der Elektrizität gleichkommt. Auf Kerguelensland wurden auch Kohlenlager entdeckt, die bei künftiger Anwendung der Damſchiffahrt in dieſen Regionen vom gröſſeſten Nutzen für den indiſchen Handel ſeyn werden. Nach längerem Verweilen in den Gewäſſern von Van Diemensland ging die Expedition nach den Aucklandsinſeln, woſelbſt im November 1840 eine Reihe magnetiſcher Beobachtungen vollendet wurde. Von hier aus begann erſt die eigentliche Südpolexpedition. Am 12. Dec. verließ Kapitän Roß die Aucklandsinſeln und am Neujahrstag 1841 trat die Expedition durch viele Eisberge ſüdlich vom 63ſten Breitegrad in den antarktiſchen Zirkel ein. Dichte Nebel und ſchwache Winde machten die Fahrt ſo ſchwierig als mühſam; beſtändige Schneeſchauer erſchwerten alle Operationen; erſt am Morgen des 9. Januar, nachdem ſie 200 Meilen zwiſchen Eisfeldern geſegelt waren, gewannen die kühnen Argonauten reines Meer und zogen dann friſchen Muths dem magnetiſchen Pole zu. Am 11. Jan. 1841 wurde im 70ſten Grad ſüdlicher Breite und 172ſten öſtlicher Länge, direkt auf der Bahn ihrer Fahrt, zwiſchen ihnen und dem Pol, Land entdeckt — das ſüdlich bekannteſte, das je zuvor geſehen worden iſt — dem jedoch allerdings die Ruſſen vor bald 20 Jahren nahe gekommen waren. Als Kapitän Roß mit ſeiner Mannſchaft dieſem Lande ſich näherte, ſah man, wie es ſich erhob in ſtattlichen Berggipfeln, 9000 bis 12000 Fuß hoch, voll ewigen Schnees daherglänzend und ihre Gletſcher weit hinaus in die See abſpiegelnd.

Das Land war entdeckt, es in der Nähe zu betrachten, blieb unmöglich; unzugängliche Küſten, durch Eisberge geſperrt, erlaubten nicht einmal den Verſuch; man ſteuerte darum ſüdöſtlich, wo ſich mehrere kleine Inſeln fanden. Am 12. Jan. 1841 landeten die Kapitäne Roß und Crozier auf einer derſelben, ſie in Beſitz zu nehmen für die Königin Victoria. Die Inſel beſteht ganz aus vulkaniſchen Felsgebirgen und liegt 71. 56 ſüdlicher Breite, 171. 7 öſtlicher Länge. Kapitän Roß nahm ſich vor, von hier aus ſo weit als möglich ſüdwärts vorzudringen, um den magnetiſchen Pol zu paſſiren, der nach kombinirten Beobachtungen beim 76ſten Grad ſüdlicher Breite gefunden werden mag, von da aber weſtwärts fortzuſegeln bis zur Vollendung ſeiner Weltumſchiffung. Man ſteuerte alſo in der angegebenen Richtung voran und gelangte am 22. Jan. bis zum 74ſten Grad, der höchſten ſüdlichen Breite, die bis daher noch je erreicht worden iſt. Hier ſetzten ſich die gewöhnlichen Hinderniſſe, heftige Windſtöße vom Süden her, dichte Nebel, und unaufhörliche Schneeſtürme dem weitern Vordringen in den Weg. Man fuhr inzwiſchen fort, die Küſten des entdeckten Landes zu erforſchen, landete am 27. Jan. auf einer vulkaniſchen Inſel und erblickte Tags darauf einen 12,400 Fuß hohen feuerſpeienden Berg, der den Namen Erebus erhielt; ein erloſchener Krater, weſtlich davon gelegen, ward als Mount Terror bezeichnet. Der Rauch aus dem Vulkan erhob ſich 2000 Fuß hoch in die Lüfte; der Durchmeſſer der Oeffnung des Kraters war etwa 300 Fuß. Am 19. Febr. erreichten die Entdecker den 76ſten Grad ſüdlicher Breite, den 164ſten öſtlicher Länge — ſo daß ſie nur noch 157 Meilen vom Südpol entfernt waren. Die Natur der Küſte erlaubte nicht, hier anzulegen und dem intereſſanten Punkt vom Lande aus näher zu kommen; es bleibt aber relativ befriedigend und ein großes Ergebniß der Expedition, daß man in der Richtung nach dem Südpol einige hundert Meilen weiter gekommen iſt als je zuvor und ſeine Lage aus der großen Zahl von Beobachtungen, die angeſtellt wurden, mit einer Sicherheit beſtimmt werden konnte, die faſt derjenigen gleichkommt, die man erlangen würde, wenn es möglich wäre, bis zu dem Pol ſelbſt zu kommen. Die vorgerückte Jahreszeit in dieſer hohen Breite ließ die Rückkehr räthlich finden. Das ganze (neu entdeckte) Südland, ausgedehnt vom 70ſten bis zum 79ſten Grad, wurde Victorialand benannt.

(Schluß folgt.)

Brüſſeler Spitzen.

Unſere Leſerinnen wiſſen ſehr gut den Werth der Brüſſeler Spitzen zu ſchätzen, wahrſcheinlich iſt ihnen aber das Nähere über die Verfertigung dieſes koſtbaren Schmuckes nicht ſo bekannt. Es werden jährlich in Belgien für zwölf Millionen Franken Spitzen verfertigt. Frankreich, England, Holland, Rußland und Deutſchland ſind die Hauptabnehmer. Eine geſchickte Klöpplerin kann bei 16ſtündiger Arbeit täglich einen Gulden verdienen (dafür müſſen die ſächſiſchen Klöpplerinnen wohl eine ganze Woche arbeiten). Der gewöhnliche Verdienſt iſt 45 kr. Der Werth der Spitzen liegt hauptſächlich in der Arbeit, denn wenn auch das dazu verwendete Garn ſehr theuer iſt, ſo bedarf man doch nur wenig dazu. In Rabecq Rognon hat man oft ſo feines Spitzengarn, daß das Pfund mit mehreren tauſend Franken bezahlt wird. Eine mechelner Spitze zu 3 fl. die Elle gilt für ſehr gewöhnlich in Vergleich mit den Brüſſelern. Das Garn dazu koſtet etwa 13½ kr., alles Uebrige iſt für die Arbeit. Während in Sachſen die Spitzenfabrikation faſt gänzlich darniederliegt, ſind die belgiſchen Spitzen ſo geſucht, daß z. B. im Jahr 1839 nicht alle Beſtellungen ausgeführt werden konnten. Die ächten Brüſſeler Spitzen können nur in Brüſſel ſelbſt gemacht werden; am nächſten ſtehen die von Binche. Die Spitzen von Brügge, Gent, Ypern ꝛc. nennt man valenciennes und ſie werden jetzt hauptſächlich getragen. Es mögen ſich mit der Verfertigung derſelben ungefähr 6000 Mädchen u. Frauen beſchäftigen. Unterricht in dieſer Kunſt wird in Schulen ertheilt, die meiſt von Nonnen ꝛc. geleitet werden. In Oſtflandern gibt es 16, in Weſtflandern 89 Klöppelſchulen, und in Antwerpen beſteht eine Muſterſchule mit 252 Schülerinnen unter 12 Lehrerinnen.

Buntes.

Welches war der erſte Adelige? Der Herr von Ferne; deſſen iſt ſchon in der Bibel Erwähnung gethan, dort heißt es: „Da ſah ihn der Herr von Ferne."

Ein Student aß bei einem ſehr geizigen Profeſſor der Anatomie. Da ihm mehr Knochen als Fleiſch vorgeſetzt wurden, nahm er eine Rippe und betrachtete ſie ſehr genau. „Was machen Sie da?" — fragte der Profeſſor. „Mir fällt eben," — antwortete der Student — „Ihre Theorie von der Structur der Knochen ein und da ſehe ich denn, ob was dran iſt?"

Ein Thierſprachforſcher, Dougont de Namours, Verfaſſer eines Werkes über Ameiſen, behauptet, aus der Sprache der Thiere bereits ſo viel zu wiſſen, daß ihm 11 Worte aus der Taubenſprache, 11 aus der Hühnerſprache, 33 aus der Hunde-, 14 aus der Katzen- und 22 aus der Rinderſprache bekannt ſey; die Sprache der Eſel aber verſtehe er ganz.

Digitized by Google

№ 50.
Zwölfter Jahrgang
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Rede bei v. Gölers Beerdigung. — Neueſte Südpolerpedition. — Verbreitung der heiligen Schrift. — Pot-Pourri.

Rede bei der Beerdigung

des

Freiherrn Julius Göler von Ravensberg

zu Karlsruhe den 6. September 1843.

gehalten

von Auguſt Hausrath, Hof- und Stadtdiaconus.

Der Entſchlafene, leidtragende Verſammlung, deſſen ſterbliche Hülle wir der Erde zurückzugeben im Begriffe ſtehen, iſt unſerem menſchlichen Urtheil entrückt und vor einen höhern Richterſtuhl berufen. Und Gott wird ihm barmherzig ſeyn. — Ich aber habe, gerade ſo wie Der*) vor mir geſprochen, den Auftrag von der tiefbetrübten Familie und den Freunden des Hingeſchiedenen empfangen, hier am Grabe noch dem Heimgegangenen zu danken für das treue Herz, das ſtets in ihm für der Seinigen Wohl und Wehe geſchlagen hat, für die vielen Opfer, die er der Freundſchaft zu bringen ſtets freudig und bereit war; für ſo manche Bethätigung ſchöner und großer Kräfte, in denen er nur der Stimme einer reinen und rechten Liebe gefolgt iſt. Ja und ich glaube die Empfindung Aller, die vor dieſem Sarge ſtehen, in den kurzen Worten ausſprechen zu können: Wir haben Alle nur Thränen für ſein Schickſal und Gebete für ſeine Seele!

Mir ſelbſt jedoch, leidtragende Verſammlung, der ich als ein Diener der Kirche heute in eure Mitte geſtellt bin, liegt noch zu dem Allem eine andere Pflicht ob, der ich mich in dieſer Stunde nicht entſchlagen darf. Es gebührt mir, an dieſer ernſten Stätte, die Begebniſſe, die unſern hingeſchiedenen Freund zu einem ſo thränenvollen Ausgang geführt haben, in das Licht zu ſtellen und dem Urtheil zu unterwerfen, das ſich die Kirche, bis zu ihrem ſchwächſten Organe herunter, über alle Dinge dieſer Erde anmaßt, und ſich nicht nehmen laſſen kann noch darf.

Und das Erſte, leidtragende Verſammlung, iſt nun dies. Es iſt das Gefühl der tiefſten Selbſtdemüthigung, das uns heute hier durchdringen muß. Einer Selbſtdemüthigung darüber, daß wir alſo mit all' der feinen Weisheit, der ſich unſer Zeitalter zu rühmen pflegt, mit all' der Gewandtheit und Kunſt des geſelligen Umgangs, in welcher wir ſo geprieſene Fortſchritte gemacht haben, dennoch in der wichtigſten Kunſt, das Entzweite zu verſöhnen, noch ſo wenig weit gekommen ſind, daß ſelbſt vielleicht die Beſten, die Edelſtdenkenden unter euch, die hier an meiner Seite ſtehen, zu mir ſprechen möchten: freilich gibt es im geſelligen Leben Kränkungen und Verwicklungen, für die eine andere Löſung als mit blutigen Thaten kaum abzuſehen iſt! Ihr erwartet wohl jetzt nicht von mir, daß ich euch auseinanderſetze, was der Chriſtenglaube von ſolchen Kränkungen, Verwicklungen und Thaten denken und urtheilen lehrt, nur laßt mich dies ſagen: es iſt ein tiefes Gefühl der Selbſtdemüthigung, mit der ich in dieſem Augenblicke durchdrungen bin, bei dem Gedanken, wie fern wir noch dem Reiche Gottes ſtehen, das Chriſtus einſt auf Erden in Liebe und Frieden unter uns zu ſtiften gekommen iſt.

Dazu aber doch dieſes Andere. So fragt nun euer eigenes Herz: ob nun nach ſolcher Entſcheidung gekränkte Ehren wieder hergeſtellt, Friede und Verſöhnung geſtiftet, oder wirklich der Schuldige geſtraft iſt? welche Antwort kann es geben? Freilich! die Kämpfer, die ſich vor wenigen Tagen auf dem blutigen Wahlplatze feindlich begegnet ſind, ſie haben Frieden geſchloſſen! In dieſem Sarge ruht jetzt das, ach, zu leicht entzündete Herz des Jünglings, der nach ſeinen Naturanlagen und Kräften noch dereinſt der Stolz ſeines Vaterlandes hätte werden mögen! und drüben, in fremder, kalter Erde ruht der Leichnam des Unglücklichen, der übel berathen und in verwegener Thorheit ſich mit unverſtandenen Dingen befaßt und ſein Leben hingeworfen hat, das er einem andern Lande und einer fürwahr beſſern Sache ſchuldig war! Ach nein, Geliebte, kein Blut der Verſöhnung iſt da gefloſſen! und wem unter uns fällt es nicht ſchwer, der niederdrückendſten tiefſten Trauer, und einer Bitterkeit Meiſter zu werden, die aus ſo ſchmerzlichen Vorgängen in unſere Seele hinüberſchleicht!

Ihr fühlt jedoch wohl, leidtragende Freunde, daß, war es meine Pflicht und mein Recht, ſo viel zu ſagen, viel beſſer auch Alles geſagt werden muß. Wenn es denn in den vorliegenden Verwickelungen darauf ankam, eine ſich ſpreizende Hoffärtigkeit zu demüthigen, oder eine ſchleichende Lüge und tückiſchen Verrath an's Tageslicht zu ziehen; wenn es auf einen Akt der Gerechtigkeit abgeſehen war, für welchen freilich entfeſſelte Horden in dieſer Nacht auf eine ganz andere Weiſe, in ihrem Schmerz oder Rachegefühl einen kürzeren Ausdruck in Thaten gefunden haben, die, gottlob! zu den bis jetzt in unſerem Lande unerhörten zu rechnen ſind, muß es uns nicht mit dem Gefühl der tiefſten Selbſtdemüthigung erfüllen, daß durch derlei Vorgänge ein Grundſatz in Gang zu kommen, es mit dem Grundſatze leicht genommen zu werden ſcheint, als ob nämlich der Zweck die Mittel heilige? Wollen wir aber doch mit Bittern daran denken, daß nach altem, wahrem, kräftigem Volksſpruch mit ſolchem Grundſatz und ſeinen „guten Abſichten" nur die Hölle gepflaſtert iſt. Ja, ſeht doch in Allem, was wir in dieſen Tagen bezeugt haben, nur die Geſchichte der Sünde in ihrem furchtbaren Verlauf. Was wäre nicht ſchon ſeit Wochen vorher geſehen und vorher verkündet worden? Tauſend geſchäftige Zungen haben es umhergetragen, hunderttauſend Blätter es bezeugt, und einer chriſtlichen Gemeinde ward in einem chriſtlichen Staate das wenig erbauliche Schauſpiel gegeben, ſolche die ſich der erſten Geſellſchaft anzugehören rühmen, um benannter und unbenannter Ehrenſachen willen, von Schritt zu Schritt in eine Bahn hineingeriſſen zu ſehen, die nur blutig und mit noch größerem Verderben enden konnte. Soll das damit entſchuldigt ſeyn, daß es zum Theil unter den Söhnen der erſten Geſchlechter Europa's, in ausſchließlichen Kreiſen vorgegangen iſt, wohin des Geſetzes Arm und das ordnende Recht

*) Nach einem ſeit einiger Zeit in der hieſigen Garniſon eingeführten neuen Reglement wird nämlich bei Beerdigungen von Militärperſonen die Gedächtnißrede für den Verſtorbenen gewöhnlich von einem Offiziere gehalten, ſo daß der functionirende Geiſtliche — außerordentliche Fälle, wie der vorliegende, abgerechnet — eigentlich nur die Kirchengebete dabei zu ſprechen hat.

Digitized by Google

ſchwerer dringen kann? Aber wenn ihre feſtlich geſchmückten Stätten, wenn die Hallen ihrer Luſt und ihrer Spiele, die geduldigen Zeugen, von, Herr, du weißt es! wie viel Sünde und Schande, bis jetzt geſchwiegen haben: ſo laßt es euch an dieſen Gräbern ſagen, welche Saaten zu welchen Ernten reifen! Laßt euch gemahnen an den Ernſt einer Zeit, in der Jeder fühlen muß, daß es ſich in jedem Augenblicke um das Höchſte und Heiligſte wie um das Letzte handelt! Warnt die ſtolzen Verblendeten vor jener gefährlichen, einſamen, unſeligen Mitte, in die ſie ſich zu ſtellen drohen: über ſich einen Gott zu haben, der andere Geſetze der Ehre anerkennt, als ſich unſer Wahn und unſere Eitelkeit, unſere Weltluſt und Selbſtſucht geſchaffen hat: und unter ſich ein Volk, deſſen beſſer Geſinnte ſich mit Gram und Abſcheu abwenden von einem Treiben, das ſie nicht faſſen und verſtehen, — aus dem aber ſchon Tauſende höhnend hindeuten auf offenkundige Schäden der Geſellſchaft, die mehr und mehr wurmſtichig zu werden droht und aus deren Vorbild ſich bald — ſorgt nicht dafür! — jeder Trotz und jedes böſe Gelüſte roher zügelloſer Natur Entſchuldigung ſuchen wird!

Ja, es ſey heute frei geſagt! Liegt Schuld und Sünde vor, ſo komme ſie vor das rechte, geordnete Gericht. Fürchtet nicht, es könne in unſern Tagen etwas ſchlimmer werden dadurch, daß es auch ganz öffentlich wird. Alle Wände und alle Thüren haben ja doch für dieſes müßige Geſchlecht tauſend Zungen und tauſend Ohren, und vielmehr vergrößert und furchtbar ins Ungeheuerliche verkehrt wird ſelbſt der geringſte Irrthum und die kleinſte Schuld, die ſich dem gemeinen Urtheil nur verbergen und entziehen will! Aber Winkelzüge und Umwege, um zu einem Ziele zu gelangen, oder nächtliche Gewalt und Rachethaten, um das Böſe zu ſtrafen, wobei denn doch immer nur der Unſchuldige leidet ſtatt des Schuldigen: das ſind Thaten, eines freien Volkes unwürdig, Thaten, die unſern Chriſtennamen ſchänden, und uns in die ſchwerſte Verantwortung vor Gott und Menſchen ziehen. Seht, Geliebte, daß in ſo traurigen Verkettungen auch das Schickſal unſers entſchlafenen Freundes — auf welche Weiſe, ſind wir zu wiſſen nicht berufen und richten auch nicht, nur der allwiſſende Gott kennt und prüft der Menſchen Herzen! — als ein Glied der verhängnißvollen Kette mit verflochten worden iſt, das ſenkt einen Stachel des durchbohrendſten Schmerzes in unſer tief innerſtes Herz, ſo daß ich nicht recht wüßte, wie wir mit dem Frieden und der Ruhe heute von dieſer Stätte ſcheiden ſollen, die uns doch ſonſt ſo ſtillen Frieden und Gottesruhe winkt!

Wenn nicht dies Eine bliebe! Erhebung des Gemüths zu Dir, o Gott! Verſöhnung bei Dir, die Du geſtiftet haſt in den Unvollkommenheiten dieſer Welt! Aufſchauen in Dein heiliges Reich des Friedens und der Liebe! Ja, Du durchglühſt uns mit neuer Kraft und ſtärkſt uns zu den Vorſätzen für das Leben, die wir jetzt hier faſſen, und Dir zuſchwören und getreulich halten wollen! Ja, vereine Du unſere Herzen zu Dir wohlgefälligem Beginnen! Laß uns treue Kämpfer ſeyn für das Recht, für die Ehre, die auch vor Dir gilt; für das Vaterland, für einen theuren Fürſten und ſein Haus, dem mit wahrer Liebe und Treue jedes Herz begeiſtert entgegenſchlägt: treue und Dir geweihte Kämpfer nicht um vergängliche Siegeskränze, ſondern um die Gnadengüter des ewigen Lebens und unſeres himmliſchen Berufs. Fromm und rein und treu und keuſch bewahre unſer Herz vor Allem Böſen. Alles Schlechte ſey ſchon von Anfang an aus unſerer Mitte ausgeſtoßen! Ach, wenn Einer nur anfängt mit der Sünde ſchön zu thun, und ſie um ſich zu dulden, weil ſie gleißt und glänzt: wie ſchnell wird ſie dann mit ihrem Schlangengriff ihn umſchlungen haben, und er wird ihrer nicht mehr los. Er fällt, vergiftet und erwürgt, ein Opfer ſeiner traurigen Bethörung! Darum ſchon den Keim des Böſen vertilgt in Euch und Andern! Den erſten Funken erſtickt, ehe er zu eurem Schrecken Häuſer und Dörfer und Städte eingeäſchert hat. Und je höher wir geſtellt ſind im Leben, in der Geſellſchaft, im Vaterland, um ſo vorſichtiger laßt uns ſeyn, um ſo ängſtlicher unſerer Verantwortlichkeit bewußt: Tauſende ſehen auf uns, richten ſich nach uns, berufen ſich auf uns! Reiche Quellen des Segens oder des Verderbens ſtrömen aus unſerer Hand hinaus in die Geſchlechter der Sterblichen. Darum zu neuem, heiligem Beginnen vereine uns dieſe ernſte Stunde! Ja, laſſet uns die Hand reichen zur Mitarbeit an allem Schönen und Großen und Guten, daß wir am Tage der Rechenſchaft vor Gott getreu erfunden werden mögen!

Und in dieſem Sinne bewahrt dem Hingeſchiedenen ein freundliches Andenken für ſein warmes Herz, für ſeine Liebe und Hingebung, die er auf Erden in heitern Jugendtagen ſchon geübt. Der Herr im Himmel aber ſey ſeiner Seele gnädig. Amen.

Neueſte Südpolexpedition.

(Schluß)

Am 4. März paſſirte man wieder den antarktiſchen Zirkel; hier hätte man auf das Land treffen müſſen, das Lieutenant Wilkes bei einer frühern Expedition als das Südpolkontinent aufgefunden zu haben glaubte; lange fortgeſetzte Forſchungen in der ganzen Region — deren Detail hier zu viel Raum einnehmen würde — führten zu der Ueberzeugung, daß dieſes pſeudo-antarktiſche Kontinent gar nicht exiſtirt. Wilkes mag ſich durch Wolkenlager und Nebelbänke haben täuſchen laſſen; derartige Erſcheinungen ſind in den ſüdlichen Regionen nichts ſeltenes; ein unerfahrnes Auge kann ſie gar leicht für ausgedehnte Landſtrecken und hohe Bergreihen halten. Weſtwärts ſteuernd kam die Expedition auf den Punkt, wo nach der Vermuthung des Prof. Gauß der magnetiſche Pol ſeyn ſoll. Man gewann die feſte Gewißheit, daß dieſe Unterſtellung irrig ſey. Endlich am 4. April ward abgefahren nach Van Diemensland. Keine Krankheit und überhaupt kein Mißgeſchick irgend einer Art war während dieſer erſten Periode der Expedition auf den beiden Entdeckungsſchiffen vorgekommen; die Mannſchaft blieb geſund und war beſtändig guten Muths. Franklin, der Freund und arktiſche Gefährte des Kapitäns Roß, befand ſich gleichzeitig noch am entgegengeſetzten Pol, bereit ihn zu bewillkommnen. Die beiden Schiffe ſegelten nun nach Sidney und der Inſelbay, um magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen anzuſtellen.

Am 23. Nov. 1841 ſegelte die Expedition aus der Inſelbay ab zur weitern Entdeckungsfahrt; doch wurde es wieder Neujahrstag 1842 ehe man über den antarktiſchen Zirkel hinaus gelangen konnte. Heller Himmel ließ vermuthen und befürchten, daß man bald auf große Eismaſſen ſtoßen werde. Am 19. Jan. erhob ſich ein heftiger Sturm; beide Schiffe wurden ſtark beſchädigt; ſie ſchwebten 26 Stunden über in äußerſter Gefahr; doch war es, in großer Bedrängniß, ein tröſtlicher Gedanke, daß man ſchon weiter ſüdlich gekommen war, als Cook und Bellinghauſen bei günſtigerem Wetter. Am 2. Febr. gelangte man, nach 46 Tagen Einſperrung zwiſchen den dickgerippten Eismaſſen, in offene See. Dies war nur zehn Tage früher, als ſie im vorigen Jahre ihre Operationen aufgeben mußten; dennoch ward weiter geſegelt, zuzuſehen, was noch zu thun ſey. Nach Ueberwindung ungemeiner Schwierigkeiten kamen ſie am 22. Febr. auf die Stelle, wo die vorjährigen Beobachtungen abgebrochen worden waren. Bei ſtarkem Wind gelang es, 130 Meilen weiter vorzudringen; von da an aber war alle Mühe vergebens; Eisberge ſtanden im Wege, Kapitän Roß mußte ſich entſchließen, den Rückweg anzutreten. Der antarktiſche Zirkel wurde abermals durchſchnitten. Am 12. März kamen die Schiffe in Zuſammenſtoß mit ungeheuern Eismaſſen; der Erebus verlor Bugſpriet und vordere Stänge; es fehlte nicht viel, ſo wären die Schiffe (wie wahrſcheinlich der Präſident!) zwiſchen dem Eis in Stücke zerſchmettert worden; man ſchlug nun die Fahrt direkt nach dem Kap Horn ein — ſo fern als möglich von den Fahrlinien früherer Weltumſchiffer; bei einem heftigen Windſtoß fiel der Quartiermeiſter James Angely über Bord und ertrank; dies war der einzige Unglücksfall während 136 Tagen voll äußerſter Anſtrengung aller

Digitized by Google

Kräfte der Mannſchaft; auf die Krankenliſte ward auch nicht einer eingetragen. Man ſegelte nach Rio Janeiro, dort Vorräthe einzunehmen und die Schiffe zu repariren. Es wurde alles wieder ganz in den Stand geſetzt, wie es bei der Abfahrt aus England geweſen war. Am Morgen des 17. Dec. 1842 ſegelte die Expedition von den Falklandsinſeln ab: am 24. ſah man die erſten Eisberge und Tags darauf war ſchon die Fahrt gehemmt; am 28. entdeckte man Land — es war aber unzugänglich; man mußte ſich begnügen, die Küſten aufzunehmen; die ganze Region iſt mit Schnee und Eis bedeckt; mit großer Beſchwerde fuhren die Schiffe, von Eismaſſen umgeben, nach einer Inſel, von welcher Kapitän Roß im Namen der Königin Victoria Beſitz nahm; ſie iſt vulkaniſchen Urſprungs, und hat nur zwei Meilen im Durchmeſſer, zeigt aber doch einen Krater, der ſich 3500 Fuß über die Seefläche erhebt. Der umliegende Golf wurde Erebus- und Terror-Golf benannt. Am 4. Febr. 1843, nachdem die Schiffe 40 Tage lang mühſam zwiſchen dem Eis durchgefahren waren, kamen ſie endlich wieder in offene See. Oſtwinde herrſchten und dichte Nebel erhoben ſich; die in der Regel günſtige Jahreszeit war ſchon faſt vorüber; man kam nicht weiter als bis zum 65ſten Grad ſüdlicher Breite, 100 Meilen ſüdlich von der Bahn des Admirals d'Urville, als derſelbe vergebens ſtrebte die von dem Engländer Weddel angegebene Fahrt einzuhalten. Am 22. Februar wurde eine Beobachtung angeſtellt, aus welcher ſich eine bedeutende Thatſache faſt mit Gewißheit ergeben hat; es ſcheint nämlich darnach, daß die bisherige Annahme von zwei magnetiſchen Polen im Süden (wie ſolche im Norden wirklich exiſtiren) unrichtig iſt und in Wirklichkeit nur ein magnetiſcher Pol auf der ſüdlichen Halbkugel angetroffen wird. Im Uebrigen iſt beſonders anzuführen, daß ſämtliche, während der dritten Periode der neueſten Entdeckungsreiſe nach dem Südpol vom Kapitän Roß angeſtellte Beobachtungen ſeine Meynung von der Lage dieſes Pols auf die merkwürdigſte Weiſe bekräftigen. Den letzten Eisberg ſah die Expedition am 25. März und am 4. April ward das Vorgebirg der guten Hoffnung erreicht. Gegen Ende April verließen Erebus und Terror das Kap; auf St. Helena und Aſcenſion wurde angehalten, um die früher angeſtellten magnetiſchen Beobachtungen zu wiederholen. Um die ganze Reihe dieſer Obſervatorien zu kompletiren, mußte nochmals nach Rio Janeiro gefahren werden, woſelbſt die Expedition am 18. Juni anlangte. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, verwendet zu Beobachtungen und Reparaturen, ſegelten die beiden Schiffe nach England ab; am 27. Aug. waren ſie bei der Inſel Scilly und nach einer beſchwerlichen Fahrt den Kanal aufwärts wurde am 4. Sept. bei Folkeſtone gelandet. Kapitain Roß kam noch an demſelben Tag zu London an. Daß er von ſeinen Vorgeſetzten gemüthlich und ehrenvoll aufgenommen wurde, verſteht ſich von ſelbſt.

Verbreitung der heiligen Schrift.

Das größte Bücherverbreitungs-Inſtitut der Welt, die „Brittiſche und ausländiſche Bibelgeſellſchaft", hat kürzlich wieder einen Bericht über ihre Wirkſamkeit drucken laſſen. Es geht daraus hervor, daß dieſelbe in den 39 Jahren ihres Beſtehens (ſeit dem Jahre 1804) 2,952 028 Pfund 12 Schill. (ungefähr 20 Millionen Thaler) ausgegeben und dafür etwas über 15 Millionen Exemplare der heiligen Schrift (von denen jedoch 9 Millionen bloß aus dem N. T. beſtanden) in der ganzen Welt verbreitet hat. Eine Ueberſicht der Sprachen und Dialekte, in welche die Bibel überſetzt und in denen ſie zum Theil durch direkte, zum Theil durch indirekte Mitwirkung der gedachten Geſellſchaft gedruckt und verbreitet iſt, ergibt zuſammen 137 verſchiedene Verſionen. Auf die Brittiſchen Inſeln kommen davon fünf: Engliſch, Walliſiſch, Gäliſch, Iriſch und der Dialekt der Inſel Man; auf Frankreich drei: Franzöſiſch, Bretonniſch und Franzöſiſch-Baskiſch; auf die Pyrenäiſche Halbinſel fünf: Spaniſch, Cataloniſch, Spaniſch-Baskiſch (Escuara), Jüdiſch-Spaniſch (für die zahlreichen in Nord-Afrika und im Orient lebenden Nachkommen der aus Spanien vertriebenen Juden) und Portugieſiſch; auf Skandinavien ſechs: Isländiſch, Schwediſch, Lappländiſch, Finniſch, Däniſch und Faröiſch; auf Deutſchland und Mittel-Europa zehn: Holländiſch, Vlämiſch, Hochdeutſch, Litthauiſch, Samogitiſch, Polniſch, Ober-Wendiſch, Nieder-Wendiſch, Böhmiſch und Ungariſch. Auf Europa kommen im Ganzen 50 Sprachen und Dialekte, auf Aſien 63, auf Afrika 9, auf Amerika (Indianer-Sprachen) 7 und auf Auſtralien 8. Vorbereitet, aber noch nicht druckfertig, ſind außerdem 19 Ueberſetzungen (worunter Quäniſch — für das Norwegiſche Lappland — Kurdiſch, Peruaniſch, Wotiakiſch, Makaſſariſch ꝛc.). Ihre früheren Verbindungen mit ausländiſchen Bibelgeſellſchaften hat die engliſche zum größten Theil abgebrochen, weil dieſe ſich nicht entſchließen können, aus ihren Ueberſetzungen die Apokryphen wegzulaſſen. Dagegen hat ſie in vielen Ländern beſondere Agenturen errichtet, welche die von der Brittiſchen Bibelgeſellſchaft ſanctionirten Ausgaben verbreiten. An Wirkſamkeit zunächſt ſtehen der letzteren folgende im übrigen Europa beſtehende Bibelgeſellſchaften: die Preußiſche (geſtiftet 1805) mit der bisherigen Vertheilung von 1,132,129 Exemplaren der heiligen Schrift, die Schwediſche mit 529,936, die Schweizer mit 518,078, die Württembergiſche mit 401,652, die Pariſer mit 389,732, die Niederländiſche mit 249,512, die Sächſiſche mit 186,568 und die Däniſche mit 161,470 Exemplaren. Außerhalb Europa's beſtehen große Bibelgeſellſchaften in Kalkutta, Madras und Bombay (zuſammen mit einer Vertheilung von 1,200,000 Exemplaren); ferner hat die „Amerikaniſche National-Bibelgeſellſchaft" bisher über 3 Millionen und die Philadelphiſche über 233,000 Exemplare der heiligen Schrift vertheilt.

Pot-Pourri.

Graf Toreno

war um das Jahr 1785 zu Oviedo aus einer der erſten Familien Aſturiens geboren, nahm eifrigen Antheil an dem Unabhängigkeitskriege, deſſen Geſchichte er ſpäter beſchrieb, mußte aber nach Ferdinands VII. Rückkehr als Liberaler, beſonders Gegner der Mönchsorden, Spanien verlaſſen. Während der Cortes-Regierung 1820 — 23 zurückgekehrt, mußte er nach der Reſtauration von Neuem fliehen und lebte nun, bis ihn die Amneſtie zurückrief, in Paris, wo er das Börſenſpiel mit Glück betrieb. Im Jahre 1834 wurde er Finanzminiſter, ſpäter, nach Martinez de la Roſas Rücktritt, Miniſterpräſident, mußte aber 1835 im September dem Junten Aufſtande weichen. Seither lebte er herrlich und in Freuden von dem Vermögen, daß er als Finanzminiſter ſich erworben, mit einer jungen Gemahlin bald in Madrid, bald in Paris, je nachdem in Spanien die oft wechſelnden Regierungsſyſteme ſich mehr auf die Seite der Moderados oder der Exaltados neigte. Als Cortes-Abgeordneter war er, beſonders von Seoane, heftigen Angriffen wegen ſeiner Amtsführung als Finanzminiſter ausgeſetzt und wurde wegen Unterſchlagung angeklagt. Nach der Abdankung der Königin Chriſtine im J. 1840 verließ er Spanien für immer und lebte ſeither in Paris in ihrer nächſten Umgebung.

Die Ayacuchos.

In den politiſchen Zeitungen werden ſehr häufig als eine der vielen ſpaniſchen Parteien die Ayacuchos genannt, welche die wärmſten Anhänger des nun vertriebenen Regenten Espartero waren. Viele aber wiſſen nicht, woher ſich dieſe Benennung ſchreibt. Sie weiſt auf die Schlacht von Ayacucho in Bolivien (Südamerika) zurück, in welcher am 9. Dezember 1824 die Herrſchaft der Spanier in jenem Lande gänzlich vernichtet und der ſpaniſche Vicekönig La Serna mit faſt 10.000 Mann von dem General Sucre mit etwa 6000 Amerikanern völlig geſchlagen wurde. In der Capitulation, welche die Folge dieſer Niederlage war, legten ſich die ſpaniſchen Offiziere viel höhere Grade in der militäriſchen Rangordnung bei,

Digitized by Google

als ſie wirklich bekleideten, damit ſie ſpäter in der Heimath in denſelben beſtätigt wurden, was auch geſchah. Zwar erhielt die ſpaniſche Regierung Nachricht von dieſem Betruge, doch wagte ſie nicht, kräftig dagegen einzuſchreiten, und überdies hatten ſich alle dieſe Offiziere durch einen Eid verbunden, bei der Rückkehr in das Vaterland gegenſeitig einander zu unterſtützen und zu fördern. Bei der übrigen Armee wurden dieſe Offiziere, weil ſie ſich bei Ayacucho ſo feig hatten ſchlagen laſſen, allgemein verachtet und ſpottweiſe die Ayacuchos genannt. Da dieſelben indeß vom Glück begünſtigt wurden, und ihren Eid hielten, ſo ſtiegen ſie bald höher und höher und erlangten großen Einfluß, ſo daß ſie immer verhaßter wurden. Den Spottnamen Ayacuchos trug man ſpäter auch auf die Anhänger derſelben über, und ſo hat ſich die bekannte Partei gebildet. Zu jenen Offizieren die bei Ayacucho geſchlagen wurden und ſich dann ſelbſt höhere Grade beilegten, gehören unter anderen die ſeitdem in dem ſpaniſchen Bürgerkriege ſo bekannt gewordenen Männer Nobil, Maroto und Espartero.

Erprobtes Mittel gegen die Epilepſie.

Vielfache Verſuche und Erfahrungen haben gelehrt, daß unter allen bis jetzt bekannten Mitteln gegen die Epilepſie die Wurzel des Beifußes das ſicherſte, kräftigſte und beſte iſt. Oft iſt eine einzige Gabe dieſes Mittels, gehörig angewendet, hinreichend, dieſe Krankheit ſicher und gründlich zu heilen. Die Vorſchrift zum Gebrauche dieſes Mittels, deſſen Kenntniß bisher einer Familie ausſchließlich eigen war, iſt Folgende: Die Beifußwurzel wird im Herbſte, 14 Tage vor und nach Michaeli, auch ſpäter, gegraben. Die holzigen und ſchadhaften Theile der Wurzel werden entfernt und nur die braunen ſaftigen Wurzelfaſern, worin die wirkſamſten Theile ſind, wozu noch die abgeſchälte ſaftige Rinde der holzigeren Theile genommen werden kann, im Schatten getrocknet und wohl verwahrt. In einem verdeckten Mörſer wird, wenn davon Gebrauch gemacht werden ſoll, dieſe Wurzel zu einem feinen Pulver geſtoßen. Von dieſem Pulver nimmt der Kranke, wenn ſein Uebel von der Art iſt, daß er die Zeit des Anfalls eine halbe Stunde voraus weiß, vor dem Eintritte deſſelben einen reichlichen Theelöffel voll in etwas lauwarmen, ſchwachen Biere ein, legt ſich darauf zu Bette und trinkt noch etwas lauwarmes, ſchwaches Bier nach. Hierauf wird er in einen ſtarken Schweiß verfallen. Nachdem dieſer vollkommen abgewartet iſt und der Kranke trockene, durchgewärmte Wäſche angelegt hat, kann er aufſtehen. Am folgenden, dritten, ſo wie am ſechsten Tage wird daſſelbe Verfahren wiederholt. Bei Kindern wird die Gabe nach Maßgabe des Alters verringert. Ein Kind an der Bruſt erhält ungefähr nur den dritten Theil, und dieſer wird, anſtatt des Bieres, ihm mit der Muttermilch eingegeben. Die zu beobachtende Diät iſt, daß der Kranke ſich einige Monate lang aller harten, ſchwer verdaulichen Speiſen, des geſalzenen und geräucherten Fleiſches und ſaurer Speiſen enthält. Nachtheilig iſt dieſes Mittel nie geworden, Schwache vertragen es ſo gut als Starke. Vorſtehendes Mittel wurde mir ſchon vor vielen Jahren durch Zufall bekannt, und ich habe namentlich in dem Dorfe Schmiedefeld viele Verſuche mit dem beſten Erfolge gemacht, ſo daß das Uebel nie wiedergekehrt iſt und jene Kranken ſich jetzt der beſten Geſundheit erfreuen. (Gewerbsfreund.)

Ein abgefütterter Dieb.

In der Schenke eines Dorfes bei Troyes ſaßen Bauern, und ſprachen von einem Diebſtahl, der neulich bei ihrem Pfarrer begangen worden ſey. Ihre Aeußerungen des Bedauerns und Unwillens ſchienen Anklang bei einem Unbekannten zu finden, der aufmerkſam zuhörte, und ſich genau nach den geſtohlenen Gegenſtänden erkundigte. „Schändlich!" rief der Unbekannte. „Aber ich glaube, den Mann auf die Spur des Diebs bringen zu können. Wo wohnt der Herr Pfarrer?" Die Bauern zeigten es ihm. Der Unbekannte trat bei dem Geiſtlichen eilig ein, und ſagte: „Herr Pfarrer, Sie ſind, wie ich höre, ſchändlich beſtohlen worden. Aber ich werde Ihnen den Dieb vor Augen ſtellen." Der erfreute Pfarrer war eben im Begriff, zu Tiſch zu gehen, und lud ſeinen werthen Gaſt ein, mitzuſpeiſen. Während des Males beſchrieb er, wie er Diebe behorcht und beobachtet habe, ſo daß der Pfarrer nicht zweifeln konnte, daß dieß ſeine Diebe geweſen ſeyen. Nach beendigter Mahlzeit erhob ſich der Unbekannte und ſagte: „Ich habe verſprochen, Ihnen den Dieb vor Augen zu ſtellen. Ich will mein Wort halten. Beiläufig geſagt, hat es der Dieb ſo gemacht. Er iſt ans Fenſter getreten — ſo — iſt auf's Geſimſe getreten — ſo — und hinausgeſprungen." Beim letzten Wort ſprang der Gaſt zu einem auf's Feld gehenden Fenſter hinaus, und lief in ein nahes Gehölz, ſo daß der Pfarrer nicht zweifeln konnte, er habe ſeinen Dieb nicht bloß geſehen, ſondern auch bewirthet.

Für Ehemänner.

In einem alten franzöſiſchen Buche: „L'Art de rendre les femmes fidèles," werden folgende gute Rathſchläge gegeben: Man mache ſeine Frau glauben, daß kein Liebhaber von der Welt auf die Dauer die Gunſtbezeugungen einer Dame verſchweigt. Man ziehe durch Geſchenke die Domeſtiken in ſein Intereſſe und dulde in der Umgebung ſeiner Frau keine Wittwe oder ihre ehemalige Amme. Vor allen Dingen mache man ſie glauben, ſie rede im Schlaf und plaudere aus, was ihr bei Tage begegnet iſt.

An den

Veranſtalter des ländlichen Feſtes zu Hofhegnenberg

den 14. September 1843.

(Eingeſandt.)

Wer ſollte ſich nicht hingezogen fühlen
Zu Dir mit allgewalt'ger Zauberkraft!
Dein Geiſt, der niedern Meynung längſt entrafft,
Muß immerwährend Herzen ſich erzielen.

Ob nun im Ernſt, ob auch in muntern Spielen
Dein liebevoller Geiſt nur wirkt und ſchafft,
So zwingt er ewig doch in ſüße Haft,
Begeiſtert zu den zarteſten Gefühlen.

Den ſchönſten, heiligſten der Menſchentriebe
Hat Gott in Deine warme Bruſt gelegt,
Wie treu Du ihn, wie ſorgſam ſtets gepflegt,

Dies zeigt Dir unverkennbar Aller Liebe;
Was Du den Deinen biſt, was ſtets geweſen
In jedem Auge kannſt Du's deutlich leſen.

Wie nahe Du verwandt dem ewig Schönen,
Wie mächtig Deine Bruſt dafür erglüht,
Dein ganzes Weſen zeigt's, Dein ganz Gemüth,
Das ſich ſo heimiſch fühlt bei ſel'gen Tönen.

Deß kann ſich auch der Sinn nicht leicht entwöhnen,
Wenn er das Schönſte immer vor ſich ſieht —
Wie innig war Sie neben Dir bemüht
Durch frohe Luſt das zarte Feſt zu krönen.

Wohl war es eine reine, heitre Luſt,
Die in die Saiten unſrer Herzen griff,
Als ob ein Dir geneigter Gott ſie rief;

Begeiſtert drang es „hoch!" aus jeder Bruſt,
Und hehre Wonne ſprach aus allen Blicken:
Wie ganz verſtehſt Du's, Seelen zu entzücken!

D. J.

Digitized by Google

Nro. 51.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: C. W. G. v. Grolman. — Der falſche Graf von St. Hélène. — Pot-Pourri.

C. W. G. v. Grolman,

königl. preuß. General der Infanterie, kommandirender General des 5ten Armeekorps, geſt. am 15. Sept. in Poſen.

Durch dieſen ſchmerzlichen, wenn auch nicht unerwarteten, Todesfall hat das Kriegesheer, welchem der Verewigte über ein halbes Jahrhundert mit Auszeichnung angehörte, einen großen und ſchweren Verluſt erlitten. Carl Wilhelm Georg v. Grolman, ein Sohn des im Jahre 1840 verſtorbenen, beinahe 100 Jahre alt gewordenen Obertribunals-Präſidenten a. D., wurde in Berlin am 30. Juli 1777 geboren. Schon im Jahre 1792 trat er in den vaterländiſchen Kriegsdienſt bei dem damaligen Regiment v. Möllendorf ein, bei welchem er ſechs Jahre ſpäter zum Seconde-Lieutenant avancirte. Als im Jahre 1806 der unglückliche Krieg ausbrach, war er bereits Stabskapitän und Adjutant bei der Berliniſchen Inſpektion des Feldmarſchalls v. Möllendorf, dem er, als dem Oberbefehlshaber bei der Schlacht von Jena, attachirt war. Nachdem er, da die Schlacht verloren und das Heer zerſprengt war, zuvor noch Adjutant bei dem Fürſten Hohenlohe geweſen, ging er, als auch die Kapitulation von Prenzlau erfolgte, zum Heere nach Oſtpreußen, wo er im Generalſtabe des Generals L'Eſtocq diente, und nach dem Treffen von Heilsberg zum Major avancirte. In der blutigen Schlacht bei Eylau focht Grolman ritterlich, und erhielt am 27. Februar 1807 den Orden pour le mérite. Mit dem Tilſiter Frieden beginnt für den Verewigten eine bewegte Zeit. Die Anſtellung, welche er alsbald, unter Scharnhorſt, bei dem allgemeinen Kriegs-Departement erhielt, währte nicht lange, da er 1809 bereits, nachdem auch er bei der nothwendigen Umwandlung des Heeres thätig geweſen, ſeinen Abſchied nahm, um in öſterreichiſche Dienſte zu treten, wo er gleichfalls beim Generalſtabe des Generals Kienmayer eine Stellung erhielt. Aber auch dieſe währte des bald erfolgten Friedens mit Napoleon wegen, nur kurze Zeit, ſo daß er ſich 1810 über Schweden und England nach Spanien wandte, um hier gleichfalls gegen Napoleon zu kämpfen. In Cadiz kommandirte er als Major eine Fremdencohorte, ward aber 1812, bereits zum Oberſt-Lieutenant vorgerückt, von den Franzoſen bei Valencia gefangen genommen und nach Frankreich geſchafft. Hier wußte er indeß loszukommen, und kehrte über die Schweiz, unter angenommenem Namen, nach Deutſchland und zwar nach Jena zurück, wo er, wieder unter fremdem Namen (v. Gerlach) als Student lebte. Inzwiſchen hatte die Stunde der Erhebung und Befreiung für das Vaterland geſchlagen. Voll inniger Vaterlandsliebe eilte Grolman der geliebten Heimath zu, wo er ſich Anfangs in dem Vaterhauſe und auf dem Gute Steglitz des ihm befreundeten und geſinnungsverwandten Miniſters v. Beyme verſteckt halten mußte, bis das öffentlich erklärte Bündniß Preußens mit Rußland (März 1813) jedem Zweifel und jeder Beſorgniß, zum Heile des Vaterlandes, ein Ende machte. Nun begann die ruhmreiche Thätigkeit des Verewigten.

Als Oberſt-Lieutenant trat Grolman beim Generalſtab wieder ein, avancirte ſchnell 1813 zum Oberſten beim Generalſtabe des Kleiſtſchen (II.) Armeekorps, wo er ſich beſonders in Böhmen auszeichnete und durch Pläne und Rathſchläge ſehr viel wirkte. In der Schlacht bei Kulm ſchwer verwundet, ließ er ſich doch in ſeinem Eifer nicht hemmen und focht in den ſpäteren Schlachten, namentlich auf Frankreichs Boden, mit Auszeichnung. Im Jahre 1814 wurde er Generalmajor und Chef des großen Generalſtabes. Der im Jahr 1815 von Neuem ausbrechende Krieg gab unſerem Helden als General-Quartiermeiſter des niederrheiniſchen Heeres neue Gelegenheit, als Taktiker und Strategiker Lorbeeren zu erndten. Nach wiederhergeſtelltem Frieden trat Grolman in ſein früheres Dienſtverhältniß zurück, deſſen er ſich jedoch nicht lange erfreuen konnte, denn zu Ende des Jahres 1819 ſchied er, als unſer nunmehriger hochverehrter Kriegsminiſter den Abſchied forderte, gleichzeitig mit Beyme aus dem Staatsdienſte, um, zunächſt als Gutsbeſitzer, auf ſeinem Gute bei Cottbus zu privatiſiren. Nach kaum vier Jahren berief indeß der hochſelige König den wackern, tüchtigen und geſinnungsvollen Mann als General-Lieutenant zurück, in welchem Verhältniß ihm das Kommando der 9. Diviſion (in Glogau) übertragen wurde. Hier wirkte er raſtlos und ſo zur Zufriedenheit des Monarchen, daß ihm im Jahr 1832, bei dem Abgange des Generals der Cavallerie v. Röder, das Kommando desjenigen Armeecorps, deſſen eine Diviſion er bisher befehligt hatte, des fünften, Allerhöchſt zunächſt interimiſtiſch (1835 aber definitiv) verliehen wurde. Am 30. März 1837 wurde er zum General der Infanterie befördert. Wie er in dieſer Stellung ſegensreich bis an ſein, nach langen Leiden erfolgtem Ende gewirkt, iſt bekannt. Der Gnade des hochſeligen Monarchen verdankte Grolman die Ernennung zum Chef des 6. Infanterie-Regiments und die Verleihung des ſchwarzen Adlerordens, wozu der jetztregierende König im vorigen Jahre, da eine öffentliche Feier des Dienſtjubiläums nicht in den Wünſchen des Verewigten lag, die diamantnen Inſignien hinzufügte und ihn ſomit alſo mit dem höchſten Ehrenſchmucke der Krieger zierte. Welches Vertrauens ſich der Verewigte aber ſonſt noch von dem königlichen Herrn zu erfreuen hatte, dafür zeugt wohl am beſten die ihm vor noch nicht drei Jahren anvertraute Sendung nach Wien, bei welcher Gelegenheit ihn auch des Kaiſers von Oeſterreich Majeſtät zum Großkreuz des Leopold-Ordens ernannte, nachdem er früher ſchon den militäriſchen Maria-Thereſien-Orden erhalten. Neben den vaterländiſchen Orden, dem Haus-Orden, dem Militär-Verdienſt-Orden, dem eiſernen Kreuz, zu deſſen Ehren-Senioren er gleichfalls gehörte, ſchmückten außer den vorgedachten noch mehrere fremde Orden ſeine Bruſt. — Neben einer ſo ausgedehnten ruhmvollen kriegeriſchen Thätigkeit muß aber noch der literariſchen Wirkſamkeit des Verewigten, welche in ſeinen öffentlich hier erſchienenen Vorleſungen niedergelegt iſt, gedacht werden. Die reichen Erfahrungen aus dem Feldzuge des Jahres 1815 ſind hier, als ſchätzenswerthe Beiträge, nachdem ſie vor einem Kreis von Offizieren gehalten, veröffentlicht*). Auch muß noch gedacht werden, daß es Grolman war,

*) Geſchichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich. Berlin 1837 — 38.

Digitized by Google

welcher den (im Oberhauſe aufgeſtellten) Behauptungen des Herzogs von Wellington rückſichtlich der Disciplin im preußiſchen Heere mittelſt eines (nachher von den Times überſetzten) Aufſatzes in dem hieſigen Militär-Wochenblatt frei und offen entgegentrat. So wird das Andenken des wackern Dahingeſchiedenen dem Vaterlande und dem Kriegsheere immer theuer und werth bleiben.

Am 19. September Nachmittags hatte in Poſen die feierliche Beerdigung des commandirenden Generals von Grolmann unter den ſeinem hohen Range zukommenden militäriſchen Ehrenbezeigungen ſtatt. Vor dem Trauerhauſe hatte ſich die große Trauerparade, welche von dem Generalmajor Kuckermann commandirt wurde, aufgeſtellt, und empfing die Leiche mit den üblichen militäriſchen Ehren. Darauf ſetzte der Zug ſich in Bewegung: voran die Kavallerie, dann die Infanterie und dann die Artillerie. Hierauf ſechs Adjutanten, welche die vielen Orden und Ehrenzeichen des Generals auf ſeidenen Kiſſen trugen. Unmittelbar hinter ihnen folgte der von ſechs ſchwarzen Roſſen gezogene Trauerwagen, auf dem der mit den militäriſchen Inſignien und einem Lorbeerkranz verzierte Sarg ſtand. Hinter ihm wurde das Leibpferd des Verſtorbenen von den Stallleuten geführt. Nun folgten die Leidtragenden, zunächſt die beiden Söhne, von denen der eine Huſarenofſizier, der andere noch unerwachſen iſt, dann der Bruder des Verſtorbenen, der wirkliche Geh. Rath und Kammergerichtspräſident v. Grolman aus Berlin, der Schwiegerſohn Graf v. Stoſch und die übrigen Verwandten umgeben und geleitet von der geſammten evangeliſchen Geiſtlichkeit, an welche ſich der hohe katholiſche Klerus reihte. Sodann folgten die Generalität, eine Deputation des 6ten Infanterieregiments (aus Glogau) deſſen Chef der Verſtorbene war, alle hier anweſende Offiziere, ſämmtlich königliche Civilbeamten, die Landſtände, der Magiſtrat und die Stadtverordneten von Poſen, und viele Bewohner der Stadt und Provinz, welche dem verehrten Manne die letzte Ehre erweiſen wollten. Der große Trauerzug wurde zu beiden Seiten von einem Spalier der ſchön uniformirten Schützengilde eingeſchloſſen. Den Schluß des Gefolges bildete eine unabſehbare Wagenreihe. Auf dem Militärkirchhof hielt der Militär-Oberprediger Cranz eine ergreifende Trauerrede. Sodann wurde der Sarg unter Geſchützſalven eingeſenkt. Eine unüberſehbare Menſchenmenge hatte alle Straßen und Plätze, welche der Leichenzug berührte, eingenommen.

Der falſche Graf von St. Hélène.

Am 18. Oktober 1800 verurtheilte der Kriminal-Gerichtshof des Seine-Departements einen gewiſſen Peter Coignard, einen Mann von nicht gewöhnlichem Verſtande und außerordentlicher Kühnheit, wegen mehrerer Einbrüche und bedeutender nächtlicher Diebſtähle zu vierzehnjähriger Zwangsarbeit. Trotz der ſorgfältigſten Bewachung fand dieſer Mann fünf Jahre ſpäter Gelegenheit, aus dem Bagno zu Toulon, wohin er gebracht worden war, zu entfliehen. In der folgenden Nacht begab er ſich auf ein Spaniſches Boot, welches eben abſegeln wollte, und landete bald darauf in Catalonien. Sein Weg führte ihn zufällig nach einer kleinen nicht weit von der Küſte gelegenen Stadt, wo er eine gewiſſe Maria Roſa kennen lernte, die im Dienſte eines kürzlich verſtorbenen franzöſiſchen Emigranten, des Grafen von Pontis de Sainte-Hélène, geweſen war. Der Graf ſtammte aus einer alten Familie in der Gegend von Soiſſons und hatte Frankreich vor geraumer Zeit verlaſſen, um in ſpaniſche Kriegsdienſte zu treten, durch welche er nach Süd-Amerika gekommen war und bald Gelegenheit gefunden hatte, ſich rühmlich auszuzeichnen. Wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit nach Spanien zurückgekehrt, wollte er eben die Verſetzung zu einem garniſonirenden Regimente nachſuchen, als ihn der Tod ereilte, fern von Vaterland und Familie. Die geringe Habe, welche er aus dem Schiffbruch ſeines Vermögens gerettet hatte, überließ er jener Marie für ihre freundliche Pflege während ſeiner letzten Krankheit.

Maria hatte den kleinen Nachlaß verkauft, aber der Ertrag deſſelben reichte ſelbſt für ihre ſehr mäßigen Bedürfniſſe nicht lange hin. Es war noch ein kleines Käſtchen übrig, was einige alte Pergamente enthielt, die der Graf als das werthvollſte Stück ſeines Beſitzes öfters bezeichnet hatte. In dieſer Lage befand ſich das noch unbeſcholtene Mädchen, als Coignard ſie kennen lernte und ſich ihre Zuneigung zu erwerben wußte. Nothgedrungen bekannten Beide einander ihre hülfloſe Lage und kamen überein, das koſtbare Käſtchen einem Juden zu verkaufen. Doch wollte Coignard zuvor den Inhalt deſſelben unterſuchen. Er fand, daß die Pergamente die authentiſchen Familien-Papiere und Patente des Grafen waren. Plötzlich fiel ihm ein, welcher Vortheil ſich in einem Lande wie Spanien, wo der Adels-Titel zu allen Zeiten einen ſo unzerſtörbaren Zauber geübt hat, aus dieſen Papieren ziehen ließe. Am folgenden Tage machte er ſich mit Maria auf den Weg nach Eſtremadura unter dem Namen Graf und Gräfin von Pontis de Sainte-Hélène.

Sein erſtes Auftreten war glücklich. Mina nahm ihn in eines ſeiner Regimenter als Offizier auf, und weil er ſich in mehreren Gefechten auszeichnete, erhielt er zur Belohnung ſeines Muthes die Decorationen des Alcantara- und eines andern ſpaniſchen Ordens.

Als das franzöſiſche Heer in Spanien einrückte, ſtellte ſich Coignard, der einige Monate zuvor den ſpaniſchen Dienſt verlaſſen hatte, dem Marſchall Soult vor, zeigte ihm die Papiere des Grafen von Sainte-Hélène über deſſen Dienſte in Amerika und Spanien, und äußerte den Wunſch, in das franzöſiſche Heer einzutreten. Der Marſchall, von dem Auftreten und den Papieren des Mannes getäuſcht, und mit gutem Grunde vorausſetzend, daß ihm die Dienſte eines Offiziers, der das feindliche Land und Heer aus langjähriger Erfahrung kannte, ſehr nützlich werden könnten, nahm ihn mit großer Auszeichnung auf und machte ihn zum Bataillons-Chef. Coignard rechtfertigte das Vertrauen des Marſchalls und wußte die Aufmerkſamkeit und Ehre, welche man dem Grafen und der Gräfin von Sainte-Hélène bewies, auf die geſchickteſte, ungezwungenſte Weiſe hinzunehmen.

Es kamen die Ereigniſſe von 1814 und die erſte Reſtauration. Coignard benutzte ſie, um mit Maria nach Frankreich zurückzukehren, in der Hoffnung, daß die vielen vorauszuſehenden Veränderungen ſeinem Talente neuen Stoff zu weiteren Erwerbungen geben würden. Wir werden bald ſehen, daß er ſich nicht täuſchte. Kaum in Paris angekommen, erſuchte er vor allem Anderen um eine Privat-Audienz bei Ludwig XVIII. Sie wurde ihm gewährt. Er ſprach mit Wärme von ſeiner Familie, ſeinen Vorfahren, ſchilderte ſeine Verluſte und Leiden, bot ſeinen Arm und ſein Blut den Bourbonen an und verlangte proviſoriſch eine Unterſtützung an Gelde. Der König hörte ihn gnädig an, ſagte ihm, daß er ſich freue, den letzten Sprößling der Grafen von Pontis de Sainte-Hélène zu ſehen, gewährte ihm Alles, was er verlangte, und verſicherte ihn ſeines beſtändigen Wohlwollens. Ludwig XVIII., als geiſtreicher Mann, ſcheute ſich ſpäter nicht, dieſe Myſtification zu erzählen, und bekannte, daß die lebendige Darſtellung Coignard's einen beſonderen Eindruck auf ihn gemacht habe, wie ja der ganze Hof von demſelben Manne begeiſtert geweſen ſey.

Das Glück Coignard's hielt Schritt mit den Ereigniſſen. Napoleon kehrte von Elba zurück; der König flüchtete noch einmal. Nur wenige ſeiner treuſten Diener, Coignard unter ihnen, folgten ihm nach Gent. Das Unglück macht zutraulich; Coignard wußte ſich bald beim Könige in die höchſte Gunſt zu ſetzen, und da ihm das Schickſal am ſchlimmſten mitgeſpielt hatte, gewährte man ihm und der Gräfin, die in Paris zurückgeblieben war, alle Augenblicke Unterſtützungen und Vergütigungen, und verſprach, mehr zu thun, wenn man nach Frankreich zurückgekehrt ſeyn würde.

Die hundert Tage verfloſſen. Napoleon verließ Frankreich für immer. Die Bourbonen kehrten zurück, begleitet von allen ihren Dienern, der Graf von Sainte-Hélène ſtets unter ihnen.

Digitized by Google

Kaum in den Tuilerien angekommen, war der König von Hofleuten und Bittenden aller Art umgeben; die Würdigſten, diejenigen, welche wirkliche Opfer gebracht hatten, kamen natürlich wie immer zuletzt. Coignard ließ nicht auf ſich warten. Er erſchien unter den Erſten und erinnerte an die ihm gewordenen Verſprechungen. Das Glück lächelte ihm auch diesmal. Nach dem beſonderen Verlangen des Königs ernannte ihn der Kriegs-Miniſter zum Oberſt-Lieutenant in der 72ſten zu Paris garniſonirenden Legion. Er ließ ſich ſeine neue Stellung wohl gefallen, richtete ſich ein prächtiges Haus ein, kaufte Equipagen und fand mit Maria Roſa, der Gräfin von Sainte-Hélène, in den beſten Geſellſchaften Zutritt. Seine Gunſt ſtieg mit ſeiner Kühnheit. Er wurde Mitglied der Ehrenlegion, Ludwigsritter, und wohlunterrichtete Perſonen verſicherten, daß er bereits auf dem Punkte ſtand, zum General-Adjutanten des Herzogs von Agoulème ernannt zu werden.

Wer weiß, wie hoch das Glück dieſes kühnen Mannes noch geſtiegen wäre, wenn ihn nicht ein zufälliges Ereigniß mitten in ſeinen Erfolgen und Schurkereien aufgehalten hätte. Denn ſeit er nach Paris gekommen war, hatte er, um ſeinen Luxus und ſeine thörichte Verſchwendung durchzuführen, mitten in ſeinen goldſtrotzenden Salons eine Räuberhöhle gegründet. An einem ſchönen Mai-Morgen im Jahre 1818 befand er ſich gerade unter einem zahlreichen und glänzenden Generalſtabe bei einer Muſterung auf dem Vendôme-Platze, als ihn ein entlaſſener Galeeren-Sklave, Namens Darius, erkannte, der mit ihm auf derſelben Ruderbank geſeſſen hatte und vor kurzem, nach überſtandener zwanzigjähriger Strafzeit (wegen überwieſener Fälſchung), aus Toulon zurückgekehrt war. Im erſten Augenblicke konnte Darius ſeinen Augen kaum trauen. Er betrachtete ihn während der ganzen Muſterung und wurde endlich ſeiner Sache gewiß durch ein nervöſes Zucken, das Coignard ſeit jener Zeit behalten hatte. Darauf verlor er ihn nicht eine Minute aus den Augen und folgte ihm nach ſeiner Wohnung, wo er einige Augenblicke nach ihm eintrat und ſich anmelden ließ. Ein Bedienter führte ihn in die prächtigen Zimmer, und als ſie Beide einander allein gegenüberſtanden, ſprach er:

„Erkennſt Du mich? ich bin Darius, Dein alter Leidensgefährte. Ich will Dir nicht übel, ich bin unfähig, Dich zu verrathen; aber Du biſt reich, ich bin unglücklich; hilf mir, und Du darfſt auf meine Verſchwiegenheit und meine Erkenntlichkeit rechnen."

Auf dieſe ſo vernünftige und natürliche Anrede gab es nur eine Antwort, nämlich eine ſo freie Eröffnung anzuerkennen und den alten Genoſſen im Unglück zu unterſtützen. Aber die Vorſehung, welche ſtets die großen Verbrecher zur Stunde der Vergeltung führt, zeigt auch dem Coignard ſeinen Weg. Er leugnete unverſchämt die Wahrheit, behandelte den Unglücklichen, der ſeine Hülfe anflehte, mit Härte und ließ ihn ohne Weiteres aus dem Hauſe befördern. Von dieſem Augenblicke an war er verloren. Darius, die Rache im Herzen, begab ſich ſogleich nach dem Miniſterium und verlangte den Herzog Decazes, den damaligen Miniſter des Innern, zu ſprechen. Auf ſeine Erklärung, daß es ſich um eine äußerſt wichtige Sache handle, wurde er ſogleich vorgelaſſen und er eröffnete die ganze Wahrheit. Er erzählte die Geſchichte Coignard's und gab hinreichende Beweisgründe an, um die Wahrheit ſeiner Ausſage zu unterſtützen. Decazes erſchrack über dieſe Entdeckung, denn er ſah ſogleich den Skandal voraus, den ſie erregen würde. Um ſich ganz außer dem Bereich dieſer unangenehmen Angelegenheit zu halten, ſchickte er den Darius zum General Despinoy, welcher die betreffende Heeres-Abtheilung kommandirte, und trug ihm auf, demſelben die ganze Angelegenheit ausführlich zu erzählen. Darius, mit dem Beginn ſeiner Rache zufrieden, begab ſich alsbald zu dem General und wiederholte dieſem Punkt für Punkt, was er ſo eben dem Miniſter mitgetheilt, und was dieſer geantwortet hatte. Als der General, ein alter braver Soldat, ein Muſter von Ehre und Rechtſchaffenheit, dieſen Bericht hörte, rief er heftig aus: „Welchen Beweis könnt Ihr mir von dieſer ſchrecklichen Wahrheit liefern?"

„Mein General", antwortete Darius, „laſſen Sie mich hier bleiben und Coignard augenblicklich rufen, und konfrontiren Sie mich mit ihm. Aber vor Allem haben Sie die Güte, mir etwas Eſſen geben zu laſſen, denn ich habe heute noch nichts genoſſen."

Der General ging auf ſeine Bitte ein, ließ ihm Eſſen reichen und ſendete einen Ordonnanz-Offizier zu dem Oberſt-Lieutenant der 72ſten Legion, mit dem Befehl, ſich augenblicklich und ohne Widerrede nach dem Haupt-Quartier der erſten Diviſion zu verfügen. Coignard verfehlte nicht, in Staatsuniform und mit all ſeinen Orden bedeckt zu erſcheinen. Als ihn der General eintreten ſah, ſprach er zu ihm mit halb ironiſchem, halb aufgebrachtem Tone: „Mein Herr Graf von Pontis de Sainte-Hélène, Sie werden nicht länger mit dem Gouvernement und mit mir Ihr Spiel treiben. Ich weiß, daß Sie Coignard und von der Galeere entſprungen ſind."

Bei dieſer heftigen Anrede ſchien der Unverſchämte gar nicht aus der Faſſung zu kommen.

„Ich danke Ihnen, General", rief er, „für den ſchönen Titel, welchen Sie mir beilegen; ich will Ihnen ſogleich Aktenſtücke holen, die Ihnen beweiſen werden, wer ich bin."

„Halt", rief der General, „Sie werden nicht allein gehen; ich werde Sie von einem Offizier und zwei Gendarmen begleiten laſſen. Aber zuvor ſollen Sie doch noch eine kleine Probe beſtehen."

Mit dieſen Worten ließ er den Darius eintreten, bei deſſen Anblick ſich Coignard doch einer gewiſſen Bewegung nicht enthalten konnte, welche der General bemerkte. Darius wiederholte ſeine Angaben einzeln der Reihe nach; Coignard beantwortete ſie mit den heftigſten Schmähungen. Um der Sache ein Ende zu machen, rief der General endlich einen Offizier aus ſeinem Generalſtabe und befahl ihm, mit zwei Gendarmen den Oberſten nach ſeiner Wohnung zu begleiten und nicht einen Augenblick zu verlaſſen, indem er ihn zugleich für die Ausführung des Befehls verantwortlich machte. Sie gingen fort. Aus Achtung für die militäriſche Stellung Coignard's befahl der Offizier den Gendarmen, ſich etwas in der Entfernung zu halten. Unterweges plauderte Coignard mit dem Offizier, beklagte ſich bitter über das ungebührliche Verfahren, das man gegen ihn beobachte, und erklärte, daß er durch die Darlegung ſeiner Papiere Verleumdung und Verleumder zugleich vernichten werde. Der Offizier verſicherte, daß er davon überzeugt ſey. Bei Coignard's Wohnung in der Straße Baſſe-Saint-Denis angekommen, blieben die Gendarmen im Hofe, Coignard ging mit dem Offizier hinein und befahl dem Bedienten, eine Flaſche Alicante zu bringen. Als Maria Roſa dieſe drei Perſonen ins Haus treten ſah, wurde ſie beſtürzt; Coignard erzählte ihr zur Beruhigung, was vorgefallen war, und der Offizier ſetzte verbindlich hinzu: „Der Herr Graf wird ſich leicht rechtfertigen und die Verleumdung zurückweiſen." — „Ich ſtehe dafür", antwortete Coignard.

Darauf goß er dem Offizier ein Glas Wein ein, den dieſer vortrefflich fand, und erſuchte ihn um die Erlaubniß, in das nächſte Zimmer gehen zu dürfen, um ſeine Papiere zu holen, mit denen er im Augenblick zurückkehren wolle, unterdeſſen würde ihm die Gräfin Geſellſchaft leiſten. Der Offizier war es zufrieden. Darauf winkte er ſeinem Bruder, welcher ſich als Bedienter bei ihm befand und eine vollſtändige Livree trug. Sie gingen zuſammen hinaus. Sogleich zog er Rock und Beinkleider ſeines Bruders an, ſetzte ſich deſſen Hut auf, und nachdem er ihm in wenig Worten mitgetheilt hatte, um was es ſich handelte, eilte er eine geheime Treppe hinab, ging quer über den Hof, zwiſchen den Gendarmen, die ihn nicht erkannten, hindurch und flüchtete nach der Straße Saint-Maur zu einem gewiſſen Lexcellent, der ſein Genoſſe auf der Galeere geweſen war und ihn mit offenen Armen empfing.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Pot-Pourri.

Statiſtik der Bibliotheken.

Die folgenden zehn Städte Europa's haben in literariſcher Hinſicht die größte Heeresmacht, welche man, ſtatt in Infanterie und Kavallerie, in Druckwerke und Manuſcripte einzutheilen hat. Dem jüngſten Cenſus nach zählt alſo: Berlin 250,000 Druckſchriften und 5000 Handſchriften; Göttingen 300,000 D. und 5600 H.; Dresden 300,000 D. und 2700 H.; Neapel 310,000 D. und 6000 H.; Wien 350,000 D. und 16,000 H.; Kopenhagen 400,000 D. und 20,000 H.; St. Petersburg 400 000 D. und 16.000 H.; München 400.000 D. und 14 000 H.; Paris 700,000 D. und 80,000 H. und London 245,000 Druckſchriften und 22,000 Handſchriften.

Der Zucker

iſt in Europa zu einem allgemeinen Bedürfniß geworden und ſein Verbrauch ungeheuer, indem die Engländer allein jährlich mehrere Millionen Centner einführen. Um ſo mehr verdient die Frage aufgeworfen und beantwortet zu werden: Welcher Europäer war zuerſt auf Mittel und Anſtalten bedacht, ſeine Zeitgenoſſen mit dieſer Wohlthat zu verſorgen? Niemand anders, als der weitſehende Kaiſer Friedrich II. Schon im Jahre 1239 ſuchte er Zuckerfabrikanten in ſeine Dienſte zu bekommen, um in Palermo eine dauernde Zuckerbereitungsanſtalt zu gründen.

Baumartiges Veilchen.

Die neueſte Erfindung in der Gärtnerei iſt eine wunderbare Monſtroſität, eine Anomalie ohne Gleichen, ein — baumartiges Veilchen. Iſt nicht unſere ganze Zeit durch dieſe zwei Worte geſchildert? Baumartiges Veilchen! Auch das beſcheidene Veilchen hat ſich empört, auch das Veilchen hat erkannt, was Göthe ſagt: Nur Lumpe ſind beſcheiden! Das Veilchen iſt ein Baum geworden und ſeine Blüthen, die ſich ſonſt im Graſe verſteckten, breiten ſich jetzt ſtolz und hoch in der Luft aus. Die Blume ſoll bei dieſer Erhebung etwas von ihrem Wohlgeruch verloren haben. Was ſchadet das? Sie wiegt ſich jetzt auf hohem Stengel, braucht ſich alſo nicht mehr ſuchen zu laſſen. O tempora, o mores! Die Beſcheidenheit hat kein Sinnbild mehr! Welch' demüthiges Blümchen wird nun das Veilchen erſetzen?

Chineſiſche Damen-Toilette.

Es wird den freundlichen Leſerinnen nicht unintereſſant ſein, wenn wir ihnen einige Geheimniſſe der chineſiſchen Damen-Toilette verrathen. Eine chineſiſche Dame muß vor allen Dingen mager ſein. Eine Dame mit Embonpoint gilt in China für häßlich. Die Chineſen lieben an den Frauen, wie wir an unſern Heiligen, die Gebeine. Eine chineſiſche Dame muß durchaus ſchwarzes Haar haben, wenn ſie ſich Anbeter erwerben will. Für Blondinen gibt es in China keine Hoffnung. Den chineſiſchen Damen iſt es ſo gut, wie unſern Journalen, erlaubt, ſtark aufzutragen, um eine beſtimmte Farbe zu beſitzen. Die Chineſen lieben an den Frauen die geſchminkte Lüge viel mehr, als die ungeſchminkte Wahrheit. Die chineſiſchen Damen laſſen ſich die Nägel an der linken Hand ſo lange wachſen, bis ſie ungefähr den Krallen eines Lämmergeiers ähnlich ſind. Da wird freilich der Kopf manches unglücklichen Ehemanns oft ganz vernagelt. Was den Fuß der Chineſinnen betrifft, ſo wird dieſer ſchon in frühſter Jugend eingezwängt und deſſen naturgemäße Entwicklung verhindert. Bei uns verfährt man zuweilen mit den Köpfen auf dieſelbe Weiſe. Die Zehen der Chineſinnen werden unter die Fußſohlen gebogen und dort ſo feſt angedrückt und gebunden, daß ſie mit derſelben gleichſam verwachſen und mit der Zeit unbeweglich ſind. In Folge dieſer Methode können die chineſiſchen Damen nicht mehr auf eigenen Füßen ſtehen; daß ſie nicht gehen und nur wackeln können, verſteht ſich von ſelbſt. Für das Auge des Chineſen iſt dieſer Entenſchritt der Frauen ein höchſt lieblicher Anblick, und der Chineſe vergleicht den Gang der Chineſin mit dem Schwanken einer Weide, die vom Zephyr bewegt wird. Wenn ein chineſiſcher Jüngling ſich um das Krallenhändchen einer Chineſin bewirbt, ſo fragt er ſie: „Willſt Du nicht mit mir durch's Leben watſcheln?" und wenn ſie liebt, liſpelt ſie leiſe: „Ich watſchle mit Dir?" Auf jeden Fall iſt der Zuſtand der Chineſinnen ein ſehr ſchwankender. Unſere Frauen wiſſen hingegen feſter aufzutreten.

Buchhändler-Anzeige.

Beim Buchhändler Maculatorius ſind folgende intereſſante Werke erſchienen:

1. Die Kunſt binnen drei Stunden zwei Federkiele zu ſchneiden. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Beamte.
2. Der vollkommene Cigarrenraucher, mit einem Anhange: bereits verrauchte Cigarren wieder genußbar zu machen. — Ein Weihnachtsgeſchenk für folgſame Kinder.
3. Die Bereitung der Schweizerkäſe, ſamt einem Ueberblicke der politiſchen Ereigniſſe in der Schweiz überhaupt. — Ein Band koſtet einen Thaler; wer für einen Band zwei Thaler bezahlt, erhält ein Exemplar gratis.
4. Vollſtändige Geſchichte der Reibzündhölzchen in 28 Bänden, gr 8. Ein wahres Römerwerk. Mit 1000 Holzſchnitten.
5. Ueber die Verſteinerung menſchlicher Herzen. Eine Inauguraldiſſertation.
6. Welchen Einfluß hat die Einführung der Eiſenbahnen in Deutſchland auf den Genuß des Pferdefleiſches? Eine Abhandlung von einem Fiacre, mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.
7. Verzeichniß Aller, welche Monumente erhielten, aber keine verdienen. Das Verzeichniß wird fortgeſetzt und ſehr umfänglich werden.

Wortſpiele.

Welchen Fehler kann ſich ein Neger nie angewöhnen? — Er kann nie naſeweiß werden. Welcher Schuh tanzt auf dem Rücken? — Der Kantſchuh. Was haſſen Liebende und Beamte gleich ſehr? — Den Abſchied. Warum iſt Gaſtwirthen nie recht zu trauen? — Weil ſie immer etwas im Schilde führen. Was kauft auch der reichſte Dummkopf nie? — Genie. Warum muß man ſich vor Schornſteinfeger hüten? — Weil ſie Jeden, der ihnen zu nahe kommt, anſchwärzen.

Feſtgedicht.

Dem Prinzen Auguſt von Sachſen-Coburg wurde bei ſeinem Einzuge in Coburg am 15. Sept. von Jungfrauen nachſtehendes Gedicht überreicht, das den berühmten Friedrich Rückert zum Verfaſſer hat:

Abermals ein rüſt'ger Sohn
Unſ'res Fürſtenſtamms erreicht
Siegreich eine Ehrenkron,
Die an Preiſe keiner weicht;
Und die unſre Sie zu nennen,
Müſſen wir Ihm Dank bekennen.

Von Paris bis Coburg iſt
Wohl ein Abſtand und ein Sprung;
Daß Du hergekommen biſt,
Du ſo edel, ſchön und jung,
Komme Dir auf allen Wegen
Unſre Huldigung entgegen!

Du biſt eines Königs Kind
Dem ein großes Volk, ja dem
Alle Völker dankbar ſind
Für des Friedens Diadem;
Sey Zufriedenheit und Frieden
Dir auch unter uns beſchieden!

Digitized by Google

No. 52.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Der falſche Graf von St. Hélène. — Zur Charakteriſtik orientaliſcher Kriegführung. — Geben iſt ſeliger, denn Nehmen. — Zwei ſächſiſche Miniſter — Heute und vor hundert Jahren. — Pot-Pourri. — Buntes.

Der falſche Graf von St. Hélène.

(Schluß)

Unterdeß hatte der Offizier die Unterhaltung mit der Gräfin fortgeſetzt und den Alicante weiter gekoſtet. Da er in Spanien gedient hatte, kam die Rede bald auf jenes herrliche Land, ſeine poetiſchen Denkmäler, ſeine reizende Natur, ſeine liebenswürdigen Frauen; und bei dieſen Erinnerungen entzündete ſich ſeine Phantaſie immer mehr und mehr. Endlich, nach einer Unterhaltung von einer guten Stunde, dachte er wieder an Paris zurück, wo er ſeinen Gefangenen gelaſſen hatte. Er machte der Gräfin bemerklich, daß ihr Gemahl ſehr lange bleibe, und da ſie erſchrocken ſchien, ſtand er auf, klopfte an die Thüre, öffnete endlich, und durchſuchte das Zimmer und zuletzt das Haus in allen Winkeln; aber er begegnete nur Bedienten, die ſich ſtellten, als ob ſie ihn nicht bemerkten. Endlich fand er einen, der ihm Stand hielt. Er fragte ihn nach ſeinem Herrn. „Der iſt ſchon über eine Stunde fort“, antwortete der Bediente.

Dieſe Antwort verſteinerte ihn. Ohne von der Gräfin Abſchied zu nehmen, kehrte er eilends mit ſeinen beiden Gendarmen zum General zurück und erzählte ihm ſehr naiv und niedergeſchlagen, wie es ihm ergangen war. Der General ſchalt ihn heftig und ſchickte ihn mit den beiden Gendarmen auf acht Tage in Arreſt.

Coignard hatte ſein Glück nicht zu gebrauchen gewußt, um ſeine Vergangenheit vergeſſen zu machen und zu einem beſſeren Lebenswandel und edleren Geſinnungen zu gelangen; er wußte ſeine Freiheit eben ſo wenig zu gebrauchen und ſtürzte ſich kopfüber in die Hände der Gerechtigkeit. Zwei Tage nach ſeiner Flucht reiste er mit Lexcellent und zwei Italienern, Namens Saffieri und Larreti, nach Toulouſe, von wo ſie binnen vierzehn Tagen nach Paris zurückkehrten. Drei Tage darauf fuhren ſie in einer Miethkutſche zu einem Wechsler. Coignard ſtieg ab und ging allein in den Laden. Er verlangte einen Wechſel auf Toulouſe, und während er zweitauſend Franken in Gold aufzählte, bemächtigte er ſich des Wechſel-Portefeuilles. Der Banquier, von der verwegenen Miene des Mannes erſchreckt, fragte, in weſſen Angelegenheiten er komme. Coignard antwortete, er komme in Niemandes Auftrage, und wenn man ihm keinen Wechſel ausſtellen möge, wolle er ſich wieder entfernen. Damit raffte er ſein Geld zuſammen und eilte die Treppe hinab. Der Wechsler rief Hülfe! Diebe! Man hielt den Wagen an, aber Saffieri und Larreti waren mit Piſtolen bewaffnet und entkamen. Lexcellent allein wurde ergriffen. Die Polizei begab ſich nach ſeiner Wohnung. Coignard war dort und entſprang durch ein Fenſter, das nach der Ferdinands-Straße ging. Man fand in Lexcellent's Hauſe Dolche, Piſtolen, kupferne Masken, falſche Schnurrbärte, Backenbärte, kurz die vollſtändige Garderobe einer Mörder- und Räuberbande. Vidocq erhielt ſogleich die gemeſſenſten Befehle, Alles anzuwenden, um Coignard's und ſeiner Genoſſen habhaft zu werden. Polizei-Beamte wurden in die Ferdinands-Gaſſe vertheilt. Gegen elf Uhr Abends bemerkte ihn einer derſelben, Namens Fouché, ergriff ihn beim Kragen und arretirte ihn im Namen des Königs. Coignard antwortete mit einem Piſtolenſchuß, der Fouché's Hand und Schulter traf. Letzterer, obgleich verwundet, ſchoß wieder, fehlte jedoch. Aber die anderen Polizei-Beamten eilten herbei und ergriffen Coignard und Saffieri, der ſich ebenfalls in der Nähe befand. Auch Larreti wurde drei Tage ſpäter arretirt. Nun begann die gerichtliche Unterſuchung.

Nach dieſen letzten Ereigniſſen konnte Coignard natürlich keine Theilnahme mehr erwecken. Er war nicht mehr der Galeerenſträfling, der durch Muth und Talent eine neue Stellung in der Geſellſchaft zu erreichen verſucht hatte, es war ein gemeiner Verbrecher, der den Umgang mit ſeinen Spießgeſellen nie aufgegeben, die entehrenden Künſte der Gefängniſſe nie verlernt hatte. Er erſchien zuerſt vor dem Aſſiſenhofe des Seine-Departements, der ohne Geſchworene die Identität der Perſon unterſuchte. Der General-Advokat Agier führte das Wort, der jüngere Dupin, welcher vor kurzem ſeine juriſtiſche Laufbahn begonnen hatte, war mit der Vertheidigung des Angeklagten beauftragt. Coignard leugnete hartnäckig und behauptete, mehrere Alibis beweiſen zu können. Der Vertheidiger ſuchte darzuthun, daß der Angeklagte 1774 zu Soiſſons geboren, laut gültigen gerichtlichen Zeugniſſes zu St. Germain getauft, im Jahre 1778 mit ſeinen Eltern nach Amerika gegangen und ſpäter nach Frankreich zurückgekehrt ſey, um ſich nach Spanien und von da nach Buenos-Ayres zu begeben, wo er ſich ausgezeichnet habe; daß derſelbe ferner ſich ſpäter dem Herzog von Dalmatien vorgeſtellt und von dieſem zum Bataillons-Chef ernannt worden, kurz, daß er mit dem Grafen von Pontis de Saint-Hélène eine und dieſelbe Perſon ſey. Nach mehreren Sitzungen wurde der Angeklagte auf Grund unwiderleglicher Zeugniſſe und Beweiſe endlich verurtheilt. Am 20. Juli 1818 wurde die Identität gerichtlich feſtgeſtellt, und Coignard dem General-Prokurator übergeben, um die Inſtruction über die neuen ihm zur Laſt gelegten Verbrechen zu beginnen. Er trug auf Caſſation dieſes Urtheils an und wurde abgewieſen.

Die neuen Verbrechen beſtanden in nächtlichen Diebſtählen durch Einbruch, in Fälſchungen und einem Mordverſuche. Der Unglückliche hatte ſeine hohe Stelle und die dadurch erlangten Verbindungen zu den ſchamloſeſten Verbrechen benutzt, durch welche er ſeinen Aufwand und ſeine Verſchwendungen möglich machte. Es iſt eine merkwürdige Thatſache, welche aufs Neue die Gewalt böſer Geſellſchaft beweist, daß ſein Betragen ſeit ſeiner Flucht von den Galeeren 1805, bis zu ſeiner Ankunft in Paris 1815 durchaus tadellos geweſen iſt. Nachdem durch die Inſtruktion die Verbrechen konſtatirt waren, wurde er endlich vor den Aſſiſenhof geſtellt. Eines jener Verbrechen verdient angeführt zu werden, weil es den Charakter des Mannes bezeichnet und die Art, wie er den moraliſchen Einfluß benutzte, den er erlangt hatte. Bei ſeiner Ankunft in Paris hatte er ſich dem Intendanten Prévoſt vorgeſtellt, welcher eine hohe Stelle im Kriegs-Miniſterium bekleidete. Madame Prévoſt war eine geborene Pontis, und Coignard gab ſich für einen weitläufigen Verwandten derſelben aus. Er wurde ſamt ſeiner angeblichen Frau in dieſer Familie wohl aufgenommen und durch dieſelbe mit Herrn Sergent de Champigny, einem höchſt achtungswerthen Manne, be-

Digitized by Google

kannt, welcher eine Abtheilung des Kriegs-Miniſteriums dirigirte. Eines Tages begab er ſich zu Letzterem mit einem ſeiner angeblichen Freunde, der ihm eine Bitte vortragen wollte. Herr Sergent nahm Beide höchſt zuvorkommend auf, und während er beſchäftigt war, einen Brief zu ſchreiben, öffnete Coignard höchſt unbefangen mehrere Schubladen des Sekretairs, und als er Bijouterien und Silberzeug in reicher Anzahl entdeckte, zeigte er die Gegenſtände ſeinem Begleiter, mit den Worten: „Sehen Sie nur, iſt er nicht eingerichtet wie ein Miniſter?“ Darauf erſuchte er Herrn Sergent, dem dies Kompliment ſchmeichelte, um die Erlaubniß, auch die übrigen Zimmer anzuſehen. Sergent gewährte es mit Vergnügen. Darauf gingen ſie denn in alle Gemächer und drückten die Schlüſſel in Wachs ab. Nachdem ſie in dieſer Weiſe Alles vorbereitet hatten, wurde die Ausführung des Diebſtahls auf den 11. December 1816 feſtgeſetzt, an welchem Tage Herr Sergent de Champigny im Kriegs-Miniſterium öffentliche Audienz hielt. Um vor Ueberraſchung ſicher zu ſeyn, begab ſich Coignard zur Audienz und blieb bis zu Ende dort. Sergent näherte ſich ihm einigemal, um ihn zu fragen, ob er ihm vielleicht in irgend einer Sache dienen könne. Coignard erſchöpfte ſich in Dankſagungen, und da er oft aufs Kriegs-Miniſterium kam, erregte ſeine Gegenwart keinen Verdacht. Während er alſo Herrn Sergent bewachte, räumte ſeine Bande das Haus deſſelben aus und ſtahl ihm ſein Silber, ſeine Juwelen, eine Menge werthvoller Gegenſtände und all ſein baares Geld; bei ſeiner Heimkehr am Abend war Sergent ganz erſtarrt über einen ſo kühnen Diebſtahl. Am folgenden Morgen beſucht ihn Coignard, um ihm die aufrichtigſte Theilnahme an ſeinem Unfall zu bezeigen und ſeine thätige Hülfe für die Entdeckung der Räuber anzubieten. Der ehrliche Sergent dankt ihm herzlich für ſo viel Güte. Coignard begleitet ihn zum Polizei-Präſidenten, zum Prokurator des Königs und erklärt zugleich, daß er einige Aeußerungen gehört habe, welche wohl auf die Spur der Thäter führen könnten. Natürlich leiteten ſeine Angaben die Nachforſchungen der Polizei auf Abwege, und erſt ſpäter, als man in ſeiner und Lexcellent's Wohnung einige der geſtohlenen Gegenſtände fand, entdeckte man die Wahrheit. Die übrigen von ihm und ſeiner Bande verübten Diebſtähle waren eben ſo kühn als geſchickt ausgeführt. Wegen derſelben wurde er mit ſeinen Genoſſen und Roſa, die nach den Ergebniſſen der Anklage Roſa Marcen und nicht Roſa Maria heißen ſollte, vor die Aſſiſen geſtellt.

Nach fünftägigen lebhaften Verhandlungen erließ der Gerichtshof auf die Erklärung der Jury am 10. Juni 1819 ein Urtel, welches den Peter Coignard zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und Prangerſtellung, Saffieri zu zehn, Larrei, Lexcellent und Alexander Coignard zu fünf Jahren verurtheilte und Roſa freiſprach. Alexander Coignard wurde in Betracht ſeines früheren Lebenswandels und ſeiner Geſtändniſſe begnadigt und unter polizeiliche Aufſicht geſtellt. Peter Coignard ertrug ſeine Strafe gefaßt. Seine alten Kameraden empfingen ihn in Toulon mit Jubel. Er befand ſich noch daſelbſt an doppelter Kette im Jahre 1829. Roſa begab ſich ebenfalls nach Toulon, um ihm näher zu ſeyn und ihm ſein Schickſal zu erleichtern. Sie verharrte bei ihm bis zu ihrem vor einigen Jahren erfolgten Tode.

Zur Charakteriſtik orientaliſcher Kriegführung.

Acht Tage, nachdem die franzöſiſche Armee die Belagerung von Saint-Jean d'Acre begonnen, erſchien vor Bonaparte ein Sergeant, welcher ihm mittheilte, daß der Poſten, zu dem er gehöre und welcher der am weiteſten vorgerückte ſey, ſchon zwanzig ſeiner beſten Leute durch folgende Liſt verloren habe. Es zeige ſich täglich in der Nähe einer verlornen Schildwache dieſes Poſtens ein ägyptiſcher Reiter, ein Mameluk, der ſich durch ein eigenthümliches Manöuver den Kopf der Schildwache anzueignen wiſſe. Er errege nämlich ihre Aufmerkſamkeit durch die Sprünge und Capriolen, die er mit ſeinem Pferde mache, und durch die Piſtolenſchüſſe, die er aufs Gerathewohl abfeuere, halte ſich aber dabei immer ſorgfältig außerhalb Flintenſchußweite. Dies treibe er ſo lange, bis die gereizte Schildwache auch ihrerſeits ihren Schuß thue, der ihn aber natürlich nicht trifft; nun ſprenge er auf ſeinen Feind heran, ehe dieſer Zeit habe, zu fliehen oder aufs Neue zu laden, und er feuere ſein Piſtol ſo nahe auf ihn ab, daß er ihn treffen muß; nachdem er ihm ſodann den Kopf abgeſchnitten und an ſeinen Sattelknopf befeſtigt, jage er mit ſeiner Beute davon. Bonaparte dachte einige Augenblicke nach und ſchrieb dann einen Zettel an den Lieutenant Monot *), den Chef des Poſtens, worin er denjenigen, der dieſen Gurgelabſchneider aus dem Wege ſchaffe, um einen Grad zu befördern verſprach. — Noch an demſelben Abend traf die Reihe einen noch ſehr unerfahrenen Soldaten aus der Champagne, jenen Poſten zu beſetzen; ſeine Kameraden, die ſeine geringe Entſchloſſenheit kannten, empfahlen ihm, ſein Teſtament zu machen und ſich ein Geldſtück in den Mund zu legen, damit ihn Charon über den Styx ſetze; doch bemerkten ſie, daß, wenn der Mameluck ſeinen Kopf mitnehme, Charon ſich weigern würde, ihn überzufahren. Dem guten Champagneſer war das Weinen näher als das Lachen, indeß machte er ſich reiſefertig, als der Lieutenant zu ihm trat und ihn von ſeiner Angſt befreite. „Weine nicht, Einfaltspinſel“, ſagte er, „ich werde an deine Stelle gehen. Zu dieſem Zwecke gib mir deine Uniform und nimm dafür die meinige.“ Alle waren über dieſes ſonderbare Anerbieten erſtaunt und ſuchten den Lieutenant zurückzuhalten; aber er beharrte dabei und ließ ſich noch von den Soldaten das Verſprechen geben, daß ſie das, was er thue, Niemanden, wer es auch ſey, verrathen würden. Darauf nahm er zwei Gewehre, in jede Hand eins, und ging auf ſeinen Poſten, wo er die eine Flinte auf den Boden legte, die andere im Arme haltend, auf und abging. Eine halbe Stunde war ſo vergangen, als ſich der Mameluck in der Ferne blicken ließ und ſeine gewöhnlichen Manöuver begann. Aber unſer Lieutenant war beſſer vorbereitet, als die früheren Schildwachen; auch er ſchoß auf ihn, ohne ihn zu treffen, aber während nun der Mameluck heranſprengte und im Begriff war, ein zweites Piſtol abzuſchießen, hatte der Lieutenant hurtig ſein anderes Gewehr vom Boden aufgenommen und ſtreckte damit ſeinen Gegner todt in den Sand. Bald darauf kam der Sergeant mit einigen Leuten herbei. Der Lieutenant ward nun abgelöſt und mit Jubel ins Lager zurückgeführt, nachdem man dem Mamelucken die reiche Rüſtung abgenommen. Seinem Vorſatz, das ſtrengſte Geheimniß über ſeine That zu beobachten, blieb der brave Lieutenant treu, theils aus einem Gefühl großmüthiger Selbſtverläugnung, theils aus übertriebener Achtung vor der militäriſchen Disciplin, die dem Chef eines Poſtens nicht erlaubt, auf Schildwache zu ziehen. Bonaparte ward von dem Tode des Mamelucken unterrichtet; aber der Lieutenant, ſtatt ſelbſt auf die verſprochene Gradbeförderung Anſpruch zu machen, ließ dafür den Champagneſer, mit dem er die Rolle gewechſelt hatte, zum Korporal ernennen. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*) Dieſer Offizier lebt noch in Saint-Amand im Departement du Cher.

Geben iſt ſeliger, denn Nehmen.

Ein junger Engländer von 18 bis 20 Jahren, der in Lauſanne ſtudirte, ging eines Tages mit dem Profeſſor Durand, den man nur den Studentenfreund nannte, in der Umgegend der Stadt ſpazieren. Während ſie nun ſo neben einander gingen, ſuchte Durand die Unterhaltung auf ernſte Gegenſtände zu lenken, als ſie ein paar kothige Schuhe neben dem Wege, auf dem ſie gingen, liegen ſahen, die, wie ſie vermutheten, einem armen, auf einem nahen Acker arbeitenden Manne gehören mußten, welcher ſeine Arbeit in kurzer Zeit zu Ende gebracht hatte. Der Jüngling wandte ſich zum Profeſſor mit den Worten: „Wir wollen dem

Digitized by Google

Mann einen Streich ſpielen, ihm ſeine Schuhe verbergen und uns da hinter das nahe Gebüſch verſtecken, um ihn zu belauſchen und ſeine Verlegenheit zu ſehen, wenn er ſeine Schuhe nicht mehr finden wird."

„Mein lieber Freund, erwiederte der Profeſſor, „man muß nie auf Unkoſten der Armen ſich luſtig machen. Sie ſind reich und daher im Stande, ſich und dem armen Manne zugleich ein viel ſchöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh einen großen Thaler und dann wollen wir uns verbergen." Der Student gehorchte, und jetzt ſtellte er ſich mit dem Profeſſor hinter das nahe Gebüſch, durch welches hindurch ſie jedoch den Bauer bequem beobachten und ſeine etwaigen Aeußerungen der Verwunderung und Freude vernehmen konnten. Bald hatte der arme Mann ſeine Arbeit vollendet, ging den Acker entlang dem Wege zu, auf welchen der Acker ſtieß und an welchem er ſein Wamms und ſeine Schuhe niedergelegt hatte. Während er das erſtere anzog, ſchlüpfte er auch mit dem einen Fuß in einen ſeiner Schuhe; er fühlte etwas Hartes, bückte ſich und fand den Thaler. Erſtaunen und Verwunderung malte ſich auf ſeinem Geſichte; er beſah den Thaler, kehrte ihn um und beſah ihn noch einmal und abermal; jetzt wandte er ſeinen Blick nach allen Seiten hin, ſah aber Niemand. Nun ſteckte er das Geld in die Taſche und wollte den andern Schuh auch anziehen; aber wie groß war ſeine Ueberraſchung, da er nun den andern Thaler fand. Das Gefühl überwältigte ihn, er fiel auf die Kniee, blickte gen Himmel und rief aus: „O Herr, mein Gott! ſo iſt es doch wahr, daß du diejenigen nicht verläſſeſt, die auf dich bauen! Du wußteſt, daß meine Kinder kein Brod haben, daß mein Weib krank darnieder liegt und daß ich rath- und hülflos war. Da haſt du mir, du lieber himliſcher Vater, durch irgend ein zum Wohlthun geneigtes Herz dieſes Geld zugeſandt, damit mir geholfen würde! Ach, daß meine Seele deine Güte anerkennete und daß ich dir meine Dankbarkeit bis in den Tod bezeugen könnte. Das Werkzeug deiner barmherzigen Hülfe aber ſegne reichlich, du Vergelter alles Guten, mit deinem beſten Segen!"

Der Jüngling ſtand da in tiefſter Rührung und Thränen benetzten ſeine Augen. „Nun," ſagte Durand, „ſind Sie jetzt nicht vergnügter, als Sie es geweſen wären, wenn Sie Ihren Streich ausgeführt hätten?" — „Ach, mein theurer, lieber Herr Profeſſor!" erwiederte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergeſſen will; ich fühle jetzt die Wahrheit der ſchönen, aber bisher nie verſtandenen Worte: „Geben iſt ſeliger, denn Nehmen." Nie ſollten wir uns dem Armen nahen, als mit dem Wunſche, ihm Gutes zu thun.

Zwei ſächſiſche Miniſter — heute und vor hundert Jahren.

Dieſer Tage trat der ſächſiſche Miniſter von Lindenau aus dem Staatsdienſte, und beſtimmte „zum Abſchied" ſeine jährliche Penſion von 3083 Thalern zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken. Pikant iſt ein Rückblick von dieſem hochherzigen Miniſter Sachſens auf einen andern deſſelben Staates vor hundert Jahren, den Grafen Brühl. Brühl's Tafel war nie geringer, als mit dreißig Schüſſeln beſetzt, und ein kleines Traktament mußte wenigſtens aus 50 Schüſſeln beſtehen, ein großes wohl aus 80 bis 100, während manche königliche Tafel für gewöhnlich nur mit 12 Speiſen, bei Traktamenten mit 24 bis 30 beſetzt war. Die Brühl'ſche Dienerſchaft beſtand wenigſtens aus 200 Perſonen! Darunter waren 12 Kammerdiener 12 Pagen, alle möglichen Hausoffiziers von Stallmeiſtern, Bereitern, Haushofmeiſtern, Küchen- und Kellerſchreibern, wie nur irgend am größten Hof. Die Küche beſtand aus 4 Mundköchen, 12 andern Köchen und einem die Zahl 30 überſteigenden Perſonal von Küchenjungen und Beiläufern. Brühl's Schuhe wurden zu hundert Paaren auf einmal aus Paris verſchrieben, ſeine Perücken zu Dutzenden, ſogar Paſteten kamen aus Paris auf der Poſt. Faſt von Allem, was Brühl bedurfte, wurde **nichts aus dem Inlande** bezogen! Einzig in ſeiner Art war ſeine Sammlung von Schlafröcken. Und während Brühl königlichen Aufwand machte, war ganz Sachſen durch den Bankerott der Steuerkaſſe zur Verzweiflung getrieben. (Schloſſer.) Schamlos überließ er, der ſelbſt die Geſchäfte nicht verſtand, ſeinen Kreaturen alle Entſcheidung, ſchaffte er ſeinen Bedienten die erſten Aemter! „Hennicke war (ſagt Schloſſer) noch im 30ſten Jahre Lakai, er heirathete das Brühl'ſche Kammermädchen, ſtieg von Stelle zu Stelle, ward Graf, und leitete ganz unbeſchränkt das Geſchäft der Benützung des ſächſiſchen Landes und Volkes zum Vortheil ſeines ehemaligen Dienſtherrn." Brühl hinterließ ein Vermögen von mehr als 2 Millionen Thaler (obwol ſeine Güter abſichtlich von Preußen verwüſtet worden), und — ein Andenken, das mit Fluch gezeichnet iſt. Bernhard von Lindenau's Andenken wird im Segen eines edlen deutſchen Volksſtammes fortleben.

Pot-Pourri.

Einiges über die Lebensdauer der Menſchen.

Auf die Lebensdauer der Menſchen äußern Armuth und Wohlhabenheit ihren entgegengeſetzten Einfluß in wahrhaft überraſchender Ausdehnung. Nach Caſpers Unterſuchungen leben von 1000 zugleich gebornen Menſchen

	Wohlhabende	Arme
nach 5 Jahren noch	943	655
„ 10 „ „	939	298
„ 20 „ „	865	566
„ 30 „ „	796	486
„ 40 „ „	695	396
„ 50 „ „	557	283
„ 60 „ „	398	172
„ 70 „ „	230	65
„ 80 „ „	57	9

Die Zahlen der erſten Kolumne nach Caſper und Zuſammenſtellung der bei adeligen Familien eingetretenen Sterbfälle, jene der zweiten aber aus den Liſten der ſeit vielen Jahren in Berlin verſtorbenen Stadtarmen. — Die mittlere Lebensdauer ſtellt ſich bei den Reichen auf 50, bei den Armen nur auf 32 Jahre. Der Zufall alſo, der ein Kind auf dem weichen Polſter geboren werden ließ, gab ihm ein Geſchenk von vollen 18 Jahren mehr mit auf den Weg, als dem auf dem Strohlager der Bettlerin zur Welt gekommenen Kinde. Das Mißverhältniß tritt, wie man ſieht, am meiſten im höhern Alter hervor; es überſteigt aber ſogar noch weit die obigen Berechnungen in Zeiten epidemiſcher Krankheiten (ſelbſt der Cholera) und es würde ſogar noch ungleich größer ſeyn, wenn ſich die Reichen nicht durch ein Uebermaß von Genüſſen häufig das Leben ſelbſt verkürzten. Man hat von London und Paris nachgewieſen, wie die Zahl der Sterbfälle mit den Fruchtpreiſen ſteigt und fällt. An dieſe Bemerkungen verdienen wohl die folgenden gereiht zu werden: In allen Ländern und Städten, in denen Civiliſation und Wohlſtand zunahmen, iſt eine Verminderung der Sterblichkeit erfolgt. Nach Quedelet kam in England im Jahr 1700 ein Sterbfall auf 43 Einwohner, jetzt kommt einer erſt auf 51. In Schweden beträgt das Verhältniß: im Jahr 1710 1 zu 34, jetzt zu 45. In Preußen ſtellen ſich beide Zahlen auf 30 und 40; in Oeſterreich auf 40 und 43, in den römiſchen Staaten auf 21 und 28 ꝛc. Welches unverkennbar wichtige und ſchöne Zeugniß für die wohlthätigen Wirkungen der fortſchreitenden Kultur! Ein Zeugniß, das die täglich wiederholt werdende Behauptung: als werde das Menſchengeſchlecht durch die fortſchreitende Civiliſirung körperlich immer geſchwächt und entnervt, in glänzendſter Weiſe Lügen ſtraft! — Können allerdings auch die ſämtlichen vorſtehend aufgeführten Zahlen nur als annäherungsweiſe richtig betrachtet werden, ſo ſprechen ſie deſſenungeachtet nachdrücklich genug!

Digitized by Google

Der erſte Kanonenſchuß des Grafen von Paris.

Ein Brief aus Eu an einen Offizier in Douai enthält folgende Stelle, die das Memorial de la Scarpe mittheilt: „Der König kam, den Grafen von Paris an der Hand, in dieſen Tagen an der Batterie vorüber, die jüngſt, als die Pferde des königlichen Wagens durchgingen, faſt ſo großes Unheil angerichtet hätte. Ein alter Krieger des 2ten Artillerieregiments näherte ſich Sr. Majeſtät und bat im Namen der Kanoniere des 2ten Regiments um die Gnade, daß dem jungen Prinzen erlaubt ſey, eines der Geſchütze abzufeuern.

„Iſt keine Gefahr dabei?" fragte der König höchſt freundlich.

„„Durchaus nicht, Sire,"" antwortete der alte Artilleriſt, „„ich ſtehe für Alles.""

„Nein, Großpapa," rief der Graf von Paris, „ſag', daß mir die Lunte gegeben wird, ſo ſollſt Du ſehen."

Der Artilleriſt gab dem Prinzen die brennende Lunte in die Hand und der Knabe gab Feuer, ohne mit den Augen zu zucken; ſein Geſicht ſtrahlte von Freude, daß es ſo gut gelungen war. Der König rief hierauf ſeinen Enkel, ſagte ihm leiſe etwas in's Ohr, und ſchnell kehrte der Prinz zum alten Kriegsmanne zurück und drückte ihm ein Goldſtück in die Hand.

Spekulation auf die neue Magd.

Kürzlich nahm Frau G. in Paris, deren Mann Buchhalter iſt, eine neue Magd in Dienſt. Dieſe trat um Mittag in Abweſenheit des Herrn G. ein. Frau G. gab ihr verſchiedene Anweiſungen und ging dann aus, um einige Beſuche zu machen. Eine Viertelſtunde nach ihrer Entfernung ſchellte es. Die Magd öffnete; ein Mann trat ein und ging ohne ein Wort zu ſagen, auf das Zimmer zu. „Wohin?" fragte die Magd; „was ſuchen Sie?" — „Was ich ſuche? — Iſt ſie verrückt? — Ah! ſie iſt unſere neue Magd; ſie hat mich noch nicht geſehen." — „Nehmen Sie es nicht übel, Herr G.; nicht wahr, Sie ſind der Herr G." — „Nun, freilich, wie käm' ich ſonſt herein? Meine Frau iſt ausgegangen?" — „Ja wohl, Herr G., ſie hat geſagt, ſie würde zwiſchen drei und vier zurückkommen." — „Gut" erwiederte der Herr und ging in's Zimmer, während die Magd in die Küche zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Nach einer halben Stunde kam er an die Küchenthür und ſagte: „Ich habe einen kleinen Gang zu thun. Wenn jemand nach mir fragt, in einer Viertelſtunde bin ich wieder da." Damit ging er weg. Um halb fünf kommt Frau G. zurück und fragt, ob Niemand da geweſen ſey. „Niemand, als Herr G.," antwortete die Magd. „Er iſt gleich wieder fortgegangen und hat geſagt, er würde in einer Viertelſtunde wieder da ſeyn; aber es ſind ſchon zwei Stunden her." Frau G. wunderte ſich, daß ihr Mann da geweſen ſey, da ſein Geſchäft ihm nicht erlaubt, vor Abend nach Haus zu kommen. Doch wer weiß, dachte ſie, er hatte vielleicht etwas vergeſſen. — Gegen fünf Uhr ſchellte es wieder. Die Magd öffnete, ſah einen Mann hereintreten und fragte: „Zu wem wünſchen Sie?" — „Zu mir." — „Sie ſind irre, hier wohnt Herr G." — „Ja freilich, der bin ich ja." — Die Magd ruft ihre Frau, dieſe kommt und begrüßt den Eintretenden als ihren Mann. Die Magd ſtaunt und beſchreibt den Herrn, der gleich nach Mittag dageweſen war. Die beiden Eheleute ſchöpfen Verdacht, muſtern ihr Zimmer und finden, daß ihr Sekretär erbrochen iſt, und daß eine goldene Uhr mit dergleichen Kette, zwei Hemdknöpfe mit Brillanten, eine Brille in Gold, zwölf Deſſertteller von vergoldetem Silber und einige andere Kleinigkeiten verſchwunden ſind.

Der arme Mann.

Einer der reichſten, aber auch der geizigſten Partikuliers Frankreich's iſt der Marquis von Aligre, der nach dem Baron Roy das meiſte Grundeigenthum in Frankreich beſitzt. — Die Gräfin v. R. und die junge ſchöne Baronin v. L. kamen in dieſer Woche bei einer Sammlung, die ſie für eine unglückliche Familie machten, auch zu ihm. — Alle ihre chriſtlichen Verführungsmittel und philanthropiſchen Coquetterien glitten wirkungslos an der feſtverſchloſſenen eiſernen Geldkiſte ab, in der das Herz dieſes Harpagons eingeſperrt iſt; — die Damen ließen ſich nicht irre machen, ſondern fuhren in ihren ſüßen, flehenden Bitten fort, bis der Marquis endlich ärgerlich ausrief: „Aber meine Damen, wer gibt Ihnen denn das Recht zu der Tyrannei, einen armen, alten Mann, der nichts geben kann, ſo zu quälen." — „Ach, ich bitte um Verzeihung, Herr Marquis! ſagte plötzlich kalt und ernſt die Baronin L, wir ſammeln für die Armen; da wir hier aber einen noch Aermeren gefunden haben, ſo iſt es billig, daß wir geben und nicht nehmen." Bei dieſen Worten nahm ſie ein Fünffrankenſtück aus der Börſe, legte es auf den Kamin und, ehe der Marquis etwas erwiedern konnte, ſaßen beide Damen ſchon im Wagen und fuhren davon; — ganz Paris aber weiß nun die Geſchichte, und der Marquis heißt: **Le Marquis de cent sous.**

Anekdote von der Malibran.

Man erzählt, daß bei einer Vorſtellung des Othello, worin die Malibran die Rolle der Desdemona gab, bekanntlich eine ihrer bewundernswertheſten Leiſtungen, ein Enthuſiaſt mitten unter dem Blumenregen, der die Bühne überfluthete, eine Banknote von 1000 Pfd. Sterl. hinabwarf. Die Malibran ſah dieſelbe zu ihren Füßen niederfallen, und gewahrte alsbald, daß es ein werthvolles Papier der engliſchen Bank war. Das Parterre, welches von der beſonderen Eigenthümlichkeit dieſes Papiers nicht unterrichtet ſeyn konnte, erhob ſich in Maſſe, und rief: Leſen ſie doch das Billet." Der erſte Tenor hob es auf, und las nun mit einem erſtaunlichen Phlegma, welches durch ſeinen italieniſchen Accent einen noch komiſchern Effekt machte, folgende Worte: „Bank von England. Tauſend Pfund Sterling. Nach Sicht belieben Sie an Inhaber Dieſes zu zahlen ꝛc." Hier hielt er plötzlich unter dem ſchallendſten Gelächter der ganzen Verſammlung inne, wechſelte mit der Malibran leiſe einige Worte, und fuhr dann, an den Vordergrund der Bühne tretend, fort: „Meine Damen und Herren! Wir können und dürfen dieſes Billet nicht weiter ableſen, wir haben es irrthümlicher Weiſe geöffnet, da ſeine Addreſſe an die Armen dieſer Hauptſtadt lautet." Man kann ſich denken, mit welchem rauſchenden Beifallsſturm dieſe zarte Manier, dem ungeſchickten Enthuſiaſten eine Lektion zu geben, aufgenommen wurde.

Mode.

Paris, 12. Sept. Die Mode-Journale bringen nun nachträglich den Anzug, in welchen die Königin Victoria bei ihrem Beſuche zu Eu gekleidet war. „Sie trug bei ihrer Landung ein braunſeidenes Kleid, einen Langſhawl von ſchwarzen Spitzen und einen Strohhut mit einer weißen Feder. Bei Tafel erſchien ſie in einem Kleide von granatfarbigem Atlas; an ihrem Arme glänzte der Hoſenbandorden, und in ihrem ſchlichten Haar funkelten Diamanten und Smaragden. Den andern Tag bei der Abendgeſellſchaft trug ſie dagegen ein Kleid von weißem Moire mit einer Krone, meiſt von Smaragden, und das große Band des Hoſenbandordens." Der Beſuch Victoria's in Frankreich wird, wenn er auch keine andere Folgen haben ſollte, Veranlaſſung zu vielen neuen Moden geben; wir werden Victoria-Langſhawls, Victoria-Mantillen, Leibchen à la Königin von England, Weſten, Röcke, Pantalons à la Prinz Albert erhalten.

Buntes.

„In Ihren Augen leſe ich Ihre Geſinnungen gegen mich!" — äußerte ein ſelbſtgefälliger, anmaſſender junger Menſch gegen eine Dame. — „In dieſem Fall" — erwiederte dieſe — „bin ich gewiß, daß Sie Niemanden etwas davon ſagen werden!"

Eine Dame ſagte in der Zerſtreuung vor Kurzem in einer Geſellſchaft: „Ich habe wahrgenommen, daß ſich in dieſem Jahre mehr Männer als Frauenzimmer verheirathet haben."

Digitized by Google

Nro. 53.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Duell zwiſchen Hrn. J. v. Göler und Hrn. v. Wereſſkin. — Die Verſammlung der deutſchen Naturforſcher in Gräz. — Schiffbruch des „Regular“. — Buntes.

Das Duell zwiſchen Hrn. J. v. Göler und Hrn. v. Wereſſkin.

(Nach der in Karlsruhe erſchienenen Darſtellung des Hrn. Georg v. Sarachaga, wie ſie vor Gericht niedergelegt wurde.)

Die nähere Auseinanderſetzung der Veranlaſſung und die brieflichen Dokumente zu dieſer Trauergeſchichte aus der Sarachaga'ſchen Darſtellung übergehend, theilen wir hier daraus nur die ausführliche Erzählung des höchſt merkwürdigen Duells mit, welches jene unſelige Streitſache hervorbrachte, und zwei muthvollen Männern ihr theures Leben koſtete:

.... Da es augenſcheinlich war, daß Hr. v. Wereſſkin den Hrn. v. Göler behandeln wollte, wie dieſer den Hrn. v. Haber durch Verweigerung der Genugthuung, ſo beſchloſſen wir, Hr. v. Göler und ich (Sarachaga), uns unverzüglich nach Baden zu begeben, damit Hr. v. Göler dem Hrn. v. Wereſſkin eine Genugthuung abzwänge. Im Augenblicke, wo wir uns auf den Weg machen wollten, kam Hr. v. Zedtwitz nach Karlsruhe zu Hrn. v. Göler, wo ich mich mit deſſen Bruder Louis befand, und er erzählte uns, wie Hr. v. Wereſſkin ſich gebärdet habe, als man das Plakat des Hrn. v. Haber auf der Promenade angeſchlagen; er habe nämlich Hrn. v. Göler dabei öffentlich vor Jedermann für einen Feigen, einen Niederträchtigen ꝛc. ꝛc. erklärt, und ſich ſelbſt ſolcherweiſe an die Damen gewendet.

Hr. v. Zedtwitz, der ſich bei der ganzen Sache auf's Ausgezeichneiſte benommen, hatte die Freundſchaft gehabt, uns in Begleitung anderer Herren als Freund davon in Kenntniß zu ſetzen, damit wir wüßten, woran wir wären.

Wir begaben uns augenblicklich nach Baden, und da wir nicht wußten, wo Hr. v. Wereſſkin finden, ſo erkundigten wir uns nach ſeiner Wohnung und warteten auf ihn an der Brücke, die nach dem Heſpeler'ſchen Hauſe führt. Etwa eine halbe Stunde nach Mitternacht kam Hr. v. Wereſſkin allein des Weges, und Hr. v. Göler und ich traten ihm entgegen. — Hier erzwang Hr. v. Göler das Ehrenwort des Hrn. v. Wereſſkin, daß er ſich den andern Tag mit ihm ſchlagen wolle. Bei dieſer Gelegenheit ſagte Hr. v. Wereſſkin unter Anderem zu uns, wir hätten ihm einen Hinterhalt gelegt. Allein was blieb Hrn. v. Göler nach der Beleidigung auf der Promenade zu thun übrig, als Hrn. v. Wereſſkin zum Zweikampfe zu zwingen? Die Art, wie es geſchah, konnte Hrn. v. Göler nach einer ſolchen Beſchimpfung ziemlich gleichgültig ſeyn. — Hätten wir ihn am Abend nicht gefunden, ſo iſt es gewiß und ich kann es verſichern, daß Hr. v. Göler ihm den andern Tag auf der Promenade, oder wo es irgend geweſen wäre, daſſelbe gethan hätte, denn das war feſt beſchloſſen. — Hätte Hr. v. Haber gethan, wie Hr. v. Göler, ſo iſt es gewiß, daß er Genugthuung erlangt hätte, und es ſchien mir, daß er es wenigſtens hätte verſuchen ſollen. Denn Hr. v. Wereſſkin, ein Mann voll Muth und Unerſchrockenheit, wie man es nur immer ſeyn kann, und durch dieſe Eigenſchaften der Mann, in ſeiner Weigerung zu beharren, beugte ſich vor einem Angriffe, der aus dem Ehrgefühl eines beleidigten Edelmannes hervorging. — Was mich betrifft, ſo kann ich verſichern, daß, wenn man mich beſchimpft und mir Genugthuung zu geben ſich weigert, ich immer Mittel finden werde, meinen Gegner zu jeder Satisfaktion zu nöthigen.

Ja, es gibt Umſtände, wo die Ehre jedes, auch das höchſte Opfer fordert, und wenn man nach Erſchöpfung aller ſonſtigen Verſuche nicht auch dieſes letzte Opfer in Anwendung gebracht hat, ſo hat man durchaus gar nichts gethan. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachte ich wenigſtens Ehrenſachen, und wenn ich nicht gut deutſch verſtehe, wie Hr. v. Haber in ſeinem Exposé ſagt, ſo behaupte ich doch in Beziehung auf ſolche Angelegenheiten, daß ich mich in dieſer Sprache ſo gut ausdrücke, um, wo es ſich um die Ehre handelt, nicht mißverſtanden zu werden.

Hr. v. Wereſſkin verfügte ſich nach Hauſe und es ward verabredet, daß er ſogleich ſeinen Sekundanten zur Feſtſetzung des Nähern abſenden ſolle. Von hier aus begaben wir uns ſofort zu Hrn. Baron Camill v. Lotzbeck, um ihm alles Vorgefallene zu erzählen, worauf wir uns im Freien ergingen. Der Herr Graf v. Schönborn ſtieß zu uns, und bald trafen wir auch auf der Brücke, die zum engliſchen Hofe führt, den Hrn. v. Wereſſkin und zwei andere Herren, denen ich vorgeſtellt wurde; es war der Fürſt v. Trubezkoi und der Major Stolipin. Der letztere blieb bei mir, Hr. v. Wereſſkin aber und der Fürſt entfernten ſich dem Hauſe Meßmer zu, ſowie der Graf v. Schönborn und Baron v. Lotzbeck mit Hrn. v. Göler nach dem franzöſiſchen Hofe.

Dieſe Herren waren bereits weit, als wir die Verabredungen für das Duell vom andern Morgen trafen, da kam zu meiner großen Verwunderung Hr. v. Wereſſkin auf mich zu und ſagte zu mir: „Herr v. Sarachaga, Sie haben mir einen Hinterhalt geſtellt, und ich werde Sie daher reitpeitſchen.“ Ueber eine ſolche Anrede war ich um ſo höchlicher verwundert, als bereits abgemacht war, daß ich mich nach Hrn. v. Göler mit ihm ſchlagen ſolle, denn ſo war es von Hrn. v. Wereſſkin verlangt worden, als Hr. v. Göler und ich auf der Brücke ihn ſtellten. Indeß ſagte ich ihm ſogleich, einige Schritte zurücktretend: H....... t zurück.

Der Fürſt riß Hrn. v. Wereſſkin mit fort, und bald nachher erhielt ich eine Ausforderung unter denſelben Bedingungen, wie Göler, um mich unmittelbar nach Beendigung ſeines Duells zu ſchlagen, was angenommen ward Die Bedingungen des Duells wurden nun feſtgeſetzt durch den Hrn. Major Stolipin und mich, und zu Richtern in Streitfällen ernannten wir den Hrn. Grafen von Schönborn und den Hrn. Baron Camill v. Lotzbeck. Bemerken muß ich hier, daß mehrere Kameraden mir anempfahlen, die Barriere nicht näher als 15 Schritte zu ſetzen; ich drang darauf ſo viel als möglich, und die beiden ebengenannten Herren Kampfrichter können mir das bezeugen; allein ich ward überſtimmt, und die Barriere wurde auf 10 Schritte feſtgeſetzt.

Als Alles abgemacht war, kehrten wir nach Karlsruhe zurück, wo wir um 6 Uhr Morgens eintrafen. Nach den nöthigen Vorbereitungen begab ich mich in's Artillerielager. Die Herren Offiziere hielten eine Berathung, wozu ich berufen wurde, um mich über das zu erklären, was Hr. v Wereſſkin am Abend des 30. auf der

Promenade geſagt hatte. Auch hier ſprach ich gegen die Herren Artillerieoffiziere in Gegenwart des Hrn. Julius v. Göler, der es beſtätigte, meine früher ſchon gehegte Abſicht aus, Hrn. v. Wereſſkin zur Rechenſchaft zu ziehen für ſeine oben erwähnten beleidigenden Aeußerungen.

Nach der Berathung der Herren Offiziere am 2. September gingen wir nach dem *Kugelfang*, wo wir die Herren von Baden erwarteten. Bald ſahen wir einen Wagen auf uns zukommen. Der Fürſt v. Trubezkoi und Camill v. Lotzbeck ſaßen darin. Wir begaben uns ſofort auf den Kampfplatz, wo wir den Hrn. Major Stolipin und Hrn. v. Wereſſkin fanden. Hr. Stolipin und ich maßen die zehn Schritte Barriere ab, legten zwei Mäntel an die beiden äußerſten Punkte, und von da, auf ſechs Schritte Entfernung, zwei Stöcke.

Anführen muß ich hier noch, daß man mich, noch ehe wir auf dem Platze anlangten, durchaus nicht als Sekundanten des Hrn. v. Göler annehmen wollte, weil ich mich nach meinem Freunde mit Hrn. v. Wereſſkin zu ſchlagen hatte. Indeß blieb Hr. v. Göler feſt und erklärte, daß er keinen andern Zeugen annehmen werde, weil es bereits ſo in Baden verabredet worden ſey, wo man mich hätte ſogleich zurückweiſen müſſen; dieſer Zwiſchenfall ward ausgeglichen, denn die Herren willigten am Ende in meine Zulaſſung.

Nach Abmeſſung der Entfernungen looſten Hr. Stolipin und ich um den Platz; da ich gewann, wählte ich die Schattenſeite, und Hrn. v. Wereſſkin blieb die der Sonne. Hr. v. Stolipin lud zuerſt die von ihm mitgebrachten Piſtolen in meiner Gegenwart, hierauf lud ich die meinigen. Eine Piſtole von jedem Paar wurde rechts, die andere links gelegt; ich fragte Göler, ob er die zur Rechten oder Linken wolle, und gab ihm die verlangte. Hr. v. Göler und Hr. v. Wereſſkin ſtellten ſich an die ihnen angewieſenen Plätze. Hr. v. Stolipin legte, getroffener Abrede gemäß, die Frage vor: „Sind Sie bereit, meine Herren?“ — „Ja!“ war die Antwort der beiden Gegner. Hr. v. Stolipin kommandirte weiter: „Macht Euch fertig! — Hr. v. Göler und Hr. v. Wereſſkin ſpannten den Hahn. — „Feuer!“

Bei dieſem Kommando ſtand es Jedem frei, ſeine beiden Schüſſe nach Gutdünken abzufeuern. Die Gegner zielten auf ihrem erſten Platze (22 Schritte), aber der Schuß des Hrn. v. Wereſſkin ging dem des Hrn. v. Göler um eine Sekunde voran und fehlte. Hrn. v. Göler's Schuß folgte, wie geſagt, unmittelbar darauf, und ſtreifte die rechte Seite des Hrn. v. Wereſſkin. Wenigſtens glaubte ich es ſo von meinem Platze aus wahrzunehmen. Dies geſchah mit dem erſten von mir mitgebrachten Paar Piſtolen; ich hatte ſie von Herrn v. Baumbach.

Jeder der beiden Gegner rückte nun um 2 — 3 Schritte vor, und vertauſchte die entladene Piſtole gegen die andere, die ſie in der linken Hand hatten, und welche Hr. v. Stolipin mitgebracht hatte. Diesmal drückte Hr. v. Göler zuerſt ab; der Schuß verſagte — Hr. v. Wereſſkin ſchoß hierauf, und traf meinen Freund in die Bruſt. Ich fragte: „Wer iſt verwundet?“ worauf Göler mir antwortete: „Ich bin verwundet, aber es macht nichts!“

Jetzt warf Hr. v. Wereſſkin die zuletzt entladene Piſtole zu Boden, nahm die andere, deren er ſich zuerſt bedient hatte, in die rechte Hand, und trat, der Abſprache gemäß, bis zur Barriere vor, mit einer Kaltblütigkeit, die ſeinem Muth Ehre macht. Hier erwartete er, was weiter kommen ſollte; denn es wurde auf Antrag des Hrn. v. Stolipin feſtgeſetzt, daß jedes Verſagen des Schuſſes nicht gelten, folglich jeder Theil zwei *wirkliche* Schüſſe haben ſolle (gewöhnlich gilt nämlich auch das Verſagen für einen Schuß). Hr. v. Göler zog, obgleich ſchwer verwundet, ein anderes Zündhütchen aus der Taſche, ſetzte es auf, zielte und drückte ab. Der Schuß verſagte abermals. Jetzt rief er mir zu: „Georg, ſieh einmal, was an dieſer Piſtole iſt!“

Ich nahm die Piſtole, rieb Pulver in die Piſtonröhre, bis ſie voll war, ſetzte ein Zündhütchen auf, und gab ſie meinem Freunde zurück, der, außer Stande, ſich länger auf den Beinen zu erhalten, durch die Güte des Fürſten Trubezkoi geſtützt wurde, welcher einige einige Schritte davon ſtand und weder Sekundant noch Zeuge in dieſem Duell war; denn er ſollte nur Sekundant gegen mich ſeyn, falls Wereſſkin erhalten bliebe. Er hat ſich durch dieſe edelmüthige Hülfe meine aufrichtige Dankbarkeit erworben. Hr. v. Göler nahm die Piſtole aus meiner Hand, zielte, drückte ab, und der Schuß verſagte zum dritten Male. Ich wiederholte daſſelbe mit der Piſtole, wie oben beſchrieben, und hörte zum vierten Male das fürchterliche „Petſch“, denn der Schuß verſagte abermals. Jetzt ſagte ich zu meinem Freunde: „wirf die Piſtole von Dir, ich will eine andere laden!“ — „Ja“, erwiederte er, „aber mache ſchnell, denn ich werde ſehr ſchwach, ich habe faſt keine Kraft mehr!“

„Meine Herren“, rief ich, „ich gebe mein Wort, daß ich mich mit dieſen Piſtolen nicht ſchlage!“

Ich ſuchte nach einer andern Piſtole, und da ich keine fand, ſo wandte ich mich an Hrn. v. Wereſſkin mit den Worten: „Herr v. Wereſſkin haben Sie die Gefälligkeit, mir Ihre Waffe zu geben!“ Dabei griff ich nach derjenigen Piſtole, die er noch in der Hand hatte.

„Dieſe nicht“, antwortete er mir, nehmen Sie aber jene!“ dabei zeigte er auf die von ihm zu Boden geworfene; es war dieſelbe, die bereits Hrn. v. Göler verwundet hatte. Ich hob ſie auf, that eine ſehr ſtarke Pulverladung und die Kugel ohne Pfropfen hinein, weil Göler immer bläſſer ward und mir zurief: „Mach' ſchnell, mach' ſchnell, ich kann nicht mehr!“ was natürlich meine Dienſtleiſtung beſchleunigte. Als das Zündhütchen aufgeſetzt war, gab ich Göler die Piſtole, der noch immer von dem Fürſten Trubezkoi gehalten wurde, indem ich ſagte: „Ziele gut, lieber Freund, und ruhig!“ Er nickte mir bejahend mit dem Kopfe zu und zielte zum fünften Male mit jener unglaublichen Ruhe und Kaltblütigkeit, die ihm in allen Situationen ſeines Lebens eigen war und ihn auch in dieſen kritiſchen Augenblicken nicht verließ. Dieſer Beweis ſeiner hohen moraliſchen Kraft, ſchon mit der tödtlichen Kugel in der Bruſt, hat überall die ausgezeichnetſte Anerkennung gefunden. Diesmal ging der Schuß los, und ſogleich ſprang ich meinem Freunde zu Hülfe, um ihn zu halten. In dieſem Augenblick ſagte er zu mir: „Ich habe ſcharf gezielt; er muß todt ſeyn.“ Und im nämlichen Augenblicke ſank Hr. v. Wereſſkin, ſprach noch die Worte: „Ich bin todt!“ und hauchte nach wenigen Sekunden ſeinen letzten Seufzer aus.

Ich ging mit Hrn. v. Göler einige Schritte, wobei ich von dem Fürſten Trubezkoi fortwährend unterſtützt wurde. Wir machten etwa zehn Schritte, als Hr. v. Göler ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnte; wir ſahen uns daher genöthigt, ihn auf den Boden zu ſetzen: „Mein einziger Troſt, lieber Freund“, ſagte er hier zu mir, „iſt der, daß Du nun nicht mehr nöthig haſt, Dich zu ſchlagen.“ Bei dieſen Worten verlor er das Bewußtſeyn. Die Aerzte wurden herbeigerufen; ſie unterſtützten die Verwundeten, und als der, der ſich um Wereſſkin beſchäftigte, dieſen bereits todt fand, rief ich ihm zu: Wenn Hr. v. Wereſſkin ſchon todt iſt, ſo leiſten ſie Ihre vereinte Sorgfalt meinem Freunde.“

Man öffnete Julius eine Ader, und drei Viertelſtunden lang ſchwebte ich in der ſteten Angſt, er werde in meinen Armen verſcheiden. Ich war in Verzweiflung; denn wer je das Glück gehabt hat, einen Charakter, wie der Göler's, Freund zu nennen, wird den gerechten Schmerz verſtehen, der mein Inneres zerriß. Ich kannte ihn ſeit langen Jahren, und er hatte mir mehr als einmal durch die That bewieſen, daß das Wort Freund, mit dem er mich beehrte, kein leerer Schall in ſeinem Munde war.

Oft hatte er mir in trauten Stunden mit Kummer davon geſprochen, daß er von vielen Leuten verkannt werde; es linderte daher meinen Schmerz nicht wenig, als ich an der allgemeinen Theilnahme an ſeinem Schickſal erkannte, daß dieſes Vorurtheil verſchwunden war.

In dieſer Zeit der Trauer und bangen Beſorgniß kam der Sekundant des Hrn. v. Wereſſkin, Hr. Major v. Stolipin, auf mich

Digitized by Google

zu, drückte mir freundſchaftlich die Hand, und ſagte zu mir, er ſey ſo zufrieden mit mir, daß er nichts weiter wünſchen könne, als ich möchte dieſelben Geſinnungen in Betreff Seiner hegen. Ich verſicherte ihn meiner Hochachtung, eben ſo den Fürſten, dem ich meinen verbindlichſten Dank für die meinem Freunde geleiſteten Dienſte erneuerte. Nachdem ſie noch das Benehmen des Hrn. v. Göler als ganz ausgezeichnet gerühmt, und Beide dem Ohnmächtigen die Hand gedrückt hatten, zogen ſie mit ihrem unglücklichen Freunde ab.

Was Hrn. v. Wereſſkin betrifft, ſo muß ich ſagen, daß er in allen Momenten dieſes unheilvollen Duells ſich als ein Mann voll Muth benahm. Es iſt nichts Geringes, wenn man einen tödtlich beleidigten Feind mehrmals mit Genauigkeit, Ruhe und Kaltblütigkeit auf ſich anlegen ſieht, einen Feind, der als vortrefflicher Schütze bekannt iſt. Hr. v. Wereſſkin hat nicht gewankt, und ſtarb den Tod eines Braven.

Nach drei Viertelſtunden ſchlug Julius die Augen wieder auf, und die Aerzte gaben mir Hoffnung. Wie unendlich glücklich war ich, aber ach! meine Freude war zu groß, ſie konnte nicht von langer Dauer ſeyn. Julius ward in das Haus des tapfern Obriſten v. Göler, ſeines Vaters, gebracht, deſſen Gefühle am Schmerzenslager ſeines geliebten Sohnes zu ſchildern ich mich enthalte, wo er nur noch zwei Tage zu leben hatte; er ſtarb in Folge ſeiner Verwundung am 4. September um zwei Uhr Nachmittags.

Dies die getreue Darſtellung von dem ganzen Verlaufe dieſer Trauergeſchichte, welche ſo viele Gemüther in Bewegung geſetzt hat. Die in meiner Erzählung benannten Zeugen ſind, außer den beiden Opfern des Duells, ſämtlich noch am Leben, und können ſprechen, ob ich den Auftritt, bei dem ſie erſchienen, unpartheiiſch und der Wahrheit gemäß ſchilderte oder nicht. Die Briefe und Aktenſtücke, auf die ich mich berufen, und die ich wörtlich oder in wortgetreuen Ueberſetzungen wiedergab, liegen entweder im Originale in meiner Hand, und Jeder kann ſich von ihrer Aechtheit überzeugen, oder ſind es Abſchriften von ſolchen Beweisſtücken, die bei Gericht hinterlegt wurden.

Ich konnte mich füglich jeder Erläuterung, jedes eigenen Urtheils enthalten, wo die Zeugniſſe Anderer und wo Thaten ſo laut ſprechen. Ich will dem Urtheile des Leſern nicht vorgreifen, ſondern überlaſſe es Jedem, nach Vergleichung des Haber'ſchen Exposé mit gegenwärtiger Darſtellung ſich ſein freies eigenes Urtheil zu bilden. Georg von Sarachaga.

Die Verſammlung der deutſchen Naturforſcher in Gräz.

Zu Ehren der Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte fand am 19. Sept. in den geräumigen Lokalitäten des Koliſeums ein großes National-Muſikfeſt ſtatt. Von Sr. k. k. Hoh. dem Erzherzoge Johann waren National-Muſikbanden des Oberlandes und Alpenſänger in ihren Nationaltrachten hieher beſchieden, und ſowol für mehrſtimmige ſteyeriſche Tanzmuſik, als für den Geſang und ausgezeichnete Leiſtungen auf einzelnen Inſtrumenten, als: der Geige, Zither, dem Hackbret, der Schwegelpfeife u. ſ. w., ſehr anſehnliche Preiſe feſtgeſetzt worden. Mehr als 5000 Menſchen durchwogten die Säle und ergötzten ſich an den ausgeführten Nationalweiſen. Um 10 Uhr wurden nach dem Ausſpruche der aufgeſtellten Preisrichter die Prämien von Sr. k. k. Hoh. ſelbſt vertheilt. Am 20. Sept. Morgens unternahm Se. k. k. Hoh. mit einer großen Anzahl der anweſenden Naturforſcher einen geologiſchen Ausflug nach dem Steinberge, mehrere andere Gäſte die ſchnell beſchloſſene Fahrt nach dem reizenden Kurorte Gleichenberg; von den übrigen Mitgliedern wurden die Verhandlungen in den Sektionen thätigſt fortgeſetzt; jene der Chemie mußte wegen der großen Anzahl ihrer Theilnehmer aus dem Joanneum in den Uebungsſaal des ſteyermärkiſchen Muſik-Vereins übertragen werden. In der allgemeinen Verſammlung vom 21. Sept. wurden die Begrüßungen mehrerer auswärtigen Geſellſchaften überbracht, worauf die öffentlichen Vorträge folgten. Profeſſor Lehman aus Berlin brachte eine auf ſcharfſinnige Berechnung gegründete Kalenderverbeſſerung zur Sprache, die als das Mittel in der geſammten civiliſirten Welt die herrſchenden Differenzen zu beſeitigen, und die gewöhnliche Zeitrechnung der aſtronomiſchen möglichſt nahe zu bringen, die höchſte Beachtung verdient. Mit dem lauteſten Beifalle wurde der treffliche, klare und gemeinfaßliche Vortrag Profeſſors von Ettingshauſen aus Wien über das, was die Mechanik von der Anwendung des Elektromagnetismus als bewegender Kraft zu gewärtigen habe, aufgenommen; Regierungsrat Knolz aus Wien ſprach gewichtige Worte über den Cretinismus und die Mittel, dieſes die Menſchheit ſo tief herabwürdigende endemiſche Uebel zu mildern, und nach und nach verſchwinden zu laſſen. Profeſſor Burg aus Wien forderte die Verſammlung zur Nachforſchung auf, wie den für das Eiſenbahnweſen ſo verhängnißvollen Brüchen geſchmiedeter Eiſenmaſſen, wie der Achſen von Lokomotiven und Waggons, vorgebeugt werden könne. Am Schluſſe wurde bekannt gegeben, daß die Stände Steyermarks zum Andenken des ehrenden Beſuches ſo vieler ausgezeichneter Männer eine Medaille prägen ließen, welche den Mitgliedern und Theilnehmern der Verſammlung am nächſten Tage übergeben werden wird. An demſelben Tage gab der Landesgouverneur der Verſammlung ein ungemein glänzendes Abendfeſt. Die geſchmackvoll verzierten, mit den Landesfarben, Fahnen, Wappenſchildern ausgeſtatteten Säle und Gemächer der Hofburg, die durch dichte Lampenreihen abgemarkten Blumenbeete und Parquets des Gartens die in Flammen ſtrahlenden edlen Umriſſe und architektoniſchen Verzierungen des großen Gewächshauſes, die mächtigen Klänge der von vier Militärbanden vor der Terraſſe des Gartens trefflich ausgeführten Märſche und andere Tonſtücke empfingen die durch lange Reihen reich gekleideter Dienerſchaft eintretenden Gäſte. Der Gouverneur (Graf Wickenburg) eröffnete mit der Gemahlin des berühmten Chemikers Juſtus Liebig den Ball. Eine Stunde vor Mitternacht öffneten ſich die bisher verſchloſſenen Pforten eines Feentempels. Eine ſchön drapirte Gallerie führte die erſtaunte Menge zuerſt zu einer Halle, dem Propyläum des Feſtplatzes, in deren Mitte ein Springquell ſein Kryſtall bis zu jenen des Deckenkronleuchters emporſchoß. In den Ecken des hohen, geräumigen Veſtibuls ſtanden, von Goldadlern über dem Sockel getragen, vier rieſige Granit-Obeliske; in Goldſchrift prangten hier die Namen der Heroen der Wiſſenſchaft aller Völker; über dem Eingange in Blumengewinden der Namenszug des Prinzen, dem Steyermark ſo viel des Nützlichen und Schönen verdankt. Eine breite Treppe mit zierlichem, durch Statuen geſchmückten Geländer führte zu einer zweiten, mit ſeltenen Gewächſen und Orangeriebäumen ausgeſtatteten Gallerie, an die ſich die eigentliche Feſthalle ſchloß; ein ungeheurer, mit Hunderten von Luſtren, ſpiegelnden Wandleuchtern, dicht gedrängten Kerzenreihen blendend erhellter, ſäulengeſchmückter Raum, für Tauſende berechnet und von Tauſenden durchwogt. Er war durch den großartigen Zubau an beiden Flügeln des Gewächshauſes geſchaffen. Inmitten der mit Blumen bedeckten Rückwand des Haupttraktates rauſchte eine Cascade aus einer Felsgrotte nieder, ihr Waſſer in ein Baſſin von mächtigen moosbedeckten Steinblöcken ergießend; gegenüber ſtrahlte durch die Fenſterfronte der Namenszug des allgeliebten Monarchen in Flammenzügen auf dunklem Laubgrunde. Zwei Orcheſter, das eine mit ſteyeriſcher Nationalmuſik und Alpenſängern, das zweite durch eine Zigeunerbande beſetzt, trugen abwechſelnd ihre originalen Weiſen vor. Der größte Reichthum und Pracht gab ſich in Ausſtattung der Tafeln und Buffets kund. Es prangten da ganze Hirſche, die gewaltigen Kronen ihrer 16- und 18endigen Geweihe tragend; Gemſen, Rehböcke mit ihren Krücken, mit zierlichen Feſtons größeren und kleineren Wildgeflügels behangen, auf mooſiger blumenbeſäeter Unterlage ruhend, Eberköpfe mit blanker drohender Wehr. Ebenſo lachten von den Wänden des Feſtſaales herab zahlreiche Pyramiden des edelſten vaterländiſchen Re-

Digitized by Google

benſaſtes. Viele Toaſte auf das erhabene Kaiſerhaus, das ſchöne Steyerland u. ſ. w. würzten das ſchöne Feſtmahl.

Schiffbruch des „Regular.“

Nach den Londoner „Times.“

Unter den vielen Schiffbrüchen, von denen man in der jüngſten Zeit vernimmt, iſt jener des „Regular,“ befehligt von Capitän Carter. Das Unglück trug ſich im Monat Juli zu. Das Schiff hatte 550 Tonnen (11,000 Centner) Ladungsfähigkeit und befand ſich auf dem Wege von London nach Bombay und China. Von erſtem Orte war es am 22. Febr. abgefahren. Bis zum 8. Mai trug ſich nichts Bemerkenswerthes zu, als nun, da man ſich in gleicher Breite mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung befand, ein heftiger Nordweſtſturm das Schiff vor ſich her trieb, wobei daſſelbe plötzlich einen Leck bekam, durch welchen, ungeachtet der äußerſten Anſtrengungen der Mannſchaft während vier Tagen und Nächten, immer mehr Waſſer eindrang. — Am zweiten Tage ſtieg daſſelbe, ungeachtet des fortwährenden Arbeitens mit zwei Pumpen, um 3 Zoll. Der Sturm wüthete mit ungeſchwächter Heftigkeit fort, und da die See ſchrecklich hoch ging, ward es für nöthig erachtet, das Schiff zu erleichtern, und ſo wurden denn gegen 80 Tonnen (1600 Centner) Kupfer von der Ladung über Bord geworfen, — aber leider ohne weſentlichen Vortheil.

Die Mannſchaft wurde nun in zwei Theile getheilt, und die Arbeit der Pumpen durch Ausſchöpfen aus den vorderen Lucken unterſtützt. Während der zwei nächſten Tage blieb die Witterung ziemlich die gleiche, indem die See berghohe Wellen trieb. Man hatte keine Wahl, als ſich vom Sturme hintreiben zu laſſen, was unter dem Eingereffthalten aller Hauptſegel geſchah. Am 13. war die geſammte Mannſchaft gänzlich erſchöpft, da man die Pumpen ſeit vier Tagen und Nächten in unausgeſetzter Thätigkeit erhalten hatte. Um 9 Uhr an dieſem Tage befand ſich das Schiff unter 37 Grad 30 Min. ſüdlicher Breite, und 36 Grad 30 Min. öſtlicher Länge, als die ungeheure Waſſermenge im Kielraum das weitere Fortkommen hemmte; es war Allen klar, daß das Schiff dem Sinken immer näher komme. Um 3 Uhr des Nachmittags war das Waſſer bereits bis zum Obertheile des Schiffes gedrungen, und die Mannſchaft verzweifelte, das Fahrzeug länger flott erhalten zu können; ſo mußte man ſich auf die Bote flüchten. Es war um 8 Uhr, als man das Schiff ſeinem traurigen Schickſal überließ.....

In die Schaluppe wurden 18 Perſonen gebracht, worunter der erſte und zweite Offizier, und zwei weibliche Paſſagiere; in der Pinaſſe waren der dritte Offizier und zehn andere Perſonen, in dem Nachen der Capitän Carter mit vier ſeiner Unglücksgefährten. In jedes Boot hatte man Lebensmittel und Trinkwaſſer für mehrere Tage gebracht. So waren nun dieſe Armen 900 Seemeilen weit vom nächſten Lande entfernt, von einem, gerade vom Lande her blaſenden heftigen Capſturme getrieben, in drei kleinen Booten, deren größtes nur $23\frac{1}{2}$ Fuß Länge und $6\frac{1}{2}$ Fuß Breite hatte

Gegen 10 Uhr ſchlug ein heftiger Windſtoß Wellen in alle Boote. Aus dem größeren derſelben mußte man Alles über Bord werfen, um es zu erleichtern, — Trinkwaſſer, Lebensmittel, Compaß, Charten u ſ. f. Der Nachen ward von ſelbſt ausgeräumt, indem die von vorn hereinſchlagenden Wellen Alles, mit Ausnahme der Menſchen, hinwegſpülten und in die See riſſen. Die Pinaſſe hatte das gleiche Loos wie die Schaluppe. Der Nachen ward ſodann gegen die Schaluppe hingetrieben und erreichte ſie um Mitternacht. Die Menſchen wurden nun in das größere Boot aufgenommen, und der Nachen den Wellen überlaſſen. Die Schaluppe ſelbſt aber war nun überfüllt, ſo daß man ſich in ihr kaum mehr bewegen konnte. Die Pinaſſe hatte man aus dem Geſichte verloren.

So brachten die Unglücklichen in wahrer Verzweiflung eine furchtbare Nacht zu: ohne Compaß oder Charte, um ihren Lauf darnach zu richten, und ohne alle Lebensmittel. Die Seevögel, namentlich der Sturmvogel (die Johannisgans) und die Captaube, ſchwirrten nieder, über ihre Köpfe hin, wie wenn ſie auf den Augenblick warteten, in welchem das gebrechliche Fahrzeug in den Abgrund verſinken werde.

Bei Tagesanbruch endlich erblickte man ein Segel. Sogleich ward ein Nothſignal aufgeſteckt, wozu man das Halstuch einer Dame benützte; und — es ward auf dem Schiffe bemerkt. Es war dieſes die franzöſiſche Fregatte „Cleopatra,“ von 52 Kanonen, unter dem Commandanten Roy, und überdies die Corvette Alcmene von 20 Kanonen, über Bourbon nach China beſtimmt.

Der franzöſiſche Commodore ließ ſogleich die Fregatte nach der Schaluppe hin richten, und um 8 Uhr waren die auf derſelben befindlichen Menſchen glücklich an Bord genommen.

Capitän Carter flehte ſogleich den Commodore inſtändig an, die Pinaſſe aufzuſuchen. Es geſchah mit der größten Bereitwilligkeet, und nach weniger als einer Stunde war dieſelbe durch die Corvette aufgefunden und gerettet.

Die Rettung dieſer Verunglückten iſt übrigens um ſo wunderbarer, als ihr Schiff ſeit 42 Tagen auch nicht einem einzigen Fahrzeuge begegnet war. Und auch dieſe franzöſiſchen Schiffe hatten den Tag vorher eine andere Richtung einzuſchlagen beabſichtigt.

Die engliſche Offiziere und Matroſen können übrigens das überaus menſchenfreundliche und gefällige Benehmen der Franzoſen nicht genug loben und dafür danken.

Buntes.

Wenn es wahr iſt, daß der Rauch ſtets dem Feuer vorhergeht, ſo ſteht eine allgemeine Feuersbrunſt zu befürchten, denn die ganze Welt — raucht jetzt.

Im Theater zu Mexiko raucht, mit Ausnahme der Spielenden, Alles: das ganze Parterre, die Gallerieen, die Logen und der Souffleur, aus deſſen Kaſten fortwährend eine Rauchſäule aufwirbelt. So wird es den dortigen Schauſpielern, die nicht die geſchickteſten ſind, leicht, den Zuſchauern blauen Dunſt vorzumachen. Applaudiren iſt in Mexiko keine Mode.

An

Herrn Alois Bayer,

königl. Hofſänger,

bei deſſen letztem Auftreten als „König Luſignan“ in Lachners „Katharina Cornaro.“

München, den 1. Okt. 1843.

Wohin ich auch im Kreis' das Auge wende,
Ich ſeh' nur Thränen, die bewegte Miene
Von Allen ſagt's: Du ſcheideſt von der Bühne,
Dein ſchönes Künſtlerſtreben iſt zu Ende.

Reicht Ihm das eine-, letztemal die Hände,
Ihr Alle wißt, wie ſehr Er es verdiene —
Der Lorbeer iſt der Preis, der ewig grüne,
Den ich mit Freuden nun dem Sänger ſpende!

Die Muſe ſchweigt, und voll des ſüßen Dranges
Küßt ſie den Liebling, ſeine Stirn umkränzend,
Denn ruhmgekrönt beſchließt er ihre Sendung.

So ſcheide denn, Du Meiſter des Geſanges,
Du ſchöner Stern, im Untergehn noch glänzend,
Du Mime hoher, herrlicher Vollendung!

Digitized by Google

Nro 54.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erinnerungen aus dem Jahre 1842. — Napoleon's Kabinet. — Die Mode. — Pot-Pourri.

Erinnerungen aus dem Jahre 1842.

Vom Fürſten Felix Lichnowsky.

Ein mit Geſchick und großer Sachkenntniß geſchriebenes Buch liegt vor uns, das neben angenehmer Unterhaltung gar mancherlei Belehrung gewährt. Der Verfaſſer nennt ſich zwar auf dem Titelblatte nicht, doch iſt er aus dem Inhalte des Buches ſehr leicht zu errathen. Er hatte durch ſeine Stellung Zutritt und freundliche Aufnahme in den höchſten Kreiſen, wodurch es ihm leicht wurde, allerlei wichtige Dinge genauer und bequemer zu erfahren und zu beſehen, als es ohne ſolche Hülfe möglich iſt. Hiſtoriſche und militairiſche Kenntniſſe leiten ſein Urtheil und machen ſeine Berichte zugleich umfaſſend und glaubwürdig. Veranlaſſung, dieſelben zu zeigen, bot ſich in einem an intereſſanten Erinnerungen ſo überreichen Lande im Ueberfluß, namentlich in Beziehung auf die neueſten Ereigniſſe, welche uns großentheils ziemlich entſtellt berichtet worden ſind. So giebt der Verfaſſer ſehr ſchöne Nachrichten und Bemerkungen über die Operationen Dom Pedro's, über die bedeutendſten Männer, welche die gegenwärtige Geſtaltung der Dinge in Portugal herbeiführen halfen und zum Theil noch leiten, wie z. B. der Herzog von Terceira (früher bekannt als Graf von Villa Flor), der Herzog von Palmella, Coſta Cabral, der gegenwärtige Miniſter des Innern u. a. m. Er ſchildert ferner den Zuſtand des Hofes, des Heeres, der Geiſtlichkeit, der politiſchen Parteien, berichtigt die Anſichten über den engliſchen Einfluß; über die Stellung einzelner verſchieden beurtheilter diplomatiſcher Perſonen u. ſ. w. Zum Schluſſe giebt der Verfaſſer eine berichtigende Erzählung von ſeinem in den Zeitungen viel beſprochenen Abenteuer in Barcelona. Da der letztgenannte Ort neuerdings eine ſo traurige Berühmtheit erlangt hat und jede Kunde über denſelben zum näheren Verſtändniſſe der dort ſich häufenden Begebenheiten gereicht, ſo wollen wir jene durch die Perſönlichkeit des Verfaſſers um ſo intereſſantere Erzählung als ein Probe-Kapitel ſeines Buches hier mittheilen.

Fürſt Lichnowsky in Barcelona.

Seit der Errichtung einer regelmäßigen Dampf-Kommunikation denken wenig Leute daran, zu Lande Portugal zu beſuchen oder zu verlaſſen. Am allerwenigſten konnte es mir einfallen, Spanien von einem Ende zum anderen durchziehen zu wollen. Um jedoch nicht den ziemlich langweiligen Weg noch einmal zu machen, wollte ich die Halbinſel umſchiffen, und erhielt durch Vermittelung Lord Howard's das Viſa des ſpaniſchen Geſandten nach den von mir bezeichneten Punkten. Mittlerweile ſignaliſirte der Telegraph die Ankunft des engliſchen Dampfſchiffes „Lady Mary Wood“ an der Barre von Oporto, und ich benutzte die letzten vierundzwanzig Stunden, mich von Ihren Majeſtäten in Cintra zu verabſchieden, einige Beſuche zu machen und beim Herzog von Terceira mit den Perſonen, in deren Geſellſchaft ich mich am meiſten bewegt, ein Valet-Diner in Pedrouços einzunehmen. Am nächſten Morgen, 5. Auguſt, fuhr die „Lady Mary Wood“ in den Tajo, und gegen Mittag verließ ich Liſſabon.

So lange noch ein Hügel am Horizonte ſichtbar war, blickte ich von der Dunette nach der ſchönen Hauptſtadt dieſes ſchönen Landes und vermiſchte meine Wünſche für ſein Wohl mit wehmüthigen Bildern und der Erinnerung an liebliche Erſcheinungen.

Bei gutem Wind und Wetter flog unſer Schiff, eines der beſten und eleganteſten der Geſellſchaft, wie ein Pfeil über die Wellen. Wir blieben faſt immer im Angeſicht des Landes, doublirten Nachts das Kap San Vicente und hielten nach zweiundzwanzigſtündiger Fahrt um zwei Uhr Nachmittags vor Cadix, das, blendend weiß und phantaſtiſch, einer tropiſchen Stadt gleich, ſich in ſcharfen Konturen am dunkelblauen Himmel zeichnete. Montes, der berühmte Toreador, war eben anweſend und ſetzte Stadt und Umgegend in Bewegung, ſo daß wir nur mit Mühe Unterkunft fanden. Alles ſchwärmte Tag und Nacht für Montes; jede noch ſo ernſte politiſche Frage trat in den Hintergrund; ſonſt hieß es: „pan y toros“, hier genügten die circenſiſchen Spiele allein, kein Mangel ward gefühlt, und eine von den Gaditaner Zeitungen veröffentlichte Erklärung des Offizier-Corps, „daß, ſeit anderthalb Jahren nicht bezahlt, ſie kein Schuhwerk kaufen und deshalb nicht ausgehen könnten“, ging unbemerkt vorüber und ſtörte Niemand in ſeinem Jubel.

Wir brachten einige Tage mit Beſuch der wenigen Merkwürdigkeiten zu; die Abende vergingen noch angenehmer im Cirkus, in der italieniſchen Oper und auf der Alameda, dem Sammelplatz der allerſchönſten Frauen der Welt. Dann fuhren wir mit Dampf auf dem Guadalquivir nach Sevilla. Die Kathedrale und die Giralda, die Meiſterwerke von Murillo, Cano, Velasquez, Herera, Zurbaran u. ſ. w., dann der Alcazar und das Haus des Pilatus, die Lonja, Caridad, Univerſität, das Muſeum und hundert andere wunderbare Dinge wurden zu allen Zeiten lang und breit gerühmt und beſchrieben, daher ich mich darauf beſchränke, zu ſagen, daß auch ich Alles beſah, und hoffe, meine Leſer werden mir Dank wiſſen, daß ich den vielen Deſcriptionen nicht noch eine neue, unvollkommene nachfolgen laſſe.

Nach zu kurzem Aufenthalte verließen wir Sevilla und waren zwei Tage darauf in Gibraltar. Die öſterreichiſche Fregatte „Bellona“ lag eben auf der Rhede, und ich hatte die Ehre, bei dem damaligen Gouverneur, General-Lieutenant Sir Alexander Woodford, einem ausgezeichneten und liebenswürdigen Manne, mit dem Erzherzoge Friedrich zu ſpeiſen. Der junge Prinz, der kürzlich in der ſyriſchen Campagne brillant debütirt hat, war der Gegenſtand der allgemeinen und geſpannteſten Aufmerkſamkeit; ſein anſpruchsloſes, männliches Weſen gefiel den alten brittiſchen Seeleuten, deren mehrere, auch von bedeutendem Range, am Tiſche Sir Alexanders verſammelt waren. Leider mußte ich das wirklich vortreffliche Diner und meine hübſche Tiſch-Nachbarin ſehr früh verlaſſen, da der Schornſtein des Schiffes, das mich nach Marſeille führen ſollte, zu dampfen begann. Der Phénicien“, ein unſauberes, ſchlecht gehaltenes und noch ſchlechter geführtes franzöſiſches Dampfſchiff, führte uns krachend und ſchaukelnd auf ſpiegelglattem Meere in ſehr gemiſchter Geſellſchaft und bei ungenießbarer Koſt nach Malaga, wo wir einen Tag verweilten, dann nach Carthagena, Alicante und Valencia. Ueberall blieben wir zu kurze Zeit, um die Hauptpunkte und Merkwürdigkeiten mit Muße beſehen zu können, und doch zu lange, um

Digitized by Google

nicht die Tour ohne viel Annehmlichkeit auf langweilige Weiſe in die Länge zu dehnen.

Am 20. Auguſt Morgens, ſieben Tage nach unſerer Abfahrt aus Gibraltar, tauchten die Zinnen des Schloſſes Montjouich aus dem Meere, und einige Stunden ſpäter hielten wir im Hafen-Quai von Barcelona. Sobald die Verbindung mit dem Lande eröffnet ward, verließ ich unſer Schiff mit dem Grafen Teleky und zwei Engländern, dem Cap. Drew und Rev. Daniel Moore. Wir beſtiegen einen Wagen, in der Abſicht, uns nach der Stadt zu begeben. Als wir an das Thor „Puerta del Mar" kamen, hielten uns einige Carabiniers an und forderten uns auf, ihnen zu folgen. Nach kurzem Aufenthalte vor dem Mauthgebäude wollten ſie uns zum Civil-Gouverneur (Xefe politico) führen, willigten aber auf Begehren der beiden Britten ein, beim engliſchen Conſulat anzuhalten. Dort wurden wir nach einigem Hin- und Herreden freigelaſſen, und ich erfuhr vom Chef der Carabiniers, daß die Arreſtation nur mir gegolten habe und auf Anzeige eines Negerſchiff-Capitäns erfolgt ſey, den vor einigen Monaten engliſche Kreuzer in der Bai von Mozambique gefangen und der ſich ebenfalls als Paſſagier an Bord des „Phénicien" befand. Da mir dieſer Menſch ſchon einmal im Leben, weit früher, unter ganz anderen Verhältniſſen begegnet war, ſchien mir dieſe Angabe ganz glaublich.

Der Freiheit wiedergegeben, vergaßen wir bei einem fröhlichen Diner im Hotel de las Cuatro Naciones dieſe bisher nur lächerliche Epiſode, und ich gebrauchte nur die Vorſicht, dem preußiſchen General-Konſul d'Ogny, der mich aufſuchte, dieſen Zwiſchenfall zu erzählen, damit er geeigneten Orts die nöthigen Schritte vornehme, mich vor ferneren Unannehmlichkeiten zu ſchützen. Ich ermächtigte den Konſul, den Behörden zu erklären: ich habe wirklich im karliſtiſchen Heere gedient, ſey nicht amneſtirt und gehöre in eine Kategorie, die Amneſtie weder erhalten noch annehmen könne; dieſe meine Eigenſchaften wären dem ſpaniſchen Geſandten in Liſſabon vollkommen bekannt geweſen, als er meinen Paß nach Binnenſtädten, die außer dem Wege der Dampfſchiffe liegen, viſirt habe; mein Aufenthalt in Barcelona ſey durch die Verzögerung Seitens der ſpaniſchen Behörden, die den „Phénicien" vor dem 22ſten nicht weglaſſen wollen, ſo wie durch verſpätete Ankunft dieſes Schiffes bedingt und erzwungen; dennoch würde ich, wenn die Barceloner Behörden die mindeſte Inkonvenienz darin fänden, daß ich ans Land komme, augenblicklich wieder an Bord zurückkehren und nicht mehr ausſteigen.

Nach einſtündiger Abweſenheit kam der Konſul zurück und brachte mir die Entſchuldigungen des General-Kapitains von Catalonien, Antonio van Halen, und des politiſchen Chefs von Barcelona, Juan Gutierrez, die mich bitten ließen, ihnen die Perſonen, die ſich gegen mich vergangen, namhaft zu machen, damit ſie beſtraft würden; ſie fügten bei, es thue ihnen leid, daß die Unterbrechung der Verbindungen Preußens mit Spanien ihnen nicht erlaube, mir perſönlich dieſe Aeußerungen zu überbringen, und gaben dem Konſul die Verſicherung, daß es mir unbedingt freiſtehe, mich überall hin zu begeben, wo es mir gut dünke. Mit dieſer Löſung zufrieden, wollte ich nicht als Angeber auftreten, beſonders Behörden gegenüber, die von meiner Regierung nicht anerkannt ſind; ich begnügte mich daher mit der protokollariſchen Aufnahme dieſer Erklärung und kehrte nach einigen in der Stadt verbrachten Stunden zurück, um an Bord des „Phénicien" zu ſchlafen.

Da ich keine Gründe zum Mißtrauen hatte und überdies das von Seiten des General-Kapitains und des politiſchen Chefs meinem Konſul gegebene Ehrenwort mir bürgte, ſtieg ich am folgenden Tage, einem Sonntage zu Wagen, um mich in die Kathedrale zu begeben. Graf Teleky und die beiden Engländer begleiteten mich wieder. Einige unheimliche Geſichter, mit dem unverkennbaren Polizei-Ausdruck geſtempelt, hatten ſich zwar denſelben Morgen auf dem Verdeck herumgeſchlichen und heimlich mit dem Kapitain des „Phénicien" geziſchelt, doch glaubte ich dies nicht beachten zu dürfen. Als wir nun an daſſelbe Thor „Puerta del Mar" kamen, ſtanden die oben erwähnten Mouchards neben Carabiniers und ließen meinen Wagen anhalten. Sie bedeuteten den beiden Britten, es ſtehe ihnen frei, ſich zu entfernen, da nur ich und mein blondbärtiger Begleiter (auf den Grafen Teleky deutend) ihnen zu folgen hätten. Auf die Weigerung des Kapitain Drew und des Herrn Moore, uns zu verlaſſen, wurden wir durch die mit Menſchen angefüllten Hauptſtraßen zu Wagen nach der Rambla abgeführt, wo wir vor dem Hauſe des politiſchen Chefs anhielten. Unterweges hatte ich meine Barceloner Lohndiener zum preußiſchen Konſul geſchickt, der bald in ſeiner Konſular-Uniform im Büreau erſchien. Nach einſtündigem Harren kam der politiſche Chef, mit ſeiner blau und goldenen Amtsſchärpe angethan, fragte nach mir und erklärte nun, meinen Paß in der Hand, in Gegenwart des preußiſchen Konſuls und meiner drei Begleiter, ich ſey ſein Gefangener bis zu weiterer Entſcheidung der Madrider Regierung, an die er berichten werde. Da er dieſe Worte an mich richtete, wandte ich mich von ihm ab, und dem preußiſchen Konſul zu, dem ich in ſpaniſcher Frage laut deklarirte: das geſtern gegebene Ehrenwort ſey gebrochen worden; ich halte meine Arreſtation für ungeſetzlich, erkenne die Autorität des politiſchen Chefs nicht an, und es gebe für mich in der Stadt Barcelona nur Eine gültige Autorität, die des von dem König, meinem Souverain, ernannten Konſuls; der Herr Gutierrez möchte ſich daher nicht weiter an mich wenden, denn ich habe mit ihm nichts zu ſprechen und würde ihm keine Antwort geben. Hierauf ſetzte ich mich nieder und ſah ruhig der weiteren Debatte zu. Der preußiſche Konſul, der ſich in dieſer ſchwierigen Lage, da er ohne Exequatur fungirte, mit möglichſter Energie benahm, ergriff hierauf das Wort und proteſtirte in kräftigen Ausdrücken gegen dieſe Verletzung des Völkerrechts, Mißachtung eines gegebenen Wortes, ſo wie des regelmäßig ausgeſtellten und viſirten Paſſes, und gegen die ganze Ungeſetzlichkeit einer ſolchen, eben ſo willkürlichen als gewaltſamen Verhaftung. Schließlich erbot der Konſul ſeine Kaution und perſönliche Bürgſchaft. Hierauf erwiederte der politiſche Chef, das Viſa der ſpaniſchen Geſandtſchaften wäre für ihn nicht verbindlich, übrigens ſey das in Frage ſtehende nur von dem Legations-Sekretair (G. de Teran) und nicht von dem Miſſions-Chef ſelbſt unterzeichnet; dann wären einige Theile von Catalonien in Folge fortwährender Unruhen und bewaffneter Carliſtiſcher Banden, die ſie durchzögen, in Belagerungszuſtand erklärt, und ich habe in Catalonien die Waffen geführt; was endlich ſein geſtriges Verſprechen anbelange, ſo habe er meine Verbindungen mit Don Carlos nicht gekannt und Tages vorher den Paß nicht genau angeſehen.

Am Ende waren dieſe letzten Gründe, beſonders was den aufgeregten Zuſtand von Catalonien anbetraf, noch das Plauſibelſte, was er anführen konnte, und ich ſah wohl ein, daß er ſich an dieſen Schein von Recht halten würde. Daher rieth ich dem Konſul, ſich nicht weiter in unnütze Debatten einzulaſſen, ſondern die Sache, die ſchon anfing, bedeutend langweilig zu werden, zu Ende zu führen. Dennoch glaubte mein alter Konſul noch einmal ſeine Kaution und Bürgſchaft anbieten und die mehrerer ſeiner Kollegen verſprechen zu müſſen. Doch war Alles vergebens, und als nun der gute Mann weichherzig werden und ſich zu Bitten herablaſſen wollte, brach ich ſchnell ab und verlangte, weggeführt zu werden. Ehe wir das Büreau verließen, trat der Konſul zum Fenſter und machte den politiſchen Chef aufmerkſam, daß ſich einige tauſend Menſchen auf der Rambla verſammelt hätten und an das Thor des Gouvernementshauſes drängten; doch erwiederte Gutierrez, dies habe nichts zu bedeuten, er ſtehe für das Leben und die Sicherheit ſeines Gefangenen, worauf er zu wiederholten Malen hinzuſetzte, die Regierung ſey ſtark genug, um jede Bewegung, welcher Art ſie auch ſey, zu unterdrücken und ihre Gefangenen, ſelbſt mitten auf der Straße und umringt von Pöbel, zu beſchützen. Als ich an der Seite des Polizei-Direktors über die Gänge und den inneren Hofraum des Gouvernementshauſes ging, fand ich alle Zugänge mit doppelten Wachen beſetzt und am Thore eine Kompagnie aufgeſtellt. Hieraus wurde mir die Aufregung und Neugierde des Pöbels erklärlich, da

Digitized by Google

bei einer ſo leicht beweglichen Volksmaſſe es kaum ſo viel Eklat und Aufſehen bedarf, die Straßen und Plätze mit turbulenten Haufen zu füllen. Indeſſen verhielten ſie ſich ruhig, und wir erreichten unangefochten das Hotel de las Cuatro Naciones, das dem Gouvernementshauſe ſchief gegenüber auf der Rambla gelegen, mir als Gefängniß angewieſen worden, nachdem der politiſche Chef erſt nach allerlei Debatten mit dem Konſul ſeine erſte Abſicht aufgab, mich ſofort in das Staatsgefängniß führen zu laſſen. Ein Gendarm wurde vor meine Thür geſtellt; er gehörte zu dem, unter anderen Verhältniſſen, mir bekannt gewordenen Corps der Miñones (**mozos de escuadra**) und hatte unter dem Grafen de España gedient.

(Fortſetzung folgt.)

Napoleon's Kabinet.

Vom Baron von Menneval.

Der Haß Englands gegen Frankreich, ſeine Beharrlichkeit, ihm überall Feinde und Verlegenheiten zu erregen, ließen dem Kaiſer keinen Augenblick Ruhe. Doch ſeine Thätigkeit wuchs mit den Hinderniſſen; was mich betrifft, ſo war mein Eifer größer als meine Kräfte. Wenn die Beendigung irgend einer wichtigen Angelegenheit, die ſchleunige Abſendung eines Couriers oder die Entwerfung irgend eines neuen Plans ihn des Nachts aufzuſtehen zwangen, ſo ließ der Kaiſer mich wecken. Ich fand ihn in ſeinem weißen Hausrock im Kabinet auf- und abgehend, die Hände auf den Rücken gekreuzt, oder aus ſeiner Doſe ſchnupfend, weniger aus Neigung als aus Gewohnheit. Seine Ideen entwickelten ſich unter ſeinem Diktat mit einem Reichthum und einer Präziſion, woran man erkannte, wie tief er von ſeinem Gegenſtand erfüllt war. Nach Beendigung der nöthigen Arbeit oder auch zuweilen inmitten in derſelben, ließ er Eis oder Sorbet kommen, fragte mich, was ich vorzöge, und ging in ſeiner Sorgfalt ſo weit, mir zu rathen, was nach ſeiner Anſicht meiner Geſundheit am zuträglichſten ſey. Hierauf legte er ſich nieder, wenn auch nur auf eine Stunde, und bald lag er wieder in tiefem Schlaf. Man brachte des Abends keine ſubſtantiellen Nahrungsmittel in ſein Zimmer, wie es vor der Revolution bei Hofe Sitte geweſen. Der enorme Appetit der Prinzen des alten regierenden Hauſes war auf den Kaiſer nicht übergegangen. Nur ein Beamter des Mundvorraths ſchlief neben dem Kabinet, um die Erfriſchungen, die er verlangen könnte und die vorher zubereitet worden, aufzutragen.

Der Kaiſer hatte auf ſeinem Büreau Etats der Land-Armee und der Marine, die von den betreffenden Miniſtern am erſten jedes Monats eingeliefert wurden. Dieſe Etats waren in Rubriken getheilt, und dieſe enthielten die Nummer der Infanterie- und Kavallerie-Regimenter, den Namen der Oberſten, die Stärke jedes Bataillons, jeder Eskadron und Compagnie, die Departements, in welchen ſie rekrutirt wurden, und die Anzahl der Leute, welche ſie durch die Conſcriptionen empfingen, die Orte, in welchen das Regiment vereinigt oder detachirt war. Wenn ſogenannte Marſch-Regimenter gebildet wurden (dieſe beſtanden aus den Konſcribirten, welche, wenn ſie in hinreichender Anzahl beiſammen waren, in temporairen Brigaden oder Diviſionen mit Artillerie über die Gränze geſchickt wurden, um dann, an dem Ort ihrer Beſtimmung angelangt, in die verſchiedenen Regimenter zerſtreut zu werden), ſo war ihre Zuſammenſetzung, ihre Beſtimmung, das Datum ihres Abmarſches und ihrer Ankunft in dieſen Etats verzeichnet. Die Genie- und Artillerie-Corps und die Kanonen-Batterien hatten ebenfalls ihren Platz in dieſen Etats, welche mit um ſo größerer Sorgfalt gehalten wurden, als der Kaiſer ſelbſt öfter Gelegenheit hatte, ihre Genauigkeit zu verifiziren. Wenn er Leuten einzeln oder in Pelotons begegnete, ſo erkannte er gleich an der Nummer, nach welchem Punkte ſie ſich zu begeben hatten, und die Orte, wo ihre Etappen waren.

Der Kaiſer empfing dieſe Etats mit ganz beſonderer Genugthuung. Er las ſie mit Entzücken und erklärte, daß kein Werk der Wiſſenſchaft und Literatur ihm ſo viel Vergnügen mache. Seinem erſtaunlichen Gedächtniß blieben alle dieſe Details feſt eingeprägt. Nur die Orthographie und die Ausſprache der Namen wurde ihm ſchwer; dieſe behielt er nie richtig. Doch wenn die Namen ihm entfielen, ſo war ihre bloße Erwähnung hinreichend, um ihm das Bild des Individuums oder der Localität lebendig vor Augen zu ſtellen.

Gewöhnlich brachte ich dem Kaiſer die Morgen-Journale, und während er ſeine Toilette vollendete, las ich ihm die Artikel vor, die er mir bezeichnete, oder die mir ſeiner Beachtung werth ſchienen. Sie gaben faſt immer Anlaß zu einigen Bemerkungen von ſeiner Seite. Sein erſter Leibarzt Corviſart oder ſein gewöhnlicher Chirurg Yvan waren zuweilen bei ſeiner Toilette zugegen.

Der Kaiſer gab oft Corviſart Gelegenheit, ſeine Kunſt zu vertheidigen, indem er ſich in Ausfällen und Witzen über die Aerzte erging. Corviſart, indem er die Ungewißheit der Medicin zugab, vertheidigte doch ihren Nutzen mit einer Kraft der Gründe, welche oft den Spott auf den Lippen ſeines Gegners zum Schweigen brachte.

Die ſtrenge Ordnung, die Napoleon in ſeinen Ausgaben beobachtete, zog ihm den Vorwurf des Geizes zu, wenigſtens ſtellte er ſich, als ob er dies glaube. Eines Tages ſagte er zu dem Fürſten von Benevent: „Talleyrand, man behauptet, ich ſey geizig.“ Dieſer antwortete ihm mit Gemeinplätzen, er ſey der große Conſervateur u. ſ. w. Der Kaiſer fuhr in bedeutſamem Tone fort; „Sie ſind reich, Talleyrand; wenn ich einmal Geld brauche, ſo werde ich mich an Sie wenden. Wohlan, die Hand auf's Herz, wie viel haben Sie bei mir gewonnen?“ Der Fürſt von Benevent antwortete, ohne in Verwirrung zu gerathen, daß er durchaus nicht reich ſey, daß er Alles, was er beſäße, dem Kaiſer verdanke, und daß er alſo nichts habe, was nicht zu ſeiner Verfügung ſtände. Dieſe kleine Scene ſchien mir durch ein Gefühl des Mißtrauens gegen Herrn von Talleyrand veranlaßt zu ſeyn; es war nach der Rückkehr von Erfurt. Der Exminiſter nahm zuweilen den Schein einer bedrängten Lage an; vielleicht war auch dieſe Lage nicht erheuchelt und eine Folge der unglücklichen Spekulationen, denen er ſich hingab. Er ließ damals ſeine Bibliothek, ſeine Gemälde und andere werthvolle Gegenſtände verkaufen; als das Glück ihn wieder begünſtigte, kaufte er ſie zurück.

Die Mode.

Die Mode iſt die Rathgeberin des ſchönen Geſchlechtes; der Geſchmack iſt ihr unter dem Pantoffel gehaltener Ehemann, die Abgeſchmacktheit ihre vertraute Freundin; ſie iſt die Gebieterin des Tages und die Verächterin der Vergangenheit. Man nennt ſie auch wohl den Hebel der Induſtrie, was nur in Frankreich wahr iſt; in Deutſchland iſt ſie der Hebel des Kleinhandels, der das Ausland bereichert. Die Mode iſt die ſich täglich wiederholende Geſchichte vom grünen Eſel, vom wohlgeſtalteten Manne im Lande der Hinkenden, ſie iſt die Kunſt, welche die Leute zwingt, wider Willen auf den Köpfen zu gehen, und Räder zu ſchlagen. Die Mode iſt ein nüchterner Rauſch, ein freudenloſes Verliebtſeyn, ein bewußter und doch willenloſer Traum, die Schminkbüchſe unſerer Thorheit und der Troſt unſerer Nichtigkeit. Die Mode iſt das Narrenſeil, das aus Frankreich uns durch die Naſe gezogen, das Schlepptau, an dem wir nachkeuchen. Die Mode iſt endlich die leibhaftige Unbeſtändigkeit, und übt als ſolche in unſerem unbeſtändigen bewegungs- und eiſenbahnſüchtigen Abendlande, eine unbeſtrittene und gern geduldete Herrſchaft aus, von der weder unſere Antipoden im himmliſchen Reiche, noch unſere Vorbilder in der Kunſt, die Griechen im Eliſium eine Ahnung, geſchweige denn einen Begriff haben können. Da es unter dem Wechſel des Mondes nun aber einmal nicht immer ſo bleiben kann, ſo laſſet uns wenigſtens das unausbleibliche Aprilwetter zu unſerem Vortheile wenden. Einſt herrſchten ſpaniſche Moden, es war zur

Digitized by Google

Zeit, als Kaiſer **Carl V.** und nach ihm **Philipp II.** über Europa Spaniens Einfluß ausbreitete. Schon mit **Ludwig XIII.** und **Richelieu** wird franzöſiſcher Einfluß merklich, der unter **Ludwig XIV.** ſeinen Höhepunkt erreichte. Jetzt fängt England an, im Bereiche der Mode Raum zu gewinnen. Und wenn die Pariſer Modeſchmiede in Verlegenheit kommen, etwas Neues an den Tag zu fördern, ſo holen ſie aus den drei vereinigten Königreichen oder vielmehr aus London. Nur Deutſchland wendet immer ſeine ſehnſüchtigen Blicke nach Weſten, nicht in der Hoffnung, einen neuen Welttheil zu erſpähen, ſondern zu ſehen, wo die neuen Moden herkommen. Dieſe laſſen auch nicht lange auf ſich warten, denn während die Mode in Deutſchland ihr Geweih nur alljährlich abwirft, wie der Hirſch, ſo häutet ſie ſich in Paris allmonatlich, wie die Raupen.

Pot-Pourri.

Chineſiſche Tapferkeit.

Die **Chineſen** haben in dem jüngſt beendigten Kriege mit den Engländern vielfältige Beweiſe von großer perſönlicher Tapferkeit gegeben. So erzählt der Kapitän G. G. Lock in ſeiner Beſchreibung dieſes Krieges folgenden Fall, der ſich auf den Wällen von Chin-kiang-fu zugetragen hat. Ein Mandarine ging mit ungefähr dreißig Mann auf eine Kompagnie der im Vorrücken begriffenen Colonne des Generals Schoedde los, und drang, obgleich ſeine Leute durch eine volle Lage faſt ſämtlich ſogleich aufgerieben worden waren, bis dicht unter deren Bajonnette vor, feuerte erſt dort ſein Gewehr ab, und riß dann noch zwei Grenadiere mit ſich über den Wall hinab. Als er aber verwundet eingeholt worden war und hinter die Fronte der Engländer getragen wurde, da bemerkte ein Dollmetſcher, daß ihm Thränen über die Wangen rannen, und als er dann, um ihn zu tröſten, zu ihm ſagte, er möchte ſich beruhigen, denn er würde ſicher Gnade finden, da rief er aus: „Was Gnade? ich brauche keine Gnade! Ich bin gekommen, um für meinen Kaiſer zu fechten, entſchloſſen, weder Pardon zu geben noch zu nehmen; wenn es Euch aber ein Ernſt iſt, meine Dankbarkeit zu erlangen und Euch hochherzig zu beweiſen, ſo ſchreibt an meinen hochverehrten Kaiſer, und laſſet ihn wiſſen, daß ich fechtend und vor der Fronte gefallen bin.“

Sonderbarer Beweis von Wahnſinn.

Im Jahre 1787 wurde in einer Straße von London auf Miß Boydell, die Nichte des Sheriffs Boydell, geſchoſſen. Ihre Kleider fingen Feuer, aber ſie ward nicht verwundet, und es konnte nicht einmal erwieſen werden, daß das Piſtol ſcharf geladen war. Der Schuldige ward ſogleich arretirt, und man erkannte in ihm einen Arzt, Namens Elliot. In dem gegen ihn eingeleiteten Prozeſſe ſtellte ſein Advokat, um ihn zu retten, die Behauptung auf, der Angeklagte leide an Wahnſinn, und brachte zur Unterſtützung ſeiner Vertheidigung mehrere Zeugen, unter denen ſich auch ein Spitalarzt, **Dr. Simmons**, befand. Um den Wahnſinn des Angeklagten darzuthun, legte der Letztere dem Gerichtshofe eine Abhandlung vor, welche Elliot ihm mit der Bitte, ſie der königlichen medizinischen Geſellſchaft mitzutheilen, zugeſchickt hatte, welche aber von Simmons zu „überſpannt“ gefunden, und deßhalb der gelehrten Verſammlung vorenthalten worden war. Unter andern Stellen, welche er vorlas, lenkte er die Aufmerkſamkeit der Richter und der Jury vorzüglich auf einen Paragraphen, worin der Verfaſſer behauptete: „die Sonne iſt kein aus Feuermaterie beſtehender Körper, wie man bisher geglaubt, ſondern das Licht, welches aus demſelben ſtrömt, kommt von der ihn umgebenden Atmoſphäre, welche dieſem Geſtirn Licht geben kann, ohne ihm zu nahe zu ſeyn, und dadurch auf die darauf befindlichen Geſchöpfe zerſtörend einzuwirken. Es ſteht alſo nichts der Meinung im Wege, daß dieſer Weltkörper eben ſo gut bewohnt ſey, und dieſelbe Vegetation habe, wie der unſrige; die Sonne kann Waſſer und feſtes Land, Berge und Thäler haben; es kann dort abwechſelnd ſchönes und ſchlechtes Wetter geben, und da das Licht dort unveränderlich iſt, ſo kann man annehmen, daß dort nur immer Eine Jahrzeit herrſche. Man kann alſo dieſe Sphäre als die glücklichſte Wohnung des Solarſyſtems anſehen.“ Im Jahre 1787 wurde alſo eine Theorie, durch welche Herſchel ſich acht Jahre ſpäter den Beifall und die Bewunderung der ganzen gelehrten Welt erwarb, als ein Beweis des Wahnſinns angeführt und anerkannt!

Ein neues Melodikon.

Ein engliſcher Maſchiniſt, John Nutcracker, hat eine **Prügelmaſchiene** erfunden, welche die höchſte Bewunderung aller Sachkenner erregt. Die Maſchine hat die Form eines Klaviers und iſt eben ſo wie dieſes mit Taſten und Saiten verſehen; hinten endet es in einen vier Fuß tiefen Kaſten, in welchen ſich der auszuprügelnde Gegenſtand ſtellt. Sowie nun der an dem Vorderende der Maſchine Sitzende die Taſten berührt, bewegen ſich ſogleich mit den ſanfteſten Tönen die unſanften Prügel und dreſchen den im hintern Kaſten Stehenden weidlich durch. Der Strafbare wird auf dieſe Weiſe nach Noten geprügelt und indem man ihn durch Schläge zu bekehren ſucht, ſtrebt man zugleich ſein Ohr durch die allentzückende Macht der Muſik zu veredeln. Das Inſtrument heißt **Prügelo-Melodikon.** (Schon wetteifern mehrere Tonkünſtler ein neues engliſches Nationallied für dieſes Inſtrument zu komponiren.)

Verdient Nachahmung.

Nach einem franzöſiſchen Blatte ſoll man in italieniſchen Theatern in früheren Zeiten die Gewohnheit gehabt haben, diejenigen Componiſten, welche von Andern ſich Plagiate erlaubten, auf folgende Weiſe dafür zu beſtrafen. So oft nämlich eine entlehnte oder auffallend nachgeahmte Stelle zum Vorſchein kam, fiengen die Hörer an, **Bravo** zu rufen und dabei den Namen des Beſtohlenen ertönen zu laſſen. Wäre dieſer Gebrauch heutigen Tages bei uns noch gültig, und wären alle Zuhörer in der muſikaliſchen Literatur ſo genau bekannt und bewandert, als hier vorausgeſetzt werden muß, ſo hörte man oft nichts als **Bravo!**

Die trägeſten Dienſtboten

findet man in Mexiko; ein Mädchen, das einen Monat lang in einem Dienſt aushält, gilt für vortrefflich. Zwar lieben alle Mädchen den Putz, ſchwerlich aber kommt eine Evastochter bei uns in Putzſucht einer Mexikanerin gleich. Es geſchieht nicht ſelten, daß ein Mädchen dort einen Dienſt nur annimmt, um ſich ein geſticktes Hemd zu verdienen; iſt ihr dies gelungen, und hat ſie vielleicht noch ein Paar alte Atlasſchuhe bei Seite bringen können, ſo erklärt ſie ohne Umſtände, ſie habe keine Luſt mehr zur Arbeit, und geht nach Hauſe, um auszuruhen.

Beſcheidenheit.

Auf dem Chemnitzer Theater wurde vor Kurzem Maria Stuart aufgeführt und fiel durch. Kurz darauf ſtand im Chemnitzer Tagblatt folgende Anzeige: „Um Irrthümer zu vermeiden, zeige ich hierdurch an, daß ich nicht Verfaſſer des vor acht Tagen auf hieſigem Theater gegebenen Trauerſpiels „„Maria Stuart““ bin. Cäſar Kielemeier.“

An einen jungen Herrn.

Jüngſt hört' ich, daß man von Dir ſprach:
Du liefeſt allen Mädchen nach.
Man thut Dir Unrecht, lieber Herr,
Sie laufen nur vor Dir ſo ſehr.

Digitized by Google

Nro. 55.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erinnerungen aus dem Jahre 1842. — Narren-Nete. — Pot-Pourri.

Erinnerungen aus dem Jahre 1842.

Vom Fürſten Felix Lichnowsky.

(Schluß.)

Eben hatte ich meine neue Wohnung für die Bedürfniſſe eines
längeren Aufenthalts etwas eingerichtet und begann beim Gabel-
frühſtück dem Grafen Teleky meine Proteſtation zu diktiren, die ich
an den engliſchen Geſandten, als den Repräſentanten einer mit Preu-
ßen befreundeten Macht, nach Madrid abſchicken wollte, als der
Polizei-Direktor hereinſtürzte und mich erſuchte, mich am Balkon
meines Zimmers zu zeigen. Einige vielleicht bezahlte Aufwiegler
hatten nämlich dem verſammelten Haufen eingeredet, die Gefange-
nen wären Cabrera und ſein Schwager Polo; meine Gegenwart
vor ihren Augen ſollte ſie von ihrem Irrthum zurückführen. Als
ich auf den Balkon trat, war die ganze Rambla angefüllt, neue
Maſſen drängten ſich von vielen Seiten herbei, und alle Köpfe blick-
ten herauf. Auch ohne viel Scharfſinn war leicht zu entnehmen,
daß die allgemeine Stimmung mir nicht geneigt war, doch konnte
ich aus dem verworrenen Geſchrei nicht recht klug werden, was die
Leute eigentlich wollten. Als ſie mich geſehen, ſchrieen Einige, es
wäre ja nicht Cabrera, worauf Andere erwiederten: „nun, ſo iſt
es ein anderer Factioſe.“ Einige wenig beruhigende Worte wurden
eben hier und da laut, als ein abgeriſſener Kerl ſich auf einen
Baum ſchwang und die Menge haranguirte. Aus einzelnen Lauten,
die bis zu mir kamen, konnte ich kombiniren, er ſey in der Feſte
Caral oder Berga im Jahre 1838 gefangen geweſen und habe mich
an der Seite des Tigers (ſo qualifizirte er den Grafen España)
geſehen. Man hörte ihm ziemlich aufmerkſam zu, und als er ſeine
Rede beendet, ward das Gebrüll ſo toll, daß ich vorzog, mich nicht
länger der Menge zum Spektakel zu geben. In mein Zimmer zurück-
gekehrt, fand ſich, daß der Polizei-Direktor den luſtigen Poſten
neben mir, vielleicht in Erwartung einiger Stein- oder Meſſer-
würfe, ſchon längſt verlaſſen und ſich aus dem Staube gemacht
hatte; mein Konſul hatte ſich mittlerweile durch eine Hinterthür
ins Hotel geſchlichen und kam, mir zu erzählen, der General-Ka-
pitain, den er eben geſprochen, wolle ein Regiment Dragoner auf-
ſitzen und die Rambla rein fegen laſſen. Da mir die Schnelligkeit
der ſpaniſchen Behörden aus mehrjähriger Erfahrung bekannt iſt,
konnte ich mich der angenehmen Hoffnung hingeben, daß die Dra-
goner eintreffen würden, wenn mein Kopf ſchon längſt ein Spiel-
ball des Pöbels geworden. Das Geſchrei mehrerer Leute an der
Treppe, die zu mir dringen wollten und die der Wirth nur mühſam
abweiſen konnte, zeigte mir, wie nahe dieſer Moment ſey. Eben
ſollte eine Leiter an den Balkon gelegt werden, als der Sohn des
Wirthes, der ſardiniſcher Vice-Konſul in Barcelona iſt, mir vor-
ſchlug, mich in ein Hinterzimmer des Hauſes zu führen, wo ich
momentan mehr geſichert ſeyn würde. Mein guter Gendarm, dem
dieſe Aufregung ſehr mißfiel, willigte in die Veränderung, und
kaum hatte ich mit dem Grafen Teleky (der dieſer ganzen Zucht ruhig
zuſah, obwol ſie ihm eben ſo wie mir den Kopf koſten konnte)
meine kleine Ueberſiedelung vorgenommen, als mein Zimmer von
einer mit dem bekannten Cuchillo bewaffneten Rotte erſtürmt wurde,
die nach vergeblicher Durchſuchung ſich vom Wirthe weis machen
ließ, ich ſey in eines der öffentlichen Gefängniſſe abgeführt worden.

Endlich kam der Polizei-Direktor zurück, mir das Bedauern
des politiſchen Chefs über einen Aufſtand auszudrücken, den er nicht
mehr zu meiſtern vermöge, und forderte mich auf, ſchleunigſt mit
ihm die Flucht zu ergreifen. Der Sohn des Wirthes führte uns
über Küchen und finſtere Gänge bis zu einer kleinen geheimen Thür,
die in ein Nebengäßchen führt. Fortwährend hörte man das
Schreien und Toben des aufgeregten Pöbels, der an meine Abwe-
ſenheit nicht glauben wollte und drohte, das Haus zu demoliren,
wenn man mich nicht zum Fenſter herauswerfe. Als wir an das
Thürchen kamen und ich meinen Gendarm dicht hinter mir erblickte,
machte ich dem Polizei-Direktor bemerklich, daß, wenn wir in ſol-
cher Geſellſchaft durch die Straßen gingen, Jeder in mir den Ge-
fangenen erkennen würde. Doch ſah er mich ſo mißtrauiſch an,
daß es mir klar ward, er befürchte, Graf Teleky und ich würden
ihn alten Mann überwältigen und die Flucht ergreifen. Da gab
ich ihm mein Wort, ihm zu folgen; wir gingen ganz allein durch
mehrere Straßen und erreichten bald ein entlegenes Stadtviertel,
wo wir dem preußiſchen Konſul begegneten, der mittlerweile ſeine
Uniform aus weiſer Vorſicht abgelegt und eben den General-Ka-
pitain nochmals urgirt hatte. Letzterer ſchien, allem Anſchein nach,
noch verlegener als der Konſul und wir. Der gute d'Ogny war
ſehr verwundert, uns frank und frei herumſteigen zu ſehen, doch
benahmen wir ihm bald dieſe Illuſion, und er begleitete uns in
das Gefängniß des Stadthauſes (la Alcaldia), wo der Polizei-
Direktor vom Kerkermeiſter die beſte Kammer verlangte. „Die
Beſte“, erwiederte dieſer mit einem pfiffigen Lächeln, „das heißt,
die Sicherſte“ (La mejor, esto es la mas segura), und führte
uns in den oberſten Gang, wo er zwei eiſerne Thüren aufſchloß
und ein kleines Behältniß von einigen Fuß im Gevierte uns ſchwei-
gend anwies. Darauf knarrten die Riegel, die Schlöſſer ſchnapp-
ten zu, und wir waren allein.

Nun hatten wir Zeit, uns in dieſem allerliebſten Boudoir um-
zuſehen; es war mit Ziegeln gepflaſtert und enthielt weder Tiſch
noch Bank noch Pritſche, ſo daß wir uns am Boden niederſetzen
mußten; ein ſchiefes Luftloch mit engen Gittern und einer Gattung
hölzernen Schnabel verſehen, war das einzige Fenſter, und durch
eine kleine Oeffnung in der Mauer ſtand unſer Kerker mit dem
nächſten in Verbindung, der von einem Banditen bewohnt war.
Er kam bald heran, redete uns als Kameraden an und begehrte
von uns Cigarren. Wir gaben ſie ihm, um Ruhe zu haben, und
nun begann ich auf meinen Knieen mit dem Bleiſtift meines Taſchen-
buchs die unvollendet gebliebene Proteſtation, die Graf Teleky zu
ſich geſteckt hatte, zu beendigen. Nach einigen Stunden hörten wir
Lärm auf der Straße. Graf Teleky ſtemmte ſich an die Mauer,
und ich ſtieg auf ſeine Schultern, ſo daß ich unſer Luftloch errei-
chen und, wenn auch nicht ſehen, ſo doch etwas hören konnte.
Bald vernahm ich eine lebhafte Unterredung, aus der ich entnahm,
daß der Anführer eines vor der Alcaldia verſammelten Volkshau-
fens mit dem Nationalgarde-Poſten des Gefängniſſes wegen Oeff-
nung des Gitterthors unterhandelte und auf die Weigerung der

Digitized by Google

Bürgermiliz erwiederte, ſie, als freie Barceloneſen, würden ſich doch nicht dazu hergeben, einen Karliſten zu beſchützen. Endlich ſchlug er ihnen vor, wenn bei Einbruch der Nacht, wie nicht zu zweifeln wäre, wir in ein Militair-Gefängniß, Montjouich oder Atarazanas, translocirt würden, ſich unterweges nur einige Schritte abſeit zu halten, ein guter Meſſerſtich würde dann das Uebrige thun. Da dieſe Konverſation für die Schultern des Grafen Teleky und meine Geduld zu lang währte, ſprang ich von meinem Obſervatorio herab, und wir warteten mit Ruhe der Dinge, die da kommen würden. Bald ward es dunkel, und da wir kein Licht bekamen, ſaßen wir noch eine uns ſehr lange dünkende Weile im Finſtern auf den harten und unbequemen Steinen. Endlich kam der Polizei-Direktor und mit ihm mein unermüdlicher Konſul, der mich keuchend verſicherte, ſeit den 25 Jahren, daß er gratis und undekorirt die Ehre habe, meines Königs General-Konſul für Catalonien und die Baleariſchen Inſeln zu ſeyn, wäre ihm ſo ein angeſtrengter Tag nicht vorgekommen. Unter dieſen Verſicherungen erreichten wir an einer Hinterthür einen großen bedeckten Wagen, in den wir alle vier einſtiegen und pfeilſchnell nach dem Staatsgefängniß abfuhren.

Dieſes große in ſeiner Art gut eingerichtete Gebäude war ehemals ein Kloſter vom Orden des h. Paulus und liegt unter dem Schloſſe Montjouich am mittäglichen Ende der Stadt. Von einer doppelten Mauerreihe umringt, mit Schießſcharten verſehen und ſolid befeſtigt, gleicht es einem Kaſtell, wird von einer Abtheilung Linientruppen vertheidigt und erlaubt einen kräftigen Widerſtand gegen die Angriffe des Pöbels. Hier langten wir am 21. Auguſt um 11 Uhr Abends an und wurden von dem erſten Kerkermeiſter, gleichſam Gouverneur des Etabliſſements (Alcaide de la Carcel), mit viel Ceremonien und Komplimenten empfangen. Er nahm ſich förmlich wie ein Haushofmeiſter aus, der die Honneurs eines großen Pallaſtes zu machen hat, und führte uns unter zierlichen Verbeugungen in ſeine Kanzlei, wo wir ſeinem Sekretair unſere Namen und Qualitäten wie in einem Paß-Büreau diktiren mußten. Nachdem er von meiner Identität überzeugt war, wandte er ſich mit verbindlichen Worten an den Grafen Teleky und dann an meinen Kammerdiener und ſtellte Beiden frei, entweder gleich fortzugehen, aber dann nicht mehr hereinzukommen, oder mit gefangen zu bleiben, aber dann nicht mehr hinauszudürfen. Beide nahmen Letzteres an. Hierauf wies er uns ſein ſchönſtes Gefängniß-Lokal an, eine große weite Halle, die eher einem Fechtboden als einem Kerker glich. Das einzige ſcheibenloſe, aber ſtark mit dicken Eiſenſtangen vergitterte Fenſter ging nach einem großen Hof, wo 140 Banditen, Meuchelmörder und Diebe von Morgens bis Abends ſangen, ſchrieen und ſpielten und ihre Waſchungen an einem Ziehbrunnen vornahmen. Eine gewichtige Thür aus eichenen Balken mit einem Schieber verſehen und innerhalb derſelben eine korbförmig in das Zimmer hereingehende eiſerne Gitterthür für die Nacht-Inſpektionen ſchloſſen unſer Gemach.

Herr Jover, unſer zierlicher Kerkermeiſter, ſtellte uns frei, Meubeln und Koſt aus unſerem Gaſthof zu beziehen, eröffnete mir, daß die Thüren zwar eigentlich ſtets geſchloſſen ſeyn ſollten, er jedoch mich bloß Abends einſperren wolle, und endlich, daß ich zu jeder Stunde auf dem Gange und der Terraſſe ſpazieren gehen könne; ja er dehnte ſeine Gefälligkeit ſo weit aus, mir zu ſagen, daß, wenn die Geſellſchaft der übrigen „diſtinguirten“ Gefangenen, die auch das Recht hatten, auf der Terraſſe zu promeniren, mir unangenehm wäre, er Abends, nachdem ſie eingeſchloſſen, durch ein paar Stunden die Terraſſe uns allein öffnen wolle. Von allen dieſen Erlaubniſſen habe ich auch vielfältigen Gebrauch gemacht, Betten mit Fliegennetzen gegen die Musquitos, Tiſche und Stühle kommen laſſen, und alle Morgen erſchien mein Barceloner Lohndiener mit einem komfortablen Gabelfrühſtück und den Zeitungen. Am zweiten Morgen las ich in letzteren lange Relationen der dortigen Blätter, welche die fabelhaften Geſchichten über meine Gefangennehmung und deren Urſachen enthielten; natürlich waren alle gegen mich, bis auf den einzigen republikaniſchen „Papagayo“, der in langen und vehementen Angriffen gegen die Regierung meine Partei nahm. Die mir feindlichen Artikel, namentlich die des Constitucional, habe ich ſeither mit vielem Vergnügen in einigen deutſchen Blättern wieder geleſen und erſehen, daß die gewiſſenhaften Ueberſetzer keine einzige noch ſo abgeſchmackte Suppoſition weggelaſſen haben, ja vielmehr im ſelben Ton noch allerlei illuſtrirende Bemerkungen beigefügt. Meine erſte Promenade war zur allgemeinen Stunde; auch wurde ich von den „diſtinguirten“ Gefangenen, die auf demſelben langen Gange mit mir wohnten, vielfach angeredet; der eine war ein Civilbeamter, der die Unterſchrift des Gouverneurs auf Bons verfälſcht hatte; dann kam der Gußmeiſter der Münze von Barcelona, der unedle Metalle in das Gold gemiſcht haben ſoll, ein Anderer war der ehemalige Alcalde, der bei der Lotterie die gewinnenden Kugeln verleſen ſollte und ertappt wurde, als er das ſiebentemal ſie gegen Andere eskamotirte, die von ihm beſetzte Nummern enthielten; der Unſchuldigſte von Allen ſchien mir ein harmloſer Jüngling, der, auf ſeine Schöne eiferſüchtig, ihr beim Theater aufgepaßt hatte und ſeinen unglücklichen Rivalen, der ihr den Arm gab, erſchießen wollte; unglücklicherweiſe ging aber die Kugel am Seladon vorbei und ſchlug einen ſtockfremden Menſchen zu Boden, der zufällig daneben ging. Einige Andere, deren Delikte ich vergeſſen, gehörten auch zu dieſer ſauberen Geſellſchaft, und da ich nicht wie mein menſchenfreundlicher Leidensgefährte Alle aus dem Grunde für unſchuldig hielt, weil wir ſchuldlos gefangen waren, ſo ging ich ſeither nur in den mir eingeräumten Abendſtunden ſpazieren. Gewöhnlich dinirten wir um 7 Uhr Abends, ſchlechter Champagner aus dem Gaſthofe und vortreffliche ſüd-ſpaniſche Weine, ein Geſchenk meines geiſtreichen Freundes, des franzöſiſchen Konſuls v. Leſſeps, halfen uns die Honneurs dieſer Diners zu machen, die meiſt durch die Gegenwart mehrerer Konſuln erheitert wurden, namentlich kam der franzöſiſche Konſul, der ſeither zu europäiſcher Berühmtheit gelangt iſt, mich oft beſuchen, wie auch ſeine Kollegen von Oeſterreich und Sardinien. Dieſe genannten Herren, ſo wie auch der arme, alte d'Ogny, der ſeither leider geſtorben iſt, thaten Alles, um meine Gefangenſchaft zu erleichtern, wandten ihren ganzen Einfluß auf, ſie abzukürzen und dieſe Angelegenheit in das rechte Licht zu ſtellen; ich bin ihnen viel Dank ſchuldig und ergreife mit Freuden dieſen Anlaß, es öffentlich auszudrücken.

Eine der wenig angenehmen Seiten meiner Rekluſion war der Höllenlärm, den von Morgens bis Abend die 140 unter meinem Fenſter ſich herumtreibenden Gefangenen machten; um 5 Uhr Morgens, wenn ſie aus ihren Schlafſälen entlaſſen wurden, weckten ſie mich polternd und ihre Pritſchen ordnend; dann ging im Hofraum die erwähnte Morgen-Toilette vor ſich, und von dieſem Moment an — bis Abends neun Uhr war es kaum möglich, ſein eigenes Wort zu hören, ſo toll und laut jubilirten, ſangen und ſchrieen ſie. Allerlei lärmende Spiele waren meiſt im Schwunge, und jeder neue Ankömmling wurde mit lange anhaltendem Gebrülle und einem Regen von Püffen empfangen. Einmal flog ein ſchlecht lancirter Ball in mein Zimmer; ich erhob mich von meinem Schreibtiſch und ſchleuderte ihn zurück; dies ſetzte mich in guten Kredit bei der Menge, die ſonſt die „diſtinguirten Gefangenen“ nicht mag. Nach ein paar Stunden ſah ich zu meiner Verwunderung — ich wohnte eine Treppe hoch — einen Kopf am Gitter des Fenſters und hörte eine beſcheidene Bitte um einige Cigarren; ſie hatten die ſogenannte Diebsleiter (Escala de los ladrones) gemacht; nämlich drei Mann ſich an die Wand geſtemmt, auf deren Schultern zwei Andere ſtanden, die wieder Einen trugen. Ich gab die verlangten Cigarren, mit dem Verſprechen, meine Gabe zu wiederholen, wenn man alle Tage eine Stunde ruhig ſeyn wolle. Da ich eine für mich wichtige Korreſpondenz zu führen hatte, lag mir an dieſer Stunde, und ich muß zur Ehre meiner Kontrahenten ſagen, daß ihre Anführer ſo viel Gewalt auf ſie hatten, daß ich für ein Dutzend Cigarros puros (ohne Papier, ſogenannte Havannah) alle Tage einige Stunden Ruhe hatte. Sonntag um 6 Uhr früh wurde

Digitized by Google

Meſſe geleſen; eine kleine Kapelle, mitten auf der Terraſſe, mit Gläſern nach allen Seiten umgeben, war ſo eingerichtet, daß vom Hofe und von allen Gefängniſſen aus der Prieſter geſehen werden konnte; die gewöhnlichen Verbrecher knieten im Hofe in zwei langen Reihen, die Diſtinguirten und Gefährlichen, ſo wie auch die Frauen, die einen beſonderen Flügel bewohnten, hörten die Meſſe von ihren Fenſtern aus; ein helles Glöckchen gab das Zeichen; es iſt ein wehmüthiger und ergreifender Moment, wenn der Prieſter, bei lautloſer Stille, von ſeinem erhöhten Standorte dieſe Gemeinde von Gefangenen ſegnet, von denen Mancher zum letzten Male die Meſſe hört.

Eines Abends, als wir eben ziemlich fröhlich um ein paar Flaſchen auf der Teraſſe ſaßen und bei ſternenhellem Himmel nach den ſchönen Ebenen von Barcelona und dem hohen Montjouich blickten, kam der Alcaide und wisperte mir halb verlegen ins Ohr, ich möchte am nächſten Morgen nicht erſchrecken, wenn ungewöhnliche Bewegung auf den Gängen ſtattfände und eine Art von Prozeſſion an meiner Thür vorüberginge; es ſey ein Verbrecher, den man vorüberführen würde, um ihn zu erdroſſeln. Da der Alcaide den unangenehmen Eindruck ſah, deſſen ich mich im erſten Augenblicke bei dieſer Nachricht nicht erwehren konnte, beeilte er ſich, beizufügen: das iſt aber ein ganz gemeiner Verbrecher, dem das garote vil (gemeines Halseiſen) adminiſtrirt wird und der zu Fuß im gelben Büßerkleide (einem Ueberreſte der San Benito's des Auto-da-fé) weggeführt wird; wenn aber ein Kavalier zum Tode geführt wird, fungirt das garote noble, er wird mit ſchwarzem Talar angethan und reitet ein mit Trauerſtoffen behängtes Maulthier, die ganze Ceremonie geht dann mit viel Anſtand und Pomp vor ſich. — Dieſe vielleicht anſpielungsreiche Tröſtung noch vollkommener zu machen, wurde mir denſelben Abend aus ſicherer Quelle hinterbracht, die Mehrzahl der National-Garden habe ſich unter Anführung ihrer Offiziere verſammelt und mit Verwiſſen des Ayuntamiento dem General eine ſchriftliche Eingabe überreicht, worin ſie begehrten, man ſolle mich ungeſäumt aburtheilen und beſtrafen, oder aber ihnen abliefern, worauf ſie das Richteramt ſchon ſelbſt übernehmen würden. Obgleich ich von dem militairiſchen Ehr- und Pflichtgefühl des General-Kapitains trotz ſeiner Lethargie wohl erwarten durfte, daß er ſich dieſem Anſinnen, auch wenn es an die Civil-Behörden gerichtet werden ſollte, widerſetzen würde, ſo war meine Lage doch noch keineswegs unbedenklich, denn Zurbano befand ſich in Gerona, wurde erwartet und konnte täglich eintreffen. Er hatte das Recht, überall Standrecht zu halten und würde höchſt wahrſcheinlich den Paragraph in Anwendung gebracht haben, dem zufolge Carliſtiſche Generale dem Standrecht anheimfallen, wenn ſie ohne vorhergegangenen in die Hände eines Esparteriſtiſchen Geſandten geleiſteten Homagial-Eid auf ſpaniſchem Boden betreten werden. So ging ein Tag nach dem anderen vorüber, in der ſteten Perſpektive, die nähere Bekanntſchaft des General gewordenen Schleichhändlers zu machen. An allerlei beunruhigende Gerüchte, anonyme Drohbriefe, Straßen-Proklamationen, angreifende Artikel u. ſ. w. war ich bereits gewohnt und ſetzte mich leicht darüber hinweg; ja mehrere der letzten machten mir ſogar (damals wie ſeither) viel Spaß; ſo gab ſich eines Tages der Constitucional die Mühe, einen mehrere Seiten langen Roman zu kopiren, den der V. d'A. in ſeinem albernen Buche „le Pélérin" abgedruckt und worin ich als der Held einer höchſt einfältigen Geſchichte dargeſtellt werde; der Constitucional reproduzirte dies Alles, um einen Beweis meines äußerſt despotiſchen Geiſtes (genio despótico hasta el estremo) zu geben.

Am zehnten Tage kam der franzöſiſche Konſul Leſſeps zu mir, führte mich auf die höchſte Zinne unſeres Gefängniſſes und zeigte mir am Eingang des Hafens die franzöſiſche Kriegsfregatte „Venus", die, mit ihrem Geſchütz nach allen Seiten ſalutirend, leicht und doch majeſtätiſch mit vollen Segeln einlief; die dreifarbige Flagge flatterte ſtolz über den höchſten Maſten und dominirte das ganze kecke Gebäude, das graziös über den Wellen zu gleiten ſchien. „Sie können", ſagte mir Herr von Leſſeps, „der Wuth des Pöbels und der Fahrläſſigkeit der Behörden nicht preisgegeben bleiben; dies Schiff wird auf Sie warten, und ſobald die Nachricht von ihrer Freilaſſung aus Madrid eintrifft, Sie trotz aller Machinationen und Revolten aufnehmen und ſchützen; ſeine fünfhundert Mann und zweiundfünfzig Kanonen werden hierzu wohl ausreichen." Nur wer ſich in ähnlicher Lage befand, vermag das ſehnſüchtige Gefühl zu erfaſſen, das mich beim Anblick der ſchwarzen Liebesgöttin beſchlich.

Tages darauf kam glücklich der nach Madrid geſandte Kourier zurück, der meine Freilaſſung und die offizielle Mißbilligung Espartero's und des Grafen von Almodovar (damals Miniſters des Aeußern) mitbrachte. Ich nahm von meinem guten Alcaide Abſchied, der bis zuletzt voll freundlicher Aufmerkſamkeit und Nachſicht für mich geweſen, und beſtieg den Wagen des Herrn v. Leſſeps.

Er hatte mir gerathen, die vom General-Kapitain mir bis zum Einſchiffungsplatze angebotene Eskorte abzulehnen, und mir offerirt, mich ſelbſt hinzuführen. „Die franzöſiſche Kokarde wird man nicht inſultiren, ſagte er mit der in jenen Gegenden ihm mit Recht zuſtehenden ſtolzen Sicherheit. Leſſeps und ſein öſterreichiſcher Kollege, Herr Gibert, begleiteten mich noch bis an Bord der ſchönen Fregatte, deren würdiger Kommandandant, Herr Troude, mir mit ritterlicher Gaſtfreiheit Schutz und Ueberfahrt an ſeinem Bord anbot; er und ſeine Offiziere waren voll der zarteſten Aufmerkſamkeiten für mich, und ich fand in dem eleganten Kapitains-Appartement einen ſehr ausgeſuchten Tiſch und alle zuletzt entbehrten Bequemlichkeiten. Noch denſelben Abend lichteten wir die Anker, und von ſanften Winden getrieben, ſchlief ich, ſüßen Freiheitsträumen hingegeben, an Bord der gaſtlichen „Venus" ein.

Da nie ein Mißgeſchick allein kommt, ſo ward auch ich gegen Mitternacht durch einen wüthenden Sturm geweckt, der uns an der Höhe des Kap Creux packte und nach ſechzehnſtündiger Dauer, bis im Angeſichte der Küſte der Inſel Sardinien, an den Golf von Oriſtano vor ſich her peitſchte. Gegen 4 Uhr früh hatte er ſo zugenommen, daß er mehrere Segel zerriß, Segelſtangen brach und zwei Schaluppen mit ſich fort nahm. Der Kapitain wollte ſich zuerſt gegen Palma wenden und, als dies unmöglich ward, die Südküſte der Inſel Sardinien erreichen. Am nächſten Morgen nahm der Sturm etwas ab; wir befanden uns auf zehn Seemeilen von der ſardiniſchen Küſte, deren zackige Felſen und hohe Bergkette bei hellem Wetter ganz nahe ſchienen. Unſtäte Winde wechſelten mit plötzlicher Stille, ſo daß das Meer fortwährend bewegt war. Wir kreuzten beſtändig zwiſchen Mahon und der ſardiniſchen Küſte, ſo daß wir Abends nur noch zwei Seemeilen von letzterer entfernt waren. Ein kleiner vom Sturm verſchlagener Vogel fiel auf unſer Verdeck; ich dachte an Victor Hugo's berühmten Vers, fing ihn und ließ durch einen Schiffszimmermann einen Käfig verfertigen; doch überlebte er die Nacht nicht. Abends ward die Raffale ſtärker, und die Wellen fuhren wieder über das Verdeck. Ein großer Affe aus Angola, den die Königin von Portugal mir geſchenkt und deſſen Kaſten an den großen Maſt befeſtigt war, ſchrie und pfiff gewaltig, wenn das kalte Seewaſſer zu ihm hereindrang. Aergerlich und gelangweilt, immer wie Uhland's Junker Unſtern vom Ziele abgewendet zu werden, legte ich mich in der eleganten Gallerie zur Ruhe, die der freundliche Kapitain mir zur Wohnung angewieſen und die mit allem Comfort ausgeſtattet war. Am nächſten Tage war halbe Windſtille, und wir kreuzten wie am Vorabend; ſo ging es noch durch vier lange Tage, während welcher wir zwiſchen Minorka, Sardinien und Korſika hin und her fuhren, ſo daß Morgens die eine und Abends eine andere dieſer Inſeln wie verwünſchte Eilande vor uns lagen; manchmal trat auch ſo vollkommene Windſtille ein, daß alle Segel an den Maſten hingen, das Waſſer nur leiſe plätſchernd an die Wände des Schiffes ſchlug und wir in einer Stunde kaum ein Drittel Seemeile zurücklegten. Endlich am achten Tage nach unſerer Abfahrt erblickten wir Toulon, und ſieben Tage ſpäter war ich in Nizza, wo Sorgen, Aerger und Elend ein Ende hatten.

Digitized by Google

Narren-Rede.

Von M. G. Saphir.

Die Narren ſind gar keine Narren, daß ſie Narren ſind! Ja, ſie wären Narren, wenn ſie keine Narren wären? Ich habe an den Narren ordentlich einen Narren gefreſſen, ich kann euch alſo Rechenſchaft geben, wie ein ſolcher Narr ſchmeckt, und ich kann euch verſichern, daß ein gehörig zugerichteter Narr viel leichter zu ertragen und zu verdauen iſt, als mancher Kluge. Der Staat geht auch mit Recht zärtlicher mit Narren um, als mit ſeinen Klugen. Hat ein Narr das Glück, daß ſein Verdienſt anerkannt wird, und dem wahren Narren entgeht Das nie, ſo baut man ihm ein Narrenhaus; wie viel Kluge aber laufen nicht herum, wie viel verfehlt Kluge, und hat man ihnen je ein Klugenhaus gebaut? Der Stein der Weiſen hat ſchon viele Leute zu Narren gemacht, aber der Narrenſtein (lapis stultorum), oder die gebrannte Beifußkohle, heilt und ſtillet Schmerzen. Wie viel muß ein Kluger reden, bis man ihm glaubt, er ſey klug! Ein Narr braucht nur zu ſchweigen, und man glaubt, er ſey klug! Ich will lieber ein Narr werden, als ein Kluger, da man nur durch Schaden klug werden kann! Was gibt der Narr nicht alles vor! Der Kluge hingegen gibt nach! O, meine Freunde, laßt uns Narren ſeyn, ſo lange wir noch klug genug dazu ſind, es wird eine Zeit kommen, wo wir gerne Narren ſeyn würden, allein es wird zu ſpät ſeyn, wir werden nicht mehr Klugheit genug dazu haben. Wie glücklich ſind die Narren, ihnen allen gefällt ihre Kappe, fragt aber unſere Weiſen, ob ihnen ihre Kappe gefällt? O nein! dem Doctor gefällt ſein Hut nicht, er möchte den Profeſſorhut, u. ſ. w. — Wer iſt alſo klüger, die Narren oder die Klugen? Narren reden die Wahrheit, das iſt klug, daß ſie die Wahrheit reden, weil ſie Narren ſind; ein Kluger aber wird ſich hüten, ſo ein Narr zu ſeyn, und die Wahrheit reden! Ein Narr macht hundert, und das ohne Catheder, ohne Vorleſung, ohne Anſtellung, bloß durch reine Narrheit, durch exemplariſche Narrheit; wie viel Kluge werden angeſtellt als Doctoren und Profeſſoren, ohne je noch einen Klugen zu machen! „Ein Narr kann mehr fragen, als ſieben Weiſe beantworten" und ſind die Fragen auch nicht klug, ſo ſind ſie doch frageweiſe, und doch können ſieben Weiſe ſie auf keine Weiſe beantworten! „Narren haben mehr Glück als Recht," und da haben ſie gerade Recht! Sie ſind keine ſolche Narren, daß ſie Recht allein haben, da kämen ſie an den Unrechten, es iſt ein rechtes Glück, daß ſie Glück haben! „Wenn die Narren kein Brod äßen, ſo würde das Korn wohlfeil ſeyn!" Nun aber iſt das Korn ſehr wohlfeil, ein Beweis, daß die Narren kein Brod eſſen; was eſſen ſie denn, gar nichts etwa? ja Kuchen! Kuchen eſſen ſie! Welcher geſcheidte Menſch wird alſo nicht lieber ein Narr ſeyn, und Kuchen eſſen, als ein Kluger, und Brod eſſen? „Narren ſoll man nicht auf Eier ſetzen!" Dieſes Sprüchwort hängt mit dem Vorigen zuſammen, da die Narren Kuchen backen, ſo haben ſie gewiß auch Küchlein, und wenn ſie Küchlein haben, warum werden ſie ſich erſt auf Eier ſetzen? Die Klugen hingegen ſitzen beſtändig auf Eiern, denn ſie brüten ſtets und ſagen immer bedächtig: „ei, ei!" Kaum aber hat der Kluge ein Ei, ſo will es klüger ſeyn, als die Henne! Das paſſirt den Narren nie! „Narren wachſen ohne Begießen." Seht aber die Klugen an, ſie ſind immer wie begoſſen und wachſen doch nicht; ſeht dafür die Narren an, wie ſchön ſind ſie gewachſen und bleiben doch immer trocken! O, noch mehrere der Vorzüge beſitzen die Narren vor den Klugen! Seht einen Klugen an, wie ſelten findet er ein weibliches Weſen, das eine Klugin ſeyn will, aber jeder Narr findet ſogleich ſeine Närrin! Der Kleidernarr findet eine Kleidernärrin, der Büchernarr eine Büchernärrin, der Weibernarr eine Männernärrin, der gute Narr eine gute Närrin, ja, der kleinſte Narr findet noch immer ſein liebes Närrchen. Es gibt eine Narrenliebe, aber keine Weiſenliebe, und iſt uns nicht ein Narrenſeil lieber, als ein kluger Strick?! Laßt uns alſo Narren ſeyn.

Pot-Pourri.

Ueber Clegg's atmoſphäriſcher Eiſenbahn lieſt man noch Folgendes: Der Erddamm und die eiſernen Gleiſen ſind ganz wie auf einer gewöhnlichen Eiſenbahn. Mitten auf der Eiſenbahn, zwiſchen den beiden eiſernen Gleiſen, läuft eine lange cylindriſche Röhre. Auf der obern Seite dieſer Röhre befindet ſich ein ſchmaler Einſchnitt längs der ganzen Länge derſelben, welcher durch Klappen, die von der Seite überſchlagen, zugedeckt wird. In der Röhre bewegt ſich ein Stöpſel, an welchem eine Stange befeſtigt iſt, die aus dem Einſchnitt auf der oberen Seite der Röhre aus derſelben gerade hervorſteht. Wird der Stöpſel in der Röhre fortgeſchoben, ſo bewegt ſich natürlich die daran befindliche, oben aus dem Einſchnitt hervorſtehende Stange ebenfalls vorwärts, indem ſie die Klappen, welche den Einſchnitt zudecken, aufſchlägt, und ſich dadurch ihren Weg in dem ſchmalen Einſchnitt öffnet. In beſtimmten Entfernungen längs der Eiſenbahn ſtehen große Luftpumpen aufgeſtellt, durch welche die Luft in der cylindriſchen Röhre ausgepumpt werden kann. Wird nun der Stöpſel, welcher die Röhre luftdicht verſchließt, an einem Ende der Röhre eingeſetzt, und am obern Ende der Röhre die Luft ausgepumpt, ſo wird der Stöpſel durch die äußere Luft mit großer Gewalt in den luftleeren Raum der Röhre vorwärts getrieben, und alſo auch die an dem Stöpſel befeſtigte, aus der Oberfläche der Röhre herausſtehende Stange, indem ſie die Klappen des Einſchnittes auf die Seite ſtößt. Iſt nun an dieſe aus der Röhre hervorragende Stange ein Wagen befeſtigt, ſo wird dieſer mit der großen Schnelligkeit, mit welcher der Stöpſel ſich im Innern der Röhre fortbewegt, auf der Bahn ſelbſt fortgezogen. (Vergl. Sammler Nro. 46.)

Für Weinbauer.

Der berühmte Chemiker Hofrath Dr. Döbereiner in Jena hat in dem dortigen Wochenblatt Folgendes bekannt gemacht: Der Saft oder Moſt von halbreifen Trauben liefert einen recht guten Tiſchwein, wenn man ihn mit Zuckerwaſſer vermiſcht, und durch Zuſatz einer kleinen Menge abgewäſſerter Weißbierhefen in Gährung verſetzt. Dieſer chemiſche Prozeß — die Gährung — tritt in der Regel ſehr ſchnell ein, wenn der gezuckerte Saft einige Tage lang mit den Schalen der Beeren in Berührung bleibt. Man kann auf einen Eimer oder 64 preuß. Quart jenes Saftes einen Eimer reines Fluß- oder Regenwaſſer, 20 Pfund gewöhnlichen Meliszucker und eine halbe Quart (oder ein Schoppen) Spundhefen nehmen, und das Ganze an einem mäßig temperirten Orte der Gährung überlaſſen. Nach ſehr genauen Verſuchen, welche in dem großherzogl. chemiſchen Laboratorium hier angeſtellt worden ſind, liefern 20 Pfund Zucker im Prozeſſe der Gährung 10½ Pf. abſoluten Alkohol (reinen Geiſt), und man gewinnt daher durch Gährung jener Miſchung einen Wein, der eben ſo geiſtreich wie guter Frankenwein iſt.

In dem Geklüfte eines kleinen Berges des *—er Komitats wurden die Ueberreſte eines Mammuths gefunden. Das Komitat verordnete ſofort das weitere Nachgraben, womit ein Zigeunerburſche beauftragt wurde, der unvorſichtigerweiſe von den herabſtürzenden Erdſchollen verſchüttet ward. Das betrübte Mutterherz wollte für den Verluſt ihres Sohnes ſchadlos gehalten werden und reichte dem Komitat eine Inſtanz ein, deren Hauptmotiv darin beſtand: „daß der verunglückte Sohn der Bittſtellerin in Folge des Ausgrabens der Knochen von den Urahnen der löblichen Herren Stände ſeinen Tod gefunden habe."

Unter die nicht zu ertragenden Sachen zählte ein engliſches Journal Folgendes: einen treuloſen Domeſtiken; eine rauchende Wohnung; ein ſich bäumendes Pferd; ein brummendes Weib; heftige Zahnſchmerzen; einen leeren Beutel; ein ſchreiendes Kind; eine geſchwätzige Perſon; ein ſtumpfes Raſirmeſſer; die Muskitos; einen Narren; und insbeſondere einen Abonnenten, der ſich weigert, ſein Abonnement zu zahlen.

Digitized by Google

Nro. 56.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Madrid. — Victoria und Ludwig Philipp. — Der König von Rom. — Vater Mathew. — Der Spruch des Kadi. — Buntes.

Madrid.

Madrid, 2. Sept. 1843.

Es gibt wohl keinen Ort in der Welt, wo ſo viel Politik unter freiem Himmel getrieben wird, wie in Madrid. Der Fremde iſt Anfangs ganz erſtaunt über dieſe politiſche Agitation, die ſich überall öffentlich und lärmend kund gibt. Die Politik iſt hier ein Zeitvertreib für die Einen, ein Geſchäft, eine Spekulation für die Andern, und für eine ſehr zahlreiche Klaſſe von Einwohnern iſt die Aufregung ein normaler Zuſtand geworden. Die Regierungsmaaßregeln, die wichtigen Ereigniſſe, die Tagesneuigkeiten — Alles wird hier in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen beſprochen und geprüft, ehe es in die politiſchen Salons und in die Journale kommt. Ich will verſuchen, Ihnen eine Skizze des politiſchen Lebens dieſer ganz eigenthümlichen Stadt zu entwerfen.

Bemerkenswerth iſt vor Allem, daß der höhere Adel, obgleich ſeit undenklichen Zeiten in Madrid concentrirt und im Beſitz unermeßlicher Güter, ganz außerhalb der Sphäre der politiſchen Ereigniſſe iſt, die täglich in ſeiner Gegenwart und oft zu ſeinem Nachtheil vorfallen. Die Medina-Celi, die Oſſunna, die San-Carlos, die d'Abrantes, die San-Jago ꝛc. haben ſeit dem Unabhängigkeitskrieg durchaus keine bedeutende Rolle geſpielt, weder in der Armee, noch in den Cortes, noch in der Regierung des Landes. Eine andere, nicht minder auffallende Anomalie iſt es, daß die höhere Bürgerklaſſe, welche ſich ſonſt überall für die Kraft und Stabilität der Regierung intereſſirt, hier faſt immer für die Bewegung iſt, ja Aufſtand und Empörung wo nicht anregt, doch wenigſtens in Schutz nimmt. In dieſem Augenblick ſind, mit Ausnahme der HH. Salamanca, d'Aribeau und Cerdola, die meiſten Bankiers, Wechſelagenten und Courtiers der Börſe ſchon Gegner der kaum eingeſetzten Regierung. Einer derſelben treibt öffentlich Geſchäfte mit den Fonds des Aufſtandes. Ich habe mir dieſes ſeltſame Benehmen von Leuten, welche die entſchiedenſten Vertheidiger der Ordnung und des Friedens ſeyn ſollten, nie recht erklären können; doch denk' ich mir, da die meiſten nur Repräſentanten fremder Häuſer, Spekulanten und Lieferanten ſind, und jeder mehr oder weniger mit der Schatzkammer zu thun hat, daß ihnen der häufige Miniſterwechſel erwünſcht iſt, denn wie ſonderbar es auch ſcheinen mag, jedes neue Kabinet in Spanien findet immer außerordentliche Hülfsquellen, und wirft bedeutende Summen in den Markt, die dann zur Agiotage reizen. Auch die Mittelklaſſe in Madrid iſt verſchieden von den ihr ähnlichen Klaſſen anderer Städte in Europa; ſie beſteht hier nicht aus Fabrikanten und Handwerkern wie in Frankreich und Deutſchland, ſondern meiſtens aus wandernden Kaufleuten, Detailliſten, die von einem Tag zum andern leben, und in einem Umkreis von 30 — 40 Stunden die Produkte und Waaren einer Provinz in die andere bringen; denn in Madrid ſelbſt, das in der Mitte eines dürren öden Landſtrichs liegt, wird faſt nichts produzirt oder fabrizirt. Dieſe Klaſſe, welche den Hauptbeſtandtheil der Nationalgarde bildet, hat auf das Schickſal der verſchiedenen Miniſterien, die ſeit zehn Jahren auf einander folgten, bedeutend eingewirkt; doch handelt ſie mehr in munizipalem Geiſt, als in politiſchem und nationalem. Die mächtigſte Klaſſe endlich, und zugleich die geſcheidteſte und unruhigſte, iſt die der Beamten aller Art. Dieſe Klaſſe iſt in Folge der Revolutionen und des ſteten Miniſterwechſels, die immer das ganze Verwaltungsperſonal mit ſich fortziehen, dergeſtalt angewachſen, daß ſie eine wahre Armee bildet, von welcher ein Theil in Dienſt, der andere zur Verfügung geſtellt iſt; und dieſes Heer von Beamten, das man gegenwärtig auf 24 — 25,000 Mann ſchätzt (ilimitados, cesantes, jubilatos, retirados etc.) iſt ein verſchlingender Abgrund für die Staatskaſſe. Die jetzigen Miniſter der Finanzen und des Innern (hacienda y gobernacion) haben, redlicher und vorſichtiger als ihre Vorgänger, dekretirt, daß die von ihnen ernannten neuen Beamten keinen Anſpruch haben ſollen auf die Rechte der cesantes und jubilados, d. h. auf eine Beſoldung als Wartegeld im Fall der Wiederabſetzung. Der Parteigeiſt hat nichts geſchont: Ueberzeugung, Ehre, Verdienſt, Erfahrung, Dienſtalter — alles iſt den Bedürfniſſen des Augenblicks geopfert worden. Daher findet man kaum einen nur einigermaßen unterrichteten Mann, der nicht ſeit zehn Jahren mehr als einmal in dem Richterſtand oder der Verwaltung angeſtellt war; ſo daß alle, die fungirenden und nicht fungirenden, in beſtändiger Unruhe erhalten werden. Der Patriotismus, das Pflichtgefühl und die politiſche Ueberzeugung ſind der Habſucht und einer niedrigen Berechnung gewichen. Ich nehme keinen Anſtand zu behaupten, daß es bereits ſo weit gekommen iſt, daß die Anſtellungen der Staatsbeamten, wie die Militärgrade, ſonſt ſo achtungswerth durch Aufopferung und wahren Dienſteifer, hier ein bloßer Geſchäftsgegenſtand geworden ſind — eine Waare, worauf man ſpekulirt, wie an der Börſe nach den Neuigkeiten des Tages auf Steigen oder Fallen der Fonds. So oft ein Miniſterium gebildet iſt, und ſich in den Cortes oder in den Provinzen ein Sturm gegen daſſelbe erhebt, wird man auch ſehen, wie jeder calculirt, combinirt, der beſtehenden Regierung, und denen, die ihre Stelle einzunehmen prätendiren, ſeine Anerbietungen macht, und je nach den Verſprechungen, die er erhält, oder den Ausſichten, welche die Zukunft ihm verheißt, ſich erklärt. Das iſt ſo wahr, daß die Miniſter hier weit öfter durch den Unbeſtand, die Treuloſigkeit oder gar den Verrath ihrer Anhänger, als durch die Anſtrengungen ihrer Gegner unterliegen. Ich kenne einen Offizier, der zu einem dem Espartero bei den letzten Ereigniſſen ſehr ergebenen Regiment gehört, und ſich nach Entlaſſung ſeines Korps nach Madrid begab, und beim Inſpektor der Truppen meldete, welcher ihn ſofort bei einem andern Korps wieder in Activität ſetzen wollte. Der Offizier lehnte die Anſtellung ab, und ſagte mir, als ich ihn nach der Urſache fragte: „Was wollen Sie? Eine bedeutende Zahl von Offizieren meines Grades und älter im Dienſt als ich, iſt ſchon wieder angeſtellt worden; ich würde einer der jüngſten im Korps ſeyn, daher will ich lieber warten. Die jetzige Ordnung der Dinge wird nicht länger dauern als die vorige, und ſo bleibt mir die Ausſicht auf Wiederanſtellung mit einem höhern Grad — als Opfer.“ Dem zufolge nahm er ſeinen halben Sold. Dieſer Cynismus, den der Krieg von Navarra auf einige Zeit aus der Armee verdrängt hatte, hat ſich 1840, nach dem Sturz der Regentin, von Neuem entwickelt. Wenn die künſ-

Digitized by Google

tigen Cortes und das aus ihnen hervorgehende Miniſterium nicht dahin arbeiten, den Gemüthern einen andern Impuls zu geben, und den Ehrgeiz dieſes Schwarms, welcher alle Miniſterien umlagert, auf die Induſtrie, auf den Handel und auf nützliche Thätigkeit überhaupt zu lenken, wenn ſie ihnen nicht jede Ausſicht nehmen, in den Empörungen und Revolutionen, und inmitten der öffentlichen Calamität ihr Gedeihen zu finden, dann wird es gegen dieſe allgemeine Demoraliſation kein Mittel mehr geben.

Die Puerta del Sol, ſo oft genannt in den Geſchichten der letzten Revolutionen, deren Schauplatz Madrid war, iſt der allgemeine Verſammlungsort dieſer Politiker, Müßiggänger und Straßenredner, mit einem Worte aller Unruheſtifter. Dieſe ſogenannte „Sonnenpforte“ iſt ein kleiner Platz, wo ſechs Hauptſtraßen der Stadt zuſammenlaufen, inmitten der volkreichſten und der eleganteſten Stadtquartiere, etwa wie, wenn in Paris der Faubourg Saint Honoré und die Chauſſée d'Antin mit den Quartieren Saint-Denis und Saint-Martin zuſammenſtießen. Dieſer berühmte Platz iſt das wahre Forum, wo die Staatsangelegenheiten verhandelt werden; hier ward das erſte kgl. Dekret Ferdinands nach der Inſurection von Cadix zerriſſen; hier ward dem Prieſter Vinueſa der Prozeß gemacht, den man in Folge einer auf offenem Platze ausgeſprochenen Verurtheilung zum Tode ſchleppte. Deßhalb nannte Herr v. Martignac die Puerta del Sol den nicht offiziellen Sitz der Regierung. Mehr als ein Miniſter hat ſein Syſtem geändert, mehr als ein Redner hat ſeine Vorträge gehalten, um die Meynung der Puerta del Sol für ſich zu gewinnen. Es iſt notoriſch, daß die Schlacht von Arlaban, die Cordova gegen ſeinen Feldzugsplan den Carliſten lieferte, keinen andern Zweck hatte, als das Geſchrei der Puerta del Sol über ſeine Unthätigkeit für den Augenblick zu beſchwichtigen. Auch erinnert man ſich, daß der General Seoane am zweiten Morgen nach der Revolution von la Granja perſönlich auf dieſem Platz erſchien, um zu verkünden, daß er an der Stelle des unglücklichen, von den Rebellen ermordeten Queſada zum General-Kapitain von Madrid ernannt ſey. Das an dieſem Platz gelegene Casa de Correos (Poſtgebäude) vermehrt noch den Zulauf, und hat wegen ſeiner Stufen und ſeiner beherrſchenden Lage den Revolutionären mehr als einmal als Citadelle gedient, deren Beſitz in den Kämpfen zwiſchen der Regierung und der Nationalgarde von Madrid entſcheidend war. Die Redner, welche das Publikum haranguiren wollen, pflegen auf dem dieſes ſchöne Gebäude umgebenden hohen Trottoir ihren Platz zu nehmen, während das Volk, der ruhige Zuſchauer aller Emeuten und Inſurrektionen in Madrid, gewöhnlich die Mitte des Platzes einnimmt, die höheren Beamten aber und die angeſeheneren Einwohner ſich (meiſtens zwiſchen 1 und 3 Uhr) in Gruppen am Ausgang der den Platz beherrſchenden Straße Montera verſammeln. Dagegen finden ſich die Militärs, die niedern Beamten und Anhänger der beſtehenden Regierung am gegenüberliegenden Ende zuſammen, nahe beim „Kaffeehaus des Sieges.“ Endlich gegen 3 Uhr kommen die Bankiers und Börſenagenten, um ſich im Schatten des Poſtgebäudes zu berathen. Die Wirkſamkeit der Puerta del Sol erſtreckt ſich auch auf die Umgebung, wo früher ſich die Clubs gebildet hatten, dieſe glühenden Heerde des politiſchen Fanatismus. Die Cafées in den Straßen Alcala, Montera und Carerra-San-Geronimo vereinigten nach einander die Communeros, Iſabellinos, Federaliſtas, Carbonaros, die Mitglieder des jungen Italiens, des jungen Spaniens und ſo viele andere. Gegenwärtig iſt das Café nuevo der Verſammlungsort der Esparteriſten, Exaltirten und Republikaner, im Café de los Amigos halten die Moderirten und die progreſſiſtiſchen Conſtitutionellen ihre Berathungen. Selbſt die Kaufmannsläden in der Nähe der Puerta del Sol gleichen eben ſo vielen politiſchen Clubs; jeder hat ſeine Kunden, die dort zuſammen kommen und ganze Tage verweilen, um die Landesangelegenheiten zu beſprechen, ſo daß einige beſſerberathene Kaufleute (namentlich ein Hutmacher in der Straße Montera) an ihre Thüre geſchrieben haben: **A qui no se permiten tertulias** (hier werden keine Unterhaltungen geſtattet). Ein Fremder mit einigem Sinn für dieſen politiſchen Müßiggang und etwas „laisser-aller“ iſt bald in die Geheimniſſe der Puerta del Sol eingeweiht. Die ſtets leidenſchaftlichen Gruppen werden in den Augenblicken der Kriſe wirklich furchtbar; die geringſte Nachricht genügt dann, die Gemüther bis auf den höchſten Punkt zu exaltiren, oder plötzlich zu beruhigen. Ein Journal, ein außerordentliches Bulletin, ein fliegendes Blatt werden auf dem Platz ſelbſt von Blinden und Kindern feilgeboten und gehen von Hand zu Hand; Privatbrieſe über Ereigniſſe des Tages werden allen Neugierigen, ſelbſt ganz Unbekannten mitgetheilt. Der caſtiliſche Stolz, welcher jeden Fremden mit Mißtrauen betrachtet, geht in Bezug auf ſolche Mittheilungen und auf alle politiſche Unterhaltung plötzlich in die umfaſſendſte Vertraulichkeit über. In den Kaffeehäuſern, an allen öffentlichen Orten, wo immer man ſich hinſtellen, an welchen Tiſch man ſich ſetzen möge — überall hört man von Staatsangelegenheiten ſprechen, und nirgends wird das über die Intereſſen des Augenblicks angeſponnene Geſpräch durch die Gegenwart eines Ausländers unterbrochen; Jeder, gleichviel von welcher Geſinnung, kann Zeuge ſeyn und ſelbſt daran Theil nehmen.

Nach Madrid gekommen, in der Abſicht, die materiellen und moraliſchen Intereſſen dieſes Landes zu ſtudiren, mache ich mich zum täglichen Gaſt der Puerta del Sol, um dieſes Volk, das ſich in der parlamentariſchen Regierungsweiſe verſucht, zu beobachten und das von allen Seiten ſich erhebende politiſche Geſumme und Geſchrei mit anzuhören. Die gegenwärtige Regierung wird trotz ihrer unregelmäßigen Stellung und ihrer geringen Uebereinſtimmung dahin gelangen, die Anmaaßungen der Nordprovinzen zu beſeitigen, und den Geiſt der Verführung und Empörung unter den Soldaten zu unterdrücken. Es iſt hoffentlich ſelbſt wahrſcheinlich, daß ihr die Vereinigung der Cortes ohne Schwierigkeit gelingen werde. Die zügelloſen Exaltirten nennen ſich „reine Progreſſiſten;“ aber der Fortſchritt ſcheint für ſie in nichts zu beſtehen, als in der Schwächung, wo nicht, in der Vernichtung aller Regierungsautorität. Das iſt in der That die Tendenz jeder extremen Partei, bis zu dem Moment, wo ſie ſelbſt zur Macht gelangt und dieſe zum eigenen Vortheil durch Despotismus wieder herſtellt. Aber mit dem wahren Fortſchritt, dem der Induſtrie, des Ackerbaues, der Verbeſſerung der Finanzen, der öffentlichen Verwaltung und der Juſtizpflege — damit beſchäftigt ſich kein Menſch. Und doch wäre in dieſem Sinne beſonders für Spanien der Fortſchritt nothwendig. Die Exaltirten ſchreiten nur vor zur Anarchie und zum Bürgerkrieg.

Victoria und Ludwig Philipp.

Ein engliſcher Zeitungs-Reporter, der ſich nach Eu begeben hatte, um für eines der größeren Londoner Blätter Notizen über den Aufenthalt der Königin Victoria in Frankreich zu ſammeln, giebt über die Erfolge ſeiner Miſſion folgenden Bericht an die Herausgeber der **Revue Brittanique**: „Nicht weniger als unſer zwölf waren wir, die wir im Auftrage der Londoner Zeitungen nach Eu gekommen waren, und ſchon am Tage nach unſerer Ankunft ſetzten wir Herrn Guizot in keine geringe Verlegenheit, als wir ihm erklärten, daß wir um jeden Preis Nachrichten und Beſchreibungen für die **Times**, die **Morning-Chronicle**, die **Post**, den **Standard**, den **Sun** u. ſ. w. haben müßten. Der Herr Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſagte uns zwar und wiederholte ſtets von Neuem, daß hier Alles einfach und en famille hergehen würde, aber wir blieben darum nicht weniger heißhungerig nach ſeinen Mittheilungen und erklärten dem Miniſter-Geſchichtſchreiber im Namen der Geſchichte, in deren Dienſt wir unſere Federn ſchneiden, daß er uns jeden Morgen bei ſeinem Lever und jeden Abend nach dem Souper ſehen würde. Herr Guizot wußte ſich als Diplomat gleich zu rangiren, indem er uns erwiederte, daß er uns „Alles, was er wiſſe“, ſagen würde. Zu dieſem Behufe ließ er auch aus Paris einen beſonderen Secretair kommen, der uns in ſeinem Namen beſcheiden ſollte. Jeden Morgen und jeden Abend fanden wir den Secretair an der Thürſchwelle,

Digitized by Google

und mit einer Freundlichkeit, die zum verzweifeln war, ſagte er jedesmal: „Meine Herren, der Miniſter weiß nichts!“ Aber erwiederte einer der Korreſpondenten der **Times** (die deren drei für ſich allein geſchickt hatte), wir haben unſeren Leſern mindeſtens zwanzig Kolumnen verſprochen. „Meine Herren, der Miniſter weiß nichts!“ Aber, ſagte die **Chronicle**, unſer Blatt wollte ein Supplement liefern. „Meine Herren, der Miniſter weiß nichts!“ Dieſelbe Antwort wurde der **Post**, dem **Standard**, dem **Sun** gegeben, und am Ende glaubten wir ſelbſt, daß der Miniſter uns wirklich Alles ſage, was er weiß, da unſere Federn jedoch einmal geſchnitten waren, ſo ſetzten wir uns hin, unſeren reſpektiven Blättern das zu ſchreiben, was wir ſonſt aufzuleſen vermochten oder mit unſeren eigenen Augen ſahen; ja, noch mehr, wir haben ſogar ohne irgend einen Groll den Miniſter ſehr häufig von dem, was vorging, in Kenntniß geſetzt. Geſchieht dies doch oft genug in London, wo die Zeitungen den Miniſtern viel mehr Neuigkeiten liefern, als ſie je von ihnen erhalten können.

„Hier nun einige von mir perſönlich geſammelte Notizen: Als Ludwig Philipp auf der königlichen Jacht die Königin Victoria herzlich küßte, ſchien es, als würde Ihre Majeſtät über dieſe ganz franzöſiſche Begrüßungsweiſe etwas verlegen ſeyn, aber ſie gab dem Könige ſeinen Gruß mit gleicher Herzlichkeit zurück. Ludwig Philipp begnügte ſich, dem Prinzen Albert die Hand zu ſchütteln; hätte er ihn ebenfalls geküßt, ſo würde er ihn dadurch allzuſehr als jungen Mann dem ältern gegenüber behandelt haben. Aber ſo lange ſeine erlauchten Gäſte in Eu waren, hörte der König nicht auf, den Gemahl der Königin durch eine beſondere Deferenz auszuzeichnen. Man erkannte darin die zarte Aufmerkſamkeit des Monarchen, und Prinz Albert ſchien auch ſehr erfreut darüber. Die Königin ihrerſeits empfand nicht einen Augenblick Langeweile und wiederholte oft: „Es gefällt mir hier ungemein; ich befinde mich hier viel freier als in London, in Windſor oder auf irgend einem anderen meiner Schlöſſer, wo die Etikette mich oft hindert, freie Luft zu ſchöpfen.“ Auch Ludwig Philipp erſchien ganz verjüngt; er war überall und für Alle da. Niemand merkte ihm ſein Alter an oder wurde dadurch an den Herzog von Nemours, als künftigen Regenten, erinnert. Die Königin Victoria ſchien dem Könige eine neue Verſchreibung von zwölf Regierungsjahren überbracht zu haben.

„Wir Engländer waren von der Höflichkeit des Volkes faſt eben ſo überraſcht, als von der des Königs. Sicherlich iſt unſere Königin keine Schönheit; es bedarf unſerer romantiſchen Loyalität, um die Eigenſchaftswörter, die wir ihrem Namen ſtets voranſetzen oder folgen laſſen, nicht übertrieben zu finden. Nun, die Franzoſen haben ſie gleichwol als eine ſchöne Königin begrüßt; jedesmal, wenn die Menge ihr nahe kommen konnte, hörte ſie mit dem Ruf: „Es lebe die Königin!“ auch den unwillkürlichen Ausruf: Ei, wie hübſch! Eine ſchöne Frau!“ Worte, die ausſchließlich an Ihre Majeſtät ſich wandten, nicht aber auch an Lady Cowley oder an Miß Georgiana Welesley. Eben ſo riefen die Frauen, wenn Prinz Albert ihnen nahe kam: „**Le bel homme! Le beau garçon!**“ Dieſer doppelte Erfolg war um ſo ſchmeichelhafter, als er den Gefeierten mitten unter der ſchönen Familie Ludwig Philipp's zu Theil wurde.“

Der König von Rom.

Der Sohn des Kaiſers Napoleon ſtarb in demſelben Zimmer, in welchem ſein Vater ſchlief, nachdem er nach der Schlacht bei Wagram Oeſterreich Friedensbedingungen vorgeſchrieben hatte. Kaiſer Franz ließ die ſterblichen Ueberreſte ſeines Enkels mit den ihm gebührenden Ehren zur Erde beſtatten und das Grab deſſelben mit einer lateiniſchen Inſchrift verſehen, welche in deutſcher Sprache ſo lautet: „Zum ewigen Andenken an Joſeph Karl Franz, Herzog von Reichſtadt, Sohn Napoleons, Kaiſers der Franzoſen und Marie-Luiſens, Erzherzogin von Oeſterreich. — In ſeiner Wiege ward er als König von Rom begrüßt; er war mit allen Fähigkeiten des Geiſtes und Vorzügen des Körpers ausgeſtattet: ſein Wuchs war ſchlank, ſein Antlitz ſchmückten alle Reize der Jugend, voller Herablaſſung waren ſeine Worte. Eine erſtaunliche Geſchicklichkeit zeigte er in den Wiſſenſchaften und in den militäriſchen Uebungen. — Er ſtarb, von einer Bruſtkrankheit befallen, den beklagenswertheſten Tod in Schönbrunn bei Wien am 22. Juli 1832.“ Dieſe Grabſchrift — ſagt einer der Biographen des Herzogs von Reichsſtadt — iſt auch inſofern merkwürdig, als ſie eine poſitive Anerkennung des Titels „Kaiſer der Franzoſen“ für Napoleon und des Titels „König von Rom“ für deſſen Sohn enthält. — Die Grabſchrift iſt übrigens würdig und geziemend abgefaßt, doch iſt jene vorzuziehen, welche der unglückliche Herzog kurz vor ſeinem Tode ſelbſt verfaßte: „Hier ruht der Sohn Napoleon des Großen, geboren als König von Rom, geſtorben als öſterreichiſcher Oberſt-Lieutenant.“

Vater Mathew.

Der Löwe des Tages der Themſe iſt der merkwürdige Mann von Irland. Nachdem er in St. Giles, Lambeth, Marylebone, dieſen Quartieren des Laſters und der Armuth, ſeinen Kreuzzug gegen das „ſüße Gift des gebrannten Waſſers“ gepredigt und Tauſenden das heilige Zeichen der Weihe gegeben hatte, kam er vor einigen Tagen auf die Black heath (ſchwarze Haide) hinter Greenwich und zog, begünſtigt von einem der ſchönſten Sommertage, viele Tauſende der faſhionablen „Cockneys“ (Provincialname für die Londoner) nach dieſem vielbeliebten, durch Dampf auf Waſſer und Land zu jeder Viertelſtunde erreichbaren Luſtorte.

Vater Mathew iſt ein katholiſcher Prieſter aus der Grafſchaft Cork im Süden Irlands, noch jung, etwa 35 Jahre, von gefälligem Aeußern, mit der lebhaften Redegabe ſeines Volkes ausgerüſtet und von conſequentem, beharrlichem Eifer für die apoſtoliſche Sendung beſeelt. Mit Schmerz ſah er die fremde Schuld an dem Elend ſeines Landes durch deſſen eigene noch vermehrt. Das Laſter des Trunkes wüthete noch vor fünf Jahren in den entſetzlichſten Symptomen auf der Smaragd-Inſel und gab, was der Raub Englands nicht hatte erreichen können — die Seele eines braven Volks — dem letzten Verderben Preis. Vater Mathew hat mit ſichtbarem Beiſtande des Himmels gearbeitet. Ich bin durch faſt alle Grafſchaften Irlands gezogen, habe jenen „**Monster meetings**“ beigewohnt und die Sammelplätze der unterſten Volksklaſſen beſucht, und nicht ein einziger Betrunkener iſt mir begegnet; die alten Whisky-Läden waren geſchloſſen oder in „**shops of temperance**“ (Mäßigkeitshotels) umgewandelt, wo eine Taſſe Thee oder, wenn es weit kam, ein Glas Gingerbier gereicht wurde. Die Mäßigkeitsgeſellſchaften ſollen den Repealern angehören. Das iſt zum großen Theil wahr. Allein gerade in dieſer moraliſchen Beihülfe einer nüchternen, von niedern Leidenſchaften freien, in den Sinnen geſunden Volksmaſſe liegt nicht der letzte Werth jener Bewegung, welche die Welt in Staunen ſetzt.

Vater Mathew, als ein ächter Philanthrop, trug ſeinen Beruf auch über den Georgskanal in das feindliche Land. An Stoff fehlte es da wahrlich nicht. Wer je über Liverpool, Mancheſter, Leeds nach Birmingham gegangen iſt und den furchtbaren Jammer der engliſchen Handels- und Induſtriegröße geſehen hat, kennt den Abgrund des Verderbens, dem Mann, Weib und Kind mit dem Branntweinglaſe in der Hand zutaumeln. Vater Mathew's Meetings in den Fabrikdiſtrikten ſind Oaſen, in eine Wüſte geſetzt.

Nachdem er das Beſte, was er konnte, da gethan, kam der Apoſtel in die Hauptſtadt, deren zwei Millionen bald zur Hälfte ihn nöthig haben. Erinnert euch, die ihr London ſaht, an die „**Gin palaces**“ ſchwimmend in Gaslicht, funkelnd in allen Farbengläſern, voll Comfort und Eleganz, nicht ſeitab, ſondern mitten in den erſten Straßenlinien in Regentſtreet, in Piccadilly, am Parlament, an Drurylane, ſelbſt bei St. Pauls — und Innen

Digitized by Google

und Nutzen das Gedränge des bleichen, apathiſchen Volkes, ſtierend nach dem Glaſe des Lebens und des Glückes, das für zwei Pence zu kaufen. Dieſen — wer zählt ihre Zahl? — kam Vater Mathew ein rettender Heiland. Statt des Kreuzes, das einſt Papſt Clemens den weltlichen Pilgern nach Paläſtina auf den Mantel heftete, gibt der iriſche Prieſter die „pledge" ſeinen Neophyten. Dieſe pledge iſt ein Diplom, ein beſcheidener Streifen Papier mit Illuſtrationen und Emblemen in Steindruck, dazwiſchen die Deviſen und das feierliche Gelübde. Hier iſt eine treu offizielle Copie:

„Gegründet von dem verehrungswürdigen Theobald Mathew. 10. April 1831.

„Mäßigkeitsverein in London.

„Ich verſpreche, mich zu enthalten aller berauſchenden Getränke, ausgenommen der als Medicin und auf Ordre eines Arztes verſchriebenen, und aufzugeben für immer alle Unmäßigkeit.

„John R. hat genommen das Diplom der abſoluten Enthaltſamkeit. 12. Auguſt 1843.

„Nr. 4,567,890.„

Gez. Rev. Mathew — Präſident."

Zeichnung zur rechten Seite der Worte:

Ein brennendes Licht, um welches Schmetterlinge flattern. Eine Weinflaſche, welche die verſuchende Schlange entſiegelt. Das Thier zittert mit der Zunge und ſein Auge ſchmeichelt wie das eines Amphytrion, der zu einer vergifteten Mahlzeit einladet. Ein Todtenkopf mit Knochen unter einem Krug. Darunter Mann und Weib im Streite zwiſchen umgeworfenen Meubeln, zerbrochenem Geſchirr u. ſ. w. Katze und Hund balgen ſich, die Kinder ſchreien, das Ganze eine hogarth'ſche Familienſcene. Ueberſchrift: „Intemperance."

Zur linken Seite:

Ein Medaillon mit Kreuz, Oſterlamm und den Worten: „In hoc signo vinces." Daneben ein Korb, um den fleißige Bienen ſchwärmen. Tiefer das Horn des Ueberfluſſes, Aehren, Blumen, Geld ausſtrömend; darunter eine Familie als Seitenſtück gegenüber, doch im guten Contraſt. Feuer auf dem Heerde, ein Tiſch mit dampfendem Theekeſſel (Mathew's Anhänger heißen auch Teatotalers, Theetrinker) und ein ganzer Berg von Butterbroden. Der Vater lieſt gravitätiſch, die Mutter iſt eben im Ausgießen des chineſiſchen Trankes, und die Kinder ſitzen beſcheiden und ſittſam, wie es guten Kindern ziemt. Selbſt die Katze hat ein ſehr friedliches und würdiges Ausſehen und verträgt ſich gut mit dem Hunde, der bei ihr liegt. Dieſe Scene hat die Inſchrift „Temperance." London, Ende Auguſt 1843.

Der Spruch des Kadi.

Im J. 1835 lebte in Smyrna ein blinder Grieche, der als Spaßmacher in den Kaffeehäuſern beliebt war, und in dem Ruf ſtand, durch Betaſtung einen Gegenſtand eben ſo gut zu erkennen, wie ein Sehender mit ſeinen Augen. Eines Tages gerieth in ſeiner Anweſenheit ein Speiſewirth mit einem Gaſt in Streit über die Aechtheit eines Goldſtücks, mit welchem der Gaſt eingekaufte Speiſen bezahlen wollte und rief endlich den Blinden als Schiedsrichter auf. Dieſer nahm das Goldſtück in die Finger, drehte es darin herum und forderte dann die Streitenden auf, es auf dem Boden zu ſuchen, da es ihm aus den Händen entſchlüpft ſey. Man ſuchte und fand nichts. Der Blinde raufte ſich das Haar und ging klagend weg, der Gaſt, welcher den Wirth für den Verluſt verantwortlich machen wollte, ward von dieſem hinausgeworfen. Der Blinde ließ ſich vierzehn Tage lang nirgends mehr ſehen, und als er endlich wieder erſchien, war ſeine frohe Laune von ihm gewichen, welche ihm früher ſo reichliche Gaben eingebracht hatte. Alle Fragen nach der Urſache dieſer Veränderung blieben ohne Antwort. Eines Abends befand ſich der erwähnte Gaſt, dem der Blinde das Goldſtück verloren hatte, in einem Kaffeehaus und an der Thür desſelben ſaß der Blinde. Der Gaſt betrachtete ihn mit beſonderer Theilnahme und beauftragte endlich den Aufwärter, ihm ein reichliches Mahl vorzuſetzen. Der Blinde ſchien betroffen. Er ließ ſich zu ſeinem Wohlthäter hinführen, betaſtete ihn und klammerte ſich plötzlich an ihn feſt mit dem Ausruf: „Ein Dieb! Ein Dieb!" Man ſtaunte und führte beide vor den Kadi. Der Blinde behauptete, der Freigebige habe ihm ſeinen Schatz geſtohlen. Der Beſchuldigte erzählte hierauf in Uebereinſtimmung mit dem Blinden folgendes. Als ich von dem Wirth ausgewieſen war, folgte ich mißgeſtimmt dem Blinden, der mir mein Goldſtück verloren hatte, nicht als ob ich ihn im Verdacht gehabt hätte, ſondern um mich in Betrachtung eines größeren Unglücks für meinen Beſuch zu tröſten. Der Blinde ging durch eine Menge winklicher Gäßchen bis zu den Trümmern eines ausgebrannten Hauſes, trat in ein ödes Gemach, taſtete rings mit ſeinem Stock herum, um ſich zu überzeugen, daß er allein ſey, und öffnete vorſichtig einen verborgenen Behälter in der Wand. Ich ſchlich herzu und ſah, wie er ein Käſtchen hervorzog, mein Goldſtück aus dem Mund nahm und es hineinlegte mit den Worten: „So, Kleiner, geh' zu den andern." Als er das Käſtchen wieder verſchloſſen hatte, ergriff ich es mit feſter Hand, gab dem Blinden einen Stoß, daß er umfiel, und entfernte mich mit meiner Beute. Sein verzweifeltes Ausſehen in dem Kaffeehaus rührte mich, ich ließ ihm eine Mahlzeit reichen und bei dieſer Gelegenheit errieth oder erkannte er irgendwie, daß ich es war, der ihm ſeinen Schatz genommen hatte." — Der Blinde ſeinerſeits erklärte: „Ich vermuthete, daß der, welcher mich beſtohlen hatte, ein armer Teufel wäre, der ſeinen Raub benutzen würde, um ſich in den Kaffeehäuſern gütlich zu thun. Zugleich rechnete ich darauf, daß er mich dort eher als jeder andere in's Auge faſſen und mir in einer Anwandlung von Mitleid etwas verabreichen laſſen würde." Der Kadi entſchied: der Blinde hat nichts zurückzufordern, denn der Verluſt ſeines Schatzes iſt eine Folge ſeiner Spitzbüberei, und der Handwerksmann, der ihm denſelben genommen, hat lediglich Vergeltung gegen ihn geübt." Die freudige Ueberraſchung des Verklagten bei dieſer Entſcheidung war nicht minder groß, als die Verzweiflung des blinden Geizhalſes.

Buntes.

Vergangenes Spätjahr war der König von Preußen auf der Jagd. Er ſchoß auf einen Fuchs, und da er ein kurzes Geſicht hat, fehlte er ihn; der Fuchs nahm Reißaus. „Das iſt kein Höfling — ſagte der König — ſonſt hätte er ſich todt geſtellt."

Ein ſplenetiſcher Engländer miethete neulich in Lyon ein Dampfboot für ſich und Mylady allein; in Marſeille nahm er das ganze Hôtel des Ambassadeurs auf acht Tage in Beſchlag; eben ſo wollte er für die Vorſtellung der „Demoiselles de Saint-Cyr" das ganze Theater miethen, und da die Polizei dieß nicht zugegeben hätte, kaufte er mindeſtens ſämtliche Billets für die Gallerielogen. Aus lauter Eiferſucht wegen ſeiner Schönen!

Dr. Debel war zum Mittagseſſen bei einer Dame eingeladen; als der Braten kam, meynte er: das Fett, womit dieſer gebraten, ſey nicht das Beſte. „Was?" ſagte die Wirthin, „All' mein Gänſefett iſt von Faſanen."

Auf dem Lande bei einem Schul-Examen wurde ein Knabe gefragt: „Was ſind die Engel?" Der Gefragte wußte nicht zu antworten. Ein anderer neben ihm ſitzender Knabe flüſterte ihm in die Ohren: „Die Engel ſind pure Geiſter." Der Gefragte, welcher dies nur halb richtig verſtanden hatte, gab nun zur Antwort: „Die Engel ſind Burgemeiſter."

In der „Wiener Zeitſchrift" ſingt ein Herr Carlopago:

Es iſt mein Herz
Verwelkt, verſumpft,
Bedeckt mit Schilf
Und eingeſchrumpft.

Digitized by Google

Nro. 57.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Rebekka und ihre Töchter. — Die Vetturini's in Italien. — Pot-Pourri. — Buntes.

Rebekka und ihre Töchter.

Während O'Connell ganz Irland zu einem weit umfaſſenden Verein organiſirt, um dieſem Lande ein von England unabhängiges Parlament zu geben, zeigt ſich auch ein anderer Theil des brittiſchen Reichs als in offenem Aufruhr begriffen. Schon ſeit mehreren Monaten ſehen wir das gewöhnlich ſo ruhige Fürſtenthum Wales faſt ſchutzlos der Willkür eines neuen Bauernkriegs preisgegeben; wir ſehen große Städte ungeſtraft am hellen Tage überrumpeln, die vergeltende Gerechtigkeit des Volks auf freiem Felde von improviſirten Richtern ausüben, die Geſetze öffentlich verhöhnt und übertreten — und alles dieſes von einer Bevölkerung, die ſich bis jetzt ſtets durch Ordnungsliebe und Gehorſam auszeichnete. Die engliſche Regierung konnte die Parlaments-Seſſion nicht ſchließen, ohne die Aufmerkſamkeit des Landes auf einen ſo anomalen Zuſtand hinzuleiten, und die Unruhen des Fürſtenthums Wales haben in der Rede der Königin mit denen in Irland gleichen Platz eingenommen. Indeſſen kann die reſpektive Lage der beiden Provinzen nicht auf dieſelbe Linie geſtellt werden, und eine einzige Betrachtung wird hinreichen, um den Unterſchied einleuchtend zu machen.

In Irland hat noch keine offene Gewaltthat, keine direkte Verletzung der Geſetze ſtattgefunden, wogegen man in Wales zu thätlichen Angriffen geſchritten iſt. Deſſenungeachtet iſt Rebekka weit entfernt, das engliſche Gouvernement ſo ſehr zu beunruhigen, als O'Connell. Die Unruhen jenes Fürſtenthums rühren nämlich van rein-lokalen Urſachen her, die ſelbſt auf die angränzenden Grafſchaften keine Rückwirkung zeigen, und ſcheinen gerade dann nachzulaſſen und die allgemeine Sympathie zu verlieren, wenn man verſucht, ihnen einen politiſchen Charakter und eine umfaſſendere Richtung zu geben. Wenn jedoch dieſe ſeltſamen Bewegungen keinen Platz in der eigentlichen Politik einnehmen, ſo knüpfen ſie ſich ſo eng an die ſocialen und induſtriellen Zuſtände Großbritaniens, daß ſie in dieſer Hinſicht ein unſerer ganzen Aufmerkſamkeit würdiges Schauſpiel darbieten, wie ſie, von der anderen Seite betrachtet, uns Sittengemälde voller Intereſſe und Originalität vorführen.

Man muß ſich der Romane von Walter Scott erinnern, um irgend etwas zu finden, daß den Thaten der Rebekka und ihrer Töchter ähnlich wäre. Mit welchem romantiſchen Reiz werden im Ivanhoe die Heldenthaten Robin Hood's erzählt — wie dieſer berühmte Vogelfreie (outlaw) die natürliche Juſtiz unter der großen Eiche im Walde von Sherwood ausübt und beim Schall ſeines Horns ein Mann aus jedem Baume hervortritt. Ich fühle zwar keine romanhafte Bewunderung für das Treiben der Miß Rebekka und ihrer liebenswürdigen Töchter, zweifle aber nicht, daß man darin nach einigen Jahrhunderten den Stoff zu einem recht intereſſanten Roman finden werde, wenn ihre Geſchichte bis dahin nicht vergeſſen iſt. Dann wird man Rebekka auch ohne Zweifel nur als eine Perſon betrachten — gleichviel, von welchem Geſchlecht; heutzutage kann ſie aber ſprechen: Ego sum legio. Sie iſt eine Mythe, augenſcheinlich aus mehreren Individuen zuſammengeſetzt; jedes Haupt einer Bande bedient ſich dieſes Namens. Die Zeitungen verkündigten neulich, daß man die ächte Rebekka gefangen habe; aber an der Stelle der einen, die man erwiſcht zu haben glaubt, werden gewiß zwanzig andere erſcheinen. Wie man weiß, hat Rebekka nichts von einem Frauenzimmer als das Kleid; dieſer Name wurde dem erſten Anführer der Bande gegeben, der, um bei ſeinen Zügen unerkannt zu bleiben, ſich in Frauenkleider ſteckte. Seine Kameraden thaten daſſelbe, weshalb man ſie die Töchter der Rebekka nannte.

Wenn ich die Thaten der Bekka mit denen des Robin Hood vergleiche, ſo iſt es nicht, wie geſagt, um ihnen einen poetiſchen Anſtrich zu geben oder um ſie in den Augen der Liebhaber des Pittoresken zu rechtfertigen, ſondern nur, weil dieſe Banditen, als Feinde des Unrechts und der Mißbräuche, im Lande Wales eine gewiſſe Popularität erlangt haben und in den Augen der ungebildeten Klaſſen für die Werkzeuge und Vollſtrecker des Naturrechts und der unparteiiſchen Juſtiz gelten. Der bibliſche Charakter, den ſie ihren Exekutionen mittheilen, bringt auf religiöſe Gemüther eine mächtige Wirkung hervor, und Schaaren fanatiſcher Enthuſiaſten ſchließen ſich ihren Reihen an. Das Motto der Bekka und ihrer Töchter iſt der 60ſte Vers des 24ſten Kapitels der Geneſis: „Und ſie ſegneten Rebekka und ſprachen zu ihr; Du biſt unſere „Schweſter; wachſe in viel tauſendmal Tauſend, und dein Saame be„ſitze die Thore ſeiner Feinde.“ — In ihren Proclamationen ſagt Rebekka unter Anderem: Das Volk iſt mit mir. Wenn ich auf meinem Wege die Kalkbrenner mit Schweiß und Staub bedeckt antreffe; wenn ich die Kohlengräber ganz in Lumpen gehüllt durch die Stadt wandern ſehe; ſo weiß ich, daß ſie mir gehören, daß es die Kinder der Rebekka ſind. Wenn ich die Pächterfrauen betrachte, wie ſie ſchwere Körbe zu Markte tragen und ſich unter deren Laſt beugen, ſo weiß ich, daß ſie meine Töchter ſind. Wenn ich mich nach einer Farm wende und die ganze Familie ſich von Gerſtenbrod und dünner Milch nähren ſehe, ſo ſage ich bei mir ſelbſt: das ſind Glieder meiner Familie, das ſind die unterdrückten Söhne und Töchter Rebekka's!“

Rebekka hat auch Protokolle ihrer nächtlichen Sitzungen, datirt: „Im erſten Jahre der Thaten Rebekka's, Anno Domini 1843.“ In dieſen Meetings verpflichtet man ſich, der Rebekka alle Mißbräuche anzuzeigen und alle Beſchwerden vor das Tribunal der Dame (the lady) zu bringen. Diejenigen, die von dieſem heimlichen Gericht verurtheilt werden, erhalten oft eine Notiz in folgenden Worten: „Ihr werdet hiermit aufgefordert, Eure Wohnung zu verlaſſen, indem Rebekka und ihre Töchter beabſichtigen, das ganze Haus mit Allem, was ihnen unter die Hände kömmt, zu zerſtören.“ Die Expeditionen werden gewöhnlich in tiefſtem Geheimniß und mit einer ans Wunderbare gränzenden Schnelligkeit ausgeführt. Man ſchlägt einen falſchen Allarm, und während die Dragoner mit verhängtem Zügel nach dem bezeichneten Orte ſprengen, geht das Werk der Zerſtörung einige Meilen davon ohne Hinderniß vor ſich. Die Wächter an einem Schlagbaum hören plötzlich das Horn ertönen, und im Nu ſpringt eine Schaar von Menſchen mit geſchwärztem Geſicht über die Hecken oder ſcheint aus der Erde hervorzukommen, um, nachdem alle Hinderniſſe weggeräumt ſind und die Landſtraße frei iſt, mit derſelben Schnelligkeit zu ver-

Digitized by Google

ſchwinden. Zu anderen Zeiten ziehen die Dragoner ruhig ihres Weges; Alles iſt dem Anſchein nach ſtill und friedlich; aber kaum ſind ſie vorüber, als eine Rakete in die Luft ſteigt, die Feuer auf den Bergen angezündet werden und Rebekka mit ihren Töchtern ihre phantaſtiſchen Geſtalten zeigen.

Der Urſprung dieſes populären Kreuzzugs gegen die Wegegeld-Barrièren bedarf einer näheren Auseinanderſetzung. Bekanntlich exiſtirt in England nur wenig von dem, was man Centraliſation nennt; der Provinzialgeiſt herrſcht dort noch in ſeiner ganzen Kraft, und die alte Eintheilung in Kirchſpiele hat ſich bis auf den heutigen Tag unangefochten erhalten. Daher hat auch Alles, was zur Verwaltung gehört, einen weſentlich lokalen Charakter beibehalten; die Polizei und öffentlichen Arbeiten z. B. ſtehen faſt gänzlich unter der Juriſdiktion der Grafſchafts- und Kirchſpiels-Behörden. Was die Landſtraßen und Wegebauten anbetrifft, haben die Lokal-Autoritäten nur der Form nach die Einwilligung des Parlaments nachzuſuchen (die vermittelſt einer ſogenannten Privat-Bill ſtattfindet), um weiterhin eigenmächtig darüber verfügen zu können. Die Kunſtſtraßen, wie die anderen öffentlichen Werke, giebt man in der Regel dem Mindeſtfordernden in Entrepriſe, die zur Ausführung der Arbeit eine Compagnie bilden. Zur Deckung der Bau- und Unterhaltungs-Koſten erheben die Unternehmer ein Wegegeld, wozu an gewiſſen Punkten der Chauſſee Schlagbäume oder Barrièren (turnpikes) errichtet ſind. Es iſt begreiflich, daß dieſe Abgabe, welche dem reicheren Theil der Einwohner in der Nachbarſchaft großer Städte leicht wird, für eine ärmere, größtentheils aus kleinen Pächtern beſtehende Bevölkerung äußerſt drückend iſt. Der Landbau wird in den Grafſchaften von Wales meiſtentheils mit Hülfe des Kalks betrieben; in dieſem Lande der kleinen Bewirthſchaftungen hat jeder Pächter die Gewohnheit, ſich ſeine Steine und Kohlen ſelbſt abzuholen und ſie nach den Kalköfen zu bringen, die auf dem Lande angelegt ſind. Um das Wegegeld zu erſparen, wurden die Oefen in einiger Entfernung von den Hauptſtraßen errichtet, und man gelangte dahin auf Nebenwegen; die privilegirten Inhaber der Turnpikes führten aber darüber Klage und erhielten die Ermächtigung, auch auf den Nebenwegen Barrièren anlegen zu dürfen. Dieſe Erhöhung der Abgabe vom rohen Material vermehrte die Unkoſten des Ackerbaus bedeutend und richtete den kleinen Pächter vollends zu Grunde. Die Nebenſtraßen bedeckten ſich gleich den Hauptrouten mit Schlagbäumen, ſo daß die Pächter mit ihren elenden Karren nicht einmal die Entfernung von zwei (engl.) Meilen fahren konnten, ohne ſie auf ihrem Wege zu berühren, und wenn ſie verſuchen wollten, ihnen durch Umwege zu entgehen, ſo verfielen ſie in ſchwere Strafen. Wenn auf einem Dorfe Markt gehalten wurde, ſo ſetzte man alle Ein- und Ausgehende unter Contribution, indem man das Dorf mit einem Kreiſe von Barrièren umſchloß und Jeden anhielt, der die Hauptſtraße vermeiden wollte. Der Pächter, der mit ſeinem Vieh, ſeinem Pferde oder ſeinem Karren ankam, ſtieß unvermeidlich auf eine vorgeſpannte Kette dieſer Schlagbäume! ja, der Mißbrauch ging ſo weit, daß der Magiſtrat eines von Rebekka und ihren Töchtern heimgeſuchten Kirchſpiels den Beſchluß faßte, dreizehn Barrièren von fünfzehn aufzuheben.

Man darf ſich folglich nicht wundern, daß die Wuth und Rache der kleinen Pächter ſich zuerſt gegen die Barrièren wandte. Es war dies eine Beſchwerde, die ſich jeden Tag, jeden Augenblick erneuerte — eine aufs Aeußerſte getriebene Erpreſſung, die von allen Seiten den kleinen Landbauer drückte und ſich ihm faſt auf jedem Schritte entgegenſtellte. Wie ſchon bemerkt, läßt ſich die Turnpike-Steuer in den wohlhabenderen Theilen des Königreichs leicht ertragen. Ohne Abgaben kann man ſich einmal nicht behelfen, und es iſt eben keine paradoxe Behauptung, daß hohe Abgaben ein Zeichen öffentlichen Wohlſtandes ſeyen. Wenn man in England das Wegegeld an den Barrièren bezahlen muß, ſo hat man andererſeits kein Octroi (Stadt-Acciſe); die Form verändert dabei an der Sache nichts. Trifft daher das Syſtem der Turnpikes in Wales auf einen Widerſtand, den es in anderen Grafſchaften nicht zu bekämpfen hat, ſo rührt dieſer Umſtand erſtens daher, daß es dort viel drückender iſt als anderswo, und ferner, weil die Pächter in jenem Lande ſich in einer viel ſchlechteren Lage befinden, als die im eigentlichen England, und eher den irländiſchen gleichzuſtellen ſind.

Die Vervielfältigung der Pachtgüter und die übertriebene Konkurrenz um den Beſitz der Ländereien — dieſes ſind die Haupturſachen des Elends der Pächter in Irland und im Lande Wales. In Irland laſtet die Verantwortlichkeit dieſer Zuſtände großentheils auf dem Landlord (Grund-Eigenthümer). Faſt ſtets von ſeinen Gütern entfernt und in England lebend, ſteht er in keiner perſönlichen und unmittelbaren Beziehung zu ſeinen Pächtern; um aus ſeinem Lande Nutzen zu ziehen, vermiethet es an einen Zwiſchenhändler. Auf dieſe Art hat ſich in Irland eine beſondere Klaſſe gebildet, die zwiſchen dem Eigenthümer und dem Pächter ſteht und unter dem Namen der Middlemen bekannt iſt. Für eine jährliche Miethe überläßt der Gutsbeſitzer einem Fremden, einem Spekulanten, die Bearbeitung ſeines Landes; es kümmert ihn wenig, was aus den Unglücklichen wird, die es bebauen, wenn er nur am Ende des Jahres ſein Pachtgeld einſtreicht, welches in Irland erhoben und von ihm in England oder auf dem Kontinente verzehrt wird. Der Middleman ſeinerſeits ſucht nur das von ihm übernommene Grundſtück aufs vortheilhafteſte für ſich ſelbſt auszubeuten und den größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen. Da er kein permanentes Intereſſe an dem Lande hat und es nicht zu erſchöpfen fürchtet, ſo bemüht er ſich nur, es für den Augenblick produktiv zu machen — und da auch ſeine Verbindungen mit den Pächtern nur vorübergehender Natur ſind und er für dieſe ſtets ein Fremder bleibt, ſo werden ſie ſchonungslos von ihm gedrückt — bis endlich ſeine Miethzeit abläuft und er das letzte Korn aus der Erde gezogen und den Menſchen ihren letzten Pfennig abgepreßt hat; hierauf zieht er ſich zurück und übergiebt dem Landlord ein ausgeſogenes Grundſtück und verhungerte Miethsleute.

Ich weiß nicht, ob das Syſtem der Middlemen bis jetzt im Fürſtenthum Wales eingeführt iſt — was aber dieſe Provinz mit Irland gemein hat, iſt die übertriebene Zerſplitterung der Grundſtücke. Im eigentlichen England, in Suffolk, Norfolk, Lancaſhire, Yorkſhire und in den ſüdlichen Grafſchaften, haben die Farmers im Durchſchnitt zwei- bis dreitauſend Morgen Landes in Pacht, und man trifft nur ausnahmsweiſe auf ſolche, die weniger als zweihundert haben; in Wales aber wie in Irland giebt es nur kleine Pächter. Arm und an den Boden gewurzelt, ſetzen dieſe beiden Völkerſchaften ihren Haupt-Ehrgeiz darein, ein Stück Land zu beſitzen; jeder Bauer will Pächter ſeyn, jeder Pächterſohn will daſſelbe werden, was ſein Vater geweſen iſt — man ſieht daher Pachtungen von fünfundzwanzig Morgen wieder in vier oder fünf Parzellen eintheilen und das allgemeine Elend in progreſſivem Verhältniſſe zunehmen. Aus dieſen Urſachen werden nun die Ländereien der Gegenſtand einer gränzenloſen Konkurrenz, deren Wirkungen den Pachtzins immer mehr in die Höhe treiben. Sobald ein Grundſtück vacant iſt, finden ſich auf der Stelle eine Schaar von Submittenten, bereit, ſich allen Bedingungen zu unterwerfen, die man ihnen auferlegt. Es wäre ungerecht, dieſes der Habſucht des Grundeigenthümers zur Laſt legen zu wollen; meiſtens ſind es die Pächter ſelbſt, die ſich um die Wette überbieten und dadurch eine Steigerung der Miethspreiſe veranlaſſen. Da es ihr einziges Mittel iſt, ſich eine Exiſtenz zu verſchaffen, ſo wenden ſie Alles an, dieſes Ziel zu erreichen. Sie wollen um jeden Preis Pächter und keine Tagelöhner ſeyn — in der That ſind ſie aber nichts als Tagelöhner im Dienſte des Grund-Eigenthümers, und wenn ſie am Ende des Jahres, aller Anſtrengungen ungeachtet, ihren Pachtzins nicht erſchwingen können, ſo müſſen ſie (da die Kontrakte nur jahrweiſe geſchloſſen werden) das Fleckchen Land verlaſſen, in deſſen Anbau ſie vergebens ihre Kräfte verſchwendet haben. Rechnet man hierzu noch die Verſchiedenheit der Sprachen, wodurch die Bewohner des Fürſtenthums, die des engliſchen nicht mächtig ſind, außer

Digitized by Google

Stand geſetzt werden, ſich anderswo ihren Unterhalt zu ſuchen, ſo wird man einen Begriff von den Urſachen haben, die dem Elende dieſer faſt ganz iſolirten Bevölkerung zu Grunde liegen.

Es erhellt hieraus, daß die Eintreibung der Wegegelder dem Pächter des Landes Wales viel drückender werden muß, als dem der engliſchen Grafſchaften. Inzwiſchen hat ſich der Geiſt des Aufruhrs nicht allein auf die ackerbauenden Klaſſen beſchränkt — er hat ſich auf die induſtrielle Bevölkerung, ſo wie auf die Arbeiter in den Bergwerken und Eiſenhütten, verbreitet, die in Wales ſehr zahlreich ſind. In den Maſſen der Werkleute, die der Verfall des Eiſenhandels außer Nahrung geſetzt hat, finden die Pächter bereitwillige Gehülfen. England empfindet hier von neuem die Nachtheile jener wahnſinnigen Koncurrenz, die es in allen Zweigen der Induſtrie ausübt. Es fehlt dem Eiſen z. B. nicht an Märkten, um es abzuſetzen, indem das Ausland die Ueberlegenheit der engliſchen Fabrikate anerkennen muß und gezwungen iſt, ſich damit bis zu einem gewiſſen Grade zu verſorgen; aber für einen neuen Kunden entſtehen im Augenblick fünfzig neue Verkäufer und für einen einzigen Markt zwanzig neue Fabriken. Mit Recht hat man dieſe Wettkämpfe habgieriger Spekulanten mit denen verglichen, die auf den Straßen ſtattfinden, wenn man einige Geldſtücke unter den Volkshaufen wirft. So hat während der letzten fünfzehn Jahre die Eiſen-Produktion in England von Jahr zu Jahr zugenommen, und der Ruin der Hüttenbeſitzer iſt faſt in derſelben Progreſſion gefolgt. Im J. 1827 erzeugte England 690,000 Tonnen Roheiſen; 1832 war die Produktion auf 750,000 Tonnen geſtiegen, und man betrachtete dieſe Vermehrung ſchon als übermäßig. Um dieſe Zeit begann ſich das Eiſenbahn-Syſtem zu entwickeln, welches den engliſchen Fabrikaten den Markt aufſchloß, der ſich über den ganzen Erdball erſtreckte. Aus Amerika, aus Europa, ſelbſt aus Aſien gingen zahlreiche Beſtellungen ein. Zuerſt ſtiegen die Preiſe — dann verdoppelte ſich die Produktion; aber dabei blieb es nicht — die Vermehrung dauerte im Gegentheil auch dann noch fort, als die Aufträge immer ſeltener wurden und der Mangel an neuen Abſatzplätzen den Begehr ins Stocken brachte. Im Jahr 1839 betrug die Ausbeute 1,249,000 Tonnen — 1840 belief ſie ſich auf 1,400,000, und ſelbſt im Jahre 1842, als der Handel ſchon von allen Seiten einen Nothſchrei vernehmen ließ und 190 Hämmer und Oefen die Arbeit einſtellten, produzirte man noch 1,220,000 Tonnen. In dem Zeitraum von 1827 bis 1833 betrug alſo die jährliche Zunahme nicht mehr als 12,000 Tonnen, was man ſchon für übermäßig hielt; in den acht folgenden Jahren (bis 1841) ſtieg ſie im Durchſchnitt um 81,200 Tonnen und führte zum Ruin eines großen Theils der Fabrikanten. Die Hälfte des disponiblen Kapitals von ganz England wurde in dieſen acht Jahren zur Anlegung neuer Eiſenwerke verwendet. Gruben wurden in jedem Berge geöffnet; Aktien-Geſellſchaften bildeten ſich von allen Seiten, und die Spekulanten handelten, als ob die ſo plötzlich eingetretene Nachfrage ewig dauern müſſe; aber ſobald die Märkte einmal überſchwemmt und die Eiſenbahnen zu Stande gebracht waren (?), nahm der Begehr ein Ende. Die Fabriken ſetzten ihre Produktion unter beſtändigen Verluſten fort; die ſolideſten hielten ſich, die ſchwächeren fielen und fallen noch täglich und ſtürzen Arbeiter ohne Arbeit zu Tauſenden ins Elend.

Unter dieſer müßigen und hülfloſen Bevölkerung fand Rebekka zahlreiche Anhänger, und mit der Erweiterung ihres Wirkungskreiſes dehnte ſich zugleich der Kreis ihrer Beſchwerden und ihrer Reformpläne aus. Die Aufhebung der Barrièren war die erſte Forderung; ſpäter verlangte man auch die Abſchaffung der Kirchen-Taxen (Church rates) und des Fixums, welches an die Stelle der Zehnten getreten iſt.

Was uns auf dem Kontinent am meiſten in Erſtaunen ſetzen muß, iſt die Strafloſigkeit, deren die Inſurgenten ſo lange genoſſen haben. Die Rebekkaiten haben ganz ruhig die Denkmäler ihrer Thaten in offenem Felde errichten können; ſie beſtehen aus drei Säulen von mehr als fünfundzwanzig Fuß Höhe, wovon eine den Namen Rebekka's, die zweite der Tochter Rebekka's und die dritte der Miß Cromwell führt. Es ſind regelmäßige Berichte über ihre Meetings in der Times zu leſen, deren reporter oder Korreſpondent durch die Kühnheit, Thätigkeit und Intelligenz, mit der er ſeinen Auftrag erfüllt, einen nicht geringen Namen erworben hat.

Ich glaube nicht, daß die Unruhen noch von langer Dauer ſeyn werden; auch dürften ſie ſchwerlich zu anderen Reſultaten führen als diejenigen, deren Schauplatz im vorigen Jahre die Manufaktur-Diſtrikte waren — und dann ſind dieſe Bewegungen, die von Zeit zu Zeit auf dem Boden Großbritanniens ausbrechen, obwol vorübergehend und dem Anſchein nach von geringer Bedeutung, nichtsdeſtoweniger als Symptome eines tiefen und innerlichen Mißmuths zu betrachten. Man kann politiſchen Beſchwerden durch Reformen abhelfen, aber es ſind ſoziale Krankheiten, welche Revolutionen hervorbringen. (Magaz. f. d. Litt. d. Ausl.)

Die Vetturini's in Italien.

Kaum iſt der Fremde aus dem Dampfboote, welches ihn nach Livorno gebracht, an's Land geſtiegen, als er auch von einem Dutzend Vetturini's (Kutſcher) überfallen wird, welche ſich um ihn ſtreiten wie um eine Beute, die ſie gemacht, und welche gerne Jeder allein in ſeinem Fuhrwerke mitentführen möchte. Umſonſt flüchtet ſich der Reiſende in den erſten beſten Fiaker; die Vetturini's ſind vor ihm an dem Thore des Hotels angelangt, in welchem er einzukehren gedenkt. Er ſieht ſich wieder von denſelben Schurken umringt, welche ihn ſchon im Hafen überfielen und nun noch zudringlicher und unverſchämter ſind, aus Verdruß, daß ſie ſo lange warten müſſen. Der Fremde, auf's Aeußerſte gebracht, erklärt, daß er nach Livorno gekommen ſey, um daſelbſt Geſchäfte zu machen, und nicht in der Abſicht, weiter zu reiſen; daß er ſich daher wenigſtens acht Tage daſelbſt aufhalten müſſe; er fragt den Kellner, laut genug, daß es alle Umſtehenden hören können, ob er für die Dauer der folgenden Woche ein Zimmer zu ſeiner Dispoſition bekommen könne. Erſt jetzt laſſen die Vetturini's ihre Beute fahren, doch mit dem feſten Vorſatze, ſich bei der erſten beſten Gelegenheit derſelben wieder zu bemächtigen; ſie eilen ſpornſtreichs nach dem Hafen zurück, um die etwa noch dort harrenden oder inzwiſchen von Neuem angekommenen Fremden zu überfallen.

Sollte es dem Obengenannten nach einer Stunde zum Unglück einfallen, ſein Hotel zu verlaſſen, ſo findet er wieder zwei Vetturini's vor dem Thore aufgepflanzt, ihm auflauernd. Dieſe ſind in dem Hotel bekannt und von dem Kellner bereits davon in Kenntniß geſetzt worden, daß es mit nichten acht Tage dauern werde, bis der Fremde abreiſe, daß er vielmehr ſchon morgen die Anker lichte. Es iſt für den Fremden nun das Gerathenſte, daß er die Aufpaſſer hereinrufe und mit ihnen ſich verſtändige. Wehe ihm aber, wenn er ſo unklug iſt, ſich auf die Straße zu begeben! Ueber fünfzig Vetturini's werden auf das Geſchrei jener zwei Aufpaſſer von allen Seiten herbeiſtrömen und die erſte Scene im Hafen wird ſich erneuern. Die Vetturini fordern zehn Piaſter für die Fahrt von Livorno nach Florenz. Bietet ihnen der Fremde nun fünf, ſo erhebt ſich unter ihnen ein heftiger Streit und ſie brechen in lautes Geſchrei und Flüche aus, ſo daß der unglückliche, geplagte Paſſagier genöthigt iſt, ſich zurückzuziehen und ihnen die Thüre vor der Naſe zuzuſchlagen. In fünf Minuten iſt aber einer der Plaggeiſter an das Fenſter des Reiſenden hinaufgeklettert und wird nun dort mit demſelben um fünf Piaſter einig.

Wenn der Reiſende ſo mit einem Vetturino Handels eins geworden, ſo iſt er dem Kollegium eine geheiligte Perſon: in zehn Minuten hat ſich durch ganz Livorno die wichtige Nachricht verbreitet, daß der Fremde ſeinen Vetturino habe. Alsdann kann er frei und ungehindert in Livorno herumgehen; er wird von Jedermann freundlich gegrüßt, Jedermann wünſcht ihm eine glückliche

Digitized by Google

Reiſe und es gewinnt jetzt den Anſchein, als wenn er ſich unter den uneigennützigſten Leuten von der Welt befände.

Pot-Pourri.

Die franzöſiſche Bank

hatte nach der Abrechnung vom 26. September einen Aktivſtand von 244,491,584 Franks in Baarem, 119,640,436 Fr. in Diskontirungen und Darlehen, 57,123,382 Fr. in Zweigbanken-Konti, 64,209,858 Fr. in Renten, Staatspapieren und Reſervefonds, 135,629 Fr. in vermiſchten Poſten; die Paſſiva betrugen: 224,997,500 Fr. in cirkulirenden Banknoten, 1,469,950 Fr. in vinkulirten Noten, 131,603,831 Fr. in Conti-correnti mit dem Staatsſchatz, 39,794,382 Fr. in andern Conti-correnti, 1,973,500 Fr. in Sichtwechſeln, 81,900,000 Fr. in Kapital und Reſerve, und 4,161,777 Fr. in verſchiedenen Poſten. Während des letzten Quartals hatten die Diskontirungen und Darlehen 278,832,309 Fr., die Bewegung der Privat-Conti-correnti 1,897,599,232 Fr., ditto der öffentlichen 175,836,570 Fr., der Geſammtumſatz der Kaſſen 2,335,384,800 Fr. betragen.

Eine gefährliche Wiſſenſchaft.

Man reiche Niemanden mehr die Hand, man gehe nie mehr ohne Handſchuhe, denn die Hand iſt der Spiegel des Geiſtes und Charakters geworden. Gall mit ſeinen Schädelerhöhungen tritt ganz in den Hintergrund, da man jetzt Niemanden erſt den Kopf zu betaſten braucht, um zu wiſſen, wen man vor ſich habe; ein flüchtiger Blick auf die Hand reicht jetzt vollkommen dazu hin. Die Hand iſt der Menſch geworden; ſie erklärt, ſie leitet, ſie unterſtützt ihn. Die Liebe zur Kunſt, zur Muſik, zur Poeſie liegt in der Hand; die Hand verräth, ob der Menſch das Geld liebt oder verſchwendet; die Hand zeigt, ob einer geſchickt iſt, ob er ſtolz, eitel, gelehrt, grauſam, verliebt. Und man braucht nicht einmal die ganze Hand zu ſehen, um Alles dies zu wiſſen; ein einziger Finger reicht hin. Große Hände verrathen, wer ſollte es glauben? einen gleichen Geiſt; mittele; glatte Finger, die ſich eckig oder ſpatelförmig endigen, verkünden die Anlage zur Kunſt. Schon Newton ſagte: „Wenn es an allen anderen Beweiſen fehlte, ſo würde mich der Daumen von dem Daſeyn Gottes überzeugen." Der Daumen ſpielt denn auch eine große Rolle in der neuen Wiſſenſchaft; er vertritt den Willen, die Energie. In Rom ſchnitt man den Feigen den Daumen ab und von pollex truncatus (abgeſchnittener Daumen) kommt das Wort „Poltron" her. Ein kleiner Daumen verräth bei den Männern ſchwachen Geiſt, bei den Frauen ſchwache Tugend. Ninon de l'Enclos hatte einen winzig kleinen Daumen; ein großer Daumen zeigt den großen Denker, den Mann an, der weiß, was er will; Galiläi, Newton, Leibnitz hatten große Daumen, Voltaire einen ungeheuer-großen. Wir wollen indeß den kleinen Daumen auch nicht herabſetzen, denn wenn er zugleich ganz glatt, ſo iſt er ein Zeichen von Poeſie. Eine weiche, zugleich große Hand verräth den Menſchen, der träge iſt und gern ißt und trinkt. Ein ſehr dicker, kurzer Finger iſt grauſam; ein langer dünner Finger verräth Liſt und Betrug, der halbdurchſichtige den Schwätzer. Die Klugheit hat ſtarke Finger mit großen Gelenken. Der Menſch, welcher den Daumen einzieht und in die Hand legt, iſt geizig. — Die ſchönſte, die glücklichſte Hand wird die pſychiſche genannt. Sie iſt klein und zierlich, hat einen Teller von mittlerer Größe, Finger mit kaum bemerklichen Gelenken und langen dünnen erſten Gliedern, einen zierlichen kleinen Daumen; das iſt die Hand des großen Künſtlers, des großen Fürſten, der Meiſterwerke ſchafft und Völker unterwirft.

Erkennungszeichen.

Ein engliſcher Prediger, geprieſen als vorzüglicher Kanzelredner, hatte viel Zulauf, beſaß aber nur das Talent, aus den beſten ältern Kanzelrednern und von den Manieren gefeierter Prediger das Beſte geſchickt zu benützen. Seine Zuhörer waren, da er in die Stimmungen des Tages klug und fügſam einging, meiſt aus der ſogenannten Vornehmheit, und da dieſe keine Predigten lieſt — weil es Niemand ſieht, — ſo war ſie nicht im Falle, ſeine Gedankendiebereien zu entdecken. Eines Tages aber nahm ein ältlicher ernſter Mann der Kanzel gegenüber Platz, und ſchon nach den erſten Sätzen und Geberdenſpiel des Redners, ſprach er ziemlich laut: „Das iſt Sherlock." Eine leiſe, bald überwundene Verlegenheit unterbrach die Predigt. Kaum aber hatte der Geiſtliche wieder eine kleine Zeit geredet und geſtikulirt, als es zum zweitenmal ertönte: „Das iſt Blair!" Mit ſichtbarer Ueberwindung fuhr der Redner nochmals fort; als aber bald darauf ein dritter Ausruf bemerkte: „Das iſt Tillotſon!" wandte er ſich zu dem läſtigen Cenſor mit den Worten: „Kerl, halt' er ſich ruhig, oder ich laſſe ihn hinauswerfen." „Das iſt er ſelbſt!" antwortete der alte Herr ganz laut, ohne eine Miene zu verziehen, und indem er ſich zum Fortgehen anſchickte.

Eine Duell-Geſchichte.

Kurze Zeit nach Auflöſung der Landwehr gerieth der wackere, gutmüthige Landwehr-Lieutenant W... mit dem geachteten Bürger M...., in Wortwechſel, in Folge deſſen Jener Dieſen forderte. Die Ausforderung wurde angenommen, und verabredet, daß den darauf folgenden Tag hinter dem ſ. g. blauen Thurme Satisfaktion gegeben werden ſolle. Lieutenant W... erſchien vor der feſtgeſetzten Zeit mit ſeinem Sekundanten und einigen Zeugen auf dem Kampfplatze, der entſcheidenden Stunde harrend. Dieſe kam, aber der Gegner nicht. Eine weitere halbe Stunde war bereits verflogen, und der Gegner fehlte noch immer. Schon flüſterten Sekundant und Zeugen unter ſich, und Lieutenant W... lächelte, wohl denkend, daß ſein Gegner ſich ihm nicht ſtellen werde, als dieſer eilfertig hinter der Krümmung des Weges hervor und auf ſeinen Gegner zutrat mit den Worten: „Herr Lieutenant, ich bitte um Entſchuldigung; wenn ich zu ſpät komme. Ich habe Familie und mußte meine Geſchäfte vor dieſer verhängnißvollen Stunde ordnen. Obgleich mein Haus noch nicht völlig beſtellt iſt, ſo wollte ich Sie doch nicht länger warten laſſen. Ich bin bereit, Ihnen Satisfaktion zu geben, ſtelle aber die Bedingung, daß Einer von uns auf dem Platze bleiben muß." „Gut, gut, mir recht!" rief Lieutenant W..., „hier meine Hand darauf." „Nun, ſo bleiben Sie auf dem Platze, Herr Lieutenant," entgegnete M..., „ich will zu Hauſe meinen Geſchäften nachgehen, während Sie, als lediger Herr, ſich leichter hier verweilen können." Verblüfft ſah W... dem davon eilenden M.... nach, bis die Zeugen endlich, unter plötzlich hervorbrechendem Lachen, mit ihrem kampfmuthigen ehemaligen Lieutenant aufbrachen, um bei einem Glas Wein das tragikomiſche Ereigniß von allen Seiten zu beleuchten.

Buntes.

Die Gattin des Profeſſor N. fragte denſelben, was denn eigentlich eine Oppoſitionsparthei ſey, von der jetzt ſo viel in den Zeitungen ſtehe. „Die Oppoſitionsparthei," erwiederte der Herr Gemahl, „iſt im Staate das, was Du in der Haushaltung biſt."

Wenn der geiſtvolle franzöſiſche Geſchichtſchreiber und Philoſoph Duclos von den jetzigen Römern ſprach, ſo ſagte er immer: „Ein Italiener aus Rom." Als man ihn um die Urſache fragte, verſetzte er: „Ich will die alten Römer nicht beleidigen."

Sinnſpruch.

O wüßten wir, was an der Zeit gelegen,
Wir ſprächen nie von ungleg'ner Zeit;
Die Brücke Zeit, bald iſt ſie abgeſchlagen;
Sie fällt; — es brauſt dem Säumigen entgegen
Das Meer der ungeleg'nen Ewigkeit.

Digitized by Google

Nro. 58.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Standbild des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Erlangen. — Die verhängnißvollen Handſchuhe. — Pot-Pourri.

Das Standbild des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Erlangen
und
Rückblicke auf das Univerſitäts-Jubiläum im Auguſt 1843.

Geſchildert von einem Zeitgenoſſen.

FRIEDRICH
Markgraf von Brandenburg-Bayreuth
GRÜNDER
der
Universität zu Erlangen.
1743.

Errichtet
von
LUDWIG I.
KOENIG VON BAYERN
HERZOG IN FRANKEN.
1843.

Wenn wir nns fragen, welcher wohl der erhabenſte Moment der jüngſt erlebten Erlanger Säkularjubelfeier genannt werden dürfe? ſo müßen wir, abgeſehen von dem kirchlichen Feſtakte, unſtreitig dem Augenblicke die Krone laſſen, in welchem die Hülle von dem Standbilde Markgraf Friedrichs von Brandenburg-Bayreuth, des Stifters der Univerſität Erlangen, fiel, womit die Munificenz unſeres allergnädigſten Königs, des hochherzigſten unter den gekrönten Mäcenen der Künſte und Wiſſenſchaften unſeres Jahrhunderts, dem Jubelfeſte der Erlanger Hochſchule am 24. Auguſt eine eben ſo ſinnige Weihe zu geben wußte, als Er ihr und der Stadt Erlangen damit auch eine der ſchönſten Zierden und ein dauerndes Andenken an zwel unvergeßliche Monarchen huldvoll verlieh.

„Wir **Ludwig** von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bel Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben ꝛc. Nachdem Wir beſchloſſen haben, daß auf Unſere Koſten angefertigte, in der Stadt Erlangen aufzuſtellende, und demnächſt auf Unſere Anordnung feierlich zu enthüllende Standbild des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, des Stifters der Univerſität zu Erlangen, der obengenannten Univerſität bei der erſten Säcularfeier ihrer Stiftung als ein Zeichen Unſerer Königlichen Huld zum Geſchenke zu geben, ſo haben Wir zu deſſen Bekräftigung hierüber die gegenwärtige, von Uns Allerhöchſt eigenhändig unterzeichnete Schenkungsurkunde ausfertigen, und der mehrbeſagten Univerſität zu Erlangen in Gnaden zuſtellen laſſen. Gegeben zu Aſchaffenburg, am ſieben und zwanzigſten Juni im Jahre Eintauſend achthundert drei und vierzig. Ludwig.“

So lautet die Urkunde, mittelſt welcher der gütiggeſinnte König der Univerſität Erlangen das aus ſeiner Kabinetskaſſe fließende Geſchenk ſeines Wohlwollens bekräftigte. Die Ueberantwortung deſſelben ſollte Hand in Hand mit der Jubelfeſtfeier gehen und ſo ward der zweite Tag dieſes Feſtes denn auch zur Uebergabe und Enthüllung des Standbildes beſtimmt, welches nunmehr den herrlichen geräumigen Platz vor dem königlichen Univerſitätsgebäude ſchmückt.

Je mehr und mehr das Kennerauge dieſes Meiſterſtück Schwanthalers betrachtet, deſto größer muß der Künſtler ihm gerade bei dieſer Arbeit erſcheinen, wo es ſich um die Aufgabe handelte, den höchſt unpoetiſchen Rococo der erſten Hälfte des vorigen Jahrhundertes mit der klaſſiſchen Plaſtik der Gegenwart zu verſöhnen. Und er hat ſie trefflich gelöst, dieſe ſchwierige Aufgabe, der treff-

Digitized by Google

liche Künſtler, daher auch gediegene Beurtheiler gerade dieſes Standbild zu ſeinen gelungenſten Arbeiten rechnen, für welche der Doktorhut, womit die Philoſophenfakultät Erlangens bei ihrer Ehrenpromotion ihn bedacht hat, eine verdiente Anerkennung genannt werden darf; denn wer iſt wohl des Namens **Magister artium liberalium** würdiger, als ein Schwanthaler? Uebrigens war der Meiſter hier auch durch die Perſönlichkeit des Markgrafen begünſtigt. Ein ſchöner ſtattlicher Mann mit freundlichem wohlwollendem Geſichte, von kräftigem Gliederbau und vollkommen ausgebildeter vornehmer und fürſtlicher Haltung, den Schwanthaler zwar in der Kleidung jener Zeit dargeſtellt, dem er aber doch den Eindruck der Idealiſirung auf eine überraſchende Weiſe zu geben gewußt hat. Auch der Platz, auf welchem das Bild ſteht, trägt viel zur Hebung deſſelben bei, denn er bildet ein regelmäßiges Viereck, von dreiſtöckigen Häuſern umgeben, die eine Seite vom k. Univerſitätsgebäude eingenommen; durch die Mitte des Platzes läuft die Hauptſtraße, die ihn in zwei gleiche Hälften theilt, jede ohngefähr von der Größe des Vendomeplatzes in Paris. Im Mittelpunkte der öſtlichen Hälfte ſtund nun das Standbild vom Tage ſeiner Aufrichtung an bis zum 24. Auguſt auf ſeinem granitenem Piedeſtal, mit einem weißen Mantel verhüllt und ſah, von Neugierigen reichlich umlagert, ſo ſeinem Ehrentage entgegen. Bevor wir aber dieſen ſelbſt ſchildern, ſey uns erlaubt, von vorne herein mit der Jubelfeſtfeier zu beginnen, weil alle Akte derſelben eine ſo eng geſchloſſene Kette bilden, daß keines ihrer Glieder ohne die andern betrachtet werden kann.

Schon der 15. Auguſt bildete gewiſſermaßen den Prolog zu dem großen Jubeldrama der **Friderico-Alexandrina**, in welchem alte und neue Zeit ſo ſinnig, ſo gemüthlich ſich berühren ſollte. Denn eben an dieſem Tage begrüßte eine Deputation des akademiſchen Senats das von München aus Stiegelmaiers Gußſtätte angelangte Monument in Tennenlohe und eine bedeutende Anzahl Studierender aus den drei von der Regierung anerkannten Verbindungen geleitete im Triumph den feſtlich geſchmückten Wagen Abends nach dem Orte ſeiner Beſtimmung, dem ſtattlichen Erlanger Marktplatze, wo für diesmal mit einem Lebehoch und dem bekannten **Gaudeamus** geſchloſſen wurde.

Die Jubelfeſttage ſelbſt waren, Allerhöchſter Entſchließung zufolge, auf den 23., 24. und 25. Auguſt feſtgeſetzt, und als Stellvertreter der Allerhöchſten Perſon des Königs hiebei der Präſident der Regierung von Mittelfranken, Freiherr von Andrian Excell. beſtimmt, welcher auch am 21. Auguſt bereits in Erlangen eintraf, noch am Abend einer Deputation der Univerſität und der Stadt, welche ihm ihre Aufwartung machte, alsbald die huldvollſte Aufnahme angedeihen ließ und ſpäter einen Fackelzug der Studentenverbindungen, durch welchen ſie dem königlichen Herrn Spezial-Kommiſſär, als Stellvertreter des allverehrten Monarchen bei dem bevorſtehenden Feſt, ihre Ehrerbietung bezeigen wollten, unter den Verſicherungen der gnädigſten Geſinnungen und Theilnahme für die Friedrich-Alexanders-Univerſität annahm.

Am 22. bezeichnete Morgens ſchon eine ungewöhnliche Regſamkeit den Beginn der Feſttage. Während Vormittags der akademiſche Senat und verſchiedene Behörden dem k. Herrn Spezial-Kommiſſär in Gala ihre Aufwartung machten, waren tauſende von Händen beſchäftigt, die netten hübſchen Häuſer der Stadt Erlangen mit zahlreichen Guirlanden, Feſtons und einer Menge von Wimpeln, Fahnen und Fähnchen, zumeiſt mit den Landesfarben, theilweiſe auch mit den Farben des Hauſes Brandenburg und ſelbſt mit jenen der in Erlangen beſtehenden Studentenverbindungen und andern ähnlichen Zierrathen zu ſchmücken. Unter den ſo ausgeſtatteten Häuſern zeichneten ſich, außer den durchaus reich und geſchmackvoll gezierten öffentlichen Gebäuden der Univerſität und der Stadt, noch ſehr viele Privathäuſer vortheilhaft aus, ja ſelbſt das entfernteſte Häuschen des armen Strumpfwirkers (bekanntlich hatte Erlangen früher bedeutende Strumpfmanufakturen, deren Arbeiter aber in neuern Zeiten ziemlich verarmt ſind) entbehrte nicht irgend eines gefälligen Zierrathes. Am unvergeßlichſten aber wird den Jubelgäſten das mit dem Bildniß des Allerdurchlauchtigſten **Rectoris magnificentissimi**, und mit verſchiedenen dem alten bekannten: „**gaudeamus igitur**“ entnommenen „Vivats“ geſchmückte und mit Laubgewinden, Drapperien und Fahnen aufs ſinnigſte verzierte Haus des ehrwürdigen Profeſſors der Anatomie, **Dr.** Fleiſchmann **sen.** bleiben, deſſen Anblick auf alle Anweſenden einen äußerſt heitern Eindruck ausübte. — Aus der Nähe und Ferne begann nun das Zuſtrömen froher Theilnehmer an der Jubelfeier, ſo daß bereits Nachmittags ein buntes Gewühl von alten und jungen Herren, von Studenten und Philiſtern, Bürgern und Fremdlingen den Markt und die Hauptſtraße füllte, wie Erlangen es wohl ſeit 1743 nicht mehr geſehen haben mag, und wobei es an heitern Wiedererkennungsſcenen natürlich nicht fehlte, die bei Manchen wie eine Lawine, von Schritt zu Schritt zunahmen. Höchſt impoſant nahm ſich zwiſchen drei und vier Uhr die Einfahrt der Nürnberger Eilpoſt aus, welche in acht oder neun Wagen einige fünfzig Paſſagiere mitbrachte, von denen nicht unter vierzig zu den Jubiläumsgäſten zu rechnen waren, und die mit lautem Jubel empfangen wurden, denſelben aufs freudigſte erwiederten und nicht wenig ſtaunten über den bräutlichen Schmuck des ſonſt ſo einfachen Muſenſtädtchens. Von Abends 5 Uhr an ſtrömten ganze Schaaren dieſer Eingewanderten dem hübſchem Prater vorm Nürnberger Thore zu, wo ſich Hunderte von Freunden in Kuß und Händedruck nach langen Jahren wieder einmal den alten herzlichen Willkomm boten und der zahlreich anweſenden Studentenſchaft das ſchöne Beiſpiel lieferten, wie eng das Band, welches auf Univerſitäten die Herzen einmal verknüpft hat, auch im mühe- und ſorgenvollen Berufsleben geſchlungen bleibe. Die gerade hier anweſende Schwarzenbacher Muſikgeſellſchaft unter Herrn Gungl's trefflicher Leitung half den frohen Genuß noch erhöhen: nur füllte ſich der Platz zuletzt ſo, daß man ſich kaum mehr bewegen konnte. Halb ſechs Uhr zog die von der Nachbarſtadt Fürth freundlich angebotene Landwehrartellerie in ſchönſter Haltung durch die Stadt, begleitet von einer Abtheilung hieſiger Miliz, um auf dem Altſtädter Berg dem Feſte gebührenden Kanonendonner entgegenzuſenden, der ſich denn auch nach ſechs Uhr ernſt und kräftig in das Glockengeläute und in die rührenden Inſtrumentalchöre miſchte, die von den Stadtthürmen aus dem Feſte den erſten Gruß zu ſpenden begannen. Später hatte man Gelegenheit bei von außen und innen erleuchtetem Schauſpielhauſe eine wohleingeübte Feſt-Ouverture von Schneider zu hören und das von dem Prof. Winterling mit Genialität gedichtete Feſtſpiel mit einer Darſtellung der Statue des Markgrafen Friedrich à la Regenti und Wlach, ſodann die bekannte Regimentstochter in gelungener Aufführung zu ſehen und die ſinnige Ausſchmückung des eleganten Erlanger Thalientempels zu bewundern. Bis gegen Mitternacht konnte man in den Verſammlungslocalitäten der Harmoniegeſellſchaft, dann auch der verſchiedenen Studentencorporationen frohe Gäſte finden, die ſich, je nach den Zeitaltern, denen ſie angehörten gruppirt, in heiteren Erinnerungen ergingen, es aber auch nicht verſchmähten an der anſtändigen Freude der Studirenden lebhaften Antheil zu nehmen. Der Geiſt der Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, der von jeher in Erlangen geherrſcht hat, durchzog dieſen Abend Alt und Jung in reichem Maaße und verſprach, die Säkularfeier der beſcheidenen **Friderico-Alexandrina** zu einem der ſchönſten und denkwürdigſten Feſte der Art zu machen.

Den Eingang des Geiſt und Herz erhebenden akademiſchen Jubelſabbathes hatten um 6 Uhr Abends die ehernen Stimmen der Glocken bereits verkündet und die erſte innere Weihe des Feſtes bekundete ſich in dem ſchönen akademiſchen Feſtgruße, welchen am nämlichen Abende noch eine Anzahl würdiger alter akademiſcher Zeitgenoſſen, Namens aller ihrer Mitgäſte an die Studenten erlaſſen und unterzeichnet hatten, und welcher alſo lautet:

„Feſtgruß der Studirenden der Vorzeit an die Studirenden der Gegenwart. Aus allen Gauen des deutſchen Vaterlandes ſind die alten Muſenſöhne der **Friderico-**

Digitized by Google

Alexandrina herbeigekommen, um mit Euch, Ihr jugendlichen Freunde, der gemeinſamen Alma Mater ſchönes Jubelfeſt zu feiern. Deßhalb bitten wir Euch mit herzlichem Gruß die Hand zum Bunde, der uns vereinen ſoll, durch Eintracht und Heiterkeit des Feſtes Würde zu erhöhen. Kein Mißverſtändniß, keine Zwietracht darf unter uns, unter den Söhnen eines zu neuer Einigkeit erhobenen Vaterlandes beſtehen, und nach alter akademiſcher Sitte ſoll uns kein unbedachtes Wort in dieſen Tagen der Freude entzweien. Des Feſtes Ehre iſt in unſere Hände gelegt, laßt uns ſie bewahren in Eintracht und Liebe.“ Um ihn recht zu verbreiten, war derſelbe alsbald gedruckt worden, und wahrlich, er hat die herrlichſten Früchte getragen, denn vom erſten bis zum letzten Augenblicke der Feſtfeier an herrſchte der Geiſt des Friedens und der Eintracht bei Alt und Jung.

Nicht vergeſſen dürfen wir einiger lebhaften Vivats, welche unvorbereitet und lediglich als Erguß einer jugendlich frohen Stimmung ſpät Abends noch vor der Wohnung des Herrn Spezialkommiſſärs und mehrerer beliebter akademiſcher Lehrer ausgerufen wurden, und deren in den Zeitungsberichten keine Erwähnung gethan iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Die verhängnißvollen Handſchuhe.

Novellette.

Vor einigen Monaten, vielleicht vor einigen Jahren, war es, als ich auf dem Quai „aux Fleurs“ in einem ſehr luftigen und viel Abwechslung bietenden Viertel wohnte. Meine Fenſter boten mir die unterhaltendſte Ausſicht; ich erblickte von hier aus die hübſcheſten Bäuerinnen aus der Umgegend von Paris, die friſcher wie die Roſen, aber nicht ſo ſchüchtern ſind, wie das Laub der Zitterpappeln, das ſich beim leiſeſten Luftzug bewegt. Auch ſah ich noch mancherlei Angenehmes anderer Art, z. B. die parallel laufenden Ufer der Seine, meiner Nachbarin, die Fahrzeuge der Fiſcher, die ſie durchkreuzten, ſo wie die Herren Verurtheilten, die man nach dem Platz des Juſtizpallaſtes abführte, — dieß Alles war ſehr amüſant. Was aber das Alleramüſanteſte war, das war ein reizendes Kind in einem Tüllhäubchen und in einem zarten Mouſſelinkleide, eine Blüthe ſo friſch wie der Frühling, luſtig und neckiſch und dabei gutherzig und gefühlvoll, wie alle junge Mädchen, nämlich alle vom Quai „aux Fleurs.“ Auch führte ſie einen ihrer würdigen Namen, ſie hieß Röschen. Eines Tages kam ich zu ihr, verlegen, in großer Bedrängniß, außer mir, keuchend.

„Meine gute Nachbarin,“ ſprach ich, „Sie ſehen mich verloren, entehrt, — meine einzige Hoffnung beruht nur noch auf Ihnen.“

„Himmel, was iſt Ihnen denn? Was wünſchen Sie? Schnell, ſagen Sie mir, was Ihnen fehlt.“

„Anmuthigſte aller Brünetten, Sie ſehen mich in ſchwarzem Frack, in weißem Piquegilet; ich bin zu einem Ball eingeladen, auf dem ich einem großen Schriftſteller vorgeſtellt werden ſoll, den ich noch nicht kenne, der mich aber protegiren würde, und ich kann nicht dahin gehen.“

„Und warum?“

„Sehen Sie mich an — ich habe keine Handſchuhe, keine weißen Handſchuhe.“

„Und kein Geld?“

„Nicht einmal einen böſen Heller, und da kam ich denn zu Ihnen, ob Sie vielleicht —“

„Ich?“ unterbrach mich Röschen; ach, ich habe meinen letzten Frank ausgegeben, um zuſammen mit einer bekannten Dame den „Sonneur de Saint Paul“ des Herrn Bouchardy zu ſehen.“

„Was ſoll ich denn anfangen? Ohne Handſchuhe kann ich nicht in Geſellſchaft gehen, und doch hinge vielleicht das Glück meiner Zukunft von dieſem —“

Röschen ſtieß einen Freudenſchrei aus.

„Ich hab's, ich hab's, ſagte ſie, „ich weiß Rettung für Sie! Auf dem Marché du Temple weiß ich eine Trödlerin, die den Kammerfrauen großer Häuſer die Kleidungsſtücke ihrer Herrſchaften abkauft.“

„Nun?“

„Nun, ſie hat auch Handſchuhe.“

„Weiße?“

„Ja wohl, weiße! — Haben Sie eine große Hand? laſſen Sie ſehen. Nein, es geht. Das iſt ja vortrefflich. Wohlan! ich thue nur einen Sprung zu meiner Trödlerin, und Sie ſollen im Stande ſeyn, auf den Ball zu gehen, mein Herr Verzweifelnder!“

Lachend ſchlüpfte ſie hinaus und nahm ſich kaum die Mühe, ihre feine und anmuthige Figur mit einem ſchwarz und rothen Tuch zu verhüllen. — O, wie allerliebſt ſah ſie aus! — Die friſche Jugend bedarf keines Cachemirs.

Am Abend begab ich mich zu Frau v. B...., zu der ich eingeladen war, und — o unerhörtes, namenloſes Glück! — ich hatte weiße Handſchuhe! Ein Paar kleine weiße Handſchuhe, die von Ambra und Patſchouli dufteten, und die ich freilich nicht ohne immenſe Anſtrengung würde an meine Hände haben zwingen können, — ein Paar Bijoux, ſo zu ſagen, von dem feinſten Leder, die noch keine Tänzerin berührt hatte, denn ſie waren ganz rein und ohne allen Makel. Da ich meine fünf Finger in dieſe parfümirten Gefängniſſe nicht hineinzwängen konnte, ſo hielt ich ſie in der Hand, wodurch den Anforderungen der Etikette hinlänglich Genüge geleiſtet wurde.

Auf einmal trat Frau v. B.... zu mir und ſprach:

„Wie, mein Herr, Sie tanzen nicht?“

„Nein, gnädige Frau.“

„O, nicht doch, nicht doch,“ entgegnete Frau v. B...., indem ſie meine bloße Hand ergriff. „Sehen Sie, dieſe Dame dort geſtattet Ihnen, mit ihr zu tanzen; ſie iſt ſo eben erſt gekommen und hat noch kein Engagement; ſie iſt eine reizende Wittwe —.“

Die Dame, zu der mich Frau v. B.... führte, war außerordentlich hübſch; ſie hatte einen Teint wie weißer Atlas, feurige, ſchwarze Augen, die wie Edelſteine funkelten, einen hinreißenden Mund mit einem Lächeln, das durch ſeine graziöſe Ironie Einen hätte toll machen können. So war die Marquiſe Johanna v. Rezeillie.

„Erlauben Sie, mein ſchöner Engel,“ ſagte Frau v. B. zu ihr, „der Herr hat mich um die Begünſtigung gebeten, mit mir tanzen zu dürfen; aber ach, ich bin ſchon zu vernünftig, ich tauge nur noch für die Menuette. Doch habe ich freien Kredit in dem Buche ihrer Gefälligkeit und Liebe, deßhalb mache ich Schulden auf Ihre Freundſchaft, und Sie müſſen mich auslöſchen.“

Die ſchöne Johanna ſtand auf und grüßte mit einem Zeichen der Einwilligung. Ich war gefangen und mußte mich zum Tanze bereit machen, ich wollte wollen oder nicht, ich mußte — meine Handſchuhe anziehen.

Mit aller nur möglichen Anſtrengung machte ich den Verſuch; ich ſchwitzte vor Scham und Ungeduld.

„Sie ſcheinen etwas enge Handſchuhe zu haben,“ ſprach die Marquiſe lachend zu mir; „die werden Sie wohl kaum anziehen können.“

„Gnädige Frau,“ ſtotterte ich, „ich bin in Verlegenheit.“

„Geben Sie ſich keine Mühe,“ entgegnete ſie mit reizender Grazie.

„Ich kann Ihnen aber doch keine unbehandſchuhte Hand bieten?“

„Warum nicht? Es geht nun einmal nicht anders.“

Damit gab ſie mir ihre Hand, eine wahre Feenhand, eine allerliebſte, ſchmale, weiße Hand mit Fingern wie Elfenbein und roſenrothen Nägeln.

Als ich den Contretanz beendigt hatte, begab ich mich eiligſt hinweg; denn ich fühlte das dringende Bedürfniß, mit mir allein zu ſeyn. Warum? Weil ich, indem ich mir alle Mühe gegeben, die Handſchuhe anzuziehen, gefühlt hatte, daß in einem derſelben ein Papier ſtecke. Ich erſah mir einen verborgenen Winkel im Vorſaale und zog das geheimnißvolle Papier heraus. Was erblickte ich? Ein zierliches Billet mit einer Wappenchiffre und von Frauen-

Digitized by Google

hand geſchrieben. Eben wollte ich anfangen zu leſen, als ich hinter mir einen langen, kalten, trockenen Mann wahrnahm, der mir über die Schulter ſah.

Eiligſt ſteckte ich das Billet zu mir.

„Mein Herr," ſprach mein Unbekannter, „hier iſt meine Karte."

„Aber warum —"

„Morgen am Thor Maillot, um ſechs Uhr früh, Degen oder Piſtolen, nach Ihrem Belieben."

„Aber, mein Herr, darf ich mir erlauben, zu fragen —"

„Still, kein Geräuſch, bitt' ich. Alſo morgen, wenn's gefällig iſt."

Nach dieſen Worten grüßte er mit kalter Höflichkeit und verſchwand in der Menge der Tänzer.

Ich ſah die Karte an — „Louis von Sennevil" ſtand darauf. Weshalb dieſe Herausforderung? Sie mußte nothwendig auf einem Irrthume beruhen. Ich ſann und ſann, und da ich nichts von Allem begreifen konnte, ſo überließ ich mich meinem Schickſale. Um ſechs Uhr verließ ich den Ball. Als ich die Treppe hinabſtieg, hielt mich Jemand an und fragte mich:

„Sind Sie der Tänzer, der um Mitternacht ein Billet im Vorſaale las?"

„Ja, der bin ich."

„Dann haben Sie die Güte, mir zu folgen."

Er öffnete die Thür eines Wagens und bat mich, einzuſteigen. Hier fand ich mich Angeſichts meines Herausforderers. Er grüßte mich. Er hatte noch zwei Perſonen bei ſich. Wir kamen im Gehölz an. Da erſt brach Herr v. Sennevil ſein Stillſchweigen und ſprach:

„Degen oder Piſtolen?"

„Erlauben Sie — ich verlange zu wiſſen —"

„Das iſt nicht nöthig."

„Aber ich will wiſſen, weshalb wir uns ſchlagen."

„Mein Herr, wir ſchlagen uns — bis zum Tode des Einen; doch würden wir ſehr rückſichtslos handeln, wenn uns ein Wort entſchlüpfte, das eine dritte Perſon compromittiren könnte."

„Mein Herr," entgegnete ich ihm, „mich dünkt, wenn irgend Jemand hier compromittirt iſt, ſo bin ich es, ich, den man nöthigt, ſich zu ſchlagen, ohne einen Grund anzugeben."

„Ohne einen Grund? Und jener Brief?"

„Welcher Brief?"

„Still, kein Wort! An's Werk!"

Herr v. Sennevil machte ſich fertig, als ſich ein Geräuſch hören ließ. Es war die Gendarmerie.

„Mein Herr," ſprach Herr von Sennevil, mich wüthend anſehend, Sie ſind eine Memme! Sie haben die bewaffnete Macht herbeigerufen."

Bei dem Worte „Memme" warf ich mich auf den Unverſchämten; aber die Gendarmen hielten mich ſo lange zurück, bis die Herren verſchwunden waren. Wüthend kehrte ich nach Hauſe zurück. Als ich mich auskleidete, fiel etwas aus dem Handſchuh heraus. Es war das Billet. Ich öffnete es und las:

„Mein lieber, theurer Freund!

„Seyn Sie, ich bitte, in Beziehung auf das, was ich Ihnen hier ſage, discret. Laſſen Sie morgen für die arme Frau, von der Sie mit mir geſprochen, hundert und fünfzig Franken bei mir abholen, die Ihnen mein Notar nach Vorzeigung dieſes Briefes auszahlen wird. Ich bedauere, daß ich mich nicht ſchon eher bei dieſem Werke der Wohlthätigkeit betheiligen konnte. Bin ich nicht immer Ihre Sie von Herzen liebende Jane?"

Die Aufſchrift lautete: „An den Herrn Pfarrer von — u. ſ. w.

Ich blieb ſtarr vor Erſtaunen nach Leſung dieſes Briefes. Die Handſchuhe, welche mir Röschen verſchafft hatte, hatten der Marquiſe angehört. Ihre Kammerfrau hatte ſie verkauft, ohne zu ahnen, daß ein ſo bedeutſames Billet in einem von ihnen verborgen ſey. Ich begab mich zu ihr; Herr v. Sennevil war bei ihr.

„Gnädige Frau," ſprach ich, „ich bringe Ihnen ein Billet wieder."

„Ein Billet?„

„Hier iſt es."

„Ach, mein Billet an den Pfarrer, der letzten Montag bei der Herzogin ſeyn ſollte und nicht kam! Aber wie kommen Sie dazu?"

Ich erzählte ihr nun meine ganze Verlegenheit wegen der Handſchuhe, die mir meine Nachbarin verſchafft hatte.

„Und dieſe Handſchuhe, die ſo klein waren, daß Sie ſie nicht anziehen konnten?" fragte die Marquiſe.

„Ich war ungeſchickt genug, nicht zu errathen, daß ſie die Ihrigen ſeyn konnten."

„Mein Herr," ſagte Herr von Sennevil, „ich bin der Bruder der Marquiſe. Auf dem Ball erkannte ich ihre Handſchrift in Ihren Händen. Ich wähnte es beſtehe zwiſchen Ihnen und ihr eine ſtrafbare Correſpondenz, die die Unvorſichtigkeit meiner Schweſter nicht entſchuldigen könne. Jetzt weiß ich es beſſer; ich habe Sie mit Unrecht herausgefordert."

„Mein Herr," ſprach jetzt Johanna, „darf ich dieſe Handſchuhe behalten?"

„Behalten Sie ſie in Gottes Namen, gnädige Frau!" antwortete ich; „als Preis dafür bedinge ich mir nur die Ehre aus, eine von den beiden Händen küſſen zu dürfen, die ſie bedeckt haben."

* * *

„Nun lieber Nachbar," fragte mich Röschen bei meiner Rückkehr, „haben Sie ſich gut unterhalten auf dem Balle?"

„Ja, mein ſchönes Kind. Aber merken Sie ſich etwas für die Zukunft."

„Was denn?"

„Wenn Sie mir wieder Handſchuhe kaufen, ſo nehmen Sie keine Damenhandſchuhe."

Pot-Pourri.

Der Pariſer Moniteur.

Dieſe Zeitung iſt eine Art ſchwarzes Brett, an welchem die Miniſterien ihre offiziellen Dokumente anſchlagen. Der Eigenthümer und Direktor dieſes für die Geſchichte Frankreichs ſo wichtigen Journals iſt Ernſt Panckoucke. Unter allen Journaldirektoren Frankreichs hat Hr. Panckoucke am wenigſten zu thun, eben ſo wenig ſein Hauptredakteur Alphons Grün. Letzterer (ein Advokat aus Elſaß) verdankt dieſe angenehme Sinecure Guizot's Vermittelung. Seine ausſchließliche Beſchäftigung beſteht darin, ſtets zu wachen, daß kein ſelbſtſtändiger Artikel Aufnahme findet, was mit 8000 Frks. und dem Orden der Ehrenlegion bezahlt wird. Solche Poſten zeigen ſich als wahre Invaliden-Verſorgungen und werden um ſo mehr beneidet, als ſie weder den Folgen eines Miniſterwechſels, noch ſelbſt denen einer Dynaſtie-Veränderung unterworfen ſind. An Hrn. Sauvo (dem Vorgänger Grün's) waren die konſtitutionirende wie geſetzgebende Verſammlung, der Nationalkonvent, das Direktorium, das Konſulat, das Kaiſerreich, die Reſtauration und die Juli-Regierung vorübergegangen, ohne ihn zu erſchüttern. Der Redakteur en chef des „Moniteur" würde, die Hände in den Taſchen, fortfahren, ihn zu redigiren, ſelbſt wenn das Weltgebäude in Trümmern zerfiele. Er iſt der Mann des Horaziſchen: Impavidum ferient ruinae.

Köln und Antwerpen.

Nach Eröffnung der Eiſenbahn.

„Wo liegt Antwerpen? Künftig liegt's am Rheine;
Und wo liegt Köln? Es liegt am Nordſeeſtrand.
Was Gold getrennt, fügt Eiſen zum Vereine,
Und friedlich bricht's die alte Scheidewand.

Bundknüpfend mag's zur See den Deutſchen weiſen,
Dem Belgier ſey es Weiſer nach dem Rhein.
Und — wie das Bindemittel war von Eiſen,
So mag auch eiſern die Verbindung ſeyn."

Digitized by Google

Nro. 59.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Standbild des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Erlangen. — Pot-Pourri. — Buntes.

Das Standbild des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Erlangen
und
Rückblicke auf das Univerſitäts-Jubiläum im Auguſt 1843.

Geſchildert von einem Zeitgenoſſen.

(Fortſetzung.)

Mittwoch den 23. Aug. Morgens verkündeten Kanonendonner, Glockengeläute und Muſik den Anbruch des erſten Jubeltages. Schon von 6 Uhr an daſſelbe muntere Wogen durch die Straßen, dieſelben freudigen Begrüßungen, wie Tags zuvor; auch dieſelben herzlichen, die Hüte jedoch komiſcher Weiſe häufig herabſchleudernden Umarmungen und Küſſe alter Zeitgenoſſen, die ſeit Jahrzehnden ſich nicht mehr geſehen hatten. Nach 7 Uhr fuhren die beiden Bürgermeiſter und eine Deputation der Gemeindebevollmächtigten zum Prorektor Kirchenrath Dr. Engelhard und Prokanzler Hofrath Dr. Bucher, und überreichten denſelben 1) eine Glückwunſchaddreſſe der Stadt an den k. akademiſchen Senat, und 2) den genannten beiden dermaligen Vorſtänden der k. Univerſität die Diplome des Ehrenbürgerrechts der hieſigen Stadt. Sämtliche Urkunden waren auf das Reichſte und Geſchmackvollſte ausgeſtattet. Um 9 Uhr ſtrömten alle zum Feſtzuge gehörenden Perſonen dem Univerſitätsgebäude zu, in deſſen großer Aula die Verſammlung ſtattfand. Hierauf begann ſich der impoſante Zug im Univerſitätsgebäude zu ordnen, wobei das heimtückiſche Plejadengeſtirn mit ſeiner naſſen Beſcheerung die Freuden der Studirenden an ihren Fahnen und ihrem Feſtkoſtüm faſt zu Waſſer zu machen drohte, indem ein paar Gewitterwolken ſich mehr, als angenehm war, plötzlich zu entleeren begannen. Doch dauerte der Schrecken nicht ſehr lange, und nach halb zehn Uhr ſetzte ſich der Zug vom Univerſitätsgebäude aus in Bewegung. Voraus ging ein Generalzugführer mit 2 Adjutanten in burſchikoſer Gala und mit weiß und blauen Schärpen geſchmückt. Dieſen folgte ein Muſikkorps und hierauf die erſte Hälfte der Studierenden, in ihrer Weiſe feſtlich gekleidet und von einem Anführer und zwei Adjutanten mit Hiebern geführt. Ihnen folgte die Geiſtlichkeit ſämtlicher Konfeſſionen, worauf die beiden Bürgermeiſter, die Glieder des Magiſtrates, des Landwehroffizierkorps und die Gemeindebevollmächtigten kamen. Alsdann der Träger der von den Erlanger Damen herrlich geſtickten Univerſitätsfahne, welche auf einer Seite das k. bayeriſche Wappen, auf der andern Seite die Univerſitätswappenſchilder enthielt, und von Studioſus Vocke, einem ſchönen kräftigen blonden Jüngling, getragen wurde, dem zwei Adjutanten zur Seite gingen. Nun kamen die Deputirten der fremden Univerſitäten, geleitet von ſämtlichen mit ihren ſtattlichen Talaren und Baretten bekleideten Mitgliedern der Univerſität. Berlin erſchien vertreten durch die dortigen Rechtslehrer Puchta und Stahl; Bonn durch den Profeſſor Dr. med. Harleß; Breslau durch den Juriſten Abegg; Gießen durch den berühmten Chemiker Liebig (ehedem ſelbſt Student zu Erlangen) und den Rechtslehrer Birnbaum; Göttingen durch Rudolf Wagner (noch vor Kurzem Erlanger Profeſſor) und Zachariä; Halle durch Blanc und den ehrwürdigen ehemaligen Erlanger Profeſſor Schweigger; Heidelberg durch den ebenfalls einſt Erlangen angehörigen Staatswirthſchaftslehrer Rau; Jena durch den Theologen Haaſe (vor 20 Jahren Erlanger Student); Kiel durch die Profeſſoren Chalibäus und Herrmann; Leipzig durch Wachsmuth; Marburg durch Rehberg und Platner; München durch Martius und Zenger; Roſtock durch Hoffmann (noch vor Kurzem Profeſſor der Theologie in Erlangen); Würzburg endlich durch d'Outrepont und Oſann. Von der Akademie der Wiſſenſchaften zu München waren Thierſch und Steinheil als Deputirte zugegen *). Hierauf folgte der Prokanzler Dr. Bucher, begleitet von zwei Marſchällen, hinter ſich die beiden Pedelle mit den Inſignien der Univerſität; alsdann der gegenwärtige Prorektor Dr. W. Engelhard im Geleit von vier Marſchällen. Nun kam der zum Vertreter der erhabenen Perſon Sr. Majeſtät unſeres allerdurchlauchtigſten Königs, als Rectoris magnificentissimi der Friedrichs-Alexanders-Univerſität, allergnädigſt ernannte Hofkommiſſär, Se. Exc. Freiherr von Andrian-Werburg, k. Präſident der Regierung von Mittelfranken ꝛc., begleitet von einer Deputation der Univerſität. Als Episcopus maximus der proteſtantiſchen Kirche Bayerns, welcher die Univerſität durch ihre Theologenfakultät beſonders gewidmet iſt, erſchien Se. Majeſtät durch das Oberkonſiſtorium vertreten, das ſeinen älteſten Rath Dr. v. Niethammer nebſt den Amtsgenoſſen deſſelben: Faber und v. Grupen abgeordnet hatte. Hierauf folgten die geladenen Gäſte (außer den ſchon genannten Deputirten der fremden Univerſitäten) unter welchen man mit Vergnügen die Bürgermeiſter von Nürnberg, Augsburg und mehreren andern fränkiſchen und ſchwäbiſchen Städten und die Rektoren von ſämtlichen proteſtantiſchen Gymnaſien Bayerns bemerkte; dann kamen die k. Behörden in Gala-Uniform, die Rektoren des ſtädtiſchen Gymnaſiums und der landwirthſchaftlichen Schule und ſodann noch mehrere Hunderte von freiwillig herbeigeſtrömten Gäſten, die einſt ihre wiſſenſchaftliche Bildung in Erlangen genoſſen hatten, und den Ehrentag ihrer Friderico-Alexandrina mitfeiern wollten, unter ihnen namentlich ſehr viele Glieder der Geiſtlichkeit: Dekane und Pfarrherren aus weiter Ferne, Beamte des In- und Auslandes, zum Theil in hohen Aemtern ſtehend, — eine nicht unbeträchtliche Anzahl von ausgezeichneten Männern. Die zweite Hälfte der Studierenden mit ihren Zugführern und Adjutanten ſchloß den Zug. Den Studenten hatten ſich übrigens auch recht viele akademiſche Jünglinge von andern Univerſitäten als Jubiläumsgäſte angereiht. Es war wirklich ein impoſanter und ſehenswerther Zug, wie er ſich ſo durch die Apfel-, Waſſerthurm- und Schiffgaſſe, um die Altſtädter Kirche herum, die Hauptſtraße herauf, alsdann in gerader Richtung über den Haupt- und Holzmarkt und zuletzt um die Ecke der ehemaligen

*) Daß von der Univerſität Tübingen, welche doch unter den proteſtantiſchen Hochſchulen in nächſter nachbarlicher Beziehung zu Erlangen ſteht, kein Abgeordneter ſichtbar war, fiel allgemein auf.

Digitized by Google

Univerſitätskirche durch das große Portal der neureſtaurirten geräumigen Neuſtädter Hauptkirche bewegte. Die Profeſſoren in ihren mittelalterlichen Talaren und Baretten verliehen dem Ganzen den Typus einer feierlichen Prozeſſion, bei welcher auch die Fahnen nicht fehlten. Unter dieſen zeichneten ſich vorzüglich die der fränkiſchen Landsmannſchaft (die Studirenden, welche keiner der geduldeten Verbindungen angehören, hatten für die Feſttage zwei große Landsmannſchaften, die der Franken und Voigtländer, improviſirt), dann die der Uttenreuther und Bubenreuther durch hübſche Stickereien und ihre bedeutende Größe aus. Es waren ihrer im Ganzen acht, und ihre Träger ſowol als die übrigen begleitenden Studenten boten das erfreuliche Bild einer kräftigen, blühenden, hoffnungsvollen deutſchen Jugend, der man es wohl anſah, daß ſie aus ganzem Herzen das Feſt mitfeierte. Die k. Landwehr der Stadt Erlangen, von trefflichem Ausſehen, bildete vom Markte bis zur Kirche Spalier, und rühmliche Erwähnung verdient die ruhige und ehrerbietige Haltung der ungeheuren Volksmaſſe, durch welche er ſich bewegte.

In der Kirche angelangt, nahmen der k. Hofkommiſſär, die auswärtigen Deputirten und die Mitglieder der Univerſität vor dem Altare Platz, die übrigen Theilnehmer reihten ſich im Schiffe der Kirche. Die Fahnenträger der Studentengeſellſchaften ſtellten ſich mit ihren Adjutanten in dem Hauptgange, dem Altare gegenüber, auf und die übrigen Studierenden bekamen ihre Plätze ebenfalls im Schiffe.

Nach einem ernſten Orgelpräludium ſang ein ausgezeichneter Sängerchor von Studierenden das „Hallelujah ꝛc.", ein kurzer Vorgottesdienſt vom Stadtpfarrer Dr. Irmiſcher am Altare gehalten, folgte, worauf die dießmal ſehr gewählte Gemeinde das „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr" anſtimmte, welchem Reſponſorien des 100ſten Pſalmes Kollekte, Lektion des 111ſten Pſalmes und ein Hallelujah folgten. Dann ſang die Gemeinde das Lied: „Ach bleib mit Deiner Gnade", wobei manche Thräne der Rührung in den Augen von Männern erſichtlich war, die ſonſt wohl über das Zeitalter der Weichheit hinaus ſind. Nun betrat der Univerſitätsprediger Profeſſor Dr. Thomaſius die Kanzel, und erbaute in einer eben ſo tüchtig ausgearbeiteten, als mit Wärme und Begeiſterung vorgetragenen Predigt über I. Korinth. 12, 4. bis 11., mit dem Thema: „Worauf die geſegnete Wirkung der Univerſitäten beruht", die ſämtlichen Anweſenden, unter denen wohl die Hälfte dem geiſtlichen Stande angehören mochte, auf erhebende Weiſe. Beſonders ergreifend waren die herzlichen Worte, welche der Prediger an die ſtudirenden Jünglinge richtete, und worin er ſie auf die ihnen geſetzte erhabene Aufgabe aufmerkſam machte. Bei dem Schlußgebete, welches der treffliche Kanzelredner mit tiefer Rührung ſprach, blieb kein Herz unbewegt, das es mit der Friederico-Alexandrina redlich meynt, kein Auge trocken, das einen ernſten Blick in die Vergangenheit der Univerſität mit all ihren merkwürdigen Führungen und Erlebniſſen geworfen; und als die Gemeinde den Vers des oben bemerkten Liedes: „Ach bleib mit Deiner Treue" mit vollen kräftigen Männerſtimmen abſang, da hatte wohl (es war eben 12 Uhr) die wichtigſte und ernſteſte Stunde der Univerſität Erlangen im gegenwärtigen Jahrhundert geſchlagen. Den Schluß des ganzen Gottesdienſtes bildete das „Danket dem Herrn", welches Dekan und Profeſſor Dr. v. Ammon am Altare abſang, und der Schlußchor: Die Gnade unſeres Herrn Jeſu ꝛc. Wohl nicht Einer dürfte die Kirche verlaſſen haben, der ſich nicht geſtehen mußte, daß er jetzt die Erinnerung an eine heilige und erbauende Stunde für ſein ganzes Leben mitgenommen. Mittags 2 Uhr fand auf allerhöchſte Anordnung Sr. Maj. des Königs ein Feſtdiner von 150 Couverts im ſtädtiſchen Redoutenſaale ſtatt, wozu Se. Exc. der k. Hofkommiſſär, alle Mitglieder der Univerſität, die auswärtigen Deputirten, die Vorſtände aller Lokalbehörden, viele ausgezeichnete Gäſte und mehrere Gäſte von den drei genehmigten Verbindungen „Onolbia," „Baruthia" und „Bavaria" eingeladen hatte. Den erſten Toaſt brachte der Prorektor auf Se. Maj. den König aus, den zweiten der k. Hofkommiſſär auf die k. Univerſität, der Prokanzler Dr. Bucher den dritten auf Se k. Hoh. den Kronprinzen und das k. Haus und der erſte Bürgermeiſter Dr. Lammers jenen auf den k. Hofkommiſſär. Zahlreiche Trinkſprüche meiſt ſinnigen Inhaltes erhöhten die allgemeine Heiterkeit, welche dieſes Feſtmahl bis ſechs Uhr ausdehnte. Viele der Jubiläumsgäſte aber hatten ſich auch in den Gaſthöfen zum Wallfiſch und zur blauen Glocke zuſammengeſchaart und erfreuten ſich da eines guten Tiſches und einer gemüthlichen Unterhaltung. Leider trübte ſich Nachmittags der Himmel wiederum, und verſchiedene Streifregen vergällten den in ungeheurer Anzahl nach dem alten befreundeten Welsgarten ziehenden Fremden die Freude lang im Freien ſitzen zu können. Dennoch wagten es Hunderte, den Regenſchirm in der Hand, ſolches zu thun, denn der Saal und die Zimmer waren ſo überfüllt, daß um 5 Uhr Niemand auch nur ein Plätzchen mehr erobern konnte. Schießhaus und Prater waren nicht minder beſucht. Abends war ein von der Stadt veranſtalteter glänzender Ball im Redoutenſaale, woran ein paar tauſend Gäſte bei einer Temperatur von etwa 36 Grad ſich beſtmöglichſt durcheinander drängten und zwängten, und ſoviel vergnügten, als es das Reſtchen atmoſphäriſcher Luft, das ihnen zum Athmen übrig blieb, erlaubte. Von den corpulentern und bequemern Theilnehmern der Säcularfeier waren daher ſchon um 10 Uhr nur höchſt wenige ſtandhafte mehr zu ſehen. Getanzt wurde dennoch viel, lange und mit jenen unverkennbaren Intereſſen, welche am allerwenigſten auf den Thermometerſtand Rückſicht nehmen.

Am zweiten Feſttage, Donnerſtags den 24. Auguſt begrüßten abermals eine militäriſche Tagsreveille und Kanonenſalven, und ſpäter Glockenklänge und rührende Choräle von den Thürmen herab, den Morgen. Dießmal waren die Lokalitäten des Harmoniegebäudes der Mittelpunkt, woſelbſt man ſich zum Zuge um neun Uhr vereinigte. Die Zahl der Gäſte war über Nacht bedeutend geſtiegen durch Zugang aus Bayern, Schwaben, aus dem nördlichen Deutſchland und den Rheingegenden; (unter den Letztern der edle Graf von der Recke aus Düſſeldorf) auch Mitglieder unſerer Ständeverſammlung, die einſt der Erlanger Hochſchule angehörten, waren eingetroffen, wie z. B. Frhr. v. Stauffenberg und Frhr. v. Rotenhan, ſo daß der Zug, welcher ſich in derſelben Ordnung, wie am vorigen Tage, entfaltete, noch um ein Bedeutendes zahlreicher ausfiel. Dießmal zog man durch die Spital- und Heuwaggaſſe, dann durch die Hauptſtraße und über den Markt in die geſchmackvoll dekorirte akademiſche Aula. Impoſant mußten hier denen, welche lange nicht mehr in Erlangen geweſen waren, die ſchönen Bildniſſe der ſämmtlichen erlauchten Rectoren der Univerſität erſcheinen als: des Markgrafen Friedrich von Baireuth, des Stifters; des letzten Baireuther Fürſten: Friedrich Chriſtian; des Markgrafen Alexander von Anſpach, der Könige Friedrich Wilhelm II. *) und Friedrich Wilhelm III. von Preußen, des gütigen Königes Maximilian von Bayern, und ſeines erlauchten Sohnes, unſeres gegenwärtigen Regenten, deſſen lebensgroßes Bild im Krönungsornate aus einer reichvergoldeten Rahme unter einer baldachinartigen Drapperie wohlgefällig auf die Ankommenden herabzuſchauen ſchien. Auch fehlte im Saale nicht das wohlgetroffene Portrait des Geheimrathes v. Superville, (ein Geſchenk der Wittwe des berühmten Rechtslehrers v. Glück), der 1742 ſchon die erſte Idee zur Gründung einer Hochſchule im Markgrafen Friedrich angeregt hatte, und als erſter Kanzler der neuen Univerſität auch ihr Wohlthäter und Freund geworden war, deſſen Bildniß denn auch mit allem Rechte ein Platz in dieſer Halle gebührte.

Nach einer wohlausgeführten muſikaliſchen Introduktion beſtieg jetzt der berühmte Philolog, Dr. Döderlein als Pro-

*) Dieſes Bildniß wurde der Univerſität erſt nach dem letzten Beſuche Sr. Majeſtät in Erlangen zu Theil, Allerhöchſtweſſen ſcharfem Auge die einzige Lücke in der Reihenfolge der gekrönten Rectoren nicht entgangen war.

Digitized by Google

feſſor der Beredſamkeit den neureſtaurirten und geſchmückten Katheder und entwickelte in einer Rede, deren elegantes und klaſſiſches Latein die Anerkennung und den Beifall ſelbſt der Sublimſten unter den anweſenden Sprachmänner erndtete, — die Vortheile, welche die Univerſitäten in kleinern Städten gewähren, mit einem Scharfſinn und Humor, welcher die Bewunderung auch der Nichtphilologen in Anſpruch nehmen mußte und eine ſo allgemeine Heiterkeit verbreitete, daß wohl Jedem der Schluß der Rede zu frühe erſchien. Ein abermaliger Chor endete dieſen ſchönen akademiſchen Akt und nun zogen die Anweſenden in der Ordnung des Feſtzuges auf den Marktplatz zur feierlichen Enthüllung des herrlichen, Eingangs dieſes Aufſatzes berührten Standbildes.

(Fortſetzung folgt.)

Pot-Pourri.

Ein ungewöhnlicher Scherz.

Ein Reiſender ſchildert mit den grellſten Farben die Unſicherheit, welche in Californien herrſcht, und erwähnt namentlich, daß die Soldaten, die zum Schutze der Bürger da ſind, ſich die unverantwortlichſten Handlungen zu Schulden kommen laſſen, ohne daß ſie dafür geſtraft werden. Ein Beiſpiel davon iſt die nachſtehende Geſchichte, welche der Reiſende verbürgt. Zu einem reichen Kaufmanne, Don Manuel Pacheco, kam eines Tages ein Sergent Gonzales und erzählte ihm, er komme aus der nächſten Stadt mit der Meldung, daß die Mutter Pacheco's im Sterben liege und ihren Sohn noch einmal zu ſehen wünſche. Der Kaufmann ſchickte ſich alsbald an, den Wunſch ſeiner Mutter zu erfüllen. Gonzales und ein Corporal erbaten ſich, ihn der Sicherheit wegen zu begleiten, und ſo ritten alle drei nach wenigen Stunden ab. Nach einem Ritte von drei Stunden gelangten ſie in einen Wald, in welchem die Soldaten plötzlich dem Pferde Pacheco's in die Zügel fielen, dem Kaufmanne die Piſtolen auf die Bruſt ſetzten und ihm befahlen abzuſteigen. Der erſchrockene Mann konnte ſich nicht vertheidigen und muße gehorchen. Die Soldaten ſagten ihm, daß ſie von ſeiner Mutter nichts wüßten und ihn nur daher gelockt hätten, damit er bereitwilliger ihre Wünſche erfülle. Pacheco hielt ihnen entrüſtet ihre Schlechtigkeit vor, ohne aber Eindruck auf ſie zu machen. Sie nahmen vielmehr einen Strick, der raſch an einem Baumaſte befeſtigt wurde, worauf ſie den unglücklichen Kaufmann ergriffen, ihm die Schlinge an dem Stricke um den Hals legten und ihn ſo aufhingen. Nachdem ſie ſich eine Zeit lang an den Leiden des Armen geweidet hatten, ſchnitten ſie den Strick entzwei und rieben Pacheco mit Branntwein, bis er wieder zu ſich gekommen war. Als dies geſchehen, hielt der Sergent dem Kaufmanne ein Papier vor, das er unterſchreiben mußte und das alſo lautete: „Ich bekenne, heute den 5. Mai, den Soldaten Gonzales und Camacho zwei Fäſſer Branntwein und vierhundert ſchwere Piaſter als Belohnung dafür verſprochen zu haben, daß ſie mich vom Tode befreiten, und verpflichte mich, mein Verſprechen zu löſen, ſobald ich dazu aufgefordert werde.“ Pacheco unterſchrieb und am andern Tage erſchienen die beiden Soldaten, als ob nichts vorgefallen wäre, um ſich ihren Lohn zu holen. Sie empfingen denſelben, weil Pacheco wohl wußte, daß ihm nichts anderes übrig bliebe, als zu bezahlen, und entfernten ſich mit dem Wunſche, er werde den kleinen Scherz nicht übelnehmen, den ſie ſich mit ihm erlaubt hätten.

Eine afghaniſche Heldin.

Während die Afghanen den Engländern das Eindringen in die Citadelle von Guzni ſtreitig machten, waren Mehrere Zeugen einer Scene von Heldenmuth und Kindesliebe, welche die Erbitterung der Kämpfenden für einige Augenblicke wenigſtens in Mitleiden verwandelte. An der Spitze der erbittertſten Gegner der Engländer machte ſich ein alter Häuptling bemerkbar, deſſen Waffen und Turban von Steinen funkelten. Der Wunſch, ſich dieſer reichen Beute zu bemächtigen, ſanmelte ſich bald eine ziemliche Anzahl Angreifender um ihn, und er vertheidigte ſich wie ein Mann, der es weiß, daß er keine Rettung mehr zu hoffen hat, der aber ſein Leben theuer verkaufen will. Schon hatte er mehrere engliſche Soldaten niedergeſtreckt und den Kapitän Robinſon ſchwer verwundet, als ein Grenadier aus der Compagnie des Letzteren dem tapferen Afghanen einen Bajonetſtoß verſetzte, der ihn blutend niederwarf. Während der Grenadier ſich anſchickte, den Stoß zu wiederholen und den Gegner ſo vollends zu tödten, warf ſich ein junges Mädchen entgegen und ſtieß ihm den Dolch in die Bruſt. Dann deckte ſie mit ihrem Körper den alten Häuptling und die Afghanen, die vor ihr eine lebendige Mauer bildeten, hielten ſich in dieſer ihrer Stellung ſo lange, bis das Mädchen den Verwundeten in die Citadelle gebracht hatte. Einige Augenblicke ſpäter wurde die Feſtung genommen, und die engliſchen Soldaten fanden das heldenmüthige Mädchen weinend neben der Leiche des Alten, der, wie man erfuhr, ihr Vater war. Sie wurde mit der höchſteen Achtung behandelt und Niemand wagte, die von ihr veranſtalteten Vorbereitungen zur Beſtattung des alten Helden zu unterbrechen.

Schwere Anſchuldigung und leichte Erklärung.

In einer Unterſuchung gegen einen Bretagner Legitimiſten ſagte ein Polizeiwachtmeiſter aus, daß auf dem Schloß Liſeineux die weiße Fahne aufgeſteckt und der Ruf: Es lebe Heinrich der Fünfte! erhoben worden ſey. Der Pächter Ollo wurde als Zeuge verhört und erklärte: „Als auf dem Hofgut gedroſchen wurde, baten die Dreſcher den Herrn Heinrich v. Courſon, die Ehrenbezeugungen anzunehmen, welche herkömmlicher Weiſe am letzten Dreſchtag dem Herrn erwieſen werden. Er folgte der Einladung, gab den Dreſchern Geld für Tabak und ließ ſie an ſich vorbeiziehen. Dieſe riefen aus Dankbarkeit: Es lebe Heinrich! Das bedeutete aber Heinrich v. Courſon und nicht Heinrich der Fünfte. Was die Kundſchafter für eine weiße Fahne verſehen haben, war ein an einer Heugabel aufgehängtes Leintuch, welches den Dreſchern dazu diente, im Lauf des Tages ihren Schweiß abzuwiſchen.

Merkwürdige Eiche.

Die Annales de la Société d'Agriculture de Rochelle geben folgende Beſchreibung einer merkwürdigen Eiche: Bei Saintes, im Departement der untern Charente, nicht weit von der Straße nach Coyes, ſteht in dem geräumigen Hofe einer modernen Burg, eine alte Eiche, die ihrem äußeren kräftigen Anſehen nach, noch manches Jahrhundert ausdauern kann, wenn nicht die Art irgend eines Vandalen ſie früher bedroht. Wir geben hier die Verhältniſſe dieſes Erzvaters aller Eichen Frankreich's, ja wohl ganz Europa's. Der untere Durchmeſſer am Boden beträgt 8 bis 9 Meter (25 bis 28 preuß. Fuß), derſelbe auf Mannshöhe 6 bis 7 Meter (18 bis 22 Fuß), die Baſis der Hauptäſte hat 1 bis 2 Meter (3 bis 6 Fuß) und die Schirmfläche der Krone 38 bis 40 Meter (121 bis 127 Fuß) im Durchmeſſer. Der Schaft iſt 7 Meter (22 Fuß) und der ganze Baum 20 Meter (64 Fuß) hoch. In dem Innern des Stammes hat man einen Salon von 3 bis 4 Meter (9 bis 12 Fuß) Durchmeſſer und 3 Meter, (9 Fuß) Höhe ausgehöhlt und rund um in das Holz ſelbſt eine Bank ausgehauen. In die Mitte kommt ein Tiſch zu ſtehen, an dem 12 Gäſte Platz finden. Eine Thür und ein Fenſter geben dieſem Speiſeſaale, der mit einer lebenden Tapete verſchiedener Rankengewächſen, Schlingpflanzen und Mooſe verziert iſt, das nöthige Licht. An einem Stück Holz von 30 Centimeter (9 Zoll), welches man in der Höhe der Thür aus dem Stamme gehauen hat, zählte man 200 Jahrringe; nach dieſem Verhältniſſe würden auf den Halbmeſſer vom Mittelpunkte des Stammes bis an ſeinen Umfang 1800 bis 2000 Jahrringe kommen und mithin das Alter dieſer Eiche gegen 2000 Jahre betragen.

Schreckliche Lage eines Wildſchützen.

Ein Glasmacher in Scheibershau, an der böhmiſchen Gränze, hatte vor Kurzem für ſeine Leidenſchaft, heimlich dem Wilde

Digitized by Google

nachzuſtellen, auf eine ſchreckliche Weiſe zu büßen. Er ging nämlich an einem der letzten Sonntage allein in den Wald und kletterte einen ſteilen Felſenhang hinan, als ſich plötzlich ſeine Flinte entlud und ihm die rechte Kniescheibe zerſchmetterte, worauf er bis zu dem Fuß der Felswand hinabrollte und dort liegen blieb. Nach einer qualvollen Stunde hörte er Heerdengeläute; es waren einige Mädchen, welche hier Vieh hüteten. Er rief laut um Hülfe. Aber die wilde Waldſtelle war, als vom Spucke heimgeſucht, verrufen, und die Mädchen hatten in ihrer Angſt nichts Eiligeres zu thun, als ihr Vieh weit hinweg zu treiben. Etwas weiter abwärts floß eine kleine Quelle; hieher wälzte ſich der Unglückliche unter unſäglichen Schmerzen, löſchte ſeinen brennenden Durſt, wuſch ſeine Wunde aus und verband ſie nothdürftig mit dem Schnupftuche. Und nun faßte er den einzig möglichen Entſchluß, der ihn vor dem Verſchmachten retten konnte. Auf dem Rücken liegend, den verletzten Fuß über den geſunden geſetzt, half er ſich mit den beiden Händen und dem linken Fuße langſam und ſchmerzvoll vorwärts, immer dem Laufe des Wäſſerchens folgend. Drei Tage und drei Nächte mühte er ſich ſo ab, ohne einem menſchlichen Weſen zu begegnen, ohne einen Biſſen Nahrung zu genießen. Nach dieſer Zeit kam er auf ein kleines Wieſenthal hinaus, wo in einiger Entfernung etliche Hütten ſtanden. Hier aber verließ ihn ſeine letzte Kraft; ſo laut er konnte, rief er noch einmal um Hülfe und dann verlor er das Bewußtſeyn. Zum Glücke ſtand ein Mann vor ſeiner Thür, und hörte jenen Ruf; man ſuchte ihn auf, fand ihn und trug ihn in den Weiler. Durch ſorgſame Pflege erholte er ſich nach und nach und außer dem Verluſte des rechten Beines, das abgenommen werden mußte, iſt er jetzt wieder hergeſtellt.

Nur geſpart.

Ueber Roſſini's Geiz erzählt man ſich folgende Anekdote: Der Magiſtrat ſeiner Geburtsſtadt Peſaro wollte ihm auf dem Marktplatze eine Statue errichten und eine Deputation kam zu ihm, um ihn von dieſem löblichen Vorhaben in Kenntniß zu ſetzen. — „Meine Statue, fragte der Maeſtro, wozu ſoll ſie dienen?" — „Um den fremden Durchreiſenden, den Landleuten, wenn ſie Sonntags in die Stadt kommen, die Züge unſeres divo und eccellentissimo maestro zu zeigen!" antwortete man ihm. — „Und was wird das koſten?" — „Zwölftauſend Franks!" — „Dumme Ausgabe, brummte Roſſini, geben Sie mir 6000 Fr. und ich ſtelle mich alle Woche zweimal in Perſon auf das Piedeſtal, um mich anſehen zu laſſen; — Sie erſparen 6000 Franks und das Monument iſt auf jeden Fall ähnlicher."

Die verlängerte Naſe.

Die „Signale für die muſikaliſche Welt" enthalten folgenden heiteren Schwank: Die Oper war zu Ende. Se. Durchl. ſagten zum Intendanten: „Im Ganzen ging es ſehr brav, nur die Chöre ließen hie und da Manches zu wünſchen übrig." Excellenz eilt zum Opernregiſſeur. „Herr Regiſſeur! Mit dem Chor habe ich Urſache unzufrieden zu ſeyn. Kein Eifer, keine Energie. Es ſollte mich wundern, wenn Durchlaucht dieß nicht übel vermerken ſollte." Der Regiſſeur eilt zum Kapellmeiſter. „Herr Kapellmeiſter! Ich muß Ihnen geſtehen, daß der Chor heute ſehr ſchlecht war, ſo ſchlecht, daß mir bange war vor dem Umwerfen. Sehen Sie darauf, daß ein andermal mehr Präziſion ſtattfindet. Excellenz wird die Sache ſcharf rügen." Der Kapellmeiſter eilt zum Chordirektor. „Herr Chordirektor! Die Chöre gingen heute unter der Kritik. Einer vor, der Andere nach, kommſt Du heute nicht, ſo kommſt Du morgen. Der Eine zu hoch, der Andere zu tief. Gerade wie die Kurrentſchüler auf der Gaſſe. Werden Ihren gehörigen Rüffel vom Herrn Regiſſeur erhalten und dies mit Recht." Den andern Tag kommt der Chordirektor in die Chorprobe. „Kerls! Wie habt Ihr geſtern gekräht; 's iſt, Gott ſoll mich . . . . , eine Schande. Habt Ihr keine Ohren, keinen Takt in den Knochen, daß Ihr brüllt, wie die Hottentotten? Mich hat's gewundert, daß Euch der Kapellmeiſter nicht die Noten um den Kopf geſchmiſſen und Euch dann Alle zum Teufel gejagt hat. Ich ſage Euch, Ihr habt unterm Luder geſungen, und wenn noch einmal ſolche Schweinerei vorfällt, ſo ſoll ein Kreuzhageldonnerwetter dreinſchlagen."

Buntes.

Saphir hatte ſich der Gunſt einer Frau vom Stande in Wien zu erfreuen. Als er einſt zu ihr ging und das hübſche Kammermädchen ihn melden wollte, konnte er nicht umhin, der kleinen Schelmin einen Kuß zu geben. Man denke ſich jedoch ſeine Verlegenheit, als ihre Gebieterin hinzukam. Saphir faßte ſich augenblicklich und ſagte: „Madame, ich bewundere nicht allein die Macht Ihrer Reize, ſondern auch die Reize Ihrer Macht (Magd)."

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, rief aus: „Ich möchte ſie heirathen, nur um ſie prügeln zu dürfen."

In dem zweiten Theile von Dörings „Weisheitsregeln und Sittenſprüche für Alle, welche edel ſeyn wollen," wird unter andern folgender Stammbuchſpruch empfohlen:

„Bläſt uns, o Welt, in deinem Haus
Der Tod das Lebenslichtchen aus,
Wird vom Geruch es offenbar,
Wer Talglicht oder Wachslicht war."

Epheu-Blätter
um das Grab
der zu früh geſchiedenen
Jungfrau Emilie Gegele
geſtreut von der Geſellſchaft „Frohſinn."

Augsburg, am 22. Oktober 1843.

Eine herbe Stunde hat geſchlagen,
Die zu ernſter, ſchwerer Pflicht uns ruft,
Und mit tiefgebeugtem Haupte tragen
Wir ein früh erkaltet Herz zur Gruft.

Einſt ſchlug's warm für alles Hohe, Schöne,
Was den Menſchen an die Engel reiht,
Und ſein Fühlen goß ſich aus in Töne,
Die es gläubig fromm dem Herrn geweiht.

Nun iſt die Geliebte uns entriſſen,
Deren Seele uns zur Seele ſprach;
Immer werden wir die Theure miſſen,
Und gerecht tönt unſer Jammer nach.

Doch ſie ſteht, den Lilienkranz am Haupte,
Bei den Sel'gen in des Himmels Raum,
Und was grauſam uns das Liebſte raubte,
Weckte ſie vom harten Morgentraum.

Licht vom Lichte war ſie ausgegangen,
Und ſie kehrt' ein ſchön'rer Strahl zurück!
Sollen wir drum klagen, ſoll uns bangen
Um das irdiſch leicht zerbroch'ne Glück?

Nein, wir ſind geſtärkt im Gottvertrauen,
Seh'n wir auch durch Thränen nach dem Licht,
Daß wir ſie beſeligt wieder ſchauen,
Wenn des Auges dunkler Schleier bricht.

Digitized by Google

Nro. 60.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Standbild des Markgrafen Friedrich von Brandenbnrg zu Erlangen. — Leopoldine Baquerie. — Das zweite Geſicht. — Pot-Pourri.

Das Standbild des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Erlangen
und
Rückblicke auf das Univerſitäts-Jubiläum im Auguſt 1843.

Geſchildert von einem Zeitgenoſſen.

(Fortſetzung.)

Das Standbild war noch immer eingehüllt in den myſteriöſen, weißen Mantel, während der Zug durch die weitgeöffnete Porte des Univerſitätsgebäudes in ruhiger, ernſter, wie von einer unſichtbaren Hand geleiteten Ordnung ſich herausbewegte, um in das große Viereck einzutreten, welches von dem Landwehrbataillon gebildet worden war. Die ganze Verſammlung ſtellte ſich in einem weiten Kreiſe auf. Heiliges Schweigen ruhte auf der ungeheuren Menſchenmaſſe, welche den Marktplatz erfüllte und kein Laut ſtörte den erhabenen Enthüllungsakt. Rührend für die ganze Verſammlung erſchien der Eintritt von 43 in Weiß nnd Blau gekleideten Mädchen in den Kreis, welche ſich mit Blumenkörbchen um das Monument reihten und ihre Blumen nach dem Enthüllnngsakte an dem Fuße des Standbildes ausſtreuten. Nach einer von Kapellmeiſter Stunz komponirten Feſthymne, welche der vor Kurzem erſt gegründete Geſangverein der Studierenden mit kräftiger Präciſion vortrng, fiel das Faltengewand, welches das Standbild bisher verhüllt hatte, plötzlich mit raſchem Znge nnd die ritterliche Geſtalt des fürſtlichen Stifters ſtellte ſich in ihrer ganzen Schönheit und künſtleriſchen Vollendung dem überraſchten Auge dar. Ein unwillkürlicher Austrnf des Stannens und der Bewunderung machte der bisherigen Stille Platz und lange dauerte es, bis der K. Kommiſſär die Uebergabe vollziehen konnte. Dazu donnerten die Kanonen vom Altſtädter Berg her, die Fanfaren der Bataillonsmuſik ſchmetterten und die Landwehr präſentirte das Gewehr, während ſowohl die Bataillonsfahne, als auch das Univerſitätsbanner nnd die verſchiedenen Fahnen der Studentenvereine ſich ſenkten und zu raſchen Schwingungen ſich wieder erhoben. Nun aber, da die hohe, ſchlanke, ehrwürdige Geſtalt des Freiherrn von Andrian auf der Tribune erſchien, die vor dem Standbilde errichtet war, trat auch die vorige ehrfurchtvolle Stille wiederum ein. Vom Momente tief ergriffen, ſprach er in würdiger Rede die Bedeutung des Augenblickes ans. — Sein Sekretär, Baron von Lerchenfeld nahm hierauf die von Se. Majeſtät dem König eigenhändig unterzeichnete Schenkungsurkunde aus ſeinen Händen und übergab ſie dem ebenfalls auf einer Tribune gegenüberſtehenden Prorector Dr. Engelhard, welcher den Dank dafür in folgenden Worten ausſprach:

„Im Namen und aus Auftrag der Friderico-Alexandrina nehme ich als deren gegenwärtiger Vertreter das gnädige Geſchenk ihres erhabenen Rectoris magnificentissimi an; in ihrem Namen hab ich die Gefühle des allerunterthänigſten Dankes auszuſprechen, welche unſer aller Herzen bewegen. Wir freuen uns, daß das Verdienſt des edlen Stifters unſrer Univerſität die Anerkennung eines Königs gefnnden hat, deſſen großartige Wirkſamkeit bis in die fernſten Zeiten ſich erſtrecken wird, und daß dieſe Anerkennung heute am hundertjährigen Jubelfeſte der Univerſität in ſo herrlicher und dauernder Weiſe ſich ausſpricht. In treuer Sorge für das geiſtige Bedürfniß ſeiner Unterthanen hat Markgraf Friedrich dieſe Hochſchule geſtiftet; ein Jahrhundert iſt ſeitdem verfloſſen, manche Stürme ſind über ſeine Stiftung hingegangen; aber der heilige Herd, anf dem die Flamme der Wiſſenſchaft und der freien Forſchung lodert, iſt geblieben, und ein erhabener Gönner der Kunſt und Wiſſenſchaft hält ſeine ſchützende Hand über denſelben. — Die bildende Kunſt, welche Friedrich liebte und welcher er eine Wohnung in ſeinem Lande bereitete, hat ſein Denkmal in dieſer Stadt anfgerichtet, die ihm thener war. Die Höhe künſtleriſcher Beſtrebungen, welche der Genius Ludwig des Erſten hervorrief, hat dieß Denkmal möglich gemacht, welches von vaterländiſchen Künſtlern entworfen und ansgeführt auf ewige Zeiten das Verdienſt des Stifters und den hohen Sinn des Königs verkünden ſoll, welcher der Kunſt eine neue Heimath in ſeinem Lande gegeben hat nnd mit deſſen Namen ihre Geſchichte eine ihrer glänzendſten Perioden beginnt. — Deutſchland hat vor allem ſeinen Univerſitäten ſeine edle und würdige Stellung unter den Nationen Europa's zu verdanken. Von ihnen aus hat ſich das Feuer der Begeiſterung und eines edlen Strebens von langen Zeiten her über das Vaterland verbreitet. Was die Denker auf dieſen Stätten der Wiſſenſchaft geſonnen, die Saaten, welche ſie in die Herzen der Jünglinge geſtreut, haben der großen Bewegung der Zeit mit gedient. Auch das großartige Nene, welches ſich ſeit wenigen Jahren um dieſe unſere Stadt bereitet, iſt nur möglich geworden durch den Fortſchritt der Wiſſenſchaft, welcher langſam aber unwiderſtehlich die Welt umgeſtaltet. — Das edle Bild des Stifters unſrer Univerſität ſchaut auf jene Linien hin, welche den Weltverkehr in wunderbarer Weiſe beſchleunigen; es wird ſchauen die ſegensvolle Lebendigkeit der fossa Carolina, deren große Idee im Geiſte unſers Königs ſich verwirklichte; es wird gewahren die beflügelte Bewegung der Wagen, deren Erfindung, von einem einfachen Satze der Wiſſenſchaft ausgegangen, die Ferne zur Nähe macht nnd das Fernſte mit dem Fernſten verbindet, und es wird ſchauen anf dankbare Geſchlechter, auf die einander folgenden Generationen der Lehrer, auf die wechſelnden Reihen der Studirenden, und in ſeinem Anblick wird ſich der Dank gegen den hohen Stifter dieſer Univerſität mit dem Dank gegen den erhabenen Herrſcher vereinigen, der die Wiſſenſchaft in dieſem ihrem Gönner geehrt hat, der ihre Vertreter ſchützt und ihre Jünger fördert. — Sey der vaterländiſche Granit, auf dem das Bild unſers erſten Rektors ruht, ein Symbol der Dauer dieſer Hochſchule; in regelrechte Linien gezogen, von künſtleriſcher Hand mit Schönheit begabt, ſey er ein Bild jener unverwüſtlichen Kraft des Geiſtes nnd des Charakters, welche die edle Zucht der Wiſſenſchaft zu anmuthigen Formen, zu herzgewinnender Schönheit bildet. Sey das Erz des Denkmals, deſſen Herkunft*) an

*) Das Erz iſt nämlich, wie mir geſagt wurde, von den Kanonen eines türkiſchen Schiffes, welches in der Schlacht bei Navarin in den Grund gebohrt wurde.

Digitized by Google

einen großen Punkt der Weltgeſchichte erinnert, und an den auch die Geſchicke eines erlauchten Sproſſen unſers Königshauſes ſich knüpfen, ein vorbedeutendes Zeichen des Einfluſſes, den das geliebte Vaterland, und dieſe Hochſchule mit dem Vaterland, in die entfernteſten Regionen gewinnen wird. — Heil dem Könige und Heil dieſer Univerſität, und Heil dieſer Stadt. Der Segen des Allmächtigen über ſeinen Geſalbten! Friderico Alexandrinae Rector magnificentissimus, Ludovicus primus Bavariae Rex; Hoch! —

Dieſes Hoch vervielfältigte ſich tauſendfach in lautem, dem hochherzigen Könige, dem erhabenen Geber des ſchönen Denkmals geltenden Lebehochruf, welcher brauſend, wie eine Meereswoge über den Marktplatz rauſchte und den Enthuſiasmus deutlich bekundete, mit welchem die erfreute Bevölkerung der Univerſität und der Stadt Erlangen ſowohl, als die große Schaar der zugeſtrömten ehemaligen Univerſitätsgenoſſen das ſinnige Geſchenk eines Monarchen aufnahm, welchem unter den gekrönten Beſchützern der Kunſt und Wiſſenſchaften der erſten Stelle Eine gebührt, und welcher nicht nur hiedurch, ſondern durch Alles, was durch ſeine Allerhöchſte Huld für die Verherrlichung des Jubelfeſtes der Hochſchule Erlangens geſchehen iſt (wozu auch noch die Ausprägung eines ſehr wohlgelungenen ſogenannten Geſchichtsthalers mit der Abbildung des Standbildes zu rechnen iſt) als ein ächter väterlicher und ebendeshalb auch unvergeßlicher Rector magnificentissimus derſelben erwieſen hat. — Zum Schluße des herrlichen Aktes wurden die letzten Verſe der Feſthymne geſungen, worauf der Zug unter Vortritt der Muſikchöre durch den Thorweg des Univerſitätsgebäudes ſich in den Schloßgarten begab, woſelbſt er ſich auflöſte. Mittags 2 Uhr war abermals Feſtdiner im Redoutenſaale, wozu im Allerhöchſten Auftrage der K. Hofkommiſſär Einladungen an die Univerſität, die auswärtigen Deputirten, die Amtsvorſtände der Stadt, an ausgezeichnete Gäſte und an die zweite Abtheilung der Zugführer der Studierenden hatte ergehen laſſen. Dem Toaſte auf Se: Majeſtät den König und die Univerſität, welche in gleicher Weiſe wie Tags zuvor ausgebracht wurden, folgten zahlloſe weitere Toaſte, welche das Mahl erheiterten und bis in die ſechste Stunde ausdehnten. Der Abend war dem eigenthümlichen altherkömmlichen burſchikoſen Vergnügen der Kommerſe gewidmet, an welchen die frühern Mitglieder der jetzt noch beſtehenden Vereine, ohne Rückſicht auf Alter, Rang und Stand den Studierenden der Gegenwart ſich anſchließend, in jugendlicher Heiterkeit Antheil nahmen. Die Geſellſchaft Onoldia, der älteſte der beſtehenden Studentenvereine, hatte ihren Kommers auf dem Welsgarten; die Baruthia in dem elegant geſchmückten Redoutenſaale, die Bavaria im Saale des Pratergartens; der Verein der Bubenreuther hatte das für die ältern Erlanger beſonders denkwürdige, anmuthig gelegene Dörfchen Bubenreuth zu ihrem Kommers gewählt. Ueberall hatten die Freude und Eintracht ſich mit würdiger Haltung vergeſellſchaftet, und ſinnige Trinkſprüche, geſprochen zum Theil von den ausgezeichnetſten Notabilitäten der Gelehrtenwelt, wechſelten mit den frohen Burſchen-Geſängen der alten und neuen Zeit. Nicht unberührt darf hier namentlich ein Moment bleiben, welcher in den Herzen aller Antheilnehmer gewiß ein unvergeßlicher bleiben wird; nemlich der Augenblick, wo auf der Heimkehr von Bubenreuth, die ganze zahlreiche Maſſe der Kommersgenoſſen, Alt und Jung, um die, jedem ehemaligen Erlanger wohl bekannten beiden alten Eichen am Waldesſaum einen weiten Kreis ſchloß und in der hehren Mondsbeleuchtung zum Valet eines jener Lieder abſang, an welchen beſonders die bedeutungsvolle Zeit des Befreiungskrieges ſo beſonders reich geweſen iſt.

(Schluß folgt.)

Leopoldine Vaquerie.

Alphons Karr hat über das tragiſche Ende von Victor Hugo's Tochter einen Bericht geſchrieben, der in ſeinen „Weſpen" erſcheinen ſoll, aber von einem Pariſer Feuilleton ſchon anticipando veröffentlicht wurde. Hier das Intereſſanteſte daraus: „Zu Villequier, 15 Stunden von Havre, liegt am Fuße eines mit Gehölz bedeckten Berges ein Haus von Backſteinen mit Epheu umrankt; der Garten liegt am Fluß, an deſſen Rand eine mit Moos bedeckte Treppe führt. Haus und Garten gehören der Mad. Vaquerie, Mutter des Schwiegerſohns Victor Hugo's. Dieſer, Charles Vaquerie, ging am 4. Sept. Morgens 10 Uhr mit ſeinem Onkel, einem alten Seemanne, und deſſen zehnjährigem Kinde nach Caudebec eine halbe Stunde von Villequier auf einem Kahn, den ſein Onkel hatte bauen laſſen. Bei der Abfahrt fragt er Leopoldinen (ſeine Frau), ob ſie ihn begleiten wolle; ſie ſagt, ſie ſey nicht angezogen, und die Reiſenden gehen ab, mit dem Verſprechen, zum Frühſtück wieder da zu ſeyn. Charles Vaquerie glaubt zu bemerken, das Fahrzeug habe nicht Ballaſt genug; da kehren ſie um, und nehmen noch zwei ſchwere Steine an Bord. Jetzt ruft die junge Frau: „Nun ihr wieder da ſeyd, will ich auch mitgehen, in 5 Minuten bin ich fertig." Sie warten; ſie ſteigt in den Kahn, Mad. Vaquerie, die Mutter empfiehlt nur, zum Frühſtück wieder da zu ſeyn. Man ſtößt ab. Mad. Vaquerie ſieht ſie fahren und ſchüttelt den Kopf: das Wetter iſt zu ruhig, ſie können kein Segel brauchen; das wird ein ſpätes Frühſtück werden. Kein Blatt rührte ſich an den Bäumen, das Segel legte ſich ſchlaff an den Maſt. Indeß erhob ſich ein Lüftchen, der Kahn ging ſchneller und erreichte Caudebec. Charles Vaquerie geht zum dortigen Notar, mit dem er Geſchäfte abzumachen hat; der Notar ſucht ihn zu überreden, nicht auf dem Fluß zurückzukehren, es ſey zu windſtill; ſie würden nicht vom Fleck kommen; er bietet ihnen ſeinen Wagen an. Sie lehnen ihn ab — ſie wollten zu Waſſer gehen, mögen ſie früh oder ſpät ankommen: es iſt angenehmer, der Fluß iſt ſo ſchön! — Sie fahren ab, der Onkel führt das Ruder, das Kind ſchaut ins Waſſer, die jungen Eheleute halten ſich Hand in Hand und athmen die Luft ihres Glückes. Leopoldine iſt 18 Jahre alt, ihr lacht das Leben, ſie hat Freude und Heiterkeit in ein Haus gebracht, welches faſt um ſieben Menſchen trauert. Charles iſt noch nicht 27 Jahre, und hat drei Jahre lang um Leopoldinen gefreit; während dieſer Zeit hat er ſeltſame Meubles, koſtbare Kleinigkeiten zuſammengekauft: „für ſie, wenn ſie mein ſeyn wird!" Sie haben jetzt nichts zu wünſchen als etwas Wind, der Kahn kommt nicht von der Stelle. Was ſeyd ihr ſo glücklich! — ihr ſeyd jung! — ihr ſeyd ſchön! — ihr ſeyd reich! Ihr Unglücklichen: das Unglück iſt ein Gläubiger, dem der Menſch den Zehnten des Lebens ſchuldet; was er nicht zahlt, häuft wucheriſch Zins auf Zins und wächst zum Kapital. Ihr habt das Ziel eurer Wünſche erreicht, ach hinter dieſem Ziel, hinter eurem Glücke ſteht der Tod und jeder Schritt zu eurem Glücke wird ein Schritt zum Tode, der hier euer harrt.... Zwiſchen zwei Hügeln erhob ſich ein Wirbelwind, der unverſehens das Segel ergriff und den Kahn umſchlug, Bauern am Ufer haben Charles Vaquerie auftauchen geſehen — rufen gehört — dann wieder ſinken und verſchwinden, dann wieder auftauchen und rufen. Sechsmal! Sie glaubten, er ergötze ſich! Er tauchte nieder und ſuchte ſeine Frau heraufzuheben, die aber unter Waſſer war und ſich an dem umgeſtoßenen Kahn hielt — ſich hielt, wie Ertrunkene ſich halten, ihre kleinen Hände waren feſter wie eiſerne Klammern. Seine Anſtrengungen, ſeine verzweifelten Anſtrengungen waren vergebens, er tauchte zum letzten Male unter und verſchwand mit ihr. Er war ein guter Schwimmer; er hätte gewettet, zwanzig-, dreißigmal die Strecke bis ans Ufer durchzuſchwimmen; er wollte nicht von ihr laſſen. Das ſoll der unglückliche Vater, der ſein Kind lebend und glücklich glaubt, Victor Hugo ſoll das wiſſen: Charles Vaquerie iſt geſtorben, weil er nicht von ſeinem Weibe laſſen wollte, er iſt geſunken, weil er ſie nicht zum Leben zurückführen konnte; er iſt auch im Tode bei ihr geblieben. Die arme Mutter aber harrt und harrt im Gartenhauſe mit dem Fernglas in der Hand und ſieht nach Caudebec hin: ſie ruft einen Bootsmann; er ſoll ſehen, ihre Augen verſagen den Dienſt; das

Digitized by Google

Boot ſcheint jenſeits zu ſeyn. Der Bootsmann ſieht und ſagt: „Nein Madame, das iſt der Kahn nicht;" — dann ſieht er wieder hin — und ſieht ein umgeſchlagenes Boot. Er läuft fort, holt Gefährte und will abſtoßen. Es iſt zu ſpät. Man brachte vier Leichen ins Haus der Mad. Vaquerie über dieſelbe Treppe, wo ſie drei Stunden zuvor Sohn, Schwiegertochter, Schwager, und Neffe, froh und heiter hinabgehen geſehen. Wo nahm die arme Frau, die nun allein im Hauſe war, die Kraft und den Muth her, nicht auch zu ſterben? Sie wollte nicht glauben, daß ſie todt ſeyen; aber es war alles vergeblich. Man ſchickte einen Expreſſen nach Havre an die Freunde von Vaquerie; man ſoll die Nachricht der Madame Hugo bringen, die zu Granville ſich aufhält. Es war 11 Uhr Abends, als der Eilbote ankam. Man benachrichtigte zuerſt Mad. Lefebre, Vaquerie's Schweſter; ſie hatte in zwei Jahren ihren Gatten, drei Kinder, ihren Vater, eine Großmutter und zwei Brüder verloren.... Sie übernahm es, Mad. Hugo zu benachrichtigen; dieſe war in Mitte ihrer Kinder. Ihre Verzweiflung war dem Wahnſinn nahe, ein Freund brachte ſie mit ihrer Familie eilig nach Paris.... Hugo iſt auf Reiſen. Er erfährt die Nachricht vielleicht in einem Wirthshauſe, nach Tiſch, wenn er in Zeitungen blättert.... Man hat ihm geſchrieben, aber wohin? Er iſt nach Spanien gegangen, aber vielleicht ſchon wieder in Frankreich. Furchtbar!... Es iſt kaum ein Monat, da ſah ich ihn glücklich im Glücke ſeines Kindes. Er hatte mich in meiner Einſamkeit abgeholt, er hatte mich erſt vor Kurzem begleitet auf dem Gang zu meines Vaters letzter Ruheſtätte; ich war dann einige Stunden unter glücklichern Menſchen. Tags darauf reiste er ab. Wo mag er jetzt ſeyn? Ich reiste ab, um ſtatt ſeiner am Sarge ſeiner Tochter zu ſtehen. Zu Villequier waren vier Leichen in der Kirche, aber nur drei Särge; man hatte Charles und Leopoldine in einen Sarg gelegt. Die Kirche war voller Menſchen, welche weinten und beteten. Ich erfuhr ſpäter, daß es lauter Verwandte waren...."

Das zweite Geſicht.

Am 6. Oktober 1805 war es gerade ein Monat, daß Obriſt Vernier ſeine Gemahlin Amenaide der Obhut ihrer Mutter, der Baronin Bargemont, übergeben hatte, und an der Spitze ſeines Regimentes nach Deutſchland abgegangen war. An dieſem Tage ſaßen Mutter und Tochter am Arbeitstiſche. Da ſprang die junge Frau plötzlich auf, heftete ihren Blick feſt auf einen Punkt und ſagte: „Mama, ich ſehe von hier aus meinen Mann!"

„Von hier nach Deutſchland hinüber!" antwortete die Baronin. „Da haſt Du wohl ein ſcharfes Geſicht, meine liebe Amenaide."

„Ich ſehe meinen Mann — er ſetzt über einen Fluß — ſchwimmend — der Strom reißt ihn fort — er ertrinkt! — Nein, er ertrinkt nicht — nein! — Er bemeiſtert den Strom — er kommt dem Ufer nah — er iſt gerettet! — Mein Gott, ich danke Dir!"

Nach dieſen Worten ſank ſie in einen Armſtuhl und wurde von einem heftigen Nervenkrampf befallen.

Als ſie wieder wohl wurde, ſagte Frau von Bargemont zu ihr: „Meine gute Amenaide, mußt Du Dich ob der Abweſenheit Deines Gatten ſo ängſtigen, daß Du das Bischen Verſtand, das Dir die Liebe für ihn gelaſſen, auch noch zu verlieren in Gefahr biſt?"

— „Seine Abweſenheit beängſtigt mich nicht, aber die Gefahr, in welcher er ſich befindet."

— „Wieſo weißt Du denn, daß er in Gefahr iſt?"

— „Ich kann's nicht ſagen, wieſo es geſchieht; aber kein einziger Unfall bedroht ihn, ohne daß ich ein klares Bild davon vor Augen habe."

— „Du weißt es alſo gewiß, daß er bald ertrunken wäre."

— „Ganz gewiß. Sie werden ſich aus dem erſten Briefe, den wir von ihm erhalten, überzeugen."

Fünf Tage darauf kam ein Brief vom Obriſten Vernier, aus welchem die Damen erfuhren, daß beim Ueberſetzen einer Donaufurth, zum Behufe einer größern Recognition, ſein Pferd zu weit von der ſeichten Stelle abgewichen und er vom Strome fortgeriſſen worden ſey, ſich aber dennoch heraus gerettet habe.

Am 11. November trat Amenaide Abends mit freudiger Miene in das Zimmer ihrer Mutter und ſagte: Mama, mein Mann iſt General!"

— „Seit wann denn?"

— „Seit der gegenwärtigen Stunde, in Folge eines Gefechtes, bei welchem er ſich mit Ruhm bedeckte."

Nach kaum zehn Tagen meldete ihnen wirklich ein von der Armee angekommener Offizier das Avancement des Obriſten.

Während zwanzig Tagen ſprach Amenaide mit ihrer Mutter von nichts Anderem, als von der Tapferkeit ihres Mannes. Am einundzwanzigſten, welcher der 2. Dezember war, trat ſie händebrechend, blaß, verzweiflungsvoll herein und ſagte: „Meine theure Mutter, er iſt todt — ich bin Wittwe!

— „Was fällt Dir ein?" ſagte die Baronin.

— „Er iſt todt. Der Kaiſer hat eine große Schlacht geliefert und geſiegt, aber mein Mann fiel in derſelben."

Das junge Weib unterlag ihrem Schmerze, und ſank ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter.

Den andern Morgen verkündeten die Kanonen bei den Invaliden den Sieg bei Auſterlitz, welcher durch den Telegraphen nach Paris gemeldet wurde.

Drei Tage nach der Publikation des Bulletins überbrachte ein Page in kaiſerlicher Livree der Mad. Bargemont einen eigenhändigen Brief des Kaiſers, in dem er ihr meldete, welchen Verluſt die Armee in der Perſon des Generals erlitten habe.

Die Zeit, dieſe große Tröſterin, heilte nach und nach auch den Schmerz der Wittwe des Generals Vernier. Sie verheirathete ſich zum zweiten Male; aber es ſchien, als wäre ihr zweites Geſicht an die Exiſtenz ihres erſten Gatten geknüpft geweſen, denn mit ſeinem Hinſcheiden verlor ſie es.

Pot-Pourri.

1843r Herbſtfreuden.

(Didaskalia).

Fröſche platzen, Flinten knallen
Und es ſteigen die Raketen;
Von den Weinbergseignern allen
Sind die Freund' zu Gaſt gebeten.
Ueberall ein frohes Leben,
Feuerwerke ſieht man ſprühen;
Ihm, dem heitern Gott der Reben,
Gilt es nach des Tages Mühen;
Aemter, Schulen, ſie begehen
Feierlich das Feſt der Freude
Und wohin die Augen ſehen
Wandeln herbſtbeglückte Leute.
Auch die Gläſer leert man fleißig.
Wein und Cider netzt die Kehlen;
Grad' wie Anno Vierunddreißig
Iſt es, nur — die Trauben fehlen.

Frankfurt, am erſten Herbſttage. Ludwig Hub.

Guter Rath.

Zwei Männer kehrten zu einer frühen Stunde des Tages bei einem Pariſer Speiſewirth ein und ließen ſich zwei Portionen Fleiſchbrühe verabreichen. Der eine bezahlte auf der Stelle und verlangte zwei Bratwürſtchen. Der Wirth meynte, mit dem Bezahlen habe es Zeit bis zu Ende der Mahlzeit. Der Gaſt aber erwiederte: „Ich habe mir zur feſten Regel gemacht, alles, ſo wie ich es bekomme, zu bezahlen. In eine lange Zeche können ſich Irr-

Digitized by Google

thümer einſchleichen, ſowol zum Nachtheil des Wirthes wie des Gaſtes. Solche Irrthümer und Irrungen ſind verdrieslich. Die Hauptſache aber iſt, daß gleich baare Bezahlung, als Regel angenommen, die ſchlechten Gäſte fern hält. Sie meynen vielleicht, mir als Gaſt könne es einerlei ſeyn, ob ein Wirth von ſchlechten Gäſten geprellt wird, oder nicht. Keineswegs, Verehrteſter Der Wirth ſoll — und der ehrliche Wirth will — von dem billigen Lohn ſeiner Arbeit leben. Ein Gaſt, der zehrt und nicht zahlt, ſtiehlt dem Wirth erſtlich dieſen billigen Lohn, zweitens die Zinſen des Kapitals, welches er in ſeiner Wirthſchaft ſtecken hat und drittens ſeine baaren Auslagen. Der Wirth, um nicht zu Grunde zu gehen, muß dieſen dreifachen Diebſtahl zu erſetzen ſuchen, er muß das ihm Geſtohlene den ehrlichen Gäſten auf die Rechnung ſchlagen, er muß ſich auf Koſten dieſer gegen die Diebe veraſſekuriren. Wenn es nun möglich wäre, den Dieben das Handwerk zu legen, ſo würden die ehrlichen Leute keine Prämie zu bezahlen brauchen. Mit andern Worten, wenn gleich baare Bezahlung feſte Regel wäre, könnte alles wohlfeiler geliefert werden. Der Verkäufer, der Wirth, genirt ſich natürlich, dieſe Regel einzuführen, alſo müſſen es die Käufer, die Gäſte thun. Und ſo mache ich mit einer großen Anzahl meiner Bekannten den Anfang." — Der Wirth fand dieſe Predigt nicht übel, nahm das Geld und ſchloß es in ſeine Schublade. Nun verlangte der beredte Gaſt eine Flaſche Wein und als der Wirth ſie brachte, drang er ihm wieder die Bezahlung auf. Der Wirth öffnete abermals ſeine Schublade, fand aber das wiederholte Auf- und Zuſchließen läſtig und ließ den Schlüſſel ſtecken. Sodann ging er in die Küche, die Würſte zu braten. Als er dieſelben auftragen wollte, waren die beiden Gäſte verſchwunden. Er dachte, die Spaßvögel hätten ihm den weiteren guten Rath geben wollen, ſich beſtellte Sachen zum Voraus bezahlen zu laſſen. Halb lachend, halb ärgerlich trug er ſeine Würſte wieder in die Küche und ging, da er hier eine Bäuerin mit Lebensmitteln fand, an ſeine Kaſſe, um Einkaufsgeld herauszunehmen. Aber ſiehe da, die Schublade war mit den Gäſten verſchwunden.

Ein verderblicher Traum.

Der franzöſiſche Opernſänger Pamel bemerkte vor zwei Jahren, als er zu Bordeaux in der Rolle Robert des Teufels auftrat, daß ihm einige Mitteltöne ausgingen, und mußte demzufolge auf die Opernbühne verzichten. Er hatte vier Kinder, und dieſe ſtarke Familie ſah ſich für ihren Lebensunterhalt auf den Ertrag der Nadelarbeiten der Frau beſchränkt. In ſeiner gedrückten Lage verlor Pamel nicht die Hoffnung, ſeine Stimme wiederzuerlangen. Gegen Ende des verfloſſenen September ſchienen die zwei verlornen Mitteltöne zurückzukehren. Nachdem er eine ganze Nacht zu Hauſe geſungen hatte, ſo daß die Nachbarn ein endloſes Ständchen zu hören glaubten, legte er ſich zufrieden ſchlafen. Plötzlich wacht er auf und ruft: „Frau! Kinder, meine Stimme iſt verloren, für immer verloren!" Dies hatte ihm geträumt. Er verſucht, Scala zu ſingen, und bringt keinen Ton heraus. Der ſchreckliche Traum iſt zur ſchrecklicheren Wirklichkeit geworden. Er wirft ſich auf die Erde, wälzt ſich unter Zuckungen, ſpringt dann auf, ſingt und deklamirt wie ein Raſender und rennt in den zwei Zimmern ſeiner Wohnung hin und her. Plötzlich bleibt er bei den Betten ſeiner Kinder ſtehen, heftet die Augen auf das Kamin, an welchem zwei Dolche hängen, ergreift die Waffen und erſticht ſein ſechsjähriges Kind. Die Mutter fällt ihm in den Arm; er verwundet ſie ebenfalls. Auf das Geſchrei eilen mehrere Hausleute herbei und werden von dem Raſenden mit Dolchſtichen empfangen. Endlich ſcheint die Beſinnung bei dem Unglücklichen zurückzukehren und er kehrt die tödtliche Waffe gegen ſich ſelber.

B u n t e s.

Im geſegneten Pleißenthale, dicht an der Gränze des Königreichs Sachſen und des Herzogthums Altenburg, hatte jüngſt ein wohlhabender, in beiden Ländern begüterter Bauer, Michel B—, einen Rechtsſtreit mit einem adeligen Gutsbeſitzer, Baron ————. Bei einer perſönlichen Zuſammenkunft Beider glaubte der Letztere durch gnädige, herablaſſende Vertraulichkeit ſeinem ſchlichten, aber verſtändigen Gegner zu imponiren und ſprach ihn mit „Du" an. Der Bauer erwiederte darauf: „Ich weeß odder nich, Herr Baron, wo mer Brüderſchaft mit ennander getrunken han; wenn Du's aber emal ſo han willſt, ſo is mer's ooch eenerlee!" Der Herr Baron hat den Bauer nie wieder mit „Du" angeredet.

Am 8. Okt. wurde in der Garniſonkirche zu Berlin das Weltgericht von Schneider aufgeführt. Dabei war es an mehreren Stellen der Kirche ſo düſter, daß ſich die Zuhörer beſchwerten, ſie könnten den Text nicht leſen. „Gedulden Sie ſich, meine Damen und Herren," ſagte Jemand, „das iſt heute nur die Probe, — kommt das wirkliche Weltgericht, da wird Ihnen der Text ſchon geleſen werden."

Ein Laternenbube in Wien leuchtete einem Herrn nach Hauſe. „Wer iſt denn Dein Vater?" fragte der Herr. „Mein Vater," antwortete der Laternenbube, „iſt ein Kegelbube."

N a ch r u f

an

W i l h e l m W i e ſ e r,

Buchhalter im Kreis-Bau-Bureau Augsburg,

geſtorben am 19. Oktober 1843.

(Von ſeinen Freunden in Dillingen.)

Kurze Wochen ſind dahin geronnen
In dem Wellenſchlage flücht'ger Tage,
Seit ich dir ein Abſchiedslied geſponnen,
Das nun ward zur längern Abſchiedsklage.

Seit auf Wiederſehen wir geſchieden,
Sind drei Monde kaum dahingegangen,
Schon der vierte wird im Todesfrieden
Düſter über deinem Grabe hangen.

Eines guten, edeln, ſtillen Mannes
Leben iſt dem Erdenloos verfallen,
Eines vielgeliebten, ſag' ich, kann es,
Denn — wer Allen gut, iſt theuer Allen.

Nur ein Scheintod iſt der Tod der Erden,
Iſt ein Talisman zum Schnellgeſunden,
Als ein Kleinod haſt zu höherm Werden
Dieſen Schlüſſel, Theurer, du gefunden.

Dieſes iſt der Menſchen Troſterhebung,
Solches iſt des Erdenſohnes Sehnen,
Aber — trotz der geiſtigen Belebung
Drängen aus dem ird'ſchen Auge Thränen.

Deiner Freunde Loſung lautet Klage,
Stille Gruft, und Trennung, und Verweſung,
Während dir am Erdentodestage
Klageloſung ward zur Klagerlöſung.

Fröhlich feyrten wir die Abſchiedsſtunden,
Sangen laut, im Freundſchaftshochgemüthe,
Keiner mocht' es damals noch erkunden,
Daß der Sang dir würd' zum Schwanenliede.

Unſer iſt der Klage Troſtbedürfniß,
Die wir unterm Eis des „Jetzt" verkehren,
Dir brach mit der Hülſe das Zerwürfniß,
Das ſich löst in ſchrankenloſen Sphären!

Digitized by Google

Nro. 61.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Empfindungen auf dem Friedhofe am Tage aller Seelen. — Fortſchritte der Chineſen. — Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt. — Unſer täglich Brod gieb uns heute! — Pot-Pourri.

Empfindungen auf dem Friedhofe am Tage aller Seelen.

Dem lauten Weltgewühle zu enteilen,
Zu Euern ſtillen Gräbern es mich zieht;
Laßt mich bei Euch, Vorangegang'ne, weilen
Hier in des Todes friedlichem Gebiet, —
Dort ſammle ſich, wo alle Wunden heilen
Zur ernſteren Betrachtung das Gemüth,
Das Loos, das Euch fiel, in der Grüfte Hallen
Wird früher oder ſpäter auch mir fallen.

Daß ich mit dem Gedanken mich befreunde,
„Das Leben ſey der Güter Höchſtes nicht,"
An deſſen Ziel der treue Freund dem Freunde
Den Todenkranz als letzte Gabe flicht;
Wo jeder Freuden-Laut, der uns vereinte,
Sich an des Leichenhügels Denkſtein bricht,
Und wohin uns, von allen Herrlichkeiten —
Ein Leichentuch nur, und ein Kreuz begleiten.

Hier ſchlummern ſie, die wir geliebt im Leben;
Der Eltern Hoffnung, das geliebte Kind,
Der Jüngling, welchem vor erreichtem Streben,
Der Sand in ſeinem Stundenglas verrinnt;
Der Mann, der vom Gefühl der Kraft umgeben
Im Wandel und Berufe treu geſinnt;
Der lebensmüde Greis im Silberhaare,
Sie ruh'n im letzten Schlummerbett — der Bahre.

Was liebend unterm Monde ſich umfaßte,
Des Glückes Stiefkind, wie ſein Lieblingsſohn,
Der Hütte Gaſt, der Reiche im Pallaſte,
Der Bettler wie der Nächſte an dem Thron:
Was lieblos ſich verfolgte hier und haßte,
Der Tugendfreund — der Menſchheit Laſt und Hohn,
Sie Alle, nach zerbroch'nem Pilgerſtabe,
Im Stand der Gleichheit ruhen ſie im Grabe.

Der Leidenſchaften wilde Stürme ſchweigen,
Der Schätze Glanz wird eine Hand voll Staub,
Der bangen Bruſt nicht Seufzer mehr entſteigen,
Der Ruf wird nimmer der Verläumdung Raub,
Dem Dünkel darf ſich das Verdienſt nicht beugen,
Für Schmeichel-Töne iſt das Ohr hier taub;
Kein eitler Schimmer mehr das Auge blendet,
Der Dornenpfad des Pilgers iſt geendet.

Wo ſind ſie hin des Lebens ſchönſte Kränze
Gewunden uns von der Vergänglichkeit,
Der Blüthen Kranz im frühen Jugend-Lenze
Die Myrthenkrone, die die Unſchuld beut?
Wie lockend auch der Freudenkranz erglänze,
Den das Vergnügen uns aus Roſen reiht,
Der Lorbeer, irdiſchem Verdienſt zum Lohne,
Sie alle wandeln ſich zur Todenkrone!

Nur jener Kranz, den uns die Tugend windet,
Und das Bewußtſeyn treu erfüllter Pflicht,
Den Weg ſelbſt durch des Grabes Dunkel findet,
Begleitend durch die Erdennacht zum Licht
Wo jede Täuſchung, jeder Wahn verſchwindet:
Am Tag, beſtimmt zum ernſten Weltgericht
Aus Tugendblüthen treu gepflegt hier unten
Der Kranz wird der Unſterblichkeit gewunden.

Der Glaube er verklärt des Todes Schauer,
Erhellend für uns unſre Grabes-Nacht,
Das Morgenroth des Tages ew'ger Dauer
Bricht für uns an, wenn wieder Ihr erwacht;
Zur höchſten Wonne wird die tiefſte Trauer,
Wenn Eure Grüfte ſprengt des Höchſten Macht,
Daß in der Glorie vom Verklärungsſchimmer
Ein Wiederfinden uns vereint für immer.

So iſt der Tod für uns kein Furcht-Gerippe,
Das Grauen und Entſetzen nur erregt,
Und uns mit ſeinem Stundenglas, der Hippe
Erſchüttert, wenn die letzte Stunde ſchlägt. —
Ein Schutzgeiſt iſt er, welcher von der Lippe
Den letzten Hauch uns küßt — ſein Fittig trägt
Uns, wenn dem Erden-Daſeyn wir entſchweben,
Zu einem höhern, glücklicheren Leben.

Und dieſem ſchlummert Alle Ihr entgegen
Die Euch das Grab auf dieſem Raum vereint,
Wenn Ihr gelebt der Menſchheit hier zum Segen,
Heil Euch! denn Euer Aug' hat ausgeweint.
Hier einet Ihr euch nach den Lebens-Wegen,
Bis der Vergeltung hehrer Tag erſcheint —
Des ew'gen Lebenskrone zu erwerben,
Denn ſelig ſind, die in dem Herrn hier ſterben.

Mit der wehmüthigen Erinn'rung Blüthen,
Auf welchen Perlen gleich die Thräne glänzt,
Wie Liebe ſie, Dank und Verehrung bieten,
Sey Eure Ruheſtätte heut umkränzt.
Zwar das Gefühl für Euch, die Ihr geſchieden,
Wird ſchwach dadurch bezeichnet, nie ergänzt —
Doch Blumen, Thränen, and Gebete weihen
Wir können, das Gedächtniß zu erneuen.

Sanft ſchlummert! aus der Thränen-Weide Zweigen,
Die trauernd wie Wir, auf Euch! niederſeh'n
Und leiſe flüſternd ſich zu Euch hier neigen,
Soll milder Friede Gottes Euch umweh'n;
Kein Stöhrer Eurer Ruhe darf ſich zeigen,
Der Chriſten-Troſt, daß wir uns wiederſehn,
Uns durch das Thal der Sterblichkeit geleite,
Bis auch wir ſchlummern ſanft an Eurer Seite.

W.

Digitized by Google

Fortſchritte der Chineſen.

Die Feierlichkeit bei der Auswechslung der Ratifikationen des im vorigen Jahre zwiſchen England und China geſchloſſenen Friedens-Vertrags — ſie hatte an einem der Juniustage ſtatt — wird in dem Schreiben eines engliſchen Marineoffiziers, das ein Bombayer Blatt mittheilt, alſo geſchildert: „Keying, der kaiſerliche Commiſſär, iſt in Hongkong angekommen auf dem Dampfboot Akbar mit Heying, dem Tatarengeneral, und dem Obermandarin Hwang. Sie landeten unter einem eigens errichteten Zelt, denn die Sommerhitze war furchtbar. Um dieſen Großwürdenträgern ein Cortege zu bilden, waren auf vier Kriegsdſchonken mehrere Mandarinen zweiten Rangs, Bediente und Soldaten angelangt. Keying, dem man einen einſpännigen ſchönen Wagen anbot, zog eine Senfte vor, Heying und Hwang aber benützten den Wagen. Am folgenden Tage ſpeiste der kaiſerliche Commiſſär bei dem Bevollmächtigten der Königin Victoria, und am Montag (26 Jun.?) wurden die Ratifikationen im brittiſchen Regierungsgebäude ausgewechſelt.“ Außer den engliſchen Behörden wohnten auch viele Einwohner der Inſel dieſer Feierlichkeit bei. Eine Artilleriesalve verkündigte zugleich die Auswechſelung und die nun erfolgte definitive Beſitzergreifung von der Inſel Hongkong im Namen der Krone von Großbritannien. Nach dem Abgange des kaiſerl. Commiſſärs wurde die kön. Verordnung verleſen, welche den Sir Henry Pottinger zum Gouverneur von Hongkong ernennt. Er, ſowie der Major Caine, als erſter Magiſtrat der neuen Colonie, leiſteten ihren Amtseid. Abends gab Sir Henry ein großes Banket zu Ehren des kaiſ. Commiſſärs. Gegen 50 Gäſte ſetzten ſich, bei der großen Hitze, in weißen Muſſelinjacken zu Tiſch. Die Chineſen ſchienen ſich ſehr wohl zu behagen. Sie tranken den Wein in ungeheuern Maaßen, ſchwatzten, lachten, ſchenkten ſich ſelbſt ein und ſtülpten die ausgetrunkenen Gläſer um, zur ſogenannten Nagelprobe. Der alte Keying muß wenigſtens fünfzig große Gläſer zu ſich genommen haben. Nach Tiſch wurde der Königin von England und dem Kaiſer von China ein gemeinſamer Toaſt mit dreimaldrei ausgebracht. Der luſtige kaiſerl. Commiſſär, des Kaiſers Ohm, gab uns ein chineſiſches Lied zum beſten — welche Töne! Dann forderte er den Sir H. Pottinger zum Singen auf. Sir Henry ſang ein engliſches Trinklied, worauf Hwang ſeinen Cantus vortrug und ſeinerſeits einen Engländer mit vivat sequens aufrief. Die Palme dieſes Vokalconcerts aber trug der alte Tatarengeneral davon; eine ſolche ohrenzerreißende Solfeggiatur hatt' ich bis dahin nicht für möglich gehalten. Als er fertig war, rief er den Lord Saitoun auf, und dann hob der alte Keying wieder an. So ward es 11 Uhr Abends, jeder der langen Zöpfe trank für wenigſtens ſechs, und zuletzt gingen ſie noch ziemlich feſt und gerade fort. Bei Tafel hatten ſie auch eine Art Fingerſpiel geſpielt, ähnlich der italieniſchen Mora. Am Mittwoch ſchifften ſich die Herren, von 15 Kanonenſchüſſen begrüßt, wieder auf dem Akbar ein, um nach Canton zurückzukehren. Alle dieſe Mandarinen ließen einen guten Eindruck zurück und nahmen, ſcheint es, auch einen ſolchen mit ſich fort. Namentlich waren die engliſchen Damen von dem feinen und wahrhaft gentlemänniſchen Benehmen Hwangs ganz entzückt. Seine ſchönen wenn auch kleinen Augen, ſein ſchwarzer Schnurrbart, ſein feines verſtändiges Geſicht, ſeine graciöſe Geſtalt mit alabaſterweißen kleinen Händen würden, abgeſehen von ſeinen diplomatiſchen Talenten, ihn zu einem „Löwen“ erſter Größe in den vornehmſten Zirkeln von London eignen, und dahin wünſcht er in der That eine Luſtreiſe zu unternehmen, wenn er des Kaiſers Erlaubniß dazu erhält. Nicht ſo freundlich ſahen die auf Hongkong wohnenden Chineſen zu dem Beſuch der Mandarine; manche von ihnen meynen, ſie würden es noch zu bereuen haben, daß ſie ſich mit den Barbaren ſo gemein gemacht. Keying, der Oberkommiſſär, iſt außer ſeinem Titel und ſeiner Onkelſchaft zum Kaiſer auch der Hofmeiſter des muthmaßlichen Thronerben, und überhaupt an Rang der dritte Mann im Reich. Er iſt von tonnenartiger Körperfülle, athmet mühſam und bläst dabei ſeine mächtigen Backen auf, als wär' er in jedem Augenblick von einem Schlagfluß bedroht; ſein Geſicht iſt das gewöhnliche chineſiſche wie man es von Porcellanbildern her kennt. Die chineſiſche Muſik, die ſeinem Cortege voranging, war im eigentlichen Sinne abſcheulich; ſo oft ein Muſiker eine Note verfehlte, bekam er von dem Capellmeiſter einen Schlag mit dem Bambusrohr auf den Kopf. Das geſchah ſehr oft. — Von dem Friedensvertrag, deſſen Ratification Obriſt Malcolm nach England mitnahm, wurden in Nanking vier Abſchriften gefertigt, die in der Form eines kleinen Buchs zuſammengelegt ſind. Auf der erſten Seite ſteht, ſcharlachroth mit dem Pinſel ausgeführt, die kaiſerliche Zuſtimmung in Pekinger Schriftzügen, gegenüber das kaiſerliche Siegel. Das Document liegt zwiſchen ſchön polirten Decken von Sandelholz, und ſteckt in einem gelbſeidenen Futteral mit dem kaiſerlichen Drachen.

Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

Wenn irgend ein Thier es verdient, eine eigene Geſchichte zu haben und überhaupt der Gegenſtand beſonderer Studien und Schriften zu werden, ſo iſt es gewiß der Hund, dieſer treue Gefährte des Menſchen, der ſich ihm oft inniger anſchließt, als Seinesgleichen. Nun fehlt es zwar nicht an ſolchen Schriften, wohl aber an einem Buche, worin einestheils ſein verſchiedenartiges Verhältniß zum Menſchen oder die verſchiedenen Zwecke, zu denen er ſich brauchen ließ, hiſtoriſch zuſammengeſtellt, anderentheils die verſchiedenen Richtungen ſeines Inſtinkts und alle Geſchichten, die es darüber giebt, erſchöpfend behandelt würden. Dies iſt nun geſchehen in einer in dieſem Jahr erſchienenen Histoire du chien chez tous les peuples du Monde von Eleazar Blaze. Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, daß dieſes Buch die Frucht zwanzigjähriger Studien und Beobachtungen ſey; nachſtehende Auszüge daraus werden zeigen, daß dieſe Arbeiten keinen unfruchtbaren Boden gefunden haben.

Wenn wir unſere Vorſtellung vom Hunde aus den Worten, die von ſeinem Namen abgeleitet ſind, oder aus den Sprichwörtern und Vergleichungen, in denen er vorkommt, bilden ſollten, ſo müßten wir glauben, daß er zu den niedrigſten der unvernünftigen Geſchöpfe gehört. Von dem griechiſchen κύων (Hund) kommt κυνικος oder Cyniker, und verſchiedene Vergleichungen, wie κυνοειδής, κυνὸς ὄμματ᾽ ἔχων, zeigen hinreichend, daß die Hunde-Familie, gleich mancher von höherem Rang, an Achtbarkeit nichts gewinnt, indem ſie ihre Genealogie in ferne Zeiten hinaufführt. Die Römer waren nicht höflicher als die Griechen, und um gleich auf unſere Zeit zu kommen, ſo haben wir das franzöſiſche canaille und cagnard, beides vom lateiniſchen canis abgeleitet und beides zur Bezeichnung nicht ſehr ehrenwerther Perſönlichkeiten angewendet. Vergleichungen, ſagt man, ſind gehäſſig, und die ganze Hunderace, ohne Unterſchied der Racen, muß dieſem Ausſpruch beitreten. Sie ſind immer das ſtehende Gleichniß für alles Gemeine, Schlechte und Widrige geweſen, der Typus der Streitſucht, der Unverſchämtheit, der Habſucht und Sinnlichkeit — der Furien, Dämonen, Schmarotzer, Diebe, Advokaten, und zuletzt, mit einem traurigen Mangel an Galanterie gegen den einen Theil und mit Ungerechtigkeit gegen beide, auch der Frauen. Der verheirathete Mann, ſagt ein klaſſiſcher Weiſer, braucht keinen Hund zur Bewachung ſeiner Thür. Non opus est, uxor latrat in aede tua u. ſ. w. Herr Blaze hat eine Menge von dieſen Redeformen geſammelt und im Allgemeinen ſeinen Klienten mit Eifer und Erfolg gegen die darin liegenden Anklagen vertheidigt. Der Hund iſt ſchmutzig? — „Das iſt er viel weniger“, erwiederte er, „als gewiſſe Leute von Eurer Bekanntſchaft und Miene.“ Man verſchreit ihn als gefräßig. „Ich möchte Euch ſehen“, entgegnet ſein Advokat, „wenn Ihr nur eine Schüſſel zu eſſen hättet und es Einer verſuchte, Euch dieſe wegzunehmen.“ St. Chryſoſtomus ſagt vom Hunde, daß er Dir ſchmei-

Digitized by Google

chelt, wenn Du ihn anſiehſt, und Dich hinterliſtig beißt, wenn Du ihm den Rücken gekehrt haſt. „Ich bitte St. Chryſoſtomus um Verzeihung“, ſagt Herr Blaze, „aber er hat den Hund verläumdet. Ich kannte und kenne noch viele Menſchen von dieſer Beſchaffenheit, aber keinen Hund.“ Dann iſt er wenigſtens ein Dieb. „Nein“, antwortet Herr Blaze, denn er hat keine Idee von Mein und Dein, und wenn Du ihn nur belehrſt, ſo kannſt Du ihn im ſtärkſten Hunger bei einem gebratenen Huhn ſchlafen laſſen. Ueberdieß werden ihm oft Diebſtähle zur Laſt gelegt, die er nie begangen hat: die Diener machen ihn zu ihrem Sündenbock, und er hat keine Zunge, ſich zu vertheidigen.“

Alles Lob, was dem Hunde in Sprichwörtern geſpendet worden, iſt Ausnahme und nicht Regel; warum aber, können wir fragen, da das Individuum immer mit Liebe genannt wird, iſt die Race zum Symbol des Gehäſſigen und Anſtößigen gemacht worden? Der Grund iſt wohl dieſer: da ihr vertrautes Verhältniß zu uns ſie und ihr ganzes Treiben beſtändig vor unſere Augen führt, ſo fallen ſie uns natürlich zuerſt ein, wenn wir in unſeres Gleichen die Eigenſchaften von Thieren ſehen, deren guter Inſtinkt bei uns ein Laſter wird.

Bei den Juden galt der Hund natürlich für unrein und war alſo auch ſicher, nicht geopfert zu werden. Bei den Heiden dagegen trug er ſein Theil zu den Fleiſchbergen bei, die auf dem Altare zuckten. Die Römer, die ihn ohne Scheu den Göttern opferten, peitſchten ihn jährlich als Verbrecher und ſpießten ihn dann, weil ſeine Vorfahren in der Nacht, wo die Gallier das Kapitol ſtürmten, geſchlafen hatten. Die Thorheit und Grauſamkeit dieſer römiſchen Erinnerungsfeier wurde jedoch durch einen Gebrauch übertroffen, der bis zur Regierung Ludwig's XIV. in der franzöſiſchen Hauptſtadt beſtand, wo die bürgerlichen Behörden jährlich eine Anzahl Katzen — wir erfahren nicht, aus welchem Grunde — auf dem Grève-Platz zu verbrennen pflegten.

Wo man den Hund den Göttern opferte, konnte es nicht fehlen, daß er auch gegeſſen wurde. Hippokrates ſagt, die Griechen hätten ihn gegeſſen, und die Römer hielten ihn für eine ſo große Delikateſſe, daß bei ihren verſchwenderiſchſten Mahlen auch ein junger Hund nicht fehlen durfte. In China wird er mit Vegetabilien gefüttert und öffentlich in den Fleiſcherbuden verkauft. Viele Wilde ziehen ſein Fleiſch jedem anderen vor und heben es für ihre Häuptlinge auf. In Paris wird der Verkauf von Hundefleiſch heimlich betrieben, trotz dem Verbot der Regierung, welche dagegen den Handel mit Pferdefleiſch förmlich ſanktionirt hat. Herr Blaze, der beides gegeſſen, zieht Hundefleiſch vor, während es Buffon für äußerſt unſchmackhaft hielt. Doch da die Nationen, wo es vorzüglich gegeſſen wird, ihre Hunde nur mit Vegetabilien und Fiſchen füttern und nie einen europäiſchen Hund, der mit Fleiſch genährt worden, anrühren, ſo haben weder Buffon noch Blaze das Hundefleiſch in ſeiner Vollkommenheit gekoſtet.

In Lappland wird der Hund ſeiner Haut wegen getödtet, in anderen Ländern dagegen nur, um ſeiner Vermehrung ein Ziel zu ſetzen. So hat die Hundeſteuer in England dazu beigetragen, überflüſſiges Leben in ſeiner Geburt zu erſticken, indem Wenige eine ſo ſchwerer Taxe unterworfene Nachkommenſchaft aufziehen. Anderswo, wo man alle Hundeſprößlinge aufwachſen und halbverhungert auf den Straßen herumlaufen läßt, wird ihre Exiſtenz eine Beſchwerde für das Publikum und eine Laſt für ſie ſelbſt. In Frankreich ſind die Lumpenſammler ermächtigt, die herumſchwärmenden durch einen Schlag auf den Kopf zu tödten. Vor wenigen Jahren war die Regierung von Bombay genöthigt, eine Ladung Hunde zur See fortzuſchicken und umbringen zu laſſen, um die Stadt von ihrer ungezähmten Menge, ohne Verletzung der Parſi's, die ſie mit Ehrfurcht betrachten, zu befreien. In anderen großen Städten des Oſtens werden weniger Umſtände mit ihnen gemacht: ein mit einer ſchweren Keule bewaffneter Mann zieht einen todten Hund durch die Straße, womit er alle Köter der Nachbarſchaft herbeilockt und ſie dann rechts und links mit ſeinem Knüttel niedermäht.

Schon im alten Rom wurden engliſche Bullenbeißer, welche von eigens dazu in England angeſtellten Beamten nach Italien verſchickt wurden, im Amphitheater den tödtlichen Kämpfen mit den Thieren des Waldes preisgegeben. In England ſelbſt war es, wo die Sitte vielleicht ihre eifrigſten Nachahmer fand, und wo die Kämpfe von Hunden, die einander zerriſſen, bis ſie auf dem Platze blieben, ein faſhionables Vergnügen wurden.

Aber die größte unter allen Grauſamkeiten, deren Opfer der Hund wurde, ſind ohne Zweifel die, welche im Namen der Wiſſenſchaft begangen wurden. Die Experimente, die man mit ihnen bei lebendigem Leibe macht, ſind wahrhaft ſchauerlich, und Herr Blaze verſichert uns, daß es in jeder großen Stadt in Frankreich Leute giebt, deren einzige Beſchäftigung es iſt, die hierzu erforderlichen Subjekte zu ſammeln. Die Aerzte früherer Zeit brauchten den Hund auf eben ſo entſetzliche Weiſe zur Heilung von Krankheiten. Er wurde lebendig geöffnet und als ein ſeltenes Spezifikum zur Linderung von Schmerzen angewendet. Man hatte zuweilen die Barmherzigkeit, ihm die Kehle zu durchſchneiden und das Erlöſchen des Lebens abzuwarten, ehe die krankhaften Glieder in ſeine Eingeweide getaucht wurden. Der Hund ſpielte auch eine bedeutende Rolle in der Pharmacie: ſeine Knochen wurden zu Pulvern zerſtoßen, ſein Fett zu Salben geſchmolzen, ſein Gerippe zu einem Saft von außerordentlicher Kraft deſtillirt.

Schwarz war immer eine ominöſe Farbe für Menſchen und Thiere, und ſchwarze Hunde galten im Volksglauben für die Werkzeuge von Zauberern und für die irdiſche Form des Böſen ſelbſt. Cornelius Agrippa war immer von einem ſolchen Thier begleitet, das man allgemein für einen Dämon hielt. Noch im Jahre 1702 waren die franzöſiſchen Soldaten, welche Landau gegen die Kaiſerlichen vertheidigten, feſt überzeugt, daß der Hund ihres Generals ein Geiſt ſey, von dem alle militairiſche Bewegungen ausgingen und deſſen übernatürliche Kräfte ihnen den Sieg ſicherten. Die Leichtgläubigkeit des Volks wurde zuweilen von ſchlauen Mönchen in entgegengeſetzter Richtung ausgebeutet. Baronius verſichert, die die Hunde hätten das Brod verſchmäht, das ihnen die Mörder des Thomas a Becket zugeworfen, und nach Herrn Blaze haben ſie auf dieſelbe Weiſe ihren Abſcheu gegen einen jungen Mann ausgedrückt, der ſeine Couſine ohne Diſpenſation geehelicht hatte, indem ſie ſich hartnäckig weigerten, die Leckereien ſeines Hochzeitsmahls anzurühren.

Der Hund iſt auch vielfach vom Menſchen als Werkzeug des Kampfes und der Verfolgung gegen ſeine Mitmenſchen benutzt worden. Im Kriege ſelbſt hat er wahrſcheinlich zuerſt als Schildwache gute Dienſte geleiſtet. Wegen ihrer merkwürdigen Gabe, Ueberfälle zu wittern, ſind ſie beſonders von den Türken zur Bewachung der Außenpoſten gebraucht worden. Auch jetzt werden die franzöſiſchen Vedetten in Algier immer von ein Paar Hunden angeführt. In vielen Fällen nehmen ſie auch am Kampfe ſelbſt Theil. Nachdem Marius die Cimbern geſchlagen, hatten ſeine Legionen einen tödtlicheren Kampf mit den Frauen und Hunden zu beſtehen. Die Celten legten ihren Hunden einen ſo großen Werth für den Krieg bei, daß ſie ſie mit Halsbändern von ſpitzigem Eiſen und einer Bruſtplatte als Schild bewaffneten. Einige ſo ausgerüſtete Hunde, die den Angriff von Soldaten auf eine Citadelle abwehren, ſind auf einer in Herkulanum gefundenen Bronze-Platte dargeſtellt. Gewiſſe Gallier brauchten den Hund nicht bloß als Soldaten in ihren Kriegen: eine Schwadron von zweihundert bildete ſogar die Leibwache ihres Königs. In neuerer Zeit hat man ſich ihrer gegen die Wilden in Amerika bedient. Columbus gab das Beiſpiel dazu in einer Schlacht mit den Eingebornen von St. Domingo, wo er mit zweihundert Mann zu Fuß, zwanzig Reitern und zwanzig Hunden eine große Indianer-Armee zerſtreute.

Als Pietro de la Valle im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts Perſien beſuchte, beſtand die Sitte, gewiſſe Klaſſen von Verbrechern Hunden, die zu dieſem Zweck gehalten wurden, vorzuwerfen. Er ſah einige der Magie angeklagte Juden, die man vor dieſe furchtbaren Henker führte, mit dem Verſprechen der Begnadigung,

Digitized by Google

wenn ſie Muhamedaner würden. Beim Anblick der Hunde zogen ſämtliche Juden bis auf einen den Abfall von ihrem Glauben dieſem ſchrecklichen Tode vor. Oviedo erzählt in ſeiner „Geſchichte Indiens“, als einmal ein Verbrecher, den man einem Hunde vorwarf, welcher die Verurtheilten zu zerreißen pflegte, auf die Knie fiel und um ſein Leben bat, ſo ſey das Thier ſtehen geblieben und habe ſich geweigert, ſeine Pflicht zu thun. Die Spanier, die es für ein Wunder nahmen, begnadigten den Unglücklichen; aber Herr Blaze glaubt, der Blick des Mannes habe dieſe Wirkung hervorgebracht, wie ja auch das Volk dem menſchlichen Blick eine einſchüchternde oder bezaubernde Wirkung auf Thiere zuſchreibt. Sismondi erzählt einen anderen noch beſſer beglaubigten Fall dieſer Art. Einige Jagdhunde des Tyrannen von Mailand, welche von Menſchenfleiſch gefüttert wurden, das ſie ſich ſelbſt erjagen mußten, und die ſchon durch Dutzende von Opfern blutdürſtig geworden, weigerten ſich nicht bloß, einen zwölfjährigen Knaben, der ihnen vorgeworfen wurde, zu tödten, ſondern, als der Wärter in Folge ihrer Hartnäckigkeit dem Kinde die Kehle durchſchnitt, zeigten ſie denſelben Widerwillen, den Körper zu berühren. Sollten nicht hier die zarten Jahre des Opfers ihre ſchlafenden Gefühle geweckt haben? Die Hunde haben bekanntlich eine beſondere Liebe zu Kindern und laſſen ſich daher auch viel von ihnen gefallen. (Fortſ. folgt.)

Unſer täglich Brod gieb uns heute!

In einer Vorſtadt Wiens lebte die junge Wittwe eines Gärtners, welche ſich und ihr einziges Kind, ein Mädchen von ſechs Jahren, von dem Ertrage eines kleinen Gemüſehandels ernährte. Die Frau war hübſch, trug ſich anmuthig und es hatten ſich bald nach dem Tode ihres Mannes mehrere Bewerber eingefunden und unter dieſen Einer, der ſie liebte, und den ſie wieder liebte. Das Pärchen lebte darauf im vertrauteſten Umgange, aber — ohne den Segen des Prieſters. Die Nachbarinnen der jungen Wittwe ſpöttelten und ziſchelten viel und dieſe fühlte bitter das Peinigende ihrer Lage, allein ihr Geliebter wollte von keiner Heirath wiſſen, und ſo oft ſie auch in ihn drang, weigerte er ſich entſchieden unter dem Vorwande, „er heirathe keine Frau mit einem Kinde; das gäbe eine unglückliche Ehe.“

Da faßte die Frau einen gräßlichen Entſchluß. Unter dem Hauſe, in dem ſie wohnte, lag ein tiefer und feuchter Keller, der zu Aufbewahrung von Gemüſen und Früchten diente, mit nur einem kleinen Fenſter, das auf einen öden Holzplatz ſah. Eines Abends nahm die Wittwe ihr Kind bei der Hand und ſtieg mit ihm in den Keller hinab. „Hier bleibſt, Lehnerl,“ herrſchte ſie die Kleine an, und ohne auf das leiſe Weinen des armen Kindes zu achten, ſchloß ſie die ſchwere Thüre und entfernte ſich. Zwei lange Tage vergingen, ehe die Wittwe in der Dämmerung wieder hinabſtieg zum Keller. Sie lauſchte an der Thür, aber Alles war ſtill. Sie rief: „Lehnerl!“ Da vernahm ſie jedoch die Stimme ihres weinenden Kindes, Klagelaute, ſo rührend, daß ein Stein ſich erbarmt hätte. „Mutterl, Mutterl,“ rief das Kind, „gieb mir doch a Brod, a Stückel Brod.“ Aber die Mutter wandte ſich ab und ſtieg wieder hinauf; ihr Herz zitterte, aber nicht vor Schmerz, ſondern vor Furcht und Erregung, daß des Kindes Hülfeflehen ein menſchliches Ohr erreichen könnte, und weil der Tod ſo lange zögerte, ſein Opfer zu ergreifen. Wiederum verſtrichen vierundzwanzig Stunden, und als es dunkelte, ſtieg die Wittwe abermals hinab und rief durch die Thür: „Lehnerl!“ Lehnerl antwortete wieder und ſein Flehen traf der Mutter Herz mit tauſend Dolchen. „Mutterl, Mutterl,“ rief die Kleine mit ſchwacher, ſchon erlöſchender Stimme, gieb mir a Brod, a Stückel Brod!“ Aber die Thüre öffnete ſich nicht, und während das Kind noch flehte, ſaß die Wittwe ſchon in ihrem Zimmer und theilte mit ihrem Geliebten das Abendeſſen. Als der Abend des vierten Tages gekommen war, da ſtieg ſie zum dritten Male hinab und rief: „Lehnerl! Lehnerl!“ Da drang ein dumpfes Stöhnen an ihr Ohr, und anſtrengend lauſchend, hörte ſie wieder die verhängnißvollen Worte. „Mutterl, Mutterl, a Stückel Brod!“ aber diesmal nur leiſe wimmernd, denn der Engel des Todes hatte ſich ſchon über das Kind gebeugt, es zu küſſen. Und die Rabenmutter ging davon, teufliſchen Zorn im Herzen, und erſt nach drei Tagen ſtieg ſie wieder hinab und öffnete die Thür; da lag das Kind bleich, kalt — todt. — In der Frühe des nächſten Morgens hörten die Nachbarn aus dem Hauſe der Wittwe ein erbärmliches Klagegeſchrei, und als ſie beſtürzt hineintraten, führte ſie das böſe Weib, das ſich wie eine Verzweifelte gebehrdete, in ihre Kammer. Hier lag die kleine Helene auf ihrem Bettchen. Die Mutter hatte ſie gereinigt und ſie in ein weißes Kleid gehüllt; ein Sträußchen ruhte auf ihrem Herzen. Das bleiche Geſichtchen zeigte keine Spur des ſchrecklichen Kampfes, dem die Erbarmungswürdige unterlegen. Man rief einen Arzt herbei; er blickte flüchtig auf die Leiche, — und da jede äußere Verletzung fehlte, ſtellte er den Todtenſchein aus. Tags darauf fand das Begräbniß ſtatt. Dem Sarge folgte Hand in Hand eine Schaar lieblicher Kinder, — die Geſpielen des kleinen Lehnerl; einige Nachbarinnen der Gärtnerswittwe hatten ſich ebenfalls dem Zuge angeſchloſſen, auch ein Prieſter folgte. Als man den Sarg in die Gruft geſenkt und jedes eine Hand voll Erde darauf geſtreut hatte, trat der Prieſter vor, wie dies üblich iſt, ein kurzes Gebet zu ſprechen. Er betete das „Vaterunſer“, jenes einzige Gebet, das Alles einſchließt, was der Menſch von Gott zu erbitten hat, und er ſprach es ſo voll ächter Weihe, ſo eindringlich, daß Thränen in die Augen aller Anweſenden traten. Nur Ein Auge weinte nicht und folgte doch mit Beben ſeinen Worten, es war die Mutter, die ihr gemordetes Kind begrub, und als der Prieſter an die Worte kam: „Unſer täglich Brod gieb uns heute!“ da tönte es wie ein Donnerſchlag an das Ohr des ſchuldigen Weibes; mit einem fürchterlichen Angſtgeſchrei ſtürzte ſie zur Erde, die Hand Gottes hatte ſie getroffen; ſie erwachte als Wahnſinnige und erzählte nun unter Lachen und Thränen ihre grauenvolle That.

Pot-Pourri.

Die Fiſchteiche in der Gegend von Budweis.

(Aus dem Morgenblatt.) Da es eben ſo unvernünftig ſeyn würde, alte Hechte und junge Karpfen in daſſelbe Waſſer zu laſſen, als wollte man Wölfe und Schafe in demſelben Stalle auffüttern, ſo hat man für die Karpfen beſondere Teiche. Sind aber die Karpfen älter geworden, ſo werden ſie leicht träge und ſtecken gern lang im Sumpf oder im trüben Waſſer am Boden, was ihrer feinen Bildung ſchadet. Man giebt ihnen dann gerne einige junge Hechte bei, welche ſie in Thätigkeit erhalten und ihre junge Republik vor dem völligen Erſtarren und Einſchlafen bewahren, wie die ausgelaſſenen Oppoſitionsmänner den Staat.

Stichwörter.

Friedrich der Große empfing den Beſuch der Clairon in Sansſouci, und redete ſie da in Gegenwart ſeiner Höflinge mit zwei Verſen aus der Merope an. Clairon ſpielte auf Erſuchen des Königs mehrere Scenen aus Voltaire'ſchen Tragödien, der ihr die Stichwörter dazu angab. — Joſeph II. traf bei dem Marſchall Richelieu die beglückte Erbin der Dumesnil, Madame Veſtris. Um ihr zu zeigen, daß er in der franzöſiſchen Literatur nicht minder bewandert ſey, als ſein hoher Nachbar in Preußen, bat der hohe Reiſende die Tragödin, einige Scenen aus Zaire zu deklamiren, und unterſtützte ſie dabei, indem er aus dem Stegreife, und ohne ſich auch nur ein einziges Mal zu irren, unter dem Beifalle der zahlreichen glänzenden Verſammlung, die Rollen des Orosman und Nereſton dabei recitirte. — Bonaparte ſprach oft mit Talma die ſchönſten Stellen aus Corneille's Trauerſpielen. Gewöhnlich waren dann dabei alle damaligen Celebritäten in Malmaiſon vereinigt. — Chateaubriand hat mehr als einmal der Dem. Rachel im Salon der Madame Recamier die Stichwörter angeſchlagen.

Digitized by Google

Nro. 62.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Standbild des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Erlangen. — Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt. Ein Stiergefecht in Madrid. — Pot-Pourri. — Buntes.

Das Standbild des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu Erlangen und Rückblicke auf das Univerſitäts-Jubiläum im Auguſt 1843.

Geſchildert von einem Zeitgenoſſen.

(Schluß.)

Viel des Schönen und Erhebenden vereinigte auch der dritte und letzte Jubeltag in ſich, welcher, zugleich Geburts- und Namensfeſt Sr. Maj. des Königs, doppelte Geltung als Freudenfeſt erhielt. Auch ihn begrüßten früh Morgens ſchon Muſik, Glockengeläute und Kanonendonner. Um 8 Uhr verſammelten ſich die Perſonen des Feſtzuges in der Aula, und zogen von da in der Ordnung des erſten Tages zur Neuſtädter Kirche, wo dießmal der reformirte Pfarrer, Profeſſor Dr. Kraft eine treffliche Predigt hielt. Nach dem Gottesdienſte begab ſich der Zug in die Aula, woſelbſt in ſolennem Akte die letzte akademiſche Feier ſtattfand, nemlich die Promotion der Ehrendoktoren. Geſang mit Muſikbegleitung eröffnete die Feier, und darauf folgte ein, vom Profeſſor Dr. Harleß geſprochenes lateiniſches Gebet, welchem ſich die Promotionen anreihten.

Der Wahl der Facultäten bei dieſen Ehrenpromotionen wird gewiß die allgemeine Anerkennung nicht ausbleiben, welche ſie bereits beim anweſenden Publikum gefunden. Nachmittags 2 Uhr verſammelten ſich nahe an 400 Gäſte aller Altersclaſſen in bunter Reihe im Redoutenſaal, um bei freundlichem Mahle noch einmal beiſammen zu ſeyn, und beim perlenden Wein noch einmal die Freundſchaft zu beſiegeln, welche gewiß nirgends ſo innig geſchloſſen wird, als auf Akademieen, durch nichts ſo friſch belebt werden kann, als durch ſolch ein erhebendes Feſt. Es war ein durchgehends heiteres, man darf wohl behaupten, ein großes Familienmahl. Die Worte von Thierſch, Wachsmuth aus Leipzig, Engelhard, Harleß und noch vielen anderen, die an dieſem Mittag zu den Herzen der Anweſenden geſprochen wurden, werden noch lange in denſelben nachklingen und ein unſichtbares Album der Erinnerung bleiben für alle, um deren Bruſt das aes triplex des Spießbürgerthums ſich noch nicht feſtgelagert hat. Für den Abend hatte der Erlanger Magiſtrat ſeinen lieben Gäſten in den anmuthigen Räumen des Schloßgartens ein ländliches Feſt bereitet. Nicht unter 7000 Perſonen, denen der Eintritt mittelſt Karten zu Theil geworden war, verſammelten ſich allmählich auf dem mit Tiſchen und Bänken angefüllten großen Platz hinterm Schloß und in der Nähe der vordern engliſchen Anlagen gegen den bekannten ſteinernen Markgrafen hin, und wurden hier mit herrlichem Erlanger Bier und kalter Küche bewirthet. Mit Einbruch der Dunkelheit erſchienen die ſämmtlichen Fenſter der Gartenfronte des Univerſitätsgebäudes, ferner des Muſeums und der gegenüberliegenden Anatomie in reichlicher Beleuchtung; ein Kranz von Lampen umzog das große Baſſin, deſſen Fontänen nach langer Zeit einmal ſich wieder aus dem künſtlichen Fels mit ſeinen koboldartigen Steinfigürchen der alten Franzoſen aus den Zeiten Markgraf Chriſtian Ernſts ergoſſen, und gab, ſich auf der klaren Waſſerfläche ſpiegelnd, dieſem ſonſt ſo unſcheinbaren, von Studenten einſt vielfach verſpotteten hydrauliſchen Attribut des Schloßgartens ein gar magiſches Anſehen. Ein großer Halbkreis von erleuchteten Buntpapierlampen, die ſich an den Gebüſchen um den Rand des vordern großen Raſenplatzes hinzogen, war im Stande, die ohnehin in den drei Jubeltagen hinreichend erregte Phantaſie in irgend einen Zaubergarten der Scheherezade zu verſetzen. Im Hintergrund ward ein brillantes Feuerwerk abgebrannt. Eine beabſichtigte ſpätere vollſtändige Erleuchtung des alten Wahrzeichens der Erlanger Studenten, jenes ſchon genannten ſteinernen Markgrafen, fand leider Hinderniſſe und mußte zu großem Leidweſen aller ſeiner alten Bekannten und Verehrer unterbleiben. Den Schluß des Tages machten noch Gruppirungen kleinerer Freundescirkel in verſchiedenen Gaſthöfen, um ſich noch recht zu letzen, unter denen wir namentlich Einen nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen, da er zum Theil die berühmteſten jüngern gelehrten Notabilitäten verſchiedener Hochſchulen und auch ſonſt eine namhafte Anzahl von Männern vereinigte, die ſeit ein paar Jahrzehenten in Kirche und Staat treu wirkend großentheils einen ehrenvollen Namen ſich erworben und ſomit längſt ſchon bethätigt haben, daß der Geiſt, welcher ſie einſt auf der Erlanger Hochſchule zuſammenführte, lenkte und beſeelte, ein guter geweſen. Es war im goldenen Herz auf dem Hauptkirchenplatz, wo ſie ſich noch einmal zuſammen fanden, die Genoſſen aus der merkwürdigſten und für den Studenten wenigſtens ereignißreichſten Zeit Erlangens, und wo ſie ſich ergingen in tauſend Reminiſcenzen und Nachklängen aus derſelben und faſt nicht begreifen konnten, wie zwiſchen ihr und der Gegenwart ein Raum von mehr denn zwanzig Jahren ſich befinde, und ſich darüber freuten, daß zwar nicht der Leib, aber der Geiſt ſo friſch geblieben wie damals. Und es war einer der ſchönern Momente dieſes Tages, wie die Männer zuſammen das kräftige Lied anſtimmten: „Es ſchlingt ſich die Runde," als der Dichter desſelben,*) der tüchtigſten akademiſchen Lehrer unſeres Vaterlandes Einer, eintrat, und wie die Runde ſich in Wort und That immer inniger ſchlang, bis die Mitternacht erinnerte, daß des Säcularfeſtes der guten Friderico-Alexandrina letzte Stunde geſchlagen, und daß die theuern Herzen alle, die ſich hier wiedergefunden, nun bald wieder nach allen Himmelsgegenden der Heimath entgegeneilen werden, um in die Schatzkammer der Erinnerung die drei Tage lang geſammelten Reichthümer niederzulegen.

So endete die erſte Säkular-Jubelfeier der zwar kleinen und an zeitlichen Gütern faſt armen, an tüchtigen dort gebildeten Geiſtern und an Gemüth ſeiner akademiſchen Bürger zu jeder Zeit deſto reicheren Friderico-Alexandrina; und wer am darauffolgenden Tage die lieben Jubelgäſte zum größten Theil ihrer Heimath zueilen ſah, den befiel wohl eine eigenthümliche Wehmuth bei dem Gedanken, daß unter den vielen Hunderten, die nach langejähriger Trennung ſich hier in einem dreitägigen feenhaften Traume

*) Profeſſor Joſeph Zuccarini aus München.

Digitized by Google

wiederum begrüßt hatten, nur Wenigen die Freude des Wiederſehens ſolch einer Maſſe von Freunden mehr erblühen werde, und daß beim nächſten Säkularfeſte der Erlanger Hochſchule der Fuß der Urenkel über den längſt vergeſſenen Staub der jetzt ſo freudeerfüllten Wanderer hineilen werde.

Was die Munifizenz des erhabenen Monarchen für die Verherrlichung des Feſtes gethan hat, erhellt genügend aus dem Berichteten. Nichts aber haben die Zeitungen berichtet von der wohlwollenden Aufnahme, welche die Deputation der Univerſität fand, die, beſtehend in der Perſon des Prorektors Dr. Engelhard und des Prokanzlers Dr. Bucher, ſogleich nach Beendigung der Jubiläumsfeier nach Aſchaffenburg geeilt war, um Se. Majeſtät die wärmſten Gefühle des Dankes mündlich zu Füßen zu legen, womit Allerhöchſtſein herrliches Feſtgeſchenk von der Univerſität, der Stadt Erlangen und allen anweſenden alten akademiſchen Bürgern begrüßt worden war, und zugleich über die ſchöne und gemüthvolle Feſtfeier Bericht zu erſtatten, einen Bericht, welchen das theilnehmende Herz des tief fühlenden Regenten aufs lebhafteſte aufgefaßt zu haben ſcheint, indem bei der Schilderung der Jubelfreuden Se. Königliche Majeſtät ſich aufs genaueſte ſelbſt nach Einzelnheiten zu erkundigen geruhten, und nach einer langen Audienz unter Bezeugung Allerhöchſtihres Wohlgefallens an der ganzen Feſtfeier und der Ordnung, womit ſie begangen wurde, und unter Verſicherung der Fortdauer Allerhöchſtihrer Gnade die Deputirten in der heiterſten Stimmung entließen.

Was die Stadt Erlangen, deren Mittel bekanntlich nicht zu den geſegnetſten gehören, geleiſtet hat, um dem akademiſchen Jubelfeſt ein möglichſt heiteres Kolorit verſchaffen zu helfen, — nie kann es genugſam gerühmt werden; und wer irgendwie nur den entfernteſten Antheil an dem unvergeßlichen Erlanger Säkularfeſte genommen hat, dem werden die ehrenwerthen Namen der Bürgermeiſter DD. Lammers und Martius und des Rechtsrathes Heim, welcher letztere namentlich als Kommandant des ſtädtiſchen Landwehrbataillons um die Erhaltung der Ordnung beim Feſte ſich weſentliche Verdienſte erwarb, im freundlichſten Andenken bleiben.

Die Leiſtungen des akademiſchen Senates bei Gelegenheit der Ehrentage der Friedrichs-Alexanders Univerſität ſind bereits mehr oder weniger in dieſem Berichte ſchon berührt. Die würdige Haltung des Ganzen, namentlich die Anordnung der herrlichen Züge, wie überhaupt Alles, was dem rein akademiſchen Typus des Feſtes angehörte, iſt der Umſicht des Senates zu danken. Der Prorector Dr. Engelhard verewigte das Feſt außerdem durch eine gediegene Geſchichte der Univerſität und die Dekane der einzelnen Fakultäten lieferten ausgezeichnete Einladungsprogramme zur feierlichen Doktorpromotion, wie ſolches gebräuchlich iſt. Und da auch die Todten bei den Freuden dieſer Erde nicht vergeſſen werden ſollen, ſo hat die Pietät des Senates auch noch den Beſchluß gefaßt, zum ernſten Andenken an die ſchönen Auguſttage des Jahres 1843 das Grufthaus der Univerſität auf dem Neuſtädter Gottesacker, unter welchem die Aſche großer und ihren Schülern einſt theuren Männer bisher unbezeichnet moderte, geſchmackvoll reſtauriren und mit entſprechenden Gedächtnißtafeln verſehen zu laſſen; ein Beſchluß, welcher den Dank aller Zeitgenoſſen um ſo mehr verdient, als gerade beim Jubiläum es vielen Beſuchern des Kirchhofes ſchmerzlich auffiel, die Namen der in der Univerſitätsgruft ſchlafenden Berühmtheiten vergeblich ſuchen zu müßen.

Von den verſchiedenen proteſtantiſchen Gymnaſien Bayerns waren Epistolae gratulatoriae eingelaufen, auch die Freimaurerloge in Erlangen hatte ein Programm „die Freimaurerei und die Welt", zum Jubelfeſt geſandt. Unter den Feſtſchriften von Privaten war das „Verzeichniß ſämmtlicher Erlanger Studierenden von 1743 bis 1843" eine höchſt willkommene und daher auch ſehr verbreitete Gabe. Gerne geleſen wurde das bei Bläſing in Erlangen herausgekommene „Jubilar-Album"; nur dürften die Charakterſchilderungen des Erlanger Studenten darin etwas zu grell genannt werden. „Unſer Erlangen" Reminiſcenzen von M. Reimlein ſchien ebenfalls ziemlich anzuſprechen, da viel Lokales in dem Büchlein enthalten iſt. Eine unter dem Titel „Feſtgabe" als Manuſkript für Zeitgenoſſen gedruckte Sammlung von Gedichten gehört unſtreitig zu den beſten Jubelerzeugnißen, um ſo mehr als dieſe Gabe einen edlen und ſtrebſamen Geiſt bekundet, welcher unter einem Theil der Erlanger Studierenden zu herrſchen und zu ſchönen Hoffnungen zu berechtigen ſcheint.

Und ſo trug Jedes ſein Scherflein bei, um ein Feſt zu verherrlichen, welches an Ruhe, Ordnung, Heiterkeit und Gemüthlichkeit ſeinesgleichen wohl nicht leicht mehr finden, und von welchem jeder auch nur entfernt Antheilnehmende ein volles und befriedigtes Herz mitgenommen haben wird.

Sie aber, die geiſtige Amme, an deren Bruſt ſo viele tüchtige Männer in Staat und Kirche die Milch ihres Wiſſens getrunken, — die Hochſchule, an der ein Jahrhundert voller Prüfungen nun vorübergegangen, ohne ſie wanken zu machen, ſie ſtehe unerſchütterlich noch viele fernere Jahrhunderte, und die einſt der mächtige Fittig des Brandenburger Adlers geſchützt, die alma Friderico-Alexandrina, ſie ſchirme, wie ſeit mehr denn drei Jahrzehnten ſchon, ſo in ewige Zeiten Wittelsbachs ſtarker Löwe!

Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

(Fortſetzung.)

Aber wir kommen jetzt zu der liebenswürdigen Seite des Hundes. Er allein in der ganzen Thierwelt ſchließt ſich uns als Freund an, verſteht unſere Wünſche, unterwirft ſich unſeren Gewohnheiten, lauſcht auf unſere Befehle. Dem Menſchen zu dienen, iſt ein Bedürfniß ſeines Daſeyns. Die ſibiriſchen Hunde, die im Sommer freigelaſſen werden, um für ſich ſelbſt zu ſorgen, kehren, obwol mit Arbeit überladen, brutal behandelt und halb verhungert, doch bei der Annäherung des Winters zu ihren Herren zurück, um ſich an den Schlitten anſpannen zu laſſen. Der Pariahhund Indiens, wenn er heimathlos und ohne Eigenthümer iſt, hängt ſich an einen Fremden und erſchöpft alle Künſte, um von ihm adoptirt zu werden. Es iſt keine Frage, daß dieſe Neigung des Hundes ihm von der Vorſehung zum Beſten unſeres Geſchlechts gegeben worden. Seine Einbürgerung bei uns iſt nach Cuvier die vollkommenſte, die nützlichſte, die eigenthümlichſte Eroberung, die wir gemacht, und vielleicht, fügt er hinzu, für das Beſtehen der menſchlichen Geſellſchaft nothwendig. In unſerer gegenwärtigen, civiliſirten Geſellſchaft können wir von den Dienſten, die er in älteren Zeiten leiſtete, kaum mehr Gebrauch machen. Um ſeinen ganzen Werth zu ermeſſen, müſſen wir ſehen, wie hoch er von den Wilden geſchätzt wird. Man hat auſtraliſche Weiber geſehen, welche die Jungen von Hunden an ihrer Bruſt ſäugten. Kapitain Fitzroy erzählt, daß in Hungerszeiten die Einwohner des Feuerlandes eher die älteſten ihrer Weiber eſſen, als einen einzigen Hund tödten. „Hunde", ſagen ſie, „können Anderes fangen; alte Weiber ſind zu nichts mehr gut." Die Jagd iſt in der That das erſte Bedürfniß des Menſchen und der erſte Inſtinkt des Hundes. Hunde im wilden Zuſtande vereinigen ſich in Koppeln, jagen Eber und Büffel und ſelbſt bei Gelegenheit auch den Löwen und Tiger. Beſonders die Jungen ſind der Gegenſtand ihrer unermüdlichen Verfolgung, und ſo groß iſt der Schrecken, den ſie in Folge deſſen dem Tiger eingeſtößt, daß in Indien das Erſcheinen eines gewöhnlichen Hühnerhundes ſie in Unruhe verſetzt.

Es werden auch von der Kraft und dem Muthe gewiſſer Hunderacen die erſtaunlichſten Geſchichten erzählt. Was von einem albaniſchen Hunde Alexanders des Großen erzählt wird, welcher hinter einander einen Löwen und einen Elephanten überwand, iſt nur eine Fabel. Eben ſo wenig Glauben verdient die That eines Bullenbeißers unter Eliſabeth, welcher hinter einander einen Bären, einen Leoparden und einen Löwen angegriffen und gebiſſen haben ſollte. Sicherer dagegen iſt es, daß einer von dieſer Gattung unter Hein-

Digitized by Google

rich VII. wirklich es mit dem König der Thiere aufnahm, für welche Anmaßung Heinrich ihn hängen ließ, und es hat ſich herausgeſtellt, daß drei oder vier den Sieg davontragen können. Der Dachshund kämpft mit Thieren, die zwanzigmal größer ſind, und ſtirbt grauſam verſtümmelt, ohne einen Seufzer. Auch die Liſt und Klugheit der Hunde entwickelt ſich glänzend in der Noth. Die Hunde am Nil trinken im Laufen, um den Krokodilen zu entgehen. Wenn die Hunde von Neu-Orleans über den Miſſiſſipi ſchwimmen wollen, ſo fangen ſie an zu bellen, um die Alligatoren aus ihren zerſtreuten Löchern herbeizuziehen und ſie auf einen Punkt zu konzentriren; kaum iſt dies geſchehen, ſo laufen ſie den Fluß hinauf und ſpringen an einer entfernten Stelle ins Waſſer. Ein Eskimo-Hund, der nach England kam, war in Künſten geübt, die man bei europäiſchen Hunden ſelten ſieht, deren Unterhalt nicht von ihrer eigenen Thätigkeit abhängt; er ſtreute ſein Futter um ſich herum und ſtellte ſich ſchlafend, um Hühner und Ratten anzulocken, die er dann ſeinem Vorrathe hinzufügte. Aber ſelbſt bei uns entwickeln die Hunde, die auf ihre eigene Rechnung jagen, einen ſonſt ſeltenen Witz. Der ſchlaue Spürhund, der mehr als jeder andere der Wilddieberei ergeben iſt, wenn er ein Kaninchen auf dem Strich hat, begiebt ſich in die Höhle deſſelben und wartet auf ſeine Ankunft. Herr Blaze hatte zwei Hunde, die heimlich jagten; der eine jagte den Haſen auf, und der andere, hinter einem Zaun verſteckt, packte ihn, wenn er auf ſeinem gewohnten Weg vorüberlief. Man erzählt eine Geſchichte von einem Wachtelhund und einem Windſpiel, die ſich zuſammen verbanden, indem die Spürkraft des Wachtelhundes dazu diente, das Wild zu finden, die Geſchwindigkeit des Windſpiels, es zu fangen. Da der Wachtelhund verdächtig ward, ſo verſah man ihn mit einer Kette, um ſeine Bewegungen zu hindern; da er aber ſeine Streifereien fortſetzte, ſo bemerkte man, daß das Windſpiel, damit der Wachtelhund nach wie vor jagen könnte, die Kette in ſeinem Munde trug, bis das Geſchäft der Jagd an ihn kam. Die Gewandheit des gewöhnlichen Jagdhundes, obgleich weniger auffallend, iſt doch den Anforderungen des Dienſtes angemeſſen und zuweilen mehr als ein bloßer Inſtinkt; denn oft entdeckt nur ein Veteran die Kreuzſprünge des Fuchſes oder Hirſches, die Verſuche des Thieres, die Spur abzubrechen oder ſie durch Aufſcheuchung eines anderen Thieres abzulenken. Praxis iſt es, die ihn gelehrt hat, die Verwickelungen der Jagd zu entwirren, zwiſchen widerſprechenden Spuren zu unterſcheiden und die Liſt eines erfinderiſchen Flüchtlings zu errathen. In einem Punkte ſind ſich jedoch alte und junge, zahme und wilde Hunde einander gleich, und das iſt das Intereſſe für die Jagd. Die Symptome der Vorbereitung erregen jedesmal ihr lebhaftes Entzücken. Der Hund, deſſen Herr zufällig verhindert iſt, an der Jagd Theil zu nehmen, wird ſich einen benachbarten Jäger aufſuchen und für den Tag in ſeine Dienſte treten, obwohl es vergebene Mühe wäre, ihn zu einem andern Zwecke und länger, als die Jagd dauert, feſſeln zu wollen. Ja ſelbſt in der Geſellſchaft ſeines Herrn wird er, ohne daß ſeine Treue darunter leidet, ſich für den Augenblick an einen Fremden anſchließen, der vielleicht ein beſſerer Schütze als ſein Herr iſt.

Bei anderen Völkern vertritt der Hund auch die Stelle des Pferdes. Plinius erzählt, daß die Kolophonier in ihren Kriegen Hunde hatten, welche die Bagage zogen. Eine von Heliogabalus Thorheiten beſtand darin, daß er in einem von acht Hunden gezogenen Wagen fuhr. Nur bei den Eskimo's jedoch werden die Hunde faſt mit Ausſchluß anderer als Laſt- oder Zugthiere gebraucht. Die Anwendung des Hundes zu einem Geſchäft, für welches er kaum von Natur beſtimmt ſcheint, iſt nicht ohne ihre Unbequemlichkeit. Entweder von der unwiderſtehlichen Gewalt einer inſtinktmäßigen Neigung getrieben oder auch aus Hunger (denn ſie werden ſo ſchlecht gefüttert, daß ſie zuweilen ihr ledernes Geſchirr und, wenn ſie von den Riemen frei ſind, einander ſelbſt aufgegeſſen haben) verfolgt zuweilen das Geſpann, das gewöhnlich aus zwölf beſteht, die Spur irgend eines Wildes, ohne Rückſicht auf den Führer, den es mit Gefahr ſeines Lebens über Hals und Kopf davonträgt. Abgeſehen von den unwillkürlichen Ausbrüchen der Hundenatur, hat die ſchlimme Behandlung einige von ihnen mit ſolchem Haß gegen ihre Herren erfüllt, daß ſie ſehr oft den Schlitten umzuſtürzen verſuchen. Sonſt dagegen führen ſie mit nie fehlgehender Sicherheit auf jedem Wege, den ſie einmal gegangen ſind, den Reiſenden durch Nebel, Finſterniß und Stürme und erkennen, was kein Auge vermöchte, die im Schnee begrabene Hütte. In St. Johns in Neufoundland transportiren zweitauſend von den ſchönen Hunden, die ihren Namen von dem Lande haben, ſchwere Laſten von Holz und Vorräthen, und zum Dank dafür müſſen ſie die Hälfte des Jahres, wo man ſie nicht braucht, ganz für ſich ſorgen, während ſie in der anderen Hälfte ſo vernachläſſigt werden, daß große Mengen von ihnen an einer Art Ausſatz ſterben. Als Laſtthier leiſtet der Hund auch den Schmugglern auf dem Kontinent wichtige Dienſte und entwickelt dabei eine wunderbare Gewandtheit. Mit Gütern beladen macht er ſich des Nachts auf den Weg, wittert den Zollbeamten, greift ihn an, wenn er es mit Vortheil thun kann, und verbirgt ſich hinter einem Buſch oder Baum, wenn er nicht fliehen kann. Es iſt klar, daß eine ganze Armee von Zollbeamten wenig gegen Schmuggler vermag, die ſich immer aufs Neue erſetzen, die in der Stille und Finſterniß die Gränze überſchreiten, deren Straße der pfadloſe Wald oder Anger iſt, die die Gefahr im Winde wittern und ſich ihr entweder durch ihre Geſchwindigkeit entziehen oder in jeder Hecke einen Verſteck finden.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Stiergefecht in Madrid.

Am 12. Oktober ſah die ſpaniſche Hauptſtadt ein Schauſpiel, welches ſchon lange die Phantaſie des Publikums weit lebhafter als alle Politik beſchäftigt hatte: eine corrida de toros extraordinaria, ein großes Stiergefecht. Das Spektakel begann um 4 Uhr, zu welcher Zeit ſich die Königin und ihre Schweſter, die Infantin Louiſe, in Begleitung ihres Gefolges und ſämtlicher Miniſter in ihrer Loge pünktlich einfand. Die Königin wohnte dem grauſamen Nationalſpiele zum erſten Male bei. Bei ihrer Ankunft wurde der königl. Marſch geſpielt, die Zuſchauer, wohl mehr als 12,000 an der Zahl, brachen in lautes Lebehoch aus, und das unter dem Namen cuadrilla bekannte Kampfperſonal, das heißt die picadores, banderilleros und aspades oder matadores, zogen, in altſpaniſcher Tracht, grüßend vor I. Maj. vorüber. Eben ſo beugte jeder Matador, wenn mit der Trompete das Zeichen zum Todesſtoße gegeben wurde, das Knie vor der Königin, und rief, den Degen ſchwingend, die Worte: Brindo por la Reyna, por la liberdat y por la nacion (ich tödte den Stier zu Ehren der Königin, der Freiheit und der Nation). Im Mittelalter mochte dem Stiergefechte etwas Ritterliches innewohnen, und noch heutigen Tages hat es ſich in Mexico und Peru einen edlern und würdigeren Charakter bewahrt. Dort kämpfen die picadores, mit Lanzen bewaffnete Reiter, ernſtlich gegen den Stier, und es gilt für eine Schande, wenn Einem das Pferd verwundet wird. In Madrid ſind die picadores verächtliche Menſchen, welche das Leben um Geldeswerth aufs Spiel ſetzen. Sie ſind vom Kopf bis zu den Füßen mit wohlgefütterten Jacken und Beinkleidern bedeckt, welche ſie vor den Hörnern des Stiers ſchützen; ihre Pferde ſind alte, abgenutzte Mähren, denen man die Augen verbindet, damit ſie ſich dem wüthenden Stiere leichter entgegenführen laſſen. Eine große Luſt für die Menge iſt's, wenn der Stier ſich auf den picador ſtürzt, und dem Pferde die Hörner in die Weichen ſtößt: dann ertönt der Ruf: bravo toro (bravo, Stier) von allen Seiten; aber der Enthuſiasmus erreicht die höchſte Stufe, wenn das tödtlich verwundete Pferd, von dem Geſchrei, den Schlägen und Sporen geſtachelt, wieder aufſteht, und, ſeine Eingeweide auf dem Boden nachſchleppend, oft ſie mit eigenen Füßen tretend, noch einmal in den Kampf geführt wird. Viele

Digitized by Google

Anweſende, namentlich Frauen, wendeten ihre Augen von dieſem gräßlichen Schauſpiele ab. Der Stier, von Anſtrengung erſchöpft, und am ganzen Leibe von den Wunden der picadores und banderilleros zerfleiſcht, endigt jedesmal durch den Degen eines einzigen Matador's. Dieſer bewegt eine rothe Fahne vor den Augen des Stiers, und da letzterer ſich gegen die ihm verhaßte Farbe wendet, ſo wird es dadurch dem Matador möglich, ihn zu täuſchen und ſeiner Wuth auszuweichen. Deßhalb ſind Unfälle ſehr ſelten, und man möchte glauben, daß ein Zirkaſſier, der ein wildes Pferd fängt und zähmt, oder ein Araber, welcher auf ſeinem Roſſe in vollem Carrière die fantasia macht, mehr Muth und Gewandtheit zeige. Das einzige Intereſſe, welches das Volk an den Stiergefechten finden kann, iſt ein Intereſſe der Grauſamkeit; als deßhalb in Portugal der Stier nicht mehr auf dem Kampfplatz getödtet werden durfte, verlor das Schauſpiel ſeinen ganzen Reiz für das Volk. In dieſen Kämpfen wird auch der Keim zu jenen unmenſchlichen Auftritten gelegt, die man in Spanien bei jedem Aufſtande erlebt, wo die Leichname der getödteten Feinde durch die Straßen geſchleift werden, wie der getödtete Stier im Zirkus. (Nach Beendigung eines Stiergefechts war es, als das Volk in Barcelona die Klöſter einäſcherte, und die Prieſter hinmordete.) Die Königin wohnte dem Schauſpiel bis zu Ende bei, bei welchem nicht weniger als 8 Stiere und 12 Pferde getödtet wurden.

Pot - Pourri.

Napoleon und ſeine Grenadiere.

Man hat oft und viel von der Geiſtesgegenwart Napoleon's und die moraliſche Macht, die ſeine Worte auf die Soldaten ausübten, erzählt. Der Herzog von Gaëte bringt jetzt eine neue, ſehr pikante, hierauf bezügliche Anekdote. Als Napoleon das Kommando der italieniſchen Armee übernommen hatte, mangelte ihr nicht weniger als Alles, und ſie erhielt ſich bloß auf Koſten des Landes, welches ſie ſich zum Kriegsſchauplatze erwählt hatte. Die Truppen hatten lange ſchon keine friſche Montur erhalten, und gingen ſo zu ſagen in Lumpen. Gleich den andern Tag nach der Ankunft Napoleon's beim Heere, erſchien ein Grenadier bei ihm, und beklagte ſich bitter über den erbärmlichen Zuſtand ſeiner Bekleidung. Der General, welcher ſehr gut wußte, daß weder Stoff in den Magazinen, noch Geld in der Kaſſe der Armee vorhanden ſey, ſagte zu dem ihm zur Seite ſtehenden Kriegskommiſſär: „Die Klage dieſes Mannes iſt gerecht; geben Sie augenblicklich Ordre, daß ſein Wunſch befriedigt werde. Eines beſorge ich nur, daß dieſer Tapfere, welcher, obwol noch jung, doch ſchon ein alter Soldat iſt, wenn er neu bekleidet ſeyn wird, für einen Rekruten gehalten werden könnte." — „General," ſagte der Grenadier, „ich mag keine neue Kleidung!" — „Sehen Sie," ſagte Napoleon, was es heißt, den Charakter der Leute kennen, welche man befehligt.

Die Seejungfer oder Sirene.

In London wurde kürzlich eine „Sirene des Meeres", wie man ſich ausdrückt, gezeigt, ein wunderlicher Fiſch, der an der Küſte von Südamerika, in der Nähe des Laplata, gefangen worden und für das brittiſche Muſeum angekauft werden ſoll. Das Thier befand ſich in einer Glaskiſte und wurde nur kurze Zeit vorgezeigt, ſo daß man nicht ſo genau alles unterſuchen konnte. Die Litterary Gazette vom 28. September traut augenſcheinlich der ganzen Geſchichte nicht recht, gibt indeß doch eine Beſchreibung davon. Das Thier ſoll zwei Jahre vorher, ehe es in die Hände ſeiner jetzigen Beſitzer kam, gefangen worden ſeyn, was ſeine ſchlechte Aufbewahrung erklären würde. „Der Körper", fährt das Blatt fort, „iſt 28 Zoll lang, reich an ſtachlichten Finnen, und der Kopf iſt mit großen, borſtenartigen Haaren bedeckt. Der Mund gleicht dem der Nagethiere, aber in dem Unterkiefer iſt faſt eine Doppelreihe von Zähnen, und Malm-Zähne befinden ſich weder oben noch unten. Das Thier hat zwei Arme, die etwa 4 Zoll lang ſind und in Fingern auslaufen, die zum Theil durch eine Schwimmhaut verbunden ſind und deutliche Nägel zeigen. Neben den Armhöhlen ſind zwei völlig ausgebildete Brüſte; unterhalb derſelben vorn vier horizontale Floſſen, vermittelſt deren und der Arme das Thier leicht den Kopf geraume Zeit über dem Waſſer halten kann. Die andern perpendikulären Finnen ſind vergleichungsweiſe ſehr breit und ſtark, ſo daß das Thier außerordentlich raſch ſchwimmen muß. Dies iſt der äußere Anblick der ſogenannten Seeſirene, was freilich ein kurioſer Name iſt. Menſchliches findet ſich an dem Kopfe nichts, außer vielleicht das robbenartige Haar, und was die Sirenenſtimme betrifft, ſo iſt weder Hals noch Mund dazu gemacht, jemals muſikaliſche Töne hervorzubringen. Daß dieß, wenn kein Falſum vorgegangen, eines der ſeltenen oder nie geſehenen Ungeheuer der Tiefe iſt, leidet keinen Zweifel; wir müſſen indeß bekennen, daß der Mund — wenn er nicht etwa durch das Trocknen ſtark zuſammengeſchrumpft — für ein Leben im Meere ſehr unpaſſend geformt erſcheint, und daß uns die Zähne zur Fiſchnahrung faſt verdächtig vorkommen. Auch ſind keine Kiemen da, um unter dem Waſſer zu athmen, und keine Ohren zum Hören, wenn das Thier viel auf der Oberfläche bleibt."

Das ſchlimme Auge.

Die gehäſſigen Leidenſchaften äußern ſich beſonders abſtoßend im Blick des Menſchen. Darum heißt der Neid im Deutſchen Scheelſucht, im Lateiniſchen invidia (wörtlich Unſicht), im Ruſſiſchen Sawistj (wörtlich Hinüberſicht). Dem menſchlichen Blick wird die Kraft beigelegt, Löwen und Tiger einzuſchüchtern, und dem boshaften Blick ſchreibt der Aberglaube der Süd-Europäer eine zerſtörende Kraft zu. Byron erwähnt in ſeinen Gedichten vielfach des evil eye, vor welchem man ſich in Italien und Griechenland fürchte. Nirgends iſt dieſe Furcht feſter gewurzelt als in Neapel. Das mal occhio iſt dort unter allen Klaſſen weit übler berufen, als bei den unwiſſendſten Landleuten im Norden die geheimnißvollen Künſte der Hexen es ſind. In der chriſtlichen Welt iſt im Allgemeinen das Kreuz die Waffe, mit dem man die Macht des Böſen aus dem Feld ſchlägt; in Neapel ſucht man ſich der Wirkung des ſchlimmen Auges mit dem Symbol der Hörner zu erwehren. Das Zeichen der Hörner wird mit dem ausgeſtreckten Daumen und Zeigefinger gemacht, die der verdächtigen Erſcheinung entgegen gehalten werden. Daſſelbe Zeichen wird in Form der zwei Finger oder eines Halbmondes als ſchützender Schmuck an Buſennadeln und dergleichen getragen. Ueber den Hausthüren prangt zu demſelben Zweck bei Kaufleuten das Gehörn eines Ochſen oder ein Hirſchgeweih. Auf dem erſten Treppenabſatz in Palläſten erhält das Schutzmittel die Geſtalt einer Bildſäule mit einem Bucran, d. h. einem Helm in Geſtalt eines Ochſenkopfs. In den Boudoirs der Damen endlich nimmt es die liebliche Form einer Pſyche an, die zwiſchen den ausgeſtreckten Armen einen Spiegel hält.

Buntes.

Der Aktienvorſteher des neuen Theaters in Elberfeld heißt Degen; der erſte Caſſier Säbel; der erſte Rechnungs-Revident Dolcher, und der Sekretair Spieß. Die Elberfelder Theaterverwaltung iſt ſomit gegen etwaige Angriffe gut bewaffnet.

Bei der Aufführung einer modernen italieniſchen Oper fragte ein eifriger Theaterbeſucher ſeine Nachbarin: „Sind Sie nicht außer ſich vor Entzücken?" — „Ach nein!" erwiederte die Dame gelaſſen, ich ertrage mein Vergnügen mit Geduld!"

Vor einiger Zeit ſah ein Neger auf einem Dampfſchiff einen ſchwarzen Mops, bei deſſen Anblick er heftig zu weinen anfing. Als man ihn um den Grund fragte, rief er, indem er ſchluchzend auf den Hund zeigte: „Ach, welche Aehnlichkeit mit meiner Schweſter!"

Digitized by Google

Nro. 63.

Zwölfter Jahrgang.

1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt. — Fortſchritte der Chineſen. — Liebe und Handel. — Pot-Pourri. — Buntes.

Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

(Fortſetzung.)

Der Schäferhund iſt in ſeinem Gebiet ebenfalls ein Wunder von Treue und Verſtand. Er verſteht die Stimme, den Blick ſeines Herrn. Er ſammelt die zerſtreuten Schafe auf das kleinſte Signal, ſondert jedes, das ihm bezeichnet wird, von der übrigen Heerde aus, treibt ſie überall hin, wohin man es haben will, und hält ſie unter beſtändiger Kontrole weniger durch aktives Einſchreiten als durch die Modulationen ſeiner Stimme, welche jeden Ton von ſanfter Belehrung bis zu zorniger Drohung ausdrücken. Dies ſind ſeine gewöhnlichen Leiſtungen, die man täglich auf tauſend Weiden ſehen kann Aber er vermag größere Wunder. Eines Abends machten ſich ſiebenhundert Lämmer, die der Hut des Ettrik-Schäfers anvertraut waren, von ſeiner Aufſicht frei und liefen in drei Haufen über Berg und Thal davon. „Sirrah“, ſagte Hogg traurig zu ſeinem Hunde, „ſie ſind weg.“ Still und ohne Wiſſen ſeines Herrn — denn es war zu finſter, um es zu ſehen — ſchlich der Hund von ihm weg, während der Schäfer bis zum Morgen vergebens nach den ihm anvertrauten Schützlingen ſuchte. Schon war er im Begriff, voll Verzweiflung zu ſeinem Brodherrn zu gehen, als er plötzlich in einer tiefen Schlucht ſeinen Sirrah gewahrte, wie er nicht eine Abtheilung, ſondern die ganze verloren gegangene Heerde bewachte. „Es war,“ ſagte James Hogg, „der außerordentlichſte Fall, der mir in meinem Hirtenleben vorgekommen war. Wie er die verſchiedenen Haufen im Finſtern hatte ſammeln können, iſt mir unbegreiflich. Das Geſchäft war ihm ganz allein von Mitternacht bis Sonnenaufgang überlaſſen, und wenn alle Schäfer der Gegend da geweſen wären, ihn zu helfen, ſo wäre es nicht beſſer zu Stande gekommen.“ Ein Heerdendieb, der zuletzt entdeckt und gehängt wurde, pflegte, während er eine Heerde, unter dem Vorwande, ſie kaufen zu wollen, beſichtigte, ſeinem Hunde gewiſſe Stücke anzudeuten, welche dann der Hund, ſpäter allein des Weges zurückkehrend, bei Nacht ſeinem Herrn zuführte. Sowol Scott als Hogg erzählen dieſe pittoreske Geſchichte ſehr ausführlich nach den Annalen des Juſticiary Court in Schottland. Sir Thomas Wilde kannte einen Fall, wo drei Ochſen aus einem großen Haufen ſich in eine andere Heerde verloren hatten. „Geh, hole ſie“, war Alles, was der Treiber ſeinem Hunde zurief, und er brachte ſofort dieſelben drei ihrem Eigenthümer zurück. Ein Viehhändler, der ſein Vieh (neun (engliſche) Meilen nach Alſton in Cumberland zu treiben pflegte, ſchickte ſie einmal einer Wette halber mit ſeinem Hund allein. Das Thier verſtand ſeinen Auftrag ganz vollkommen. Er hielt ſich genau auf der Straße, lief, wenn er an eine fremde Heerde kam, an die Spitze der ſeinigen, um ſie zum Stehen zu bringen, brachte die Thiere, die den Weg verſperrten, auf eine Seite, war dann wieder im Nachtrab, um den Zug anzutreiben, und brachte ſie ſo wohlbehalten zu dem beſtimmten Hofe, wo er ihre Ankunft durch Bellen an der Thür anzeigte. Ja noch mehr, der Hund wird in gewiſſen Fällen ſogar Dienſte leiſten, die man gar nicht von ihm erwartet. Einer hat einmal auf eigenen Antrieb einem flüchtigen Pferd nachgeſetzt, ſeine Zügel ergriffen und es feſtgehalten, bis man ſich ſeiner bemächtigt hatte. Als kürzlich in Frankreich ein Stall, der voll Vieh war, in Brand gerieth und die Thiere, wie gewöhnlich, von Schrecken wie betäubt, nicht von der Stelle zu bringen waren, ſtürzte der Hund des Pächters hinein und trieb durch Bellen und Beißen den größeren Theil hinaus; zweimal wiederholte er ſeinen Anlauf, als er das dritte Mal wiederkam, waren einige wenige noch zurückgebliebene Lämmer ſchon von den Flammen getödtet.

Es giebt Fälle, wo der Hund das Laſter angenommen hat, die Schafe zu tödten; die Gewandtheit, mit der er dann ſeine Schuld zu verbergen ſucht, wird von menſchlichen Verbrechern nicht übertroffen und kaum erreicht. Sir Thomas Wilde hatte einen Fall zu unterſuchen, wo der Hund es verſtand, ſein Halsband abzunehmen und es wieder anzulegen, wenn er von ſeinen nächtlichen Plünderungen zurückkehrte. In einem anderen Fall hatte das Thier noch die Vorſicht, ſeine blutige Schnauze in einem Strom abzuwaſchen, wobei es freilich noch die Frage iſt, ob ihn nicht auch der bloße Durſt dazu getrieben. Bewick in ſeiner Geſchichte der vierfüßigen Thiere erzählt von einem Hunde, der drei Monate lang dieſes Gewerbe trieb und ſich allen Nachſtellungen zu entziehen wußte. Er pflegte auf einem Hügel zu ſitzen, von wo er die umliegende Gegend überſchauen und bei Annäherung von Gefahr entfliehen konnte. Auf dieſer Warte wurde er endlich erſchoſſen.

Bei den Türken, wo der Hund für unrein gilt, wird er in kein Haus aufgenommen: er nimmt daher entweder zerſtörte Gebäude oder Löcher im Boden ein. Eben ſo muß er ſelbſt für ſeine Nahrung ſorgen; er ißt daher Eingeweide, Aas, todte und ſelbſt lebende Menſchen, wenn ſie unter Umſtänden gefunden werden, die den Verdacht erregen, daß ſie unerlaubte Abſichten im Schilde führen. Dies iſt die Lage des Hundes im Orient ſeit alten Zeiten. „In Aegypten“, ſagt ein neuerer Reiſender, iſt die große Anzahl der Hunde eine wahre Landplage. Sie haben hier ſehr ſeltſame Gewohnheiten: ſie bilden nämlich eine Anzahl Republiken, deren jede einen eigenen Diſtrikt hat, mit einer Gränzlinie, die von ihr und ihren Nachbarn gleich ſehr reſpektirt wird; und wehe dem Hunde, der ſie des Nachts um zu plündern oder aus Neugier oder um eines Liebesabenteuers willen zu überſchreiten wagt. Er wird mit der größten Wuth verfolgt: iſt er aber ſo glücklich, über ſeine Gränze zu entkommen, ſo dreht er ſich ſofort mit der Zuverſicht des Rechts um und trotzt jeder weiteren Feindſeligkeit mit Hülfe ſeiner verſammelten Freunde. Aegypten iſt alſo nicht das Land für einen europäiſchen Hund, der an dieſes Zuſammenleben von Hunden nicht gewöhnt iſt, und ich erinnere mich auch von einem eingebornen Diener gehört zu haben, der von ſeinem fränkiſchen Herrn mit einem Wachtelhund ausgeſchickt worden war und mit dem Hinterfuß des verſtümmelten Thiers in Thränen zurückkehrte, da dies der einzige Theil war, den er den heftigen Angriffen ſeiner Stammesgenoſſen zu entziehen vermochte.“ Des Nachts durchſtreifen dieſe Hunde ihre verſchiedenen Diſtrikte, und wenn ſie einen Mann ohne Laterne treffen, ſo wird er als ein Dieb angeſehen und läuft Gefahr, zerriſſen oder gar aufgefreſſen zu werden. „Dieſe Fälle“, ſagt

Digitized by Google

Herr Blaze, „kommen ſehr häufig in Konſtantinopel vor. Im vorigen Jahre rettete ſich ein engliſcher Seemann nur, indem er auf ein Dach kletterte, wo er den größten Theil der Nacht zubrachte, umgeben von tauſend Hunden, die zum Glück nicht im Stande waren, ſeinen Zufluchtsort zu ſtürmen.“

Der wahre Haushund iſt liebenswürdiger und eben ſo tüchtig. Man hat behauptet, ſein Werth ſteige mit ſeiner Furchtſamkeit, weil er deſto mehr ſchreit, je mehr er um ſich ſelbſt beſorgt iſt. Aber ein ſolcher Hund iſt eben ſo wenig brauchbar, um Gefahr anzuzeigen, als eine Alarmglocke, die unaufhörlich geläutet wird. Er bellt Alles an, den Wind und den Mond ſo gut wie den Dieb, und entweder erſchreckt er einen fortwährend, oder er bringt es dahin, daß man ſeine Warnungen ganz vernachläſſigt. Auch giebt es genug Hunde, die vielen Lärm machen und doch Muſter der Tapferkeit ſind. Im Allgemeinen jedoch iſt der ruhige Hund wie der ruhige Soldat am entſchloſſenſten. Wem iſt nicht eine von den vielen Anekdoten bekannt über die Ausdauer und das gute Gedächtniß des Hundes, wenn es gilt, an den Mördern ſeines Herrn Rache zu nehmen? Wir führen nur einige der bedeutendſten hier an. So erzählt Plutarch, wie König Pyrrhus ſeine Armee vor einem Hunde vorüberziehen ließ, der ſeit drei Tagen ſeinen gemordeten Herrn, ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, bewachte und den Schuldigen, als er vorüberging, angriff. Sehr bekannt iſt die Geſchichte von dem Hunde des Montargis, welcher ſeines Herrn Freund zu dem Orte hinzog, wo er begraben lag, den Mörder überall, wo er ihm begegnete, anfiel und ihn endlich in einem Zweikampf überwand, der auf Befehl Ludwig's XIII. ſtattfand.

(Fortſetzung folgt.)

Fortſchritte der Chineſen.

(Vergl. „Sammler“ No. 61.)

Eine ausführlichere Schilderung des Feſtmahls auf Hongkong, welches auf die Auswechſelung der Ratificationen des Friedensvertrages folgte, findet ſich in einer Depeſche von Sir Henry Pottinger ſelbſt an den Grafen v. Aberdeen, und wir ermangeln nicht, ſie nach der „Allg. Zeitung“ hier mitzutheilen. Sie iſt inſofern intereſſant, als ſie die gewöhnliche Vorſtellung von dem zopfſteifen Etikettewesen der chineſiſchen Großen zu widerlegen ſcheint. Sir Henry ſchreibt im Weſentlichen: „Abends kam der kaiſerl. Oberkommiſſär Keying um bei mir zu ſpeiſen. Nachdem er und ſeine beiden Gefährten Kwang (ſo ſchreibt der Bevollmächtigte, anſtatt Hwang oder Wang) und Hienling durch Ablegung ihrer Mandarinenmützen und Oberkleider es ſich bequem gemacht hatten, ſaßen wir auf einige Minuten im Beſuchzimmer nieder, bis die Speiſen aufgetragen waren. Keyings Aufmerkſamkeit wurde durch die auf dem Tiſche liegenden Miniaturbilder meiner Familie erregt, und er ließ mir durch den Dollmetſcher Hrn. Morriſon eröffnen, daß er ſelbſt keinen Sohn habe und daher wünſche, meinen älteſten Sohn zu adoptiren, wenn ich ihn nach China wollte kommen laſſen. Ich antwortete, die Erziehung des jungen Burſchen müſſe erſt vollendet werden, dann könne es ſich wohl treffen, daß er nach China komme. Darauf erwiederte Se. Excellenz: „„Sehr wohl, er iſt von heute an mein Adoptivſohn, und ſoll fortan Frederick Keying-Pottinger heißen. Bis er vollends erzogen iſt, erlauben Sie mir ſein Portrait zu behalten.““ Ich gab ihm das Portrait, und ſpäter ſchwatzte der Großwürdenträger mir auch das Bildniß meiner Gemahlin ab, und lud mich und meine ganze Familie ein, zu ihm nach Nanking und dann mit ihm nach Peking zu kommen, wo er mich ſeinem Neffen dem Kaiſer vorſtellen und ich von Taukwang die zweiaugige Pfauenfeder, die höchſte Ehre in China, verliehen erhalten ſolle. Er forderte mich auf, ihm zu ſagen, welche Geſchenke der Lady Pottinger wohl am beſten gefallen würden, und um ihm zu willfahren, ließ ich ihm einige Stickereien bezeichnen, was er ſogleich in ſein Tagebuch notirte. Bald darauf bat er um Erlaubniß, ein tartariſches Lied ſingen zu dürfen, und er ſang es mit ſehr lauter Stimme und lebhaften Gebärden. Es war, wie mir Hr. Morriſon erklärte, ein Gelegenheitslied, das ſeine Freude über den zwiſchen beiden Ländern abgeſchloſſenen Frieden und ſeine abſonderliche Freundſchaft zu mir ausdrückte. Dann ſtand er auf, füllte ſich ein Glas Wein, hielt die Portraite, die ich ihm geſchenkt erſt vor ſich hin, und legte ſie dann, indem er den Wein austrank, auf ſein Haupt, was in China als die höchſte Ehrenbezeugung gilt. Er übergab ſie ſeinem oberſten Hausbeamten, um ſie in der Staatsſenfte, worin er ſelbſt gekommen war, und mit ſeinem ganzen Gefolge feierlich in ſeine Wohnung zu bringen, und verſprach mir das Bildniß ſeiner Gemahlin als Gegengabe. Noch ſchenkt' ich ihm einen ſchönen Degen, welchen er ſogleich umſchnallte, und dafür mir ſein eigenes Oberkleid um die Schultern legte, mit der Notiz, der Seidenſtoff desſelben ſey vom Kaiſer Kielong ſeinem Vater, als dieſer deſſen erſter Miniſter war, geſchenkt worden. Weil Keying an einer Hautkrankheit leidet, ward er von Hrn. Morriſon freundlich ermahnt, ſich im Trinken zu ſchonen, aber er antwortete: „Morgen iſt wieder ein Tag, heute Nacht aber bin ich zu glücklich.“ Er neigte ſich zu mir um mir etwas ins Ohr zu flüſtern, beſann ſich aber, daß ich nicht chineſiſch verſtehe, was er gegen Hrn. Morriſon ſehr bedauerte. Er hatte mir ſagen wollen, wenn er in der Freude ſeines Herzens ſich etwa einen Rauſch antränke, ſo möcht' ich ihm für die Nacht ein Bett geben. Die drei vornehmſten Chineſen ſpielten zuſammen ein Fingerſpiel; wer die Zahl der ſchnell aufgehobenen Finger nicht errieth, mußte zur Strafe ein Glas Wein leeren“ u. ſ. w.

Liebe und Handel.

Humoriſtiſche Vorleſung von J. Priem. Gehalten im literariſchen Verein zu Nürnberg.

Es läßt ſich vorausſetzen, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen, daß Sie den kleinen Gott Amor in ſeiner, uns von der Mythe überlieferten Perſönlichkeit, wie in ſeinem Wirken ebenſowohl kennen, als Mercur, den Gott des Handels; weniger aber, daß Ihnen die Verwandtſchaft dieſer beiden Söhne des Olymps bekannt ſeyn möchte, wenn Sie nicht gerade das längſt aus der Mode gekommene Studium der Mythologie wieder aufgegriffen haben. Wir finden durch daſſelbe, daß Amor ein Enkel des Uranus gleich Jupiter war und alſo zu Merkur, dem Sohne Jupiters in dem Verhältniß eines älteren Vetters ſtand. Man erſieht daraus, daß die *Liebe* älter iſt, als der *Handel* und die *Kosmotheogonie* der Griechen ſehr durchdacht war.

Geſtatten Sie mir eine nähere Unterſuchung und Beleuchtung unſeres Gegenſtandes, — vor Allem laſſen Sie uns fragen: *Was iſt Liebe?* Dieſe Frage iſt zwar ſchon ſehr oft aufgeworfen, aber ſehr ſelten erſchöpfend beantwortet worden, und doch liegt die Antwort ſo nahe: *ein Handel!* Wenn Herr Halm in ſeinem Sohn der Wildniß ſagt: Zwei Seelen und ein Gedanke — ſo beweist das gar nichts gegen uns, denn beim *Handel* haben ebenfalls zwei Seelen nur *einen* Gedanken, nämlich den zu gewinnen. Alſo die *Liebe* iſt ein *Handel* und zwar ein *Tauſchhandel* mit Herzen, bei dem ſeltner beide Theile gewinnen, häufiger der eine, und zuweilen beide betrogen werden. Fragen wir nun weiter: *Was iſt der Handel?* Der *Handel* iſt *Liebe*, *Liebe* zum Gewinn. Da haben wir alſo die Verwandtſchaft auch etymologiſch gerechtfertigt. —

Die *Liebe* iſt ein Gegenſtand, der ſehr häufig *behandelt* wird, — der *Handel* iſt ein Gegenſtand, der ſehr *beliebt* iſt.

Warum findet man in der Liebe ſo oft ſeine Rechnung nicht? Gewiß nur, weil man ſie entweder zu viel oder zu wenig aus dem Geſichtspunkt des *Handels* betrachtet hat.

Warum findet man im *Handel* ſo oft ſeine Rechnung nicht? Gewiß nur, weil man mit zu wenig *beliebten* Stoffen *gehandelt* hat. — *Stoffe* ſind überhaupt in der *Liebe* wie im *Handel* gleich beachtungswerth. Anfangs haben wir beſonders darauf zu achten, daß die *Stoffe*, welche wir für unſere Geliebte *aus-*

Digitized by Google

handeln, beliebt ſind, in der Folge aber, daß der Gegenſtand unſerer Liebe ſo viel als möglich wenig Stoffe aushandelt, damit wir nicht ſpäter Stoff zum Nachdenken oder wohl gar zur Reue bekommen.

Die Frauen haben es überhaupt gerne mit Stoffen zu thun, am meiſten aber die ſchriftſtellernden Damen. Dieſe müſſen ſich nicht nur um den Stoff ihres Kleides bekümmern, ſondern auch um den ihres Gedichtes, ihres Romans, ihres dramatiſchen Werkes. Betrachten ſchon die Frauen im Allgemeinen ihre Geliebten oder Männer als Stoffe, d. h. als Stoffe der Unterhaltung, als Stoffe zum Nachdenken, wenn's recht gut geht, auch als intereſſante, liebenswürdige Stoffe, ſo ſind wir bei einer gelehrten Geliebten oder Frau ſehr übel daran. Dieſe liebt uns eben nur als Stoff, und bearbeitet uns zu einer Idylle, zu einem Luſtſpiel, zu einem Drama, zur einem Räuber- oder Emancipationsroman. Sie ſagt an einem ſchönen Morgen zu uns: „Komm mit auf's Land, ich muß Stoff zu einer Idylle haben", und wenn wir ſodann auf dem Lande ſind: „Wollen wir in die Reſidenz mein Lieber, ich brauche Stoff für meinen Roman." Verſtehen wir es nicht, uns in alle Fächer zu ſchmiegen, ſo ſagt ſie zu uns: Du biſt zu nichts zu gebrauchen, als zum Stoff für meine Luſtſpiele! —

Indeß ſind es doch immer die Frauen, die mehr auf unſern innern, geiſtigen Werth ſehen, während ſie von den Männern meiſtens nur als ein ſchön gebundenes Buch betrachtet werden, das ſie in der Bibliothek ruhig ſtehen laſſen, ohne ſich die Mühe zu geben, es zu leſen, am wenigſten aber, zu verſtehen. Die Frauen jedoch, machen die Männer ihrerſeits zu ihrem alleinigen Studium, Sie betrachten ſie als ein in fremder Sprache geſchriebenes oder zu hoch für ſie verfaßtes Buch, welches ſie Zeile für Zeile erforſchen müſſen, um zu erfahren, ob ſie nicht mit ihrer Liebe einen zu hohen Preis dafür gezahlt haben. Und finden ſie es dieſes Preiſes werth, dann tragen ſie es auf ihrem Herzen, und lernen es auswendig, und ſtellen es hoch über jedes andere, ob es auch einen ſchlichten, glanzloſen Einband hat, und nicht mit zierlichen Stereotypen gedruckt iſt.

Die Frauen, meine freundlichen Leſer und Leſerinnen gehören, ſo lange ſie noch unverheirathet ſind, ſamt und ſonders zum Handelsſtand, und machen eine bedeutende, feſt zuſammenhaltende Korporation aus Jedes Boudoir iſt ein Comptoir, von dem oft die bedeutendſten Geſchäfte und Unternehmungen in dem Artikel ausgehen, unter dem im gewöhnlichen Leben die geſamte Männerwelt verſtanden wird. Jeder Mann hat, wie weiland die Nobili Venedigs, in dem goldnen Buche dieſer Korporation ein Folio, und wenn er mit einer oder der andern Kauf- und Handelsherrin in nähere Verbindung tritt, ein ſolches in ihrem ſpeziellen Handelsbuche, wo gewiſſenhaft mit ihm abgerechnet wird. In dieſem Buche haben indeß die Männer immer das Soll, die Frauen das Haben und die Bilanz trägt gewöhnlich nur den Frauen was ein. Die Männer ſollen immer, d. h. nachgeben, und die Frauen haben immer d. h. Recht. So kommt es, daß meiſtens die Bilanz günſtiger für die letztern ausfällt, bis endlich das Haben gänzlich aus der Liebes und Eherechnung verſchwindet und das Sollen mit feuerfarbenen Charakteren ſich immer drohender herausſtellt, bis endlich ein eben ſo abſcheuliches Wort im Handel wie in der Liebe an ſeine Stelle tritt: der Banquerott. — Im Handel verliert indeß der Banquerotteur ſeinen Credit, in der Liebe vermehrt er ihn, denn Niemanden glauben die Frauen lieber als Einem, der ſie ſchon ſehr oft betrogen hat. Im ſchlimmſten Fall wird der Banquerotteur in der Liebe frei gegeben, während der Banquerotteur im Handel eingeſperrt wird.

Die weibliche Handelsgilde hat auch eine Börſe, die indeß keinen beſtimmten Sitz hat; wo zwei oder drei Frauen beiſammen ſind in der Liebe Namen, da iſt ſie, und hier wird über die Männerwelt verhandelt und der Werth ihrer Papiere feſtgeſetzt. Dieſe Papiere ſind aber die Liebesbriefe der Männer, die mit den Staatspapieren ſehr viele Aehnlichkeit haben. Ihr Curs richtet ſich darnach, ob ihr Ausgeber hinſichtlich ſeiner Lage Credit verdient oder nicht. Iſt er ein Beamter oder Rentier mit 2000 fl. Beſoldung oder Renten, ſo ſtehen ſeine Briefe $165\frac{1}{4}$ — 170. Hat er nur 1000, 145 — 150, hat er unter 1000, ſo ſtehen ſie al pari und iſt er etwa gar nur ein Künſtler, Muſiker, Maler, Schriftſteller u. dgl. ſo ſinken ſie tief unter den Werth herab, es ſey denn, daß ihm eine Erbſchaft oder das große Loos zufiele, was ſeine Papiere auf eine ſchwindelnde Höhe bringen könnte; nichts deſtoweniger werden aber auch oft dieſe niedrig ſtehenen von verzweifelten Spekulantinnen geſucht, oder durch die moraliſche Kraft des Ausgebers und das den Frauen inwohnende richtige Erkennungsgefühl derſelben gehoben, wie die ſpaniſchen Papiere durch die Ergiebigkeit des ſpaniſchen Bodens. Sind viele Liebesbriefe vorhanden, ſo ſinken ſie dadurch im Werthe wie die Staatspapiere. —

Bei den Frauen iſt jede Liebeserklärung ein von dem Liebhaber ausgeſtellter und von Amor girirter Sola-Wechſel nach Sicht. Wird er acceptirt, ſo muß er gezahlt werden ohne Gnade wie im Handel, nur mit dem Unterſchiede, daß im Handel der Ausſteller eingeſperrt wird, wenn er nicht zahlt, in der Liebe aber, wenn er zahlt. — Die Bedenkzeit ſind die Reſpekttage, während welcher der Geliebte mehr oder weniger Reſpekt vor der Geliebten bekommt und je nachdem verfährt.

Jeder Wechſel iſt ſehr bedeutungsvoll im Handel wie in der Liebe, nur wieder mit dem Unterſchiede, daß in der Liebe der Wechſel oft ſehr erwünſcht, im Handel aber oft ſehr unerwünſcht kommt. Schiller ſagt: der iſt aus ſeinem Himmel ſchon gefallen, der an der Stunden Wechſel denken muß — es kann aber auch manchmal heißen: der an der Wechſel Stunden denken muß. —

Die Frauen lieben den Wechſel aus angeborner Oppoſitionsſucht gegen die Männer, denen er im Handel wie in der Liebe manche heiße Stunde macht. Daher iſt den Männern im Handel eine Prolongation erwünſchter als in der Liebe, obgleich ſie in der Liebe ſtattfindet, wenn Ueberfluß an Fonds vorhanden iſt, im Handel aber, wenn gar keine Fonds mehr vorhanden ſind.

Die weibliche Handelsgilde zählt, wie die männliche, unter ihren Mitgliedern: Banquiers, Börſenſpekulanten, Manufakturiſten, Materialiſten; Commiſſionäre und Spediteure. Die Banquiers, das ſind die großen, vornehmen Damen, deren Comptoirs von Geſchäftsleuten wimmeln, die nichts ſehnlicher wünſchen, als eine Verbindung mit ihnen anzuknüpfen. Die Börſenſpekulantinen, das ſind diejenigen, die Alles daran ſetzen, einen Mann zu bekommen, der entweder ein großes Vermögen oder ein reiches Auskommen hat. Zu den Manufakturiſten zählen wir diejenigen, welche das größte Sortiment aus allen Reichen der Natur aufzeigen können und doch die ſchlechteſten Geſchäfte machen. Die Droguiſten ſind die ewig kränkelnden, von Pulvern und Pillenſchachteln ſtets umgebenen Damen, deren Haare aber ewig braun bleiben und deren Wangen nie bleichen, weil ſie **Sepia** und **Rouge de Portugal** unter ihre Handelsartikel zählen. Sie machen indeß nur Geſchäfte, wenn ſie ein bedeutendes Betriebskapital beſitzen. Die Commiſſionäre, das ſind die Kupplerinen, die als Senſale von einem Haus in's andere laufen, um Waaren an den Mann zu bringen. Die Spediteure endlich ſind die Vertrauten, die Poſtillons d'amour, bei denen es oft vorkommt, daß ſie mehr Nutzen von der Spedition ziehen, als die Abſender ſelbſt. (Schluß folgt)

Pot-Pourri.

Herzog Max in Bayern und ſein Cytherſpieler Petzmair.

In einer Korreſpondenz aus München im „Frankfurter Konverſationsblatte lieſt man: „Das nahe liegende Starnberg mit ſeinem lieben See und deſſen ſmaragdenen Ufern war heuer beſon-

Digitized by Google

derd der Sammelpunkt der Ausflüge und die Mitte der ſchönſten ländlichen Luſt, welche durch die Anweſenheit des Herzogs Max auf dem am See gelegenen Schloſſe Poſſenhofen in den mannigfaltigſten Abwechslungen ſich äußerte. Der Herzog war die Seele aller Freuden, die er theils ſelbſt veranſtaltete, und die theils ihm veranſtaltet wurden. Der Herzog entſagt ſeinem hohen Range und unterhält ſich mit jedem Anweſenden auf das Gemüthlichſte, ſo, daß Jeder auch den Herzog vergißt, und ihm wie Seinesgleichen entgegentritt. Es iſt nicht der Ton der Herablaſſung, welcher in des Herzogs Umgangsweiſe liegt, denn Herablaſſung erzeugt in dem Anderen leicht ein ſchmerzliches Gefühl, ſondern die Geſelligkeitsluſt, das philanthropiſche Weſen eines durch Geburt und Verhältniſſe bevorzugten Mannes, der ſeine menſchenfreundlichen und natürlichen Neigungen höher anſchlägt, als den herzoglichen Purpur. Der Herzog, ein geiſtreicher, durch Erziehung, Reiſen und Forſchung vielſeitig gebildeter Mann, hat mitten unter den raffinirten Genüſſen, die ihm zu Gebote ſtehen, Natur und Einfachheit in bewundernswerther Fülle bewahrt. Hievon zeugt (um den Beweis von einem ſcheinbar unbedeutenden Gegenſtande zu holen) ſeine Liebe zur Cyther, dieſem einfachen Inſtrumente, das aber durch ſeine inkomplizirten Akkorde jene liebevolle Gebirgsnatur, das keuſche Sehnen einer unſchuldigen Bruſt, das neckiſch Schmachtende, Liſpelnde, das Zarte, Empfindſame, luſtig Naive ꝛc. in ſich faßt. Der Herzog ſpielt dieſes Inſtrument mit größter Kunſtvollendung und übt es täglich mit ſeinem Kammervirtuoſen Petzmayr, deſſen Meiſterſchaft nie erreicht wurde, und kaum je ihres Gleichen wieder finden dürfte. Er weiß ſeiner einfachen Cyther Töne zu entlocken; wie ſie nicht bloß dieſem, ſondern auch einem anderen Inſtrumente unmöglich ſcheinen."

Alles zur rechten Zeit.

Bei einem der letzten Manövres in Oſtpreußen ſetzte eine Artillerie-Brigade im ſauſenden Galopp durch ein coupirtes Terrain und über einen breiten mit Waſſer gefüllten Graben. Die Roſſe hatten den Sprung zu kurz genommen; ein Kanon, deſſen Protzkaſten auf das Ufer des Grabens gekommen war, blieb im ſumpfigen Boden ſtecken. Der erſte Kanonier deſſelben, ein Mann von rieſiger Kraft, ſprang in das Waſſer, ſtützte ſeine Schulter unter das Rohr des Geſchützes, hob daſſelbe und die Pferde zogen an — der Graben war überſchritten. „Bravo, mein Junge!" ſagte der verſtorbene Prinz Auguſt und, von ſeiner Schärpe eine Hand voll Cantillen reißend, gab er ſie dem Kanonier mit den Worten: „Trage das als Porteépée zu meinem Andenken." Ein Geſchenk von 50 Thalern in Gold folgte am Abend dem überraſchten Soldaten in das Haus. Bald darauf wollte ein Artilleriſt, der von dem Ereigniß gehört, ſeine Kräfte zeigen, und als der Prinz im Artilleriehofe in Berlin ein 24pfündiges Geſchütz auf eine Lafette legen ließ, hob der Verwegene daſſelbe von der Erde und legte ſich ſolches auf das Knie, bis die Lafette kam. „Der Menſch iſt ein Narr," ſprach der Prinz, „er riskirt ja ſeine geſunden Glieder ohne alle Noth, das iſt Mißbrauch der Kräfte, drei Tage Arreſt!"

Glückliche Lebensrettung.

Das Nachoder Schloß, eines der älteſten und merkwürdigſten in Böhmen, iſt mit vielen hohen Thürmen geſchmückt. Die jetzige Obrigkeit, — der ſouveraine Fürſt von Lippe-Schaumburg, — läßt dies Schloß renoviren und alle Thürme mit Blech decken. Der Nachoder Klempner, mit der Deckung des Hauptthurmes beſchäftigt, fiel durch irgend einen Unfall von dieſem hohen Thurme herab. Im ſelben Augenblicke war der Skalitzer Baumeiſter, Herr Ruzicka, ein ſtarker, kräftiger Mann, gegenwärtig, der den Stürzenden ſchnell entſchloſſen ergriff und ſo vor dem ſicheren Tode rettete. Beide Männer, vom Uebermaß der Freude ergriffen, umarmten einander und konnten lange Zeit keine Worte finden. Der genannte Baumeiſter erhielt ſogleich vom fürſtl. Hofrathe, Herrn Erich, eine Belohnung von drei Dukaten, und der merkwürdige Fall wurde in's Archiv eingetragen.

Buntes.

Bei einem Abſchiedsbeſuch, den ein von der Univerſität abgehender Student einem Profeſſor derſelben machte, ſagte er zu dieſem unter andern Complimenten: „Ihnen verdanke ich Alles, was ich weiß. — „Ach, erwiederte der Profeſſor ebenfalls höflichſt, „erwähnen Sie doch nicht einer ſolchen Kleinigkeit!"

Ein Bauer verwendete nach und nach ſeine ganze Wirthſchaft auf die Erziehung ſeines Sohnes. Als er am Ende ſah, daß dieſer nichts gelernt, ſeufzte er: „Ach wie viele Kühe habe ich weggegeben, für dieſen einzigen Ochſen."

Ludwig XIV. zeigte einem auswärtigen Miniſter das Schloß Verſailles mit der Frage: ob er ſich erinnere, daß hier nur eine Windmühle geſtanden? „Sire", antwortete jener, „die Mühle iſt zwar weg, aber der Wind iſt noch da."

Trauer-Gedanken

am Sarge

des

Fräulein Joſephine von Kerp,

geſtorben am 2. November,

21 Jahre alt.

Von einer Freundin.

O halte ein, du Todes-Engel,
  Nimm nicht die Blumen, kaum erglüht!
Hier brachſt du einen Lilienſtengel,
  So ſchön, ſo edel aufgeblüht.
Es ſey genug — o halte ein!
Wer darf ſich ſonſt des Schönen freu'n?

Gut war Joſephe, ſanft, beſcheiden,
  In zarter Jugend ernſt geſtimmt;
Sie liebte nicht der Erde Freuden,
  Sie, die dem Himmel früh beſtimmt!
Die Lilie — neu erblühe ſie,
Die du geknickt — ach viel zu früh!

Am Sarge der Hochgebornen

Gräfin Thereſe zu Pappenheim,

geſtorben am 4. November,

18 Jahre alt.

Wie, dunkler Engel, keine Gnade;
  Die Roſe auch, in voller Pracht?
Betretend kaum die Lebenspfade,
  Und nun — geſenkt in Grabesnacht!
Die Stadt erbebt und glaubt es kaum,
Und meynt, es ſey ein böſer Traum.

So ruht in ſeiner grünen Hülle
  Der Roſenkelch, und harrt dem Licht,
Das ihn erſchließt zur reichen Fülle;
  Da kommt ein Sturm — die Roſe bricht;
Es bricht mit ihr das Herz — halt ein,
Dies Opfer laß das letzte ſeyn!

Augsburg, 1843.

Digitized by Google

Nro. 64.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger-Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedicht. — Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt. — Liebe und Handel. — Pot-Pourri. — Buntes.

Der Prinzeſſin Marie von Preußen an meinem Verlobungs-Tage in Berlin.

(Vom Kronprinzen Maximilian von Bayern, aus dem Taſchenbuche „Charitas“ für 1844.)

Gott möchte einen Engel ſenden,
Der meiner Seele Sehnſucht ſtillt:
Das fleht' ich mit erhob'nen Händen;
Die Bitte iſt mir nun erfüllt.

Es trieb mich über Berg' und Meere
Des tiefſten Herzens mächtiger Drang,
Daß „Unſer Vater“ mir beſcheere,
Was ich im Traume oft beſang.

Gefunden iſt der Frauen Krone,
Die holde Roſen-Königin:
Mein Leben nimm zum Ritterlohne,
Daß Deine Gunſt du mir verlieh'n.

Es blieb in jener ſchönen Stunde,
Wo Du entſendet lichten Höh'n,
Ein Engel auf der Erdenrunde
An Deiner Wiege ſegnend ſteh'n;

Legt' dort der Gaben ſchönſte nieder,
Zu lieben und geliebt zu ſeyn,
Eilt zögernd zu den Sternen wieder, —
Und Du, ſein Liebling biſt nun mein!

Es nahet der Verlobung Feier,
Sie grüßt der Sonne goldnes Licht;
Es fühlt ſich ſtolz ein jeder Bayer,
Doch ſtolzer als der Bräut'gam nicht.

Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

(Fortſetzung.)

Endlich führen wir zwei Fälle an, wo die Wachſamkeit des Hundes ſich bis zur Prophezeihungsgabe ſteigert. Ein Hund Heinrich's III. von Frankreich zeigte die größte Wuth gegen den Königsmörder Clement, als er zu der Audienz kam, in der er ſeinen König tödtete, und konnte nur mit Mühe in einem anſtoßenden Zimmer zurückgehalten werden. Doch hier mag nur das ungewöhnliche Ausſehen des Mönchs die Galle des Hundes erregt haben. Aber es giebt einen gleich berühmten Fall, wo ein engliſcher Bullenbeißer, der nie die Blicke ſeines Herrn auf ſich gezogen, ihm eines Nachts in ſein Bett folgte und, obgleich mehrere Male zurückgewieſen, ſich nicht eher zur Ruhe gab, als bis er bleiben durfte. In derſelben Nacht trat ein italiäniſcher Bedienter in ſeines Herrn Zimmer mit der Abſicht, ihn zu morden, und wurde daran nur durch die treue Schildwache verhindert, die ihn zu Boden riß. Die Löſung dieſes Phänomens iſt entweder in dem ſcharfen Blick des Hundes zu ſuchen, vermöge deſſen er Umſtände bemerkt, die unſerem Auge entgehen, oder in einer Konjektur des Herrn Blaze, daß von dem Körper eines Menſchen, der ein Verbrechen im Schilde führt, ein eigenthümlicher Geruch ausſtrömt. (?)

Daß der Hund der beſte Wächter des Eigenthums iſt, weiß Jeder; aber er bewacht es nicht bloß, er verſteht es auch, es wiederzuſchaffen, wenn es verloren gegangen iſt. Eine Dame in Bath fand ihren Weg durch einen fremden Bullenbeißer verſperrt, der ſie zwang, umzukehren, und ſie an den Ort führte, wo ſie einen Shawl hatte fallen laſſen, den er kaum in ihren Händen ſah, als er davonlief. Herr Bell in ſeiner Geſchichte der brittiſchen vierfüßigen Thiere erzählt, daß ein Freund von ihm eines Morgens, als er im Begriff war, auszugehen, einen Louisd'or fallen ließ. Als er des Abends nach Hauſe kam, hörte er von ſeinem Diener, daß der Hund krank geworden und nichts eſſen wolle; „was aber beſonders auffiel“, ſagt Herr Bell, „iſt, daß er ſich das Futter durchaus nicht wollte nehmen laſſen, ſondern mit der Naſe dicht an dem Gefäß lag, ohne es zu berühren. Als mein Freund ins Zimmer trat, ſprang er ſogleich auf, legte ihm das Geld zu Füßen und fing an, mit großer Gier ſeine Nahrung zu verſchlingen.“

Bei den älteren Schriftſtellern ſcheint kein Mitglied der Hundefamilie mehr Erſtaunen erregt zu haben, als die Hunde der blinden Bettler. Montaigne ſagt von dieſen: „Ich habe bemerkt, wie ſie an gewiſſen Thüren ſtehen bleiben, wo ſie gewohnt ſind, Almoſen zu empfangen, wie ſie die Begegnung von Kutſchen und Wagen vermieden, ſelbſt in Fällen, wo ſie genug Raum hatten, um vorüberzukommen, und ich ſah an dem Graben einer befeſtigten Stadt einen ebenen und gebahnten Weg verlaſſen und einen ſchlechteren betreten, um nur ihren Herrn fern vom Graben zu halten. Wie hätte ein Menſch dieſem Hunde beibringen können, daß es ſeine Pflicht ſey, nur auf ſeines Herrn Sicherheit zu ſehen und darüber ſeine eigene Bequemlichkeit aus den Augen zu ſetzen? Und wie kam er, außer auf dem Wege des Schließens, zu der Erkenntniß, daß der Weg für ihn breit genug war, aber nicht für den Blinden?“ Merkwürdig iſt es auch, daß, wenn der Hund ein Leichenbegängniß oder eine andere Verſammlung in einer benachbarten Straße bemerkt, bei der ſein Herr gute Geſchäfte machen kann, er ſofort den gewohnten Weg verläßt, um die Menge aufzuſuchen. Herr Blaze ſah den Hund eines verſtorbenen Bettlers, der das Gewerbe zu ſeinem eigenen Unterhalt fortſetzte. Er legte einen Sou in ſein Blech, und ſofort lief der Hund nach einem Bäckerladen und kaufte ſich eine Semmel.

Digitized by Google

Edwin Landſeer nannte den Neufoundländer „ein ausgezeichnetes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft". Das Element deſſelben iſt das Waſſer, und ſein Geſchäft, diejenigen zu retten, die darin nicht ſo zu Hauſe ſind als er. Er treibt ſogar dieſe Neigung zuweilen bis zum Lächerlichen. In Paris war ein Neufoundländer, der keinen Menſchen baden ließ. Er ſpazierte längs der Seine-Ufer, ſtürzte den Schwimmern nach und beläſtigte ſie mit ſeiner Hülfe. So lange man ihn frei herumgehen ließ, konnte Niemand ein Bad genießen, ohne mit Gewalt ans Land zurückgeſchleppt zu werden. Daher bedarf ſein Eifer keines Sporns, wenn eine wirkliche Gefahr da iſt. Auch iſt dieſer Trieb kein bloß mechaniſcher. Er hat in manchen Fällen Hülfe herbeigerufen, wenn ſeine eigenen Bemühungen nicht ausreichten, oder wenn Niemand da war, den Gegenſtand ſeiner Sorge ins Leben zu rufen. Er rechnet bei ſeinen Anſtrengungen ſein Leben für nichts. Er macht den Verſuch, von einem ſinkenden Schiff einen Strick ans Land zu bringen, obwol die See in einem ſolchen Grade tobt, daß er kaum der Fluth widerſtehen kann.

Wenige Umſtände der Odyſſee ſind mehr bewundert worden, als die Wiedererkennung des Ulyſſes durch ſeinen treuen Argus nach einer zwanzigjährigen Trennung. Homer beſchreibt dieſelbe als augenblicklich. Walter Scott, indem er die Aufnahme Morton's durch einen Hühnerhund berichtet, ſtellt ſie, wie es ſcheint, mit größerer Natürlichkeit, als allmälig dar. Zuerſt bellt ihn das Thier wie einen Fremden an, und erſt nach vielem Schnuppern und Unterſuchen beginnt er ſeine Kapriolen und Sprünge. Wie der Hund ſeinem Herrn im Leben ergeben iſt, ſo betrauert er ihn im Tode. Es giebt wenige Schlachtfelder, wo man ihn nicht an der Seite eines gefallenen Herrn wachen und winſeln ſieht. Wordsworth hat ein Gedicht der Treue eines Thiers gewidmet, das man über dem Skelett eines Reiſenden wimmernd fand, welcher drei Monate vorher in den Gebirgen von Cumberland umgekommen war. Noch rührender iſt das Schickſal eines Hundes aus den Annalen der Schreckenszeit. Er gehörte einem Beamten, der ins Gefängniß geworfen wurde. Da man ihn nicht in den Kerker einließ, ſo wartete er am Gefängnißthor, bis er ſich die Liebe des Schließers erworben. Nachdem er jede Nacht hinausgebracht worden, kehrte er jeden Morgen zurück. Er begleitete ſeinen Herrn durch die traurigen Scenen des Verhörs und Todes bis zum Begräbnißplatz Nach Verlauf von drei Monaten weigerte er ſich, zu eſſen, und fing an, die Erde, die ihn von dem geliebten Weſen trennte, aufzugraben. Je näher er dem Körper kam, deſto mehr nahmen ſeine Kräfte ab; er ſchrie während ſeiner Bemühungen, das Geſchäft zu vollenden, und verſchied endlich mitten in ſeinen krampfhaften Anſtrengungen.

Man hat vielfach zu beweiſen verſucht, daß der Hund ſelbſt das gewöhnliche Geſpräch zwiſchen einem Menſchen und dem anderen zu verſtehen fähig iſt. Gall erklärt, er habe oft abſichtlich von Dingen geſprochen, die ſeinen Hund intereſſiren mochten, ohne dabei ſeinen Namen zu nennen oder irgend eine Betonung oder Geberde anzubringen, die ſeine Aufmerkſamkeit erregen mochte, und daß er gleichwohl durch ſein Verhalten zeigte, daß er ihn verſtanden. Lord Brougham ſagt, daß eine ſehr zuverläſſige Perſon ihm erzählte, wie ſeine Jagdhunde aus dem, was ſie hörten, erriethen, daß er am folgenden Tage nach Nottinghamſhire zu gehen gedenke. Lord Brougham meynt, daß der mikroſkopiſche Blick des Hundes für Alles, was um ihn vorgeht, dieſe Fälle von vermeyntlichem Verſtändniß menſchlicher Sprache zu erklären vermöge, obwol auch dies zeige, wie viel die Thiere aus Erfahrungen lernen und wie ſie aus Beobachtungen richtige Schlüſſe zu ziehen im Stande ſind. Wo die Worte unmittelbar an ihn gerichtet ſind, da kann er aus der Wiederkehr einiger gewohnter Phraſen oder aus dem Ton und der Action, die ſie begleitet, auf ihren Sinn ſchließen. Doch ſcheint es, daß er eine Vorſtellung von dem Verlauf der Zeit hat. Wenn er den Sonntag von anderen Tagen unterſcheidet, dies will wenig ſagen, da Alles an dieſem Tage eine andere Geſtalt annimmt. Aber er vermag auch jeden anderen Tag der Woche zu unterſcheiden. Ein Hund, der dem Bruder des Sir Thomas Wilde gehört, läuft am Sonnabend Abend fort und bleibt bis Montag früh weg, um nicht während des Sonntags angekettet zu werden. Southey ſagt in ſeinem Omniana, er habe einen Hund gekannt, der jeden Sonnabend (den Schlachttag der Woche) in einen Ort ein paar Meilen weit lief, um ſich den Abfall an der Fleiſcherbude zu holen. Eine von Blaze erwähnte Bulldogge, welche auf gleichem Wege zu gehen gewohnt war, hielt eben ſo wohl die beſtimmte Stunde als den Tag ein. Dieſer Hund war immer bei Familiengebeten zugegen, und wenn das letzte Vaterunſer angefangen wurde, ſo ſprang er auf und ſtellte ſich an die Thür, um, ſobald ſie geöffnet würde, herauszugehen. Wir vermuthen, daß er hier an einer kleinen Bewegung im Kreiſe oder an einer Veränderung im Vortrage den Moment erkannte, und nicht, wie Herr Blaze meynt, an der Zahl der Paternoſter. Der Hund erkennt auch Farben. Gefangene haben, nach Herrn Blaze, Briefe auf gelbem, rothem oder blauem Papier geſchrieben und ſie durch ihre Hunde abgeſchickt, welche an der Farbe erkannten, an wen ſie gerichtet waren. Es iſt ſicher, daß der Hund mit ein wenig Abrichtung einen vortrefflichen Boten abgiebt. Herr Kirby erwähnt in ſeiner Bridgewater-Abhandlung, daß einer, welcher Pakete in ein Haus zu tragen gewohnt war, ſobald er ſeine Laſt abgegeben, in die Küche ging, um ſich füttern zu laſſen, und, wenn er fertig war, bellend am Sprachfenſter erſchien, um anzuzeigen, daß er zur Rückkehr bereit ſey. Einige ſind ſo weit gegangen, an der Thür zu klopfen oder die Glocke zu ziehen. Ein von Lord Brougham angeführter ſpaniſcher Schriftſteller erzählt, daß ein Freund von ihm, wenn er einen Beſuch machte, ſeinen Hund an der Thür des Hauſes zurückzulaſſen pflegte, und daß dann das Thier, ſeinem Herrn nachahmend, die Glocke zog, um eingelaſſen zu werden. Der Hund eines Ladeninhabers, welcher während der Woche zur Hausthür heraus- und hereinlief, bediente ſich am Sonntag, wenn ſie geſchloſſen war, immer des Klopfers.

Der Hund beſitzt den uns unbegreiflichen Inſtinkt, den er jedoch mit anderen Thieren gemein hat, ſich auf einem Wege, den er nie gemacht hat, zurecht zu finden. Herr Blain erzählt von einem Hunde, der zur See von London nach Schottland geſchickt wurde und dann zu Lande in die Hauptſtadt zurücklief. Boiſrot de Lacour, ein franzöſiſcher Jagdſchriftſteller, nahm einen Dachshund von Rochefort nach Paris mit, und obwol der Hund die Reiſe in einem Wagen machte und auf dem ganzen Weg ſchlief, ſo kehrte er doch, als er frei war, zu ſeinem früheren Herrn zurück. Herr Blaze nennt dieſen Inſtinkt einen ſechsten Sinn, von dem wir uns keine Vorſtellung machen können. „Die Erfahrung jedoch", ſagt er, „beweiſt, daß er vorhanden iſt. Das Kameel führt ſeinen Herrn dreihundert Meilen durch den Wüſtenſand, wo keine Spur da iſt, die es leitet. Die Taube trägt Briefe durch die pfadloſe Luft. Die in Europa gebornen Zugvögel wandern nach Indien aus, und, was merkwürdig iſt, ſie reiſen gewöhnlich ohne ihre Eltern, welche die Reiſe früher gemacht. Das Pferd findet ſeinen Weg durch den Schnee, und wahrſcheinlich haben alle Thiere denſelben Inſtinkt." Merkwürdig iſt noch folgender Fall, der von Dupont de Nemours erzählt wird in einem vor dem franzöſiſchen Inſtitut geleſenen Aufſatz. Der in Rede ſtehende Hund gehörte einem Stiefelputzer in Paris, dem er in ſeinem Gewerbe half, indem er ſeine Pfoten in den Schmutz tauchte und damit die Schuhe der erſten vorübergehenden Perſon beſudelte. Wenn der Fußgänger ſeinen Weg fortſetzte, ſo beſchmutzte er den folgenden; wenn er ſtehen blieb, um den Schaden wieder gut machen zu laſſen, ſo verhielt der Hund ſich ruhig, bis ſein Herr Muſe für einen friſchen Kunden hatte, und dann begann das Geſchäft aufs Neue. Als ihn ein Engländer gekauft und nach London mitgenommen, ſo wußte er auf folgende Weiſe ſeinen Weg nach Paris zurückzufinden. Er ging in den Gaſthof, wo die Kutſche, die ihn gebracht, angehalten hatte, folgte ihr nach Dover, und nachdem er in einem Paketboot nach Calais über-

Digitized by Google

gefahren war, folgte er wieder der Spur eines Wagens nach Paris. Die Gewohnheit der Hunde, eine Stadt eine oder zwei Stunden vor einem Erdbeben zu verlaſſen, die oft einem ganz beſonderen, unbegreiflichen Inſtinkt zugeſchrieben wird, iſt auf ganz gewöhnlichem Wege bloß aus der ſchärferen Sinnesthätigkeit des Hundes zu erklären. Der dumpfe Ton erreicht ihr feines Ohr, ehe ein Anderer ihn vernimmt, und ſcheucht ſie weg. Bei unſerer Beobachtung des Hundes nehmen wir zu wenig Rückſicht auf die Feinheit ſeiner Sinne. Dieſe ſind ſo ſcharf, daß ein ſchlafender Hund weiß, ob ihn ſein Herr oder ein Fremder berührt, indem er in letzterem Falle knurrt, im erſteren dagegen ruhig bleibt.

(Schluß folgt.)

Liebe und Handel.

Humoriſtiſche Vorleſung von J. Priem. Gehalten im literariſchen Verein zu Nürnberg.

(Schluß.)

Eine Aſſociation kommt in der Liebe nicht weniger oft vor als im Handel; die beiden Aſſociés trachten nach einem Ziele, nämlich nach einem Mann, und dieß ſuchen ſie in einer Verbindung unter ſich eher zu erreichen, und nennen dieſe dann Freundſchaft. Dieſe Aſſociationen dauern aber in der Regel nicht lange. Gelingt es keiner von ihnen, das erſehnte Gut an ſich zu bringen, ſo trennt ſie der Haß gegen Alles was lebt, der nun in ihnen erwacht, gelingt es einer, der Neid, und ſind ſie beide ſo glücklich, ſo tritt die Eiferſucht oder die Alles ausſchließende Liebe zum Manne ſtörend zwiſchen ſie.

Auf dem Comptoir einer jeden Dame arbeiten die Commis mit redlichem Eifer für das Wohl ihrer Prinzipalin. Es ſind die Stubenmädchen und Kammerjungfern.

„Fanny! Du mußt mich heute à l'enfant friſiren," das bedeutet eben ſo viel als wenn ein Kaufmann zu ſeinem Commis ſagt: „Schreiben Sie an unſre Commandite in Rio de Janeiro, wegen der 100 Kiſten Spielwaaren, für die wir Goldſand tauſchen wollen." Denn mit der Friſur à l'enfant will ſie einen reichen Mann fangen, wie der Kaufmann mit ſeinen Spiegelchen und Kindertrompetchen einen dummen Wilden. Und ſind denn die Männer überhaupt etwas And'res als civiliſirte Wilde, deren Beſtimmung es iſt, von den Frauen gefangen und am Gängelband geleitet zu werden? So lange noch nicht der Blitz der Liebe in ihrem Herzen gezündet hat, ſind ſie, trotz Knigge und Alberti, trotz Schiller und Göthe, trotz Philoſophie und Aeſthetik, trotz Françaiſen und Cotillons, trotz Fracks à la Rococo und Bärtchen à la Henri quatre nichts als Wilde und noch ärger als dieſe, denn ſie ſind es mit Bewußtſeyn, aus Mode, aus Caprice.

Wenn aber die Stunde geſchlagen hat, der ſich alle beugen müſſen, die ein Herz im Buſen tragen, wenn ein paar liebliche Frauenaugen gleich zwei milden Sonnen mit ihren Strahlen die raue Schaale von einem edleren Kerne löſen, vorausgeſetzt, daß ſie es mit keiner tauben Nuß zu thun haben, dann treten die Männer erſt wahrhaft in die Welt, dann bricht die Civiliſation erſt aus ihnen hervor, wie die Farben aus einem Daguerreotyp durch die chemiſche Behandlung, dann lernen ſie ordentlich einherſchreiten auf der Bahn des Lebens und wenn ſie auch hie und da einen wilden Seitenpas machen, ſo bringt die Liebe ſie immer wieder in die Schranken des Anſtands zurück, denn ſie iſt die beſte Tanzmeiſterin, und macht einen Bären zahm, wie uns Herr Halm an ſeinem Ingomar im Sohn der Wildniß gar anmuthig beweist, ob es uns gleich ſchon Shakeſpeare bewieſen hat und nach ihm noch viele andere Dichter beweiſen wollten. Nur eines iſt bei der Erziehungsgeſchichte Ingomars vergeſſen. Es wäre gar nicht übel, wenn der wilde Tectoſage in zierlichen Pas Parthenien die erſten Proben ſeiner vollendeten Erziehung zum griechiſchen Dandy ablegen würde. Ein Anachronismus mehr oder weniger könnte in einem Schauſpiele nicht ſchaden, in dem der Dimarch von Marſiglia „Euer Gnaden" titulirt wird, wie der Bürgermeiſter eines öſterreichiſchen Landſtädtchens.

Aber der Tanz, er iſt eine Hauptſache in der Liebe, wie das Geld im Handel. Ohne Tanz keine Frau — ohne Geld kein Geſchäft.

„Wie? Sie tanzen nicht mein Herr?" fragt eine Dame den jungen Mann, der ihr die Cour macht.

„Nein, meine Gnädige, ich habe es nicht gelernt."

„Er iſt ein langweiliger Tölpel," ſagt die Dame zu ihren Bekanntinnen, und am andern Morgen erhält er ihre Verlobungskarte, mit ihrem Tänzer im Cotillon. — „Wie, Sie haben keine Fonds mein Herr, fragt der Banquier einen jungen Anfänger. Nicht genügend für ein ſo großes Unternehmen. Der Banquier ſagt zu ſeinem Buchhalter „er iſt ein Lump" und am andern Morgen kündet er ihm den Credit auf.

Jeder Tanz iſt ein Geſchäft, das die Damen mit der Ausſicht auf Gewinn unternehmen und jeder Ballzettel, jedes Engagementbüchlein ein Journal, welches gewiſſenhaft darüber gehalten wird.

Ihre merkantiliſche Laufbahn beſchließen die Frauen gewöhnlich, wenn ihnen der große Handelscoup gelungen iſt, einen Mann gewonnen zu haben. Iſt die Priſe glücklich in den Hafen gebracht, dann ziehen ſie alle Flaggen auf, daß ſie luſtig flattern im Morgenwind der Ehe und feiern ein Feſt, zu dem ſie alle ihre treuen Handelsgenoſſen laden, mit denen ſie nun luſtig und guter Dinge ſind, und dieß Feſt nennen ſie Hochzeit, wahrſcheinlich weil ſie es für hoch an der Zeit halten im ruhigen Genuſſe des Errungenen auszuruhen von den Strapatzen und Sorgen des Erringens. Da zehren ſie nun von den Intereſſen ihres angelegten Kapitals, und jedes Billetdoux des Geliebten iſt ein Coupon, den er als Mann einlöſen, jedes Geburtstaggedicht eine Quittung über ihre Liebenswürdigkeit, die er reſpektiren muß. Und wie leicht wird ihm die Erfüllung dieſer ſüßen Pflicht, wenn er ſich mit den Banden der wahren Liebe gefeſſelt fühlt, wenn er der ächten Weiblichkeit, der ſüßen Anmuth, der edlen Frauenwürde, der Schönheit und dem Geiſte den Tribut zahlt, den alle dieſe Eigenſchaften der Frauen, der Männerwelt abgerungen haben, und wenn er in ſeinem Herzen Fond genug findet, um ſelbſt nicht durch die reichſte Anerkennung derſelben banquerott zu werden.

Alle Ehen werden aus Liebe geſchloſſen. Dieſe Behauptung iſt unſtreitbar. Nur iſt nicht immer die Frau oder der Mann der Gegenſtand der Liebe, ſondern weit häufiger Vermögen, Rang, oder ſonſtige Vortheile. In ſolchen Fällen wird aber die Liebe immer ein ſchlimmer Handel und das Herz zahlt gewöhnlich den Reukauf.

Darum ihr Männer, handelt aus Liebe, und liebt nicht aus Handel, damit eure Ehe frei bleibt von allen Händeln.

Dieſes fatale Wort erinnert mich indeß daran, daß es ſehr fatal für mich wäre, mit Ihrer Geduld in Händel zu gerathen. Ich halte es daher für räthlich, meine Betrachtung zu ſchließen und thue es mit dem Wunſche, Sie möchten dieſe Abhandlung über Handel und Liebe mit Liebe behandelt finden.

Pot-Pourri.

Ein unſchädliches Mittel zur Erhaltung ſchöner Zähne.

Man nehme fein gepulverte Holzkohle, erhitze ſie zum Rothglühen in einem eiſernen Gefäße und ſchütte ſie noch heiß in eine Schüſſel mit reinem Waſſer, fülle dieſes ſogleich in eine Flaſche und ſtöpſele ſie feſt zu. Wenn man ſich dieſer Flüſſigkeit bedienen will, muß man ſie umſchütteln, eine Kleinigkeit davon in den Mund nehmen und die Zähne damit reiben. Alles, was dem Athem einen unangenehmen Geruch gibt, und was den Zähnen nachtheilig iſt, wird dadurch entfernt.

Digitized by Google

Verbrauch von chemiſchen Zündhölzern.

Auswärtige Blätter erzählen, daß eine einzige Fabrik von ſolchen Hölzern in London jährlich tauſend Pfund Sterling für das zu denſelben verbrauchte Fichtenholz zahlt, und daß die Fabrik allwöchentlich zwölf bis fünfzehntauſend Gros Schachteln Streichzündhölzer während des Jahres 1841 verfertigte. Nun hält jede Schachtel hundert Zündhölzer, woraus ſich ergibt, daß in London allwöchentlich 194,400,000, folglich alljährlich 10,110 Millionen Streichzündhölzer verbraucht werden. Auch in Deutſchland wird viel in dieſem Artikel fabrizirt; in Stuttgart, Ludwigsburg, Ulm, Augsburg, Wien, Berlin gibt es einzelne Fabriken, wo hundert bis dreihundert Leute mit der Anfertigung von Streichhölzern täglich Beſchäftigung finden.

Königlicher Humor.

Geheimrath von Taubenheim hatte bei Friedrich dem Großen einen Plan eingereicht zur Vermehrung der Staatseinkünfte durch Gehaltsabzüge bei den Unterbeamten. Hierauf verfügte der König am 4. Juni 1786 — alſo in den Tagen, wo ihm der Tod ſchon faſt auf der Lippe ſaß — in folgender humoriſtiſch gerechter Weiſe: „Ich danke dem Geheimrathe v. Taubenheim für ſeine guten Geſinnungen und ökonomiſchen Rath. Ich finde aber ſolchen um ſo weniger anwendbar, als die armen Leute jener Klaſſe ohnehin ſchon ſo kümmerlich leben müſſen, da Alles jetzt ſo theuer iſt, und ſie eher eine Verbeſſerung als Abzug haben müſſen. Indeſſen will ich doch ſeinen Plan und die darin liegende gute Geſinnnung annehmen, ſeinen Vorſchlag an ihm ſelbſt zur Ausführung bringen, und ihm jährlich 1000 Thlr. mit dem Vorbehalt an dem Traktament abziehen, daß er ſich übers Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieſer Etat ſeinen eigenen häuslichen Einrichtungen vortheilhaft oder ſchädlich ſey. Im erſten Falle will ich von ſeinem ſo großen als unverdienten Gehalte von 4000 Thlr. auf die Hälfte herunterſetzen und bei ſeiner Beruhigung ſeine ökonomiſchen Geſinnungen loben, auch auf die Andern, die ſich deshalb melden werden, dieſe Verfügung in Applikation bringen."

Wie ſich Sheridan Stiefeln verſchaffte.

Nachdem Sheridan die Univerſität verlaſſen hatte, begab er ſich einige Tage nach Briſtol, von wo er dann nach London reiſen wollte. Aber er brauchte dazu ein Paar neue Stiefeln und hatte kein Geld. Wie erhielt er ſie? Er ließ zwei Schuhmacher kommen, beſtellte bei jedem ein Paar neue Stiefeln, ſetzte ihnen eine gewiſſe Stunde, wenn ſie abgeliefert werden mußten und verſprach pünktliche Bezahlung. Zur beſtimmten Stunde kam der erſte; Sheridan verſuchte die Stiefeln, behauptete, einer drücke ihn, gab dieſen zurück, damit er noch einmal über den Leiſten geſchlagen werde und beſtellte den Schuhmacher auf den nächſten Morgen. Der Mann, welcher nichts Arges dachte, da er nicht begreifen konnte, man könne nur einen Stiefel brauchen, gehorchte. Bald darauf kam der zweite Schuhmacher, und dieſelbe Scene wiederholte ſich. Sheridan hatte nun von jedem einen Stiefel, ſetzte ſich auf ſein Pferd und lachte die Betrogenen aus.

Buntes.

Bei einem Mahle warf der Churfürſt von Sachſen ein Goldſtück in Profeſſor Taubmanns (lebte von 1565 — 1613) Becher und ſagte: „Das Goldſtück gehört Ihm, wenn Er auf der Stelle einen ſpaßhaften Vers darüber macht." Taubmann beſann ſich nicht lange, trank den Becher aus, und begann, das Goldſtück herausnehmend:

„Zwei Götter können ſich im Becher nicht vertragen;
„Geh', Plutus in den Sack, du, Bachus, in den Magen!"

Ein Mädchen ſchrieb an einen Herrn, der ſie beleidigt hatte: „Schurke, wenn ich Stockprügel ſchreiben könnte, ſo müßte Dein Buckel meinen Brief leſen."

Am Grabe
der
Jungfrau Marie Antoinette Kuißl,
Stiftungskaſſiers-Tochter
und
Lehrerin an der Töchterſchule der „engliſchen Fräulein" dahier.

Noch einmal ſoll meine Harfe tönen,
Trauernd rauſcht ſie in der müden Hand,
Wie des Epheu's dunkle Blätter ſtöhnen,
Den die Zeit um ihre Saiten wand.

Einem Freunde hatte ſie erklungen, —
Doch zu Viele nahm der Tod mir fort;
Darum hab' ich Keines mehr beſungen —
Schweigen iſt der Trauer laut'ſtes Wort!

Doch, wenn Geiſterhauch die Töne wecket,
Ahnung leiſe durch die Saiten bebt,
Wenn die Lieben, die der Raſen decket,
Lied und Glaube wieder neu belebt:

Nimmer darf dann Dichters Stimme ſchweigen,
Ungefeſſelt waltet dann der Geiſt;
Tröſtung kann nur jene Sprache zeigen,
Die uns mächtig von der Erde reißt.

Darum ſingt mein Lied nicht Trauerweiſen,
Singet freudige Erinnerung,
Trägt empor zu lichten Sternenkreiſen —
Trägt zu Gott des Menſchen Huldigung.

An dem Grabe einer edlen Seele
Stehen wir nicht troſtlos weinend da,
Daß den Staub die Erde nur verhehle,
Daß der Geiſt verklärt uns immer nah',

Daß Befreiung von des Todes Banden,
Wiederſehen winkt über'm Grab;
Lehrte Einer, der vom Tod' erſtanden
Sieg und Leben den Erlöſten gab!

Biſt Du auch zu früh von uns geſchieden,
War zu ſchnell der Trennungsſtunde Schmerz:
O, ſo ſuchteſt Du doch nur den Frieden,
Himmelsbräute zieht es himmelwärts;

Wo Du, von der Schweſter treu umfangen,
Liebend jetzt auf uns hernieder blickſt,
Und des Vaters abgehärmte Wangen,
Mit der Hoffnung ſüßem Thau erquickſt;

Wo Du beteſt für der Mutter Leben,
Der Geſchwiſter liebend nun gedenkſt,
Und in ihrem treuen Herzerbeben
Linderung der Trennung ihnen ſchenkſt.

Wahrheit wurde jetzt Dein Himmelsahnen,
Engel ſingen Troſt und Frieden zu.
Wo auf Zion weh'n die Siegesfahnen,
Beteſt für uns Erdenwaller Du.

O ſo lächle von den Sternenhöhen
Freundlich auf der Deinen Kreis herab;
D'rüben winkt ein freundlich Wiederſehen,
Iſt die Pforte auch das düſt're Grab.

Sieh' Dich noch umgeben von den Kleinen,
Welchen Du ſo Hohes haſt gelehrt;
Sieh' die letzte Kummerthräne weinen,
Die der Herr in Freudenzähren kehrt.

Und den Kranz, den auf Dein Grab ich lege,
Theile ihn auch meinen Lieben mit,
Deren Fuß mit Dir vom dunkeln Wege
Dieſer Erde Edens Hain betritt.

Alle bleibet ihr ja uns verbündet,
Für die Seelen giebt es keine Zeit;
Und des Heilands Troſteswort verkündet:
Mein bleibt ewig, wer ſich mir geweiht! L.

Digitized by Google

Nro. 65.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Eine merkwürdige Entführung. — Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt. — Pot-Pourri. — Buntes. — Wechſel.

Eine merkwürdige Entführung.

(Aus der „Quotidienne.")

Das Jahr 1776 zählte erſt drei Tage ſeines Seyns, als ein Kärrner in dem Augenblick, wo die Mitternachtsſtunde von dem Thurme zu Barbigieux ertönte, eine Schenke verließ, vor welcher er eben Halt gemacht hatte, um ſeinen Pferden einen Augenblick Ruhe zu gönnen und ſich ſelber durch einen Schnaps zu erwärmen; dann ſetzte er pfeifend und die Peitſche ſchwingend ſeinen Weg in der Richtung von Angoulème fort. Der ſchwerbeladene Wagen kam nur langſam vom Fleck, obwohl ſein Geſpann aus ſechs kräftigen Pferden beſtand. Joſeph Martin, ſo hieß der Fuhrmann, ging neben ihnen her und ſpornte ſie bald durch einen Hieb mit der Peitſche, bald mit freundlichen Worten an. Er hatte Barbigieux ſeit anderthalb Stunden verlaſſen, als er, indem er zu einem Baume kam, der hart am Wege ſtand, nicht ohne Verwunderung und einigen Schreck am Fuße desſelben einen Mann von hohem Wuchſe bemerkte, der als Matroſe gekleidet war und ein kleines Bündel unter dem Arme hielt. Es fror, daß die Steine hätten berſten mögen, und war ſonach keine Zeit, um unter einer Buche zu übernachten. Der Matroſe ging inzwiſchen auf den Kärrner zu, fragte ihn, welches Weges er zöge, und ſagte, daß er auch nach Ruffec wollte, um dort eine Tante zu beſuchen, die er zu beerben hoffe. Er müſſe bei Tag und Nacht reiſen, ſetzte er hinzu, weil der Capitän der Corvette „Brillante", auf welcher er Hochbootsmann war, ihm nur einen kurzen Urlaub habe bewilligen können, da er bald wieder in See zu gehen beabſichtige; aus der Kälte mache er ſich wenig, nachdem er Reiſen nach Spitzbergen und Labrador gemacht habe. Joſeph hatte Anfangs gefürchtet, es mit einem Spitzbuben zu thun zu bekommen, aber die freie Miene des Mannes und die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Ausſagen benahmen ihm ſeine Beſorgniß bald und Beide ſetzten dann, nachdem ſie ihre Pfeifen angezündet hatten, in Geſellſchaft ihren Weg fort. Die Heerſtraße bot ein Bild der größten Oede dar, denn ſie wurde damals, wo man noch acht Tage zu einer Fahrt brauchte, die gegenwärtig in ſechs und dreißig Stunden abgemacht wird und die unſere Kinder in zehn Stunden zurücklegen werden, nicht wie heutzutage ununterbrochen von Briefpoſten und Diligencen durchkreuzt.

Als die neuen Gefährten nach einem Marſche von drei Viertelſtunden ein kleines Gehölz erreicht hatten, ließ ſich plötzlich ein anhaltendes Pfeifen hören, das von dem Matroſen beantwortet wurde und wonach dieſer über Joſeph herfiel, ihn mit beiden Armen umſchlang und feſthielt, bis noch drei oder vier Individuen, ebenfalls als Matroſen gekleidet, aus einem Verſtecke hervorbrachen, den armen Schelm zu Boden warfen, ihn an Händen und Füßen banden, ihm ein Tuch um die Augen legten und einen Knebel in den Mund ſteckten; ſo daß er ſich weder rühren, noch ſchreien konnte. Darnach flüſterte ihm einer der Banditen zu: „Halte dich ruhig, denn bei dem geringſten, ohnehin völlig hoffnungsloſen Verſuch, dich zu befreien, jage ich dir eine Kugel durch den Kopf!" Indem er dies ſagte, ſchob er die Binde, die Joſephs Augen verhüllte, ein wenig zurück, damit derſelbe den Lauf des Piſtols, deſſen Mündung ihn bedrohte, ſehen konnte. So aufgeregt er auch war, entging es ihm dennoch nicht, daß die Hand, die das Piſtol hielt, zu zierlich und zu weiß war, um ſie für die eines Matroſen oder ſonſt eines Mannes von gewöhnlichem Schlage zu halten, und dabei ſchmückte den Finger, der an dem Drücker der Waffe lag, noch ein koſtbarer Ring mit blitzenden Diamanten. Einer aus der Bande, die ihn überfallen hatte, hockte ihn dann auf, ging bald rechts, bald links, bald vorwärts und bald rückwärts mit ihm, ſo daß er über die Richtung, die man einſchlug, völlig irre werden mußte, und ſetzte ihn zuletzt in einen Wagen ab, der, nachdem noch Jemand mit hinein geſtiegen war, im raſchen Trabe davon fuhr.

Der Knebel im Munde verurſachte dem armen Martin unſägliche Schmerzen, ſo daß er trotz des Gebotes, ſich lautlos zu verhalten, ängſtlich zu ſtöhnen begann. Da nahm ihm ſein Wächter den Knebel ab und ſagte: „Wir ſind bald an Ort und Stelle und ihr ſollt nicht ferner dieſe Pein leiden, falls ihr ruhig bleibt; ſolltet ihr aber Lärm machen, was euch überdem nichts helfen würde, da ihr nur wieder mit denjenigen zuſammentreffet, die euch gefangen genommen haben, ſo werdet ihr wieder geknebelt, wenn ihr auch daran erſticken ſolltet." Dieſe Worte wurden ſichtlich mit verſtellter Stimme, und wenn auch feſt entſchloſſen, doch mehr freundlich, als barſch geſprochen.

Der Wagen fuhr auf ſchlechten Nebenwegen, die in Folge des Froſtes äußerſt holperig geworden waren. Des Kärrners Angſt hatte ſich allmälig etwas gelegt, nur konnte er nicht begreifen, was man denn eigentlich mit ihm vorhabe. Ehe er aber darüber mit ſich im Klaren war, hielt der Wagen ſchon an, und er wurde, nachdem man ihn mit Ausnahme der Binde, die ſein Geſicht verhüllte, von ſeinen Banden befreit hatte, herausgelaſſen und durch eine Thüre erſt über einen Hof, dann treppan durch mehrere Gänge und Gemächer, hernach wieder treppab und abermals über einen Hof in ein geheiztes Zimmer geführt, das gleich einem zweiten daranſtoßenden ſorgfältig verſchloſſen wurde. Er hörte nun mehrere Perſonen leiſe mit einander reden, dann wurde ihm ein Stuhl hineingeſchoben und er ſich zu ſetzen aufgefordert.

„Ihr ſeyd," redete ihn alsdann eine kräftige Stimme an, „in der Gewalt von Leuten, welche euch umbringen könnten, ohne daß ein Hahn darnach krähte, und irgend Jemand auf der Welt erführe, wo ihr geblieben wäret; doch ſoll euch kein Leid geſchehen, falls ihr nicht ſo thöricht ſeyd, euch deſſen weigern zu wollen, was wir von euch verlangen und das euch vielmehr zum Nutzen, als zum Schaden gereichen wird.

Joſeph brauchte einige Minuten, ehe er der Sprache wieder mächtig war, dann fragte er: Und was iſt's, was ihr von mir verlangt?

„Ihr habt zuvörderſt einen heiligen Eid zu ſchwören, daß ihr nie und Niemanden verrathen wollt, was euch dieſe Nacht begegnet iſt und nach unſerer Anordnung ferner begegnen wird; ferner, nie zu verſuchen, euren Entführern oder dem, was euch in eurem Geſchicke als auffallend erſcheinen mag, auf die Spur zu kommen. Wollt ihr das ſchwören?"

Digitized by Google

Martin blieb ſtumm.

„So wollt ihr alſo lieber ſterben," fuhr dieſelbe Stimme fort, und Joſeph hörte auch den Hahn eines Piſtols knacken.

„Ich will ſchwören, ich will ſchwören!" ſtammelte er.

„Wohlan; ſo knieet nieder und legt die Hand auf dieſe Bibel." Joſeph that, wie ihm befohlen wurde, und ſprach den Eid nach, den man ihm nun dictirte. Darauf wurde ihm ſofort die Binde vom Geſichte genommen. Er ſah nun, daß er ſich in einem kleinen Gemache befand, deſſen Wände, um daſſelbe durchaus unkenntlich zu machen, überall mit Bettlaken behängt waren. Ein einziges Licht verbreitete eine zweifelhafte Helle. Vier Perſonen, in grobe Mäntel eingehüllt und ſämtlich maskirt, einer mit einem Piſtol in der Hand, ſtanden vor ihm, und Letzterer ſtellte folgendes Verhör mit ihm an:

„Wie heißt ihr?"

„Joſeph Martin."

„Wie alt?"

„Dreiunddreißig Jahre."

„Eure Eltern?"

„Die ſind beide verſtorben."

„Habt ihr Geſchwiſter?"

„Nein, ich war der einzige Sohn."

„Euer Geſchäft?"

„Fuhrmann im Dienſte der Herren Auger, Lafond und Compagnie zu Bordeaux."

„Was verdient ihr monatlich?"

„Zehn Thaler."

„Es würde euch alſo wohl angenehm ſeyn, wenn ihr künftig monatlich vier Louisd'ors verdientet, ohne daß ihr irgend etwas dafür zu thun brauchtet?"

Joſeph antwortete nicht.

„Habt ihr mich nicht verſtanden?"

„Nun, vier Louisd'ors monatlich, die möchte ich ſchon verdienen, wenn es auf rechtlichem Wege angehen würde."

„Aber es wird euch doch einerlei ſeyn, ob ihr ſie in Frankreich oder anderswo bekommt?"

„Anderswo?"

„Ja, zum Beiſpiele in Amerika, auf einer der Inſeln."

„Wie? ich ſollte über's Meer geſchickt werden, zu den Wilden!"

„Ihr gehorcht ohne alle Widerrede, oder eure letzte Stunde hat geſchlagen."

Das wurde dem armen Schelm zu viel und er ſprang wüthend auf die Unbekannten ein, rannte auch einen derſelben über den Haufen, bekam aber in demſelben Augenblicke einen Schlag über den Kopf, der ihn beſinnungslos zu Boden warf.

Als er ſich wieder erholt hatte, befand er ſich in einer ihm ſo neuen Lage, daß er zu träumen glaubte. Er lag mit verbundenem Kopfe in einem Raume, der ſo enge war, daß er ſich kaum umkehren konnte, und hörte über ſich ein gar eigenthümliches Geräuſch. Da er nicht weit über ſeinem Kopfe eine kleine Oeffnung bemerkte, ſo richtete er ſich von ſeinem Lager auf, um zu ſehen, wo er denn eigentlich ſey, und ſah nun eine endloſe Waſſerfläche, hell von der Sonne beſchienen. In demſelben Augenblicke trat ein Mann von hohem Wuchs, aber von nicht eben einnehmenden Zügen zu ihm heran, ſah ihn verwundert an und ſagte:

„Na, Kamerad, ſeyd ihr beſſer? das iſt ſchön; freuet euch!"

„Wo bin ich denn?" fragte Joſeph.

„Auf dem Dreimaſter die gute Adele, der vor drei Tagen von Bordeaux nach dem Kap François auf St. Domingo verſegelt. Wie und warum ihr hier ſeyd, daß weiß ich nicht; aber es iſt mir von Jemand, den ich auch nicht weiter kenne, angelegentlichſt empfohlen worden, beſtens für euch zu ſorgen und euch dieſen Brief und dieſen Beutel zu behändigen."

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte des Hundes bei allen Völkern der Welt.

(Schluß.)

Ein anderer merkwürdiger Zug des Hundes iſt die außerordentliche Kraft ſeiner angeerbten Neigungen. Wir rechnen nicht hierher die Erzählung, daß die Sprößlinge der von Cortez und Pizarro zur Bekämpfung der Indianer abgerichteten Hunde die Wilden mit derſelben Wuth wie ihre Eltern angriffen, weil dieſer Fall nicht gehörig beglaubigt iſt; auch legen wir kein großes Gewicht darauf, daß die Jungen von chineſiſchen Hunden, welche der Muttermilch entwöhnt wurden, einen Widerwillen gegen animaliſche Nahrung zeigten, weil die vegetabiliſche Diät der Mutter ihre Milch affiziren und alſo auch den Geſchmack ihrer Sprößlinge beſtimmen konnte. Wir beſchränken uns nur auf notoriſche und unbeſtrittene Thatſachen, wie die, daß die Einzelnheiten des Wachtelhundes, die durchaus künſtlich ſind, ſich in einer Reihe von Generationen faſt angeboren zeigten, oder daß das von einem Schäferhund in aktivem Dienſte erzeugte Junge inſtinktmäßig die Heerden bewacht, während es, wenn ſein Vater oder Großvater ihrer gewohnten Beſchäftigung entzogen wurden, die Kunſt vergeſſen hat und ſie ſchwer lernen wird. „Ich habe gefunden", ſagt Herr Knight, der eine Reihe von Jahren hindurch Beobachtungen hierüber angeſtellt, „daß ein Dachshund, deſſen Eltern mit Iltiſſen zu kämpfen pflegten, ſofort wüthend wird, wenn er zum erſten Mal dieſes Thier wittert, obwol es ſelbſt nicht von ihm geſehen wird. Ein junger Hühnerhund, der mit dem Dachshund auferzogen worden, zeigte keine Unruhe bei dem Geruch eines Iltis, dagegen verfolgte er eine Schnepfe: wenn er ſie zum erſten Mal ſah, mit Geſchrei, und ein junger Wachtelhund, der nie ein Rebhuhn geſehen, ſtand zitternd vor Angſt mit ſtieren Augen und ſtarren Muskeln, als man ihn unter einen Haufen von dieſen Vögeln führte. Und doch iſt jeder von dieſen Hunden nur eine Varietät derſelben Art, und dieſe Art beſitzt keine dieſer Gewohnheiten von Natur."

Schnepfen nehmen im Froſt zu Strömen und Bächen, die ungefroren bleiben, ihre Zuflucht, und die alten Hunde, welche genau den Kältegrad kennen, bei dem ſie ihren Aufenthalt verlaſſen, ſuchen bei ſolchen Gelegenheiten das Waſſer auf Herr Knight fand nicht bloß, daß ihre Jungen es eben ſo machten, ſondern daß ihre Geſchicklichkeit der größeren oder geringeren Erfahrung ihrer Eltern zur Zeit ihrer Geburt entſprach. Die mexikaniſchen Jagdhunde greifen immer von hinten, nie von vorn das große Wild des Landes an, welches ſie ſonſt niederwerfen und ihnen den Rücken zerbrechen würde. Ihre Sprößlinge erben die Taktik ihrer Väter, während alle andere Hunde den Fehler begehen, das Wild von vorn anzufallen, und daher getödtet werden. Ein Junges von der St. Bernhardts-Zucht, das in London geboren war, pflegte, wenn der Winter kam und der Boden mit Schnee bedeckt war, Fußſpuren zu verfolgen nach Art ſeiner alpiniſchen Vorfahren, was er in den übrigen Jahreszeiten nie gethan. Der Hund, der ein Loch im Sande der Seeküſte grub, um ſich vor den Strahlen einer brennenden Sonne zu ſchützen, während ſein Gefährte, ſtatt ſeinem Beiſpiel zu folgen, heulend vor Schmerz da lag, war wahrſcheinlich der Abkömmling einer jener Hund-Kolonieen, die im Boden wühlen.

Wunderbarer als Alles in den Augen des Haufens ſind die Künſte, die den Hunden von Taſchenſpielern gelehrt werden. Plutarch ſah einen Hund, der den Vergifteten ſpielen konnte. Er trank die Arznei und machte dann die Stadien des Sterbens, des Todes und des allmähligen Wiederauflebens durch. Herr Blaze ſah tanzende Hunde, welche eine Citadelle mit Sturm nahmen: ein Theil ſpielte die Sieger, ein Theil die Getödteten, andere ſtellten ſich verwundet und liefen hinkend umher. Man hat ſie dahin gebracht, zwei- oder dreihundert Worte zu buchſtabiren, die drei erſten Regeln der Arithmetik auszuführen, Karten, Dame und Domino zu ſpielen, und wenn einer darunter einen Fehler machte, ſo wurde er von den anderen zurecht gewieſen. Doch ſo ſehr ſie berechnet

Digitized by Google

nd, daſs Staunen der Menge zu erregen, können uns doch dieſe ngelernten Thaten, die mechaniſche Uebungen ſind, die man dem ɔunde mit unendlich viel Arbeit und Grauſamkeit beibringt und von eren wahrem Sinn er nichts weiß, keine Freude machen. So örte Leibnitz einen Hund nach ſeinem Herrn über dreiſsig Worte olderſtrebend undeutlich ausſprechen. Kurz darauf bemühte ſich ein Mann in Berlin, dieſe Zahl doppelt hervorzubringen, indem er en Hund knarren machte und dann ſeinen Mund bearbeitete. Es oſtete ihm ſechs Jahre, dieſes eitle Reſultat zu erreichen.

Noch haben wir einige Worte über das Verhältniß der Hunde u einander zu ſagen, welches keineswegs von ſo freundſchaftlicher Art iſt, als das zum Menſchen. Wenn fremde Hunde ſich einmal ntzweit haben, ſo können ſie nie zuſammenkommen, ohne die Feindeligkeiten zu erneuern. Herr Blaze verſichert, er habe einen Hund ekannt, deſſen Feindſchaft ſich auf den Herrn ſeines Gegners erſtreckte. Sie behalten lange das Andenken an eine Mißhandlung, ie ſie von einem anderen Hunde erfahren haben. Tallemand des Reaux erzählt, daß zu ſeiner Zeit der Biſchof von Vence einen kleien Hund hatte, welcher, ſo oft Jemand den Namen eines Bullenbeißers ausſprach, der ihn gebiſſen, bellte und ihn am Kleid zog, ls ob er Rache verlange, und er fuhr fort, dies zu thun, zwei Jahre nach dem Ereigniß. Wenn größere Kraft mit Gutmüthigeit verbunden iſt, ſo wird der Hund zuweilen nur eine ſcherzhafte Rache nehmen. Obriſt Hamilton Smith war Zeuge einer Scene zwiſchen einem Köter und einem Schäferhund, in welcher der Erſtere in Schaf gebiſſen und der Letztere ihn, um ihn zu beſtrafen, am Ohr zu einer Pfütze zog, wo er ihn in den Schlamm tauchte. Einmal war der Obriſt zugegen, wie ein Waſſerhund ungeheißen n den Strom einer rauſchenden Schleuſe ſtürzte, um einen kleinen oshaft hineingeworfenen Hund zu retten. Wenn Hunde einmal Gefährten geworden ſind, ſo iſt ihre Anhänglichkeit wunderbar. Wenn der Eine angegriffen wird, ſo ſtürzt der Andere herbei ihm u Hülfe. Obwol ſie auf ihre Nahrung ſonſt ſehr eiferſüchtig ſind, o giebt es doch Fälle, wo ſelbſt der Hunger der Liebe Platz gemacht at. Einen Neufoundländer, der frei herumſtreifte, ſah man oft große Knochen, die man ihm gegeben, zu einem Jagdhund bringen, er im Stalle angebunden lag. Bei Gefahren zeigen ſie die tiefſte Theilnahme. Als einer in einem Loche ſtecken blieb, brachten ſeine Genoſſen zwei Tage darüber zu, ihn mit ihren Füßen auszugraben. Und Wordsworth erzählt von einem anderen treuen Freund, welcher winſelnd mit ausgeſtreckten Pfoten daſtand, als er einen Kameraden, mit dem er jagte, unter dem Eiſe verloren ſah, auf welches er ſich bei Verfolgung eines Haſen gewagt hatte.

Was man auch von der Klugheit des Hundes in beſonderen Fällen halten mag, ſo kann man nicht läugnen, daß er neben dem, was wir gewöhnlich Inſtinkt nennen, noch andere Fähigkeiten beſitzt. Wir haben nicht die Abſicht, uns hier in Erörterungen über en Umfang ſeiner geiſtigen Kräfte einzulaſſen; aber gewiß kann Niemand dem Hunde durch die verſchiedenen Phaſen ſeiner Geſchichte olgen, ohne in die Worte des Gaſton Phöbus, welche Herr Blaze u ſeinem Motto genommen, einzuſtimmen: „Daß er das edelſte, vernünftigſte und einſichtsvollſte Thier iſt, das Gott je gemacht hat." Und da alle ſeine ſeltenen Gaben dem Menſchen gewidmet ind, ſo iſt kein Thier in der Schöpfung, das ſtärkeren Anſpruch uf unſere Dankbarkeit und Liebe hat. Herr Blaze, deſſen warmen Eifer für das Wohl des Hundes den Hauptreiz ſeines Buches ausmacht, möchte ſeine Sorgfalt über ihr Leben hinauserſtrecken und hrem Andenken Monumente errichten. Ein engliſcher Dichter ſagt hierüber in einem Nachruf an einen Hund, deſſen Tod er beklagte: Liege hier, ohne ein Denkmal Deines Werths unter der Decke der gemeinſchaftlichen Mutter Erde! Nicht weil wir Dein Verdienſt nicht anerkennen, oder aus Mangel an Liebe, errichten wir hier keinen Stein; mehr verdienſt Du; aber dies giebt der Menſch dem Menſchen, der Bruder dem Bruder — Dies iſt Alles, was wir können." Aber, wenn wir keinen Stein errichten, ſo iſt doch das Epitaph des Hundes in vielen glänzenden Lobreden geſchrieben. Auch Herr Blaze hat die ſeinige hinzugefügt, die wir der Wiedergebung nicht für unwürdig halten. „Der Hund", ſagt er, „beſitzt unſtreitig alle Eigenſchaften eines gefühlvollen Menſchen, und leider beſitzt der Menſch im Allgemeinen nicht die edlen Eigenſchaften des Hundes. Wir machen eine Tugend aus der Dankbarkeit, die nichts als eine Pflicht iſt; dieſe Pflicht iſt dem Hunde angeboren. Der Hund kennt nicht das Wort Tugend: das, was wir mit dieſem Titel ehren und als ein ſeltenes Ding bewundern, macht bei ihm den Normalzuſtand aus. Wo findet man einen Menſchen, der nie undankbar, immer liebreich iſt, der die Selbſtverläugnung bis zu den äußerſten Gränzen der Möglichkeit treibt, der ohne Gewinn bis zum Tode ergeben iſt, ohne Ehrgeiz jeden Dienſt leiſtet — kurz, der Beleidigungen vergißt und nur empfangener Wohlthaten ſich erinnert? Such ihn nicht — es wäre vergebens; aber nimm den erſten Hund, den Du triffſt, und von dem Augenblick an, wo er Dich zu ſeinem Herrn adoptirt, wirſt Du in ihm alle dieſe Eigenſchaften finden. Er wird Dich ohne Eigennutz lieben; ſein größtes Glück wird es ſeyn, Dich zu umgeben, und ſollteſt Du Dein Brod betteln müſſen, ſo wird er Dich in dieſem Geſchäft nicht bloß unterſtützen, ſondern Dich nicht einmal verlaſſen, um einem König in ſeinen Pallaſt zu folgen. Deine Freunde werden Dich im Unglück verlaſſen — ſelbſt Dein Weib wird ihr Gelübde vergeſſen; Dein Hund wird immer bei Dir bleiben — er wird zu Deinen Füßen ſterben oder, wenn Du vor ihm die große Reiſe antrittſt, Dich in Dein letztes Haus begleiten." (Mag. f. d. Litt. des Ausl.)

Pot - Pourri.

Heinrich IV. und die Zahl 14.

Die Franzoſen ſind große Verehrer von kabbaliſtiſchen Berechnungen; der Almanach prophétique liefert in jedem Jahre den Beweis. Vor einiger Zeit machte Ludwig Philipps Schickſalszahl 13 die Runde durch alle franzöſiſchen Oppoſitionsblätter. Der Moniteur bringt jetzt eine andere Berechnung über Heinrich IV. und die Zahl 14, welche in deſſen Geſchichte folgende Rolle ſpielt: „Heinrich IV. wurde am 14. Dezember, 14 Jahrhunderte, 14 Dekaden und 14 Jahre nach Chriſtus geboren; er ſtarb am 14. Mai, ſein Name beſtand aus 14 Buchſtaben (Henri de Bourbon). Er lebte viermal 14 Jahre und 14 Wochen, wurde am 14ten Tage nach dem 14. Dezember im Jahre 1594 verwundet, lebte dann noch 14 Jahre, 14 Monate und fünfmal 14 Tage. Er gewann die Schlacht bei Ivry am 14. März. Der Dauphin wurde 14 Tage nach dem 14. September geboren, am 14. Auguſt getauft. Ermordet wurde er am 14. Mai, 14 Jahrhunderte und 14 Olympiaden nach Chriſti Geburt; dieſer Mord fand 14 Stunden nach dem Eintreffen der Königin in St. Denis ſtatt, und Ravaillac wurde 14 Tage nach dem Tode des Königs hingerichtet.

Vicomte v. Beaufonds.

Der junge Vicomte, welcher von den Aſſiſen des Sommedepartements zu Amiens kürzlich verurtheilt wurde, heißt Vicomte v. Beaufonds und iſt der Sohn des Grafen v. Beaufonds auf Schloß Authenvy bei Doullens. (Vergl. „Augsburger Abendzeitung" Nro. 317.) Der junge Mann verlor früh ſeine Mutter und war ſchon im 18ten Jahr ſo unlenkſam, daß ſein Vater ihn vor das Zuchtpolizeigericht ſtellte, das ihn auf drei Monate einſperren ließ. Er wurde aber nicht gebeſſert, und endlich glaubte ſich ſein Vater genöthigt, ihn zu verſtoßen. Volljährig geworden, verſchwendete er bald ſein mütterliches Erbtheil und diente dann als gemeiner Soldat in einem afrikaniſchen Regimente. Nach längerer Zeit von ſeinem Vater losgekauft, lebte er ſodann bei einem Feldhüter ſeines Vaters und wurde hier mit der zwanzigjährigen Opportune Cäuet, Tochter eines Pächters in Macquefer bei Doullens bekannt, deren Neigung er gewann. Er warb um ihre Hand und erhielt ihr und ihrer Eltern Jawort. Während er die geſetzlichen Schritte that, um die Einwilligung ſeines Vaters nachzuſuchen,

Digitized by Google

fand er Anſtellung auf einem Verſicherungsbureau in Arras. Hier aber kam ihm ein Schreiben von Gäuet zu, wonach dieſer, auf die Vorſtellungen ſeiner Oheime über den Charakter des Vicomte, ſammt ſeiner Tochter das gegebene Wort zurücknahm. Der Vicomte eilte nun ohne Verzug nach Macqueſer, wo er, nach längeren vergeblichen Verſuchen, Opportune endlich Morgens 3 Uhr allein antraf. Er drang in ſie, daß ſie ihren letzten Entſchluß zurücknehme, und drohte, ſich zu erſchießen. Die kalte Aufnahme, die ſeine Vorſtellungen fanden, erbitterten ihn ſo, daß er ſie mit einer Piſtole niederſchoß und mit einer andern ſich ſelbſt zu ermorden ſuchte. Sie war auf der Stelle todt, er aber wurde wieder hergeſtellt und nach ſieben Monaten vor die Aſſiſen geſtellt. Es wurde zu ſeinen Gunſten angeführt, daß er durch die unerwartete Kälte ſeiner Geliebten zum Wahnſinn getrieben worden, auch in ſeiner Jugend ſchon epileptiſchen Anfällen unterworfen geweſen ſey. Seine frühere ſchlechte Aufführung ſchrieb er dem Verluſt ſeiner Mutter und der Härte ſeines Vaters zu, der zum zweiten Male geheirathet hatte. Die Geſchworenen erklärten ihn für ſchuldig des Mords, jedoch ohne Vorbedacht, und er wurde zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit und Ausſtellung am Pranger verurtheilt.

Edelmuth einer Gattin.

In einem der letzten Hefte des von Dr. Theodor Mundt herausgegebenen „Freihafen“ (September 1843) theilt die bekannte Schriftſtellerin Fanny Tarnow eine ergreifende Schilderung der Schickſale des Fürſten und der Fürſtin Trubetzkoi mit, welcher erſtere in die bekannte Verſchwörung verwickelt war, die nach dem Tode des Kaiſers Alexander zum Ausbruch kam. Auf 15 Jahre in die Bleibergwerke des Ural verurtheilt, ward der Fürſt im Jahr 1826 von ſeiner trefflichen Gattin, einer mit den älteſten fürſtlichen Familien Rußlands nahe verwandten Frau, freiwillig ins Exil begleitet. Dort in dem furchtbaren Aufenthalt gebar ſie ihm fünf Kinder, „Kinder eines Sträflings, die in Sibirien ebenfalls als Sträflinge angeſehen werden, keinen Familiennamen führen dürfen, nur durch Nummern bezeichnet ſind und gar keinen Unterricht erhalten dürfen!“ Nach der beendigten Strafzeit in den Bergwerken, ſo hofften die Freunde der edeln Fürſtin, würde ihr und ihrer Kinder Loos ein beſſeres werden; aber ein Ukas verwies den Fürſten Trubetzkoi in eine der abgelegenſten Gegenden von Sibiriens Eiswüſte, wo er und ſeine Familie eine Kolonie gründen ſollten — eine Kolonie auf einem Boden, dem es an allen Hülfsmitteln, wie an der Nachbarſchaft von Menſchen gebricht. Vergebens bat die Fürſtin um die Gunſt, ſie wenigſtens in die Nähe von Tobolsk oder Orenburg zu verſetzen, wo doch ein Arzt, eine Apotheke für ihre kranken Kinder wäre. Ihre Bitten ſcheinen bisher verhallt zu ſeyn, und darum hat nun die deutſche Schriftſtellerin den Ruf: „Gnade, Gnade hienieden für die Fürſtin Trubetzkoi!“ erſchallen laſſen; vielleicht, daß dieſer beſſer bis an das Ohr deſſen dringt, deſſen Wink hier entſcheidet.

Buntes.

Ein gelehrter Chemiker hat jetzt unwiderleglich dargethan, daß ſich in dem menſchlichen Körper Kupfer und Blei befinde; man braucht ſich alſo künftig nicht mehr zu wundern, daß manche Menſchen hart ſind; es liegt im Blute, und ſie ſind ganz unſchuldig daran, da ſie mehr Metalliſches in ſich haben, als andere Leute.

„Welches iſt das beſte Mittel gegen die Gicht?“ — fragte den berühmten Arzt Abernethy ein träger reicher Bürger in London. „Wenn man täglich mit 8 Groſchen auskommt und ſie vorher verdienen muß“ — war die Antwort.

Unter der Regierung König Karl II. von England überreichte der maroccaniſche Geſandte dem Monarchen eine Addreſſe, die ſich mit den Worten endigte: „Möge der Allmächtige Eure königliche Majeſtät bis an's Ende der Welt einpökeln!“ — Der Dolmetſch hatte nämlich im Wörterbuche gefunden, daß konſerviren eben ſo viel heiße als einpökeln, einſetzen.

Eines Tages kam ein Mann zu Abernethy und klagte, der Arm thue ihm ſehr weh, wenn er ihn ſo in die Höhe halte und erhielt von dem großen Arzte zur Antwort: „Nun, zum Guckuck, wer heißt Sie denn, ihn ſo empor zu halten?“

Herr von Lagny, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, lag auf dem Sterbebette. Vergebens bemühten ſich ſeine Freunde, ihn zum Sprechen zu bewegen; er antwortete nie. Maupertius, der hinzukam, fragte ihn lächelnd: „wie viel macht 12mal 12?“ — „144!“ antwortete Lagny und ſtarb.

Wechſel.

Von

Ludwig Hub.

Aus der Didaskalia.

Wechſel muß auf Erden ſeyn,
Soll uns Langeweil' nicht plagen;
Nichts hienieden kann verleih'n
Immer gleiches Wohlbehagen.
Heute Oſt und morgen Weſt!
Nur nicht ſtets die alte Leyer,
Nur nicht nach dem Wiegenfeſt
Auch noch die Geburtstagsfeier!

Mag das Schickſal immerhin
Dornen auf den Pfad uns ſtreuen,
Wenn die Wolken ſich verzieh'n,
Wird uns Sonnenlicht erfreuen;
Nur nicht ſtets das Einerlei
Geſtern, heute und auch morgen:
Sorgen erſt und Lumperei
Und dann Lumperei und Sorgen!

Auch der köſtlichſte Genuß
Wird am Ende uns ermüden,
Denn es kann vor Ueberdruß
Nur Veränderung behüten;
Erſt ſich ſeiner Kraft bewußt,
Wird man als des Schickſals Beute,
Drum nach Freude und nach Luſt
Nur nicht immer Luſt und Freude!

Neidenswerthe, die ihr fort
Pilgern dürft nach fernen Ländern!
Wechſelnd wird an jedem Ort
Sich auch eure Anſicht ändern.
Schön iſt's, Rieſen bald, bald Zwerg'
Um ſich als Genoſſen haben;
Nur nicht heut' in Würtemberg,
Und bis morgen noch in Schwaben!

Sing', begabter Muſenſohn!
Höchlich wird es uns gefallen.
Doch nicht ſtets aus einem Ton
Sollen deine Lieder ſchallen.
Sing', wie dir es iſt um's Herz!
Darfſt dich des Gefühls nicht ſchämen;
Doch nach Grämen und nach Schmerz
Sing nicht ſtets von Schmerz und Grämen!

Blickt umher in der Natur,
Seht den Tanz der Jahreszeiten:
Ueberall des Wechſels Spur,
Welche Mannichfaltigkeiten!
Strenge bald und bald gelind
Herrſcht Natur auf ihren Wegen
Und nach Regen und nach Wind
Gibt's nicht wieder Wind und Regen.

Gott gab die Veränderung
Freundlich ſeinen Erdenſöhnen,
Um beim raſchen Zeitenſchwung
Ihre Laufbahn zu verſchönen;
Darum ſucht auch Jedermann
Stets das Neu'ſte zu erhalten;
Selten, daß man liebgewann
Noch das Alte nach dem Alten.

Wechſel muß auf Erden ſeyn,
Soll uns Langeweil' nicht plagen;
Nichts auf Erden kann verleih'n
Immer gleiches Wohlbehagen.
Eins nur möcht' ich jede Stund'
Bleiben und auch ſonſt nichts weiter:
Nämlich heiter und geſund
Und dann noch geſund und heiter.

Digitized by Google

Nro. 66.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein Duell in Spanien. — Eine merkwürdige Entführung. — Pot-Pourri. — Buntes.

Ein Duell in Spanien.

(Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.)

Die Streitſache der Herren v. Göler und v. Haber und das merkwürdige Duell, das zwei tüchtigen und muthvollen Offizieren das Leben koſtete, machte in Paris ſeiner Zeit viel Aufſehen. Noch mehr iſt dies jetzt nach der Broſchüre des Hrn. v. Sarachaga der Fall, welche auch dem Letzteren durch dieſe traurige Geſchichte eine gewiſſe Berühmtheit geſichert hat. Mit großem Intereſſe las man daher nachſtehende Erzählung eines früheren Duells des Hrn. v. Sarachaga, bekanntlich des Sekundanten des Hrn. v. Göler gegen Hrn. v. Wereſſkin, wobei umgekehrt Hr. v. Göler der Sekundant des Hrn. v. Sarachaga war. Die Erzählung iſt einem franzöſiſchen Provinzialblatt entnommen und wird wohl in wenigen Tagen die Reihe durch alle Journale der Hauptſtadt machen. Sie iſt äußerſt charakteriſtiſch.

Hr. v. Sarachaga hatte einen ziemlich bekannt gewordenen Prozeß mit ſeinem Stiefvater, Hrn. v. L., von welchem er in ſeinen Intereſſen beeinträchtigt zu werden glaubte. Hr. v. L. ſchickte ſeinem Advokaten in Bilbao, dem gewöhnlichen Wohnſitz des Hrn. v. Sarachaga, ſeine Inſtruktionen, nach welchen der Prozeß geführt werden ſollte. Wie nun dieſe Inſtruktionen gelautet haben mochten, mag dahin geſtellt bleiben, genug, Hr. v. Careaga, der Advokat des Hrn. v. L., reichte eine Schrift ein voll der ehrenrührigſten Aeußerungen über Hrn. v. Sarachaga, wodurch dieſer ſich nothgedrungen ſah, eine eclatante Genugthuung ſich zu verſchaffen, zumal er über die wahre Quelle dieſer Verläumdungen ſich nicht zu täuſchen glaubte.

Zu dieſem Behufe ſchrieb er an Hrn. Baron Julius v. Göler, ſeinen beſten Freund, der ſich gerade in London befand, er möchte zu ihm nach Spanien kommen. Hr. v. Göler ließ nicht lange auf ſich warten, und nachdem die beiden Freunde den Carneval fröhlich in Madrid verlebt hatten, begaben ſie ſich im März 1843 nach Bilbao, dieſe Angelegenheit zu beendigen.

Hr. v. Sarachaga befand ſich eben mit ſeiner Familie bei Tiſche; plötzlich ſprang er auf, nahm ſeinen Freund beim Arme und ſagte zu ihm: „Da geht eben Hr. Careaga vorüber, das iſt der günſtigſte Augenblick, laß mich aufbrechen, vorwärts!“ Die beiden Freunde folgten dem Advokaten, und Herr v. Sarachaga ſtellte ihn mitten auf der Promenade. „Mein Herr“, ſagt er zu ihm und zog die von demſelben eingereichten Aktenſtücke aus der Taſche, „ſind Sie es oder Ihr Herr Sohn, der die Frechheit gehabt hat, ſolche niederträchtige Aeußerungen über mich zu wagen (Vater und Sohn ſind Advokaten und arbeiten in denſelben Prozeſſen)?“ — „Ich oder mein Sohn, das iſt gleichgültig, ja mein Herr.“ — „So hören Sie: wenn ich Ihre grauen Haare und Ihr Alter nicht reſpektirte, ſo wäre meine Antwort kurz die, daß ich Ihnen ins Geſicht ſpie. Aber Sie haben einen Sohn, der jung iſt, und da die Unterſchrift nur Careaga lautet, ohne Vornamen, ſo halte ich mich an ihn und verlange von ihm die mir gebührende Genugthuung; was Ihre Worte betrifft, ſo nehme ich an, ſie kommen von einem alten Weibe: ich verachte ſie.“ — „Mein Herr“, entgegnete der Advokat, „es thut mir leid, daß ſie von mir keine Genugthuung haben wollen, mein Sohn wird jedoch bereit ſeyn, ſie Ihnen zu geben.“ — „Gut, alsdann werden wir ſehen, ob Ihre Worte mit Ihren Handlungen übereinſtimmen. Adieu, mein Herr!“

An demſelben Tage noch ſuchte Hr. v. Göler den Hrn. Careaga Sohn auf, und theilte ihm das Vorgefallene mit. Hr. Careaga gab vor, es gehe ihn das nichts an; Hr. v. Göler ſagte ihm jedoch, daß er beauftragt ſey, ihm zu ſagen, daß er, falls er ſich weigere, ſeinem Freunde augenblicklich Genugthuung zu geben, dieſer der Geſellſchaft (eine Art Caſino oder Club) erklären werde, er ſey von ihm beſchimpft worden und habe keine Genugthuung verlangt, daher er die Geſellſchaft bitten müſſe, ihn als einen Menſchen ohne Ehre aus der Liſte ihrer Mitglieder zu ſtreichen.

Hierauf erwiederte er, daß er den andern Tag ſeine Antwort ertheilen werde. — An dieſem Morgen ließ Hr. Careaga Vater, der wohl ſah, daß die Sache nicht bei leeren Drohungen ſtehen bleiben werde, dem Hrn. v. Sarachaga ſagen, er habe ſeinem Sohn verboten, ſich mit ihm zu ſchlagen, und er werde die Behörden unterrichten, ſo wie er den geringſten Schritt gegen ihn oder ſeinen Sohn erfahre.

Hr. v. Careaga ward indeß bald ſo in die Enge getrieben, daß er ſeinen Sekundanten an Hrn. v. Göler abſchickte und dieſem ſeine Bedingungen des Duells ſchriftlich mittheilte. Hr. v. Careaga ſagte darin, daß er nicht gut ſehe, und daher ein Duell auf Piſtolen nicht wohl anders annehmen könne, als wenn Beide vor der Mündung ſtehen, und da er überdies die Handhabung der Waffen nicht verſtehe, ſo ſehe er ſich genöthigt, ein Duell nur unter folgenden Bedingungen einzugehen:

„Eine Piſtole wird geladen, die andere nicht; die beiden Gegner ſetzen einander die Piſtole auf die Bruſt, und drücken, ſobald die Sekundanten auf drei gezählt haben, zuſammen ab.“ Man glaubte, Hr. v Sarachaga werde das nicht eingehen, und auf dieſe Weiſe wäre die Sache zu Ende. Allein man irrte ſich. Zwar that Hr v. Göler ſein Möglichſtes, andere Bedingungen zu erlangen; er ſchlug vor, beiden Gegnern die Augen zu verbinden und ſie auf 6 Schritte Entfernung von einander aufzuſtellen; jeder ſollte 6 Schüſſe haben, und ſo lange ſchießen, bis einer der beiden falle; fehlten ſie, dann ſolle auf's Neue geladen werden. Es war jedoch Alles umſonſt; Hr. v. Careaga beharrte auf ſeinen Bedingungen, und Hr. v. Sarachaga nahm ſie an.

Hr. v. Göler und der Hr. Marquis v. Villarias, der zweite Sekundant des Hrn. v. Sarachaga, trafen gemeinſchaftlich alle Anordnungen: eine Stunde von Bilbao wurde eine gebrechliche Barke mit zwölf Ruderern in Bereitſchaft gehalten, um die Zeugen und den Glücklichern der beiden Gegner ſchnell nach Frankreich zu bringen.

Neun Uhr Abends war die feſtgeſetzte Stunde. Die beiden Gegner erſchienen auf dem Kampfplatz mit ihren Zeugen. Auf einem Hügel, der die Stadt Bilbao beherrscht und von dem aus man eine bezaubernde Ausſicht genießt, unter den Ruinen eines alten, in dem Carliſtiſchen Kriege verbrannten Kloſters, ſollte der dem Geſchick anheimgeſtellte Kampf ſeine Löſung finden. Der Vollmond leuchtete in ſeiner vollen Pracht am ſpaniſchen Himmel, ſo

Digitized by Google

daß die Auftritte, die ſich hier vorbereiteten, gleichſam im hellen Fackelſcheine vor ſich gingen. Am Fuße dieſes Hügels trafen die Gegner zuſammen, als ſie denſelben eben hinaufzuſteigen im Begriffe ſtanden. Der Zeuge des Hrn. v. Careaga redete den Hrn. v. Sarachaga folgendermaßen an:

„Dieſe ganze Geſchichte iſt eine ſehr traurige, um ſo mehr, als ich Sie bei meiner Ehre verſichern kann, daß Hr. v. Careaga, Sohn, völlig unſchuldig in dieſer Sache iſt; ſein Vater iſt der Verfaſſer jener Aktenſtücke, und auch dieſer behauptet, nur nach den erhaltenen Inſtruktionen gehandelt zu haben.“

„Aber, mein Herr“, entgegnete Hr. v. Sarachaga, „hat er nicht an den Aktenſtücken mitgearbeitet?“

„Ja, aber kein Wort von dem, was gegen Sie geſchrieben wurde, da rufe ich Gott zum Zeugen an.“

„Alsdann iſt es freilich traurig“, ſagte Hr. v. Sarachaga, „allein wir ſind jetzt zur Stelle und es läßt ſich nichts mehr ändern; ſprechen Sie mir alſo nichts mehr davon.“

Die vier Zeugen traten zuſammen, luden die eine Piſtole, ſetzten Zündhütchen bei beiden auf, legten ſolche auf den Boden und bedeckten ſie mit einem Tuche. Die beiden Gegner wurden ſofort angewieſen, zu looſen, wer zuerſt eine Piſtole ſich auswählen dürfe.

„Nein“, ſagte Hr. v. Sarachaga, „es iſt an ihm, zu wählen, er nehme ſeine Piſtole.“

Hr. v. Careaga nahm zuerſt eine, Hr. v. Sarachaga die übrig gebliebene. Da trat plötzlich Hr. v. Göler in voller Freude näher, und ſagte in deutſcher Sprache: „Lieber Georg, ich glaube Du haſt die geladene Piſtole, denn mir ſcheint, er hat die zur Rechten genommen.“

Eins, zwei, drei! Hr. v. Careaga drückte, Hrn. Sarachaga die Piſtole auf die Bruſt ſetzend, ab, dieſer aber rief aus:

„Ich habe die geladene Piſtole, meine Herren, das Leben dieſes Mannes ſteht in meiner Hand, allein ich ſchieße nicht auf ihn; man ziehe jedoch ſogleich die Kugel aus dem Laufe, theile ſie in zwei Stücke und gebe die eine Hälfte davon dem Vater Careaga, die andere aber Dem, der ihm die ſchönen Inſtruktionen ertheilt haben ſoll.“

Das Staunen aller Anweſenden bei dieſen Worten zu beſchreiben, iſt eine zu ſchwere Aufgabe für meine Feder; Alle waren gerührt und freudetrunken; ſie küßten Hrn. v. Sarachaga, drückten ihm die Hand, dieſer aber ſagte zu Hrn. v. Careaga:

„Nicht mir verdanken Sie Ihr Leben, ſondern Ihrem Freunde, Ihrem Zeugen.“

Dieſer ſchöne Zug aus dem Leben des ſo unglücklicherweiſe berühmt gewordenen Hrn. v. Sarachaga iſt hier gerade ſo wiedergegeben, wie er von den Zeugen an verſchiedenen Orten und vor vielen Perſonen erzählt wurde.

Eine merkwürdige Entführung.

(Aus der „Quotidienne.“)

(Fortſetzung.)

Der Beutel enthielt zweihundert Louisd'or und der augenſcheinlich in verſtellter Handſchrift abgefaßte Brief lautete, wie folgt: „Eure Ueberfahrt nach St. Domingo iſt bezahlt und die beifolgende Summe ſoll euch zu eurer erſten Einrichtung dort dienen; überdem werdet ihr, was euch verſprochen iſt, pünktlich erhalten. Dagegen ſeyd eures Schwures eingedenk; ſagt nie ein Wort von dem, was euch begegnet iſt, und laßt es euch nicht einfallen, je nach Frankreich zurückzukehren. Ein ſicherer Tod würde dort euer Loos ſeyn, ſo wie ihr einen Fuß ans Land ſetzet, eben ſo wie euch die furchtbarſte Züchtigung treffen würde, wenn ihr euch auf St. Domingo der geringſten Indiscretion ſchuldig machtet. Im Uebrigen mögt ihr ein recht gemächliches Leben führen.“

Als Joſeph dies Schreiben entziffert hatte — was ihm einige Mühe machte — nahm der Ueberbringer ihm daſſelbe wieder aus der Hand, zerriß es ſcheinbar ohne Abſicht und warf die Fetzen davon ins Meer. Dieſer neue Freund Joſeph Martin's hieß Tribout, war nach einander Schmuggler, Soldat, Schenkwirth, Küſter und Todtengräber geweſen, und augenblicklich ein Werkzeug der Entführer des Kärrners, dieſem beigegeben, um ihn zu St. Domingo zu überwachen. Um was es ſich eigentlich handle, das wußte er auch nicht, es kümmerte ihn auch wenig, indem er ſich freute, der Polizei in Frankreich aus den Augen gekommen zu ſeyn und zugleich gut bezahlt zu werden.

Joſeph hatte nach dem ihm über den Kopf verſetzten Hiebe ein Gehirnfieber bekommen, mehrere Tage im Delirium gelegen, und war noch ohne Bewußtſeyn an Bord des Schiffes gebracht worden, ohne daß deſſen Capitain wegen ſeiner Aufnahme große Schwierigkeiten gemacht hätte, da ihm für ihn und ſeinen Begleiter ein gutes Paſſagegeld im Voraus bezahlt worden war.

Joſeph erholte ſich bald vollkommen wieder und benützte ſeine müßige Zeit, den Matroſen behülflich zu ſeyn. Gewandt und muthig wie er war, wußte er bald in allen Schiffsarbeiten eben ſo gut Beſcheid als ſie, und zeigte namentlich eine kalte Unerſchrockenheit in einem Sturm, den das Schiff auf der Höhe von Puortorico zu beſtehen hatte. Endlich hatte er St. Domingo, damals (1776) die reichſte Colonie in der Welt, wo das Gold in Strömen floß, erreicht. Als er ſich nun unter dem ewigen Blau des ſchönſten Himmels befand, und dabei im Beſitze einer Summe war, die er ſich früher nicht im Traume zu wünſchen gewagt hätte, ergab er ſich ruhig darein, St. André de Cubzac, Ruffec, Vivonne oder die Ormes nie wieder zu ſehen. Er miethete ſich eine Wohnung, ſchaffte ſich Neger an, und dachte über das unerklärliche Ereigniß ſeiner Entführung wenig mehr nach. Er würde es wohl gar ganz vergeſſen haben, wenn ihn nicht jeden Monat die vier Louisd'or, die ihm ausgeſetzt waren und durch eines der erſten Häuſer vom Cap ausgezahlt wurden, daran erinnert hätten

Joſeph's Verſchwinden hatte aber in Angoumois und in der Guienne ſeiner Zeit die lebhafteſte Senſation verurſacht. Sein Wagen war am andern Morgen vor einer Schenke gefunden worden, wo die Pferde von ſelbſt Halt gemacht hatten. Entwendet war nicht ein Strohhalm von demſelben, Habgier konnte alſo nicht die Urſache des Schickſals ſeyn, das den Armen betroffen zu haben ſchien. Die Landvoigte, die königlichen Anwälte, die Mitglieder der Requetenkammer und die Marechauſſee verloren ihre Zeit indeß mit dem vergeblichen Bemühen, dem Verlornen auf die Spur zu kommen, und unter dem Volke hieß es am Ende, der Böſe müſſe ihn geholt haben.

Wir, die wir beſſer unterrichtet ſind, wollen uns inzwiſchen ein Paar Monate vor die Zeit zurückverſetzen, wo Joſeph Martin entführt worden iſt.

Der Marquis von Lauzeray, ein reicher und mächtiger Gutsherr zu Chevenceaux, hatte ſich eben um 11 Uhr Vormittags nach eingenommenem Frühſtück in ſein Kabinet begeben, um einige Briefe zu ſchreiben, als ihm ein Diener meldete, ein Fremder wünſche ihn wegen dringender Angelegenheit zu ſprechen.

„Er mag kommen,“ ſagte der Marquis, indem er ſeinen Schlafrock dichter zuſammenzog und das Feuer im Kamine anſchürte.

Nach ein paar Minuten trat der Fremde ein. Es war ein Mann von kleiner Statur, aus deſſen häßlichen Geſichte Habgier und Verſchlagenheit hevorleuchteten, und dem man auf ſechshundert Schritte weit nicht gern hätte trauen mögen.

„Unterthäniger Diener, Herr Marquis; ich bedauere, wenn ich ſtören ſollte;“ mit dieſen Worten introducirte er ſich, und ſetzte dann hinzu: „Ich heiße Anton Broſſard, bin Procurator zu Angoulême, und habe über eine ſehr wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu ſprechen.“

„Was iſt Ihr Begehr, mein Herr?“ entgegnete der Marquis, dem der Beſuch ſehr ungelegen kam und den das ungenirte Benehmen des Mannes verdroß, barſch.

Digitized by Google

Der Procurator ſchien etwas betroffen zu ſeyn, faßte ſich aber bald wieder und ſagte, jedoch etwas unterthäniger:

„Erlauben Sie, daß ich Platz nehme, denn die Sache, die mich zu Ihnen führt, iſt etwas weitläufig."

„Setzen Sie ſich, aber faſſen Sie ſich kurz," antwortete der Marquis ſtolz und befremdet, und rückte ſeinen Stuhl etwas weiter ab.

„Ich glaube, Herr Marquis, daß Ihr Gut Lauzeray Ihnen jährlich mehr als 120,000 Livres einbringt," begann der Prokurator.

Indem er das ſagte, holte er ein Heft geſtempelter Papiere hervor, und beſchäftigte ſich, das Band zu löſen, womit ſie zuſammengebunden waren.

„Zum Teufel, Herr! was geht Sie das an? mein Gut ſteht nicht zum Verkauf," fuhr der Marquis auf, indem er den Frager mit einer ernſten Verwunderung anſchaute.

„Ich glaube nicht, daß ich mich etwa in meiner Schätzung täuſche," fuhr dieſer mit einer ſolchen Kaltblütigkeit fort, welche den Marquis vollends in den Harniſch brachte.

„Herr," rief derſelbe aus, „es will mich bedünken, daß Sie verrückt ſind; zur Sache! und dann machen Sie, daß Sie fortkommen."

„Das geht nicht ſo ſchnell, als Sie zu glauben ſcheinen, Herr Marquis," ſagte Anton Broſſard mit gleicher Ruhe.

Der Marquis ſchien darüber mit ſich ſelber zu kämpfen, ob er nicht den höchſt überläſtigen Patron eigenhändig zur Thür hinauswerfen ſollte; der Procurator aber fuhr fort:

„Es ſollte mir unendlich leid thun, Herr Marquis, etwas zu thun oder zu ſagen, was Ihnen anſtößig oder reſpektwidrig erſcheinen möchte; aber die Sache, die ich mit Ihnen zu ſprechen habe, iſt von höchſter Wichtigkeit. Erlauben Sie deßhalb, daß ich ſie Ihnen mittheile, wie ich für Sie am begreiflichſten halte. Es ſcheint, mein lieber Herr...."

Indem er weiter ſprechen wollte, that er ſich Gewalt an, um ruhig zu ſcheinen, doch zitterten ihm die Hände und ſeine Stimme war bewegt.

„Mein Herr," unterbrach ihn der Marquis ungeduldig, „es wird vielmehr mein Intendant ſeyn, mit dem Sie Ihre Angelegenheit, welcher Art ſie auch ſeyn möge, zu verhandeln haben werden. Ich wüßte in der That nicht, was Sie mit mir zu ſprechen haben könnten, aber das weiß ich, daß Sie nicht wiſſen, wie man ſich gegen einen Mann meines Standes zu benehmen hat. Packen Sie Ihre Papiere da wieder zuſammen und entfernen Sie ſich!"

Mit dieſen Worten ſtreckte der Marquis den Arm nach dem Glockenzuge aus.

„Ein Wort, Herr, nur noch ein einziges Wort!" rief der Procurator raſch aufſpringend. „Dieſes eine Wort wird Sie, ſo aufgebracht Sie auch zu ſeyn ſcheinen, ganz gewiß veranlaſſen, mir ein williges Gehör zu ſchenken."

„Zum Henker! Herr, ſo erklären Sie ſich."

„So vernehmen Sie denn, was ich Ihnen zu ſagen habe, und was ich Ihnen gerne geſagt hätte, ohne Sie zu erzürnen. Sie glauben, zu dem Titel als Marquis Lauzeray berechtigt zu ſeyn und Anſpruch auf den Beſitz des ſchönen Gutes dieſes Namens zu haben — doch iſt weder das eine, noch das andere der Fall..."

„Bube!" rief der Marquis da, bleich vor Wuth, aus und erhob, indem er Anton Broſſard mit den Augen von oben bis unten maß, den Arm, wie wenn er zuſchlagen wollte.

„Rühren Sie mich nicht an, Herr Marquis, mißbrauchen Sie die Ueberlegenheit Ihrer phyſiſchen Kräfte nicht, Sie würden jeden Schlag, den Sie mir gäben, hundertfältig zu vergüten haben," warnte dieſer und ſetzte hinzu: „Sie halten ſich für groß und mächtig, doch ich kann Sie aus dieſem Schloſſe verjagen, Sie deſſen, was Sie ungerechter Weiſe beſitzen, berauben, Sie der Verachtung der Welt preis geben, Sie unter der Wucht eines infamirenden Prozeſſes zerſchmettern! Verſtanden? Herr Marquis!"

Der Procurator ſagte dies Alles in dem gehaltenen und überlegten Tone eines Mannes, der vorher jedes Wort ſeiner Rede abgewogen und geordnet hat.

„Ich weiß nicht, Herr," nahm der Marquis nach einer kleinen Pauſe und in einem minder wegwerfenden Tone, als vorher, das Wort, „ich weiß nicht, welchen Vorwand Sie zur Unterſtützung Ihrer ſo außerordentlichen Behauptung haben mögen; es iſt jedenfalls ſehr keck von Ihnen, eine ſolche Sprache gegen mich zu führen, und es kann Ihnen, als Rechtskundigem, nicht unbekannt, ſeyn, daß ich gerichtlich gegen Sie auftreten und Sie der Abſicht, mir auf betrüglichem Wege Geld abzwacken zu wollen, anklagen kann."

„Von Geld habe ich nichts geſprochen, Herr; indeſſen gehen Sie, verklagen Sie mich, das Einzige, was Sie davon haben würden, würde ſeyn, daß Sie um ſo eher um Ihren Titel und Ihre Güter kämen."

„Unverſchämter! Sie wollen mir drohen?...."

„Nicht drohen, Herr Marquis, was ich Ihnen ſage, iſt die reine Wahrheit; Ihre Güter kommen einem Anderen zu, deſſen Anſprüche älter ſind, als die Ihrigen, und Sie befinden ſich in der Gewalt desjenigen, den Sie fortwährend beleidigen."

Faſt vor Wuth erſtickend, hatte der Marquis Mühe, weiter Worte zu finden, doch ſagte er endlich:

„Nur weil ich annehme, daß Sie nicht recht bei Sinnen ſind, habe ich ſo viel Geduld mit Ihnen, und will doch hören, was Sie eigentlich wollen, ſetzen Sie ſich deßhalb!

Der Marquis warf ſich in einen Seſſel, und Broſſard ſetzte ſich ſogleich ihm gegenüber auf einen Stuhl und begann:

„Um mich in einer ſo wichtigen Angelegenheit nicht bloß auf mein Gedächtniß zu verlaſſen, habe ich eine kleine Notiz aufgeſetzt, die ich Ihnen vorzuleſen die Ehre haben werde, wenn Sie es erlauben.

Der Marquis nickte vornehm mit dem Kopfe und der Procurator zog ein Blatt Papier aus der Taſche und las, wie folgt:

„Der Marquis Franz Ludwig von Lauzeray iſt im Jahre 1695 geſtorben; er hatte zwei Söhne in zartem Alter und ein Teſtament hinterlaſſen, nach welchem alle ſeine Güter ſeinem älteſten Sohne Franz Emanuel und deſſen rechtmäßigen Nachkommen zufallen ſollten; falls dieſer älteſte Sohn aber eher oder kinderlos ſtürbe, ſo ſollte das Gut Lauzeray und deſſen Dependenzien an den jüngeren Sohn Victor Philipp und deſſen Nachkommen übergehen; wenn auch deiſer unverheirathet oder ohne Nachkommenſchaft ſterben würde, ſo ſollte Alles an die Erben von Marie Hortenſe d'Arſigny, eine Nichte des Marquis, fallen, unter der Bedingung, daß dieſelben den Namen von Lauzeray annehmen. Franz Emanuel trat den Beſitz der Güter ſeines Vaters an, fiel aber erſt zwanzig Jahre alt, als Dragoner-Capitän in der Schlacht von Ramillies, daher Alles auf Victor Philipp überging, der ſich nachher verheirathete und Vater von zwei Kindern wurde."

„Die ſind beide geſtorben!" rief der Marquis, der auf das Vorgeleſene mit einer fieberhaften Spannung hingehorcht hatte, aus.

„Ja, aber Einer von ihnen hat Nachkommen hinterlaſſen. Ihr Vater, Hector d'Arſigny, Sohn von Marie Hortenſe, wurde im Jahre 1734 in den Beſitz des Guts Lauzeray geſetzt, ohne ein Recht dazu zu haben."

„Wollen ſie denn behaupten," ſagte der Marquis ſehr verwirrt, aber mit einem affectirten ungläubigen Lächeln, „daß noch rechtmäßige Nachkommen von Victor Philipp von Lauzeray exiſtiren?"

„Ja, mein Herr, die exiſtiren und ich kann es beweiſen. Victor Philipp iſt, wie Ihnen bekannt, im Jahre 1736 geſtorben. Er hat ſeine beiden Kinder überlebt. Seine Tochter Adelaide ſtarb, wie Sie ebenfalls wiſſen werden, vierzehn Tage vor ihrer angeſetzten Vermählung mit dem Vicomte von Medieres, aber ſein Sohn Albert hatte ſich im Jahre 1741 verheirathet."

„Das iſt eine Lüge, Herr, durchaus Lüge!"

Digitized by Google

„Nein, es iſt wenigſtens für Sie nur zu wahr. Ich ſage es noch einmal, Albert von Lauzeray hatte ſich mit der Tochter des Intendanten ſeines Vaters, einem eben ſo ſchönen, als tugendhaften jungen Mädchen, in das er ſich ſterblich verliebt hatte, heimlich trauen laſſen, worüber authentiſche Acten ausgefertigt wurden und jetzt in meinen Händen ſind. Die Frucht dieſer Ehe war ein Sohn, der im Jahre 1743, kurz vor ſeines Vaters Tode, der an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd erfolgte, geboren wurde. Die Wittwe wagte es nicht, ſich der Feindſchaft einer mächtigen Familie bloszuſtellen; ſie zog ſich deshalb in die Gegend von Bordeaux zurück, nahm dort den Namen Martin an und verſank bald in tiefes Elend. Auch ſie iſt todt, aber ihr Sohn, der rechtmäßige Eigenthümer der Güter, für deren Herrn Sie ſich halten, der wahrhafte Marquis von Lauzeray, iſt am Leben, bei voller Geſundheit und längſt majorenn; ich weiß, wo er iſt, und kann ihn jeden Augenblick Ihnen gegenüberſtellen."

„Alles dieſes erſcheint mir als ein Roman, als ein Gewebe von Lug und Trug; aber ſelbſt angenommen, es hätte damit ſeine volle Richtigkeit, ſo würde es mir nicht mehr ſchaden können der Verjährung halber."

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich habe dieſen Umſtand auf die Minute nachgerechnet: an der Verjährung, auf die Sie ſich berufen, fehlen noch volle acht Jahre und fünf Monate."

„Der Marquis ſchwieg, aber man ſah es ihm an, daß er ſich wie auf einer Folterbank fühlte.

(Schluß folgt.)

Pot - Pourri.

Hyänenjagd.

Die Afganen haben eine eigene Weiſe, die Hyänen zu fangen. Der Jäger führt durchaus keine Waffe bei ſich, ſondern ſtatt deren einen kleinen Filzmantel und einen Strick mit zwei Schlingen. So dringt er in die Höhle des Raubthieres ein. Die Hyäne weicht ſcheu zurück; ihre glühenden Augen dienen dem Jäger als Leitſtern. Wenn das Thier nicht mehr weiter zurück kann, geht es wie verzweifelt vor und fällt den ungebetenen Beſucher an. Dieſer hält ihm mit der Linken das Mäntelchen entgegen, und während die Hyäne ſich in demſelben feſtbeißt, wirft er ihr mit der Rechten die eine Schlinge um die Vorderfüße. Die Hyäne läßt den Mantel los, der Jäger wirft ihr die zweite Schlinge um den Hals und zieht ſie ſo hinter ſich her aus der Höhle. Der gefangenen Hyäne wird dann das Maul verbunden, damit ſie nicht beißen kann, man läßt ſie laufen und hetzt die Hunde auf ſie. Dieſe packen ſie bei den Ohren, halten ſie feſt und ein geſchickter Schütz erlegt das gehetzte Thier.

Wagſtück eines Nachtwandlers.

Im Dumfries Courier wurde kürzlich der folgende ſehr merkwürdige Fall von Schlafwandeln berichtet: Zwei junge Burſche im Dienſte des Herrn Walker zu Muncraig bei Kirkudbright waren auf einem Felde in der Nähe der felſigen Meeresküſte beſchäftigt. Nach der Arbeit bemerkten ſie etwa 100 Fuß unter ſich an der ſchauerlich ſteilen Uferwand ein Mövenneſt mit flüggen Jungen. Der eine Burſche, Peter Hitchett mit Namen, trug das ſehnlichſte Verlangen nach dieſer Brut, da er ſie aber nicht zu erlangen vermochte, ging er trübſelig nach Hauſe und legte ſich zu Bette. Das Mövenneſt ſchwebte ihm lebhaft im Traume vor, und ließ ihm, dem Schlafenden oder vielmehr Somnambulen, keine Ruhe; er ſtand vom Lager auf, und ging ganz unangekleidet die Viertelſtunde Weges nach dem Seegeſtade, nahm eine junge Möve aus dem Neſte, nachdem er auf die räthſelhafteſte Weiſe in jenem ſchauerlichen Grunde hinab- und wieder heraufgeklettert war, und trug ſeine Beute nach Hauſe — ohne ſich alles deſſen bewußt zu ſeyn. Erſt am Morgen, als er aufwachte, Schmerzen an allen Gliedern fühlte, ſeine Fingerſpitzen zerkratzt, ſeine Knie verwundet ſah, und die junge Möve in der Stube erblickte, ward es ihm und allen Anweſenden klar und gewiß, daß er das beſchriebene wunderbare Wagniß beſtanden habe. Die Sache hat in der ganzen Gegend großes Aufſehen erregt, und iſt auch für die Medicin und Anthropologie nicht unerheblich.

Seltenes Honorar.

Slingelandt, ein niederländiſcher Maler, übertraf alle ſeine Landsleute durch die Reinheit und Präziſion des Styls in ſeinen Gemälden, doch brauchte er ſehr viel Zeit zu Vollendung derſelben. Eine reizende junge Wittwe, an deren Portrait er malte, fand gleichfalls Urſache, ſich über ſeine Langſamkeit zu beklagen und machte dem Maler heftige Vorwürfe in dieſer Beziehung. „Es koſtete mich", entgegnete dieſer, „jedenfalls viel weniger Zeit, mich in Sie zu verlieben, Madame, als Ihr Bild zu malen; ich finde an demſelben ſo viele einzelne Züge von Schönheit und weiblicher Grazie, daß ich nicht hoffen kann, dieſelben alle treu auf der Leinwand wiederzugeben; dürfte ich aber hoffen, daß Sie meine Liebe nur im entfernteſten erwiederten, ſo wäre ich der glücklichſte der Sterblichen." Die Dame nahm die ſchmeichelhafte Erklärung des Malers nicht mißfällig auf; ſie ließ ihn das Portrait vollenden und ſagte ihm am Schluſſe der letzten Sitzung: Wären Sie, mein Werther, wohl geneigt, das Original als Zahlung für die Copie anzunehmen?" Der Maler nahm das lockende Anerbieten an und verheirathete ſich mit der Wittwe, die noch außerdem Beſitzerin eines bedeutenden Vermögens war.

Das ungeduldige Brautpaar.

Pariſer Blätter erzählen folgendes Factum: Den 23. Okt. d. J. erſchienen ein Mann von 89 und eine Frau von 72 Jahren, deren jedes ſchon zweimal verheirathet geweſen war, vor dem Maire ihrer Gemeinde (Fauquemberg im Pas-de-Calais-Departement), um bürgerlich getraut zu werden. Der Maire weigerte ſich, ihrem Begehren zu willfahren, da nach dem §. 228 des bürgerlichen Geſetzbuches für jeden der zwei Theile ein Wittwenſtand von wenigſtens zehn Monaten erheiſcht wird, und die verwittwete Braut erſt ſeit acht Wochen ihren Gatten verloren hatte. Da ungeachtet der Bitten des Brautpaares der Maire nicht nachgab, ſo mußte daſſelbe den Beginn ſeines Honigmondes um acht Monate geduldig hinausſetzen.

Buntes.

Ein Reiſender ſagte zu einer ſehr groben Wirthin: Es iſt ein Glück, daß ſie ihre Haube aufhaben, denn ſonſt würde ich ſie für den Hausknecht gehalten und tüchtig durchgeprügelt haben.

In der „Leipziger Zeitung" ſucht ein Handlungsgehülfe eine Stelle und ſieht mehr auf guten Gehalt, als auf ſchlechte Behandlung, an die er auf ſeinem vorigen Poſten ſchon gewohnt ſey.

An dem Fenſter eines kleinen Ladens zu München, wo der Verkäufer öfter ſein Lokal auf kurze Zeit verlaſſen muß, findet man in ſolchem Falle einen Zettel angeklebt, worauf gar freundlich geſchrieben ſteht: „Wartens a bißl."

Köſtliche Sprüchwörter des Morgenlandes.

Mit Geduld und Zeit
Wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid.

Sey wie Palmen fruchtbar, oder ſey
Den Cypreſſen ähnlich hoch und frei.

Thue das Gute, wirf es in's Meer,
Weiß es der Fiſch nicht, weiß es der Herr!

Digitized by Google

Nro. 67.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Gedicht. — Eine merkwürdige Entführung. — Das hochfürſtlich Eſterhazy'ſche Geſtüt zu Ozora. — Der Schatz des Piraten. — Buntes.

Abſchieds-Klänge

dem

Hochwürdigen

T. H. H. Rektor P. Amand Neckham

in Liebe und Verehrung geweiht

von ſeinen Mitbrüdern.

So hat denn dieſe Stunde auch geſchlagen,
Die Dich von uns, die wir Dich liebten, trennt;
So muß auch Dir das Abſchiedswort noch ſagen,
Der Mund, der Dich ſtets mit Verehrung nennt:

Wohl ſchmerzlich iſt's, den Vaterheerd zu meiden,
Sich loszureißen von geliebter Hand;
Doch ſchmerzlicher, vom Biedermann zu ſcheiden,
In dem die Seele Freund und Vater fand.

Du hörteſt auch die Königsſtimme ſchallen,
Aus unſers Bayerns hochbeglücktem Gau,
Und eilteſt her aus Oeſtreichs Kaiſerhallen,
Wo milder Dir erglänzt des Himmels Blau;

Wo freundlicher die Berge Dich begrüßten,
Und wohlbekannter winkte die Natur;
Als ob ſie Deinen Geiſt nicht feſſeln müßten
Im zarten Bann der heimathlichen Flur.

Biſt mit den Brüdern freundlich hergeeilet,
Zu bauen an der Weisheit hohem Haus;
Haſt liebend treu in unſerm Kreis geweilet; —
Und wieder zöge es Dich jetzt hinaus?

Wohl Mancher iſt beweint von uns geſchieden,
Und kehrte wieder heim in's Vaterland;
Indeß auch Mancher Heimathruh' und Frieden
In ſtiller Gruft in Bayerns Erde fand.

Doch weilteſt Du bei uns ſo froh, ſo gerne,
Haſt Viel gewirkt in reger Manneskraft;
Es folgt Dir ſegnend in die weite Ferne,
Was Du mit weiſem Geiſte hier geſchafft.

Dein herrlich Bauen brachte reichen Segen;
Dein Name tönt in Aller Herzen fort,
Und ſüß belohnend rufet Dir entgegen
Des Heiland's hohes, inhaltsſchweres Wort:

„Wer immer liebend Eines dieſer Kleinen
„In meinem Namen väterlich nimmt auf,
„Der nimmt mich ſelber auf; — ihr Weinen
„Dringt durch die Wolken ja zu mir hinauf!“

D'rum weckteſt Du im Herzen unſ'rer Jugend
Des höchſten Wiſſens nie verſiegend Glück,
Führſt ſie zur Weisheit, führeſt ſie zur Tugend
Mit liebend weiſem, väterlichem Blick.

Haſt auch in unſ're Seelen ausgegoſſen,
Des wahren Lehrers treuen Vatergeiſt;
Und unſ're Liebe hielt Dich treu umſchloſſen,
Wie das Juwel der Krone Reif umkreiſt.

Und jetzt auch Du? Wohl tönt in leiſem Beben
Die Frage; — doch die höh're Stimme winkt
Dich fern von uns in neues Thatenleben,
Wo ſchöner noch ein hold Geſtirn Dir blinkt!

Doch läſſeſt Du bei uns noch Deine Brüder,
Die Deine Bahn mit regem Eifer geh'n;
Und kehrſt vielleicht zu uns Du einmal wieder,
Kannſt Du die Frucht von Deinen Saaten ſeh'n.

Vergiß uns nicht dort, wo der Urla Wogen
Durch Deine Berge zieh'n ein Silberband,
Denn dorten auch hält innig Dich umzogen
Der Freunde Herz vom fernen Wertachſtrand.

So leb' denn wohl, und was Du uns geweſen,
Das bleibſt Du unſern Herzen auch fortan;
In ihrer Tiefe kannſt Du nochmal leſen
Den Segenswunſch auf Deine ſchöne Bahn!

Den heißen Wunſch, daß ſeinen reichſten Segen
Dir gütig ſpende Gottes ewig Wort:
Daß er Dich leite auf des Lebens Wegen
Bis zu des Einen Vaterlandes Port!

Die letzten Töne höreſt Du verklingen;
Und wenn Dich wieder Saitenklang umſchwebt,
So mög' er Dir auch unſ're Grüße bringen,
Weil Seelen-Nähe in den Tönen lebt.

Und, wenn wir auch vielleicht auf Erden nimmer
Dich, theurer Freund und edler Vater! ſeh'n, —
So lebe wohl! es winkt im Hoffnungsſchimmer
Dort über Wolken ewig Wiederſeh'n!

Augsburg, am 9. Nov. 1843. *P. Th. Loë.*

Eine merkwürdige Entführung.

(Aus der „Quotidienne.“)

(Schluß.)

„Mein Herr!“ nahm Anton Broſſard wieder das Wort: „Ich table Sie keineswegs, daß Sie die Wappen und Titel des Hauſes Lauzeray angenommen und ſich in den Beſitz der reichen Domainen geſetzt haben. Sie glaubten, in Ihrem guten Rechte zu ſeyn; ach! es iſt hart, das geſtehe ich, ſo aus der Opulenz und Herrlichkeit in ein Nichts zurückſinken zu ſollen.“

Digitized by Google

„Sie werden aber zugeben müßen, daß es höchſt auffallend iſt, daß dieſer Sohn ſo lange gewartet haben ſollte....“

„Das geht natürlich zu; denn er weiß von Nichts. Er war kaum vier Jahre alt, als ſeine Mutter ſtarb, und ſie hatte Niemanden von den Umſtänden, die ich Ihnen mitgetheilt habe, etwas geſagt, aus Furcht, ſein Leben zu gefährden. Ein Zufall hat mich auf die Spur des Geheimniſſes geführt, wornach ich es in ſeinen kleinſten Umſtänden erforſcht habe; außer Ihnen und mir weiß keine lebende Seele um die Sache, mit welcher ich Sie eben gekannt gemacht habe.“

„Haben Sie auch von Allem dem ſchriftliche, unverwerfliche Beweiſe?“ fragte der Marquis in höchſter Aufregung, indem er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte und ängſtlich nach den Papieren hinſah, die der Prokurator in ſeinen Hut, den er zwiſchen den Knien hielt, gelegt hatte.

„Gewiß, da leſen Sie ſelber.“

Der Marquis griff haſtig nach den Papieren und ſchleuderte ſie ſofort in den Kamin, wo ein hochloderndes Feuer brannte. In einem Augenblicke waren ſie von den Flammen verzehrt. Anton Broſſard ſah dem aber ruhig zu, ohne eine Hand zu ihrer Bergung auszuſtrecken. „Man wird eine andere Copie machen müſſen,“ ſagte er kalt und ironiſch.

„Eine Copie?“ wiederholte der Marquis wie niedergedonnert.

„Glauben Sie, daß ich Ihnen die Originale in die Hände geben würde, um ſie der Gefahr der Vernichtung auszuſetzen? Wir Juriſten überantworten uns nicht gerne ſo mir nichts dir nichts der Gnade unſerer Gegner. Ich habe in einer ſieben und dreißigjährigen Praxis zu viele Erfahrungen gemacht, mein Herr, um Originaldocumente anders, als im Wege der Gerichtskanzlei abzugeben.“

Der Marquis ſtarrte den Procurator dumpf und zerſtört an und ſchien der Laſt der vor ihm vorgebrachten Daten zu erliegen.

„Sie ſind in einer greulichen Lage,“ ſagte Anton Broſſard; „nun ich weiß es ſchon, daß Ihnen die Wichtigkeit der Sache klar werden würde, ſobald Sie ſie erſt kannten.“ „Aber,“ fuhr er fort, indem er ihm näher rückte und die Stimme dämpfte, „ſollte nicht ein gütliches Abkommen möglich ſeyn?“

Der Herr von Lauzeray ſprang auf, ging mit raſchen Schritten in ſeinem Zimmer auf und nieder und rief zuletzt aus: „Allmächtiger Gott! muß ich mir von einem Buben unter meinem eigenen Dache den Vorſchlag zu einem ſchlechten Streiche machen laſſen.“

„Sie verkennen mich, ich meyne es gut mit Ihnen und möchte Sie gerne dem Verderben entreißen.“

„Was verſtehen Sie unter einem gütlichen Abkommen?“ fragte Marquis den Procurator, indem er ihm ſcharf ins Geſicht ſah.

„Das dürfte doch wohl unſchwer zu errathen ſeyn,“ antwortete derſelbe keck und kurz.

„Sollte ich etwa mit dem jungen Manne, von dem Sie mir geſagt haben, eine Unterhandlung eröffnen und mir ſein Schweigen um hohen Preis erkaufen?“

„Bewahre, das wäre ja eine Thorheit non plus ultra. Es gibt ganz andere Mittel, dieſen Knoten zu löſen. Das Ihrige würde denſelben nur feſter ziehen.“

„Sie würden alſo wohl gar mir zu einem Morde rathen?“

„Eben ſo wenig; es gibt mildere Wege, auf welchen man ſich jenes Individuums entledigen könnte. Angenommen zum Beiſpiele, nicht von mir gerathen, man hebe den jungen Mann auf, ſchickte ihn, ohne ihm ſonſt ein Leids zu thun, weitweg, etwa nach Amerika, und ließe ihn in gänzlicher Unwiſſenheit über den Grund und die Urheber dieſer Deportation, ferner angenommen, natürlich nur als Hypotheſe, daß er ſo neun Jahre aus Frankreich entfernt gehalten würde, ſo wäre bis dahin die Verjährung eingetreten und es könnte Sie nichts mehr in Ihrem Beſitze ſtören.“

„Glauben Sie aber, daß man ohne Weiteres Jemand verſchwinden machen kann?“

„Mit einigem Scharfſinne und guter Combination dürfte das ſchon zu bewerkſtelligen ſeyn.“

„Aber,“ ſagte endlich der Marquis in einem Tone, der zugleich Verachtung und innere Herzensangſt verrieth: „Wie kann ich mich überzeugen, daß Sie nicht ein Betrüger ſind, der mir aus ſchlechter Abſicht eine Fabel aufdrängen will?“

„Sie dürfen ja nur in verſchiedenen Regiſtern des Civiletats die Acten nachſehen, von welchen ich Ihnen die Abſchriften gegeben hatte, die Sie aber verbrannt haben. Sehen Sie, daß ich Sie hintergangen habe, ſo mögen Sie mich gerichtlich belangen und mich auf die Galeere bringen.“

„Es ſoll geſchehen.“

„Aber die Sache geſtattet keinen Aufſchub, und mir dünkt, daß es Ihnen ſchon einleuchten muß, daß ich alle Umſtände und deren Folgen wohl erwogen habe. Es handelt ſich darum, ob Sie Herr von Lauzeray und als ſolcher im Beſitze einer jährlichen Rente von mindeſtens 120,000 Livre's bleiben oder mit einem Male ruinirt ſeyn wollen.“

Der Marquis ſtand wie verſteinert da, keines Wortes mächtig, und Broſſard fuhr nach einer kleinen Pauſe fort:

„Hören Sie, ich will mich offen gegen Sie ausſprechen: ich verlange als Lohn für mein Schweigen, und für meine Mithülfe und Entführung Ihres Concurrenten, daß Sie mir den Meyerhof Moirans, der wie ich glaube, 20,000 Livres jährlich abwirft, bona fide cediren.“

Der Marquis biß die Lippen zuſammen, äußerte aber weder Zorn, noch Verwunderung.

„Sie ſehen,“ ſagte der Procurator weiter, „daß ich billig in meinen Forderungen bin; dagegen erwarte ich aber, daß Sie mir das vergelten werden, indem Sie mich künftig als ihren beſten Freund behandeln.“

Mit wild funkelnden Augen rief der Marquis aus: „Ich kann es mir noch immer nicht denken, daß ſich Alles ſo verhalten ſollte.“

Einen Monat darnach hieß es aber allgemein im Lande: Der Marquis von Lauzeray habe ſeinen Maierhof Moirans an den Procurator Broſſard zu Angouleme verkauft.

Nach Verlauf fernerer ſieben Jahre wurde Einer der Räuber von Joſeph Martin, ein gewiſſer Foulogne, auch Capart genannt, ein Miſſethäter, der ſchon zweimal von den Galeeren entſprungen war, zur neuen Haft gebracht und wegen überwieſenen Straßenraubes mit bewaffneter Hand zum Strange verurtheilt. Vor ſeiner Hinrichtung erwähnte er in der allgemeinen Beichte, die er dem ihm beigegebenen Geiſtlichen ablegte, auch des Antheils, den er an der Aufhebung und Entführung des Kärrners Martin gehabt hatte. Da dies ein Vergehen war, welches ſich zum Theile wieder gut machen ließ, ſo redete ihm der Geiſtliche zu, es der Behörde zu offenbaren, wozu er ſich auch willig verſtand.

Inzwiſchen war dieſer Vorfall ruchbar geworden, und ein Bruder von Anton Broſſard, zu Bordeaux anſäſſig, zeigte dieſem an, daß er, wie das Gerücht ginge, durch die Ausſage eines zum Tode verurtheilten Miſſethäters compromittirt worden ſey. Der Procurator eilte auf dieſen Wink ſogleich auf das Schloß, und wurde, obwohl der Marquis unwohl war und das Bett hüten mußte, auf ſeine Erklärung, daß er ihn in einer dringenden Angelegenheit ſprechen müſſe, ſogleich vorgelaſſen.

„Um Gotteswillen! Was gibt es?“ fragte der Marquis, als er die vom Schreck verzerrten Züge des Prokurators bemerkte.

„Es iſt Alles verrathen,“ antwortete Broſſard, und erzählte in kurzen Worten, was ihm mitgetheilt worden war.

Der Herr von Lauzeray fiel ohnmächtig zurück in ſeinem Bette und der Procurator eilte, nachdem er den Diener zum Beiſtande ſeines Herrn gerufen hatte, fort nach Hauſe, um einzupacken und ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Er wurde aber den andern Morgen leblos in ſeinem Zimmer neben einem Felleiſen, das auſſer dem Nothwendigen zur Reiſe, auch eine ſtarke Summe Geldes

Digitized by Google

enthielt, gefunden, nach dem Gutachten zweier Aerzte, von einem Schlagfluſſe getroffen....

Wir müſſen uns wieder nach Amerika verſetzen, um zur endlichen Löſung dieſer vielleicht zu weit ausgeſponnenen, aber wahrhaften Geſchichte zu gelangen.

Es waren zwei Polizei-Agenten nach St Domingo geſandt worden, um Joſeph Martin mit ſeinem Glücke bekannt zu machen und ſeinen Schirmvogt Tribaut zu verhafteu.

Man kann es ſich denken, mit welchem Erſtaunen und Entzücken Erſterer die Nachricht vernahm, daß er nicht Kärrner, ſondern ein geborner Marquis und Herr eines prächtigeu Gutes ſey.

Ein berühmter Advokat des Parlaments von Bordeaux, Herr Courtade, hatte es übernommen, die Rechte Joſeph Martins geltend zu machen, und dieſer hatte kaum Frankreichs Boden wieder betreten, als ſich Schneider und Schuſter, Kutſchenverkäufer und Roßkämme, Köche und Diener um ſeine Gunſt als künftiger Marquis bewarben und alle Welt um ſeine Freundſchaft buhlte.

Eine genaue Unterſuchung ergab indeſſen, daß die Frau von Albert de Lauzeray allerdings einen Knaben geboren gehabt, dieſer aber acht Tage nach ſeiner Geburt wieder geſtorben und das Kind, welches nach dem für das ihrige gegolten, nur ein angenommenes, der Sohn einer armen Bäurin, geweſen ſey. Ehe die Sache ſich dergeſtalt entſchieden hatte, war der Marquis von Lauzeray jedoch das Opfer all' der Gemüthsaufregungen geworden, und ſein Gut fiel, da er kinderlos war, weitläufigen Verwandten zu. Joſeph Martin aber mußte wieder zur Peitſche greifen, um, wie früher, das Fuhrwerk des Speditionshauſes Auger, Lafond und Comp. zu leiten.

Das hochfürſtlich Eſterhazy'ſche Geſtüt zu Ozora.

Ozora iſt ein Marktflecken im Kreiſe jenſeits der Donau, in der Tolnaer Geſpannſchaft in Nieder-Ungarn, zur hochfürſtlich Eſterhazy'ſchen Herrſchaft gleichen Namens gehörig, mit beiläufig 4000 Einwohnern.

Das daſelbſt befindliche Geſtüt, ſo wie das ganz in der Nähe liegende, nur einige Stunden entfernte weltbekannte fürſtliche Jagdrevier mit dem herrlichen Jagdſchloſſe, in früheren Zeiten bei feſtlichen Jagden nicht ſelten der Sammelplatz vieler ausgezeichneter Kavaliere des In- und Auslandes, ſelbſt aus Frankreich, England ꝛc. ꝛc., hat dieſen Ort beinahe europäiſch bekannt gemacht.

Wo in der Welt — wenigſtens in Europa — wäre noch ein ausgezeichneter Hippolog zu finden, der nicht den tüchtigen Schlag der Ozoraer Pferde, oder ein ächter Waidmann, der nicht den berühmten Thiergarten bei Miklósvar wenigſtens dem Namen nach kennen würde.

Das Ozoraer Geſtüt war von jeher ſehr renommirt, und ſchon in Hübner's Staats-Zeitungs- und Konverſations-Lexiken finden wir Ozora als wegen der vortrefflichen Pferdeſtuterei intereſſant angeführt. Der Geſtütshof, ein ſchönes, regelmäßiges Gebäude, die Zierde von ganz Ozora, liegt gleichſam wie in einem Thale von Bergen eingeſchloſſen, und hat eine herrliche Lage, mit der Ausſicht auf die Gebirgskette; — die ſonſt ſo monotone Gegend Ungarn's iſt hier ſchon mehr gebirgig, und daher abwechſelnder und angenehmer.

Die vordere Fronte iſt ein Trakt von Wohnungen, worunter einige Zimmer für die hochfürſtliche Familie oder ſonſt hohe Fremde beſtimmt und eingerichtet ſind, die übrigen für den Chef des Geſtüts und die erſteren Geſtüts-Branchen gehören. Die Stallungen bilden in vier Abtheilungen, in deren jede 60 Pferde gehen, mit der Reitſchule in der Mitte, ein regelmäßiges Quadrat; hinten ſind abermals Wohngebäude für die Dienerſchaft und die Livrée-Leute.

Größe, Kraft, Stärke, Ausdauer und vorzüglich ein anhaltend gleicher und ausgiebiger Gang waren von jeher die Eigenſchaften, wodurch ſich die Pferde des Geſtüts — es ſind Wagenpferde — auszeichneten, und nur das Exterieur ließ manches zu wünſchen übrig; es fehlte ihnen die gefällige Form, indem die Köpfe und die Schulter unverhältnißmäßig groß waren, — ſie waren dickſchulterig, und hatten große, ſchwere Köpfe. Obwol nun der wahre Werth des Pferdes in ſeiner Güte und Dienſttauglichkeit, nicht in der Schönheit beſteht, und die Pferde dieſes Geſtüts längſt den erſteren Anforderungen vollkommen entſprochen haben, ſo lag doch, um bei dem außerordentlichen Fortſchreiten der Pferdezucht, das Renommé dieſer Pferde auch für die Zukunft zu ſichern, und mit der allgemeinen Veredlung und Verbeſſerung der Pferde zeitgemäß mitzuſchreiten, viel daran, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, und auch das Exterieur dieſer Pferde mit ihren ſonſtig ſo vortrefflichen Eigenſchaften in Einklang zu bringen. Als Se. Durchlaucht Fürſt Paul Eſterhazy nach dem Tode ſeines Vaters das Geſtüt übernommen hat, ließ er ungefähr im Jahre 1833 zur Vervollkommnung und Veredlung der urſprünglichen Stammzucht 14 Yorkſhir-Stuten und mehrere Hengſte aus England kommen.

Die ſchönſten unter den eigenen ungariſchen Stuten wurden nun mit den engliſchen Wagenhengſten gepaart, welche Paarung auch den beſten Erfolg hatte; — die Füllen jeder Generation ſtellten ſich vortheilhafter dar, ſo daß ſchon bei der jetzigen dritten Generation das gewünſchte Ziel erreicht iſt, und die ſchweren Köpfe und dicken Schultern gänzlich verſchwunden ſind, und dieſe Pferde auch rückſichtlich des Exterieur's nun nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen.

Höchſt ausgezeichnete, werthvolle und edle 6 Beſchäler, darunter 2 Vollblut-Hengſte, Emilius (der junge), braun, ohne Zeichen, 6 Jahre alt, und Champion, ebenfalls braun, ohne Zeichen, 9 Jahre alt, und 4 Halbblut-Hengſte, Magnet, braun, ohne Zeichen, 8 Jahre, Stomps, Schimmelhengſt, 5 Jahre, Sampſon, Rapphengſt, 10 Jahre, und Salamon, braun, 5 Jahre, alle rein engliſcher Abkunft, wahre Ideale von vollkommenen, vielverſprechenden Vaterpferden, und 85 edle Mutterſtuten, worunter 9 Vollblutſtuten, bilden die eigentliche Stammzucht.

Im Uebrigen iſt der Pferdeſtand dieſes Geſtütes ungefähr folgender: Hengſte, und zwar heurige 19, 1jährige 25, 2jährige 27, 3jährige 13, 4jährige 9, 5jährige 3, 6jährige 4, 7jährige 1, und alte 2; — Stuten, und zwar heurige 19, 1jährige 15, zweijährige 19, 3jährige 22, 4jährige 6, 5jährige 5, und 6jährige 1; — Wallachen, als: 3jährige 1, 4jährige 10, 5jährige 1, 6jährige 2, und 3 alte; ferners an Klepper, Dienſtpferden, Schulmeiſter- und Eſikospferden, zuſammen 19, ſo daß das ganze Geſtüt ungefähr 325 Pferde zählt.

Sind gleich alle die jungen Pferde nach dem Verhältniß der Jahre auffallend groß, ſo übertreffen doch die heurigen Füllen an Größe und Schönheit alle übrigen.

Daß außer der umſichtsvollen Wahl bei Paarung der Pferde und der ſorgfältigen Wartung und Pflege derſelben ſelbſt Klima, Gegend und Boden weſentlich zu dieſer äußerſt glücklichen, kraftvollen und gefälligen Entwicklung der jungen Pferde beitragen, iſt gewiß. Eine gute Weide iſt ein Haupterforderniß für ein Geſtüt, und daran übertrifft Ungarn alle Länder der Welt. Aber vorzüglich ſcheint die Natur die vier Hauptweideplätze dieſes Geſtüts, als Sári, wo die zwei-, drei und vierjährigen Hengſtfüllen, Kukeruz-As, wo die einjährigen Hengſtfüllen, Majſa, wo die zwei-, drei- und vierjährigen Stuten, und endlich Toti, wo die Mutterſtuten ſtehen, bedacht zu haben; ſie bieten viel, gutes und nahrhaftes Futter, ſind dabei eben und bergig, ſo daß die jungen Thiere ihre Bewegungsorgane gehörig ausbilden können.

Was gäbe England für ſolche Weiden! Man ſieht die Pferde hier nicht mit behaarten Beinen, ſie haben ganz trockene, ſchöne, nervöſe Beine.

Für Jedermann, der nur einiges Intereſſe für das Pferd, das edelſte der Thiere, fühlt, iſt es gewiß ein unendliches Vergnügen, ſo viele und ſo ſchöne Thiere ſich im Freien herumtummeln zu ſehen.

Digitized by Google

Der Schatz des Piraten.

(Aus Reiſen in Spaniſch-Amerika während der Unabhängigkeitskriege, von Kapitän G. Lafond. 1843.

Wir waren zu Lima, nahmen den Thee bei dem Hafenkapitän Young und ſprachen unter anderm auch von Tereſa Mendez, der ſchönſten Frau der Stadt. Man erzählte, wie ihr Mann geſtorben, und dieß machte wahrhaft Luſt, die Wittwe zu heirathen. Sie war ſtolz wie eine Spanierin, ſchlau und geduldig wie eine Indianerin, wohlgebildet, geſchmeidig, olivenfarben und hatte wundervolle Augen. Nach dem Begräbniß ihres Mannes hatte ſich Tereſa in das Kloſter Jeſus Maria, deſſen Regeln ſehr ſtreng ſind, zurückgezogen und hier in inbrünſtiger Andacht wohl ſechs Monate verlebt; dann aber nahm ihre ungeſtüme Einbildungskraft eine andere Richtung, und man raunte ſich in die Ohren, daß, weit entfernt, das Gelübde ablegen zu wollen, Donna Tereſa nur eine Gelegenheit zur Wiedervermählung erwarte. Liebhaber zeigten ſich in Menge, alle aber wurden zurückgewieſen. Der reichſte darunter — ein Franzoſe mit zwei oder drei Millionen Vermögen — erhielt zur Antwort: Ihr ſeyd zu arm! Von nun an dachte man eben ſo wenig mehr an eine Heirath mit Donna Mendez, als man zur Zeit des Vicekönigs Amat daran dachte, die berühmte Pericholi zu unterhalten. All das ſagte man unter vielen Scherzen und großer Gemüthlichkeit zwiſchen 11 Uhr und Mitternacht bei dem Hafenkapitän, als ein Marineoffizier eintrat. „Gerade recht, gerade recht", rief ihm der Wortführende zu, „da kommt der künftige Gemahl von Tereſa Mendez!" Der neue Ankömmling runzelte die Stirne und ſchien den Scherz übelnehmen zu wollen. „Bah, Kamerad", fuhr der andere ſpaßhaft fort, „es wird euch doch nicht ärgern, per Dios! Wiſſen wir ja alle, daß ihr geliebt werdet.... Seyd Admiral und morgen iſt die Hochzeit.... Unglücklicherweiſe iſt der Krieg mit Spanien zu Ende.... Es kann ſich indeß Gelegenheit bieten ſehr reich zu werden — entſetzlich reich — und, wenn's glückt, ſieht man über den Grad hinweg". Auf dieſe Scherze antworten, wäre verlorene Zeit geweſen. Der Marineoffizier zuckte die Achſeln und trank ein Glas Chica. Man unterhielt ſich nun von andern Dingen, von den auf der Rhede befindlichen Schiffen, von der Handelsbewegung u. ſ. w. „Eines wundert mich", ſagte plötzlich Herr Young, „die ungemeine Unklugheit einiger Schiffsrheder. Kaum ſind wir aus einem Seekrieg; überall häufen ſich in Folge der durch den Frieden herbeigeführten Reformen die brodloſen Matroſen, die dienſtloſen Offiziere an; die Häfen wimmeln von muthvollen Müßiggängern, die keine andere Nahrungsquelle haben als den Seeraub — und doch, trotz all dieſem, ſieht man wie in den ruhigſten Zeiten völlig unbewaffnete Schiffe ankommen, mit Gold befrachtet wie eine ſpaniſche Gallione.... dieſen Morgen erſt der „Peruvian", eine Handelsbrigg... mit 2 Millionen Piaſtern an Bord und zwölf Mann Beſatzung.... es iſt eine namenloſe Unbeſonnenheit, wie ich es dem Kapitäne bei ſeiner heutigen Abfahrt ſagte." Dieß waren die Worte Hrn. Youngs, an die ich mich jetzt gewiß nicht wieder erinnern würde, wenn nicht am Morgen des folgenden Tages im Hahnencircus eine Nachricht die Runde gemacht hätte, welche Ihnen ein gewiſſes Intereſſe verlieh. Ein Dutzend Schurken hatte nämlich in derſelben Nacht den Peruvian geentert und weggenommen, den zweiten Befehlshaber ermordet und die Mannſchaft in Feſſeln gelegt; das Schiff hatte mit vollen Segeln den Hafen verlaſſen. Als Urheber dieſes kühnen Streichs nannte man laut den Kommandanten Robertſon, den Geliebten von Tereſa Mendez. Natürlich intereſſirte ich mich einigermaßen für dieſen Seeräuber. Man ſtiehlt nicht Millionen mit Einem Schlag, ohne die Aufmerkſamkeit der ehrlichſten Leute auf ſich zu ziehen. Ich hatte das Porträt Robertſons, ſeine rothen Haare, ſeine kupferige Hautfarbe, ſeinen wilden Blick feſt erfaßt, und bald erfuhr ich auch ſeine Lebensgeſchichte ſo vollſtändig als möglich. Mehr als einen Monat ſprach man zu Lima von nichts anderm. Er war ein Schotte und hatte in der engliſchen Kriegsmarine ſeine Laufbahn begonnen. Später ſchiffte er ſich als Offizier an dem Bord der Brigg Galvarino ein, unter dem Befehl des Kapitän Guiſe, der nach der erſten Kunde von dem Aufſtande Chili's herbeigeeilt war, um der Sache der Unabhängigkeit ſeine Dienſte anzubieten. Robertſon trat in die chileniſche Marine und ging dann aus dieſer in die peruaniſche über. In kurzer Zeit hatte er ſeinen Ruf begründet. Unter andern Thaten hatte er die von Benavides, der damals die Provinz Concepcion verheerte, befehligte Bande zu Arauco überfallen, 70 Räuber (Benavides und der Unterbefehlshaber Martelin waren entwiſcht) gefangen genommen und gehenkt. Dieſe fürchterliche Hinrichtung ſoll ihm großes Vergnügen gemacht haben. Als er ſpäter die Marine verließ, ſiedelte er ſich auf der unbewohnten Inſel La Moncha, 30 Stunden ſüdlich von Concepcion, mit einem einzigen Diener und zwei Frauen an, um hier, wie er ſagte, als Robinſon zu leben, deſſen Namen er ſcherzweiſe annahm. Größere Wahrſcheinlichkeit hat jedoch die Behauptung, er habe aus la Moncha eine Art Inſel la Tortu, eine Zufluchtsſtätte für Freibeuter, machen wollen. Sein Plan ſchlug fehl, und zwar aus folgenden Gründen. Benavides' Lieutenant, der obenerwähnte Martelin, fand Mittel, ſich die Stelle eines Zeugmeiſters (maitre d'epuipage) auf einer guayaquil'ſchen Goelette, dem Eigenthum Hrn. Lazarraga's, zu verſchaffen. Er gewann Leute ſeines Gelichters als Matroſen, ſetzte dann eines Morgens ſeinen Kapitän und die treuen Matroſen unterhalb des Fluſſes Guayaquil ans Land, und machte ſich davon nach den Inſeln Chiloe, welche der Obriſtlieutenant Quintanilla noch für Spanien behauptete. Dieſe ſchöne That verdiente eine Belohnung. Die Goelette erhielt den Namen Quintanilla, Martelin ward zum Fregattenkapitän im Dienſte Sr. kath. Maj. ernannt und kreuzte nun an den Küſten Chili's und Peru's gegen den Handel der Indepedenten. Er hatte jetzt eine ſchöne Gelegenheit ſich an Robertſon zu rächen: er überfiel ihn auf ſeinem öden Inſelchen, warf ihn in den unterſten Schiffsraum und wollte ihn, wie dieſer den Genoſſen des Benavides gethan, hängen laſſen, als ein heftiger Orkan ihn rettete. Martelin war der Schiffsleitung unkundig; ſeine Mannſchaft, bloßgeſtellt, ſah nur Rettung in der Geſchicklichkeit Robertſons, brachte den Gefangenen daher auf das Verdeck und übergab ihm die Leitung des Schiffes. Deſſen ungeachtet ward er erſt dadurch gerettet, daß es ihm, Angeſichts der peruaniſchen Küſte, gelang, an den Bord eines engliſchen Fahrzeugs zu kommen. Kaum ſah er ſich frei, ſo ſchrieb er an Martelin, ihr erſtes Zuſammentreffen werde den Tod eines von ihnen zur Folge haben. Bald ſtanden ſie in dem kleinen Hafen Guilea einander wieder gegenüber: Robertſon an dem Bord des Congreß und Martelin als Befehlshaber der Quintanilla; allein die Anweſenheit der franzöſiſchen Fregatte Diligente, Capitän Villard, verhinderte das Weitere, ſonſt wäre Robertſon verloren geweſen. Martelin hatte die Unverſchämtheit auf die Diligente feuern zu laſſen: man machte auf ihn Jagd, er ward gefangen und dem Admiral Roſamel übergeben, der damals die Maria Thereſia befehligte. (Schluß folgt.)

Buntes.

Ein Kaufmann in Amſterdam ſchrieb vor einiger Zeit an einen Correſpondenten in Köln: „Die Stockfiſche ſtehen jetzt ſehr niedrig, nicht ſo verhält es ſich mit den Geſinnungen, mit welchen ich die Ehre habe zu verharren u. ſ. w." Wie artig!

„Wenn Sie nach Hauſe gehen," ſagte um Mitternacht der Nachtwächter zu einem Halbbetrunkenen, welcher ſingend durch die Straße wankte, „ſo verhalten Sie ſich ruhig, ſonſt muß ich Sie arretiren!" — „Da ſuch' Dir einen Andern," entgegnete lallend der Angeredete, „denn ich gehe noch nicht nach Hauſe!"

Die Weinheimer an der Bergſtraße ſind ein naives und lakoniſches Volk. Der Sonnabend, an welchem in der Kirchweihzeit Kirſchkuchen gebacken wird, heißt: „Kerſchekuchebackſamstag."

Digitized by Google

Nro. 68.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

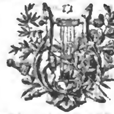
Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Die Augsburger Liedertafel. — Der Schatz des Piraten. — Der Schleier. — Ausſichten für die Zukunft der Dampfkraft. — Pot-Pourri. — Buntes.

Die Augsburger Liedertafel



feierte am 22. November, dem Tage der heil. Cäcilia, ein Feſt, dem man mit regſter Theilnahme entgegen ſah, und das auf eine dem Zweck vollkommen entſprechende, höchſt ſinnige Weiſe begangen wurde. Die Frauen Augsburgs, beſeelt für alle Beſtrebungen im Gebiete der Tonkunſt; beſonders aber hold dem deutſchen Liede, da es vor Allem ihr tiefes Gemüth mit Wohlgefallen zu bewegen vermag, traten huldreich zugethan unſerer jüngſt erſtandenen Liedertafel auf und beſchenkten ſie mit einer reichgeſtickten Fahne, die „nach Frauenweiſe ſanft und mild hoch flattern ſoll ein glückverheißend Bild.“

Lange vor der Feier zur Uebergabe dieſer Fahne hatte ſich der geſchmackvoll und glänzend geſchmückte Saal des Gaſthauſes zur Goldenen Traube mit ſeinen weiten Nebenzimmern gefüllt, ſo daß Vielen der Eintritt unmöglich wurde, als endlich von erhabener Bühne, die weiß und roth drapirt, mit grünen Kränzen und unzähligen Blumen feſtonnirt war, die gewählteſten Chöre ertönten, welche ſämmtlich mit Kraft und Präziſion ausgeführt wurden. Den Anfang machte der Chor von Beethoven „die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ und den Schluß bildete würdig der Chor: „O Iſis und Oſiris“, dem aber ein anderer, den Manen des Meiſters Mozart huldigender Text unterlegt war.

Während der zweiten Abtheilung, welche mit drei von Mitgliedern der Liedertafel gedichteten und komponirten Geſängen: „Bundeslied, Fahnenlied und Frauenlob,“ ausgefüllt wurde, erfolgte die feierliche Uebergabe der Fahne durch den Bankier und Vorſtand des hieſigen Collegiums der Gemeinde-Bevollmächtigten, auch Landtags-Abgeordnerten, Freiherrn Ferdinand v. Schäzler, welchen die Frauen mit dieſer ehrenden Funktion betrauten, wobei er folgende treffliche Rede hielt:

Sehr geehrte Mitglieder der Liedertafel Augsburgs!

Mir iſt von Seite der hochachtbaren Frauen Augsburgs der ebenſo ehrenvolle als ſchmeichelhafte Auftrag geworden, Ihnen, in ihrem Namen, die Fahne zu überreichen, welche dieſelben, um hiedurch Ihrem ſchönen Vereine einen Beweis freudiger Theilnahme und ehrender Anerkennung ſeiner ſchönen Leiſtungen zu geben, verfertigt haben.

Ich unterziehe mich dieſem Auftrage, mit um ſo freudigerm Herzen, als mir ja von der Liedertafel Augsburgs, bei meiner Rückkehr vom Landtage, eine mich hoch ehrende Serenade gebracht worden iſt.

Der ſchöne Abend des 20. September dieſes Jahres wird mir unvergeßlich bleiben. Ich glaube ganz im Sinne der hochachtbaren Frauen Augsburgs zu ſprechen und zu handeln, wenn ich bei der Uebergabe dieſer prachtvollen Fahne und vor Verleſung der Schenkungsurkunde, mich Folgendermaßen ausſpreche.

Wenn vor Zeiten ein edler Ritter auszog, ſey's zum Kampf gegen die Feinde des Glaubens und Unterdrücker des Rechts; ſey's zum muntern Waffenſpiel im Turnier und anderer ritterlicher Uebung, da geſchah es, daß die Edelfrau den Waffenrock ihm übergab, mit kunſtreicher Hand geſtickt, zum Andenken an die Zurückbleibende; und Frauen waren es, aus deren Händen der ritterliche Sieger die Fahne empfing, von Frauenhänden künſtlich verziert, als hohen Siegespreis.

Doch dieſe Zeiten der Ritterlichkeit ſind längſt vergangen, und viel Schönes und Herrliches ging mit ihnen zu Grabe.

Es ſind andere Zeiten gekommen, minder glänzend und minder prächtig, aber noch immer reich an Geſang und edlem Streben, wovon die Fahnen der Meiſterſänger zeugen, aufbewahrt in den meiſten größern Städten unſeres Vaterlandes. Aber auch die ſind vergangen, und es kamen Zeiten da man's für Schmach hielt, ein Deutſcher zu ſeyn, da wir von Andern lernen zu müßen glaubten, was wir beſſer nie gekannt hätten, da wir vergaßen was unſer Ruhm war und unſere Ehre, und ſiehe — da verſtummte Dichtung und Geſang und in den hohen Hallen des ehrwürdigen deutſchen Doms, ward es ſtille und ſtumm. Und wer weiß, wie lange dieß gedauert hätte, wenn nicht der äußerſte Druck des Fremden, wenn nicht tiefe Knechtſchaft, in die wir gerathen, uns allmählig die Augen geöffnet hätte über unſern Zuſtand und wir endlich das Joch abzuwerfen ſuchten, in das wir, wir wollen's gerne geſtehen, nicht ohne unſere eigene Schuld, gerathen ſind.

Und ſiehe, Gott war mit uns — und der Genius des Geſanges hob wiederum ſeine Flügel, und aus freier Bruſt klang wieder, was deutſche Männer geſungen und gedichtet und das Deutſche Volk ward wieder was es von Anfang an geweſen, das ſangreiche und liedervolle und wiederum galt von den Deutſchen, wie ehemals:

„Wo man ſingt, da laßt euch ruhig nieder,
„Böſe Menſchen haben keine Lieder; —

Und wiederum, wie ehemals haben Frauen, „die da flechten und weben himmliſche Roſen ins irdiſche Leben,“ ſich ſolch ſchönen Beſtrebungen angeſchloſſen, ja noch mehr, ſie, die Geberinnen der ſchönſten Gaben, ſie wollten nicht gabenlos erſcheinen bei ſolchen Freuden und deßhalb haben Augsburgs hochachtbare Frauen dieſe prachtvolle Fahne, die mir in ihrem Namen zu übergeben, ein ebenſo ſchmeichelhaftes als freudiges Geſchäft iſt, der Liedertafel Augsburgs beſtimmt, als liebliches Pathengeſchenk für eine freudenreiche Zukunft.

Wie einem jungen Helden der auszieht zur Siegeslaufbahn, alſo übergeben die Frauen Augsburgs der Liedertafel dieſe Fahne, mit kunſtreicher Hand geſtickt zum ewigen Andenken; voran als ein Banner ſoll ſie fliegen im Kampfe gegen Alles Unedle, Undeutſche,

Digitized by Google

Unchriſtliche; um ſie als ein Panier ſollen ſich ſchaaren die Freunde des Liedes, treu unſerm Gotte, treu dem Könige, treu dem Vaterlande, ja treu, feſt und wahr, wie die deutſchen Eichen, deren goldener Kranz eingewebt iſt in der reinen weißen Fläche; nun und für alle Zeiten möge froh erſchallen der Geſang aus deutſcher Männerbruſt, wie das vor Alters geweſen und ſoll unſere Herzen zum Himmel ziehen und ſie erfreuen in guten und ſie tröſten in böſen Tagen. Das will die goldene Lyra beſagen inmitten des goldenen Sternen-Kranzes; — und daß Augsburgs Frauen es geweſen, die ſolches gethan und daß Augsburgs Sängerchor dieſe Fahne empfing, als ein Aufmunterungszeichen, ihr ſchönes Wirken immermehr zu vervollkommnen, das möge Kindern und Kindeskindern bezeugen das Wappen und die Farben der edlen Auguſta die Gott ſchützen wolle ſammt König und Vaterland, immer und ewiglich.

(Hierauf wurde die Stiftungsurkunde verleſen.)

Und ſo gehe denn die Fahne über in die Hände derer, denen ſie beſtimmt iſt, wie die Stiftungsurkunde es beſagt.

Der Vorſtand der Liedertafel Hr. Rösle empfing die Fahne und erwiederte die Anrede mit folgenden herzlichen Worten:

Hochzuverehrender Herr Baron!

Mit hoher Freude begrüße ich in Ihnen, dem allverehrten Abgeordneten der Stadt Augsburg, dem, das Vertrauen ſeiner Mitbürger in ſo hohem Grade beſitzenden Biedermanne, heute den würdigen Stellvertreter der Frauen Augsburgs, in deren Namen Sie uns mit dieſer eben ſo ſchönen als werthvollen und unſerm Vereine zum feſten Bindungsmittel geſchaffenen Feſtgabe innigſt erfreuen.

Unſere Liedertafel wurde bei ihrem Entſtehen und ſeither ſtets ſo freudig aufgenommen! Die Freunde des Geſanges, deren wir in Augsburgs Mauern ſo viele zählen, ſammelten ſich immer mehr und mehr um den jungen Sänger-Chor und horchten den frohen deutſchen Weiſen! Allgemeine Aufmunterung begleitete jedes öffentliche Erſcheinen, und nur durch ſo allſeitige Theilnahme war es möglich, daß Augsburgs Liedertafel, vor 9 Monaten von kaum 20 Sängern begründet, in ſo kurzer Zeit ſchon zu 150 Mitgliedern erſtarkte.

Aber welche Theilnahme könnte höher ſeyn als die, welche Augsburgs Frauen beſeelte, unſerm Vereine eine Fahne zu ſpenden, um die ſich die Sänger der Liedertafel forthin ſchaaren, und immer feſter und inniger verbinden mögen, und die zum bleibenden Denkmale werde, daß Augsburgs Frauen als Pflegerinnen alles Schönen und Edlen auch unſerm Bunde jene Weihe gegeben, die uns die hohe Pflicht auferlegt, fortan nur wahre Kunſt zu fördern, nur deutſche Weiſen ertönen zu laſſen, die wie geläutert Gold aus treuer reiner, für alles Hohe und Schöne beſeelten Bruſt entſtrömen, und veredelnd, erfreuend und kräftigend in ihren Wirkungen ſeyen. Denn nur auf dieſe Weiſe glaube ich den vollen Sinn der hochgeſchätzten Geberinnen zu erfaſſen, denen ich im Namen ſämtlicher Mitglieder der Augsburger Liedertafel für die uns ſo eben gewordene Sänger-Fahne, den wärmſten, tiefgefühlteſten Dank darbringe, und im Hochgefühle dieſes unſeres Dankes und unſerer Freude ertöne den Frauen Augsburgs ein Lebehoch!

Nachdem die Lieder verklungen waren, ordnete man Tiſche in dem Saale, wo man heiter aufgeregt bis zur ſinkenden Nacht verweilte und ſich des Eindrucks freute, den dieſes ſeltene, wirklich denkwürdige Feſt auf ſämtliche Anweſende, deren man gegen 1500 zählte, ausgeübt hat.

Der Schatz des Piraten.

(Aus Reiſen in Spaniſch-Amerika während des Unabhängigkeitskriege, von Kapitän G. Lafond. 1843.

(Schluß.)

Nach Lima zurückgekehrt, erhielt Robertſon ſeinen Grad in der peruaniſchen Marine wieder und zeichnete ſich in allen Angriffen auf die von dem General Rodil vertheidigte Feſte von Callao aus. Man war daher, als die Beſatzung ſich ergab, ziemlich erſtaunt, Robertſon auf Befehl Bolivars in Feſſeln gelegt und in die Caſematten geworfen zu ſehen. Irgend eine noch unbekannte Gräuelthat war ohne Zweifel der Grund dieſer Verhaftung, die mit einem politiſchen Vorwand beſchönigt wurde. Sey dem wie ihm wolle: Robertſon blieb nicht lange Gefangener — eine kühne Entweichung gab ihm ſeine Freiheit wieder. Kurze Zeit darauf brach in Lima unter der Leitung Buſtamente's eine Revolution aus und Robertſon ſah ſich von Neuem mit dem Kommando einer Fregatte betraut. Damals verliebte er ſich in Donna Mendez, und wir haben geſehen, was Folge davon war. Es iſt ohne Zweifel angenehm, mit eigenem Schiffe zu reiſen, mit ſchönem und gutem Gold befrachtet, wie es der Peruvian war. Allein noch hatte Robertſon ſeinen Zweck nicht erreicht. Er wollte ſeine 10 Millionen haben, ſie in irgend einer Bank anlegen, Donna Mendez heirathen und zur Zerſtreuung die lärmenden Freuden der europäiſchen großen Städte genießen. Zuvor aber mußte er ſich mit einem Dutzend Geſellen abfinden, die freiwillig nicht auf ihren Beutetheil verzichten wollten. Darauf ſann er nun, verbarg ſo viel als möglich ſeine ſelbſtſüchtigen Entwürfe und ſuchte neue Mitſchuldige, um der erſtern loszuwerden. Dieſe waren größtentheils ziemlich naive Verbrecher. Sie dachten daran, wie ſie ſich auf einigen der Marianen anſiedeln wollten, um dort nach Patriarchenweiſe im Kreiſe arbeitſamer Sklaven und gefälliger Hagarn ihr Leben zu verbringen. Dieſen idylliſchen Träume hatte ihnen Robertſon in den Kopf geſetzt und predigte ihnen von Morgen bis Abend von den trunkenen Freuden des Hirtenlebens.

Bei Tinian, wohin ſie gegangen waren, um Waſſer einzunehmen, wurden ſie von dem Capitän eines ſpaniſchen Schiffes beſucht, dem ſie ihre gewöhnliche Geſchichte vorſagten und ſich für Tripangfiſcher ausgaben, die durch eine Reihe heftiger Stürme einigermaßen von ihrem Wege abgekommen ſeyen. Im Augenblicke, wo ſie den Ankerplatz verließen, ergriff Robertſon, der ſeit einigen Tagen die verzehrende Ungeduld kaum bezähmte, die Gelegenheit eines ſchlecht ausgeführten Manövers zu Händeln mit Tomſon. Sie ſtanden am einen Ende des Schiffes, die beiden Matroſen am andern, kaum den Grund des Streites begreifend, der ſich zwiſchen dem Capitän und ſeinem Miethsmann erhob. — Plötzlich ſtürzte ſich dieſer auf den alten Offizier, faßte ihn am Kragen und warf ihn mit ſolcher Schnelligkeit in's Meer, daß ſie keine Zeit hatten, zu ſchreien. Bis jetzt hatte ihnen Robertſon wüthend geſchienen, allein plötzlich wandte er ſich zu ihnen und befahl in ſo ruhigem und zugleich ſo entſchloſſenen Tone das Manöver, daß dieſe durch die Furcht im Zaume gehaltenen Menſchen keine Bewegung machen konnten, um ihrem Capitän zu Hülfe zu eilen, der aber als ein guter Schwimmer ſich zu retten wußte. Unbemerkt erreichte er die Küſte und fand ſogleich das ſpaniſche Schiff wieder, das Abends zuvor ſie beſucht hatte. Capitän Pacheco, der es befehligte, hörte den Bericht Tomſons mit lebhaftem Intereſſe. Ein Biscayer von Geburt und ungemein brutal, wahrte er alsbald ſein Anrecht auf den Schatz, machte Jagd auf die Goelette und traf ſie Tags darauf verſteckt in einem kleinen Hafen von Seypan. Beim Anblicke des ſpaniſchen Schiffes flüchtet Robertſon auf das Geſtade, verſchwindet in den Bergen, wird aber meiſterhaft umſtellt, kann ſich auf die Goelette, die man im Namen des Gouverneurs der Marianen-Inſeln mit Beſchlag belegt, nicht mehr zurückziehen und muß ſich gefangen geben. Man ſperrt ihn gefeſſelt in die Cajüte, ruft den Offiziersrath zuſammen und verhört ihn. Tomſon war ſehr formell in ſeinen Belaſtungsangaben. Robertſon antwortete im Weſentlichen, Tomſon ſey ein alter Narr, der ſich eigens zu dem Zweck ins Waſſer geſtürzt, um ſeinem Miethsmann dies Verbrechen Schuld geben zu können. „Meine Geſchäfte in dieſen Gewäſſern betreffend, ſo geht dies nur mich an, und ich bin euch in dieſer Hinſicht keine Rechenſchaft ſchuldig. Euer Schiff iſt kein Kriegsſchiff und die Poli-

Digitized by Google

zel in dieſen Meeren geht euch nichts an. Ihr maßt euch richterliche Gewalten über mich an, die ihr nicht habt." — Pacheco lachte über dieſe Abweiſung ſeiner Gerichtsbarkeit und bedrohte den kühnen Piraten mit ſehr ſummariſcher Juſtiz, wenn er den Ort nicht angebe, wo er den Schatz, die Frucht eines Diebſtahls, verborgen habe: „Ihr habt zwei Stunden Bedenkzeit; ſind dieſe vorüber, ſo geht's zum Tode." „Es ſey," ſagte Robertſon. „Ihr werdet eines ehrloſen Todes ſterben," fuhr Pacheco fort, „den Peitſchentod." — „Die Peitſche mir, einem Schiffskapitän!" — „Ihr ſeyd nicht Schiffskapitain; ich bin Spanier und die aufſtändiſchen Amerikaner ſind für mich nur Seeräuber." — „Der Krieg iſt geregelt... ich bin engliſcher Unterthan und England hat die Unabhängigkeit anerkannt." — „England, das iſt möglich, nicht aber Spanien. Ich habe übrigens eine Miſſion von Seite des Statthalters der Marianen und die Befugniß zu handeln, wie geſchieht." Der Gefangene war mit ſeiner Logik zu Ende; er antwortete nichts mehr und ward gefeſſelt wieder in ſeine Cajüte abgeführt, um dort unter Aufſicht gehalten zu werden. Indeſſen ſuchte man aus den Angaben Tomſons auf die Inſel zu kommen, wo der Schatz verborgen ſeyn könne. Dieſe ſehr ſchwankenden Angaben ſchienen vorzugsweiſe auf die Inſel Agrigan anwendbar, man ankerte daher in der beſten Bucht derſelben, die man auffinden konnte. Die Reiſe dauerte zwei Tage, während deren Robertſon keine Sylbe ſprach, welche Mittel man auch anwandte, um ihn dazu zu vermögen. Im Begriff zu landen, machten Pacheco und Tomſon, mehr und mehr in ihren Muthmaßungen beſtärkt, einen abermaligen Verſuch. Ohne Zweifel hatte Robertſon ſeine Inſel erkannt, denn er ſchien ſich zu ergeben, verlangte, daß man ihm ſeine Feſſeln abnehme, und verſprach, die Nachforſchungen ſelber zu leiten. Unter dieſer Bedingung ward ſeine Forderung bewilligt. Man brachte ihn in ein Boot, jedoch mit gebundenen Händen. Am Lande hatte er neue Ausflüchte, behauptete, er kenne die Oertlichkeiten nicht und ſchlug vor, die Anker zu lichten und weiter zu fahren. Während man hierüber berieth, brach er plötzlich ſeine Bande und floh in die Gebüſche. Allein Pacheco war nicht der Mann, der ihm dieſe Ausſicht auf Rettung übrig ließ. Behend wie die Bergbewohner ſeines Landes, eilte er ihm nach und erreichte ihn in wenig Augenblicken. Der Pirat, erbittert, heulte und fluchte: man hätte ihn einen Tieger nennen können, den man zum erſtenmal in Ketten ſchlägt. Wie der Tieger vertheigte er ſich, in Ermangelung anderer Waffen, mit Nägeln und Zähnen. Und dennoch war die Partie nicht gleich — er wurde noch einmal geknebelt. Nun begann eine neue Scene. Robertſon, voll Trotz gegen Pacheco, ſchien ſich zu gefallen in dem Geſtändniß ſeiner Verbrechen, die er aufzählte, und deren Einzelnheiten er mit einer Art ironiſcher Freude auseinanderſetzte, ſo daß ſelbſt die Entſchloſſenſten erbleichten; aber vom Schatze kein Wort. Hierüber allein blieb er ſtumm; darauf hatte Pacheco nicht gerechnet, deſſen Drohungen um ſo heftiger wurden, je höhnender der Trotz des Piraten ſich äußerte. Endlich mit Tagesanbruch ward Robertſon, der während der Nacht noch einen Verſuch gemacht hatte, ſeine Wächter zu beſtechen und, da er fruchtlos blieb, ſich zu ermorden, aufs Neue vor Pacheco geführt. Kaum hatte er Rede und Antwort verweigert, ſo ward er ſeiner Kleider beraubt, an eine Kanone gebunden und von zwei Matroſen mit in Eſſig getauchten Stricken kräftig geprügelt. Ohne einen Laut zu äußern, ertrug er die erſten 25 Hiebe. Als er aber nach einer Pauſe ſah, wie ſeine Henker ihre Hemdärmel zurückſtreiften zu einer neuen Tracht, da überlief ihn ein Schauer von Kopf bis zu Fuß. Er verlangte Gnade und verſprach dießmal volles Geſtändniß. Augenblicklich ward ein Boot gerüſtet: doch hielt man es nicht für nothwendig einen zur Flucht ſo geneigten Mann zu entfeſſeln. Das einzige, was man ihm auf ſeine Bitte bewilligte, war ein Glas Rum und einige Augenblicke Ruhe. Nachdem er getrunken, legte er ſich auf den Boden, verhüllte den Kopf und ſchien zu ſchlafen. Wer ihn in dieſem entſcheidenden Moment mit Aufmerkſamkeit betrachtete, ſah ihn von Zeit zu Zeit zittern, wie von heftigen Schmerzen gepeinigt. Ohne Zweifel dachte er an ſein verlornes Leben, an ſeine unnützen Verbrechen, an jenen ſo langen, ſo ausdauernden und durch einen ſo ſchmählichen Tod beſiegelten Kampf. Nach einer Stunde erhob er ſich von ſelbſt; ſeine Züge waren krampfhaft zuſammengezogen und ſchwarzblau. „Ich bin bereit," ſagte er. Das Boot war bewaffnet und wartete. Pacheco und Tomſon faßten nun Hoffnungen. Dennoch fiel Robertſon beim Betreten dieſes Fahrzeugs in einen Anfall von Wuth. Mit einem heftigen Fußſchlag ſtieß er das Boot zurück und verſchwand einen Augenblick unter den Wellen. Ein Matroſe, trefflicher Taucher ſtürzte ihm nach; von dem ſchrecklichen Piraten aber, deſſen Kräfte die Wuth verhundertfachte, am Halſe gepackt, vermochte er nur mit großer Mühe ſich dieſes tödtlichen Druckes zu erwehren. Als er allein an der Oberfläche wieder erſchien, drang ein gepreßter Schrei aus jeder Bruſt. Das Drama war geendigt, das Geheimniß liegt auf ewig im Ocean begraben. Der Gouverneur der Marianen, damals Medinilla, wollte den Capitän Pacheco aburtheilen laſſen, ſo ſchuldig fand er ihn der Ungeſchicklichkeit und der Brutalität. Er ſelbſt wollte auf der Inſel Agrigan ein ganzes Heer von Arbeitern geleiten, welche ſie in allen Richtungen durchwühlen ſollten. Allein die treue Erde bewahrte den verborgenen Schatz in ihrem Buſen und die Piaſter des Peruvian harren noch eines glücklichen Finders. Die Inſel Agrigan liegt unter dem 19. Grad N. B. und unter dem 143. Grad O. L. v. P.

Der Schleier.

(Eine Betrachtung.)

Wenn wir uns über Zunahme des Frauen-Luxus beſchweren, ſo geſchieht es in manchen Fällen wirklich mit Unrecht und zwar in ſolchen, wo wir uns nicht über den Werth der Bekleidungsgegenſtände, ſondern über den bloßen Schein des Aufwandes zu beklagen haben, womit viele Frauenzimmer ihrer Eitelkeit fröhnen, ohne die Mittel zu einer reellen Befriedigung derſelben zu beſitzen. Dieſe allerdings aus dem herrſchenden Luxus entſtandene Neigung, dieſe Sucht, zu glänzen und ſelbſt unter ärmlichen Verhältniſſen dick zu thun, ſcheint viel Verbreitung gewonnen zu haben. Ganz beſonders gilt das von der Zierde des Schleiers. Wir ſehen viele Frauen und Mädchen von niederem Stande, die zu Hauſe ſich mit der lieben bitteren Noth herumbalgen, mit weithinwehendem Schleier einhergehen und wenn man dieſes Fähnchen, dieſe Hochmuthsflagge genau beſieht, ſo wird ſie etwa zwölf Batzen werth ſeyn. Wenn nun auch dieſe zwölf Batzen beſſer für Kartoffeln angewendet wären, ſo iſt es doch immer keine halsbrechende Ausgabe, die man macht, um auf der Straße ein Paarhundert Prozent höher, als in den vier Pfählen tarirt zu werden. Denn wenn ſo ein Dämchen ſo ein Läppchen um ſich herumflattern läßt, ſo kann ſchon ein feingekleideter Herr eine Verbeugung bis auf die Schuhſpitze vor der Verſchleierten riskiren, während es der Anſtand verlangt, daß er einer ſchlichtgekleideten Bürgerstochter ohne Schleier, die vielleicht zehnmal mehr, als Jene in die Suppe zu brocken hat, auf zwanzig Schritt ausweiche, damit er nicht in die Nothwendigkeit geſetzt wird, ihr einen guten Morgen zu bieten.

Wir möchten nicht genau unterſuchen, wie es mit mancher verſchleierten Dame, die, ein Dienſtmädchen hinter ſich, auf dem Wochenmarkte umherſtolzirt, zu Hauſe ausſieht. Wir würden häufig zu ſehr betrübenden Reſultaten gelangen, und finden, daß das Einkommen des Hausvaters wohl zum Staat der Dame und zum Schleier, nicht aber zur Beſoldung des Dienſtboten hinreicht, wogegen diejenige Frau, die aus Wirthlichkeit kein Dienſtmädchen hält und den Markt ohne Schleier beſucht, einen weit koſtbareren Schleier, wie Jene tragen könnte, wenn ſie irgend einen Werth auf dieſen Putz legte, es überhaupt ihre Verhältniſſe, ihre häusliche Thätigkeit, erlaubten, ſich eines ſolchen Aufwandes zu bedienen. Es könnten indeß manche Damen ohne Dienſtmädchen mit ihrer Wirthſchaft zu Stande kommen, allein dann könnten ſie

Digitized by Google

ja keinen Schleier tragen!! Der Schleier iſt alſo auch ein untrügliches Abzeichen des Vorzugs, ein Dienſtmädchen zu kommandiren; geht nun eine ſolche kommandirende Dame ohne ihre Leibgarde aus, ſo kann man's ihr ſchon am Schleier anſehen, daß ſie eine Köchin hat und das iſt auch nichts Geringes. Bilden auch bisweilen die ſchiefgetretenen Schuhe und grauen Strümpfe einen wunderlichen Contraſt zu dem flatternden Feinheits-Panier, ſo hat das weiter nichts zu ſagen. — Der Schleier für einen Gulden weht alle Vorurtheile nieder.

Obgleich nun hiernach der moraliſche, wie materielle Werth des Schleiers ſehr gering erſcheint, ſo wird demſelben doch von kurzſichtigen Schöngeiſtern häufig noch eine ſehr hohe Bedeutung untergelegt und man kann wohl vorausſehen, daß mancher Freier durch den Schleier ſeiner Angebeteten, womit dieſe eigentlich mehr ihre Schwächen, als ihre Annehmlichkeiten verſchleiert, ſehr bitter enttäuſcht werden mag, ſobald ihm die Gelegenheit, den Schleier zu lüften, geſtattet. Er wird zu ſeinem Schrecken unter dem feenhaften Gewebe gar vielerlei Blößen ſeiner Schönen entdecken, als die da ſind: Die Unfähigkeit ein gut Gericht zu kochen; oberflächliche Erziehung, unbegränzte Eitelkeit u. dgl. m. Schon aus dieſen Gründen muß er zugeben, daß ſeine Donna ſich von Neuem verſchleiert, damit die Welt nicht hinter die Wahrheit kommt.

O geht mir doch mit dem Schleier!

Ausſichten für die Zukunft der Dampfkraft.

Eiſenbahnen werden auf allen Punkten Europa's angelegt. Ueberall erſetzt mechaniſche Kraft des Menſchen Arbeit. In einer gewiſſen Zeit wird Jedermann von ſeinen Renten leben, und das auf ganz natürliche Weiſe, da nämlich alle diejenigen, welche keine zu beziehen haben, Hungers geſtorben ſeyn werden. Dampf und Maſchinen werden nach und nach viele Sachen erſetzen, dann viele Menſchen, dann Alles. Man wird keine andern Pferde mehr erblicken, als ausgeſtopfte in den Muſeen. Man hat einen mechaniſchen Rechenmeiſter erfunden, der alle arithmetiſchen Operationen vornimmt, ohne daß dazu ein Menſchenverſtand gehört. In nicht langer Zeit wird jede Behörde vermöge eines Dampfapparats alle ihre Angeſtellten durch eine gewiſſe Anzahl von Maſchinen erſetzen. Schon druckt man durch Dampf, nicht lange wirds dauern, ſo geſchieht auch das Setzen auf dieſelbe Weiſe.

Doch gibt es mitten in dieſen Zeitrichtungen ein Etwas, womit man ſich nicht ausreichend zu beſchäftigen ſcheint. Die Natur muß eine unendlich lange Zeit dazu verwenden, um Torf und Steinkohle hervorzubringen. Unmöglich iſt's ihr, dem Menſchen im Verbrauch, den er täglich von Beiden macht, und der mit jedem Tage zunehmen wird, zu folgen. Zu einem nähern oder fernern Zeitpunkte wird das Gewinnen der Steinkohlen aus der Erde ſchwerer und koſtſpieliger, ja am Ende die Steinkohle wie das Holz ſelbſt ſeltener werden. Die Maſchinen, welche Dampfkraft erfordern und den Preis der Handarbeit herabſetzen und noch mehr herabſetzen werden, müſſen dann nach und nach die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Ja, dies wird ſich in der Folge bis zu den furchtbarſten Verhältniſſen ſteigern.

Nachdem jetzt, Dank ſey es den Eiſenbahnen, alle Entfernungen verſchwunden, wird nach 50, vielleicht nach 100 Jahren, der Preis der Plätze auf denſelben in Folge des höhern Preiſes der Steinkohlen ſo theuer werden, daß die Entfernungen und Schwierigkeiten der Kommunikation ganz wieder auf denſelben Fuß kommen werden, wie vor Anwendung der Dampfkraft. Dann werden ſie nach und nach ſteigen. Was früher 4 Gulden koſtete und bei der Eiſenbahnconcurrenz ſpäter nur 2, wird wieder auf 4 Gulden kommen, und dann auf 8 und dann auf 16 und endlich auf 100. Das Reiſen wird ein ungeheurer Luxus werden und man wird ſagen: Der Menſch iſt ein Verſchwender! Er wirft das Geld zum Fenſter hinaus! Er iſt nach München gefahren! — Dann wird der Torf ſo theuer werden, daß der Staat, um ihn nicht für Privat-Intereſſen verſplittern zu laſſen, ſich das Monopol davon anmaßen wird. Dann wird endlich einmal ein Tag kommen, und er muß nach der langſamen Formation jener Brennmaterialien in der Erde nothwendig kommen, wo man die letzte Steinkohle verbrennen wird! Alsdann wird Alles ſtill ſtehen, keine Eiſenbahnen, keine Maſchinen, nichts mehr! Und wer weiß, was dann aus der Welt werden wird.

Pot-Pourri.

Das Straßenpflaſter in Paris.

Die Länge der Straßen in Paris beträgt 120 Lieues. Die Oberfläche des Straßenpflaſters beträgt 3,200,000 Quadratmeter. Jedes Jahr wird ein Zehntheil dieſer Oberfläche, 320,000 Quadratmeter, ausgebeſſert und ein Viertheil hievon, 80,000 Quadratmeter, neu gepflaſtert, ſo daß binnen 40 Jahren alle Straßen neu gepflaſtert werden. Der Quadratmeter neuen Pflaſters koſtet von 8 bis zu 18 — 20 Fr.

Lafontaine,

der einſt ſo berühmte deutſche Romanſchriftſteller, war die offene, empfängliche Gutmüthigkeit ſelber. In ſeinen Schriften ſpricht ſich meiſt ſentimentale Zartheit und Tiefe des Gefühls aus, und nicht ſelten weinte er beim Schreiben. Als ihn einſt ſeine Gattin weinend am Schreibtiſche fand, fragte ſie ihn mitleidig um die Urſache ſeiner Thränen. Er ſchilderte ihr die rührende Lage, in die er ſo eben ſeinen liebenden Helden verſetzt hatte. Auch die Gattin wird erweicht, bricht in Thränen aus und fleht ihn an: „Gieb ſie ihm doch!“ — „Ach!“ — antwortet Lafontaine ſchluchzend, — „das geht nicht an! Ich bin ja noch beim erſten Theil!“

Die gemachte Bekanntſchaft.

Ein Landrath, Hr. v. X., fuhr jüngſt mit der Eiſenbahn nach Potsdam und erblickte im Wagen einen ältlichen Herrn in beſcheidener Haltung, den er folgendermaaßen anredete: „Ich bin der Landrath von X. Ich kann den Rückſitz nicht vertragen; Sie könnten mir wohl Ihren Platz einräumen.“ „Recht gern!“ — erwiederte der alte Herr. In Potsdam angelangt — ſagte derſelbe im ruhigen Tone zu dem Landrathe: „da Sie mir Ihren Namen genannt, erlauben Sie mir wohl auch, Ihnen den meinigen zu bezeichnen. Ich heiße: Alexander von Humboldt.“

Saphiriana.

Saphir wurde bei ſeiner Durchreiſe in Frankfurt in die angeſehenſten Familienkreiſe eingeführt. Unter andern hatte ſich ein reicher Bankier an ſeinen Witzen dermaßen ergötzt, daß er im Freudenrauſche den Blitzwitz einlud, am folgenden Morgen zu ihm zu kommen und ein Andenken von 200 fl. in Empfang zu nehmen. Saphir wurde bei ſeinem Erſcheinen freundlich und mit dem Zurufe empfangen: „Nu, Sie komme gewiß um Ihre zwahundert Gulde?“ — „Nein,“ ſagte Saphir, indem er das Geld einſteckte, „ich glaube, Sie kommen um Ihre zweihundert Gulden!“

Buntes.

In einem Beluſtigungsorte Wiens las man an einem der Bäume vor dem Wirthshauſe ... folgende Annonce: „Alle Mittwoch und Samſtag ſind hier friſche Knödel mit Selchfleiſch und Zeitungen zu haben!“

Als ein Dieb gefragt wurde, warum er geſtohlen habe, ſagte er: Aus acht Urſachen. Ich habe ein krankes Weib, ſechs Kinder und kein Brod.

Zu Markt Einersheim bei Nürnberg wurde am 24. Okt. ein Herr Mädel mit einer Dem. Margareth Ehemann ehelich getraut. Die Neuvermählte nennt ſich Ehemann-Mädel.

Digitized by Google

N^ro. 69.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Der Sammler.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das irländiſche Parlament und die Union. — Ein Ball im Piräeus. — Amerikaniſche Naturſcenen. — Pot-Pourri. — Buntes.

Das irländiſche Parlament und die Union.

Ein hiſtoriſcher Rückblick.*)

Nachdem Dermot, König von Leinſter, die Gemahlin O'Rourke's, Königs von Meath, entführt hatte, beklagte ſich dieſer bei Robeeich O'Connor, dem Geſammtherrſcher der Irländer, welcher, um dem beſchimpften O'Rourke Genugthuung wiederfabeen zu laſſen, Dermot aus dem Lande jagte. Doch der beſtrafte Ehebrecher ſann auf Rache, und wandte ſich an Heinrich II., König von England, welcher ſchon ſeit zehn Jahren die Eroberung Irlands im Schilde führte, nachdem ihm Papſt Hadrian IV., damals noch im unbeſtrittenen Beſitz aller Inſeln des Erdkreiſes, das Recht der Eroberung zugeſprochen hatte. Jenes Recht des Papſtes erſcheint ſeltſam, war aber zu damaliger Zeit ſo wenig irgend einem Zweifel unterworfen, daß ſelbſt Jahehunderte ſpäter noch die Eroberer Amerika's demſelben huldigten.

Fragen wir alſo, worauf ſich das Recht der Engländer auf den Beſitz Irlands gründet, ſo müſſen wir freilich geſtehen, auf ein Verbrechen, durch ungerechte Kriege geſühnt und durch ein Geſetz geheiligt, das die Engländer ſich wohl hüten werden, heute noch für ſich geltend zu machen. Doch, was will das ſagen? Iſt irgend eine andere Fremdherrſchaft, wenn wir bis zum Keime ihres Entſtehens zurückgehen, auf ein beſſeres Recht gegründet? Genug, jene Eroberung blieb eine geheiligte Thatſache, welche vier Jahrhunderte hindurch die größten Anſtrengungen erforderte. Denn wenn auch viele Invaſionen unter Fitz-Stephan, unter Strongbowet und durch die Anglo-Normannen ſeit dem Jahr 1109 ſtattfanden, ſo war doch bis 1603 Irland in der That noch nicht unteeworfen. — Aber die Vollendung jenes ſchwierigen Werkes iſt doch wenigſtens durch einen Veegleich herbeigeführt, es ſind doch den Beſiegten Bedingungen eingeräumt, und von den Siegern dieſelben gehalten worden? Wir wollen ſehen! —

Uebergehen wollen wir die natürlichen Folgen eines eebitterten Kampfes, die unzähligen Gewaltthätigkeiten, die ſchamloſeſten Beraubungen und Geſetzes-Umgehungen; laſſen wir unberückſichtigt die maſſenhaften Hinrichtungen und Konfiscationen, die gewaltthätige Einführung des Proteſtantismus in Irland, die vielfältigen Komplotte zur Vernichtung der eingebornen Ariſtokratie, die ſchandhaften Kriege Jakob's I., Strafford's und Cromwell's, die Entfeſſelung der ſchmutzigſten Leidenſchaften, welche das unglückliche Land zerfleiſchten: nur von dem irländiſchen Parlament wollen wie heute reden, und von den Vortheilen, welche ſich die Irländer davon zu verſprechen hatten.

Schon im zwölften Jahrhundert, gleich nach der erſten Invaſion, wurde das irländiſche Parlament eingeſetzt. Kaum hatten ſich die Anglo-Normannen in ihrem neuen Beſitz niedergelaſſen, als ihnen auch ſogleich Privilegien und Freiheiten bewilligt wurden, welche die engliſchen Könige nicht anzutaſten wagten. Geſchwornen-Gerichte traten in Kraft, die Verwaltungs-Geſetze wurden in einer aus Lords und Gemeinen zuſammengeſetzten Kammer beſprochen, und als die magna charta in England proklamirt wurde, fand ſie auch ſogleich auf Irland die ausgedehnteſte Anwendung. Wohl wahr, aber wir dürfen hierbei nicht vergeſſen, daß die Anglo-Normannen, im Beſitze aller dieſer Freiheiten, die unter dem ſchimpflichſten Joche gehaltene irländiſche Bevölkerung vom Genuſſe derſelben ausſchloſſen. — Wir düefen getroſt die Annalen von vier auf einander folgenden Jahehunderten vergleichen und werden nicht eine Spur der Geſetzgebung dieſes Parlaments finden, das nur zum Vortheil der Sieger gebildet worden war.

Doch, unter Heinrich VII. iſt ja wohl von ihm die Rede? Poynings, damaliger Vice-König von Irland, erließ ein Geſetz, es ſolle kein Parlament in Dublin zuſammentreten, ohne daß die Beweggründe zu ſeiner Zuſammenbeeufung und die zu debattirenden Geſetzesvorſchläge vorher von dem engliſchen Paelamente geprüft und gebilligt worden wären. — Kurze Zeit darauf beſtimmte ein anderes Geſetz, das zur Ergänzung jenes früheren erlaſſen wurde, daß alle das Gemeinwohl Englands beteeffende Verfügungen auch in Irland angenommen und ausgeführt werden ſollten. Und damit auch nicht der geringſte Zweifel über den Sinn jener Geſetzgebung mehr herrſchen ſollte, wuede unter der Regierung Philipp's (von Spanien) und Maria's ein ausdrückliches Veebot für das irländiſche Parlament erlaſſen, ſich ohne ausdrückliche Eelaubniß des engliſchen Königs zu verſammeln; dieſer allein habe ſein Zuſammentreten im Voraus zu ſanktioniren und die zu debattirenden Vorſchläge zu beſtimmen. Erſt nachdem dieſelben mit dem königlichen Inſiegel verſehen und mit einem formellen Erlaubnißſchreiben begleitet von London zurückgeſandt worden wäeen, erſt dann ſeyen ſie in Dublin einer geeigneten Berathung zu unterwerfen. Ein politiſcher Körper, deſſen Exiſtenz auf ſolcher Baſis ruht, iſt doch gewiß ein bloßes Schattenbild, welches nicht in die Region dee Geſchichte hineinragt und deſſen Erſcheinung bald der Veegeſſenheit zum Raube wied. —

Erſt unter Karl II. hören wir wieder von jenem Parlamente reden. Dieſer Fürſt nämlich, welcher ſeine Reſtauration mit tauſenderlei Grauſamkeiten befleckte, behandelte die irländiſchen Katholiken ungefähr eben ſo glimpflich, wie ſpäterhin die treuen Vendéer behandelt worden ſind. Die Soldateska Cromwell's, aus lauter proteſtantiſchen Abenteurern zuſammengeſetzt und bei dee Güterveetheilung der Katholiken reichlich bedacht, wuede durch alle mögliche Mittel zu beſchwichtigen geſucht, während die Geplünderten den Befehl erhielten, ſich ruhig zu verhalten und nicht mit unnützen Beſchwerden die Ohren ihres rechtmäßigen Königs zu beläſtigen. Doch gab es Einige, welche ſich bei dieſem Befehle durchaus nicht beruhigen konnten und ſich ohne alle Ceremonie in den Beſitz der ihnen „geſtohlenen" Güter ſetzten. Sie wurden gehangen und bei dieſer Gelegenheit eine Proklamation folgenden merkwürdigen Inhalts erlaſſen: „Alle (früher von der Republik wegen Katholizismus und Royalismus) ihrer Güter beraubte Irländer ſind als Schuldige zu betrachten, ſo lange ſie nicht vor einem zu dieſem Zwecke niederzuſetzenden Gerichtshofe ihre Unſchuld dargelegt haben; erſt dann

*) Nach der British and Foreign Review, einer Zeitſchrift, die zwar die Ungerechtigkeit der bisherigen Behandlung Irlands anerkennt, aber doch gegen die Auflöſung der Union iſt, welche Anſicht auch auf dem Kontinent die vorherrſchende zu ſeyn ſcheint.

Digitized by Google

ſteht ihnen das Recht zu, auf die Wiedererſtattung ihrer Güter anzutragen, welche ihnen aber erſt gewährt werden kann, wenn die Zeit Mittel zur vollſtändigen Entſchädigung der gegenwärtigen Beſitzer wird an die Hand gegeben haben."

Trotz der Vorſicht, welche man anwandte, das Reklamations-Tribunal aus Proteſtanten zuſammenzuſetzen, geſchah es dennoch, daß viele Katholiken für unſchuldig erklärt wurden, und daß die zur Entſchädigung beſtimmten Ländereien nicht ausreichten. Eine Folge davon war, daß der Gerichtshof den Befehl erhielt, ſeine Arbeiten ſogleich einzuſtellen, und daß 3000 Beſchwerdeführer auf günſtigere Zeiten verwieſen wurden. — Um nun aber einen großen Theil der Verantwortlichkeit, welche eine ſo rückſichtsloſe Handlungsweiſe ihnen aufbürden mußte, von ſich abzuwälzen, beriefen die Miniſter Karl's II. ein irländiſches Parlament zuſammen. Wie natürlich, war es jedoch wiederum aus lauter Proteſtanten zuſammengeſetzt, welche an der Spitze des Schwerdtes die Rechtsansprüche ihres gegenwärtigen Beſitzthums vor ſich her trugen. Und dennoch, um vollkommen ſicher zu ſeyn, daß kein Papiſt ſich eingeſchlichen habe, mußte jedes Parlaments-Mitglied, bevor es ſeinen Sitz einnahm, den Supremats-Eid ſchwören, ja das Haus der Lords legte ſogar jedem ſeiner Mitglieder die Verpflichtung auf, vor dem Beginn der Sitzungen das heilige Abendmahl, nach anglikaniſchem Ritus, aus den Händen des zum Präſidenten ernannten Erzbiſchofs von Armagh zu empfangen.

Wieder tritt nun in der Geſchichte dieſes ſervilen Parlaments eine bedeutende Lücke ein 1719 erließ das engliſche Parlament eine Akte unter dem Titel: „Um beſſer die Abhängigkeit des Königreichs Irland und deſſen Unterwerfung unter die Krone Englands zu ſichern." — In derſelben Akte heißt es ferner: daß die Lords von Irland ſeit kurzem eine ungeſetzliche Gewalt ſich anmaßen, indem ſie die von den Gerichtshöfen gefällten Urtheile prüfen, umändern und verbeſſern. Deshalb ruft man die Lords zur Erkenntniß ihrer untergeordneten Stellung zurück und giebt ihnen wiederholt zu verſtehen, daß das Königreich Irland von Rechts wegen der Krone Englands unterwürfig und gehorſam iſt, war und ſeyn wird, ſo wie es denn auch für ewige Zeiten mit demſelben verbunden und an ſein Geſchick gekettet bleiben muß. Se. Maj. der König, von den geiſtlichen und weltlichen Lords, ſo wie auch von den Kommunen Großbritanniens, welche zum Parlamente vereinigt worden, berathen, hat, hatte und muß von Rechtswegen ſtets volle Gewalt und unumſchränkte Macht beſitzen, Geſetze und Statuten zu erlaſſen, welche für das irländiſche Volk jederzeit bindende Kraft beſitzen.

So ſtanden die Sachen noch im Jahre 1782, als der amerikaniſche Unabhängigkeitskrieg ausbrach und den Irländern das Beiſpiel eines ſtolzen Entſchluſſes, ſo wie die Mittel zu ſeiner Ausführung darbot, welche ihnen um ſo leichter werden mußte, da ihre Unterdrücker ſelbſt ihnen Waffen in die Hand gegeben hatten. Jedermann kennt nämlich die Furcht der Engländer vor einer fremden Invaſion, und dieſe Furcht war damals ſo groß, daß ſie ſelbſt in ſolchen Augenblicken Säbel und Flinten unter diejenigen vertheilten, welchen ſie kurze Zeit vorher noch den Beſitz derſelben unterſagt hatten. 40,000 Freiwillige ſtehen nun marſchfertig, eine Art bewaffneten Parlaments tritt zuſammen, vereinigt ſich an beſtimmten Tagen, berathet öffentliche Angelegenheiten, ernennt Stellvertreter, faßt Beſchlüſſe, billigt oder tadelt die Akte des Civil-Parlaments, empfiehlt dieſe oder jene Maaßregel der auszuübenden Gewalt und überreicht an der Spitze ſeiner Bajonnette die drohendſten Bittſchriften.

Dieſe Freiwilligen alſo und ihre ſtürmiſchen Berathungen, mehr aber noch die Strafloſigkeit derſelben, waren es, welche die Unabhängigkeit des irländiſchen Parlaments herbeiführten, welches 1782 den 19. Juli, dem Poynings'ſchen Geſetz zum Trotz, ſich von dem engliſchen Parlament für unabhängig erklärte und den Grundſatz proklamirte, daß keine Macht der Erde den Irländern verpflichtende Geſetze vorzuſchreiben habe, mit Ausnahme des Königs, der Lords und Gemeinen — aus der Mitte der Irländer ſelbſt.

Die Abrogations-Akte von 1719 und die ausdrückliche Aufgebung des Poynings'ſchen Geſetzes von Seiten der engliſchen Regierung heiligten jenen ausgeſprochenen Grundſatz, und eine freie Zukunft that ſich den ſo viele Jahrhunderte unter drückendem Joche ſchmachtenden Irländern plötzlich auf. Schon im folgenden Jahre zwar regten ſich einige Zweifel über das ausſchließliche Recht des irländiſchen Parlaments und der Gerichtshöfe in Betreff der Geſetzgebung und Jurisdiction, doch eine neue Bill, welche zur Beſeitigung jener Zweifel eingebracht wurde, ſtellt feſt, „daß die vom irländiſchen Volke in Anſpruch genommene Forderung, nur vom Könige und dem irländiſchen Parlament regiert zu werden, in Zukunft geſichert und durchaus nicht mehr in Frage zu ſtellen ſey." — Nichtsdeſtoweniger aber beſtand ein Theil des Poynings'ſchen Geſetzes, welcher im erſten Augenblicke ziemlich wichtig erſcheint, praktiſch fort, nämlich das XIV. Kapitel, nach welchem alle vom irländiſchen Parlament angenommene Akte der königlichen Beſtätigung, mit Beifügung des großen engliſchen Siegels, vorbehalten bleiben ſollten. Das veto war alſo, wie man ſieht, in den Händen des Königs, wie denn auch fernerhin die Ernennung eines Vice-Königs und Secretairs en chef ein Vorrecht der engliſchen Miniſter blieb.

Der gefährlichſte aller Mißbräuche aber, die nach der Unabhängigkeits-Erklärung fortdauerten, war, daß das freie Parlament aus käuflichen Männern beſtand, welche theils ſchon jetzt beſtochen wurden, theils auch zu einem günſtigen Zeitpunkte, wo eine beſtimmte Abſicht zu erreichen war, die offene Hand dazu zu bieten bereit waren. Wohl dachten die Freiwilligen daran und ſtellten in einem großen „Meeting" die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform des Parlaments ans Licht, allein dieſer Beſchluß, welcher auch von anderer Seite her laut geworden war, wurde dem politiſchen Körper ſelbſt, deſſen Exiſtenz er bedrohte, zur weiteren Verfügung überlaſſen, welcher ihn denn natürlich mit einer Mehrzahl von 159 Stimmen gegen 77 ohne Umſtände verwarf, und da die Freiwilligen, meiſt Proteſtanten, vom erſten Kampfe ſchon ermüdet und gleichſam durch den unvollſtändigen Sieg, den ſie erfochten hatten, eingeſchüchtert, überdies geſchwächt und getheilt waren, überließen ſie ſich einer unbegreiflichen Indolenz. — Freilich aber waren ſchon damals politiſche und religiöſe Spaltungen unter ihnen ausgebrochen, da zugleich mit der Reform des Parlaments auch die Emancipation der Katholiken diskutirt wurde, welche aber an den proteſtantiſchen Vorurtheilen ſcheiterte und die Freiwilligen zu dem Beſchluſſe brachte: „daß zwar eine Parlaments-Reform wünſchenswerth ſey, die Katholiken jedoch auch fernerhin von der Wählbarkeit ausgeſchloſſen bleiben ſollten."

Die Beſtechlichkeit dieſes Parlaments, erzählt ein Schriftſteller der damaligen Zeit, war über alle Beſchreibung groß; von 300 Mitgliedern deſſelben waren die meiſten Kreaturen der Ariſtokratie, mehr als 200 waren von verrotteten Burgflecken ernannt, welche theils den Lords, theils auch reichen Mitgliedern im Unterhauſe ſelbſt gehörten, ſo daß man nur einige derſelben kaufen durfte, um ſie alle für ſich zu haben, da ein Einziger oft mehr als zwanzig ſolcher Flecken im Beſitz hatte.

So wurde gleichſam ein politiſcher Baſar eröffnet, deſſen Uebergriffe zu den unverſchämteſten gehören, welche die Geſchichte kennt. Die Penſions-Liſten wurden überfüllt, zahlreiche Stellen geſchaffen, Sinekuren, je nach dem Bedürfniß derer, welche man zu verlocken wünſchte, erfunden, mit Einem Wort, die politiſche Immoralität wurde bis zu einem nie geſehenen Grade geſteigert.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Ball im Piräeus.

Im Monat Juni 1843, kurz bevor die im Hafen Piräeus ankernde franzöſiſche Eskadre nach Smyrna unter Segel ging, hatte

Digitized by Google

die Königin Amalie den Wunſch geäußert, das Flaggenſchiff des Kontre-Admirals Laſuſſe in Augenſchein zu nehmen. Der Admiral lud den Königl. Hof zu einem Ball an Bord des „Inflexible" ein. Es war ein herrlicher Sommerabend, und alle Fahrzeuge im Hafen waren feſtlich bewimpelt; die Boote harrten an der Lände, und führten die Gäſte vom Hafen auf das Schiff, das in voller kriegeriſcher Rüſtung, wie am Vorabend eines Kampfes, prangte. Ein Theil der Mannſchaft ſtand unter den Waffen, die Kanoniere mit brennender Lunte um das Geſchütz; die Matroſen bildeten Spalier, die Offiziere umgaben in glänzender Uniform den Admiral. Ein Kanonenſchuß verkündete die Ankunft der griechiſchen Majeſtäten. Sobald der König das Schiff erreichte, zog daſſelbe die griechiſche Flagge auf, die Trommeln ſchlugen einen Marſch, Fanfaren ertönten, die Schiffe ſalutirten aus ſämtlichen Feuerſchlünden, und die Matroſen donnerten, ihre wachstaffetnen Hüte ſchwenkend, ein dreifaches Hurrah! von den Segelſtangen herab. Der Admiral und der franzöſiſche Geſandte erwarteten II. MM. am Fuße der Leiter. Die Königin war von ihren Hofdamen umgeben, deren einige die reizende Tunika und die rothe Mütze trugen, unter welcher lange ſchwarze Locken üppig hervorquollen. Die Adjutanten des Königs waren in die maleriſche albaneſiſche Tracht gekleidet. Kaum fünf Minuten verweilte die Königin in den Salons der Dünette; gleichwol war, als ſie auf das Verdeck zurückkehrte, Alles wie durch einen Zauberſchlag umgewandelt. Da waren keine Taue, keine Matroſen, kein kriegeriſcher Apparat, ja, man möchte ſagen, kein Schiff mehr zu ſehen; der „Inflexible" hatte ſich in ein großes Zelt umgeſtaltet, welches Blumengewinde ſchmückten, und Tauſende von Kerzen, die man ſehr ſinnreich in zuſammengruppirte Bajonnette befeſtigt hatte, erleuchteten; am Fuße des Hauptmaſtes war ein Theater errichtet, zierliche Armſtühle luden die Zuſchauer zum Sitzen ein. Eine gelungenere Verwandlung hat ſelbſt die große Oper in Paris nie geſehen; waren doch auch mehr denn 900 der gewandteſten Maſchiniſten auf dem Schiffe! Das Feſt begann mit einem Vaudeville, wie ſie die Matroſen an Sonntagen unter ſich aufzuführen pflegen: die Koſtüme der Schauſpieler erregten unbeſchreibliches Gelächter: die Heldin des Stücks, eine junge Blondine mit weißem Kleid und gelben Handſchuhen, von einem Wachtjungen aus dem großen Maſtkorbe dargeſtellt, erröthete gar poſſirlich über die etwas derben Schmeicheleien eines in einen Dandy metamorphoſirten Ruderſteuerers Nach dem Schauſpiele wurden die Offiziere den Majeſtäten vorgeſtellt, ſo daß auch Erſtere Gelegenheit hatten, die fürſtlichen Gäſte in der Nähe zu ſehen. Der König trug ein himmelblaues, ſilbergeſticktes Mieder, ein Fez mit blauer Quaſte, eine weiße Fuſtanelle, Kamaſchen von demſelben Stoff wie das Mieder, und rothe Schuhe. Die Königin war franzöſiſch gekleidet. Man walzte nach Herzensluſt bis 5 Uhr. Zog man ſich aber aus dem Wirbel des Tanzes zurück, ſo konnte man auf dem Vorderdeck ein ganz anderes Schauſpiel genießen. Dort ruhten die Augen, noch kurz vorher von dem Schimmer der Kerzen geblendet, in den weichen Strahlen des Mondes aus; tiefe Stille lag auf dem Hafen, und die unbewegliche Silhuette der Schiffe zeichnete ſich in ſchwarzen Umriſſen auf dem zarten Hintergrunde des beſtirnten Firmaments ab. Ein ſüßer Athem fächelte die Luft, man hörte das ferne Rauſchen des Meeres und das geſchwächte Geräuſch des Feſtes. Und dieſer Hafen war der Piräeus! Dieſe Sterne, welche da oben leuchteten, hatten auch auf die Glanzzeit der alten Athener geſchienen! Eine ſolche Nacht mochte es geweſen ſeyn, als ſie die ſiegreiche Flotte von Salamis nach eben dieſem Hafen geleiteten.

Amerikaniſche Naturſcenen.

(Aus Cooper's „Wandotte, or the hutted knoll".)

I. Eine Reiſe in die Wildniß.

Man rühmt Napoleons Uebergang über die Alpen wegen der dabei zu beſiegenden phyſiſchen Hinderniſſe, aber es iſt nie ein Truppen-Corps vierundzwanzig Stunden weit in die amerikaniſchen Wüſteneien eingedrungen, welches nicht größere Schwierigkeiten dieſer Art zu überwinden hatte, außer in ſolchen Fällen, wo ſein Vorrücken durch ſchiffbare Flüſſe erleichtert wurde. Indeſſen hatte man zwiſchen den bedeutenderen Gränzpunkten, die mit engliſchen Beſatzungen verſehen waren, eine Art Militairſtraße zu Stande gebracht, ſo daß Mrs. Willoughby bisher noch keine ſo ſchwere Strapazen erduldet hatte, wie die, denen ſie ſich jetzt unterwerfen mußte. Nur die erſten fünfzig engl. Meilen waren mit weniger oder gar keiner Beſchwerde verbunden, da ſie in einigen Stunden zu Schlitten zurückgelegt wurden. Dieſes brachte die Reiſenden nach einem holländiſchen Wirthshauſe am Mohawk-Fluß, wo der Capitain oft Halt gemacht hatte und wohin er im Winter und im Frühjahr ſeine Vorpoſten auszuſchicken pflegte. Hier fand man einen für Mrs. Willoughby beſtimmten Jumper, und während das Pferd von dem Capitain ſelbſt geführt wurde, bahnte man ſich einen Weg nach den obern Gewäſſern des Otſego-Sees. Hierzu waren zwei Tage nöthig, da die Entfernung zwölf engliſche Meilen betrug. Die Niederlaſſungen erſtreckten ſich einige Meilen ſüdlich vom Mohawk; man verbrachte daher die erſte Nacht in einem Blockhauſe am äußerſten Endpunkt der Civiliſation — wenn dieſes Civiliſation heißen kann — und legte die übrigen acht engliſche Meilen im Laufe des folgenden Tages zurück. Schwerlich wäre die Reiſe in dem dichten Urwalde ſo ſchnell von Statten gegangen, wenn nicht mehrere von des Kapitains Leuten denſelben Weg ab und zu gemacht hätten, wodurch ihnen die ſchwierigſten Stellen bekannt waren; auch hatten ſie hier und dort eine rohe Brücke errichtet. Ferner hatten ſie die Bäume längs dem Wege angebrannt, um die Richtung deſſelben zu bezeichnen, ohne welche Vorſichts-Maaßregel man ſich leicht verieren konnte. — An den Quellen des Otſego befanden ſich unſere Abenteurer im eigentlichen Verſtande inmitten der Wildniß. Einige Hütten waren erbaut worden, um die Reiſenden zu empfangen, und hier verſammelte ſich die ganze Geſellſchaft, in der Abſicht, ihren Weg gemeinſchaftlich fortzuſetzen; ſie beſtand im Ganzen aus mehr als einem Dutzend Individuen, mit Einſchluß der ſchwarzen Dienerſchaft und mehrerer Handwerker, die der Kapitän Willoughbi gemiethet hatte, um die von ihm beabſichtigten Verbeſſerungen auszuführen. Die Leute, die er vorausgeſchickt hatte, waren eben ſo wenig müßig geweſen, wie die auf dem „Hüttenhügel" zurückgelaſſenen. Sie hatten drei bis vier Nachen, ein kleines bateau und ein paar Kanots zu Stande gebracht. Dieſe lagen alle auf dem Waſſer, das Verſchwinden des Eiſes abwartend, welche ſich jetzt in eine ſtalaktitenartige Maſſe verwandelt hatte und einen dunkelgrünen Körper bildete, auf welchen jedoch die Sonne von Zeit zu Zeit einen blendenden Schimmer warf. Die Südwinde fingen an, vorherrſchend zu werden, und das Ufer erglänzte von den zerſchmelzenden Schichten des gefrorenen Elements, obgleich es noch immer unmöglich war, ſich einen Weg durch daſſelbe zu bahnen. Der Otſego iſt ein Waſſerbecken, das von gebirgigen Rahmen umgeben iſt. Im Jahre 1762 war an ſeinen Ufern noch keine Spur einer Niederlaſſung wahrzunehmen, da nur wenige der von der Regierung verſchenkten Ländereien ſich ſo tief ins Innere erſtreckten. Doch war dieſer Punkt nicht ganz unbekannt, da ihn die Jäger ſchon ſeit zwanzig Jahren zu beſuchen pflegten. In dieſem Augenblick war indeſſen von den Hütten des Kapitains aus kein Anzeichen von ihrer Gegenwart ſichtbar, und Mrs. Willoughby verſicherte ihrem Gatten, wie ſie am Morgen ihrer Ankunft auf ſeinen Arm gelehnt daſtand, ſie habe nie ein ſo ſprechendes und doch ſo liebliches Bild der Einſamkeit wahrgenommen, als das, welches ſich jetzt vor ihren Blicken ausbreitete.

(Fortſetzung folgt.)

Pot-Pourri.

Erfolgreiche Keckheit.

Im November 1815 traf der engliſche Graf Stanhope zu Dresden den ehemaligen franzöſiſchen Polizeiminiſter Fouché, wel-

Digitized by Google

cher hier mit dem Titel eines franzöſiſchen Geſandten in einer anſtändigen Verbannung lebte. Fouché erzählte dem Grafen verſchiedene Züge aus ſeinem Leben, unter andern folgenden: Bei der Annäherung Buonaparte's im März 1815 ließ der Graf v. Artois (ſpäter Karl X.) Fouché zu einer Beſprechung in den Tuilerien einladen. Fouché lehnte die Einladung ab mit dem Bemerken, daß ſein Erſcheinen im Palaſt ein zweideutiges Licht auf ihn werfen könnte. Monſieur verſtand ſich dazu, die Beſprechung in einem Privathaus ſtattfinden zu laſſen. Sie dauerte mehrere Stunden in der Nacht. Fouché ſollte das Polizeiminiſterium übernehmen. Er entſchuldigte ſich mit ſeiner Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen Napoleon und mit dem Bemerken, daß ſeine Künſte ſo wenig, wie die Macht des Königs das Einrücken Buonapart's in Paris verhindern könnten. Der Hof ſchloß aus dieſer Weigerung, daß Fouché geneigt ſey, ſeine Künſte zum Beſten des Herrn von Elba zu verwenden. Am folgenden Morgen ward Fouché in ſeinem Wagen in der Nähe ſeiner Wohnung von einem Polizeibeamten und Gendarmen im Namen des Königs verhaftet, und mußte mit dem Beamten zurückfahren, um bei der Durchſuchung ſeiner Papiere anweſend zu ſeyn. Beim Ausſteigen ſagte der ehemalige Polizeiminiſter zu dem Polizei-Kommiſſär: „Weiſen Sie den Haftbefehl auf!" Der Kommiſſär entſprach dem Begehren; Fouché nahm den Befehl, ſah in an, rief: „Dieſer Befehl iſt unächt!" und zerriß ihn. Der Kommiſſär gerieth über dieſe Keckheit aus der Faſſung, und während er ſtarr daſtand, lief Fouché in ſein Haus, ſchlüpfte zu einer Hinterthür hinaus und gelangte unbemerkt zur Fürſtin von Vaudemont, welche ihn verſteckte. Der Kommiſſär, dem ſein Gefangener entwiſcht war, wollte ſich wenigſtens ſeiner Papiere bemächtigen. Er durchſuchte alle Schreibpulte, fand aber nichts von Belang. Fouché's Haushälterin öffnete ihm überall die Schlöſſer. Nachdem der Kommiſſär ſchon die Hoffnung, etwas zu finden, aufgegeben hatte, führte ſie ihn in ihr eigenes Zimmer, zog unter ihrem Bett einen Kaſten hervor und reichte dem Beamten den Schlüſſel dazu, mit dem Bemerken, dies ſey ihre Kleiderkiſte; wenn er Luſt habe, möge er ſie durchſuchen. Der Beamte lehnte dies Anerbieten ab und entfernte ſich. Hätte er dieſe Kiſte geöffnet, ſo würde er darin die wichtigſten Papiere gefunden haben. Am folgenden Tag verließ der König Paris, und Fouché und ſeine Papiere waren gerettet.

Der Eſel als Liebes-Angedenken.

In Dieppe machte, während der Bade-Saiſon, die reizende und elegante Frau v. T...... zahlreiche Eroberungen. Die ſchöne Kokette jedoch wollte zwar Leidenſchaften erwecken, nicht aber die Langeweile ertragen, mit welcher das Schmachten und Seufzen einiger zu beſtändiger und unabwendbarer Anbeter ſie bedrohten. Unter Allen, welche dieſer letztern Gattung von Verehrern angehörten, ſtand der Duc de C...... obenan; wie ein Schatten folgte er der Grauſamen auf Schritt und Tritt. Da erſann dieſe ein gutes Mittel, ſich den ihr überläſtig werdenden Verfolgungen des Herzogs zu entziehen: ſie machte ihre Promenaden am Strande zu Eſel! Der für ſie glühende Anbeter konnte ihr nun nicht mehr folgen, wenn er nicht lächerlich werden wollte, und, wer die Franzoſen kennt, weiß, welchen gerechten Abſcheu ſie vor dem „ridicule" haben. Als aber Frau v. T. abgereiſt war, kaufte der untröſtliche Liebhaber den Eſel, den glücklichen, der eine ſo beneidenswerthe Laſt getragen, und jetzt theilt dieſer Emporkömmling in den Ställen ſeines neuen Beſitzers das glänzende Schickſal der edlen Pferde deſſelben.

Ein ſchreckliches Erwachen.

Zu Anfang Novembers wollte der Herzog von L. für einige Tage von Paris auf ſein Landgut in der Normandie reiſen. Vor zehn Jahren würde er zu dieſem Zweck Extrapoſt genommen haben; heutzutage muß er ſich der Eiſenbahn von Paris nach Rouen bedienen, wenn er nicht hinter dem reiſenden Publikum zurückbleiben will. Um ſich aber nicht mit denſelben zu vermiſchen, ſetzte er ſich in ſeinen bequemen Reiſewagen und ließ dieſen auf einen Waggon ſetzen. Hier ſchlief er ganz behaglich ein, während ſeine Reiſegefährten wachten oder minder behaglich ſchliefen. Wie aber Alles ein Ende nimmt und zuweilen mit Schrecken, ſo auch der Schlaf des Herzogs. Nach einiger Zeit erwachte er und war erſtaunt, ſich in einer ägyptiſchen Finſterniß zu finden. Daß er ſich auf die Eiſenbahn begeben hatte, erinnerte er ſich; dazu ſchien aber nicht die Grabesſtille zu ſtimmen, die er um ſich bemerkte. Er rief zum Schlag heraus ſeinem Diener zu, und fragte, wo ſie denn ſeyen. Der Diener hatte ebenfalls geſchlafen und wußte nicht mehr als ſein Herr. Beide riefen, erhielten aber keine Antwort. Endlich überzeugten ſie ſich, daß ſie ſich in dem Tunnel von Rollebriſe befanden. wo ihr Waggon, durch einen Zufall von dem Zug abgelöſt, ſtehen geblieben war. In dieſem Augenblick hörten ſie eine Lokomotive heranbrauſen und machten ſich gefaßt, ſamt ihrem Wagen zerſchmettert zu werden. Nach einigen Augenblicken hielt die Maſchine an und die Stimme des Führers verkündete, daß man gekommen ſey, den zurückgelaſſenen Waggon nachzuholen.

Todes-Ahnung.

Lauvergne erzählt: Napoleon's Todesſtunde wußte man gleichzeitig auf dem Felſen von St. Helena und in einem Gaſthofe Badens. Graf Las Caſes war auf einer Reiſe in Deutſchland, voll Gram über ſeine Trennung von dem Gefangenen und über ſeine vergeblichen Verſuche, die Theilnahme Europas für ihn zu gewinnen. Am hellen Tage überfällt ihn ein lethargiſcher Schlaf; im Traume ſieht er Napoleon gen Himmel ſteigen, die Augen liebevoll auf ihn heftend, und aus dem Nebel, der ihn umgibt, ihm freundliche und prophetiſche Worte zurufend. Als der Graf erwacht war, kündigte er ſeiner Familie ſogleich an, daß der Kaiſer geſtorben ſeyn müſſe; nach wenigen Wochen kam die Beſtätigung. Uns fallen bei dieſer Erzählung unſers Schillers Worte im „Wallenſtein" ein:

Dergleichen Stimmen gibt's — es iſt kein Zweifel!
Doch Warnungsſtimmen möcht' ich ſie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie ſich der Sonne Scheinbild in dem Dunſtkreis
Malt, eh' ſie kommt, ſo ſchreiten auch den großen
Geſchicken ihre Geiſter ſchon voran,
Und in dem Heute wandelt ſchon das Morgen.

Buntes.

Als Napoleon an ſeinem Krönungstage in kaiſerlicher Pracht in Notre-Dame ſtand, da rief er in ſtiller Vergleichung des Jetzt und der Vergangenheit ſeinem Bruder zu: „Joſeph, wenn uns jetzt unſer Vater ſähe!" — Ein charakteriſtiſcher Zug für die Behauptung, daß die Hochachtung eines Vaters die Bewunderung einer Welt aufwiegt!

Als der Chirurg Sharp wegen einer zu unbedeutenden Wunde zu einem Lord gerufen worden war, ſchickte er in aller Eile ſeinen Bedienten nach Hauſe, um ein zuſammenziehendes Mittel zu holen. Der Verwundete, erſchrocken über dieſe Eile, wird blaß und fragt den Wundarzt ängſtlich, ob einige Gefahr vorhanden ſey? — „Ja, Mylord," verſetzte der Chirurg, „wenn der Burſche nicht läuft, was er kann, ſo iſt zu beſorgen —" „Was? —" „daß die Wunde ſchon zugeheilt iſt, ehe er wieder kommt."

In den Berliner Zeitungen ſuchte kürzlich eine vornehme Herrſchaft eine Kinderfrau, welche den Sohn zugleich im Leſen und Schreiben unterrichtet. Eine ſolche gelehrte Kinderfrau fand ſich nicht, dagegen meldeten ſich ſieben Hauslehrer, die ſich erboten, die Dienſte einer Kinderfrau mit zu beſorgen. Der Herrſchaft wird das gleich ſeyn.

Digitized by Google

Nro. 70. Zwölfter Jahrgang 1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das irländiſche Parlament und die Union. — Die gefangene tſcherkeſſiſche Fürſtin. — Die ruſſiſchen Verbannten. — Amerikaniſche Naturſcenen. — Der Spieler. — Pot-Pourri.

Das irländiſche Parlament und die Union.

Ein hiſtoriſcher Rückblick.

(Fortſetzung.)

Schon 1785 waren 140,000 Pfd. Sterl. neuer Taxen nöthig, um nur die Ausgaben mit den Einnahmen Irlands in gleichem Niveau zu erhalten, und doch ſtellte ſich 1789 ſchon wieder ein Deſizit heraus. Die Penſions-Liſte ſtieg in dieſem Jahre, den 21. Januar, auf 101,000 Pfd. Sterl., ohne die Beſoldung des Militairs, welche nur 6500 Pfd. Sterl. betrug; unter jener Zahl iſt auch die Auflage für Militair- und Civil-Etabliſſements aufgenommen, welche ſeit Februar 1784 allein ſchon 29,800 Pfd. Sterl. einbrachte. Dabei aber wurden die verliehenen Penſionen keineswegs mit dem Schleier des Geheimniſſes verhüllt, nein, mit direkter Verletzung des Konſtitutions-Paktes wurden ſie den Repräſentanten der Nation bewilligt.

Aber die engliſchen Miniſter verſtanden es auch meiſterhaft, dem irländiſchen Volke das Geld zu dieſen Freveln zu entlocken, und dennoch geht aus dem Zeugniſſe Plowden's hervor, daß weder das Monopol der öffentlichen Aemter, noch jene enorme Maſſe von jährlichen Zuſchüſſen hinreichte, um die Freiheit des Votums vollſtändig zu vernichten. Mit gierigen Händen wurde noch in den öffentlichen Schatz gegriffen, je nach Zeit und Verlegenheit, und kein Vice-König konnte Irland verlaſſen, ohne ſeinem Amts-Nachfolger ein Deſizit von 2 — 300,000 Pfd. Sterl. zu hinterlaſſen. Und als endlich alle Hülfsmittel erſchöpft waren, wurde eine Auktion von Pairieen eröffnet und das daraus gewonnene Geld zur Beſoldung der Volks-Repräſentanten verwandt.

Im Jahre 1794 wurde Lord Fitz-William zum Lord-Lieutenant ernannt und ihm der Auftrag ertheilt, die katholiſche Emancipations-Bill zu begünſtigen, worauf denn Grattan ſogleich den 12. Februar 1795, nachdem er ſich der miniſteriellen Zuſtimmung verſichert hatte, die Befreiungs-Bill einreichte. Große Freude verbreitet ſich im Lande, die religiöſe Eiferſucht erliſcht, und Alles lächelt einer verſöhnenden Zukunft entgegen.... da wird Lord Fitz-William plötzlich zurückberufen und Lord Camden mit ſchnurſtracks entgegengeſetzten Prinzipien zu ſeinem Nachfolger ernannt. Und welche Rolle ſpielte hierbei das Parlament? Als Grattan eine Anfrage wegen der Gründe, welche die Zurückberufung Lord Fitz-William's nöthig gemacht hätten, beantragte, wurde ſeine Motion von derſelben Majorität des Parlaments zurückgewieſen, welche ein Jahr vorher, dem miniſteriellen Impulſe folgend, jene vom Vice-König ſanctionirte Maaßregel gebilligt und mit Wärme unterſtützt hatte. Das Haus der Gemeinen in England gerieth zwar in Bewegung über dieſe alles Recht verhöhnende Politik, aber Pitt erhob ſich und that den engliſchen Geſetzgebern zu wiſſen, daß ſie ſich um die irländiſche Politik gar nicht zu kümmern hätten. Das irländiſche Parlament allein, fügte er mit heuchleriſcher Hochachtung für die neuen Geſetze hinzu, hat das Recht, ſich mit den Angelegenheiten ſeines Landes zu beſchäftigen. Freilich hatte Pitt, nach Walpole'ſcher Manier, die Majorität des Parlaments in ſeiner Börſe.

Anfangs trat das irländiſche Parlament jährlich neu zuſammen, ſpäter wurden die Neuwahlen ſeltener, endlich dehnte man ihre Dauer auf die ganze Zeit der Regierung aus, unter welcher ſie begonnen hatten. Auf dieſe Weiſe brauchte man ja die Stimmen nur beim jedesmaligen Beginn einer neuen Regierung zu erkaufen; berauſchende Feſtlichkeiten begrüßten die neuen Repräſentanten, und der einfältige Enthuſiasmus des Volkes erleichterte dergleichen Transactionen und verringerte die ſie begleitende Schande.

Aber auch dieſes Syſtem bekam man bald überdrüſſig. Unter Georg III. wurde das Parlament auf acht Jahre ernannt, mit der Bedingung, ſich zweijährlich zu verſammeln. Das war allerdings nicht ſehr ökonomiſch; denn alle acht Jahre entfernte eine neue Wahl den größten Theil der erkauften Deputirten, eine neue Reihe derſelben mußte beſtochen werden, und Irland, welches alle dieſe Unkoſten beſtreiten mußte, verlor dabei mehr Geld, als ihm die parlamentariſche Freiheit einbrachte. Eine wahrhafte und mächtige Ariſtokratie, ein eingeborener und kräftiger Adel hätte dieſem himmelſchreienden Unfug wohl ſteuern können, aber das irländiſche Oberhaus, aus lauter Edlen zuſammengeſetzt, welche nicht in ihrem Heimathlande reſidirten, ſondern ihr Geld und ihre Kräfte in den ſinneberauſchenden Schwelgereien Londons vergeudeten, beſaß keinen Einfluß, keinen Kredit und genirte die Abſichten der Regierung nicht im Geringſten. Der Vice-König ſtand mit den irländiſchen Lords nur in zwiefachem Bezuge; ſie verherrlichten ſeine Feſten; drängten ſich um ihn, wenn es galt, eine neue knechtiſche Demonſtration an den Tag zu legen, und war der Fonds zu den Penſionen erſchöpft, dann bot er ihre geſchändeten Titel feil. Treffend bezeichnet Grattan dieſen Handel mit den Worten: Die Miniſter verkaufen die Prärogativen der Krone, um dafür die Privilegien des Volkes einzukaufen.

Dieſer Art war das Parlament von 1782, welches auch ſo nicht einmal das ganze Land repräſentirte, da die Katholiken bei den Wahlen kein Stimmrecht beſaßen und vom Parlamente ausgeſchloſſen waren. Im Jahre 1792 wurde ihnen zwar jenes Recht, aber nicht das der Wählbarkeit eingeräumt. Was Wunder alſo, daß bei einem ſolchen Zuſtande der Dinge die Civiliſation keine Fortſchritte machte, der Wohlſtand ſank, der innere Frieden geſtört wurde, kurz, daß Schandthaten und feſſelloſe Gräuel überall in Irland ihr Spiel trieben? — Und doch blickten die Engländer nur mißtrauiſch auf das irländiſche Parlament, um ſo mehr, als bei dem erklärten Wahnſinn Georgs III. die Natur der der Regentſchaft einzuräumenden Macht in beiden Parlamenten verſchiedene Anſichten zu Tage förderte. Da gab es kein mezzo termine, und unabſehbare Schwierigkeiten ſtanden bevor, wenn beide Parlamente auf ihren Meynungen beharrten — zum Glück genas der König.

Aus dieſem Beiſpiele kann man lernen, wie in gewiſſen Fällen wenigſtens die Niederhaltung eines politiſchen Körpers, die Erwerbung der Majorität für ſchönes Geld, mit einem Wort, wie die Beſtechung zu einer abſoluten Nothwendigkeit ſich geſtalten kann. Wollten die Miniſter nicht klar und einfach in eine Trennung beider Staaten willigen, ſo mußten ſie, ob durch die Staats-

Digitized by Google

raiſon gebilligt oder nicht, zu den oben beſprochenen, unmoraliſchen Hülfsquellen ihre Zuflucht nehmen: freilich für gründlich rechtſchaffene Menſchen eine harte Nothwendigkeit, aber für die gewöhnlichen Politiker von keinem Belang.

So mußte denn die Herſtellung der Union wegen der traurigen Zuſtände, denen ſie ein Ende machte, ſelbſt unter den Irländern, welche es mit ihrem Vaterlande ehrlich meynten, Anhänger finden, und wirklich wurde ſie von vielen Seiten mit Begeiſterung aufgenommen.

Um jene Zuſtände recht zu würdigen und den Einfluß zu begreifen, den Frankreich darauf ausübte, darf man nur die Memoiren Wolfe Tone's leſen, welcher als diplomatiſcher Agent der Irländer beim Direktorium fungirte. Da erſieht man, mit welchen Hoffnungen er das republikaniſche Gouvernement gewiegt hatte, und wie er ihm die lockende Ausſicht eröffnete, England ins Herz zu treffen, wenn Frankreich die irländiſche Bevölkerung gegen jenes Land aufwiegeln wollte. Aus dieſen Memoiren ſtellt ſich ferner heraus, daß nach der unglücklichen Expedition Hoche's (1796) Bonaparte im Begriffe ſtand, anſtatt nach Aegypten ſich einzuſchiffen, jene Expedition zu erneuern. Daß er den Plan aufgab, lag wohl nur an dem poetiſchen Schwindel, welcher ihn ſo oft erfaßte und auch diesmal den Sieg über die Berechnungen ſeines Haſſes gegen England davontrug. Vielleicht dürfen wir auch der Anſicht eines franzöſiſchen Schriftſtellers beitreten, daß Napoleon für die „vereinigten Irländer", welche ſich Brüder und Freunde der Jakobiner nannten, wenig Sympathie empfand. *)

Nach vergeblichem Hoffen alſo brachen die Irländer endlich los, aber die günſtigſte Zeit war verloren; die Befehlshaber waren uneinig geworden, Jeder verfolgte ſeine eigenen Zwecke und von den Andern verſchiedene Abſichten. So gab es keinen Kampf, ſondern von Seite der Rebellen nur einzelne unregelmäßige Angriffe, und von Seite Englands einen wilden Sieg, kaltblütiges Gemetzel, Verletzung aller Rechte, Vergeſſen jeder Mäßigung. Gordon, Edward Hay, Thomas Moore haben dieſe Gräuel beſchrieben; nur einige derſelben mögen hier ihren Platz finden.

In Wexford hatten die rebelliſchen Katholiken ein Volks-Tribunal niedergeſetzt, deſſen Verurtheilungen (20. Juni 1798) auf der Stelle durch Ertränkung, gleichwie zu Nantes, vollſtreckt wurden. — In derſelben Stadt wurde nach dem Siege der Engländer ein Kriegsgericht niedergeſetzt, welches auf die unbilligſte, brutalſte Weiſe ſeine Schlachtopfer ſich erkor und ruhig mit anſah, wie die Soldaten die Leichname der Verurtheilten ſchändeten und verſtümmelten. Bevor ſie dieſelben in den Fluß ſtürzten, ſchnitten ſie ihnen die Köpfe ab und nagelten ſie an die Mauern des Tribunals; die halbtodten Gehängten brachten ſie wieder zu ſich, um ſich noch ein zweites Mal das Schauſpiel ihres Todeskampfes zu bereiten. — Die achtbarſten Perſonen wurden auf den Schein eines Beweiſes hin verurtheilt, je nach dem Gutdünken des Hauptmanns, der ſie im Lande für überflüſſig erklärte. Das Land ſelbſt wurde verheert, geplündert, die Erndten wurden vernichtet, und das irländiſche Volk wurde zu einer zweijährigen Hungersnoth verurtheilt. Gordon berechnet die Zahl der von beiden Parteien damals Umgekommenen auf 30,000 Menſchen und den Schaden auf 20 Millionen Thaler.

*) Ich weiß, was ſie wollen, ſagte er zu Wolfe Tone, indem er von den franzöſiſchen Revolutionären ſprach, ſie möchten gern der Herrſchgier von 30 oder 40 Individuen über den Leichen von 3 — 4 Millionen Menſchen einen Thren errichten.

(Fortſetzung folgt.)

Die gefangene tſcherkeſſiſche Fürſtin.

Unter den Gefangenen die wir, ſagt ein Berichterſtatter über den Tſcherkeſſenkrieg, auf dem früher geſchilderten Streifzuge gemacht hatten, befand ſich ein junges Mädchen aus der Familie eines der bedeutendſten Häuptlinge der Abaſechen. Dieſe erhielt beim Rückzug ihr eigenes Pferd und einen zuverläſſigen Tſcherkeſſen zum Führer, dem der General die Obhut ſeiner Gefangenen dringend auf die Seele band. Die ganze Geſtalt des Mädchens war von einem großen weißen Tuch umhüllt, ſo daß nichts von ihr ſichtbar war, als ihre großen blauen Augen, die ſie oft wehmüthig nach den Bergen zurückwandte. Ihre Umgebung würdigte ſie keines Blickes, und ſchien keineswegs niedergeſchlagen, ſondern ritt in ſtolzer Haltung ſchweigſam den andern Gefangenen voraus. Ihr Benehmeu fiel dem General auf; er traute der Schönen nicht, und befahl dem Führer nochmals, ſie nicht einen Moment aus den Augen zu laſſen. Nachdem wir mehrere weniger bedeutende Bergſtröme glücklich hinter uns hatten, kamen wir an die Chodſe, deren ſtark angeſchwollener Strom ſeine hochſchäumenden Wogen brauſend ins Thal hinabrollte. Mit Mühe ward eine Furt gefunden, wo das Waſſer den Pferden nur bis zur Mitte des Sattels reichte. Die Vorhut kam glücklich hinüber; als aber die Artillerie folgte, fielen ein Pulverkarren und eine der Kanonen ins Waſſer. Es koſtete mehrere Stunden angeſtrengter Arbeit dieſe wieder heraus und ans andere Ufer zu ſchaffen. Inzwiſchen war weiter oben eine zweite Furt gefunden worden, wo man, um nicht unnöthigerweiſe noch mehr Zeit zu verlieren, alsbald die Gefangenen hinüberbrachte. Wir blieben an der untern Furt, und unſere Aufmerkſamkeit war noch auf die geſunkene Kanone gerichtet, als wir einen kurzen Schrei vernahmen und gleich darauf einen weißen und hinter dieſem einen dunkeln Körper blitzſchnell auf der ſchäumenden Fluth vor uns vorbeiſchießen ſahen. Es waren die Abaſechenfürſtin und ihr Führer. Sie hatte ſich mitten im Strom vom Pferd ins Waſſer geſtürzt. Glücklicherweiſe theilte ſich die Chodſe ein wenig weiter abwärts in zwei Arme, deren einer, in welchen die Schwimmenden getrieben wurden, ſo ſeicht war, daß der Tſcherkeſſe mit den Füßen Grund faſſen und ſo ſich ſelbſt und die ihm Anvertraute retten konnte. Er war dem Untergang ſchon ſehr nahe geweſen, denn als er die Schwimmende einholte und ergreifen wollte, ſtieß ſie ihn heftig zurück und wollte ihn, als er nicht abließ, mit ſich in die Tiefe ziehen; es gelang ihm mit Mühe ſich loszumachen und die Widerſtrebende an ihren langen Haaren feſtzuhalten. Nachdem der Tſcherkeſſe Grund gefaßt hatte, ward ſie von jener ſeichten Stelle aus ans andere Ufer hinüber geſchafft. Hier ſtand ſie nun wie eine Herme, ohne Schleier, die Hände auf der Bruſt gekreuzt, das naſſe Gewand feſt an ihrem Körper anliegend — ein wunderſchönes Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen, blond, bleich bewegungslos, nur daß ſie von Zeit zu Zeit das triefende, um die Schultern herabhängende Haar mit der Hand aus der Stirne ſtrich. Es war ein unvergeßlicher Anblick; und trotz der großen Aufregung nach ſo mancher kaum überſtandenen Gefahr herrſchte plötzlich die größte Stille im ganzen Kreiſe der Männer, der ſich um das ſchöne Heldenmädchen verſammelt hatte. Nachdem General S. eine Weile ſtumm die Augen auf ſie geheftet hatte, wandte er ſich an einen der uns ergebenen Häuptlinge und fragte ihn, wie viele ruſſiſche Gefangene der Feind wohl für das Mädchen geben würde. „Sechs" war die Antwort. — „Nimm ſie und bring mir die Ruſſen morgen." Der Häuptling drückte ſeine rechte Hand an die Stirne und küßte ſie — der gewöhnliche Gruß der Tſcherkeſſen. Dann ſchwang er ſich auf ſein Pferd, ließ die Freigegebene auf ein anderes heben, ergriff deſſen Zügel und führte ſie wieder zurück über den Fluß. Von ihr — kein Blick des Dankes; nur als ſie ſich zum Wegreiten wandte, maß ſie mit ihren ſchönen Augen den Geueral von Kopf bis zu den Füßen, und wieder eingehüllt verſchwand ſie bald unſern Blicken. Die ſechs ruſſiſchen Gefangenen murdeu, wie ſichs nach dem gegebenen Wort des Häuptlings von ſelbſt verſtand, am nächſten Morgen richtig abgeliefert.

Die ruſſiſchen Verbannten.

Die Verbannten belegt man in Sibirien, und namentlich in Tobolsk, mit der mildernden Benennung der „Unglücklichen." Den Staats- und Majeſtätsverbrechern werden ihre neuen Wohnſitze

Digitized by Google

ſtets weiter nach Oſten oder gegen Norden, nach dem Eismeer zu, angewieſen, und in Tobolsk, einer weſtlichen Stadt, trifft man daher nur ſolche, welche wegen Veruntreuungen, und überhaupt wegen eines Privatverbrechens verbannt wurden. Alle „Unglücklichen“ leben innerhalb der Stadt in völliger Freiheit, nur Einzelne der neu Angekommenen werden durch Polizeidiener zu Bußübungen in den Kirchen gezwungen. Die älteren treiben dergleichen zum Theil aus eigenem Hange und aus Ueberzeugung. Sie gehen von moskowitiſchem Luxus zu ſibiriſcher Einfachheit oft mit wahrhaft männlichem Geiſte über, laſſen Bart und Haupthaar wachſen, und das Leben der Bauern und Koſacken ſcheint ihnen viel erträglicher, als ſie früher wohl glaubten. So iſt es denn begreiflich, daß ſchon bei den Kindern, welche ſie oftmals in neuen Ehen mit den Sibirierinnen erzeugen (denn die alten ſind rechtlich durch die Verbannung gelöst, und keine Frau braucht ihrem Manne über den Ural zu folgen); die Spuren des bedeutenden Glückswechſel durchaus verſchwinden, und daß die Söhne ruſſiſcher Adeligen ſich vor den anderen ſo wenig auszeichnen, wie die Abkömmlinge tatariſcher Fürſtengeſchlechter. Nur verbannte Juden widerſtehen den Einflüſſen ihrer neuen Umgebung länger und erfolgreicher. Sie ſprechen ſämtlich deutſch. — Manche von denen, welche an dem mißlungenen Aufſtande bei der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus betheiligt waren, ſind nach Sibirien verbannt worden und leben ſeitdem im Lande zerſtreut. In Bereſow befindet ſich der Reitergeneral Graf Gorskji und die Hauptleute Focht und Tſchernilow. Bei Staatsfeſten tragen ſie europäiſche Ueberröcke, um die Spuren ehemals aufgenäheter Orden zu zeigen! Es waren übrigens dort ſehr verſchieden geſtimmte Männer nach einerlei Schiffbruch auf demſelben Brette vereinigt. Nur den zwei jüngeren war der Muth gebrochen. Den ältern und härtern Kriegsmann Gorskji hatte ein tollkühner Hang zu verzweifelten Schlachten berauſcht. Von den Verſchwornen theils ungekannt, theils verachtet, trat er erſt am Tage der Entſcheidung in ihre Reihen. Zu Bereſow war ihm Alles genehm, nur nicht die Hinderniſſe, welche der hohe Norden dem Reiterleben entgegenſetzt. Er unterrichtete indeß zum Zeitvertreib Koſaken im kunſtgerechten Reiten. Einige andere lebten ganz einſam und ſtill mit ihren wackern Frauen, welche Ihnen in die Einöde gefolgt waren. Daß politiſche oder irgend welche Verbannte für Rechnung des Staates zum Zobelfange oder überhaupt zur Jagd gezwungen wurden, wie man vielfach behaupten hört, iſt ungegründet. Die, welche zu Zwangsarbeit verurtheilt ſind, ſieht man nur in den uraliſchen oder nertſchinskiſchen Bergwerken und einigen Fabrikanſtalten beſchäftigt. Mehrere, ſpäter nach Tobolsk verſetzte Umtriebler hatten bereits in Nertſchinsk ein härteres Strafjahr verlebt. Alle übrigen und bei Weitem die Mehrzahl ruſſiſcher Verbrecher werden zur Anſiedlung verwieſen und, in ſo fern ſie der arbeitenden Klaſſe angehören, zu ſelbſtthätiger Ernährung, jedoch ſo, daß ihnen, wenn ſie früher Leibeigene waren, nunmehr in jeder Beziehung die Lebensverhältniſſe freier weſteuropäiſcher Landleute zu Theil werden. Staatsverbrecher aber, welche auch in Rußland meiſt jenen Ständen angehören, welche an keine Handarbeit gewöhnt ſind, werden zur Anſiedelung nur in die Städte Sibiriens geſchickt, weil es dort leichter iſt, ihnen den auf Staatskoſten verliehenen Lebensunterhalt zu ſichern.

Amerikaniſche Naturſcenen.

(Aus Cooper's „Wandotte, or the hutted knoll“.)

II. Eine neue Anſiedelung.

Nachdem man den Forſt gelichtet hat, bleiben ſtets die Ueberreſte deſſelben eine Menge unförmlicher Stämme, verdorrter Bäume und häßlicher Stoppeln ſichtbar, die gewöhnlich erſt nach einem Vierteljahrhundert verſchwinden und in manchen Gegenden ſelbſt nach einer doppelt ſo langen Periode angetroffen werden. Dieſen Uebelſtand hatte jedoch der Capitain Willrughby dadurch vermieden, daß er ſich auf den Anbau der Stelle beſchränkte, deren Reinigung bereits von den Bibern begonnen worden*) und von wo die Zeit und der Lauf der Natur, lange vor ſeiner Ankunft jeden verletzenden Gegenſtand entfernt hatte. Hier und da waren zwar einige Morgen auf feſterem Boden am Rande der Niederungen gelichtet, wo man Scheunen und Vorrathskammern erbaut und Obſtgärten angelegt hatte; um aber die Harmonie des Ganzen zu bewahren, hatte der Capitän alle Baumſtämme herausreißen und verbrennen laſſen, wodurch dieſe Stellen dieſelbe Miene vollendeter Kultur erhielten, welche die Felder des niedrigeren Landes auszeichneten. Nach dieſer Waldſcene müſſen wir den Leſer in eine Zeit verſetzen, die in den fröhlichen Maimonat etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang fallen mochte. Der Sommer war frühzeitig eingetreten, und da die Biber-Meierei, oder wenigſtens der angebaute Theil derſelben, ſich einer niedrigen und geſchützten Lage erfreute, ſo war die Vegetation weit mehr vorgeſchritten, als ſie gewörnlich um dieſe Zeit in der von uns beſchriebenen Berg-Region zu ſeyn pflegt. Die Wieſen grünten mit verworrenem Graſe, der Weizen und der Roggen glichen dem reichſten Sammet, und das friſche und reife Anſehen der gepflügten Felder gaben Zeugniß von einer ſorgfältigen Bebauung und einem fruchtbaren Erdreich. Das Strauchwerk, welches der Capitain nach engliſcher Art in großer Menge angepflanzt hatte, ſchoß bereits ſeine Blätter hervor, und ſelbſt der Wald begann ſchon, ſeine finſteren Tiefen in das zarte Laub eines amerikaniſchen Frühlings zu hüllen. Die Gegend des Teichs war ein Wunder ländlicher Schönheit. Alles Rauhe und Unebene war verſchwunden, und das Ganze ſtellt ein breites, maleriſch geformtes Baſſin vor, deſſen Umriſſe im Allgemeinen von der Natur gezeichnet waren — einer Künſtlerin, die ſich ſelten in ihren Wirkungen irrt. Die Niederung war durch Gatterzäune in Felder abgetheilt, da der Capitain es ſich zur Regel gemacht hatte, alle ungezähmten Thiere von ſeinem Landgute fern zu halten. Die Scheunen und Nebengebäude waren ſauber und an paſſenden Stellen errichtet, und die drei oder vier Wege oder Pfade, die zu ihnen führten, durchkreuzten die Ebene in ſo anmuthigen Windungen, daß ſie nicht wenig zur Verſchönerung der Landſchaft beitrugen. Hier und dort war ein Blockhaus halb im Walde begraben ſichtbar — die Wohnungen der Arbeiter, die zufrieden ſchienen, ihr Leben dort zuzubringen. Da ſich die meiſten dieſer Leute verheirathet hatten und Familienväter geworden waren, ſo hatte ſich die ganze Kolonie, mit Einſchluß der Kinder, bis weit über hundert Seelen vermehrt, unter welchen ſich dreiundzwanzig rüſtige Männer befanden.

*) Die Biber ſind in Amerika ſehr zahlreich; die niedrigen Ufer der Flüſſe und Seen werden oft von ganzen Schaaren dieſer kunſtfleißigen Thiere bevölkert, welche förmliche Kolonien bilden. Eine ſolche wird unter Anderem in dem „letzten Mohikaner“ beſchrieben.

Der Spieler.

Der franzöſiſche Oberarzt im Bagno zu Toulon, Lauvergne, hat ein, in Leipzig bei Fleiſcher überſetzt herausgekommenes, äußerſt merkwürdiges Buch herausgegeben: „Die letzten Stunden und der Tod in allen Klaſſen der Geſellſchaft.“ Darin handelt das 3te Kapitel von der Spielwuth, und hier heißt es unter Anderm ſo:

Der Spieler treibt ein wagehalſiges Gewerbe, darum verliert Jeder, der ſich ihm ganz hingegeben hat, die gute Natur, die er vielleicht hatte und wird ſelbſtſüchtig, menſchenfeindlich und herzlos. Gemeine Naturen führt das Spiel in's Zuchthaus, edlere zum Selbſtmord. Seit 20 Jahren zählte ich über 600 mir bekannte Perſonen, die dem Spiel als Todesopfer fielen, zum großen Theil ehedem reiche und hochgeſtellte Leute. Bemerklich iſt, daß die letzten Worte eines Spielers, der zum Selbſtmörder ward, nie ein Wort von Gott, von Religion oder von Reue über ſein thörichtes Leben enthalten: er ſtirbt als Wahnſinniger in Folge einer unbändigen Leidenſchaft. Der ruinirte Spieler, der ſeine Verluſte zu

Digitized by Google

überleben vermochte, und nun von Almoſen oder einem niedrigen Gewerbe lebt, leidet lange Zeit von der Verachtung derer, die er in's Unglück geſtürzt hat, und nicht minder von ſeinem Gewiſſen. Hier Einiges aus dem Selbſtgeſtändniß eines Spielers, den ich einſt an einer krebsartigen Wunde auf dem Herzen behandelte, und den ich in einem elenden Dachkämmerchen traf, das ihm einer ſeiner glücklicheren Mitſpieler aus Mitleid eingeräumt hatte. „Sehen Sie", ſprach er, „dieſe Wunde iſt Folge meines Spiels. Wenn ein Spieler auf eine Karte geſetzt hat, und nun von dieſer ſein Loos erwartet, ſo fühlt er, wie ſein Herz zerſpringen will, und drückt es mit der rechten Hand zuſammen. Ich that aber noch mehr: wenn meine Karte noch immer nicht kommen wollte, ſo packte es mich unwillkührlich, meine eigenen Nägel wühlten ſich in meine Haut ein; Zeit, mich heilen zu laſſen, hatte ich nie; täglich kratzte ich die Wunde wieder auf und fühlte mit einer Art von Wolluſt das warme Fleiſch und Blut an meinen eiskalten Fingerſpitzen. Wiſſen Sie, was ein wahrer Spieler iſt? er iſt der leibhaftige Teufel. Er hat weder Seele noch Herz. Karten und Gold, das iſt der Kreis, in welchem er handelt, denkt und ſich bewegt. Der Spieler hängt an gar nichts; ich weiß Einen, der mit dem Dolche in der Hand ſeinen Vater zwang, ihm Geld zu geben; einen Andern, der um Geld ſeine Frau wiederholt preisgab. Ich könnte Ihnen 30 nennen, die mit mir zugleich das ſchlechte Leben anfingen, und die jetzt entweder im Zuchthaus ſitzen oder hingerichtet ſind. Der ganze Unterſchied zwiſchen mir und jenen iſt, daß jene, als ſie kein eigen Geld mehr hatten, um fortzuſpielen, ſtahlen und mordeten, — ich dagegen am Rand des Abgrundes anhielt. Gute Lehren von der Heimath und von meiner erſten Kommunion haben mich vor einem größern Unglück, als die Armuth iſt, bewahrt. Zum Spieler war ich geboren, täglich ſah ich meine alten Eltern ſpielen; als ich nun etwas lernen ſollte, hatte ich ſchon keine Luſt mehr zur Arbeit. Große Spieler ſind alle faul. Indeß blieb mein Hang ſo lang unterdrückt, als meine Mutter mich noch in die Kirche führte; wie ich einmal vom Hauſe weg und des Beichtvaters los war, wurde ich ſchnell ein vollendeter Spieler."

Endlich noch etwas aus dem Bekenntniß, das ein Spieler auf der Galeere einem Arzte ablegte: „Wenn Gott in den Herzen der Menſchen lieſt, ſo wird Er recht gut wiſſen, daß ein Spieler keine Viertelſtunde ſeines Lebens rechte Treue und Glauben hatte. Ich habe es auch dem Prieſter geſagt, als er mir von Glauben und Reue vorredete, daß ich nie das Eine oder das Andere gekannt habe; ſie zu lernen, iſt es zu ſpät, und Gott wird ſich nicht betrügen laſſen. Wenn Er mir verziehe, wäre er nicht gerecht!"

Möchte das genannte Buch viele Leſer finden, die es beherzigen und die Wege des Todes und der Hölle unter ſich meiden. (Sprüche Sal. 7. 8. 9.)

Pot-Pourri.

Ein gefährlicher Räuber.

Gegen das Ende des Februars d. J. entſprang ein Sträfling, Namens Gianno Coltroni aus der Feſtung Auguſta in Sicilien und ſtellte ſich an die Spitze einer zahlreichen Räuberbande. Er und die Seinen plünderten alle Reiſenden, die ohne Bedeckung ihren Weg durch die Gegend zwiſchen Palermo und Carini nahmen. Die Regierung ſetzte Truppen in Bewegung, um dieſe Bande aufzureiben und ſich ihres Anführers zu bemächtigen; aber vergebens. Gegen Ende Oktobers erſchienen einige Männer in Mönchskleidung im Franziskanerkloſter bei Palermo und baten um Obdach. Es ward ihnen bewilligt, und zugleich ward ihnen eine Mahlzeit vorgeſetzt. Während ſie aßen, erſchien der Obere des Kloſters, betrachtete ſeine Gäſte und fand, daß das Signalement Coltroni's genau auf einen derſelben paßte. Sofort ſchickte er einen Mönch nach Palermo, um Soldaten zu holen. Die Soldaten kamen an und umringten das Kloſter. In demſelben Augenblick brach Feuer in einer Vorrathskammer des Kloſters aus. Es entſtand eine große Verwirrung und während Alle ſich beeiferten zu löſchen, verſchwanden die Gäſte. Am folgenden Morgen fand man den Mönch, welcher die Soldaten geholt hatte, in der Nähe des Kloſters erdroſſelt, und an ſeinem Hals einen Zettel, worauf mit Bleiſtift geſchrieben ſtand: „Lohn des Verräthers."

Ein Angedenken.

Der berühmte Montesquieu wurde im Jahre 1728, während ſeines Aufenthaltes in Rom, dem heiligen Vater vorgeſtellt. Benedict XIV., der des gelehrten Mannes Geiſt und Schriften liebte, ſagte ihm bei der Abſchieds-Audienz: „Mein lieber Herr v. Montesquieu, ich wünſche, daß Sie aus Rom ein kleines Andenken meiner Freundſchaft mit ſich nehmen." — Montesquieu, im Glauben, der heilige Vater wolle ihm vielleicht einen ſeiner damals in Mißkredit gerathenen Orden ſchenken, erſchrak. — „Weßhalb erſchrecken Sie darüber?" fragte Seine Heiligkeit. „Ich achte und liebe Sie, und deßhalb ſchenke ich Ihnen und Ihrer Familie für's ganze Leben die Erlaubniß, während der Faſtenzeit Fleiſch eſſen zu dürfen." — Montesquieu dankte dem heiligen Vater und ſagte ihm Lebewohl. Ein Sekretär führte ihn hierauf in die Kanzlei. — Hier, wo man die päpſtlichen Bullen ausfertigt, überreicht man ihm einen Dispens, für deſſen Stempel und Taxe Montesquieu nahe an hundert Scudi bezahlen ſoll. Was thut er? Er gibt dem Sekretär das Brevet zurück und ſagt ihm: „Wozu brauche ich einen ſchriftlichen Dispens? Der heilige Vater iſt ein honnetter Mann, auf deſſen mündliches Verſprechen ich mich verlaſſen darf."

Das Diner

iſt für den Gourmand ein Stück Weltgeſchichte, das in drei Haupt-Epochen zerfällt: Erſte Epoche: Vom Erſcheinen der Suppe bis zum Verſchwinden des Rindfleiſches. Zweite Epoche: Von der Invaſion des Gemüſes bis zur Einſetzung des Bratens. Dritte Epoche: Von der Entthronung des Bratens bis zur Krönung des Deſerts. Jeder dieſer Epochen ließe ſich ein ausführliches Capitel widmen; ich gebe nur die Grundriſſe derſelben. Die Suppe iſt die Ouvertüre des Diners. Eine Mahlzeit ohne Suppe iſt ein Buch ohne Titelblatt, wie umgekehrt eine Suppe ohne Mahlzeit ein Titelblatt ohne Buch iſt. Das Rindfleiſch iſt die Baſis eines Diners. Eine Mahlzeit ohne Rindfleiſch iſt ein Haus ohne Grund, ein Faß ohne Boden, eine Wieſe ohne Gras. Suppe iſt das Subjekt, Rindfleiſch das Prädikat und Gemüſe die Copula, die das Rindfleiſch mit dem Braten verbindet. Das Deſert iſt der Schlußpunkt des Diners. Eine Mahlzeit ohne Deſert iſt ein Lied ohne Refrain, ein Epigramm ohne Spitze.

Saphiriana.

Eine Maske, in der Geſtalt des Jupiter, ging Saphir nach, hielt ihn endlich an und verſuchte es, ihn zu hänſeln. Er hörte ihr einige Zeit lächelnd zu und ſagte dann: „Ich bin überzeugt, Du biſt der wirkliche Jupiter!" — „Wie ſo?" fragte die Maske. — „Nun," ſagte Saphir, „weil die Weisheit aus Deinem — Haupte entſprungen iſt!"

Der Redakteur eines kleinen Blättchens in B** ſagte ihm: „Sie ſchreiben für Geld, ich aber ſchreibe für die Ehre!" — Saphir antwortet lächelnd: „Jeder arbeitet für das, was ihm fehlt!"

Ein Compoſiteur, deſſen Product im „Humoriſten" getadelt wurde, traf ihn auf der Straße und ſagte: „Die Zeit wird ſchon einmal kommen, wo ich Sie in Wuth ſetzen werde!" — „Setzen Sie mich in, was Sie wollen," erwiederte Saphir, „nur nicht in Muſik!"

Ein arroganter Sänger, der ſich von einer Kritik verletzt fühlte, ſagte zu Saphir: „Ich habe alle Stimmen für mich, und ſo kann mir die Ihrige gleichgültig ſeyn!" — „Das iſt wahr," verſetzte Saphir, „Sie haben alle Stimmen für ſich, und nur eine gegen ſich, die Ihrige!" —

Digitized by Google

Nro. 71.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das irländiſche Parlament und die Union. — Humoriſtiſche Vorleſung. — Die Ankunft in Rußland. — Der blinde Uhrmacher. — Pot-Pourri.

Das irländiſche Parlament und die Union.

Ein hiſtoriſcher Rückblick.

(Fortſetzung.)

Es ſey vergönnt, hier Einiges über die Union-Bill einzuſchalten. Der erſte Artikel dieſes Geſetzes beſtimmt, daß vom Jahre 1801 (1. Januar) ab und für ewige Zeiten Großbritannien und Irland nur ein einziges Königreich bilden ſollten. Aber wer wüßte nicht, was in der Politik der Ausdruck „auf ewige Zeiten“ beſagen will? Er iſt lächerlich, kindiſch, unpraktiſch. Die britiſche Konſtitution ſelbſt iſt nur ein nach Zeit und Bildungsbedürfniſſen des Volkes hergeſtelltes, verbeſſertes, vergrößertes Gebäude. — Ein Artikel dieſer Konſtitution verbot den Beamten der Krone „für immer“, einen Sitz im Parlament einzunehmen. Dieſer Artikel iſt geſtrichen. — Bevor das Inſtitut der Geſchworenen eingeführt worden, verlangte die Konſtitution, daß man jedes Urtel verſchiedenen, durch das gothiſche Geſetz erdachten Proben unterwerfe. Sie gebot es und gebot es auf ewige Zeiten. — Die Forſtgeſetze, welche ſo viele Grafſchaften bedrückten, um Einzelnen das Jagdvergnügen nicht zu ſchmälern, bildeten einen weſentlichen Theil der Konſtitution, und die Strafe der Uebertreter wurde als wohl verträglich mit derſelben angeſehen. Wie ſteht es jetzt? Wie wird es morgen damit ſtehen? — Der Gebrauch des lateiniſchen in den Liturgieen, das Recht der Krone auf alle Ländereien, die gleiche Theilung des Vermögens unter die männlichen Nachkommen waren ehemals konſtituionelle Rechte, heute iſt die Primogenitur an die Stelle der letzteren getreten. Wird dieſes Recht ewig fortbeſtehen?

Es iſt wohl anzunehmen, daß, als England dem erſchöpften Irland die Unions-Bill abnöthigte, es ſich nicht im Stande fühlte, auf rechtmäßigem Wege eine freiwillige Entſagung zu erlangen. England fühlte das Gewicht ſeiner Ungerechtigkeit und ließ dies in ſeinem Verfahren nur gar zu ſehr durchblicken.

Der chief-justice Buſhe, deſſen gewichtigem Worte gewiß kein Menſch die gebührende Anerkennung verſagen wird, erklärt, daß die gemeinſte Beſtechung, die gehäſſigſten Künſte angewandt wurden, um die Union durchzuſetzen. So lange über die Bill im Parlament verhandelt wurde, war die habeas corpus-Akte ſuspendirt, ſo daß die Freiheit jedes Irländers vom Gutdünken der Regierung abhing. Kriegsgerichte wurden an verſchiedenen Orten errichtet, welche ohne geſetzliche Formen aburtheilten und mit außerordentlicher Strenge jeden Schein eines Widerſtandes beſtraften. Keine öffentliche Verſammlung, außer den von der Regierung erlaubten, durfte gehalten werden, das Geſetz wurde vor Aller Augen verachtet, die Konſtitution verletzt, der Despotismus mit aller Strenge gehandhabt. Alle dieſe Einſchüchterungsmittel jedoch waren nur auf das Volk berechnet, im Schooße des Parlaments verfuhr man auf ganz andere Weiſe. Die ſeit jener Epoche veröffentlichten Dokumente thun dar, daß 1,275,000 Pfd. Sterl. (8 Millionen Thaler) auf den Ankauf von Flecken und ungefähr 1 Mill. auf Geldbeſtechungen verwendet wurden. 20 Pairieen, 10 Biſchofsſitze, 1 chief-justiceship, 6 puisne-justiceships gab man hin, um die der Union günſtigen Stimmen zu erkaufen, außer den Stellen im Finanzweſen, in der Armee und der Marine, welche eben ſo öffentlich und gleichſam nach einem offiziellen Tarif vertheilt wurden. So wurde jenes Stimmgeben ein Gewerbe, welches das Glück, die Zukunft des Stimmgebers begründete, und von dieſem Geſichtspunkte aus vertheidigten die reichen Gutsbeſitzer Irlands ihr Wahlrecht, was die Regierung freilich ganz beſonders zu loben ſich veranlaßt fühlte. Nach längerer Diskuſſion wurde eine Entſchädigungs-Summe von 15,000 Pfd. ein- für allemal denen zuerkannt, welche in Folge der Unions-Akte ihre politiſchen Privilegien verlieren würden. Und dieſe Verpflichtung wurde aufs gewiſſenhafteſte erfüllt, freilich um den oben bezeichneten Preis.

Trotzdem aber hielten die ſiebenundzwanzig Grafſchaften zum Erſtaunen der Welt mit Gefahr ihres Lebens meetings und reichten ſiebenundzwanzig Petitionen gegen die beabſichtigte Unions-Bill ein. — Buſhe, den wir oben ſchon citirt haben, nahm an der Diskuſſion lebhaften Antheil. Zwanzig Jahre war er General-Anwalt und zwanzig Jahre Lord chief-justice unter einer Tory-Verwaltung geweſen, was wohl einen Begriff von ſeiner politiſchen Mäßigung zu geben geeignet iſt. Und dieſer Greis, dieſer in Ehren ergraute Richter konnte beim Anblick ſo empörender Schändlichkeiten ſeinen Unmuth unmöglich bewältigen. „Man verlangt von Ihnen“, rief er, „die Aufopferung Ihrer Unabhängigkeit — doch wer verlangt ſie von Ihnen? — Ein Volk, das ſeit ſechs Jahrhunderten ohne Unterlaß die Wucht ſeiner Ungerechtigkeit und Bedrückungen Sie hat empfinden laſſen. Was ſehe ich da? Die Schatzkammerbank erbebt?... Beruhigen Sie ſich, meine Herren, non meus hic sermo est... beachten Sie Ihren Zorn ſorgfältig; Sie ahnen nicht, wen er treffen könnte, und welchen Vorwürfen Sie ſich dadurch ausſetzen möchten. Freilich würde ſich Herr Pitt zu ſagen bewogen fühlen (ich führe hier ſeine eigenen Worte an): Irland iſt immer ungerecht und geſetzlos behandelt worden. — Irland, ſagt auch Junius, iſt beſtändig der Beraubung und Bedrückung ausgeſetzt geweſen. Und dieſe Wahrheit, meine Herren, kann weder die Freimüthigkeit des Herrn Pitt, noch können ſie die Sarkasmen eines Junius widerſprechlich machen, denn dieſe Wahrheit gehört der Geſchichte an. — Ihre Erniedrigung ſeit Jahrhunderten, die entnervende Vormundſchaft, unter welcher Ihr Handel ſchmachtet, Ihre ſteits paralyſirten Anſtrengungen, Ihr ins Lächerliche gezogener Nationalcharakter, Ihre mit Spott und Hohn zurückgewieſenen Anſprüche auf Gerechtſame, mochten ſie nun die Politik oder den Handel betreffen, alles dieſes, meine Herren, erinnert Sie an die vorzüglichen Dienſte, welche Sie der engliſchen Regierung verdanken. Sie beſitzen keine Bewilligung, keine Begünſtigung, welche Sie nicht einzeln und ſtückweiſe haben erkämpfen müſſen, und außer den von Gott Ihnen verliehenen Gütern beſitzen Sie kein einziges, welches der geizigen Macht, die Sie beherrſcht, nicht entriſſen oder von Ihrem Parlament erkauft worden wäre.“

Im Jahre 1799 verhinderten dieſe Worte das irländiſche Parlament an einem ſchmählichen Selbſtmorde, aber ſchon 1800, nachdem England ſeine Vorkehrungen beſſer getroffen hatte, wäre keine Beredſamkeit der Welt im Stande geweſen, das im voraus erkaufte Votum zurückzuhalten. — Den 26. Mai 1800 entſagte jenes käuf-

Digitized by Google

liche Parlament mit einer Majorität von 118 Stimmen gegen 13 der Gewalt, welche es vom Volke beſaß. Die Union wurde durch eine Majorität ausgeſprochen, in welcher 76 Staatspenſionaire oder öffentliche Würdenträger figurirten.

Betrachten wir nun, auf welche Weiſe die großen Schwierigkeiten, die ſich der Ausführung dieſer wichtigen Akte entgegenſtellten, beſeitigt wurden. Die erſte Schwierigkeit bot ſich in dem Unterſchiede zwiſchen der engliſchen und irländiſchen Schuld dar. Dieſe letztere war von 1784 — bis 1792 von 7 Millionen auf 14 Millionen Pfd. geſtiegen, und zu dieſer Epoche war England für ſich allein das 25fache dieſer Summe ſchuldig. In dem Augenblicke, wo die Union entſchieden wurde, betrug die irländiſche Schuld 21 Mill., die engliſche 446 Mill. Dieſe ungeheure Summe nun ſollte England für ſich allein und auf ewige Zeiten außer einer Separat-Taxe von 17 Mill. Pfd. behalten, eine Beſtimmung, welche an und für ſich nichts Unbilliges enthielt, aber ſpäterhin aus Mangel an Beaufſichtigung bei der Ausführung zu den gröbſten Mißbräuchen verleitete und die Exiſtenz Englands wie Irlands gleich ſehr bedrohte, da dieſes an der Schuld von 446 Mill., welche England vor der Union für ſich allein entliehen hatte, nicht minder, als an den ſpäteren Anleihen Theil zu nehmen gezwungen wurde. Am merkwürdigſten aber iſt das Mittel, welches zur Ausgleichung der Schuld angewandt wurde. Mit einer ſpeziell für Irland gemachten Anleihe wurde ein Theil der früher von England gemachten Schuld getilgt und bald darauf durch neue Schulden wieder erſtattet.

Aber Irland hat doch wenigſtens bei der Zuſammenſetzung des vereinigten Parlaments gleichen Antheil gehabt? Mit Nichten. Während England keinen einzigen ſeiner Repräſentanten aufgab, verlor Irland deren 200. Folgendermaßen nämlich machte Lord Caſtlereagh ſeine Berechnungen in Bezug auf den irländiſchen Antheil an den 558 Mitgliedern, welche das engliſche Parlament bildeten: In Betracht des numeriſchen Verhältniſſes beider Völker mußte Irland 202 Mitglieder ſchicken, nimmt man aber das Verhältniß der kommerziellen Ausfuhr, ſo hat es bloß auf 100 Stimmen Anſpruch, in Verhältniß der Einfuhr auf 93, der Steuern auf 39, im Ganzen auf 434. Nimmt man nun das Mittel aller dieſer Zahlen, ſo ergeben ſich 108½ Stimmen, welche jedoch vom Vice-König der Einfachheit wegen auf 100 reduzirt wurden.

Im Jahre 1831 ergaben die offiziellen Zählungen in Irland 8 Mill. Einw., in England 13 Mill. Die Auflagen Englands — Alles abgerechnet, was auf der Rechnung Irlands figuriren ſollte — betrugen 46,325,215 Pfd. und für Irland 6,060,879 Pfd. Nehmen wir nun an, daß, ſtatt des achten Theils, der irländiſche Steuerbeitrag nur ein Zehntel ausmachte, ſo kann man für die Zeit der Parlaments-Reform folgendes Verhältniß annehmen: Irland hatte ſeiner Bevölkerung gemäß Anſpruch auf 307 Mitglieder, ſeinem Steuerbeitrag gemäß auf 55 (den 10ten Theil der Deputirten), im Mittel alſo auf 181 Repräſentanten, es ſendet aber nur 100.

Das ſind die von O'Connell in ſeiner berühmten Rede an die Korporationen Dublins gegebenen Daten. In derſelben Rede ſtellt er folgende Sätze auf: 1) Irland kann eine unabhängige Legislatur haben. 2) Es hat ein Recht darauf. 3) Dieſes Recht ſchreibt ſich von dem Vergleiche von 1782 her. 4) Die parlamentariſche Unabhängigkeit hatte dem Lande große Vortheile gewährt. 5) Das irländiſche Parlament hatte durchaus nicht das Recht, die Konſtitution zu verletzen, indem es die Union beider Länder ausſprach. 6) Dieſe Union war weder durch einen Vertrag, noch auch durch ſonſt ein rechtmäßiges Aequivalent erzeugt worden. 7) Die Union hat das größte Unglück über Irland gebracht. 8) Die Union kann durch friedliche und konſtitutionelle Mittel abgeſchafft werden, ohne das Leben oder Eigenthum irgend Jemandes zu verletzen. 9) Die Trennung beider Länder würde für Irland die erwünſchteſten Reſultate herbeiführen.

Von dieſen Sätzen ſind einige wahr, andere halb wahr, noch andere ganz unrichtig. Von den vielen der ſonderbarſten Argumente O'Connell's wollen wir hier nur einige anführen, deren Unrichtigkeit in die Augen ſpringt.

(Fortſetzung folgt.)

Humoriſtiſche Vorleſung.

Von M. G. Saphir.

(Gehalten am 18. December 1842 im Joſephſtädter Theater.)

Der Menſch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird von fünf Dingen nachgeahmt, aufgefaßt und wiedergegeben: vom Echo, vom Schatten, vom Spiegel, vom Affen und vom — Schriftſteller!

Das Echo zeigt dem Menſchen, wie die Frauenzimmer ſind, man mag reden oder ſchreien, ſo viel man will, das letzte Wort haben ſie; der Schatten zeigt, wie die Freunde ſind; wenn unſere Sonne ſcheint, ſind ſie immer vor, um und neben uns, wenn unſere Sonne ſinkt, machen ſie lange Beine und verſchwinden endlich; der Spiegel zeigt, wie die Menſchen überhaupt ſind, ſie ſpiegeln ſich nur da gerne, wo was herausſchaut; die Affen zeigen uns, daß Menſchen ohne Verſtand und Sprache Affen darſtellen, und die Schriftſteller wollen uns Affen mit Verſtand und Sprache als Menſchen darſtellen!

Mit dem Menſchen iſt's oft wie mit dem Echo; an flache Menſchen und an flache Gegenden ſoll man kein Wort verlieren, man findet kein Echo bei ihnen!

Die Echo war eine Tochter der Erde und iſt von Juno in einen Berg verwandelt worden, der die letzten Worte wiederhallt, weil ſie ſchwatzhaftig war. Wenn jetzt alle Erdentöchter, welche ſchwatzen, in einen Berg verwandelt würden, wir würden in jedem Salon eine kleine Schweiz haben!

Nach andern Mythologen hatte ſich die Echo aus unglücklicher Liebe ſo gegrämt, daß nichts von ihr übrig geblieben iſt, als die Stimme. Es wäre ſehr gut, wenn wir bei unſern Opern lauter Echo's engagiren könnten, bei denen, wenn ſie unglücklich lieben, doch die Stimme übrig bleibt! —

Es iſt ein zufälliges Glück, daß die Echo ein liebendes Mädchen war und alſo dieſelben Worte wiederholte, die ihr der Geliebte zurief. Wenn die Echo eine Ehefrau geweſen wäre, ſo hätten wir jetzt ein ganz konträres Echo; und auf die Frage z. B.: „Biſt nun gut, ja?“ würde das Echo ſeyn: „Nein, juſt nicht!“

Unſere jetzigen Schriftſtellerinnen ſcheinen lauter Echo's geweſen zu ſeyn, ſie haben die Muſen ſo lange geliebt, bis im buchſtäblichen Sinne des Wortes nichts von ihnen übrig geblieben iſt, als eine Stimme, die alles wiederholt, was ſie gehört hat!

Nach dem Echo, m. f. H. u. H., iſt es der Schatten, der den Menſchen wiedergibt, und die liebe Sonne, die jetzt zur Daguerreotypen-Händlerin geworden, war ſchon viel früher eine Silhouetten-Künſtlerin.

Es iſt traurig, m. f. H. u. H., daß nur der Schatten des Menſchen das treueſte Bild von ihm liefert! In unſern Geſellſchaften werden lauter Schattenriſſe gemacht, die Schatten der Abweſenden werden heruntergeriſſen. Es iſt charakteriſtiſch, daß auch dieſe Schattenriſſe nur im Profil gemacht werden, man ſieht ſeinem Gegenſtand nie gerade in's Angeſicht, ſondern wirft nur Seitenblicke auf ihn, die Männer machen dieſe Schattenriſſe aus freier Hand, die Frauen mit dem Storchenſchnabel!

Das iſt die Hauptbeſchäftigung jetzt in den meiſten Geſellſchaften: Porträtiren, aber der Gegenſtand braucht nicht zu ſitzen, im Gegentheil, je entfernter die Perſon iſt, deſto ähnlicher malt man ſie, ja man hat dieſe Konverſations-Malerei ſo weit gebracht, daß man ſeine Leute nicht en profil auch nicht en face nimmt, ſondern vom hintern Rücken ſchneidet man die beſten Geſichter. Zu dieſer Malerei gibt's in der Geſellſchaft jetzt bewunderungswerthe Pinſel!

In vielen Geſellſchaften ſpielt das Schneiden eine ſehr große

Digitized by Google

Rolle! Die hungrigen Gäſte ſehen oft mit wahrem Schmerz, daß man nichts aufſchneidet, als ſich ſelbſt; nach dieſem Aufſchneiden ſchneidet man die abgemalten Schattenriſſe, dann ſchneidet man ab, die guten Namen. Die Leute ſind aber jetzt vorſichtig, da ſie wiſſen, daß man in Geſellſchaft den guten Namen abſchneidet, ſo bringen ſie aus Vorſicht gar keinen mit!

Auch die Schriftſteller gehen jetzt mit ihrem Namen ſehr vorſichtig um, ſie ſetzen ihn bei ihren Aufſätzen nicht mehr hinten, ſondern vorne.

Sie machen es mit ihren Namen, wie vorſichtige Reiſende mit ihrem Felleiſen; da die Straße nicht ſicher iſt vor Recenſenten, welche den guten Namen abſchneiden, ſo ſchnallen ſie ihn nicht hinten auf, ſondern vorne auf den Kutſchbock.

Die modernen Schriftſteller malen meiſt mit ſtarken Schatten, in ſchwarzer Kreide, allein ſie machen's wie die Wirthe, ſie tragen ſtark auf, und malen mit doppelter Kreide. Die Frauen entwerfen ſtatt eines Porträts einen Steckbrief.

Die Menſchen malen die Menſchen alle in Oel, aber in ſiebendem Oel!

Der Verſtand malt den Menſchen zum Sprechen ähnlich, die Liebe zum Küſſen ähnlich und der Haß zum Verwünſchen ähnlich. Der Geiſt malt unpartheiiſch, die Liebe ſchmeichelt, und der Haß karrikirt. Bei den Porträten, welche die Liebe ausſtellt, ſtellt jeder Menſch was aus, Wenige geben die Aehnlichkeit zu; bei den Porträten, die der Haß ausſtellt, ſchreit die ganze Welt: „frappant ähnlich!" überhaupt wenn der Menſch auf Haß, auf ſchlechte Schilderung, auf Verläumdung eingeladen wird, da macht er keine Umſtände und ſpeiſ't gleich mit; aber wenn man ihn auf Liebe einladet, auf eine Schüſſel Gutes, welches man auf Jemand angerichtet hat, da läßt er ſich lang nöthigen, und kann keinen Biſſen hinunterwürgen. Die üble Nachrede iſt wie eine Cigarre, die ganze Welt bietet ſie Einem an, Jeder nimmt ſie auch an, allein Jeder hat dazu ſein eigenes — Mundſtück!

(Fortſetzung folgt.)

Die Ankunft in Rußland.

(Kölner Zeitung.)

Nachdem eine drückende Windſtille unſern Schooner faſt ſechsunddreißig Stunden lang in einer Entfernung von zwei Meilen vom Hafen Dünamünde's feſtgehalten hatte, ſegelten wir demſelben am Sonnabend Vormittag näher, und kamen gegen zwei Uhr Nachmittags mit Hülfe der Lootſen dort an. So wie wir Anker geworfen, erſchienen zwei Schaluppen mit etwa zehn Zollbeamten, theils höhern Grades, theils bloßen Zollwächtern, an Bord. Erſtere ſtiegen ſogleich in die Kajüte, Letztere hielten das Verdeck beſetzt, darüber wachend, daß kein Paſſagier entrinnen, daß kein Boot dem Schiffe nahen möge. Uns zur Rechten lag das Schiff der Brandwache und zeigte ſeine vier und zwanzig Kanonen, mit denen es jede Ungeſetzlichkeit zu beſtrafen bereit ſchien. Schon bevor wir in den Hafen liefen, hatte der Capitän eine Liſte der Paſſagiere entwerfen müſſen, auf welcher deren Name, Stand, Reiſeziel, ſo wie der Ausſtellungsort ihrer Päſſe und die Anzahl der von ihnen mitgeführten Effekten verzeichnet war.

Die Paſſagiere mit ruſſiſchen Päſſen wurden zuerſt in die Cajüte hinabgerufen, dann die Ausländer. Hier ſchrieben drei Viſitatoren oder Zollbeamten (der Hafenmeiſter war darunter) jeden Paß in Beiſeyn des Paſſagiers in drei verſchiedene Regiſter. Jeder Paſſagier mußte aber trotzdem Namen, Heimath, Reiſezweck, Ausſtellungsbehörde des Paſſes in einem förmlichen Verhör nochmals angeben und ſich ganz beſonders auf die Frage: „Warum kommen Sie nach Rußland?" auf's detaillirteſte erklären. Nachdem dies geſchehen, wird jeder männliche Paſſagier am Bord des Schiffes viſitirt, ob er in den Kleidern nichts Steuerbares bei ſich führe. Doch muß ich erwähnen, daß man dieſe Viſitation mit größter Schonung ausführt und ſich dabei fortwährend entſchuldigt: „es ſey nur eine Form." Seltſam iſt, daß die meiſten dieſer mit Viſitation der Päſſe und Paſſagiere beauftragten Perſonen faſt nur Ruſſiſch verſtehen und daher franzöſiſche oder deutſche Päſſe kaum zu entziffern, natürlich mit noch weit mehr Schwierigkeiten ins Ruſſiſche zu übertragen verſtehen. Zufällig war meine Reiſegeſellſchaft und ich durch einflußreiche Perſonen zu beſonders ſchneller Beförderung empfohlen, und wir wurden daher vielleicht auch mit beſonderer Artigkeit und Schonung behandelt. Trotzdem durften wir von unſerm Gepäck nichts mit uns nehmen als die allernöthigſte Wäſche — natürlich nachdem dieſe gehörig viſitirt war. — Endlich gegen 5 Uhr durften wir das Schiff verlaſſen und fahren, begleitet von zwei Mann Zollwache, auf einem Boote der Douane nach der Brandwache, wo die Päſſe abermals einem Beamten zum Copiren präſentirt werden müſſen. Unterdeſſen bleiben die Paſſagiere im Boote ſitzen, und ein Zollwächter ſtellt ſich auf die Ufertreppe als Wache, damit Keiner das Fahrzeug verlaſſe. Nach etwa einer halben Stunde kam der Hafenmeiſter aus dem Schiffe der Brandwache, ſtieg zu uns ins Boot, und nun ruderten wir in ſeiner Begleitung nach einem zweiten Zollhauſe (Damoſchna,) in welchem die Kleidung der Damen durch eine dazubeſtellte Frau viſitirt und die wenigen ihnen zum Mitnehmen geſtatteten, bereits am Schiffsbord beſichtigten Effekten nochmals durchmuſtert wurden. Endlich, als dies alles beendet, durften wir nach Riga fahren. Die ganze Procedur währte von 3 Uhr bis ſieben Uhr Nachmittags, und wir gehörten zu den abſonderlich Begünſtigten. Denn die ſämtlichen andern Schiffspaſſagiere mußten noch während der ganzen Nacht am Bord bleiben, da nach Sonnenuntergang die Douaniers keine Arbeit mehr verrichten und unſere Beförderung die der übrigen Reiſenden etwas verzögert hatte.

So waren wir denn am Lande. Aber noch befanden ſich unſere ſämtlichen Effekten auf dem Schiffe. Am folgenden Tage, einem Sonntage, konnte nichts aus dem nunmehr vor Dünamünde nach Riga geſegelten Schooner auf das Zollhaus gebracht werden. Montag Nachmittags endlich hatte der Capitän die Menge der Papiere erhalten, welche erlaubten, daß das Siegel von dem bis dahin verſiegelten Schiffsraume gelöſ't werde. Am Dienſtag Vormittags ward das Schiff gelöſcht.

Damit der Paſſagier zu ſeinen Effekten gelange, muß er zuerſt ſeinen Paß vom Civil-Gouvernement der Provinz Livland erhalten haben; darauf wird ihm im Zollhauſe eine Declaration des Inhaltes ſeiner Koffer, Kiſten ꝛc. ꝛc. nach ſeiner Angabe gefertigt. Mit dieſem ausgerüſtet kommt er nach dem Waarenlager des Zollamtes zurück, und nunmehr werden endlich ſeine Sachen viſitirt. Die Viſitation ſelbſt geſchah mit Höflichkeit und verhältnißmäßiger Schonung. Die Bücher werden nebſt jener Declaration nach der Cenſur geſendet, und hier erhielt man ſie (wenn nicht verpönte darunter) bald wieder zurück. Aber ſämtliche Reiſe-Effecten wurden erſt ausgeliefert, nachdem der Cenſor zu jener Declaration bezeugt hatte, daß er die Bücher geſehen und für unſchädlich befunden habe.

Jetzt darf man die Paſſagier-Effekten nach dem Quartier bringen laſſen, hat aber vorher im Zollamte an verſchiedene Perſonen etwa vier Rubel Silber, das iſt vier Thaler fünfundzwanzig Silbergroſchen, zu bezahlen. Auch erhält man, wenn man in Rußland weiter reiſ't, vom Civil-Gouvernement nicht den heimathlichen, ſondern einen ruſſiſchen Paß, welcher abermals mit zwei Rubeln fünfundachtzig Copeken Silber, das iſt zwei Thlr. achtundzwanzig Sgr., bezahlt werden muß. Der Originalpaß wird in Petersburg in der Privatkanzlei des Kaiſers aufbewahrt, bis der Ausländer denſelben zur Reiſe ins Ausland zurückverlangt. Dies koſtet auch viele Rubel, noch vielmehr aber an Zeit und Umſtänden.

So wird der Reiſende in Rußland empfangen, wenn er den Waſſerweg dorthin wählt; etwas weniger Beſchwerden ſollen ſeinem Eintritt auf dem Landwege entgegenſtehen.

Digitized by Google

Der blinde Uhrmacher.

(Karlsruher Zeitung.)

In der Allee von Baden nach Lichtenthal begegnete ich jüngſt einem bejahrten Manne, deſſen vorſichtiger Schritt und eigenthümliche Haltung meine Aufmerkſamkeit ſchon von ferne auf ſich zog. „Wer iſt denn der Mann?“ fragte ich meinen Begleiter, der ſo ziemlich mit aller Welt bekannt iſt, und erhielt zur Antwort: „Das iſt der blinde Uhrmacher“, und jetzt trafen wir mit ihm zuſammen. Wie bedauerlich erſchien mir der Mann, nachdem ich ſein trauriges Loos vernommen, und einen wie heitern und geſprächigen Greis ſah ich vor mir, als ihn mein Begleiter als einen alten Bekannten anredete und fragte, wie's ihm denn ginge?

Was wir dort und ſpäter zuſammen geſprochen — denn ich habe den blinden Uhrmacher ſeitdem öfters geſehen, und er hat auch meine Schwarzwälder Uhr reparirt — will ich dem Leſer nicht wörtlich wieder erzählen, obwol jener ſehr geſprächig iſt; aber überhaupt mit der Theilnahme, welche ein blinder Uhrmacher jedem Menſchenfreunde einflößen wird, will ich den Leſer an den Arbeitstiſch hingeleiten, an welchem jener ſeine Kunſt ausübt.

Der blinde Uhrmacher hat nie das Tageslicht erblickt — welch grauſiger Gedanke für den Sehenden! Er iſt geboren in jenem gewerbreichen Theile des Schwarzwaldes, welcher jährlich Tauſende von Uhren in alle Länder der Erde verſendet. Jetzt lebt er den größten Theil des Jahres in Karlsruhe, oder iſt auf Reiſen, ohne andern Führer als ſeinen Stab; und wo er ſich aufhält, da iſt er mit Reparaturen der Uhren beſchäftigt. Hievon lebt er und von den milden Gaben mitleidiger Menſchen. Und dieſer arme blinde Uhrmacher wurde vor mehreren Jahren auf einer ſeiner Wanderungen in der Gegend von Karlsruhe ausgeplündert und ſogar ſeiner Werkzeuge beraubt. O, es iſt mehr als herzzerreißend, die bejammernswerthe Erzählung dieſes Straßenraubes aus ſeinem Munde zu hören! Wenn er aber emſig an ſeiner Arbeit ſitzt, und die Uhr Stück für Stück auseinander nimmt und jedes Rädchen ſorgfältig prüft, dort ein Häkchen gerade drückt, hier ein Zäckchen tiefer feilt, und dies nicht auf dem Tiſche, ſondern unter demſelben auf ſeinem Schooße, weil's ihm ſo bequemer iſt; wenn er Rädchen neben Rädchen hinlegt, und er Euch nun erläutert: „Hier hat's gefehlt, dort war ein Zacken krumm, deßhalb konnte es nicht, aber jetzt wird's ſchon gehen, nun muß es gehen“; wenn er nun die einzelnen Theile, einen nach dem andern, wie er das Werk zergliedert hat, ſo auch wieder zuſammenſetzt: da iſt man verſucht, zu glauben, der Menſch brauche keine Augen, oder der blinde Uhrmacher habe die ſeinigen in den Fingerſpitzen. Und darin hat er ſie auch fürwahr, denn der Taſtſinn ſind ſeine Augen. Ich war dabei, wie mein Freund, über die Behendigkeit und Geſchicklichkeit vergeſſend, daß der Uhrmacher blind ſey, ihm bei eintretender Dämmerung zurief: „Wartet doch, bis Licht kommt!“ worauf der Blinde ganz heiter erwiederte: „Das können Sie ſparen.“ Aber etwas Geiſterhaftes hat es für die Umſtehenden, den blinden Uhrmacher bei eingetretener Dunkelheit ohne Licht ſeine Reparatur beendigen zu ſehen. Seine Arbeiten werden ſehr gerühmt, und wegen ſeiner Heiterkeit könnten ihn Millionen beneiden. So lange er hier und in der Umgegend arbeitet, haben ihm die menſchenfreundlichen Kloſterfrauen zu Lichtenthal Herberge im Kloſter gewährt. Dorthin kehrt er jeden Abend nach vollbrachtem Tagewerk zurück.

Pot-Pourri.

Welche Rechnung!

In einem eben ſo dickleibigen als wahrſcheinlich wenig geleſenen Buche über die Gräuel des Kriegs — on the horrors of war, London, 1843 — berechnet der Verfaſſer, Dr. Dick, daß die ſeit Erſchaffung der Welt von Menſchen gegen Menſchen geführten Kriege 14,000 000,000 das Leben gekoſtet haben. „Würde dieſe nahmhafte Zahl Menſchen,“ fährt er fort, „ſich gegenſeitig mit ausgeſtrecktem Arme bei der Hand nehmen, ſo würden ſie eine Kette von 14,583,330 (engliſchen) Meilen Länge bilden und dieſe unſere Erde 608 Mal umſpannen. Beſtimmen wir ferner das Gewicht eines Menſchen im Durchſchnitt auf einen Centner — gewiß eher zu wenig als zu viel — ſo erhalten wir das Reſultat, daß 69,250,000 Tonnen (engl., zu 224 Pfund) Menſchenfleiſch zerhackt, zerſchoſſen und mit Füßen getreten worden ſind. Die Rechnung wird noch einleuchtender, wenn ich erwähne, daß blos die Zeigefinger jener 14,000,000,000 Menſchen, in gerader Linie gelegt, mehr als 600,000 Meilen über den Mond hinaus reichen würden, und daß, dafern Jemand ſich die Mühe geben wollte, die Finger zu zählen, und zählte die ganze Woche hindurch, den Sonntag einbegriffen, und zählte täglich 19 Stunden lang und jede Stunde 6000 Finger, es ihn 336 Jahre beſchäftigen würde. Fürchterlich aber iſt der Gedanke, daß 3,500,000 Oxhoft Menſchenblut in Schlachten vergoſſen worden ſind.

Erfindung.

Man hat kürzlich ein Patent für eine ſehr nützliche Verbeſſerung an dem Perkuſſionsſchloſſe genommen, wodurch die Zündhütchen durch die Bewegung des Schloſſes ſelbſt an Ort und Stelle gebracht werden, ohne daß man ſie mit den Fingern aufzuſetzen braucht. Die Einrichtung iſt ſo gemacht, daß, ſobald ein Zündhütchen losgegangen iſt, daſſelbe alsbald weggehoben, ein anderes eingeſetzt und dieſes feſtgehalten wird, bis man abermals feuern will. Die Zündhütchen befinden ſich in einer Rinne, die längs dem Kolben hinläuft und mit einer kleinen Meſſingplatte gedeckt iſt, ſo daß der Kolben nicht vergrößert wird. Die Rinne enthält 60 Zündhütchen.

Ein Wiener Compliment.

Zu einem Ballfeſte in Wien kam ein hoher und armer Adeliger zu Fuß und ein ſehr geldreicher Bankier mit Vieren vorgefahren. Letzterem bewies die Bedienung des Gaſtgebers alle nur mögliche Aufmerkſamkeit, während der arme Adelige kaum beobachtet wurde. Aergerlich darüber, fragte dieſer, auf den Bankier weiſend, einen Bedienten: Iſt der Mann von Adel? — Das weiß ich nicht, aber er hat mordmäßig Geld! — Ich frage nicht, ob er Geld hat, ob er Ahnen hat, weil Ihr ihn ſo ſehr auszeichnet? — Bei uns kommt's gar nicht auf Ahnen an, wir ſehen nur auf Vorfahren — verſetzte der Bediente und ging.

Paſſende Inſchrift.

Am Rathhauſe der ſpaniſchen Stadt Toledo ſteht folgende Inſchrift, und wollte Gott ſie würde in jedem Rathhauſe befolgt:

Edle Männer von Toledo,
Die Ihr unſ'rer Stadt gebietet,
Wohl an dieſes Hauſes Stufen
Laſſet alle Leidenſchaften!
Laßt den Geiz, den unheilvollen;
Sonder Liebe, ſonder Haß
Richtet für Toledo's Beſtes
Opfert willig Euer eig'nes.
Es ſchuf Gott Euch ja zu Stützen
Dieſes herrlichen Gebäudes;
Seyd denn feſt und ſeyd gerecht!

Böhmiſche Sprichwörter.

Zwei Leute können zugleich ſingen, aber nicht zugleich ſprechen.
Die weißen Haare ſind die Blüthen des Grabes.
Er hält Wort, wie ein Hund die Faſten hält.
Sprich mit dem Wolfe vom Himmel, er wird dir darum doch die Zähne weiſen.
Die Welt iſt für die Armen nicht da, und doch reibt ſich Jeder an ihnen.
Brod in der Freiheit genoſſen, hat einen beſſeren Geſchmack, als eine Torte in der Knechtſchaft.

Digitized by Google

Nro. 72.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das irländiſche Parlament und die Union. — Humoriſtiſche Vorleſung. — Pot-Pourri. — Buntes.

Das irländiſche Parlament und die Union.

Ein hiſtoriſcher Rückblick.

(Fortſetzung.)

Die Fähigkeit Irlands, ein aus Eingebornen zuſammengeſetztes Parlament zu beſitzen, beweist O'Connell aus der geographiſchen Lage des Landes und ſühet an, daß, da daſſelbe am weſtlichſten Ende des europäiſchen Kontinents liege, es auch in erſter Linie auf der Bahn, welche die Weſtſtaaten durchlaufen, ſtehen müſſe. Kein Land, behauptet er, iſt beſſer gelegen, um einen Vermittelungsplatz des Welthandels abzugeben, keines hat ſchönere Häfen, und keines günſtigere Bedingungen, um eine Seemacht erſten Ranges zu werden. Da es ſich über eine Ausdehnung von 31,201 (engl.) □Meilen erſtreckt, ſo iſt es um 4649 □M. größer als Portugal, 4473 □Meilen größer als Sachſen, 409 □Meilen größer als die Königreiche Neapel und Sicilien, 223 □M. größer als Sardinien, Würtemberg, Baden zuſammengenommen, und 1285 □M. größer als das Königreich Hannover und der Kirchenſtaat, 9609 □M. größer als Dänemark, das Herzogthum Heſſen-Darmſtadt und das Churfürſtenthum Heſſen zuſammengenommen; um 5563 Meilen übertrifft es Griechenland und die Schweiz zuſammen, endlich um 13,063 Meilen die Königreiche Belgien und Holland. Demnächſt auf die Bevölkerung und die Staatseinkünfte übergehend, ſucht Herr O'Connell in einer vergleichenden Zuſammenſtellung zu beweiſen, daß Irland alle die kleineren Reiche Europa's überrage, mit Spanien und der Türkei auf gleicher Stufe ſtehe und nur den vier großen Staaten Europa's, Oeſterreich, Frankreich, Preußen und Rußland, den Platz räume. — Ferner erinnert O'Connell an die Zeiten, wo England nicht im Stande war, Irland zu beſchützen und dieſes, auf ſich ſelbſt angewieſen, aus ſeiner Mitte 70,000 Streiter ſtellte; an die Zeit, wo die Unabhängigkeit Irlands ausgeſprochen und beſchworen wurde, und verſichert, daß von jener Zeit an eine neue Aera des Glückes ſeinem Vaterlande angebrochen ſey, was ſelbſt Pitt durch die Worte anerkannt habe: „Da Irland unter ſeinem eigenen Parlamente ſich ſchon ſo glücklich befindet, ſo würde ſich gewiß ſeine Macht und ſein Reichthum um das Dreifache vermehren, wenn es von engliſchen Geſetzgebern regiert würde." — Hieran knüpft O'Connell eine vergleichende Tabelle der Ein- und Ausfuhr *), die Zeugniſſe der Lords Clair und Plunkett, des Lord chief-justice Buſhe, des Herrn Hutton; die Beſchlüſſe der Dubliner Banquiers im Jahre 1798, die der Gilden, der Kaufleute von 1799, darauf vergleicht er die Conſumtions-Tabellen von Thee, Taback, Wein, Zucker, Kaffee in dem Zeitraum von 1785 bis zur Union und von der Union bis 1827, aus welchen ſich ein Ueberſchuß der Conſumtion in jener erſten Zeit ergiebt.

Um nun die Inkompetenz des irländiſchen Parlaments, die Union zu proklamiren, darzuthun, verlas O'Connell eine Rede des Lord Grey (damals noch Charles Grey) gehalten im Unterhauſe Englands, in welcher dieſer Staatsmann den Tag verkündete, wo Irland diejenigen Rechte wieder erlangen würde, welche ihm durch Gewalt entriſſen worden ſeyen. Auch las er eine Stelle aus einer Abhandlung Locke's, worin dieſer Philoſoph ſich folgendermaßen ausſpricht: Dem Geſetzgeber iſt es nicht erlaubt, in andere Hände die geſetzgebende Gewalt, welche er ſelbſt erſt vom Volke erhalten hat, zu übertragen. Dieſem allein kommt das Recht zu, ſeine Regierungsform ſich zu wählen und die Männer zu beſtimmen, welche ihm Geſetze vorſchreiben ſollen, und kein Anderer darf die Bedingungen ändern, unter welchen ein Volk ſeinen Gehorſam gelobt hat. —

Dies iſt freilich eine logiſche Wahrheit, welcher Plunkett allen Schmuck der Beredſamkeit verliehen, als er am Ende einer Rede gegen die Union in die Worte ausbrach: „Sie, meine Herren, können wohl ſich ſelbſt annulliren, keineswegs aber das Parlament, welches ſeinen Thron im Herzen des Volkes aufgeſchlagen und ſeinen Altar im Heiligthum der Konſtitution errichtet hat; es iſt heilig, wie die Inſel, welche es beſchützen ſoll. Wollte man glauben, daß es durch Ihre Entſagung aufgehoben werden kann, ſo müßte man die unſinnige Hoffnung eines Selbſtmörders theilen, welcher ſeine unſterbliche Seele zu vernichten glaubt, indem er die jämmerliche Hülle, in welche Gott ſie geſteckt hat, zerſtört."

Es iſt durchaus nicht unſere Abſicht, die Rede O'Connell's hier in ihre Einzelnheiten zu verfolgen, die ſich auf folgende fünf Behauptungen reſumiren laſſen: Irland hat ein eigenes Parlament gehabt; man hat ihm daſſelbe ungerechterweiſe geraubt; es hat daher das Recht, daſſelbe zurückzufordern; es kann dies auf geſetzlichem Wege erlangen; nichts Anderes iſt ſo zweckmäßig für Irland. Gegen dieſe Behauptungen jedoch laſſen ſich folgende Einwürfe aufſtellen: Erſtens iſt es nicht wahr, daß Irland je ein ſelbſtſtändiges Parlament gehabt habe, da die Unabhängigkeit dieſes Parlaments ein Utopien war und im direkten Widerſpruche mit den einfachſten Begriffen einer konſtitutionellen Politik ſtand. Setzen wir doch einmal einen Krieg mit Amerika voraus, und zwei Parlamente ſollen ihn votiren. Das engliſche Parlament bewilligt die Subſidien, das irländiſche verweigert ſie, denn es hat ja ein Recht dazu. Was wird geſchehen? Nehmen wir einen Handelskonflikt an, wie er doch faſt 1785 ausgebrochen wäre, drei Jahre nach der Einſetzung des ſelbſtſtändigen Parlaments. Wie iſt bei einer ſolchen Erbitterung der Gemüther die politiſch unerläßliche Einigkeit der drei Reiche zu erhalten?

Wir kommen noch einmal auf die Zeit zurück, wo Georg III. für wahnſinnig erklärt worden war. Den 19 Februar 1789 begeben ſich die Lords und Gemeinen Irlands, mit dem Kanzler und Sprecher an ihrer Spitze, in Prozeſſion nach dem Dubliner Schloß und überreichen dem Lord-Lieutenant eine Adreſſe, um ſie Sr. k. Hoheit dem Prinzen von Wales zukommen zu laſſen. Der Lord-Lieutenant liest die Adreſſe und erklärt, daß er dem muthmaßlichen Thronfolger nicht das Reſultat einer politiſchen Berathung zu über-

*) Die Ausfuhr Großbritanniens nach Irland betrug 1797 kaum mehr als 1 Mill. Pfd. Damals aber führte England von irländiſchen Manufakturen mehr als 3 Mill. und zwiſchen 2 bis 3 Mill. Pfd. an Lebensmitteln und Vieh ein. Getreide und andere Erzeugniſſe des Bodens ſind nicht mit in Rechnung gekommen.

Digitized by Google

reichen das Recht habe, durch welche ihm die Regierung des Reiches übertragen werde, bevor ſie ihm durch das Geſetz zugeſprochen ſey.

Das Parlament trat in Berathung. Umſonſt erklärte der General-Anwalt Fitzgibbon, daß die Maaßregel beide Länder kompromittire, daß die Prinzipien der Addreſſe gefährlich und konſtitutionswidrig ſeyen, daß die Forderung der beiden Häuſer, ungeſetzlich und unbegründet, wie ſie war, die Verbindung beider Kronen gefährde und die irländiſchen Beſitztitel preisgebe, daß die exekutive Gewalt des Landes nicht der Beſtimmung der Lords und Gemeinen unterworfen ſey, auch nicht ſeyn dürfe, daß endlich, wenn der Lord-Lieutenant die in Rede ſtehende Addreſſe eingereicht hätte, er des Hochverraths würde angeklagt worden ſeyn. — Aber alle dieſe Gründe blieben ohne Wirkung auf das irländiſche Parlament, das ein poſitives Recht ausgeübt und eine gebieteriſche Pflicht erfüllt zu haben behauptete, indem es ſich direkt an den muthmaßlichen Thronfolger wandte. — Man kam überein und beſchloß, daß der Regent von England nicht de jure auch Regent von Irland ſey, und nachdem ein Tadels-Votum gegen den Vicekönig abgegeben war, wurde eine Deputation mit jener Addreſſe an den Prinzen von Wales abgeſchickt.

Wer möchte nun noch behaupten, daß bei einem ſolchen Zuſtande der Dinge ſich nicht ſchon die Keime der völligen Trennung beider Länder entwickelt hatten, und daß eine hinreichende Garantie für die Stabilität des Reiches noch vorhanden geweſen ſey? Mußten da nicht die engliſchen Miniſter mit aller ihnen zu Gebote ſtehenden Macht darauf hinarbeiten, die Unabhängigkeit des irländiſchen Parlaments zu vernichten? War die Einigkeit um jeden Preis nicht billig genug erkauft? Mußte aus dieſer falſchen Stellung nicht nothwendig Beſtechung hervorgehen? und bot ſie ſich nicht als einziges Mittel dar, das ſo wichtige Problem zu löſen?

Da übrigens die irländiſchen Geſetze nur durch Beiſtimmung der Krone, inſofern ſie von den engliſchen Miniſtern beantragt wurden, ihre volle Geltung erlangten, wie ſollte man dieſe Konſtitutions-Klauſel mit der dem irländiſchen Parlament zugeſprochenen Unabhängigkeit vereinbaren? In England freilich waren die Miniſter für die königliche Zurückweiſung einer Bill, welche durch beide Kammern gegangen war, verantwortlich — eine für das königliche veto wichtige Beſchränkung — doch keinesweges war dies in Irland der Fall. Hier handelte das Miniſterium ganz vom irländiſchen Pariament unabhängig und war demſelben daher auch nicht verantwortlich. Reicht das nicht hin, um die königliche Prärogative ſelbſtſtändig und unbeſtreitbar zu machen?

Da nun die Unabhängigkeit des irländiſchen Parlaments wohl im Geſetze, nicht aber in der Ausführung vorhanden, wo ſollten die glücklichen Reſultate für das Volk herkommen, welche Herr O'Connell ſo kategoriſch beweiſt? — In der That hatte Irland unter der Konſtitution von 1782 weder ausübende Nationalgewalt, noch Flotte, noch Armeen, weder Kolonieen noch Geſandte, und einem Ausſpruche Wolfe Tone's zufolge beſaß es in dem Reiche, mit welchem es verbunden zu ſeyn die Ehre hatte, nicht die Hälfte des Einfluſſes, welchen die einzige Grafſchaft York oder die loyale Stadt Birmingham genoß! (Schluß folgt.)

Humoriſtiſche Vorleſung.

Von M. G. Saphir.

(Gehalten am 18. December 1842 im Joſephſtädter Theater.)

(Fortſetzung.)

Wenn man von einem Menſchen etwas Schlechtes erzählt, ſo findet man lauter Gläubige, erzählt man aber was Gutes, ſo findet man lauter Kriminalrichter, man muß Zeugen ſtellen, und Alles geſchrieben und bewieſen bringen. Jedoch ſind die Menſchen noch ſchlimmer, als die Kriminalrichter, dieſe, wenn einmal Jemand zum Tod verurtheilt iſt, laſſen ihn in Ruhe, die Menſchen aber reden nicht eher Gutes von Jemand, als bis er ganz durch und durch geſtorben iſt!

Es ſollte nicht nur eine „Lebensverſicherungs-Anſtalt" geben, ſondern auch eine „Todesverſicherungs-Anſtalt," in welcher man ſich für eine gewiſſe Summe, die man den Armen gibt, für todt erklären laſſen könnte, damit man Gutes von Einem rede! So ein verſicherter Todter könnte ruhig leben, er müßte nur ſtets ſeinen Schein bei ſich haben, daß er ein Todter ſey. Durch eine ſolche „Todten-Anſtalt" würde ſehr viel gewonnen werden, je ſchlechter ein Menſch iſt, deſto mehr müßte er bezahlen um ein Todter zu ſeyn!

Für die Schriftſteller beſonders aber, m. f. H. u. H., iſt der Tod ein wahres Freudenleben. Viele Menſchen wiſſen nicht, daß ein Schriftſteller lebt, bis ſie es durch ſeinen Tod erfahren. Viele wiſſen nicht, was ſie an einem Schriftſteller für einen Schatz haben, bis ſie hören, daß der Schatz vergraben iſt; ſie lieben oft die Schriftſteller wie den Käſe nur dann, wenn ſie Würmer haben!

Leider iſt es bei Schriftſtellern nicht wie bei andern Menſchen, ihre Werke folgen ihnen leider nicht nach, und die geſtorbenen Dichter haben ihre Schatten in der Unterwelt und in der Oberwelt! — —

Der dritte Nachahmer des Menſchen, m. f. H. u. H., iſt der Spiegel! An dem Spiegel erkennen wir, daß nur die geſchliffene und polirte Oberflächlichkeit dem Menſchen ſtets und zu jeder Zeit den Geſichtspunkt auffaßt und erwiedert, der ihm mitgetheilt wird.

Der Spiegel iſt das Gewiſſen der Frauenzimmer, ſie unternehmen nichts, ohne dies ihr Gewiſſen zu Rathe zu ziehen. In der Jugend ſind ſie ſehr gewiſſenhaft. In der Jugend haben ſie Gewiſſensfreiheit, in welches Gewiſſen ſie auch hineinſchauen, in Handgewiſſen und Wandgewiſſen, ihr Gewiſſen beunruhigt ſie nicht; zu 40 Jahren fängt dies Gewiſſen an, ihnen Vorwürfe zu machen, zu 50 Jahren bekommen ſie Gewiſſensſkrupel, zu 60 ſtellen ſich Gewiſſensbiſſe ein, und nachher ſehen ſie gar nicht mehr in's Gewiſſen hinein!

Der Spiegel iſt die erſte Inſtanz der Eitelkeit. Der Spiegel iſt und urtheilt gerecht, allein man appellirt gegen ein gerechtes Urtheil eben ſo gut, als gegen ein ungerechtes; wenn die Frauen den Urtheilsſpruch des Spiegels ungerecht finden, ſo appelliren ſie an einen reinen, unbefangenen, höheren Spiegel, an das Auge. Das Auge iſt die letzte Inſtanz, der Kaſſations- oder Beſtätigungshof aller andern Urtheile.

Die menſchlichen Augen allein ſind gerecht und unbeſtechlich, und warum? Weil ſie nicht in Häuſern und Palläſten wohnen, ſondern in — Höhlen, und weil jeder Verſuch, ſich durch etwas Strahlendes den Weg dahin zu bahnen, vier Mal bricht, deshalb hat der Himmel dem Auge auch die allerwohlthätigſten Anſtalten anvertraut — die Pupillen!

Man ſagt zwar, die Gerechtigkeit iſt blind, ſie iſt aber nur in ſo ferne blind, wie ein blinder Spiegel, es ſchaut nichts heraus!

Wenn man Ihnen, m. f. H. u. H., ein Piſtol auf die Bruſt ſetzen möchte und fragte: „Was iſt Dir lieber, wähle, ein Arzt oder ein Advokat?" welche Antwort würden Sie geben? G'rade dieſelbe, als wenn Ihnen Jemand ein Piſtol auf die Bruſt ſetzte und ſagte: „La bourse ou la vie!"

Wir haben Zeitſpiegel, Hohlſpiegel, Waſſerſpiegel und — Schwabenſpiegel u. ſ. w.

Der Zeitſpiegel unſerer Zeit iſt ein Hohlſpiegel, er zeigt uns Alles vergrößert, verzerrt, auf den Kopf geſtellt!

Die Zeit iſt ein Spiegel, und die Uhren, welche die Zeit anzeigen, Spiegel des Spiegels!

Ein jeder Menſch iſt eine Uhr, eine Zeituhr, mit einem Siebzigjahr-Zifferblatt! Um jedes Menſchenantlitz läuft der Sekundenzeiger des Schmerzes ſchnell und oft herum, und der Stunden- und Jahreszeiger der Freude nur langſam und bedächtig, und der Umlauf dieſer Zeiger iſt auf dem Angeſichte wie auf einem Zifferblatte durch kleine Strichelchen angezeigt!

Digitized by Google

Die Männer ſind die Thurmuhren, ſie zeigen die Zeit brummend an, ſie zeigen aber bloß Sturm, Ungewitter, Feuer u. ſ. w. an, die Frauen hingegen ſind die Blumenuhren, ſie zeigen durch Oeffnen und Zuſchließen ihres Herzenskelches die Stunde des heitern Lichtes und die Minute der trüben Dämmerung an. Es ſind Sonnenuhren, die das Haupt nach dem Lichte wenden, Flöten- und Muſikuhren, das reine Glockenſpiel ihres Gemüthes ertönt mild und wehmüthig, wenn die Hand des Schickſals daran drückt!

Viele unſerer jetzigen Mädchen ſind Tanzſaaluhren, ihr ganzer Mechanismus beruht auf — Walzen, es ſind Walzenuhren! Jetzt iſt's mit den Mädchen kurios! Sie werden 18 Jahr lang aufgezogen und gehen doch nicht!

Die Schriftſteller ſollen die Taſchenuhren der Zeit ſeyn! Allein ſie ſehen an ihren Taſchen, daß ihre Zeit noch nicht geſchlagen hat!

Es gibt gewiſſe Schriftſteller und Maximen, die wie die Sanduhren ſind, wenn man ſie umkehrt, zeigen ſie wieder dieſelbe Zeit an!

Mit nichts geht der Menſch leichtfertiger um, als mit der Zeit! Er trauert über verlorne Freunde, aber nicht über verlorne Stunden, und doch hat er Hoffnung, die verlornen Freunde einſt wieder zu finden, die verlornen Stunden aber ſtehen von den Todten nicht auf, man ſieht ſie nicht wieder!

Jede Stunde hat zwei Flügel, von welchen uns der eine aufwärts in den Himmel, der andere abwärts in den Orkus tragen kann! Jede Nacht iſt eine Grablegung, jeder Schlaf eine Kreuzesabnahme, jeder Morgen eine Himmelfahrt, und jede Minute Zeit iſt ein zurückgelegter Pilgergang in die Stadt Gottes!

Jede Minute Zeit ſchaut uns reizend aus der Spiegelwelle des Lebens an, und taucht auf ewig unter! Ja, m. f. H. u. H., auch das Waſſer hat einen Spiegel, der Himmel aber gibt einen Beweis der Demuth, und ſpiegelt ſich eben ſo gerne in dem kleinen Thauſpiegelchen, als im großen Trumeaux-Spiegel des Weltmeeres ab! Am liebſten aber ſpiegelt ſich der Himmel im Waſſerſpiegel der menſchlichen Thräne!

Man ſagt, der Vorzug des Menſchen vor dem Thiere beſteht im Denken und Reden, nein, ſein göttlichſter Vorzug beſteht im Weinen! Der Affe denkt nicht, ſpricht nicht — weint nicht!

Wir kommen nun zu dem vierten Nachahmer des Menſchen — zum Affen.

Man könnte die Affen die Incunabeln der Menſchen nennen; wir ſehen an dem Affen, wie wir vielleicht in der ganz erſten Ausgabe ausgeſehen haben! Wer weiß, in wie viel verbeſſerten Ausgaben der Affe herauskam, bis er als Menſch in Groß-Folio erſchien, und wie viele Druckfehler ſind noch im Menſchen, welche an die erſte Ausgabe erinnern!

Gewiß gilt unter den Beſtien der Affe als ein Apoll! Und ſo gibt's auch im Menſchenleben keinen Affen, der nicht für irgend Jemand ein Adonis wäre!

Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, ob der erſte Menſch auf ſeinen Hausfreund, den Affen, nicht eiferſüchtig war! Man denke ſich nur ganz in die Situation hinein: in der ganzen Schöpfung Niemand als die Frau mit ihrem Ehemann, und der Affe wird gefährlich erſcheinen! Buffon hat ein Kennzeichen angegeben, worin ſich der Bau des Affen von dem des Menſchen unterſcheidet, der Affe nämlich, ſagt er, hat keine Waden!

Seit Buffon iſt dieſes Unterſcheidungszeichen abgekommen; wir haben uns den Affen bedeutend genähert! — — Man ſagt: ein Affe iſt ein halber Menſch, ſo wären zwei Affen ein ganzer Menſch!

Ein Glück iſt es, daß es unter den Affen keine Schriftſteller gibt, die Affen haben vier Arme, die hätten was zuſammengeſchrieben! Die Affen ſcheinen von Natur zur jetzigen Schriftſtellerei geboren, denn ſie ſpringen von einem Zweig zum andern, und leben größtentheils von — Blättern!

Da ſind wir nun endlich, m. f. H. u. H., bei den fünften Weſen, welche die Menſchen auffaſſen und wiedergeben, bei den — Schriftſtellern!

(Fortſetzung folgt.)

Pot-Pourri.

Die vielbeſprochene Meerſchlange.

In der Zeitung „Chriſtianſand's Poſten" theilt die Redaktion als Anhang zu einem Bericht über Profeſſor Zimmermanns Werk: „Das Meer und ſeine Bewohner" in Betreff der großen Meerſchlangen Folgendes mit: „In der Nähe von Ibbeſtad ward im März d. J. von den Uferbewohnern mehrere Tage nacheinander bei hellem Wetter ein außerordentlich großes Seethier beobachtet. Bald ſchlug es Bogen — mit mehreren Ellen Zwiſchenraum von einander — bald bildete es einen großen Kreis, bald lag es ausgeſtreckt in ſeiner ganzen Länge, die man auf circa 200 Ellen ſchätzte. Die Biegungen glichen einem umgeſchlagenen kleinen Boot; den Kopf konnte man nicht deutlich genug wahrnehmen, der Schwanz aber ſah aus wie ein gewöhnlicher Fiſchſchwanz, und die Farbe des Thieres war bräunlich." Dieſe ganze Beſchreibung paßt aufs Haar zu einer Erſcheinung, die der Schreiber dieſes ein paarmal in der Nordſee beobachtet hat, und wenn die Küſtenbewohner bei Ibbeſtad nicht durch ihre Angſt vor dem vermeintlichen Seeungeheuer ſich hätten abhalten laſſen, mit ihren Booten näher hinzufahren, ſo würden ſie ohne Zweifel bald bemerkt haben, daß die erwähnten Zwiſchenräume zwiſchen den Bogen durch nichts als Waſſer ausgefüllt waren. Dieſe große Seeſchlange beſteht nämlich in Wahrheit aus einer Reihe von Meerſchweinen (Tummlern — einer Art von Delphinen) welche zuweilen in Geſellſchaft von acht bis zwölf in einer Reihe hinter einander her ſchwimmen. Da nun jedes dieſer braunen 8 bis 10 Fuß langen Thiere beim Vorwärtsſchwimmen in gleichmäßig kurzen Intervallen mit ſeinem runden Rücken dergeſtalt aus dem Waſſer hervortaucht, als ob es kopfüber ſchießen wollte, ſo muß jeder, der eine ſolche Reihe ſchwimmen ſieht, auf den erſten Blick glauben, die Windungen einer ungeheuren Schlange vor ſich zu ſehen. Die obige Beſchreibung iſt, wie geſagt, in allen Theilen ganz richtig, und mag eben daher als ein unverfänglicher Beweis gegen die Exiſtenz ſolcher Meerungeheuer gelten.

Die Forelle.

Eine außerordentliche Forelle war im Genfer-See gefangen worden. Der Präfekt, der ganze Rath der kleinen Republik iſt in Bewegung, deßhalb. Wem ſoll die ſeltene Gabe werden? Der Erzkanzler Cambaceres ſoll ſie erhalten. Darüber ſind Alle bald einig, denn ihn hatte Napoleon faſt zum Erzküchenmeiſter des franzöſiſchen Reiches gemacht, und bei ſeinen Diners wurden manche Verträge abgeſchloſſen, die der Kaiſer nachher nur ratificirte. Aus allen Städten des Landes pflegte man ihm daher gern für Küche und Keller das Beſte, Seltenſte zu ſenden. Alſo — auch dieſe Forelle ſoll er haben. Es wird ſchnell eine ungeheure Terrine herbeigeſchafft. Der erſte Genfer Koch muß ſie mariniren, und ein Kourier damit auf den ſchnellſten Pferden forteilen. Glücklich wie ein Siegesheld, langt er an, und ſeine Forelle wird dankbar angenommen; Bewunderung erfüllt Alle, die davon ſpeiſen. Indeſſen — Genf muß nach Paris ſeine Communrechnung bei der Rechnungskammer einreichen und hier findet ſich der Artikel: „Ankauf, Bereitung, Marinirung und Transport einer Forelle an den Fürſten Erzkanzler, 6000 Franken." Der Unwille im Collegium iſt groß; die Summe — wird dem Magiſtrate gerade geſtrichen. Was bleibt ihm übrig? Er klagt bei Cambaceres. Was ſoll dieſer thun? Er läuft zu Napoleon, und dieſer iſt nicht wenig böſe, daß man den Genfer Rath wegen ſo einer Freigebigkeit chikaniren will. Gleich im Augenblicke erläßt er an die Rechnungskammer ein Dekret, daß ſie ſich um Communverwaltung nicht zu kümmern habe. Das Geſetz gilt heute noch in Frankreich, aber kein Menſch denkt mehr daran, woher es entſprungen iſt.

Digitized by Google

O'Connell in ſeinem Hauſe.

Ein bekannter Reiſender beſuchte den großen Demagogen O'Connell und ſagte: „Ich fand ihn in ſeinem Zimmer, umgeben von einem Haufen von Büchern, Journalen und einzelnen Blättern, die ſelbſt auf dem Fußboden umherlagen. Ueber ſeinem Schreibtiſche hing ein Chriſtusbild. Eine ſchwere eiſerne Kette, die ich Anfangs für ein irländiſches Alterthumsſtück anſah, befand ſich ſehr in die Augen fallend an einem Bücherſchranke. Sie ſoll, wie ich ſpäter hörte, von einem portugieſiſchen Sklavenſchiffe herrühren, welches durch ein engliſches weggenommen wurde. Will ſich O'Connell durch dieſe Kette immer an die Feſſeln Irlands erinnern, die er zu brechen verſpricht? — Er erfreut ſich einer vortrefflichen Geſundheit, iſt hoch gewachſen und kräftig, hat ein ſehr lebenvolles Geſicht und blitzende, geiſtvolle Augen, welche ihm noch viele Jahre eines kräftigen Lebens zu verſprechen ſcheinen. Er trug, als ich ihn ſah, die gewöhnliche Kleidung der Repealer, nämlich einen grauen Rock mit ſchwarzen Sammt-Aufſchlägen.

Fouché und Talleyrand.

Als Buonaparte 1815 von Elba zurück nach Paris kam, ernannte er Fouché wieder zum Polizeiminiſter und fragte ihn, ob er es nicht für wünſchenswerth halte, Talleyrand zu gewinnen, der ſich als Geſandter Ludwig's XVIII. zu Wien befand. „Ohne Zweifel," antwortete der Polizeiminiſter. „Was meynen Sie," fragte der Kaiſer weiter, „ſoll ich ihm eine hübſche Doſe ſchicken?" Fouché zuckte die Achſeln, als wollte er ſagen: „Wie viele Doſen hat Talleyrand bei verſchiedenen Friedensſchlüſſen als Kleinigkeiten, die ſich von ſelbſt verſtehen, eingeſteckt!" — und bemerkte trocken: „Wenn wir Talleyrand eine Doſe ſchicken, ſo wird er ſie aufmachen und ſehen, was darin iſt." — „Was meynen Sie damit?" fragte Napoleon. „Es kann keine Rede davon ſeyn, ihm eine Doſe zu ſchicken," erwiederte Fouché. „Schicken Sie ihm einen Wechſel im Betrag von zwei Millionen Franken, die Hälfte zahlbar nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich." — „Nein, davon kann keine Rede ſeyn," entgegnete der Kaiſer, „das wäre ein wenig zu koſtſpielig." — Fouché und Talleyrand kannten einander, ohne ſich wechſelſeitig zu bewundern. Der Polizeiminiſter pflegte von dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu ſagen: „Talleyrand iſt null, bis er eine Flaſche Madeira im Leibe hat." Und Talleyrand fragte ſeine guten Freunde: „Meynen Sie nicht, daß Fouché ſo ziemlich die Manieren eines Dorfkomödianten hat?" — In einem Stück waren die beiden einander gleich; ſie wußten ſich ihre Dienſte bezahlen zu laſſen.

Gaunerſtreich.

Eine neue Art von Induſtrie iſt kürzlich in Paris zu Tage gekommen. Ein feingekleideter Herr erſcheint in einem Gaſthof mit einem regelmäßigen Paß, der ihn als einen Herrn von Adel bezeichnet. Er ſagt, er wolle ſich nur einige Tage in Paris aufhalten und wünſche ein Zimmer, welches auf die Straße geht. Der Wirth zeigt ihm ein ſolches, nennt auf Verlangen den Preis und empfängt von ſeinem eleganten Gaſt auf der Stelle Vorausbezahlung für vierzehn Tage. Der Gaſt zieht ein, geht aus, kommt den Abend zurück, geht den nächſten Morgen wieder aus und gibt dem Portier den Schlüſſel in Verwahrung. Nach einiger Zeit wird die Magd hinaufgeſchickt, um das Zimmer zu reinigen, und kommt alsbald zurück mit der Meldung, daß vom Kamin die Stutzuhr ſammt den ſilbernen Leuchtern und von dem Bett der Teppich verſchwunden ſey. Der Gaſt ließ ſich nicht wieder ſehen. Daß er ſich nicht etwa den Spaß gemacht hatte, die Sachen zu verſtecken, gab ſich daraus, daß der Wirth auf Befragen im Pfandhaus Leuchter, Uhr und Teppich verſetzt fand. Wie hatte nun der ſchlaue Gaſt ſie fortgebracht? In der Taſche gewiß nicht. Die einzige Spur gab der Umſtand, daß Leute im Haus in der Stille der Nacht vor der Thür den Refrän des Liedes: Voilà, Paris, la nuit! hatten ſingen hören. Derſelbe Refrän hatte ſchon vorher in vier andern Gaſthäuſern das Verſchwinden kleiner Mobilien begleitet. Man vermuthet mit höchſter Wahrſcheinlichkeit, daß der Sänger ein Gehülfe des Gaſtes war und die an einem Strick zum Fenſter hinabgelaſſenen Gegenſtände in Empfang nahm.

Der Milchhandel in Paris.

Der größte Theil der in Paris zum Verkauf kommenden Milch wird in einem Umkreis von 10 bis 15 Stunden um die Hauptſtadt von Großhändlern geſammelt, welche mit den Bauern deßfalls Verträge ſchließen, und ſie ſodann an mehrere Kleinhändler verkaufen. Der Bauer erhält 25 bis 30 Centimes für eine Kanne von 2 Litres (etwa eben ſo viele Maaß), der Kleinhändler muß 30 bis 40 Centimes, der Konſument endlich 50, 60, bisweilen ſogar 80 Cent. für die Kanne, oder 5, 6, 8 Sous für die Maaß zahlen, je nach der Qualität der Milch und dem Stadtviertel, wo ſie erkauft wird. Ein großer Theil der Milch wird durch die Eiſenbahnen, oder in eigenen Karren, welche ſchnell fahren, und ganze Reihen von verzinnten eiſernen Kannen zu 12 bis 20 Maaß enthalten, nach Paris gebracht. Mehrere der Großhändler ſollen täglich 4 bis 5000 Maaß abſetzen. Ein anderer Theil der in Paris konſumirten Milch kommt von Kühen, welche in der Stadt ſelbſt oder den Vorſtädten gehalten werden; dieſe iſt viel beſſer und theurer. Man hat berechnet, daß in Paris täglich 100,000 Maaß Milch — das Produkt von 10,000 Kühen — verzehrt werden.

Buntes.

Der Staatsrath Camus (lebte zu Anfang des 17ten Jahrh.), nannte Leute, die immer mit glatter Zunge und gekrümmten Rücken an den Tafeln der Großen ſchmauſen, Krüge, die bloß untertauchen, um ſich zu füllen.

Zwei berühmte Tänzerinnen figurirten im Oberon als Elfen. Ein Fremder, welcher vernahm, daß jede von den Elfen 4000 Thaler Gage habe und ſonach auf jedes Bein 2000 Thaler komme, rief erſtaunt: „Das iſt theures Elfenbein!"

Gefühle

beim Tode unſers Freundes und Bruders

Wilhelm v. Balta,

geſtorben zu Augsburg im November 1843.

(Eingeſandt.)

Ein kleiner Raum im dunklen Erdengrunde
Schließt einſt das Herz mit ſeinen Wünſchen ein,
Erlöſchen muß des Zufalls eitler Schein
In einer einz'gen, oft zu nahen, Stunde

Und ruhig, ohne Kampf und ohne Wunde,
Liegt dann der Menſch im engbegränzten Schrein,
Einſt ſo bewegt von Freude und von Pein, —
Und nur die Erde gibt noch von ihm Kunde.

Dann pflanzet gläubig ihm am Grabesrande
Ein Kreuz die Hoffnung und die Liebespflicht
Daran mit immergrünem Blumenbande

Das ſtille Wort, das zu dem Wand'rer ſpricht:
Das iſt das Ziel, wornach wir Menſchen ſtreben,
Der reiche Lohn für unſer armes Leben!

München am 3. Dec. 1843.

Das Corps **Bavaria.**

Digitized by Google

Nro. 73.

Zwölfter Jahrgang.

1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Epilog. — Das iländiſche Parlament und die Union. — Humoriſtiſche Vorleſung. — Anekdote.

EPILOG

zu

Mozart's Zauberflöte,

bei Gelegenheit der 52jährigen Todesfeier dieſes unſterblichen Meiſters.

Geſprochen

im Augsburger Stadt-Theater am 5. Dec. 1843.

Gedichtet von **L. Wohlmuth,** stud. phil.

(Bei den Schlußworten des Finalchores: „Dank ſey dir Oſiris und Iſis gebracht," entſchleiert ſich die im Tempel der Weisheit aufgeſtellte Büſte Mozarts; eine Wolke ſenkt ſich hernieder, aus welcher Deutſchlands Genius, in der einen Hand eine Lorbeerkrone, in der andern einen Palmzweig haltend, hervortritt.)

Geſendet von der Prieſterin der Leyer,
Aus Pindus lieddurchrauſchtem Muſenhort,
Erſcheine ich bei dieſer ſchönen Feier
Und bringe ihr mit freundlich ernſtem Wort
Der Deutſchen allgemeinen Völkergruß —
Ich bin Germania, Deutſchlands Genius!
Wo ſich was Großes, Herrliches geſtaltet,
Wo eine Kraft den freien Trieb entfaltet,
Da iſt mein Amt, da muß ich Bothe ſeyn;
Der Held, der auf der Wahlſtatt ausgerungen,
Der Dichter, von dem Lorbeerreis umſchlungen,
Sie zieh'n an meiner Hand in Eden ein.
Hier in der Weisheit feierlichem Tempel,
Wo der Unſterblichkeit erhab'ner Stempel
Sich drückt auf's fromme, gottgeweihte Haupt:
Hier ſey des großen Meiſters hohe Stirne
Vom ew'gen Immortellenzweig umlaubt.
Der fremden Sitte feile Baſtarddirne
Berührt nicht dieſen heiligen Altar,
Ich bringe hier den Dank der tauſend Zungen
In dieſer zarten Lorbeerkrone dar,
Die Deutſchland's Söhne, Deutſchlands edle Frauen
Dem deutſchen **Mozart** liebevoll geſchlungen.

(Er legt den Lorbeer auf den Altar.)

Und dieſe deutungsvolle, ſchlanke Palme,
Gepflückt aus jenen vielgeprieſ'nen Auen,
Strebt auf der wonnigen, verklärten Bahn
Als ſchönes Siegeszeichen himmelan.
Allüberall ertönen Mozartlieder,
Das weite Deutſchland tönt ſie freudig wieder,
Ja, ganz Europa hallt ſie donnernd nach —
Sie, die dem beſten Herzen einſt entfloſſen,
Das, ſtets in weiche Harmonie ergoſſen,
Der Tod vor zwei und fünfzig Jahren brach;
Das, ſchon dem heimathlichen Stern erſchloſſen,
Noch ſterbend ſeine ſchönſten Laute ſprach;
Das ſich im zarteſten Hinüberſehnen
Gelöst hat in ein Meer von Zaubertönen. —
Dort an der Salzach alten Römerſtadt,
Wo ſich den Pfad der ſtolze Imperator
Einſt nach Germanien geöffnet hat,
Thront **Mozart** nun als hoher Triumphator,
Als wundervoller, gottgeſandter Meiſter,
Als Bändiger der wilden Lyrageiſter,
Der Bürge einer wahren deutſchen Kunſt.
Auf ſtrahlendem, ätheriſchen Gefieder
Durchblitzen die Gedanken ſeiner Lieder
Des Erdenlebens trüben Schleierdunſt.
Bald mit dem kindlich unbefangnen Spiele,
Bald mit des Daſeyns bangem Schmerzgefühle,
Bald mit des Wahnſinns bunten Zorngewühle
Umſtricken ſie die ſtaunenvolle Bruſt;
Und alle Herzen fühlen Auferſtehen,
Erſchließen ſich, wie im Prophetenſehen,
Der überirdiſch nie geahnten Luſt,
Und unſer, unſer nennen wir den Mann,
Der uns den Himmelszauber angethan.
Drum ſey dem Schöpfer dieſer Lenzgeſänge
Auch unſers Dankes beſter Theil geweiht,
Und allgerühmt, wie **Mozart's** deutſche Klänge,
Sey deutſche Freiheit, deutſche Einigkeit. —
Des Requiems Töne, hehr und gottdurchdrungen,
Die ahnend er als Schwanenlied geſungen,
Sind oft wohl trauernd dieſer Stadt erklungen
In mancher leidensſchweren Prüfungszeit;
Doch dieſe ſchauervollen Jenſeitschöre
Umwehen tröſtend unſere Altäre,
Vermittelnd zwiſchen Zeit und Ewigkeit.
So weihte er in dieſem hohen Liede
Zum Prieſter ſich der frommen Sionide
Und ſeine Leyer zu des Himmels Braut.
Drum ſchmück' ich ihn in leiſem Liedertanze
Mit dieſem ſüdgebornen Lorbeerkranze,
Der, von der Donau, von dem Rhein bethaut,
Geweiht vom deutſchen Kaiſerahnenſchwert,
Der Schläfe des geliebten Sängers werth.

(Sanfte Muſik ertönt in der Ferne.)

Beginnet leiſe, weiche Inſtrumente,
Durchrauſcht in lieblich lindem Wogenſtrom
In dieſem holden, göttlichen Momente
Der Weisheit feſt gebauten, ew'gen Dom.

(Er nähert ſich dem Altare, die Genien reichen ihm den Lorbeerkranz; die Töne verklingen; unter ehrfurchtsvollem Schweigen der Prieſter ſteigt er zur Büſte empor.)

Empfange, Amadeus, nun die Krone,
Die alle Herzen opfernd dir geweiht,
Germania beut dem vielgeliebten Sohne
Das Götterſiegel der Unſterblichkeit!

(Er bekränzt die Büſte, welche in buntem, vielfach verſchlungenen Feuer ſtrahlt; Schlußchor der Zauberflöte.)

Digitized by Google

Das irländiſche Parlament und die Union.

Ein hiſtoriſcher Rückblick.

(Schluß.)

Eine andere Frage entſteht nun, ob das unabhängige Parlament wenigſtens nützliche Geſetze gegeben habe?

Am 21. April 1789 wurde eine Bill eingereicht, durch welche man das Wahlgeſetz der Irländer dem der Engländer gleich machen wollte, wen den Beamten des Fiskus das Recht, bei den Wahlen mitzuſtimmen, eingeräumt würde. Das Geſetz wurde durch das Unterhaus verworfen, und Grattan ſagte bei dieſer Gelegenheit: „Einige Redner verſichern, daß England kein Beiſpiel für uns abgeben dürfe; die Wohlthaten des engliſchen Geſetzes ſeyen auf Irland durchaus nicht zu übertragen: Mit welchem Rechte ſprachen dieſe Herren ſo zum Volke? Welcher phyſiſche, politiſche oder moraliſche Schandfleck unſerer Nation hat dies harte Urtel verwirkt? .... Sollen wir etwa, weil wir weniger wohlgenährt ſind, als die Engländer, der Wohlthaten nicht theilhaftig werden, welche ihnen ſo freiwillig bewilligt werden? Denn in jeder anderen Hinſicht ſtehen ſich doch wohl, ſollte ich meynen, die Engländer und Irländer gleich? Oder ſind die irländiſchen Miniſter etwa beſſer, kümmern ſie ſich mehr um die Intereſſen des Landes, welches ſie verwalten, als die engliſchen? Zeigen ſie ſich uns nicht durch ihr Herz eben ſo fremd als durch ihre Geburt? Sehen wir ſie nicht jeden Augenblick bereit, unſere Rechte zu bekämpfen, unſere Maaßregeln zu bekritteln, und ſind ſie nicht, auf ihre Strafloſigkeit ſich ſtützend, eben ſo ſtolz, wenn es gilt, Sie zu demüthigen, als geneigt, Sie zu beſtechen?" Dieſer bitteren Philippika wollen wir nur noch eine einzige Thatſache hinzufügen:

Faſt ſo lange, als das unabhängige Parlament in Irland dauerte, war auch die Aufruhr-Akte in Kraft, und gegen das Ende dieſes Parlamentes ſtand das ganze Land, trotzdem, daß es Zeit genug hatte, ſich zu konſolidiren, in Feuer und Flammen. *)

Es iſt alſo nicht die Wiederherſtellung der alten Unabhängigkeit, die man für Irland jetzt in Anſpruch nehmen muß. Von 1782 — 1800 hatten die Irländer bei ihren Aufſtänden nur zu viel der Unabhängigkeit, und nichts fehlte ihnen mehr als Freiheit. — Und was verlangt der Liberator jetzt? Wird, trotz ſeiner fortwährenden Betheuerung der politiſchen Achtung für die gemeinſame Souverainetät, eine Trennung nicht die unvermeidliche Folge der Bill ſeyn, welche den Stand der gegenwärtigen Verhältniſſe verrückt? Sollten die Verhältniſſe, welche 1782 ſo ungünſtig einwirkten, jetzt wirklich zu beſtehen aufgehört haben? Herr O'Connell weiß es wohl ſelbſt nicht, wohin die ſtürmiſchen meetings, bei denen Tauſende von Menſchen mit glühenden Leidenſchaften und ungeſtümem Charakter verſammelt waren, führen werden? Gewiß, dieſe gewaltſamen Kraftentwickelungen, dieſe kriegeriſche Disciplin, dieſe beſtändigen Anſpielungen auf einen Kampf, nicht etwa der Prinzipien, ſondern der phyſiſchen Kräfte, dieſe Vergleichungen zwiſchen den Armeen, über welche er ſelbſt disponirt, mit denen, welche Napoleon zum Siege führte — ſie alle ſind wohl nicht die gewöhnlichen Präliminarien einer einfachen Bittſchrift ans Parlament. Denn was iſt Petition? Ein Anruf des Rechts, der Vernunft, eine ruhige Berathung, wo Rechtsgründe allein in Schlachtordnung ſtehen, zum Triumph der Gerechtigkeit und Wahrheit. Die öffentliche Meynung iſt der Richter, an den man ſich wendet, was braucht es dazu der Menge von Reklamanten, was der militairiſchen Hülfsquellen, der Angriffsmittel? In allen Ländern der Welt iſt die phyſiſche Gewalt auf Seiten der Beherrſchten. Durch ſie kann nur zerſtört, Nichts gegründet, Nichts erhalten werden. Darum mißtraut man ihr eher, als daß man ſie ſchätzt, und giebt jener Achtung der Inſtitutionen, welche der Geſellſchaft ihr Beſtehen, Vermögen und wachſendes Glück verbürgen, den Vorzug. Sie ſind es auch, die dem dürftigen Arbeiter die Frucht ſeiner Bemühungen, dem Reichen die Sicherheit ſeines Vermögens, der Krone ihre nothwendigen Prärogativen gewähren.

Das Alles weiß O'Connell recht gut, und, ſeltſam genug, während er die Chartiſten verdammt, handelt er gerade ſo, wie ſie, wendet er daſſelbe Einſchüchterungs-Syſtem an, legt er in die politiſche Waage daſſelbe Gewicht und zählt eben ſo die Stimmen, anſtatt die Urtheile zu kräftigen. Aber O'Connell vergißt eben ſo, wie die Chartiſten, daß ſie gerade darin, wo ſie ihre Stärke ſuchen, ihre Schwäche finden, nämlich in der Appellation an die Menge, was die beſonnenen Menſchen aufſchreckt und ſie unter das entgegengeſetzte Banner treibt. — Schon Burke hat es mit der größten Beredſamkeit ausgeſprochen, daß das Volk eben ſo wenig wie der König das Recht habe, ſeinen änderungsſüchtigen Willen geltend zu machen. Dem Volke noch weniger, als allen anderen Händen, gebührt eine arbiträre Gewalt. Es hat wohl auf die unbegränzte Hingebung, nicht aber auf den Gehorſam derer, von denen es regiert wird, ein Recht. — Uebrigens hindern die Desavouirungen O'Connell's die Chartiſten keinesweges, mit ihren irländiſchen Brüdern gemeinſchaftliche Sache zu machen, ſelbſt nicht in Bezug auf die eben abgehandelte Frage. — Iſt nun aber dieſe Frage vielleicht durch gegenſeitige Zugeſtändniſſe und durch die Aufſtellung eines gemiſchten Syſtems zu entſcheiden? Ueber dieſen Gegenſtand wollen wir ſchließlich noch einige Betrachtungen mittheilen.

In den Jahren 1839 und 40 publizirte Herr Sharman Crawford in engliſchen Zeitungen eine Reihe merkwürdiger Briefe, welche an die irländiſchen Repealers gerichtet waren. Nachdem er in denſelben dargethan, daß die Repeal einen wahrhaft lähmenden Einfluß auf die Intereſſen des Landes habe, und daß die Auflöſung der Union nur zu einer vollſtändigen Trennung beider Reiche führen könne, bewies er leicht, daß die Exiſtenz eines dauernden unabhängigen Parlaments in Irland, wie es O'Connell wolle, mit der Verbindung beider Reiche unter einem und demſelben Souverain nicht verträglich ſey.

„O'Connell will", ſchreibt Crawford, „daß Irland nicht mehr eine Provinz, ſondern eine Nation ſey; aber begründet nicht gerade die Exiſtenz eines getrennten Parlaments unter einem und demſelben Herrſcher jenes von ihm ſo angefeindete Verhältniß von Hauptſtadt zur Provinz? Wenn Irland eine Nation ſeyn ſoll, ſo bedarf es zuerſt eines beſonderen Monarchen und dann erſt ein eingebornes Parlament." Gleichwohl gehört Herr Crawford zu denen, welche für Irland eine doppelte Vertretung wünſchen: die eine, gleichſam ein Lokal-Parlament, ſollte ſich mit den innern Angelegenheiten und der Geſetzgebung des Volkes beſchäftigen; die andere, einen Theil des brittiſchen Parlaments ausmachend, ſollte die Intereſſen des vereinigten Reiches vertreten. Vor jeder Seſſion des Reichs-Parlaments ſollten die Repräſentanten der Lokal-Geſetzgebung ſich zu Dublin verſammeln, und alle Bills, welche die öffentlichen oder Privat-Intereſſen Irlands beträfen, ſollten durch dieſe Verſammlung debattirt und votirt werden, und erſt nach vollſtändiger Entſcheidung dieſes Parlaments ſollten die Angelegenheiten vor das Reichs-Parlament gebracht werden und ihre endliche Entſcheidung erhalten. Auch ſollte das Lokal-Parlament Geſetze vorzuſchlagen, die höchſte Jurisdiktion über öffentliche Arbeiten auszuüben und die Auflagen einzutreiben und zu verwenden berechtigt ſeyn.

Dieſe Vorſchläge des Herrn Crawford erleiden freilich den Einwurf, daß bei ſo bewandten Umſtänden die irländiſchen Parlaments-Mitglieder eine und dieſelbe Maaßregel zweimal zu diskutiren genöthigt wären. Auch würde jener Plan den ausgedehnten Hoffnungen der Repealer nicht entſprechen, welche auf etwas Poſitiveres dringen. Allem Anſchein nach wünſcht Herr O'Connell zwiſchen England und Irland das Verhältniß herbeizuführen, wie es in den Vereinigten Staaten Amerika's beſteht. Jeder einzelne derſelben beſitzt ſeine innere Legislatur, und nur das Reglement der allgemei-

*) Von 1782 — 1800 war die Erbitterung der Gemüther ſo groß, daß man an 300 politiſche Duelle unter den angeſehenſten Perſonen zählte und jeder Diſtrikt durch die Waffen, die daſelbſt vorzüglich gut geführt wurden, ein Art Berühmtheit erlangte.

Digitized by Google

nen Intereſſen wird in der Bundes-Reſidenz berathen. Aber wer wüßte es nicht, wie wenig beſtimmt auch hier die Gränzen beider Gewalten ſind und wie ſchwer oft die in Folge deſſen eintretenden Konflikte ſich bekämpfen laſſen. — Freilich hat Amerika durch die Einrichtung eines hohen Bundesgerichts jenen Konflikten vorzubeugen geſucht, da dieſes die Waage zwiſchen den einzelnen, auf einander eiferſüchtigen Regierungen der Union im Gleichgewicht erhalten ſoll; aber wer möchte es beſtimmen, wie lauge noch die politiſche Autorität des Kongreſſes ſich wird halten können, gegenüber den Vorurtheilen und ehrgeizigen Anſtrengungen der einzelnen Staaten, welche einander weder an Herrſchſucht, noch auch an Stolz über ihren Reichthum, ihre Bevölkerung und ihre Aufklärung etwas nachgeben? Und wie ſoll dies erſt in Irland werden, weun ſein erwähltes Parlament weder die militairiſchen Streitkräfte verſammeln und leiten, noch die gemeinſamen Abgaben votiren, weder über Krieg und Frieden beſtimmen, noch Handels- und Schifffahrts-Verträge eingehen darf? Wird es die Mäßigung beſitzen, in dieſe Fragen nicht einzugreifen? Und wollen die Repealer wirklich, daß ihr Parlament jene Rechte überkomme, dann, wir haben es oben bewieſen, iſt eine gemeinſame Souverainetät über beide Völker nnmöglich. Krieg iſt das Ende jeder zwiſchen Parlamenten entſtehenden Verwickelung.

Als Lafontaine die Fabel ſchrieb: **le dragon à plusieurs têtes et le dragon à plusieurs queues**, da hatte er ohne Zweifel jene zerſtückelten und unheilbringenden Regierungsformen im Sinn, welche die römiſchen Kaiſer einführten, zur Zeit, als die rieſige Republik ſich in zwei oder drei verſchiedene Körper theilte, oder als das kaiſerliche Anſehen unter den Gliedern der herrſchenden Familie ungetheilt erhalten wurde und zu allen Staats-Akten ihre gleichſam gemeinſchaftliche Signatur eines Handlungshauſes erforderlich war.

Kehren wir jedoch nach Irland zurück und überzeugen uns, daß die Repeal ſehr viel und die wichtigſten Feagen berührt. Nach der Erklärung O'Connell's ſoll **repeal** die gerichtliche und legislative Unabhängigkeit Irlands bedeuten; ferner eine Reform, welche im irländiſchen Unterhauſe vorzunehmen, und von welcher die geheime Abſtimmung nur ein Theil wäre; endlich die Wiederherſtellung des irländiſchen Oberhauſes. Obgleich nun O'Connell verſichert, dem katholiſchen Kultus keine Suprematie eineäumen zu wollen, ſo verlangt er doch die Verwendung der geiſtlichen Einkünfte auf öffentliche Wohlthätigkeits- und Erziehungs-Anſtalten. Er will nach einem neuen **modus (fixity of tenure)** die Verhältniſſe des Beſitzers und Pächters feſtſtellen: und nachdem er den Zuſtand des Handels, den **absenteeism**, die irländiſche Schuld ꝛc. beſprochen und Irland mit Belgien in Vergleich gebracht hat, ſpricht er ſich *gegen* eine vollſtändige Trennung aus und verlangt nur ein Lokal-Parlament, wie es Norwegen beſitzt. Aber — Norwegen iſt eine kompakte Demokratie mit einer Bevölkerung von 1,098,291 Bürgern (1835), alle gleicher Konfeſſion. Norwegen kennt das Recht der Primogenitur nicht. Die Güter werden dort unter alle Kinder gleichmäßig vertheilt, und doch iſt daraus, Dank den lokalen Gewohnheiten und dem Einfluß der Moralität, kein Nachtheil für den Wohlſtand des Volkes hervorgegangen. Dem Prinzipe nach war Norwegen an Dänemark's Krone geknüpft, und erſt 1814 wurde es an Schweden abgetreten. Da es jedoch nicht von fremden Mächten über ſeine Freiheit wollte entſcheiden laſſen, ſetzte es einen däniſchen Prinzen auf den Thron, erklärte ſich für unabhängig und gab ſich eine Konſtitution. Zwar mußte es in der Folge, wenigſtens nominell, eine Vereinigung mit Schweden eingehen, aber ſeine National-Exiſtenz blieb ausdrücklich geſondert, unabhängig, und der neue Monarch beſchwor alle Artikel der Konſtitution. Demnach hat der König nur ein aufſchiebendes Votum über die Geſetze, welche vom Storthing gegeben werden, und die Unabhängigkeit dieſes Körpers iſt durch jene Klauſel des Konſtitutions-Paktes garantiet, welche einen Geſetz-Entwurf, der in drei aufeinanderfolgenden Seſſionen durch die beiden Kammern gegangen iſt, für ein Staatsgeſetz erklärt, ohne daß die königliche Sanktion dazu erforderlich wäre. Kann Irland zu einer ſolchen Unabhängigkeit, England gegenüber, gelangen?

Leider verbietet es uns der Raum, auf die in der Verwaltung Irlands begangenen Fehlgriffe hier einzugehen, aber wir dürfen die volle Ueberzeugung ausſprechen, daß Unterdrückung und Gewalt ſtets, wie ſie es auch bisher gethan, unfruchtbare Reſultate erzeugen weeden, daß Verſöhnlichkeit und Gerechtigkeit allein das gränzenloſe Unglück wieder gut machen können, welches Haß und Rechtsverachtung geſäet haben, daß endlich die den Irländern erwünſchteſte Geſetzgebung nur eine ſolche ſeyn kann, welche am ſchnellſten die Hülfsquellen des Landes aufzufinden und den Proletariern am ſorglichſten Arbeit zu verſchaffen wiſſen wird.

Humoriſtiſche Vorleſung.

Von M. G. Saphir.

(Gehalten am 18 December 1842 im Joſephſtädter Theater.)

(Schluß.)

Die erſte Schrift war dir Natur, und jeder Schriftſteller ſollte eigentlich ein *Natur*ſteller heißen!

Der wahre Dichter, ſagt man, muß *geboren* werden; ja wohl! Bei dem jetzigen Zuſtand unſerer Dichter, muß man ſagen: *die wahren Dichter müſſen noch geboren werden!*

Die Natur iſt das Buch der Dichter; ja wohl, für die deutſchen Dichter iſt es ein deutſches Buch mit lateiniſchen Lettern! Poeſie iſt eine Blume in der Natur, die keine Zeit zerſtört, kein Sturm ſtreift von dieſer Blume ein Blatt ab, keine Nacht ſenkt ihren Kelch, und kein ſengender Strahl zieht ihr die Farben aus!

Die ſchriftſtelleriſchen Frauenzimmer haben das Privilegium, ſich mit *fremden Federn* ſchmücken zu düefen! Die Natur hat den Frauen zwei Winke gegeben, daß ſie *nicht* ſchreiben ſollen: Erſtens kann ein Frauenzimmer eben ſo wenig lernen, eine gute Feder ſchneiden, als ein Mann einen Strumpf gut um die Ferſe ſtricken! Zweitens:

Als von ſeinem Strahlenthrone
Seinem armen Erdenſohne
Gott das Weib zur Seite gab,
Daß es aus dem Garten Eden
Mit ſich nähme Blumenfäden,
Ihn zu leiten bis an's Grab,
Gab er ihr den reichſten Segen
Mit auf ihren Erdenwegen,
Stattet ſie mit Gaben aus,
Daß ſie ſey des Lebens Blume,
Gnadenbild im Heiligthume,
Engel in dem Erdenhaus;
Und den Frauen er verlieh:
Körper-Symetrie,
Seelenharmonie,
Herzensſympathie,
Stimmenmelodie,
Lebenspoeſie,
Jede Art Magie,
Nur nicht — *Ortographie!*

Die Schreibfedern unſerer Schriftſtellerinnen bringen die Natur ihrer Mütter mit in die Schriftſtellerei: die Gänſe nämlich, gerade wenn ſie ſich *erheben* wollen, *ſchnattern* ſie am meiſten!

Es geht den Schriftſtellerinnen mit dem Faden ihres Gegenſtandes, wie es dem Eulenſpiegel erging, ſie vergeſſen, am Ende einen Knopf zu machen. Wenn man den Faden eines ſolchen Frauenbuches aufnimmt, iſt's gerade, als wenn man einen Faden aufnimmt von einem Knäuel, der am Boden liegt, man wickelt und wickelt, und der Knäuel rollt am Boden immer weiter von uns fort.

Keine Schriftſtellerin der Welt kann einen *Mann* charakteri-

Digitized by Google

ſtiſch feſt ſchildern. Es iſt ein Unglück: im erſten Band verlieben ſie ſich in den Mann, den ſie ſchildern, da iſt's ein Engel, und ſie beſchäftigen ſich ſtets mit ihm. Im zweiten heirathen ſie ihn ſchon, und verlieren alle Luſt an ihm, und im dritten Band ſind ſie ſchon ganz von ihm geſchieden.

Zu was die Frauen ſchriftſtelleriſch am meiſten Beruf haben, iſt: zu Biographen. In den meiſten Frauenzimmern ſteckt eine Lebensgeſchichte ihrer Nachbarinnen, und jede Frau iſt ein Plutarch für ihr Stadtviertel.

Es iſt erſtaunlich, von wie Wenigem ein Schriftſteller ſein Leben friſtet, zur Hälfte lebt er von dem Geiſt ſeiner Schriften, und zur Hälfte vom Geſchmack des großen Publikums!

Gewiſſe Schriftſteller ſind wie Kameele, ſie erhalten ſich in der Wüſte des Lebens durch den Waſſerbehälter, den ſie in ſich führen. Die Menſchen vergönnen den Schriftſtellern Alles, was ſie nicht ſelbſt genießen können oder wollen: Beſcheidenheit, Lorbeern, Nachwelt und ungemeine Magerkeit! Sie halten die Schriftſteller für Oedenburger Früchte, von denen die gedörrten die beſten ſind! Ein fetter Gaul, ein fetter Dichter und ein fetter Liebhaber ziehen ſelten ſtark.

Geld darf ein Genie durchaus nicht haben. Denn was iſt ein Genie? Jemand, der neue Bahnen ſchafft, und bei den neuen Bahnen hat noch jeder das Geld verloren! Die Genies thun meiſt auch Recht daran, daß ſie kein Geld beſitzen, denn Geld repräſentirt die äußeren Güter, die Genies aber haben oft Urſache zu wünſchen, daß ihre äußern Güter nicht repräſentirt werden!

Gewiß, m. f. H. u. H., ſteckt in jedem Schriftſteller eine ganze Sammlung von verſchiedenen Anſtalten.

Zuerſt ſteckt in ihm eine „Sparkaſſe,“ d. h. er erſpart eine Kaſſe! Die Staatskaſſe und die Kaſſe des Genies ſind ideale Begriffe!

Ferner ſteckt in ihm eine „Lebensverſicherungs-Anſtalt,“ d. h. er muß Anſtalt machen, ſein Leben zu verſichern, ſonſt ſtirbt er Hungers!

Ferner ſteckt in dem Schriftſteller eine „Hagelſchaden-Verſicherungsanſtalt,“ er muß ſich ſelbſt verſichern, daß ihm der Janhagel keinen Schaden thun kann!

Ferner ſteckt in ihm eine „Kinderbewahranſtalt,“ er muß nämlich ſeine eigenen geiſtigen Kinder groß ziehen. Man weiß, was für ungezogene Rangen das oft ſind! Die Geiſteskindlein unſerer Schriftſteller ſind ſonderbar beſchaffen, je älter ſie werden, je weniger gehen ſie! Das macht, daß ſie beim Waſſer aufgezogen ſind! Es geht manchen Büchern, wie manchen Kindern, man hat ihnen nichts vorzuwerfen, als — ihren Vater! Ein Autor hat eine wahre Affenliebe zu ſeinen Kindlein. Es geht mit Büchern, wie mit Kindern; man ſagt oft, das Buch ſieht ſeinem Autor nicht ähnlich! Es ſieht ihm ſchon ähnlich; wenn wir den eigentlichen Autor nur wüßten! Von einem Buche und von einem Kinde verlangt man vor Allem „Mutterwitz.“ — Warum ſagt man von den Kindern, ſie haben „Mutterwitz,“ und nicht „Vaterwitz?“ — Weil, wenn der Mann witzig iſt, er erſt durch ſeine Frau gewitzigt wurde.

Die deutſche Dichtzunft hat jetzt eine neue Fabrikation in Schwung gebracht: Improviſation!

Poeſie iſt Schaum! Ja, Champagnerſchaum, Meerſchaum, von dem Schlag der bewegten Herzenswellen an dem blühenden Ufer der Zeit hervorgebracht!

Improviſation aber iſt Bierſchaum, man muß ihn wegblaſen! Improviſation, dieſes Naturſchnitzel à la minute, iſt blühende Schwindſucht! Es hat noch etwas gefehlt, um die Dichtkunſt zu erniedrigen, und das iſt die Improviſation! Ich bin überzeugt, wenn die Henne öffentlich Eier legte, die Leute würden ſagen: „Was iſt das für eine Kunſt, wenn wir ſo gackern wollten, können wir auch Eier legen!“ Die Poeſie iſt eine ſchamhafte, keuſche, heilige Perſon, ſie beſpricht ſich nur geheim und im Stillen mit uns! Das allerbeſte Gedicht, das je improviſirt worden iſt, iſt ſchlecht gegen das ſchlechteſte Gedicht, das je gedruckt worden iſt. Improviſiren heißt: das himmliſche Reich der Götter in einem chineſiſchen Hölzelſpiel zur Schau ſtellen!

Aber, m. f. H. u. H., unſeren Schriftſtellern öffnet ſich jetzt ein wirkliches himmliſches Reich für ihre Dichtungen: China! Ich bin überzeugt, wir werden bald in unſern „vaterländiſchen Muſen-Almanachen“ lauter chineſiſche Novellen leſen! Die arabiſchen, perſiſchen und ſonſtigen orientaliſchen Scheik-, Gazellen- und Kameel-Poeſien werden Gottlob, ein Bischen in den Hintergrund treten, und anſtatt der zebraartigen Ghaſelen werden wir neue Formen bekommen: Mandarin-Gedichte von geblümtem Atlas mit Pfauenfedern und Glöcklein beſetzt!

Denken Sie ſich, die Chineſen haben 18.000,000 Bände Literatur! Bis die Alle ausgeſtohlen, geplündert, überſetzt werden! Was ſagen unſere Chineſer dazu?

Für die Lyrik wird es einige Schwierigkeiten geben, beſonders mit den Namen. Im Deutſchen reimen ſich die Frauennamen ſo ſchön; auf Adelaide; Brate, koche, ſiede; auf Nanette: Bette; auf Suſanne: Tanne; auf Erneſtine: holde Miene; auf Kathrein: ſtell' die Geigen ein u. ſ. w.

Aber mit den chineſiſchen Namen wird die deutſche Poeſie einen harten Kampf haben! Z. B. die Geliebte heißt:

„Tien-li-king-stang-tschang-tseng-hoa!“

Wie beſingt man einen ſolchen Namen? Aber die Dichter werden ſich ſchon helfen, ſie werden ſingen:

„Die Nerven beben und die Glieder zittern,
Wenn ich Dich ſeh' wo Zibethkatzen gehen um!
Wie Du kau'ſt hinter Opiumſtaudengittern,
Im Schatten liegſt vom rothen Capſicum!
Und trunken fühl' ich's vor den Augen flittern,
Als ging ein Keſſel Thee im Kopf herum.
Dein Anblick macht mich trunken, wie einſt Noa.
O ma chere Tien-li-king-tschang-tseng-hoa!“

Vielleicht ſehen wir auch bald eine chineſiſche Schauſpielertruppe hier, deren Vorſtellungen gewiß ſehr beſucht würden, damit man glaube, wir ſprechen Alle perfekt chineſiſch! Vielleicht kömmt auch einmal ein chineſiſcher Humoriſt! In China wächst der Humor wild, man nennt ihn dort Bambusrohr! Er erreicht dort eine Höhe von 60 Fuß, ſo hoch erhebt ſich hier der Humor nicht!

Vielleicht hören Sie, m. f. H. u. H., bald eine chineſiſche humoriſtiſche Vorleſung!

Eine humoriſtiſche Vorleſung, m. f. H. u. H., muß in einer Beziehung gewiſſermaßen etwas Chineſiſches an ſich haben. Es bekömmt dabei nämlich ſo Mancher ſeinen Thee! Allein es iſt nicht bös gemeynt und iſt geſund, überdies, m. f. H. u. H., ſehen Sie, die Theeblätter gehen zu Ende, mein letztes Blatt iſt gewiß Ihr Herzblatt!

Anekdote.

Zur Zeit von Napoleon's Sturz im Jahre 1814 befand ſich der Herzog von Orleans bei ſeinem Schwiegervater zu Palermo. Die Thronbeſteigung Ludwig's XVIII. verſtattete ihm nach der allgemeinen Meynung die Rückkehr nach Frankreich, welches er ſeit 21 Jahren hatte meiden müſſen. Nach der Meynung Talleyrands gehörte aber auch die Erlaubniß Ludwig's XVIII. dazu, um die Rückkehr möglich zu machen, und der alte Politiker, welcher wußte, daß es eine orleaniſche Partei gab, war der Meynung, daß dieſe Partei um der Stabilität des neuen Thrones willen ihr Haupt nicht in der Nähe haben ſollte. Als daher die Abreiſe des Herzogs aus Sicilien nach Frankreich gemeldet wurde, ſagte Talleyrand zum König: „Glaubt Ew. Majeſtät, daß die Luft von Paris dem Herzog von Orleans zuträglich ſeyn werde?“ — „Warum nicht?“ erwiederte der König, welcher den Politiker nicht verſtehen wollte. Dieſe nicht ſehr freundſchaftliche Andeutung blieb für Ludwig Philipp kein Geheimniß, „aber darum keine Feindſchaft“ — dachte er, und Denen, welche ihn 1830 an dies Freundſchaftsſtückchen erinnerten, erwiederte er: „Talleyrand iſt ſtets ein treuer Diener Deſſen, der die Gewalt hat.“

Digitized by Google

Nro. 74.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena. — Olozaga. — Merkwürdiger Rechtsſtreit. — Frage und Antwort. Pot-Pourri. — Buntes.

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.

Von Eliſa Abell.

(Vergleiche „Sammler“ Nro. 40.)

Während der drei Monate, welche Napoleon in den Briars bei uns zubrachte, ſchien er ganz zufrieden, ſo weit er überhaupt zufrieden ſeyn konnte, und er ſprach oft ſeine Freude über die glückliche Lage unſerer Beſitzung aus. Er wünſchte, daß ihm die engliſche Regierung erlauben möge, uns nie zu verlaſſen, und daß ſie, wenn mein Vater darein willige, unſer Häuschen ankaufe und es ihm zum bleibenden Wohnſitz überlaſſe. Doch als er ſein Geſuch der Regierung vorlegte, wurde es zurückgewieſen, und er dachte nun ſelbſt daran, die Briars zu kaufen, und ſandte den General Montholon ab, um mit meinem Vater darüber zu unterhandeln; allein auch dieſe Unterhandlung kam durch das Einſchreiten der engliſchen Politik nicht zu Stande. Als die Arbeiter, welche zum dreiundfünfzigſten Regimente gehörten, hierauf die benachbarten Höhen erkletterten und auf ihren Schultern alle Werkzeuge und Geräthſchaften trugen, mit denen man Longwood bewohnbar machen wollte, ſah ihnen Napoleon mit Blicken nach, welche ſeinen inneren Unwillen und ſeinen Schmerz auszudrücken ſchienen. Er hörte dem Rauſchen der Trommeln und Pfeifen zu, welches die Arbeiten begleitete, und es gemahnte ihn an alte Ruhmestage und verkündete ihm zugleich, mit welchem Eifer man die Arbeiten betrieb und wie nahe der Augenblick war, der ihn von den Briars zu ſcheiden zwang.

Bei ſeinem Abſchied forderte er uns auf, ihn in ſeiner neuen Behauſung zu beſuchen, und bald darauf begaben wir uns nach Longwood. Wir waren begierig, zu ſehen, wie er wohnte, und vielleicht auch hofften wir, er werde unſer niedliches Häuschen mit dem finſteren Aufenthalte, den man ihm mitten im öden, unfruchtbaren Gebirge angewieſen hatte, vergleichen, und unſer Häuschen werde einigen Ruhm dabei erndten. Was mich betrifft, ich ſprang vor Freuden, daß ich meinen Spielgeſellen wiederſehen ſollte, ſeit deſſen Abreiſe ich ſo traurig geweſen war. Wir trafen den Kaiſer, wie er auf den Stufen der Treppe ſaß, welche zum Billardzimmer führte. Er unterhielt ſich ſcherzend mit dem kleinen Triſtan Montholon und eilte, ſobald er uns erblickte, auf uns zu, umarmte meine Mutter, machte meiner Schweſter eine anmuthige Verbeugung und mich zupfte er am Ohr und rief lachend: „Ah, Fräulein Betſy, ſind ſie klug?“ — Er fragte uns, wie ſein Pallaſt uns gefalle, und bat uns, ihn zu begleiten, weil er uns, wie er ſich ausdrückte, ſeine Wirthſchaft zeigen wolle. Er führte uns zuerſt in ſein Schlafgemach. Dies war ein kleines, ſehr düſteres Zimmer, deſſen Wände mit einem Nanking-Stoff überzogen waren, welcher die Stelle von Tapeten vertreten mußte. Der einzige Schmuck, den ich hier bemerkte, beſtand in einigen Familienbildern, die Napoleon mitgebracht hatte. Das Bett war noch das kleine eiſerne Feldbett, in welchem der Kaiſer einſt nach den Schlachten von Marengo und Auſterlitz ſchlief. Die Fenſter-Vorhänge waren von grüner Seide. Dem Bette gegenüber ſtand eine kleine Büſte von weißem Marmor, welche den König von Rom vorſtellte, und darüber hing ein Portrait Marie Louiſens, ſo daß beim Erwachen ſtets des Kaiſers erſter Blick auf ſeinen Sohn und deſſen Mutter fiel. — Darauf gelangten wir durch ein Vorzimmer in ein Kabinet, in welchem eine mächtige Badewanne ſtand, weil der Kaiſer täglich ſich eine bis zwei Stunden zu baden pflegte. Außerdem beſaß Napoleon noch einen Speiſe- und einen Geſellſchafts-Saal, ein Toiletten- und ein Billard-Zimmer. Als er uns dieſe Gemächer alle gezeigt und über jedes einige, meiſt ſcherzhafte, Bemerkungen hingeworfen hatte, führte er uns in die Küche und befahl dort, ein Töpſchen Milchrahm und einiges Zuckerwerk für Fräulein Betſy zu beſorgen, denn er hatte meinen Geſchmack nicht vergeſſen. Dann zeigte er uns noch ſeine Speiſekammer und führte uns hierauf zu Madame Montholon. Er nahm das noch nicht ſechs Wochen alte Kind der Gräfin auf den Arm und ſchaukelte es in ſeiner ungeſtümen Art, daß wir jeden Augenblick fürchteten, er werde es fallen laſſen. Von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen, ſtreichelte es und kniff ihm die Naſe oder die Backen, bis das kleine Weſen zu ſchreien anfing. Wir lachten über ſeine ungeſchickte Weiſe, Kinder zu ſchaukeln; doch er entgegnete uns, daß er den König von Rom oft genug ſo geſchaukelt habe, als er in dem Alter der kleinen Lily geweſen ſey, doch dieſer habe nicht ſo leicht geweint.

Als wir uns empfehlen wollten, zeigte uns Napoleon den Garten und die Umgebungen von Longwood. Dieſe boten einen ſo wüſten Anblick, daß er ſich kaum ſchildern läßt, und daß Alle, die an die großartige, wilde Natur der Inſel St. Helena nicht gewöhnt ſind, faſt davor zurückſchaudern müſſen. Auf der einen Seite erhob ſich ein dunkles, ſteiles Gebirge, auf deſſen Abhängen man nur hin und wieder einen wilden Birnbaum, einige Aloen oder anderes niedere Geſträuch erblickte. Auf der anderen Seite kreuzten ſich die Bergzüge, und man gewahrte einige Höhlen und Grotten, in denen ſich während der erſten Zeit der Coloniſation der Inſel die Hirten zur Seite der Ziegen bei Nacht geborgen hatten. Madame Bertrand erzählte mir einſt, wie Napoleon oft Stunden lang ſtehe und die Gewölke betrachte, die ſich über den Felſengipfeln zuſammenballen, mit einem flüchtigen Schatten die Inſel bedecken und ſich dann im unendlichen Ocean verlieren; ſie ſcheinen vor den Augen des großen Gefangenen phantaſtiſche Geſtalten angenommen zu haben; und er mochte in ihrem Reigen und Weben Grüße erkennen, die ihm aus Frankreich kamen, und ihnen Grüße nach Frankreich auftragen.

Zum Schluß machte uns der Kaiſer den Vorſchlag, uns in ſeinem irländiſchen Wagen heim zu führen. Wir ſchickten unſere Pferde nach Hutsgate, dem Wohnſitz der Madame Bertrand, nahmen zur Seite unſeres Wirthes Platz, und das Geſpann flog im ſchnellſten Galopp davon. Ich bin zu Wagen ſtets ſehr furchtſam geweſen, und das Fuhrwerk, in dem ich mich damals befand, ſchien mir noch weit gefährlicher als die gewöhnlichen; ſo war ich in Todesangſt; doch man hatte kein Mitleid mit mir. Napoleon lenkte ſeine drei ſchnaubenden Roſſe einem der gefährlichſten Wege zu, welchen man die Punſch-Bowle des Teufels nannte. Das eine Pferd ſchien ſtets in den Abgrund ſtürzen zu müſſen, während die beiden anderen in Gefahr waren, ſich die Köpfe an den Felſen einzurennen,

Digitized by Google

die ſich quer über den Weg neigten, Napoleon ſchien bei ſo wilden Fahrten allen Groll zu vergeſſen; er ergötzte ſich an der Angſt ſeiner Gefährten, und vorzüglich an der meinen, und rief mir von Zeit zu Zeit zu, daß wir jetzt in die Tiefe ſtürzen und alle in tauſend Stücke zerſchmettert würden.

Als ſich Napoleon einige Monate auf St. Helena aufgehalten hatte, empfingen wir Journale mit Anekdoten, in denen er ſpielte und die auf ſein Verweilen in den Briars Bezug hatten. Beſonders ergötzlich war hierbei ein Brief, den der Marquis von Montchenu geſchrieben; in dieſem wurden mehrere Scenen, welche zwiſchen dem Kaiſer und einzelnen Mitgliedern unſerer Familie vorgefallen waren, beſonders mein Scherz mit dem Degen, ausführlich geſchildert, und von Miß Betſy hieß es, ſie ſey das impertinenteſte Mädchen, welches man je geſehen habe, und man dürfe wohl annehmen, daß es mit ihrem Verſtande nicht richtig ſey. Dieſer Brief war aus den franzöſiſchen Journalen in die deutſchen und engliſchen übergegangen, und mein Vater war höchſt verdrießlich, daß mein Name in ſolcher Weiſe der Oeffentlichkeit preisgegeben ſey. Er wollte Genugthuung vom Marquis fordern; doch meine Mutter wußte die Sache beizulegen, indem ſie den Marquis veranlaßte, ſein Wort zurückzunehmen und ſich wiederholt zu entſchuldigen. Als Napoleon die Schmähung erfuhr, die Miß Betſy ſeinetwegen erlitten hatte, ſandte er den Doktor O'Meara nach Briars, um mir mitzutheilen, auf welche Weiſe ich mich an dem alten Schwachkopf, wie er den Marquis nannte, am beſten rächen könne. Der Marquis war, wie es ſchien, ſehr ſtolz auf den ſchönen Bau und die Eleganz ſeiner Perrücke, die in einen langen Schweif ausging und mit demſelben, wenn er ſich beim Gehen und Sprechen bewegte, bald die rechte, bald die linke Schulter peitſchte. Dieſe Perrücke ſollte ich nach dem Rathe des Kaiſers auf irgend eine Art zu verbrennen ſuchen, am liebſten wohl durch eine ätzende Flüſſigkeit. Ich war ſolchen Streichen nie abgeneigt, und ich brannte, den Marquis für ſeine Unverſchämtheit zu züchtigen; auch hatte ich noch einen zweiten Sporn für meine Tapferkeit. Napoleon hatte mir nämlich verſprochen, wenn ich das Abenteuer ſiegreich beſtände, mir den ſchönſten Fächer zu kaufen, der in dem Laden des Herrn Salomon zu finden ſey. Doch meine Mutter wurde die Beſchützerin der Perrücke, indem ſie m r ſtreng unterſagte, meinen Uebermuth durchzuführen. Als mich Napoleon hierauf zum erſten Male wiederſah, rief er mir entgegen: „Nun Fräulein Betſy, biſt du meinen Befehlen nachgekommen? haſt du den Fächer verdient?" Ich antwortete halb traurig, daß ich eine gehorſame Tochter geweſen ſey, und Napoleon kniff mir das Ohr und ſagte: „Ah, Fräulein Betſy, nun fängſt du doch an, artig zu werden." Darauf ließ er den Doktor O'Meara rufen und fragte, ob er den verſprochenen Fächer für mich gekauft habe? Der Doktor erwiederte, er habe keinen gefunden, der ſchön genug ſey; und ich mochte bei dieſer Antwort ohne Zweifel ein etwas niedergeſchlagenes Geſicht machen, denn wie mich Napoleon anſah, ſuchte er mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit mich zu tröſten und verſprach, zum Erſatz mir etwas Anderes zu ſchenken. Einige Tage darauf erhielt ich einen ſchönen Ring mit Brillanten, welche den Buchſtaben N, über dem ein kleiner Adler ſchwebte, bildeten. Die einzige Rache, die ich an dem Marquis nahm, war, daß ich ſeine Heldenthaten vor der Schüſſel, mit Meſſer und Gabel in der Hand, ſchilderte und Napoleon lachte oft ſehr darüber. Der Marquis war ein großer Liebhaber von Blumenkohl, welcher auf St. Helena ſehr ſelten iſt. Ein Tages aß er bei uns, und ſein Adjutant, der Hauptmann Gor, vergaß, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß eine Schüſſel mit Blumenkohl auf dem Tiſche ſtehe; ſo bemerkte der Marquis ſein Lieblingsgerücht erſt, als man es vom Tiſche trug, und mit hochrothem Geſicht und gleichſam mordluſtigen Geberden wandte er ſich an den Hauptmann: „Narr! warum haſt du mir nicht geſagt, daß Blumenkohl da iſt?"

(Schluß folgt.)

Olozaga.

Dieſer Mann, von dem im jetzigen Augenblick die Zukunft Spaniens abhängt, hat Espartero erhoben und geſtürzt, er war es bekanntlich, der im Sommer des vorigen Jahres das Looſungswort: „Gott rette die Königin und das Vaterland", ausſprach, das den Sturz Espartero's veranlaßte. Gehörte er zur Armee, oder wäre die Armee es, auf die er ſich ſtützte, er würde vielleicht zu den Waffen greifen. Zum Glück iſt er aber Advokat, und kann nur auf parlamentariſchem Wege ſeine Sache verfechten. Dennoch kann ſeine plötzliche Abſetzung dem Lande abermals neues Ungemach bereiten, denn er iſt ein ehrgeiziger, fähiger Mann. Schonung darf man ſeinerſeits nicht erwarten. Schon unter Ferdinand VII. gehörte er zur äußerſten Partei, nahm an einer Verſchwörung Theil, und wurde zum Tode verurtheilt; ſeine Geiſtesgegenwart rettete ihn; er entwich aus dem Gefängniß an dem Tage, an welchem er mit zwei Mitſchuldigen das Schaffot beſteigen ſollte. Nachdem die Königin Chriſtine zur Regierung gelangt war, ſchrieb er eine Zeit lang für Journale, war mit Caballero, dem Redakteur des „Eco del Comercio" eng liirt, und legte in dieß Journal ſeine exaltirten Geſinnungen nieder. Als Espartero Regent wurde, ſchien er ſich allmählig den Moderados zu nähern. Im Jahr 1841 repräſentirte er als Geſandter die Regierung Eſpartero's in Paris, als am 4. Okt. die Revolution der baskiſchen Provinzen ausbrach, an deren Spitze O'Donnell war, während der unglückliche Diego Leon einen Handſtreich verſuchte, den er mit ſeinem Leben bezahlte. Man erinnert ſich noch, daß Olozaga ſich zu Marie Chriſtine mit einer Entſchloſſenheit begab, welche die Einen brutal nannten, die aber Andern energiſch ſchien; in Gegenwart ſeines Legationsſekretärs verlangte er von der Exregentin eine förmliche Desavouirung des Aufſtandes; er expedirte dieſe in die revoltirten Provinzen, und mit ihr brachte er Alles wieder in Ordnung. Die Leichtigkeit, mit welcher wir ihn, obgleich als Advokat, die Macht Espartero's, die ſich auf die Armee und ihre Siege ſtützte, brechen ſahen, der außerordentliche Einfluß, den er ſich bei den Moderados erworben, obgleich er notoriſch zu den Exaltados gehörte: alles Dieß zeigt uns in Olozaga einen zu fürchtenden Gegner. In Europa iſt es nur Spanien, das uns das Schauſpiel von dergleichen Entwickelungen geben kann; und gleichwol haben dieſe Männer, die mit ſolchem Ungeſtüm einher gehen, den Abſtand noch nicht überſchritten, der ſie von dem Königthum trennt. Sie achteten das Prinzip ſelbſt dann, als es zur Schutzwache nicht mehr als die Schwäche eines Kindes und die Macht der Erinnerungen hatte. Die Frage iſt nun, ob Olozaga als Premierminiſter das erſte Beiſpiel dieſer unglücklichen Vergeſſenheit gegeben haben wird.

Merkwürdiger Rechtsſtreit.

Vor dem k. Gerichtshofe (Appellationsgericht) zu Paris wurde am 7. u. 8. Dec. ein Prozeß verhandelt, in welchem der bayeriſche Fiskus als Kläger auftritt, und deſſen Urſprung von der franzöſiſch-bayeriſchen Allianz im ſpaniſchen Erbfolgekrieg und von den Subſidien, welche der Churfürſt Max Emanuel von Ludwig XIV. empfing, datirt. Unter den Agenten, welche damals, vor 137 Jahren, der Churfürſt in Paris unterhielt, waren auch ein gewiſſer Bombarda und ein Mitglied der Familie Luynes, Ludwig Joſeph Albert, den der Churfürſt zum Fürſten von Grimbergen und Herrn von Wertingen erhoben hatte. In Kraft von Rechnungsabſchlüſſen oder Abſolutorien, die ihn als Gläubiger der bayeriſchen Regierung für bedeutende Summen erklärten, hatte ſich der Fürſt von Grimbergen im Jahr 1753 das Eigenthum von 40,000 Fr. Renten, auf den Namen Bombarda lautend und auf das Stadthaus von Paris eingetragen, gerichtlich zuſprechen laſſen. In der Zwiſchenzeit hatte die bayeriſche Regierung durch einen letzten Rechnungsabſchluß dem Fürſten von Grimbergen ein Debet von 2 bis 3 Mill. Francs nachgewieſen, und erhob deßhalb Einſprache ge-

Digitized by Google

gen das Urtheil von 1753, welches denn auch durch Sentenz vom Jahr 1765 reformirt wurde. Andererſeits erhoben auch holländiſche Leibrentner, denen die Renten Bombarda zum Unterpfand für ein im Namen des Churfürſten Maximilian kontrahirtes Anlehen gegeben worden waren, Einſprache, und ließen die zur Acquiſition neuer Renten verwendeten rückſtändigen Zinſen mit Sequeſter belegen. Daraus entſteht nun ein ſeltſames Verhältniß. Die urſprüngliche oder Mutterrente von 122,500 Francs iſt durch Law's und des Abbé Terray Finanzmaßregeln zuerſt auf 64,000, ſodann auf 40,000 und endlich durch Konſolidirung eines Drittels auf 12,443 Francs zuſammengeſchmolzen; aus den kapitaliſirten Zinsrückſtänden dagegen iſt eine neue Rente von 46,088 Francs erwachſen, deren Nießbrauch auf den Namen der holländiſchen Leibrentner, das Eigenthum (nuda proprietas) aber auf den Namen des bayeriſchen Fiskus im großen Buche vorgetragen iſt. Die Leibrentner ſind ſchon lange todt; die nuda proprietas aber nimmt die Familie Luynes als Erbin des Fürſten von Grimbergen in Anſpruch, und durch ein Urtheil erſter Inſtanz wurden die Grimbergen'ſchen Erben in der That zu Miteigenthümern erklärt, und der k. bayeriſche Fiskus zur Ausfolglaſſung der Hälfte der Inſcriptionen verurtheilt. Dieß ſind die thatſächlichen Grundzüge des Rechtsſtreites, welcher an den oben bezeichneten Tagen in zweiter Inſtanz zu Paris verhandelt wurde. Hr. Paillet, als Anwalt für den bayeriſchen Fiskus, griff das Urtheil erſter Inſtanz mit faktiſchen und juridiſchen Gründen, namentlich mit der Verjährung an; da die Grimbergen'ſchen Erben von 1753 bis 1837 ſich nicht als Eigenthümer gerirt, ſo liege, behauptete er, eine 84jährige, oder (wenn man das Urtheil von 1753 als Ausgangspunkt annehme) mindeſtens eine 72jährige Verjährung vor. Am 14. Dez. ſoll Hr. Marie für die Grimbergen'ſchen Erben plädiren, und ſodann Hr. Düpin für den bayeriſchen Fiskus repliziren.

Frage und Antwort.

Was treibt mich noch zur ſpäten Stunde
Hinaus zu jenem fernen Haus?
Iſt's eine freudenvolle Kunde
Die mir ertönt im Wonnelaut?
Sag' Herz, was iſt's, was treibt mich fort?
„Ein Blick, ein Lächeln, nur ein Wort!"

Und dieſer Blick, aus welcher Quelle
Entſtrömet er mit reinem Glanz?
Aus welchem Auge klar und helle
Entſtrahlet er wie Heſper's Schein?
Sag' Herz, weß' iſt dies ſchöne Bild?
„Es iſt des Liebchens, rein und mild!"

Und welchen Lippen, welchen Wangen
Entglüht das Lächeln reiner Luſt,
Das meiner Seele Gluthverlangen
Beſänftigend zum Balſam dient?
Sag' Herz, wer giebt dies Lächeln kund?
„Es iſt des Liebchens Roſenmund!"

Und wo denn endlich ſind die Worte,
Die mich entreißen eitlem Traum; —
Die mich im ſchmelzenden Accorde
Erheben zu des Aethers Raum?
Sag' Herz, von wo ertönt dies Wort?
Es kommt vom holden Liebchen dort!"

Und ſo iſt es ein Blick, ein Lächeln;
Und ſo iſt es der Stimme Klang,
Der mich noch ſpät, im ſchaur'gen Fächeln
Der Nacht, verlockt zum fernen Haus.
Doch ſaget mir, wer wohnt darin?
„Es iſt des Herzens Königin!"

P. ......l.

Pot-Pourri.

Künſtliche Hefe.

Die k. ſächſiſche Regierung hat folgende ihr von Sir W. Elford übergebene Vorſchrift zur Bereitung einer künſtlichen Hefe den ſämtlichen ſächſiſchen Gewerbsvereinen mitgetheilt: Man bringt in ein Faß eine Maaß feingeſchrotenes Gerſtenmalz und übergießt daſſelbe mit drei Maaß ſiedendem Waſſer, wobei man eine zeitlang die Maſſe tüchtig umrührt und alsdann das Gefäß mit einem Deckel verſchließt. Nach zweiſtündigem Stehen gießt man die Flüſſigkeit von dem Malze ab und ſiedet ſie drei Stunden lang, worauf man ſie in das Faß zurückgießt und, ſobald ſie erkaltet iſt, mit $^{1}/_{16}$ Maaß der beſten Bierhefe vermiſcht. Das mit ſeinem Deckel verſchloſſene Faß wird an einen mäßig warmen Ort geſtellt, worauf die Gährung bald beginnt, die in einigen Tagen ganz vollendet iſt und die Hefen ſich zu Boden geſetzt haben. — Die erzeugte Hefe wird in Flaſchen gegoſſen und ſetzt nach 24 Stunden noch etwas mit ihr gemengte Flüſſigkeit ab. Letztere wird abgegoſſen und ſtatt derſelben wird die Hefe mit kaltem Waſſer überdeckt und die Flaſchen werden gekorkt. Man bewahrt ſie in einem flachen Gefäß, mit Waſſer gefüllt, auf. Gebraucht man etwas von der Heſe, ſo wird zuerſt das überſtehende Waſſer abgegoſſen.

Nutzen der Roßkaſtanien.

Ein Mitarbeiter an dem engliſchen Farmers Journal ſchreibt Folgendes. Während meines Aufenthaltes zu Genf im Herbſt 1837 bemerkte ich, daß die Roßkaſtanien ſorgfältig aufgeſammelt wurden, und auf meine Frage wozu? erfuhr ich, daß die Fleiſcher und Viehzüchter dieſe wilden Früchte zu einem feſten Preis kauften. Ich erkundigte mich weiter bei meinem Fleiſcher, der viel Vieh hielt, und hörte von ihm, daß die wilden Kaſtanien in einer eigenen Maſchine, ähnlich der Aepfelmühle, zermalmt und zur Mäſtung der Schafe verwandt würden. Jedes Thier bekomme Morgens und Abends je ein Pfund von dieſem Schrot. Die Schafe fräßen es ſehr begierig; man dürfe ihnen aber nicht zu viel von dieſem Futter geben, denn es ſey ſehr erhitzend. Das Fleiſch der ſo gemäſteten Hämmel habe einen beſonderen Wohlgeſchmack.

Zur Warnung.

Zu Herſcheid in der Grafſchaft Mark hat ſich wieder ein trauriges Beiſpiel unvorſichtiger Behandlung von Schießgewehren ereignet. Ein nach langer Abweſenheit zurückgekehrter Mann wollte nemlich (nach ſeiner Angabe) ein Doppelgewehr reinigen, und die Hagelſchüſſe aus den Läufen ziehen. Unterdeſſen ſieht er eine Elſter im Hofe ſitzen, und eilt hinaus, ſie zu ſchießen. Ins Haus zurückgekehrt, will er den ausgeſchoſſenen Lauf mit einem ſogenannten umwickelten Putzſtock auspuzen; dieſer aber klemmt ſich feſt. Um ihn herauszubringen, ruft er den Hausherrn, einen rüſtigen Mann von 47 Jahren, zur Hülfe, und während dieſer Beiſtand leiſtet, geht der Schuß des andern Laufes los, zerſchmettert der anweſenden Frau ſämtliche Finger der linken Hand, und fährt dem Hausherrn dergeſtalt in den Unterleib und theilweiſe in den rechten Arm, daß er in Folge dieſes Schuſſes den Geiſt aufgab. Der Verſtorbene hinterläßt eine Wittwe mit vier unmündigen Kindern.

Sonderbarer Unglücksfall.

Am 23. November iſt an der jütiſchen Weſtküſte bei Blaavand das engliſche Schiff Caſtle Toram geſcheitert. Selten hat wohl in ſo umgekehrter Weiſe ein Schiffbruch den Tod von Menſchen herbeigeführt. Von den ſechs zu Hülfe eilenden Booten der Strandbewohner kehrte nur eins vom Wrack zurück, in dieſem die Schiffsmannſchaft mit Ausnahme des Kapitäns; die übrigen Boote gingen im Sturm unter, und 22 Menſchen ertranken. Der Kapitän und zwei Küſtenbewohner kamen außerdem auf dem Wracke vor Kälte und Anſtrengung um. Die Ripener Stiftszeitung fügt hinzu:

Digitized by Google

„Die traurigſten Berichte ſind über dieſen Strandungsfall in Umlauf" und wenn ſie wahr ſind, ſo kann man mit Wahrheit ſagen, daß die Verunglückten ſelbſt in die Grube gefallen ſind, die ſie Andern gruben." Wer an Küſten gelebt hat, wird wiſſen, daß die Idee des alten Strandrechts durch eine mildere Geſittung noch immer nicht ausgerottet iſt.

Reliquien von Friedrich dem Großen.

Sansſouci hat eine neue intereſſante Sehenswürdigkeit erhalten: den Seſſel, auf welchem Friedrich der Große dort verſchieden iſt. Der auf dem Muſeum zu Berlin befindliche iſt nicht der ächte, denn der einfache, weiß angeſtrichene Lehnſtuhl, auf welchem der große König ſtarb, war an deſſen Bruder, Prinzen Heinrich, gekommen, und von dieſem an den hochſeligen Prinzen Auguſt, aus deſſen Nachlaß ihn Se. Maj. der König erhielt. Es befindet ſich noch die rothſeidene Decke und das Fußkiſſen dabei, deſſen ſich Friedrich der Große in ſeiner letzten Krankheit bediente. Der Anblick dieſer Reliquie des größten Monarchen ſeines Jahrhunderts hat etwas Ergreifendes, und wird es noch mehr haben, wenn dieſer Seſſel wieder auf dieſelbe Stelle, wo der König ſtarb, zu ſtehen kommen wird.

Eine geſchmiedete Kanone.

Das neue nordamerikaniſche Kriegsdampfſchiff Princedon erhält ein Stück Geſchütz, welches vierzehn Schuh lang iſt, drei Schuh im Durchmeſſer hat und dreihundert Centner wiegt. Dies Stück iſt von Eiſen und zwar nicht gegoſſen, ſondern geſchmiedet auf dem Hammerwerk von L. B. Ward u. Comp. bei New-York mit einem Hammer, der 15,000 Pfund wiegt. Man rechnet, daß es, wenn es fertig iſt, eine Kugel von einem Drittel größerem Gewicht und um ein Viertel weiter ſchießt, als ein gußeiſernes Stück von derſelben Schwere. — So berichtet das New-York Paper. Ob es Wahrheit iſt oder nordamerikaniſcher Wind, muß die Folge lehren.

Folgen eines übermäßigen Kaffeegenuſſes.

In einer mediziniſchen Zeitſchrift wird folgender in Preußen vorgekommene intereſſante Krankheitsfall erzählt: Eine Dienſtmagd von 27 Jahren, geſund, nicht vollblütig, etwas hager, war eine ſo außerordentliche Liebhaberin des Kaffees, daß ſie im März dieſes Jahrs an einem Sonntage binnen einer Stunde 30 Taſſen deſſelbigen trank, welche aus 2 Loth gebrannten Bohnen bereitet worden waren. Am darauffolgenden Sonntage trank ſie, da ſie 8 Tage zuvor kein Uebelbefinden bemerkt hatte, 32 Taſſen, welche ſie aber diesmal aus 8 Loth gebrannten Kaffeebohnen bereitete. Nachdem ſie etwa die Hälfte davon getrunken hatte, war ſie etwas unwohl geworden; ſie mußte ein wenig brechen und trank deßhalb ein Gläschen Kümmelbranntwein, um ſpäter die übrigen Taſſen ihres Lieblingsgetränkes zu ſich nehmen zu können. Die Folgen hievon waren: ein Gefühl von faſt unerträglicher Hitze, ein allgemeiner Schweiß, Blutwallungen nach dem Kopfe, Schwindel, Unfähigkeit zu ſtehen. Ins Bett gebracht, war ein lebhaftes Fieber mit großer Hitze, heftigem Kopfſchmerze, krampfhaftem Zuſammenziehen im Halſe, Unvermögen zu ſprechen, eingetreten. Man reichte ihr einige Löffel voll Eſſig, worauf Linderung eintrat; allein die Nacht verging unruhig und ſchlaflos, ſo daß ſie des andern Morgens wegen Schwindels, ſtechenden Schmerzen im Unterleibe, Drangs zum Harnen und Unvermögens aufzuſtehen, ärztliche Hülfe ſuchen mußte. Dem Arzte, welchen ſie rufen ließ, verheimlichte ſie die Urſache ihres Erkrankens. Er verordnete eine Aderlaß und innerlich Pulver, vermuthlich Kalomel, worauf die Schmerzen im Kopfe und Bauche, das fruchtloſe Drängen zum Harnen zwar nachließen, aber am dritten Tage die geeigneten Vorkehrungen zur Entleerung des Urins nöthig wurden. Am fünften Tage nach dem übermäßigen Kaffeegenuſſe war der Unterleib der Kranken noch angeſchwollen, hart, ſehr empfindlich, beſonders bei der Berührung der Harnblaſe, Milz- und Magengegend. Die Speiſen verurſachten Uebelkeit. Das Fieber war gewichen; aber ein fortdauerndes Zeichen des Krankſeyns war noch die Iſchurie. Dieſe wich einer antiphlogiſtiſchen Behandlung durch Blutegel, Cremor Tartari, Sitzbäder und Einreibungen, und erſt nach einer Woche kehrte die Geſundheit allmählig wieder zurück. Bemerkenswerth iſt, daß das Mädchen in Folge dieſer Kaffeewirkung die Luſt zum Kaffeetrinken nicht verlor; ſie beobachtet ſeitdem nur etwas mehr Mäßigung im Genuſſe.

Gute Abfertigung.

Der Cardinal Dubois litt an einem ſchweren Uebel, welches eine Operation nöthig machte. Er ließ zu dem Ende den geſchickten Boudon, Ober-Wundarzt des Hôtel-Dieu, kommen. Als Boudon eintrat, ſagte der Cardinal: „Ich hoffe, Er wird nicht mit mir umgehen, wie mit Seinen Lumpenhunden im Spital." — „Gnädiger Herr," verſetzte der Wundarzt, „alle dieſe Lumpenhunde ſind für mich Eminenzen."

Pikanter Doppelſinn.

In einer Geſellſchaft wurden ſogenannte Spiele des Geiſtes beliebt, die aber leider nur zu oft Spiele der Geiſtloſigkeit werden. Nach einigen andern Verſuchen ſollte eine Perſon aus der Geſellſchaft irgend ein Wort bildlich darſtellen, und eine andere es aus der Pantomime errathen. Es kam die Reihe des Rathens an einen als ſehr geiſtreichen bekannten Schriftſteller, und während er aus dem Zimmer geſchickt wurde, ſann die übrige Geſellſchaft auf ein recht ſchweres Wort. Man wählte Silberblick, den Beſuchern von Silberhütten gewiß bekannt, und um es darzuſtellen, nahm eine Dame — es war die reizendſte und zugleich die vornehmſte aus der ganzen Geſellſchaft — einen ſilbernen Löffel in die Hand, blickte denſelben ſcharf an. Der Hereingerufene vermochte aber, ſeines gerühmten Geiſtes ungeachtet, das Wort nicht zu errathen, (vielleicht weil ihm die Sache unbekannt war) und ſah die Dame und ihren Löffel längere Zeit an, ohne zu wiſſen, was er ſagen ſollte. Da ging ein boshafter Spottvogel an ihm vorbei, und raunte ihm zu: „Löffelgans!" Und: Löffelgans! platzte der geiſtreiche Mann zum allgemeinen Vergnügen heraus, ſelbſt zu dem der vornehmen Dame, welche ihm für dies Kompliment ſpöttiſch dankte und ſich an ſeiner gränzenloſen Verlegenheit weidete.

Buntes.

Als das romantiſche Schauſpiel „Precioſa", von P. A. Wolf, noch neu war, ſpielte der bekannte tüchtige Komiker C. Döbblin, (Mitglied des Hoftheaters zu Coburg), vor einem übervollen Hauſe den Schloßvogt Pedro zu allgemeiner Ergötzung des Publikums. Der Zettel hatte am Schluß die Anzeige: daß Döbblins Benefice am folgenden Tage ſtattfinde. Als nun Döbblin-Pedro herausgerufen ward, extemporirte er:

„Donnerwetter paraplui,
Die Ehre vergeß ich im Leben nie!
Donnerwetter paraſol,
Wär's doch morgen auch ſo voll!"

Nach der „Würzburger Zeitung" iſt bei Voigt und Mocker in Würzburg ein „Jungfer-Bärbl-Polka" für Pianoforte erſchienen.

Die atmoſphäriſche Eiſenbahn.

(Von einem Würtemberger.)

Nun ſind wir Würtemberger ſtolz,
Nicht Torf, nicht Kohlen und nicht Holz,
Nur Luft, die man ja haben kann,
Braucht man zu unſerer Eiſenbahn.
Und wenn auch der Cylinder ſprengt,
Vom Feuer wird man nicht verſengt.
Dann höchſtens geht's im raſchen Lauf
Zum nächſten Kirchthurm ſtracks hinauf.

Digitized by Google

Nro. 75.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Das Edelreis. — Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena. — Der Graf von Naſſau. — Ein Schiffsbrand. — Buntes.

Das Edelreis.

Es war im Sommer 1819, den Se. k. Hoh. der Kronprinz Maximilian von Bayern auf dem Luſtſchloſſe Veitshöchheim bei Würzburg verlebte, als eines Tages der damalige k. Hofgärtner Otb mit dem Okuliren junger Bäume im Schloßgarten beſchäftigt war. Der Kronprinz, der beim Veredeln zugeſehen, äußerte hierauf den Wunſch, einen derartigen Verſuch zu machen, und ſiehe, er gelang. Es wuchs aus der eingeimpften Knospe ein herrlicher Baum, der im Herbſte 1842 zahlreiche ſchöne Aepfel (weißer Winterealville genannt) trug.

Als einſt auf göttliches Geheiß
Der Engel ſchloß das Paradies,
Und jenes erſte Menſchenpaar
Hinaus zur öden Syrte wies:
Da ward die ſanfte Pflanzenwelt
Gerühret durch das bitt're Ach,
Und ſchickte ihre ſchönſten Blüthen
Den Weinenden zur Wüſte nach.
Und mag es nun die höchſte Luſt,
Mag es der tiefſte Jammer ſeyn,
Wo ſich bewegt die Menſchenbruſt,
Da finden ſich die Blumen ein.
Sie ſpielen mit dem zarten Kind,
Sie lächeln bei dem Hochzeitstanz,
Und winden um des Todten Haupt
Treuſinnig ſich als Siegeskranz.
Gern ſieht auch durch des Menſchen Hand
Und Geiſt die Pflanze ſich gepflegt,
So daß ſie doppelt üppig blüht
Und doppelt ſüße Früchte trägt.
Tritt in das junge Seminar
Der kluge Gärtner forſchend ſtill,
Gleich fragt die Schule rauſchend an,
Ob er ſie nicht veredeln will? —

Als einmal nun vor einem Baum
Im Königsgarten an dem Main
Der Meiſter mit dem Meſſer ſtand,
Da kommt ein edler Knab' herein,
Geht munter auf den Gärtner zu
Und fraget ſich mit Lächeln an:
Was mit dem Baum geſchehen ſoll?
Und wie ihm war Beſcheid gethan,
Da flammet bei dem großen Wort
„Veredeln“ ſeine Wange heiß,
Und er begehrt, zum gleichen Werk
Begeiſtert, auch ein Edelreis.

Die kleine Hand vollbringt das Werk,
Und trotzend Froſt und Sturmgebraus
Hängt fort und fort mit jedem Lenz
Das Bäumchen reich're Blüthen aus.

So floß denn Jahr auf Jahr dahin,
Es wuchs gar emſig himmelan,
Und ſah, obwol mit ſtolzer Kron',
Doch freundlich ſeine Nachbarn an.

Als endlich hohe Botſchaft flog
Zum Bayerland hinaus, herein,
Da glänzt das Bäumchen blüthenvoll,
Gleich Silber in dem Abendſchein.
Zwar mußten auch in dieſem Jahr
Die Blumen weiß und roth vergeh'n;
Doch blieben am geſunden Zweig
Die erſten zarten Früchte ſteh'n:
Und bald ſchwillt unter Laubesgrün
Der runden Aepfel Gold heraus,
Und kochet ſeine Süßigkeit
Am treuen Himmelsfeuer aus. —

Und wie die Braut des Fürſtenſohns
Dem Bayerlande näher zieht,
Derſelbe Blitz der Freudigkeit
Durch tauſend warme Herzen glüht,
Derſelbe Laut der Huldigung
Von Millionen Lippen ſchreit,
Da hüllen auch die Aepfel ſich
Entzückt in's rothe Feierkleid.

Im Saal von Gold und Marmorſtein,
Sitzt bei dem fürſtlichen Gemahl,
In edler Gäſte heiter'm Kreis,
Die Gattin ſeiner Seelenwahl.
Doch wie auch köſtliches Geſchmeid,
Licht und Kryſtall zu funkeln weiß,
Der jugendlichen Fürſtin bleibt
Der ſüßen Anmuth Glanz und Preis.

Es prangen nun auf Prachtgeſchirr
Koſtbarer Früchte bunte Reih'n,
Und unter ihnen finden ſich
Die Erſtlinge des Bäumchens ein. —
Und alle Gäſte ſind gerührt,
Daß ſich die ſchöne Pflanzenwelt
Mit dieſem ſinnigen Geſchenk
Zur holden Feier eingeſtellt.

Wer kennt den Geiſt, der die Natur
In ihrem Innerſten belebt
Und der vielleicht das Wohl und Weh
Des Sterblichen zu theilen ſtrebt?
Das aber dünkt uns offenbar,
Daß nie Veredeltes vergeht,
Und ſtets zur rechten Zeit, zu Luſt
Und Glück im Leben auferſteht.

K. Weichſelbaumer.

Digitized by Google

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.

Von Eliſa Abell.

(Schluß.)

Bei unſeren Ausflügen trafen wir Napoleon einſt in dem ſogenannten Feenland (Fairy-Land), welches Hr. D... beſaß und welches ſeinen Namen theils ſeiner ſchönen Lage an der Meeresbucht, theils der liebreichen Fürſorge verdankt, mit welcher der damals ſchon ſiebzigjährige D. von Jugend auf die Verſchönerung der Inſel und das Wohl ſeiner Bewohner zu fördern geſucht hatte; man betrachtete ihn darum wie einen freundlichen Genius, der feenhaft über St. Helena waltete.*) Ich fragte Napoleon, ob er an der Bucht, die vor dem Feenlande lag, wohl die beiden Felſen bemerkt habe, die ſich durch ihre auffallende Bildung auszeichneten und Loth's Frau und Tochter hießen? und da er ſich ihrer erinnerte, ſo erzählte ich ihm folgende Geſchichte, die ſich auf den größeren der Felſen bezog: Vor fünfzig Jahren flüchteten ſich zwei Sklaven, welche die Gefahren eines wilden, unabhängigen Lebens der tyranniſchen Härte der Plantagenbeſitzer vorzogen, in die tiefe Höhle, welche ſich in dem Felſen, den man Loth's Frau nennt, befindet. Sie gingen des Nachts aus, um ſich ihre Bedürfniſſe zu erbeuten, und blieben lange unentdeckt, ſo daß ſie der Schrecken der Inſel wurden. Endlich erfuhr man ihren Schlupfwinkel, doch die Freibeuter leiſteten einen verzweiflungsvollen Widerſtand und rollten große Felsſtücke auf die herab, welche zu der Höhle emporklimmen wollten. So wußte man ſich nicht anders zu helfen, als daß man einen Trupp Soldaten gegen die Beiden ſandte um ſie förmlich zu belagern. Einer der Soldaten erſtieg den Felſen von der anderen Seite und erreichte eine Stelle, welche über der Höhle lag, und von welcher aus man die Flüchtlinge auf dieſelbe Weiſe angreifen konnte, wie ſie die Untenſtehenden angegriffen hatten. Als einer von ihnen aus der Höhle trat, um einen Stein herabzurollen, wurde er von oben zerſchmettert, und ſein Gefährte, der ihm beiſtehen wollte, empfing eine ſchwere Wunde, an der er ſpäter ſtarb. Seit jener Zeit glauben die Bewohner der Inſel, daß der Geiſt der beiden Sclaven um den Gipfel des Berges ſchwebe. Der Geiſterglaube iſt auf St. Helena überhaupt ſehr ausgebildet; es giebt faſt keine Höhle und keine Bergſpitze, an die ſich nicht eine Sage knüpfte; und vielleicht mögen zur Entwickelung dieſer Sagen bisweilen die feinen Nebel beitragen, welche die Bergſpitzen zu umſpielen pflegen und oft ſehr phantaſtiſche Geſtalten annehmen. — Dem Kaiſer gefiel meine Geſchichten, und er verſprach, wenn er wieder in das Feenland kommen würde, Loth's Frau beſonders zu beſuchen.

Ein anderes Beiſpiel der großen Freundlichkeit, die mir Napoleon bewies, iſt folgendes. Der Tag des Pferderennens, welches alljährlich zu Deadword ſtattfand, war für mich ſtets einer der größten Feſttage. Er nahte wieder heran; doch ich war unfleißig geweſen, ich hatte meine Lectionen nicht gelernt, ein Fall, in dem ich mich oft ſah, und mein Vater befahl, um mich zu ſtrafen, daß ich zu Hauſe bleiben ſolle; ja, damit ich nicht ungehorſamer Weiſe ihm ſelbſt nachkäme, ließ er mein kleines Reiſepferdchen zu einem ſeiner Freunde führen. Ich war untröſtlich; ich wollte mir gern ein Pferd verſchaffen, doch wußte ich nicht woher. Ich theilte dem Doktor O'Meara mein Leid mit, und von dieſem erfuhr es Napoleon. Kaum war unſere Familie nun nach Deadword abgereiſt, ſo ſah ich O'Meara auf unſer Haus zukommen; ihm folgte ein Sclave, der ein herrliches graues Pferd mit einem Damenſattel und rothſammetner, goldgeſäumter Decke am Zügel führte. Meine Freude war unbeſchreiblich. Der Doktor verkündete mir, daß Napoleon, von meinen Schmerzen in Kenntniß geſetzt, mir das frömmſte ſeiner Pferde zur Verfügung ſtelle. Dieſer Scherz des Kaiſers gab zu weitläufigen Verhandlungen und zu vielem Verdruſſe Veranlaſſung, und ich bereute nachträglich ſehr, ungehorſam geweſen zu ſeyn; denn mein Vater wurde angeſchuldigt, die Geſetze der Inſel übertreten zu haben, indem er einem Mitgliede ſeiner Familie erlaubt habe, ein Pferd aus Longwood zu beſteigen, und er empfing vom Gouverneur dafür einen harten Verweis.

Oft verſpottete mich Napoleon wegen meiner allzu großen Aengſtlichkeit, und er drang in meinen Vater, mir dieſen Fehler abzugewöhnen. Auch die Kaiſerin Joſephine, erzählte er, hatte ſich in ihrer Jugend ſo verwöhnt, und ſie zitterte ſtets, wenn ſie einen Wagen beſtieg; oft mußte ihr Napoleon ernſtlich darüber zürnen, und nur mit großen Anſtrengungen vermochte ſie es nach und nach, ihre Furcht zu beherrſchen.

Das Leben, welches Napoleon auf dieſem verlaſſenen Felſen führte, war ſo trüb und einförmig, daß er an den geringſten Erſcheinungen Antheil nahm, die einige Abwechſelung, wenn auch nicht Erheiterung, in ſeine Tage bringen konnten. Selten ſchlug er es aus, wenn ihn mein Vater zu unſeren kleinen Familienfeſten einlud, und bisweilen wurden bloß ihm zu Liebe gewiſſe Familien-Erinnerungen feſtlich begangen. Einſt feierten wir meinen Geburtstag; wir hatten dazu ein kleines Häuschen gewählt, welches wir nicht weit von der Reſidenz des Kaiſers beſaßen, und welches wir das Haus des Capitän Reß nannten; weil Reß, der am Bord des „Northumberland“ nach St. Helena gekommen war, und den Napoleon mit dem Ausdruck „un bravissimo uomo!“ zu bezeichnen pflegte, einige Zeit das Haus bewohnt hatte. Im Augenblick, als die ſchönſte Heiterkeit bei unſerem kleinen Feſte ſich eingeſtellt hatte, ſahen wir den Kaiſer zu Pferde nahen; doch wie er bemerkte, daß unſere Gäſte ziemlich zahlreich waren, ließ er uns ſagen, er könne nicht zu uns kommen, ſondern er wolle ſich begnügen, von den benachbarten Höhen unſerer Freude zuzuſchauen. Allein er hatte mir zu kommen verſprochen, darum eilte ich zu ihm und bat ihn, mir heute, an meinem Freudentage, nicht ſolch ein Leid zu thun. Doch er entgegnete, daß es ihm unangenehm ſey, ſich den Blicken der neugierigen Menge auszuſetzen, und daß er lieber ein ander Mal kommen wolle. Ich beſtand jedoch auf meinen Bitten und reichte ihm ein Stückchen von meinem Kuchen, den uns ein Freund aus England zu dieſer Gelegenheit geſchickt hatte. Da der Freund die Strenge nicht kannte, mit der alle Bewohner der Inſel, welche mit dem Kaiſer irgend wie in Berührung ſtanden, überwacht wurden, ſo hatte er im Scherz einen kaiſerlichen Adler auf den Kuchen malen laſſen. Dieſer Umſtand zog uns vielen Verdruß und die Ungnade des Gouverneurs zu. Dies erzählte ich Napoleon und ſagte ihm, um uns zu entſchädigen, müſſe er wenigſtens von unſerem Kuchen eſſen. Er nahm das Stück, welches ich ihm hinreichte, kniff mich in das Ohr, nannte mich ſeine kleine Unverſchämte und ritt davon; indem er mit vielen falſchen Tönen das Lied „Vive Henri Quatre“ vor ſich hin ſang.

Eines Morgens beſuchten wir Madame Bertrand und fanden den Kaiſer an ihrem Bett ſitzend. Wir wollten uns aus Discretion ſchon wieder entfernen, als uns Napoleon zurückrief und uns einzutreten bat. „J'étais en visite chez my mistress“, ſagte er zu meiner Mutter. Wir lächelten und ſagten ihm, my mistress heiße meine Herrin in einem ganz beſonderen Sinne, und wenn man bloße Freundſchaft ausdrücken wolle, laſſe man das Wort my weg. Napoleon lachte herzlich über den Irrthum, in den er verfallen war, und verſicherte, daß er Madame Bertrand nicht mehr ſeine Maitreſſe nennen wolle.

*) Einige Jahre darauf ließ ſich D. zu einer Reiſe nach England bewegen. Da er nicht hoffte, ſeine geliebte Inſel je wiederzuſehen, ſo ließ er einen Baum, unter deſſen Schatten er oft geſeſſen hatte, umhauen, ihn aushöhlen und mit Erde aus ſeinem Thale füllen. Dieſer Baum ſollte ſein Sarg werden, und die Erde ſollte ihn bedecken. So nahm er ihn mit auf das Schiff nach England. Der Prinz-Regent, nachmals Georg IV., wünſchte D., nachdem er von ſeiner Ankunft und ſeinem excentriſchen Charakter gehört hatte, zu ſprechen; und Se. königliche Hoheit war ſo eingenommen von dem Benehmen und der Unterhaltung des ehrwürdigen Koloniſten, daß er ihn zum Baronet machte. Doch war D. glücklicher, als er gehofft hatte, und erlebte es noch, St. Helena wiederzuſehen.

Digitized by Google

Oft hat uns Napoleon, ihn auf die Fehler aufmerkſam zu machen, die er beging, wenn er engliſch ſprach. Doch da ſeine Ausſprache ſehr fehlerhaft war und ſeine Perioden genau die franzöſiſche Wortſtellung beibehielten, ſo wurde es uns ſehr ſchwer, ihn nur zu verſtehen. Ich hatte nie die Geduld, ihm die grammatiſchen Erläuterungen zu geben, welche er forderte; mitten in der Lection entſchlüpfte ich gewöhnlich, und meine Schweſter war genöthigt, was ich begonnen hatte, zu vollenden. Wenn ich wiederkam, faßte mich Napoleon beim Ohr und lachte: „Ei, ei, Fräulein Betſy, wie thöricht noch immer! Sie werden nie klug werden!“

Einſt fragte mich Napoleon, ob ich den kleinen Arthur geſehen hätte, den Sohn der Madame Bertrand, der damals noch nicht einen Monat alt war; und er erzählte lachend, daß ihm Madame Bertrand ihren Neugebornen mit den Worten gezeigt habe: Ew. Majeſtät erlauben mir, Ihnen einen Ihrer treuſten Unterthanen vorzuſtellen, welcher es gewagt hat, ohne einen von Sir Hudſon Lowe viſirten Paß nach Longwood zu kommen.

Napoleon liebte es, mit mir über mein Kleid, das ich ſehr kurz trug, und über meine Hoſen zu ſcherzen. Er wußte es, wie ſehr ich mich ärgerte, wenn man mich einen kleinen Jungen nannte, und ich mußte dieſe Bezeichnung oft von ihm hören. Die kurzen Frauenkleider könne er nicht leiden, und wenn er Gouverneur wäre, ſo würde er ſie durch ein Geſetz verbieten.

Eines Abends waren wir bei Madame Bertrand zum Beſuch und wünſchten den Doktor O'Meara zu ſprechen, der ſich gerade beim Kaiſer befand. Cipriani bat O'Meara, ſich zu uns zu bemühen; doch Napoleon ließ uns fragen, ob wir den Doktor nicht lieber bei ihm aufſuchen wollten. Wir folgten dieſer Einladung und fanden den Kaiſer in ſeinem Billardzimmer, wie er ſich über große Papierbogen neigte, in welche er eine Menge von Stecknadeln, zum Theil mit rothen, zum Theil mit ſchwarzen Köpfen, geſteckt hatte. Wir fragten ihn, was dieſes Spiel bedeute; und er antwortete uns, daß er einige ſeiner Schlachten von Neuem liefere, indem die rothen Stecknadeln die Engländer und die ſchwarzen die Franzoſen vorſtellten. Eines ſeiner größten Vergnügen war es, die Collationen einer verlorenen Schlacht aufs Neue zu ſtudieren und zu verſuchen, ob ſich die Schlacht nicht durch geſchicktere Wendungen gewinnen laſſe. **(New Monthly Magazine.)**

Der Graf von Naſſau.

Wilhelm I., Graf von Naſſau, vormaliger König der Niederlande, war im Haag am 24. Auguſt 1772 geboren. Sein Vater war Wilhelm V., Fürſt von Oranien und Naſſau, Erbſtatthalter, ſeine Mutter eine Tochter des Prinzen Auguſt Wilhelm von Preußen. In ſeinen Jugendjahren zeichnete er ſich in dem Krieg gegen die Franzoſen aus, mußte aber nach dem unglücklichen Feldzug von 1795 mit ſeinem Vater nach England auswandern, von wo er ſich ſpäter nach Preußen begab. Er war ſeit 1791 mit einer Schweſter des Königs Friedrich Wilhelm III. vermählt, welche 1839 ſtarb. Im Jahre 1802 trat er die Regierung der ihm als Entſchädigung zugetheilten Fürſtenthümer Fulda, Corvey ꝛc., und nach dem Tode ſeines Vaters jene ſeiner naſſauiſchen Stammlande an, verlor aber die Hoheit über die oraniſchen Lande, weil er dem Rheinbund nicht beitreten wollte. Als preußiſcher General machte er 1806 den Feldzug gegen Napoleon mit, wurde aber nach Möllendorf's Kapitulation gefangen und aller ſeiner Länder verluſtig erklärt. Im öſterreichiſchen Feldzuge 1809 nahm er als Freiwilliger im Heer des Erzherzogs Karl an der Schlacht von Wagram Theil, und lebte dann in Berlin, bis die Ereigniſſe von 1814 ihn als Souverain der mit Belgien unter dem Namen Königreich der Niederlande vereinigten holländiſchen Erbländer zurückführten. Die 1830 durch die belgiſche Revolution erfolgte Trennung beider Länder, ſo wie der im Jahr 1840 von dem König in Folge ſeiner Vermählung mit der Gräfin Oultremont und mehrerer Mißhelligkeiten gefaßte Entſchluß, der Krone zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes, des Prinzen von Oranien, zu entſagen, und als Graf von Naſſau im Privatſtand zu leben, ſind bekannt. (Nürnb. Korreſp.)

Ein Schiffsbrand.

Aus dem Däniſchen von Heinrich Schmidt.

Der blinde Herrmann erzählte:

Weithin wogt das prächtige, majeſtätiſche Meer. Der fernſte Rand deſſelben iſt mit einem langen dunklen Streifen eingefaßt, deſſen Oberfläche roſenfarben erglänzt; das iſt die im letzten Schimmer der Abendröthe aufglühende Küſte von Biscaja. Auf den Wellen dehnt ſich der ſtolze Rumpf einer Fregatte. Von dem Topp ihres großen Maſtes weht der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Danebrogsflagge mit dem weißen Kreuze.

Von dem Verdeck bis zu der höchſten Spitze der Oberbramſtangen iſt das Schiff mit ſeinen Segeln bedeckt, aber eine ſchwache Brise hält ſie kaum gefüllt und nur langſam bewegt ſich das Schiff der fernhin winkenden Küſte entgegen. Die Seitenborde ſind mit einem glänzenden ſchwarzen Lack überzogen; dazwiſchen laufen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung von der Back zur Schanze; es ſind die Einfaſſungen der Kanonen-Pforten, die geöffnet ſind und fünfzig Feuerſchlünde zeigen, die hell aufglänzen im ſcheidenden Abendlichte. „Atalante“ heißt die Fregatte, und das Gallion zeigt die Geſtalt dieſer kühnen, leichtgeſchürzten Jungfrau, die noch ſchneller als das Schiff über die Wellen des Meeres dahinfliegen möchte. Der Spiegel leuchtet von Vergoldung und Schnitzwerk; aus den erleuchteten Fenſtern tönt fröhliches Geſchwätz; es ſchallt von der Tafel des Capitäns her, der ſeine Offiziere zu einem fröhlichen Bankette um ſich verſammelt hat.

Jetzt ertönt die ſilberne Pfeife des Hochbootsmanns, und gleich darauf wird es lebendig auf dem Verdecke. Aus den Maſten, aus den Schanzen, von der Back und vom Kabelgat kommen ſie herbei und ſammeln ſich am Backbord des Mitteldecks; die Toppgaſten gehen voran, die Uebrigen folgen, doch hält ſich Back und Back zuſammen, ſtets acht Schüſſelmaaten für eine Schüſſel, und der Vordere von ihnen trägt das Gefäß. Der Zug beginnt und geht um die Cambüſe; jede Backsgenoſſenſchaft erhält ihr Theil. Sie entfernt ſich mit demſelben nach ihrem angewieſenen Platz, und die Abendmahlzeit wird in aller Ruhe gehalten, kaum daß die Maaten einer Back es wagen, der zunächſt liegenden eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen.

Eine halbe Stunde vergeht; abermals ertönt der Schall der ſilbernen Pfeife von einem Schiffsende zum andern. Die Eßgeräthſchaften ſind längſt entfernt; langſam und ſchweigend begeben ſich die Matroſen nach dem Mitteldecke. An dem großen Maſt haben ſich die Marineſoldaten aufgeſtellt; ſie ſchultern das Gewehr und ſchauen gleichgültig drein. Der letzte Schimmer des Abendroths iſt längſt verglommen; der Mond geht auf und wirft ſein feenhaftes Licht auf dieſe eigenthümliche Scene. Die Offiziere kommen aus der Kajütte und begeben ſich nach dem Backbord des Quarterdecks, der Marineoffizier tritt zu ſeinen Soldaten; die Kadetten lehnen am Gangſpill.

Der Capitän betritt das Verdeck. Auf ein Zeichen des Marineoffiziers wirbeln die Trommeln und die Soldaten präſentiren das Gewehr. Der Capitän lüftet den Hut und dankt ſchweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet.

Feierlich ſammelt ſich jetzt Alles um den Schiffsprediger, der mit eintöniger Stimme die üblichen Gebete ſpricht; er empfiehlt das Schiff dem Schutze Deſſen, der die Winde feſſelt und den verſchlingenden Wellen zuruft: „Bis hierher und nicht weiter!“ Er erhebt die Hände zum Segen, und die wettergebräunten Seeleute beugen unwillkührlich das Haupt.

Da ſtürzt athemlos, bleich, mit geſträubtem Haar ein Halbmatroſe von dem Lazareth herauf, durchdringt den Kreis der Beter und ſchreit mit herzzerſchneidendem Tone: „Feuer!“ er ſtürzt ohnmächtig zuſammen.

Digitized by Google

Feuer! — Ein Schrei des Entſetzens ertönt; der Prediger verſtummt und die Matroſen ſtäuben nach allen Richtungen hin aus einander. Auch die Soldaten ſchwanken, ihre Knie ſchlottern, die Gewehre ſenken ſich, aber das eiſerne Commandowort feſſelt ſie und hoch aufgerichtet ſtehen ſie in geſchloſſener Reihe. Die Offiziere umringen ihren Chef, während die Kadetten den Halbmatroſen aufrichten und ihn zu ermuntern ſuchen. Er ſchlägt die Augen auf und ſtammelt: „Ich ſtand vor der Hängematte des alten Ralph, um ihm den Trank einzugeben, wie der Doktor befohlen hat. Da verbreitet ſich plötzlich ein heller Schein. Ralph lag im Fieber und ſagte, das ſey das Schiffsgeſpenſt. Erſchreckt ſchloß ich die Augen, aber ich konnte nicht anders, ich mußte ſie wieder öffnen und ſah deutlich, wie eine Flamme an der Scheerwand hinaufleckte. Da konnte ich nicht ausdauern, ich mußte es ausrufen."

„Geſchwind, meine Herren, gehe Einer von Ihnen und ſehe, was Wahres an der Sache iſt, und die Uebrigen halten ſich bereit, ſogleich die wirkſamſten Vorkehrungen zu treffen."

Der Capitän ſprach's und die Mannſchaften machten den Offizieren Platz. Es bedurfte des Einziehens der Erkundigungen nicht, denn als der dienſtthuende Offizier an den Eingang des Lazareths kam, drang ihm ein erſtickender Rauch entgegen; das Geſtöhn der Kranken war herzzerſchneidend. „Mir nach! Mir nach!" ruft der muthvolle Offizier und drang in die Räume des Unglücks ein. Einzelne beherzte Matroſen folgten ihm und entriſſen ihre unglücklichen Kameraden dem entſetzlichen Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken, erſchienen ſie oberhalb der Lucken und legten ihre Laſt ſchweigend auf dem Backbord des Quarterdecks nieder.

Unterdeſſen hatten die Offiziere mit großer Umſicht Anſtalten zum Löſchen getroffen; die äußeren Schiffspumpen waren im vollen Gange und ein dichter Waſſerſtrahl ſchoß in die Räume des Lazareths hinab. Andere zogen in Eimern und andern Behältern Waſſer herauf und netzten unaufhörlich das Verdeck von einem Ende zum andern.

Zwei unerſchrockene Kadetten wurden zur Pulver-Kammer beordert, um genau nachzuſehen, ob jede Vorſichtsmaßregel getroffen ſey, dieſe zu ſchützen; zwei andere begleiteten den Proviantmeiſter hinab zu den Vorräthen, mit dem Auftrage, ſobald es möglich ſey, die feuerfangenden Gegenſtände zu entfernen und, wenn es ſeyn müſſe, ſie über Bord zu werfen. Sie drangen in die finſtern Räume ein; um irgend ſehen zu können, mußten ſie die Thür auflaſſen, der Feuerſchein gewährte ihnen hinlängliches Licht. Aber an dem entgegengeſetzten Ende der Kammer waren die Luftklappen geöffnet; der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber; wild praſſelte die Flamme auf und leckte die Balken des Verdecks.

„Ueber Bord mit dem Rum und dem Spriet!" ſchrie der Proviantmeiſter außer ſich und rollte ein Faß vor ſich her, ohne zu wiſſen, wie es auf das Verdeck zu bringen ſey, um es dort über Bord zu rollen. Aber kräftige Hülfe war zur Hand; es wurde eine Takel herabgelaſſen und das Faß gehißt; die Takel war ſchwach, ſie konnte die angehängte Laſt nicht tragen und riß; das Faß ſtürzte herab und platzte aus einander, glühende Funken fielen in das nach allen Seiten hinſtrömende Feuerwaſſer und brennende Wellen brachen ſich an den Seitenborden des Zwiſchendecks.

Die Kunde des neuen Unglücks gelangte auf das Verdeck. Die Offiziere wandten die erbleichenden Geſichter ab und eilten dann zur weiteren Hülfe fort, die mit jeder Sekunde ohnmächtiger ward. Der Kapitän war allgegenwärtig und munterte mit kräftigen, entſchloſſenen Worten die Leute zu neuen Anſtrengungen auf.

Längſt waren die Segel feſtgemacht und das Schiff den Wellen überlaſſen; überdies hatte der ſchwächſte Windhauch aufgehört und die Atmosphäre war unbeweglich. Der Mond ſchien klar und hell und einzelne Sterne blitzten freundlich auf die Unglücksſtelle herab. Aber fern im Weſten änderte ſich die Scene und eine Wolkenmaſſe ſtieg aus der Tiefe des Meeres herauf; hätten die Leute auf irgend etwas Anderes achten können, als auf die Flammen, die in dem Innern ihres Schiffes wütheten, ſie würden geſehen haben daß ſich ein zweites Element zu ihrem Untergang geſchäftig rüſtete.

Zum Tode erſchöpft ließen die Matroſen die Arme hängen; die Offiziere gingen von Einem zum Andern, feuerten ſie durch ermuthigende Worte an und erquickten ſie mit ſtärkendem Weine. Aufs Neue begann die Arbeit, die Verzweiflung verlieh ihnen übermenſchliche Kräfte und einen Augenblick lang dämmerte ihnen eine trügeriſche Hoffnung auf. Aber da ſprangen mit lautem Gepraſſel die Luken des Kabelgats aus einander, die Flamme ſtieg rieſengroß empor, umarmte den Fockmaſt und ergriff die Takellage deſſelben, von den unterſten Webeleine bis zur Bramſahling mit raſender Schnelle emporſteigend.

„Die Böte! Die Böte! Rettet die Böte!" lautete der allgemeine Ruf, und Alle ließen ab von den unnützen Löſcharbeiten, um ſich dieſen letzten Rettungsanker zu erhalten.

Kaum berührte das erſte Boot den Waſſerſpiegel und das zweite ſollte folgen, und die finſteren Wolken, die aus dem Abgrunde aufſtiegen, den höchſten Gipfel erreicht hatten! Ein lauter Donner hallte vorüber, ein ziſchender Blitz riß ſie auseinander und ein fliegender Sturm ſtürzte ſich auf das unglückliche Schiff. An den Stangen, die von dem Fockmaſt zum großen Maſt führten, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf und in einem Nu ſtand auch dieſer in Flammen; ein dichter Funkenregen fiel auf die Raaen und Stangen des Beſanmaſtes nieder. Im Innern wüthete die Gluth fort und das Feuer näherte ſich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer.

(Schluß folgt.)

Gute Fleiſchbrühe.

Protocollextract einer neulichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris.

Herr Piedagnel, Arzt des St. Antonsſpitals, ſchickt der Akademie eine Note ein, über ein vortheilhaftes Mittel, eine treffliche Fleiſchbrühe zu erhalten. Dies Mittel beſteht darin, das zur Fleiſchbrühe beſtimmte Rindfleiſch klein zu hacken. Aus einem Pfund ſolchen Fleiſches, welches man fünf Stunden lang in zehn Schoppen Waſſer kochen läßt, erhält man acht Schoppen gute Fleiſchbrühe. Im Hôtel Dieu iſt der Verſuch im Großen gemacht worden. Aus zwanzig Pfund gehacktem Fleiſch hat man 140 Schoppen Fleiſchbrühe gewonnen, welche beſſer war, als die der holländiſchen Geſellſchaft und nur halb ſo theuer. Natürlich wird das gehackte Fleiſch dabei ſo ausgekocht, daß es durchaus keinen Nahrungsſtoff mehr enthält. Herr Thénard bemerkt dabei, daß man nie eine gute Fleiſchbrühe erhält, wenn man nicht bei langſamem Feuer kocht und ſo, daß das Waſſer nie in Wallung kommt.

Buntes.

Die „Wiener Zeitung" ſchreibt einen eigenen Styl, was vorzüglich die Verſtorbenen betrifft. Faſt in jeder Nummer kommen Todesanzeigen vor, wie die folgenden: Verſtorben: der Frau Anna Wolf bürgerlicher Landkutſchers- und Hausinhabers-Wittwe, ihr Herr Sohn. Peter Fellner, ꝛc. — Ferdinand Lehmann, Oper-Pionier vom Pioniercorps in Folge des Ertrinkens. — Dem Hrn. Peterlini, Grobſeſſel-Erzeuger ſein Kind ꝛc.

Ein reicher jüdiſcher Bankier in N. ſtarb kürzlich. Die ihn behandelnden Aerzte wußten ſich über die Natur der Krankheit nicht zu verſtändigen. Die Sektion des Leichnams konnte nach den Grundſätzen des jüdiſchen Glaubens nicht ſtatt haben, und doch wollte man den Namen der Krankheit, behufs einer Zeitungsanzeige gern ermittelt wiſſen. Der ſcharfſinnige Buchhalter des Verſtorbenen bemerkte treffend: „Was zerbrechen wir uns die Köpfe, geben wir Gott und der Wahrheit die Ehre und ſchreiben, kurz und gut: „Der Herr Prinzipal ſtarben an namenloſen Leiden.""

Digitized by Google

Nro. 76.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: An mein Vaterland. — Ein Schiffsbrand. — Der Rococogeſchmack. — Die erfüllte Prophezeihung. — Pot-Pourri.

An mein Vaterland.

Das iſt des Deutſchen Vaterland,
Wo Eide ſchwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt
Und Liebe warm im Herzen ſitzt.
Arndt.

Aus Deutſchland zogen einſt muthig und heiter
Wohl an die Tauſend der rüſtigen Streiter,
Wohl an die Tauſend der warmen Herzen,
Für fremdes Elend, für fremde Schmerzen;
Aus Deutſchland zogen umgürtet mit Muth
Wohl Tauſend der Streiter in edelſter Gluth,
Wohl Tauſend Streiter im Kampfe bewährt,
Haſt, Vaterland du, das niemals gehört?

Und folgten ergeben dem Königs-Sohn,
Und ſchützten wie Deutſche den Königs-Thron,
Und trotzten wie Deutſche der ſüdlichen Gluth
Und trugen wie Deutſche den Uebermuth.
Und harrten wie Felſen in Sturm und in Wind
Getreulich bei Otto des Königs Kind
Und „treu wie ein Deutſcher", das hat ſich bewährt!
Haſt, Vaterland du, davon nichts gehört? --

An ferner Küſte in Sturm und in Wind
Stehn trauernd die Streiter mit Weib und Kind,
Mit Weib und Kind, ohne Brod, ohne Lohn,
Die Streiter für König und Königs-Thron;
Fern über die Wogen rückſendend den Blick
Zum Vaterland hin nach Deutſchland zurück,
Ausharrend wie Deutſche, das hat ſich bewährt,
Haſt, Vaterland du, davon nichts gehört?

Und haſt du gehört und haſt du's vernommen,
Was über die Brüder im Oſten gekommen,
So denke wie einſtmals der Liebe Gebot,
Dich lehrte die Fremden beſchützen in Noth,
So ſchaue auch jetzt auf die eigenen Brüder
Mit freundlichen Gaben und Liebe danieder,
Auf daß ſich vor allem auch treulich bewährt,
Daß Liebe — zur Einheit der Deutſchen gehört! —

Wien, im December 1843. Rupertus.

Ein Schiffsbrand.

Aus dem Däniſchen von Heinrich Schmidt.

(Schluß.)

Bis jetzt hatte das furchtbare Geſpenſt der See-Subordination noch ſeine Herrſchaft behauptet, aber die eiſerne Feſſel, womit es die Genoſſenſchaft eines Schiffes umſchlingt, begann vor der Gluth des Feuers zu ſchmelzen und lautes Murren ward vernommen.

Der Kapitän hatte eine kurze Berathung mit ſeinen Offizieren gehalten; dieſe traten aus einander und der Befehlshaber ſprach mit lauter Stimme:

„Däniſche Männer! Wir weichen dem Geſchick. Das Schiff iſt nicht mehr zu retten, alſo will ich Euch retten! Wir beſteigen die Böte! Haltet feſt zu einander und ſeyd ruhig und beſonnen!"

Die Pfeifen der Bootsmannsmaten erklangen, aber das Pfeifen des Sturmes übertönte ſie, und laut erhob ſich von allen Seiten das Geſchrei: „In die Böte! In die Böte! Rette ſich, wer kann!"

Alles ſtürzte nach den Fallreepen, wo die bereits ausgeſetzten Böte von den erregten Wellen auf und nieder geſchleudert wurden. Umſonſt verſuchten die Offiziere, ihre Anordnungen zu treffen, vergebens war ihr Befehl; kopfüber ſtürzten ſich die Matroſen in die zunächſt liegende Barcaſſe, und als dieſe überhäuft war, ſtieß ſie von dem Schiffe ab.

Ein Knall! Neues Entſetzen! Die furchtbare Gluth hat die Steuerbordskanonen des Vorderkaſtels erglühen gemacht; ſie entladen ſich ſelbſt; der erſte Schuß hallt weit hinaus in die Sturmesnacht; ihm folgt ein zweiter, ein dritter. Die fliehende Barcaſſe, von den Wellen hoch emporgeſchleudert, fliegt weit ab vom Schiffe, die Kugeln ſauſen ziſchend durch den aufſpritzenden Giſcht, ſie ſchlagen in die Seitenborde des Fahrzeuges; es ſinkt in die Tiefe — und herzzerſchneidend miſcht ſich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angſtgeſchrei der Verſinkenden.

Der Kapitän benutzt dieſes Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matroſen einen tiefen Eindruck zu machen ſcheint; er ſchwingt ſich auf eine Kanone und, umſprüht von herabſtrömenden Funken, ruft er: „Das iſt die Strafe des Ungehorſams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm der Menſchen nicht mehr vermag! Gehorcht, oder ihr endet, wie ſie! Das Langboot vor!"

Aber ſtarr ſtanden die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über ſie hereinbrach. Die Gluth des Feuers ſtrahlte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißſchäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe ſchlummernde Hai ſchreckte aus dem Schlummer auf; es ſchien ihm, als ob es Tag geworden ſey und die Morgenſonne ihr roſiges Licht auf die Meerfluth werfe; — ſpritzend und ſchnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weit geöffnetem Rachen an die Oberfläche und umkreiſten das brennende Schiff, hohe Waſſerſtrahlen gegen den Nachthimmel aufſpritzend, während die Kanonen des Backbords ſich lösten und wie ferne Donner verhallten.

Die Luſt zum Leben ſiegte; hier war gewiſſer Untergang, dort

Digitized by Google

eine Möglichkeit der Rettung. Die Matroſen, jetzt der Weiſung ihrer Offiziere geduldig folgend, ſtiegen in das Langboot hinab. Da erſchallte das laute „Halloi“ des Hochbootsmannes, und unwillkührlich wandten ſich Aller Blicke nach dem Vorderkaſtell. Mit unerſchrockenem Muthe hatte er bis jetzt, von zwei kühnen Seeländern begleitet, dort ausgeharret und Rettung zu bringen gehofft, aber er ſah die Unmöglichkeit ein und eilte jetzt herbei, um mit den Gefährten einen Platz in den Böten zu finden. Schon nahten ſie ſich der Ankerwinde, da brach die Gluth mit ſolcher Gewalt aus dem Zwiſchendeck hervor, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wurde; die Decklaſt gab nach, ſie brach zuſammen und ſtürzte in die Tiefe hinab. Ein weiter, grauenvoller Abgrund, in welchem die Flammen mit den hereinſtrömenden Wellen kämpften, dehnte ſich zwiſchen dem Unterkaſtell und dem Quaterdeck; der Fockmaſt ſchwankte hin her, die ganze majeſtätiſche Maſſe, deren Raae und Stangen wie glühende Säulen leuchteten, von dem brennenden Tauwerk wie von feurigen Schlangen umzüngelt, brach mit lautem Gekrach zuſammen und ſtürzte auf den unerſchrockenen Hochbootsmann und ſeine Gefährten herab.

„Alles vorbei!“ waren die letzten Worte, die der rieſige Held des Kabelgats ausſtieß; ſeine Gefährten ſtarben mit einem halb erſtickten Seufzer; mit Schauder wandten ſich die Uebriggebliebenen von dieſem entſetzensvollen Schauſpiel.

Das Langboot war gefüllt und verſuchte nun, ſich von dem brennenden Schiffe frei zu machen und aus dem drohenden Bereiche der Kanonen zu kommen, die ſich noch nicht alle entladen hatten. Die Schaluppe kam nun an die Reihe und die Offiziere verließen nun das Verdeck, das mit jedem Augenblicke glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr geſtattete. Der Capitän war der Letzte. Als Alle hinunter waren, ſetzte er den Fuß auf die ſchwankende Leiter; doch plötzlich wich er zurück und rief: „Wo ſind die Kadetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?“

Keine Antwort. Nur aus der Schaluppe die ungeduldige Mahnung, daß der Capitän nicht länger ſäumen möge. —

„Nicht von der Stelle!“ rief er aus, „bis ich über das Geſchick dieſer Unglücklichen im Klaren bin!“ Und mit dieſen Worten ſtürzte er durch Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der ſich die Gluth bereits auf das Bedrohlichſte näherte. Dort fand er ſie. Erſchöpft von der anſtrengenden vergeblichen Arbeit, war der Jüngere bereits ohnmächtig hingeſuncken; der Aeltere bemühte ſich umſonſt, ihn zu ermuntern und mit ſich fortzuziehen. Der Capitän ergriff den Ohnmächtigen und trug ihn mit ſtarken Armen unter endloſem Feuerregen auf das Verdeck; der Andere folgte. Mit lautem Freudengeſchrei wurden ſie von den Offizieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die von einer mitleidigen Welle erfaßt und weit von dem Schiffe fortgeſchleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, gefolgt von dem gierigen Hai, ſteuerten nach der Richtung hin, wo das Land lag, vorerſt nur bemüht, ſo ſchnell als möglich aus dem Bereich des Schiffes zu kommen. Wenn die Gluth heller aufleuchtete, ſah man eins oder das andere derſelben über die Fluth hinſtreichen, wie die Meteore kommend und verſchwindend.

Die „Atalante“ gewährte in ihrer letzten Stunde einen majeſtätlichen Anblick. Der Vordermaſt und das Bugſpriet waren herabgeſtürzt, der große Maſt war ausgebrannt und bereitete ſich ſchwankend zum Sturz; der Beſanmaſt ſtand in heller Gluth und, als ob es ein Zauber geweſen, der ſie ſchützte, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet; ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregte Sturmnacht.

Eben waren die Böte in weiter Entfernung; da drang das Feuer bis in die Pulverkammer. Ein einziger ungeheurer Knall, der das Meer bis in ſeine Tiefen erbeben machte, eine ungeheure Flamme, die in die Wolken hineinſtrahlte, dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hoch hinaufgeſchleudert wurden und kniſternd und knatternd herabfielen — dann tiefe, ſchweigende Nacht. — Wir waren gerettet!

Der Rococogeſchmack.

Wer unſere Modejournale anſieht, der kann ſich der Beſorgniß kaum erwehren, daß dieſer Rococogeſchmack, dieſe lächerliche Rückkehr der Trachten zu dem Koſtüme der Siebenziger und Achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der Vorläufer noch ganz anderer Rückſchritte zu ſeyn ſcheint. Zum Glück iſt eine ſolche totale Wiedererweckung der alten Moden, wie ſie unſere Schneider träumen, eben ſo wenig möglich, als das Heraufbeſchwören der abgeſtandenen politiſchen und ſtaatlichen Formen des vergangenen Jahrhunderts, und die Rococobeſtrebungen unſerer modernen Elegants, wie unſerer rückwärtsſchauenden Politiker werden ſich wohl mit jener faden Rococo-Karikatur begnügen müſſen, die von der koloſſalen Abgeſchmaktheit der Siebenziger Jahre noch immer ſo weit entfernt iſt und ewig entfernt bleiben wird, als nur immer der Zeitgeiſt ſelbſt von den ohnmächtigen Entwürfen ſelbſtſüchtiger Reaktionäre. — Wir haben oftmals in dieſen Blättern zu ſchildern verſucht, wie es zu jener Zeit in der politiſchen und geiſtigen Welt ausſah; heute wollen wir zur Ergötzlichkeit unſerer Leſer ihnen malen, wie es damals in der Modewelt ausſah, und ſie mögen ſelbſt daraus abnehmen, ob auch uns hierin das Alte wieder in ſeinem ganzen Umfange neu werden könne, eine Betrachtung, die nichts weniger als unwichtig erſcheint, wenn man bedenkt, daß, wie Jean Paul ſagt, das Kleid des Menſchen ein halber ausgebälgter Menſch ſelbſt ſey. So ſieh dir denn, lieber Leſer, einmal eine junge, zum Ball geſchmückte Dame von Anno 70 an: Welch' wunderbares Weſen! — Ein ungeheurer, mit Drahtgeſtell und Roßhaaren unterbauter, mit großen Maſſen von Federn, Blumen, Bändern gekrönter Haarthurm auf dem Kopfe ſetzte der Länge wenigſtens eine Elle zu; die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgeſtickten Schleifen gezierten Ballſchuhen halfen der Geſtalt von unten nach, ſo daß die weibliche Geſtalt auf den Fußſpitzen ſchwebte. Ein aus dicht aneinander gefügten Fiſchbeinſtäbchen zuſammengeſetzter Harniſch, feſt und ſteif genug, um einer Flintenkugel zu widerſtehen, trieb gewaltſam Arme und Schultern zurück, die Bruſt heraus, und ſchnürte über den Hüften die Taille zur Weſpenperſon ein. Der eiſerne Bügel im Corſet ſchirmte die Bruſt, hemmte aber jene unnütze Bewegung oder zügelte die Leidenſchaft. Ueber dem Reifrocke ſaß das ſeidene Gewand, mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen garnirt, die weder Homer noch Walter Scott zu ſchildern vermöchten. Ueber dem ſeidenen Rock von gleichem Stoff das ſchleppenbehangene Oberkleid, vorn auseinander fallend, zu beiden Seiten unſagbar reich beſetzt. Hals und Bruſt wurden freier getragen, als jetzt das emancipirte Zeitalter es wagt. Die Aermel reichten bis an den Ellbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Band üppig bewachſen. Das war die Tracht der Grazien von damals, reizend und verhüllend, lockend und verjagend in raffinirtem Gemiſch. Daß das Geſicht mit Schminke und Schönpfläſterchen noch belegt wurde, bedarf erſt nicht der Erwähnung. Außerdem trug jede Dame ein längliches glattes Perlmutterdöschen bei ſich, das zum tragbaren Receſſaire der eleganten Damenwelt gehörte. Es enthielt die aus ſchwarzem engliſchen Pflaſter geſchlagenen, winzig kleinen, vollen und halben Monde, Sternchen und Herzchen. Verließ eine Muſche ihren Platz, ſo ward die Lücke ſchnell aus dem Vorrathe der Doſe gefüllt. Dieſe ſchwarzen Punkte erhöhten die Lebendigkeit des Mienenſpiels im Angeſicht. Eine Reihe der kleinſten, aber leiſe anwachſenden, mondförmig geſtalteten Tüpfchen ſaß im äußern Augenwinkel, und diente dazu, die Augen hervorzurücken und die Wirkungen ihres Glanzes, ihres Farbenſpiels zu unterſtützen. Ein paar Sternchen im Mundwinkel gaben dem Lächeln der Lippen den Zauber der ſchalkhaften Liſt. Die Muſche auf der Wange, am rechten Orte angebracht, hob den Teint und gab den Schein eines amoroſen Grübchens. Auch Muſchen in größerem Format waren üblich für Perſonen, die ſich ſtark unterſtützen und der hinfälligen oder böswilligen Natur mit Energie beiſpringen wollten. Solche

Digitized by Google

größere Muſchen hießen Sonnen, Täubchen, ſogar Liebesgötterchen. Dieſe hießen vorzugsweiſe assassins, um ihrer mörderiſchen Wirkung willen, die ſie auf die Herzen übten.

Auch für die Toilette der Männer hatte der Sinn des zeichnenden Talents dieſelbe Aufmerkſamkeit. Als die jungen Elegants anfingen, den Perrücken den Abſchied zu geben und ihr eigenes Haar gepudert en aile de pigeon friſirt zu tragen, kam der gute Haarbeutel in kleineren Dimenſionen und ohne postillons d'amour auf. Pantalons, Gilets und Fracks waren noch nicht erfunden. Die Röcke hatten beinahe den Schnitt der jetzigen Hofkleider, man trug ſie in allen Farben, ſogar weiße mit reichen Stickereien in Gold oder bunter Seide, und dazu paſſende geſtickte ſeidene Weſten. Aeltere Männer trugen auch wohl Röcke von dunkelfarbigem Sammet, bei einer Weſte von Goldglacée. Manſchetten und Jabots von Brüſſeler Spitzen waren im Putz unerläßlich; mehr noch bei Alt und Jung der Degen, ohne welchen ſich Niemand, der zur höheren Bürgerklaſſe gehörte, auf offener Straße zeigte. Stiefeln wurden nur bei üblem Wetter getragen, ſelbſt die älteſten Männer gingen täglich, ohne Beſorgniß, ſich zu erkälten, in Schuhen und ſeidenen Strümpfen einher; in einer Geſellſchaft, wo Damen zugegen waren, in Stiefeln zu erſcheinen, wäre höchſt ungezogen geweſen. So wollte es die vom höhern Bürgerſtande ſtillſchweigend als Geſetz anerkannte Sitte.

Ohne von einem Bedienten oder einem Kammermädchen begleitet zu ſeyn, hätte ſich keine Frau von Erziehung über die Straße gewagt; auch ging keine in die Läden, um ihre Einkäufe ſelbſt zu beſorgen; die Kaufleute waren darauf eingerichtet, die verlangten Waaren zur Auswahl ins Haus zu ſchicken. An öffentlichen Orten, auf der Promenade oder im Theater ohne männliche Begleitung zu erſcheinen, galt für unſchicklich; da aber Männer vom Geſchäft gefeſſelt waren, ſo ergab ſich für die Frauen die Nöthigung einer ſtreng häuslichen Lebensweiſe.

Ergötzlich war der phantaſtiſche Hang, die Knaben herauszuputzen. Die Kleidung der Mädchen fügte ſich mit weniger Aenderung der herrſchenden Mode, die Knaben liefen bis ins ſiebente Jahr wie zum Carnevalsſcherz koſtumirt herum. Die Kleidung der Männer wollte ſich nicht in Duodezausgaben herausſtellen laſſen, alſo mußte man erfinderiſch ſeyn, fand aber nichts allgemein Geltendes und ließ der Laune die Freiheit. Man ſah kleine Huſaren, Chineſen, Ungarn, Tyroler, Türken mit Turban, Reiherbuſch und hölzernem Dolch im Gürtel.

Seltſame Figuren gaben die Aerzte ab. Ihr Haupt bedeckte eine ſchneeweiß gepuderte, lockenreiche, dreizipflige Allongeperücke; einer dieſer Zipfel hing über den Rücken herab, die beiden anderen wiegten ſich auf den Schultern; ein goldbeſetzter, ſcharlachrother Rock, ſehr breite Spitzenmanſchetten und Jabot, weiße oder ſchwarzſeidene Strümpfe, Knie- und Schuhſchnallen von blitzenden Steinen oder vergoldetem Silber und ein kleines plattes Dreieck von ſchwarzer Seide unter dem Arme, chapeaubas genannt, vollendeten die prachtvolle Toillette. Dazu nehme man noch das ſtarke, ſpaniſche Rohr mit einer goldenen oder aus Elfenbein künſtlich geſchnitzten Meerfrau als Krückenkopf darauf, um in ſchweren, bedenklichen Fällen Kinn und Naſe zu ſtützen, und die Figur, die uns die komiſche Oper noch liefert, tritt fertig ins Leben. Und dergleichen ſollte wieder aufs Neue geboren werden können? Nimmermehr! (O. Bl.)

Die erfüllte Prophezeihung.

An den Ufern der Themſe lag an einem ſchönen Sommertage, in der Nähe von Twickenham, ein kleines Fiſcherboot, bereit zur Rückkehr nach London. Der bejahrte Handelsmann der City und drei junge Schüler, welche den ſchönen Sonntag zu einem Ausfluge in die reizende Gegend benutzt hatten, ſaßen bereits auf ihren Plätzen und ſchienen nicht ohne Ungeduld des Reiſegefährten zu harren, deſſen Ankunft abwarten zu müſſen der Schiffer, der das Boot lenkte, feſt erklärt hatte. Doch ihre Geduld ſollte auf keine zu harte Probe geſetzt werden, denn ſchon nach einigen Minuten rief der Schiffer: „Da kömmt der Herzog von Orleans! Sobald ſer eingeſtiegen iſt, ſtoße ich ab." Als der Herzog ſich dem Boote näherte, nahmen der Schiffer und ſein Knecht ehrerbietig ihre Kappen ab, der Kaufmann erhob ſeinen Filz, und die jungen Leute ſprangen von ihren Sitzen auf. Der Herzog, der einen einfachen Sommeranzug trug, erwiederte dieſe Artigkeiten, indem er freundlich den Hut abnahm und die Hoffnung ausſprach, man würde nicht auf ihn gewartet haben. Unter gegenſeitigen Geſprächen wurde die Fahrt zurückgelegt, und als der alte Schiffer bei der Landung die Bezahlung des Herzogs empfing, ſchien er hoch entzückt zu ſeyn, denn er hatte einen Schilling bekommen, während er nur einen Sixpence fordern durfte und auch von den andern Paſſagieren nicht mehr erhielt. Der Herzog ſprang zuerſt an das Ufer. Dabei entfiel ihm ſein Hut; der würdige Handelsherr hob ihn auf, und ihn mit einer ehrerbietigen Verbeugung dem Herzoge überreichend, ſagte er in ernſtem, beinahe feierlichem Tone: „Du ſollſt einſt König ſeyn!" — Macbeth's Hexen parodirend. Der Herzog verſtand ohne Zweifel das Citat, denn er lachte herzlich, ſchüttelte dem Kaufmann, freundlich dankend, die Hand, und ſchritt davon. Wer hätte damals ahnen können, daß dieſe Worte ſich einſt als erfüllte Prophezeihung erweiſen würden! Noch merkwürdiger aber wird dieſer Vorfall aus dem Leben Louis Philipp's durch ein vielleicht wenig bekanntes Ereigniß, welches wir hier nicht unerwähnt laſſen können. Als im Jahre 1830 Karl X. ſich zur Eröffnung der Kammern begab, ließ er ſeinen Hut fallen: der Herzog von Orleans hob ihn auf, und überreichte ihn, ſich auf ein Knie niederlaſſend, indem er ſagte: „Ich hoffe, daß Ew. Majeſtät ihn noch lange tragen werden." Doch dieſer Federhut, das Symbol der Krone, war für ihn ſelbſt beſtimmt.

Pot - Pourri.

Sind die langen Bärte unſerer modernen Dandy's denen unſerer Vorfahren nunmehr bald gleich?

Hierauf muß man mit Nein antworten, denn Valvaſſor erzählt uns von dem Crainiſchen Ritter und Kriegsrathe Maximilian's II., Andreas Eberhard Rauber von Talberg und Weineck, daß ſelbiger einen Bart beſeſſen, der ihm bis auf die Füße reichte und weil er eigentlich noch länger war, von ihm zurückgeſchlagen entweder am Gürtel feſtgemacht oder um einen Stock gewickelt getragen wurde. Er war auf denſelben ſo ſtolz, daß er, um dieſes ſein koſtbares Beſitzthum recht zu zeigen, faſt nie zu Hofe fuhr, ſondern gewöhnlich zu Fuße ging und ſeinen Bart vom Winde hin und her treiben ließ. Uebrigens hat derſelbe auch in ſeiner Geſchichte ſelbſt ein Beiſpiel hinterlaſſen, wie gefährlich es iſt, einen allzulangen Bart zu tragen, denn als er einſt mit einem getauften Juden, der eine Art von Goliath war, am Hofe des Erzherzogs Karl zu Grätz einen Fauſtkampf beſtand, um zu ſehen, wer von ihnen der Stärkere ſey, packte er den gleichfalls ſehr langen Bart des Juden, wickelte ihn zweimal um die linke Hand und ſchlug dann ſo derb mit der rechten Hand darauf, daß er nicht blos den Bart des Juden, ſondern auch den untern Kinnbacken mit abriß und alſo den Sieg gewann. Derſelbe Rauber iſt auch noch durch die ſonderbare Weiſe, wie er zu ſeiner Frau kam, merkwürdig. Es hatte nämlich Maximilian II. eine natürliche Tochter, Helena Scharſegin nach ihrer Mutter genannt, um welche ſich unſer Rauber und ein vornehmer Spanier, der aber noch weit länger als dieſer war, bewarben. Der Kaiſer wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er dem von ihnen ſeine Tochter zu geben verſprach, welchem es gelingen würde, den Andern in einen Sack in Gegenwart ſeiner und des ganzen Hofes zu ſtecken. Als nun Beide ſolche Bedingung eingingen, erhielt Jeder einen Sack von der Länge ſeines Gegners und ſie wandten nun im Angeſicht einer ungeheuren Menſchenmenge alle ihre Kraft an, um einander den Sack über den Kopf zu ziehen, bis ſolches endlich der Tapferkeit Raubers gelang.

Digitized by Google

der den ſtolzen Spanier umſtürzte, unter den Arm nahm und alſo trotz alles Sträubens in den Sack ſchob. Natürlich bekam der moderne Paris ſeine ſchöne Helena und der unglückliche Nebenbuhler mußte mit Schimpf und Schande abziehen.

Ein raſendes Pferd.

Am 3. Sept. d. J. fuhr der Arzt Borel von Pontoiſe mit ſeiner neunzehnjährigen Tochter in einem mit einer Stute beſpannten Tilbury die Hauptſtraße des Dorfes St. Ouen-l'Aumône herab. Als er vor dem Thor des Fuhrmanns Migaux vorüberkam, rannte eins von deſſen Pferden aus dem Hof und lief dem Tilbury nach. Der Arzt beſchleunigte den Gang ſeines Thieres, der Fuhrmannsgaul ſetzte ſich in Galopp, überholte das Tilbury, wandte ſich dann um und fiel über die Stute her. Der Arzt ſchlug mit der Peitſche auf den Gaul, und da dieſer ſich nicht abweiſen ließ, ſtieg er aus, um ihn bei der Halfter zu faſſen. Kaum hatte er den Fuß auf den Boden geſetzt, ſo ſprang der Gaul auf ihn los, warf ihn zu Boden, ſetzte ihm die Vorderhufe auf den Leib und gab ihm einen fürchterlichen Biß in die Stirn. Der Arzt und ſeine Tochter ſchrieen um Hülfe. Ein dreiundſechzigjähriger Mann, Namens Heſſe, eilte herbei und ſuchte den Arzt zu befreien. Das Pferd ließ dieſen los, warf den Heſſe nieder, ſetzte ihm die *Kniee* auf den Leib und biß ihm die Unterlippe ab. Borel wollte ſeinen ohnmächtigen Helfer befreien, ward abermals von dem raſenden Thier niedergeworfen — dies Mal auf den Bauch — und erhielt Biſſe an den Kopf und in die Schulter. Der Dreſcher Depoux eilte zu Hülfe, ward ebenfalls niedergeworfen und erhielt Biſſe in's Geſicht und in den Arm. Die Bauern liefen zuſammen, aber keiner wagte ſich an das bösartige Thier. Der Maire, welcher eben aus der Bürgermeiſterei kam, holte eine Flinte, um das Pferd niederzuſchießen. Während er lud, drängte ſich ein Engländer, Namens Scottman, durch die Menge, faßte das Pferd bei den Nüſtern und ſuchte ihm den Halfterriemen in's Maul zu bringen, um es daran feſtzuhalten. Das Thier packte ihn mit den Zähnen beim Arm, zerrte ihn an eine Ecke, drängte ihn wider dieſelbe und biß ihn in den Kopf. Scottman wehrte ſich mit derben Fauſtſchlägen. Der Gaul bekam Reſpekt und lief weg. Man verſperrte ihm den Weg mit einer Leiter. Jetzt kam der Knecht des Fuhrmanns, den einige Leute herbeigerufen hatten, ſchwang ſich auf das Thier und ritt es nach ſeinem Stall. Der Maire ging ihm nach und machte ihm Vorwürfe über ſeine Nachläſſigkeit. Der Knecht behauptete, das Pferd ſey ſehr fromm und zum Beweis begann er es zu ſtreicheln. Der Gaul verſtand dies falſch, biß ihn in die Schulter und warf ihn zu Boden. Der Knecht kroch ſchnell unter ein anderes Pferd und entzog ſich damit weitern Erwiederungen auf ſeine Liebkoſungen. Das raſende Thier verhielt ſich von nun an ruhig, aber die Folgen ſeiner Biſſigkeit ſind betrübend. Der Arm des Dreſchers iſt gelähmt, und der Arzt iſt mit dem Verluſt ſeines linken Auges bedroht. Der Knecht, welcher in Folge eines Rauſches eingeſchlafen war, ſeine Pferde ſich ſelbſt überlaſſen und ſo das Unglück veranlaßt hatte, iſt zu vierzehntägiger Haft und in die Koſten verurtheilt. Kann er nicht zahlen, ſo muß ſein Herr für ihn einſtehen. Der Art und der Dreſcher werden eine ſtarke Rechnung machen. Der Knecht behauptet ſteif und feſt, ſein Pferd ſey früher nie bösartig geweſen, vielmehr habe es die Menſchen gern gehabt (il était amoureux de l'homme) und wenn es einen Menſchen geſehen, habe es ihn berochen und ein wenig gewiehert, aber nie gebiſſen.

Eine ſchöne Inſchrift

befindet ſich an dem Gebäude von Tempel-Newſome in Yorkſhire. Sie lautet: „Ruhm und Ehre Gott dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiſte in der Höhe, Frieden der Erde, Freundſchaft den Menſchen, Ehrfurcht und Gehorſam dem Könige, liebende Zuneigung allen ſeinen Unterthanen unter einander, Geſundheit und Wohlſtand dieſem Hauſe."

Wieder eine zweckloſe engliſche Berechnung.

Ein Dampfwagen, der bei gewöhnlicher Schnelligkeit in einer Stunde vier deutſche Meilen zurücklegt, würde acht und einen halben Tag brauchen, um von London nach Oſtindien zu gelangen, und eilf, um Peking, die Hauptſtadt von China, zu erreichen. In einundfünfzig Tagen würde er rund um die Erde herum fahren, die Entfernung von der Erde bis zum Monde in etwa 16 Monaten, die Entfernung von der Erde zur Sonne aber — erſt in 500 Jahren zurücklegen.

Perlen, die wachſen und Junge machen.

Ein Perlenliebhaber hatte Perlen in Reis vergraben und fand nach einiger Zeit, daß ein Theil derſelben gewachſen war, andere aber mit kleinen Perlen beſetzt waren, die im Begriff ſtanden, ſich abzulöſen. Bei Anwendung der Lupe bemerkte er in den vergrößerten Perlen einen dunkeln Körper, der ſtets ſeine Geſtalt veränderte und von dem er vermuthete, er möchte ein Wurm ſeyn, welcher die Vergrößerung und Vermehrung bewirkte. — Wenn dies wahr wäre, ſo gäbe es Heckperlen, welche die fabelhaften Heckthaler reichlich erſetzen könnten.

Die Recenſenten.

Man kennt die Goethe'ſchen Verſe über die Recenſenten. In Paris treiben ſie es, wenigſtens die Theaterkritiker, aber doch noch ärger als bei uns. Wir führen ein Beiſpiel aus der neueſten Zeit an. Ein Schauſpieler ſchickte einem Recenſenten, um ihn günſtig zu ſtimmen, vor dem Auftreten in einer neuen Rolle eine ſehr ſchöne Lampe zu. Den Tag darauf nimmt er mit ſüßen Hoffnungen das Journal zur Hand, in welchem er beſprochen iſt, und was findet er? — Die boshafteſte aller Recenſionen, die jemals über ihn geſchrieben worden. Erſchrocken und wüthend läuft er zu dem Literaten, um ihm Vorwürfe zu machen, doch dieſer entgegnet ihm ganz ruhig: „Was verlangen Sie, mein Herr? Ihre Lampe iſt ſo ſchön, daß ich ein Paar beſitzen möchte!" Er bekam das Seitenſtück und nun lobte er den Schauſpieler.

Zu demſelben eben erwähnten Journaliſten kam kürzlich ein junger erſter Liebhaber und ſagte zu ihm: „Mein Herr, ich werde nächſtens debutiren; ich glaube, Talent zu haben, aber dieſes Talent iſt bis jetzt auch mein einziges Vermögen. Nehmen Sie mich in Ihrer Kritik nicht zu arg mit, ermuthigen Sie mich, und ich werde mich ſpäter abfinden, das verſprech' ich Ihnen." Einige Tage darauf las man: „Geſtern debutirte Hr. Arthur . . . .; *er verſpricht etwas.*" Der junge Schauſpieler verſtand den Wink wohl und beeilte ſich, ſein *Verſprechen* zu erfüllen. (In Paris iſt man feiner als in Frankfurt!)

Comité.

Der Aufſeher einer Porzellain-Niederlage in .... hatte gehört, daß das Wort *Comité* ſo viel als Ausſchuß bedeute. Als er jüngſt einem Fremden verſchiedene Sorten Porzellain wies, unter denen ſich auch ſogenannter Ausſchuß befand, ſagte er auf letztern zeigend: „Das iſt Comité-Porzellain und taugt nicht viel."

Saphiriana.

In einem Vorſtadttheater wurde ein Stück von einem Rauchfangkehrer gegeben. In der Mitte des Stückes ſagte Saphir: „Ich werde gleich Etwas vom Rauchfangkehrer-Metier ausüben." — „Was denn?" fragte ich ihn. — „Nun," ſagte er, „ich werde gleich *abkratzen!*"

In einem Stellwagen erlaubten ſich ihm gegenüber zwei Herren die laute Bemerkung: „Wenn der uns nur nicht zu ſeinem „Humoriſten" braucht!" — „Seyen Sie ohne Sorgen, meine Herren," ſagte mit Lächeln Saphir, — „ich kann zu meinem „Humoriſten" nur *fertiges Papier brauchen!*"

Digitized by Google

№ 77.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage
zur
Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Ein deutſcher Weihnachtbaum. — Der Uebergang Blüchers über den Rhein bei Caub. — Dietrich Monten. — Die Familie v. Haber. — Pot-Pourri.

Ein deutſcher Weihnachtbaum.

Von Frank von Steinach.

Deutſche, gönnt ein deutſches Wort
Einem deutſchen Manne,
Wenn ihr aus des Waldes Hort
Holt die junge Tanne,
Daß ſie prange auf dem Tiſch
Voll der Feſtesgaben,
Um mit dunkelgrünem Friſch
Euren Blick zu laben.

O entreißet nicht dem Tann
Seine jungen Stämmchen,
Sie verkümmern ja im Bann
Unter Kerzenflämmchen!
Seht, ein andrer Weihnachtbaum
Ragt ob deutſchen Ländern,
Nicht umrauſcht von Flitterſchaum,
Noch von bunten Bändern.

Herrlich ſtrebt ſein Stamm empor,
Stark, voll friſcher Säfte;
Nicht entſaugt mehr Schlamm und Moor,
Ihm die beſten Kräfte.
In geſundem Boden ſchlägt
Er die Wurzeln mächtig,
Und in voller Reife trägt
Er nun Früchte prächtig.

Durch die Aeſte weitgeſtreckt,
Funkeln tauſend Lichter,
Von dem freien Sinn geweckt
Und dem Geiſt der Dichter.
Schätze, welche deutſcher Fleiß,
Deutſche Kunſt geſchaffen,
Hängen jetzt an jedem Reis,
Doch auch deutſche — Waffen.

'S iſt der deutſche Rieſenbaum
Nationaler Einheit;
Siegend wuchs er aus dem Traum
Deutſcher Allgemeinheit.
Vor den Nachbarn über'm Rhein
Wird er nimmer wanken,
Schon ſein Schatten bannt ſie fein
In der Ehrfurcht Schranken.

Mögen ſich des Chriſtes freu'n
Spät noch eure Kinder,
Möget ihr in Lieb' und Treu'n
Freuen euch nicht minder!
Aber pflanzt in ihr Gemüth
Solche Weihnachtreiſe,
Daß ein Chriſtbaum draus erblüht
Stets zu Deutſchland's Preiſe!

Der Uebergang Blüchers über den Rhein bei Caub,

am 1. Januar 1814.

Aus den Erinnerungen eines Augenzeugen.

(Aus Lewald's Europa.)

Der Rheinübergang Blücher's bei Caub, am 1. Januar 1814, iſt ein welthiſtoriſches Ereigniß; und doch finden wir in den betreffenden hiſtoriſchen Schriften die Schilderung deſſelben nur kurz, und ſelten ſind Einzelumſtände beigefügt, die doch oft ſo charakteriſtiſch ſind. Meiſt vom kriegsgeſchichtlichen Standpunkte aus oder rein ſtrategiſch wird die Begebenheit aufgefaßt. Eine die einzeln n Momente und Thatſachen, die Volksſtimmung und die Zuſtände an beiden Ufern, in der unmittelbaren Nähe des Uebergangspunktes darſtellende Beſchreibung fehlt, ſo viel mir bekannt, bis jetzt. Viele der Augenzeugen ſind ſchon aus der Reihe der Lebenden geſchieden, und eben dieſe nähern Umſtände werden bald dem Vergeſſenwerden anheimfallen. Möge man darum der nachfolgenden Schilderung die Berechtigung erſtatten, jene Lücke auszufüllen. Sie iſt von der Hand eines Mannes, der jenen Ereigniſſen unmittelbar nahe ſtand, und ich gebe ſie hin, wie ich ſie empfangen habe, einfach und ſchmucklos, aber friſch und anſchaulich, und bemerke nur noch, daß ich blos der Referent eines Mannes bin, der leider auf eine tragiſche Weiſe ſein Leben in den Fluthen verlor.

Ein unabweisbares Geſchäft hatte mich in dem kritiſchen Momente nach Mainz gerufen, als eben der Schlachtendonner von Hanau verhallt war. Der Imperator war nach Paris geeilt, und vor ihm her die koloſſalſte ſeiner Lügen, das letzte Bülletin der großen Armee, die jetzt ſich im entſetzenerregendſten Zuſtande über die Brücke von Mainz drängte. Ich habe viel Elend im Leben geſehen, aber ein rieſenmäßigeres nie, als das war, das jetzt in den erſchütterndſten Geſtalten vor meinen Blicken ſich entfaltete.

War der Grad deſſelben an ſich ſchon furchtbar, ſo erſchien er mir in dem gräßlichſten Kontraſte noch größer. Vor einem Jahre war ich in Mainz geweſen, um das ſchönſte kriegeriſche Schauſpiel mit anzuſehen, welches, ich möchte ſagen, jemals ein Auge ſah. Die ſchönſte Armee, von der die Kriegsgeſchichte zu ſagen weiß, zog damals über den Rhein. Die Adler glänzten im Sonnenſchein; die Fahnen flatterten herrlich; die Pracht der Uniformen und der Bewaffnung ſetzte in Erſtaunen. Und welche Leute! Alle ſtrotzten von Kraft, alle belebte ein friſcher Muth. Das „Vive l'Empereur!“ kam aus den innerſten Fugen der Seele — kurz — es bezauberte und betäubte. Das ſchienen die Eroberer einer Welt zu ſeyn! Wer hätte bei dem Glücke Napoleons, bei ſeinem Geiſte, ſeinem Feldherrntalent, daran zu zweifeln gewagt? — Und jetzt!

Bleich, entſtellt, zerlumpt, kothbedeckt, krank, verwundet, ſchleppten ſich zerriſſene Regimenter einher. Reiter ohne Roſſe hinkten baarfuß an Stöcken — doch, ich will das Bild nicht ausmalen; es ſtand vor meiner Seele in all ſeinem Jammer und in dem ungeheuren Maaße ſeines Elends!

Ich floh in die Heimath, damals am linken Ufer des Stromes, der über ſeinen Rücken die Pracht und jetzt das Elend ziehen ließ, und ruhig ſeine Fluthen dem Meere zuſandte.

Kaum angelangt, trat wieder dies gräßliche Bild zertretener Größe und Macht, dies herzzerreißende Bild des Elends mir nahe. Und klingt es nicht als Uebertreibung? — Bis in eine Entfernung von ſechszehn Stunden von Mainz kamen Verwundete aus der Schlacht von Hanau, die nicht verbunden wären!

Es iſt eine Thatſache; ich verbürge ſie; ich war Augenzeuge —

Digitized by Google

mehr noch — Ohrenzeuge der gräßlichſten Verwünſchungen, die den Mann trafen, den einſt, weil er für ſie wie ein Vater ſorgte, die Soldaten vergöttert hatten!

In allen Städten, Städtchen und Dörfern des Rheingebietes lagen Reſte der Armee in Kantonnirungen, Fragmente jenes großen, zerriſſenen, blutriefenden Körpers. Und in welcher Geſtalt zogen ſie ein?

In einem Dorfe wurde der General Wathier oder Wathrin, genau erinnere ich mich des Namens nicht mehr, angeſagt mit ſeiner ganzen Diviſion. Die armen Bauern erſchraken auf den Tod; denn was eine Diviſion ſagen wollte, das hatte man hinlänglich kennen gelernt, weil man berechnet hatte, wie viel Söhne mußten vom Mutterherzen geriſſen werden, um zur Schlachtbank en division geſchleppt zu werden. Die Diviſion rückte gegen Abend ſtille ein; aber wie erſtaunte man, als es etwa über 100 Mann, zuſammengeſetzt aus allen erdenklichen Waffengattungen, theils ohne Pferde, theils ohne Waffen, Kranke, Verwundete waren! Der General wandte ſich zu dem greiſen Pfarrer, wo er Quartier fand, und ſagte, auf dieſe betrübte Soldateska zeigend, mit einer Thräne im Auge: Voilà ma Division! Was aber in der That entſetzlicher war, als dieſer Anblick, das war die eigenthümliche Atmoſphäre, welche dieſe Unglücklichen umgab, der furchtbare Geruch des Elends und der Krankheit, die ſie auch überall hinbrachten, und die ihre Zerſtörungen nun in den Wohnungen der friedlichen Bürger begann, eine Folge, die weithin gränzenloſes Elend in die Familien brachte. — Und doch verläugnete ſich die Nationalität nicht. Kaum fühlten ſie ſich heimiſch, und das machte ſich ungemein ſchnell, ſo kehrte die Heiterkeit und die Luſt zurück.

Die Soldaten ſpielten, ſchäkerten, ſcherzten, und die Offiziere veranſtalteten Gaſtmahle und Feſte, die nur Frohſinn athmeten, wurde indeſſen der Namen: „Berezina" genannt, ſo mochte man leicht beobachten, wie ein Schatten über die Geſichter flog, und ein bitterer Tropfen in den ſchäumenden Becher fiel, der nachhaltig die Luſt vergällte. Waren ſie doch auch ſchrecklich genug, dieſe Erinnerungen, um die Luſt des Augenblicks zu dämpfen. Während dies in den Orten des Landes geſchah, zogen Schaaren von Deſerteurs durch die Wälder des Hunsrückens. Es waren theils Landeskinder, welche es wohl noch nicht wagten, ſich in die neue Heimath zu ſchleichen und ſich bis zum Wechſel der Dinge zu verbergen; theils waren es Belgier, welche ſich ihrer Heimath naherten. Niemand ſtellte ihnen nach. Niemand beachtete ſie, wenn ſie am Abend in den Ortſchaften ſich Speiſen kauften, oder auch bettelnd welche zu erhalten ſuchten. Die ſonſt ſehr gute Polizei ſchien völlig erſchlafft. Dieſe Erſcheinung zeigte ſich übrigens in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, und die Entrüſtung gegen den Kaiſer machte ſich ohne Hehl Luft bei Bürgern und Soldaten. Jenſeits des Rheins waren der Ausreißer noch viel mehr. Sie traten bei den Bauern in Dienſt und fanden häufig willige Aufnahme. Eine Frage beſchäftigte alle Gemüther, die: Was wird Napoleon thun? Denn das Häuflein entnervter Soldaten, das hier herum kantonirte, war nicht des Nennens werth. Es fehlte ihm ja an Allem, ſelbſt am Muthe; denn der Namen „Koſack" machte ihn erbeben. Nicht wenige Familien des Landes wurden von Offizieren und Soldaten mit Thränen und Flehen angegangen, ſie zu behalten, bis die Deutſchen würden gekommen ſeyn. Mir ſelbſt begegnete es: ich fürchtete leider die Folgen, und damit war es kein Scherz. Wußte man ja doch nicht, ob nicht der alte Löwe ſeine Mähne noch einmal ſchütteln und die Ufer des Rheines vertheidigen würde? Wehe dann dem, der es gewagt, einen ſolchen Unglücklichen verborgen zu haben! Eine Pfarrerfamilie kenne ich, die es wagte, und glücklich zwei junge Italiener über den Rhein brachte. Thränen des Dankes waren ihr ſchöner Lohn.

Es iſt eine entſchiedene Thatſache, daß eben die Soldaten nicht an energiſche Maaßregeln zur Vertheidigung der Rheingränze glaubten. Er hat ſich ſelbſt und ſein Heer verloren, ſagten ſie oft. Die Bewohner des Landes befürchteten aber dennoch, was jene nicht glaubten. Man war noch auf Opfer gefaßt, ehe die Deutſchen kämen und wieder einmal das große Vaterland ſeine Kinder ſuchte. Je näher indeſſen der Jahresſchluß kam, ohne daß man irgendwie Schritte zur Vertheidigung wahrnahm, deſto mehr man ſich einem freudigen Hoffen hingab. Dem ſetzten freilich die Franzoſen Schranken. Wenn, ſagten ſie, die Deutſchen Euch, und überhaupt Frankreich, vergelten, nur zum tauſendſten Theile vergelten, was wir jenſeits des Rheins verübten, ſo bleibt kein Stein hier auf dem andern. — Und warum ſollten ſie das nicht, argumentirten ſie weiter, da Eure Söhne in unſern Reihen fochten, da Ihr, wenn auch deutſchen Stammes, doch Frankreich angehört. Das waren freilich Argumente, die nicht geeignet waren, das Herz zu erleichtern, das bange der Zukunft entgegenſchlug. Der Zuſtand war in der That ein beängſtigender. Von Frankreich aufgegeben, wußte man ja noch nicht, wie man das Land anſehen würde, das man zu erobern kam.

Jenſeits des Rheines kannte man die Sache anders; aber aller Verkehr war unterbrochen, und das Ufer wurde von den Zollwächtern und Gendarmen ſorgfältiger bewacht, als je. Selbſt der Schleichhandel, der früher ins Große war getrieben worden, war erloſchen. Was man als Sage vernahm, wagte man nicht zu glauben. Gegen Neujahr hin erzählte man ſich nun ſchon offener von dem Uebergange der Deutſchen. Ja, etwa acht Tage vor Neujahr trat ein franzöſiſcher Offizier, ſein Name war Moreau, zu einem meiner vertrauteren Freunde, und ſagte beſtimmt: Wir ziehen ab. Auf Neujahr haben Sie die Deutſchen. Blücher wird bei Caub übergehen. Der Himmel ſchütze Sie!

Als mein Freund fragte, ob denn dem Uebergange kein Hinderniß entgegen geſetzt, das Ufer gar nicht, ſelbſt nicht an der bedrohten Stelle vertheidigt würde, zog er die Achſeln und ſagte: Die wenigen Streitkräfte, welche noch hier ſind, haben Befehl, ſich in das Innere von Frankreich zurückzuziehen; aber, was Sie Werthvolles haben, das verbergen Sie ſorgfältig. Es wird Ihnen übel gehen!

Auch die Gendarmen zogen jetzt ab. Nur die Zollwächter blieben noch bis beinahe zum letzten Momente. Sie flößten in der That Mitleid ein. Gehaßt von der Bevölkerung, die hier, wie überall und zu allen Zeiten, die Sache nicht von den Perſonen ſchied, welche in ihrem Dienſte ſtanden, mußten ſie ihre Frauen und Kinder im Schooße dieſer Bevölkerung zurücklaſſen, ohne zu wiſſen, wie ihr Loos fallen würde.

Es iſt indeſſen hier der Ort, es auszuſprechen, wie ehrenwerth ſich eben dieſe Bevölkerung erwies. Nirgends fanden dieſe unglücklichen Verlaſſenen eine Behandlung, wie ſie ſie vielleicht beſorgen mochten. Ihr Unglück war ihr vollgültiger Schutzbrief. Ueberall verſorgte man ſie und ſchützte ſie bereitwillig und gern; und auch zur Ehre der deutſchen und ruſſiſchen Krieger ſey es geſagt, daß nirgends eine frevelnde Hand ſie berührte. Ungefährdet, ſogar reich unterſtützt, zogen ſie ſpäter ihrer Heimath oder dem Wohnorte ihrer Männer wieder zu, und ſegneten das Volk, das ſie hatten bedrücken helfen.

Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, erreichte uns endlich eine Freudenbotſchaft. Die Proklamation der Verbündeten und die des Marſchalls Blücher hatte Wege gefunden zu den Beängſteten. Nun ſchlugen die Herzen leicht, und man ſah dem früher ſo gefürchteten Augenblicke mit Sehnſucht und froher Hoffnung entgegen. Nirgends waren jetzt mehr Soldaten, als in Bacharach und Simmern. — Dies waren die Verhältniſſe auf dem linken Rheinufer in der Nähe des Uebergangspunktes. Wer die Lage von Caub kennt, wird zugeſtehen, daß mit geringen Kräften leicht der Uebergang auf dieſem von hohen Gebirgen umſchloſſenen Punkte hätte verhindert werden können, und daß er für die übergehenden Deutſchen gefährlich war. Die Franzoſen wußten nun dieſe Abſicht, und es iſt eine räthſelhafte Erſcheinung, daß von Seiten Napoleon's nichts geſchah.

Blücher'n konnte das Entblößtſeyn der Gegend von franzöſiſchen Truppen kein Geheimniß ſeyn. In Bacharach ſtanden kaum zweihundert Mann Infanterie, in Simmern etwa ein Bataillon, vielleicht nicht einmal ſo viel.

Am jenſeitigen Ufer wußte man gewiß, daß bei Caub der Uebergang bewerkſtelligt werden ſollte, obwol in Caub ſelbſt keine, auch

Digitized by Google

nicht die entfernteſten Merkmale eines ſolchen Unternehmens zu entdecken waren.

(Schluß folgt.)

Dietrich Monten.

(Nach einem Schreiben aus München in der „Allg. Zeitung.")

Der eben durch frühen Tod aus unſerer Mitte geriſſene Dietrich Monten war im Sept. 1799 zu Düſſeldorf geboren. Schon im zweiten Jahre ſeines Lebens der Mutter beraubt, war er der alleinigen Erziehung ſeines Vaters, eines allgemein geachteten Beamten, anheimgegeben. Der gerade Sinn und die Biederkeit des Vaters waren das ſchöne Erbtheil des Sohnes, der mit Auszeichnung die Schulen zu Düſſeldorf beſuchte, wo ſich ſchon damals ſeine Neigung zum Zeichnen entwickelte. Das militäriſche Treiben in ſeinem Vaterlande während der Tage ſeiner Jugend gab dem Talente bald eine beſtimmtere Richtung, die durch das Studium des griechiſchen Epos gekräftigt ward. Während ſeine Altersgenoſſen ſich mit der Analyſe der Homeriſchen Verſe beſchäftigten, ließ er den knabenhaften Verſuchen den Geſang durch Zeichnung ſich lebendig zu machen freien Lauf. Im ſiebzehnten Jahre bezog er die Hochſchule zu Bonn, um dem Wunſche ſeines Vaters gemäß Jurisprudenz zu ſtudiren. Nach kurzem Aufenthalt daſelbſt ergriff ihn jedoch mächtiger als je der Gedanke, ſich der Kunſt zu widmen, weßhalb er ſich plötzlich nach Frankfurt begab, von wo aus er ſeinen Vater von dem Wunſche, die Studien zu verlaſſen und ſich auf die Kunſtſchule nach München zu begeben in Kenntniß ſetzte. Der Vater gab gern ſeine Einwilligung. Um ſpäter in ſeinen Beſtrebungen nicht mehr unterbrochen zu werden, trat Monten im Jahr 1818 ſeiner Unterthanpflicht folgend in das 25ſte preußiſche Linienregiment als Freiwilliger ein. Dieſes Jahr ſeiner Dienſtzeit, welches bis zu ſeinem Ende die Lieblingserinnerung ſeiner Jugend blieb, trug nicht wenig bei, die militäriſche Richtung in ſeiner Kunſt noch mehr zu befeſtigen. Nachdem er ſeinen Abſchied erhalten, eilte er nach München und widmete ſich dort, und namentlich in den romantiſchen Gebirgsgegenden des ſüdlichen Bayerns — ſo ziemlich ſeinen eigenen Weg verfolgend — dem Studium der Kunſt und der Natur. Einige Jahre ſpäter begab er ſich, nach mehreren Reiſen in Oeſterreich, Sachſen und Preußen, auf das Geſtüte zu Neuſtadt, um ſich dort in der Pferdezeichnung noch mehr auszubilden. Im Frühling des Jahres 1825 kehrte er nach München zurück, wo er nunmehr ſeinen feſten Wohnſitz aufſchlug und im Jahr 1830 eine Familie gründete. Hier widmete er nun ſeine Zeit, einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Italien und eine vor wenig Jahren nach Holland unternommene Reiſe ausgenommen, mit regem Eifer ſeiner Kunſt. In den letzten neun Jahren ſeiner künſtleriſchen Laufbahn allein lieferte er 112 kleinere und größere Arbeiten. Seltene Vielſeitigkeit und Schärfe der Beobachtungsgabe: das Talent, das Geſchaute, ſelbſt die vorübergehendſten Momente, ſo in ſeinem innern Blick feſtzuhalten, daß er ſie ohne neue Zuziehung der Natur in friſcher Lebendigkeit wiederzugeben im Stande war: große Leichtigkeit im Gruppiren, namentlich aber eine glückliche Auffaſſung des Augenblicks und des Charakteriſtiſchen in der Begebenheit wie im Individuum, verbanden ſich bei ihm mit einer gewiſſen Ritterlichkeit, welche ſich gleichmäßig auch in Montens äußerer Erſcheinung, ſeinem ganzen Weſen und Leben ausſprach und ſich wiederſpiegelte in ſeinen Werken. Einem ehrenvollen Auftrage Sr. Maj. des Königs Ludwig zufolge lieferte Monten ſchon in den erſten Jahren ſeines künſtleriſchen Berufs eines der in dem Schlachtenſaale des Reſidenz-Neubaues aufgeſtellten Gemälde, ferner mehrere der Fresken im Corridor des hieſigen Bazars. Außerdem wurden mit beſonderem Beifall aufgenommen: ſeine Behufs der Lithographie gefertigte Zeichnung der bayeriſchen Königsfamilie, dann zwei Bilder aus der Geſchichte Guſtav Adolfs, und eine Reihe von vier Gemälden aus der Geſchichte des Herzogs Karl von Braunſchweig-Oels. Im Jahr 1837 bewarb er ſich mit mehreren um eine vom Kunſtverein zu Hannover geſtellte Preisaufgabe und errang die Krone durch ſein bekanntes Gemälde Georg I. in der Schlacht bei Neerwinden. Seit dem Jahre 1838 war er vielfach durch Aufträge für Se. Maj. den Kaiſer von Rußland beſchäftigt, in Folge deren er mehrere Arbeiten von bedeutendem Umfang fertigte. Im verfloſſenen Frühjahr lieferte er die Darſtellung eines Kavalleriegefechts aus der Schlacht bei Leipzig, welches allgemein als ſeine gelungenſte Arbeit erkannt wurde. Das kunſtliebende Publikum hat ſeine lebendigen Compoſitionen ſtets mit Vergnügen aufgenommen. Von ſeinem künſtleriſchen Wirken abgeſehen war Monten ein Mann von vielſeitig gebildetem Verſtand und feinem Tact, ein offner ächt deutſcher Charakter. Raſch und entſchieden im Reden wie im Handeln war er anſpruchlos, ein geiſtreicher und liebenswürdiger Geſellſchafter. Dabei hatte ihm auch im reiferen Mannesalter die Natur eine ſeltene geiſtige Jugendfriſche bewahrt, ſo daß er ſtets einen Kreis von verhältnißmäßig bedeutend jüngeren Männern um ſich verſammelt hatte, welche mit ungewöhnlicher Hingebung ihm zugethan waren. Seiner Familie ein liebevoller Gatte und Vater, war er ſeinen Freunden ein treuer zuverläſſiger Gefährte. Die Thränen die an ſeinem Sarge aus dem Auge des Jünglings wie des bejahrteren Mannes floßen, bürgen dafür.

Die Familie v. Haber.

Von dieſer, in letzter Zeit oftgenannten Familie gibt ein Korreſpondent der „Deutſchen allgemeinen Zeitung" folgende Beſchreibung: „Nebſt Herrn M. lernte ich im „Kreuz" Herrn Littauer kennen, der ein Neffe des bekannten Karlsruher Bankiers v. Haber iſt. Herr Littauer iſt ein Gentleman, unterrichtet und angenehm, ſein Onkel aber Chef eines Hauſes, das neben einem großen Reichthum einen wichtigen Einfluß auf die Induſtrie des Großherzogthums ausübt. Die großartigen Baumwollenſpinnereien und Runkelrübenzuckerfabriken in Ettlingen und Waghäuſel ſind allerdings Aktienunternehmungen; allein die Herren S. v. Haber und Söhne ſind die Seele dieſer Etabliſſements, und wenn ſchon ihr Verdienſt dabei ein doppelter iſt, ſo gereicht es dennoch ihnen zur Ehre, daß ſie ihr Geld auf eine Weiſe anlegen, die auch dem Lande Nutzen bringt. Der alte Herr v. Haber hat, wie mehrere ſeiner Kollegen, mit Nichts angefangen. Verſtand, Glück und die damaligen Verhältniſſe, in denen er im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts anfing, machten ihn jedoch bald zum vermögenden Manne, der von ſeinem Landesherrn gebraucht und geachtet ward. Zur Zeit des Raſtatter Kongreſſes legte Herr v. Haber Bank mit Talleyrand, ſie gewannen, und ſo gewannen ſie im Laufe der Zeit, allerdings auf verſchiedenen Wegen, fort und fort, bis Beide zuletzt Beſitzer koloſſaler Vermögen wurden. Jetzt iſt nun Herr v. Haber reich und alt, und leider hat ihn der Schlag gerührt. Seine Aehnlichkeit mit Ludwig XVIII. von Frankreich iſt auffallend geweſen. Seine Rechtlichkeit, ſeine Biederkeit haben ihn zum Freunde ſeiner Mitbürger gemacht, und ihm die Achtung und das Vertrauen ſeines Regenten verſchafft. Wenn ich nicht irre, hat Herr v. Haber ſechs Söhne, die bis auf einen, der Doktor der Medicin iſt, am Geſchäfte Theil nehmen. Von ihnen kenne ich nur Max v. Haber, der würtembergiſcher Konſul iſt. Sehr bedaure ich, Herrn Moritz v. Haber nicht zu kennen, denn ich würde ſo manches Intereſſante haben erfahren können, indem er ein famoſes Leben in Paris geführt, und ſpäter eine wichtige Rolle bei Don Carlos geſpielt haben ſoll. Man erwartete ihn damals in Karlsruhe, nachdem er ungeheures Geld in Spanien eingebüßt, und ſich nicht mehr mit dem Prätendenten hat vertragen können. Don Carlos hat ihn zwar baroniſirt und ihm Orden gegeben, Moritz v. Haber jedoch wollte ſein Geld wieder haben: möglich, daß er jetzt die gute Abſicht hat, Don Carlos beim heiligen Bund oder in Rußland zu verklagen, dort bezahlt man ja für ihn. Moritz v. Haber iſt etwa 36 bis 38 Jahre alt, unterſetzter Statur und verheirathet. Er iſt Geldariſtokrat und Abſolutiſt vom beſten Schlage, hat viel und abenteuerlich gelebt, iſt ſtolz, und ſehr kurz in allen ſeinen Handlungen. Er iſt wohlthätig, und ſehr oft haben ſeine Genoſſen ſeine großmüthige Börſe benutzt; als heiterer Geſellſchafter iſt Moritz v. Haber am ganzen Rheine bekannt! — Von den zwei Töchtern des alten Herrn v. Haber iſt die eine, Madame

Digitized by Google

Marr, Wittwe, und macht die Honneurs des Hauſes. Madame Marr iſt nicht mehr jung, aber ſie iſt ſo liebenswürdig, wie ihre Augen und Haare wunderſchön ſchwarz ſind. Ihre Schweſter iſt an einen badiſchen Kapitän (jetzt Major) v. Klock verheirathet, und hat ein Töchterchen, die in Wahrheit ein Engel iſt; nie habe ich ein ſchöneres und hoffnungsvolleres Kind geſehen. Sehr beklagte man damals das Krankſeyn des alten Herrn v. Haber, indem dadurch ſeine Geſellſchaften aufgehört hatten, die man mir als die beſten und faſhionabelſten der Reſidenz Karlsruhe ſchilderte.“

Pot - Pourri.

Das beſte Mittel für's Haupthaar.

Ein Dr. J. S. ſtellt und beantwortet in der Stiria folgende Frage: Was iſt zu thun, um ſein Bischen Haupthaar zu erhalten? Sehr wenig. 1. Bedingen Krankheiten das Ausfallen der Haare, ſo iſt der Rath eines erfahrenen Arztes einzuholen. 2. Ein kühles Verhalten wirkt auf die Haare am beſten, daher warme Mützen zu vermeiden. 3. Das beſte Mittel, ſchöne geſunde Haare unergraut, bis ins höchſte Alter zu erhalten aber, iſt Reinlichkeit. Die Haare müſſen jeden Morgen mit einem weiten, dann mit einem engen Kamme gereinigt, hierauf gelinde abgebürſtet werden. Trockene oder ſpröde Haare kann man einmal in der Woche des Abends mit einem Eidotter einreiben, dann mit lauem Waſſer rein abſpülen und mit einem Handtuche abtrocknen. 4. Alle übrigen, in den öffentlichen Blättern ausposaunten, wie immer Namen habenden Haarwuchsmittel und Pomaden (welche, je wohlriechender, deſto ſchädlicher) ſind ſtrengſtens zu vermeiden, und ich wiederhole es: Das Haupthaar wird durch ihre Anwendung ſchmierig, häßlich und — grau!

Warnung.

Nach der Schleſiſchen Zeitung kehrte in dem Orte Niederleypersdorf kürzlich ein Hausbeſitzer in demſelben Augenblick in ſeine Behauſung zurück, als er ſieht, wie der Haushahn vor der Thüre das zweijährige Enkel-Kind niedergeworfen hatte, auf deſſen Geſichtchen herumarbeitete und auf den Augen herumhackte. Das Kind gab vor Schrecken keinen Laut von ſich und lag ſtill. Nur durch ein Wunder hatte die Beſchädigung bloß das äußere Auge getroffen. Wäre nicht der Großvater eben gekommen, ſo wäre es ſicherlich um das Augenlicht beider Augen geſchehen geweſen.

Leſen Sie dieſe Anzeige!

So wie Handel und Gewerbfleiß ſich heben, ſo ſteigert ſich auch der Modus der Anpreiſungen der Waaren. Die literariſche und politiſche Dürre in manchen Blättern wird auf eine für die Leſer angenehme Weiſe durch Lobpreiſungen von Waaren in mannichfachen Variationen unterbrochen. In einigen Redensarten, die in Verkaufsanzeigen neueſter Zeit vorkommen, liegt häufig ein tief verſteckter Sinn. Neben der marktſchreieriſchen Seite, welche ſie darbieten, gewährt ihre Faſſung nicht ſelten eine Schutzwehr gegen Diejenigen, welche in ihren Erwartungen getäuſcht werden; hierzu gehören unter andern die folgenden neuerdings erfundenen Phraſen: „Mit Schaden werden abgegeben“ und „So etwas kommt nicht wieder.“ Eine Dame, die ſich glücklich ſchätzte, ihren Bedarf an mancherlei Zeugen aus der Quantität der „16000 Ellen Kattune“ anzukaufen, kam wonnetrunken in ihre Wohnung zurück, umarmte, in der ſeligſten Empfindung ihres errungenen Glückes, den geliebten Gatten mit dem Ausruf: „jetzt ſind wir geborgen!“ Die Schätze werden nun auseinander gelegt und „die bewunderungswürdigen billigen Preiſe rekapitulirt. Allein mit Blitzesſchnelle verwandelte ſich der wonnereiche Blick der Dame in jene ſchmollenden Züge, die dem ſchönen Geſchlecht eigen ſind. Es fanden ſich nämlich in den Zeugen Fehler und Beſchädigungen mancherlei Art. Die Dame nahm ihre Schätze zuſammen, eilte zurück zum Bazar, ſtellte den Verkäufer zur Rede und forderte ihr Geld zurück. „Das geht nicht, meine Schönſte,“ erwiederte der beredte Handelsmann. „Leſen Sie nochmals die Anzeige!“ dort ſteht groß gedruckt: „Mit Schaden werden abgegeben!!!“ — Eine andere Dame nahte ſich mit gepreßtem Herzen, ein Kleid zeigend, deſſen urſprüngliche ſchöne Lilafarbe durch einmaliges Waſchen in blendende Weiße verwandelt worden war. „Leſen Sie meine Anzeige,“ erwiederte der Sohn des Merkurs, „dort ſteht: „So etwas kommt nicht wieder!!!“ Unterlaſſen Sie in der Folge das nichtswürdige Waſchen, und Sie werden ſich lange der ſchönen Farben zu erfreuen haben.“ — Der Schwäbiſche Merkur enthält in Nr. 344 eine Meß-Anzeige von Sachs und Comp. in Berlin, in welcher nicht mehr als 79 Hände (☞) vorkommen.

Ausgenommen.

Auf einer Reiſe im weſtlichen England ſpeiſte Foote, der bekannte Schauſpieler, eines Tages in einem Gaſthauſe, wo der Wirth, ſobald das Tiſchtuch abgehoben war, ihn fragte, ob er mit ſeinem Diner zufrieden ſey. „Wie irgend Einer in England,“ antwortete Foote. — „Ausgenommen der Herr Mayor,“ ſetzte der Wirth hinzu. — „Nichts und Niemand ausgenommen,“ rief Foote. — „Aber den Herrn Mayor müſſen Sie ausnehmen,“ lächelte der Wirth. — „Nein, ich will nicht,“ ſchrie Foote. — „So ſind Sie ſtraffällig und ich muß es anzeigen,“ ſagte der Andere. — „Sind Sie etwa ſelbſt der Herr Mayor?“ fragte Foote. — „Nein, aber Friedensrichter.“ — „So thun Sie, was Sie nicht laſſen können.“ — Bald darauf erſchien ein Gerichtsdiener und forderte Foote vor den Herrn Mayor. Foote folgte. Der Mayor, ein kleiner, hochmüthiger Mann, bedeutete Foote, daß es ſeit undenklichen Zeiten Stadtgebrauch ſey, im Geſpräche ſtets den Mayor auszunehmen, und wer das nicht aus freien Stücken oder auf Erfordern thue, gleich, ob Einheimiſcher oder Fremder, werde um einen Schilling gebüßt. „Sonderbar,“ erwiederte Foote und zog den Beutel, „alſo ſtets im Geſpräche?“ — „Stets im Geſpräche,“ bejahte der Mayor. — „Denken aber darf man, ohne den Herrn Mayor auszunehmen?“ fragte Foote und behändigte den Schilling. — „Nicht laut,“ verſetzte jener. — „Nun, ſo denke ich laut, was ich eben im Stillen dachte,“ ſagte Foote, daß der Wirth gewiß in der ganzen Stadt der ungeheuerſte Eſel iſt, ausgenommen der Herr Mayor.“ (Wiener Zeitſchr.)

Hülfe in der Noth.

Das bedeutendſte Leſekabinet im Palais-Royal in Paris, der Salon Montpenſier, ſollte am 18. Nov. wegen rückſtändigen Miethzinſes geſchloſſen werden. Die Gerichtsdiener hatten bereits alles zuſammengepackt und inventirt, als ein alter Engländer, der alle Tage dort die „Times“ las, daher kam. Man will ihn nicht hineinlaſſen, ſondern die Siegel an die Thüre legen; er will ſein Journal leſen, die Gerichtsdiener proteſtiren und erklären ihm die Lage der Dinge. — „God dam!“ ſagt er ruhig, „warum haben Sie das nicht gleich geſagt?“ und er zieht ſein Portefeuille und zahlt den ganzen ſchuldigen Miethzins in guten engliſchen Banknoten; dann geht er hinein, läßt ſich die „Times“ geben und lieſt; das Kabinet aber iſt gerettet und wieder in vollem Gange. (Gäb' es doch überall ſolche Engländer!)

Berliner Witze.

„Ne hör' mal, Lehmann, det is aber doch unverſchämt von meinem Doktor,“ expektorirte ſich ein Holzhauer; „nach jeden Beſuch, den er mir jemacht hat, hat er mir de Rechnung jeſchickt. Wat ſagſte dazu?“ — „Ja!“ antwortete Lehmann, „den kenn' ick, det is nich anders, der ſchenkt ſich ſelbſt niſcht. Wenn der krank is un verſchreibt ſich en Recept, denn langt er aus de eene Taſche 12 Jroſchen un ſteckt ſe in de andere.

Eine Dame ſchickte ihre Köchin auf die Straße, um nachzuſehen, welche Stücke heute im Theater geſpielt würden. Der Beſcheid lautete: „Erſt engliſche Stiebelwichſe in de Neumannsgaſſe un denn Nathan der Weiße.“ Dicht über dem Komödienzettel war nemlich die andere Ankündigung angeklebt.

Digitized by Google

Nro. 78.
Zwölfter Jahrgang.
1843.

Der Sammler.

Beilage zur Augsburger Abendzeitung.

Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Inhalt: Beim Jahreswechſel. — Der Uebergang Blüchers über den Rhein bei Caub. — Die Indianer in England. — Henriette Carl im Serail der Sultanin Esma. — Zerſtörung des ruſſiſchen Schiffes „Thronfolger Alexander“. — Pot-Pourri.

Beim Jahreswechſel.

Von Martin Porzer.

Und wieder iſt ein Jahr hinabgezogen
Zum uferloſen Zeitenocean;
Ein neues wälzet ſich mit dunkeln Wogen
Geheimnißvoll zur großen Fluth heran.
Das alte hat viel Hoffnungen getrogen,
Grauſam zertrümmert manchen ſchönen Plan;
Wir ſchau'n erwartungsbang zur finſtern Ferne,
Sehnſüchtig ſpähend nach dem Morgenſterne.

Und ſinnend laſſen wir vorübergleiten
Vergangenheit mit ihrem Geiſterwehn;
Bedeutungsſchwer mahnt uns ihr ernſtes Schreiten,
Daß wir mit leiſer Frage rückwärts ſeh'n:
Wird aus dem Rieſengrab entſchwund'ner Zeiten
Wohl eine lichte Zukunft uns erſteh'n?
Aus ſturmgepeitſchtem Meer ein grünend' Eiland?
Ein gottgeſandter, neuer Friedensheiland?

Die Gegenwart iſt uns ein groß Gefängniß,
Die Einen harren, bis man ſie befreit,
Die Andern ringen kühn mit dem Verhängniß
Und ſtürzen für die Zukunft in den Streit,
Und in des Kampfes drohender Bedrängniß
Fehlt's nicht an Fähnrichen der neuen Zeit,
Die muthbeſeelt, mit hochgehob'nen Fahnen
Der Macht der Wahrheit neue Gaſſen bahnen.

Doch Andre ſind, die ſtreben nach dem Throne
Der Selbſtherrſchaft mit falſchem Freiheitsſinn,
Vergeſſend, daß die Wahrheit ihre Krone
Nicht buhleriſch einem Günſtling gibt dahin;
Daß unſ're Zeit, die wunde Amazone,
Die fieberhaft durchglühte Bildnerin,
Am Buſen jener Freiheit nur geſundet,
Die in des Rechtes feſtem Boden grundet.

Nicht wüthet als fanatiſch blinder Streiter
Der ächte Fortſchritt in der Geiſterſchlacht;
Er iſt ein ruhig ernſter Lichtverbreiter,
Der Blitze ſchleudert in des Wahnes Nacht.
Allmählig rückt er ſichern Schrittes weiter,
Und hütet treu die Gluth, die er entfacht,
Bis, wenn die morſchen Trümmer tief einſt modern,
Für Alle wird des Geiſtes Fackel lodern.

Doch ach, dieß ſchöne Hochziel der Vollendung,
Wie liegt es noch in fernem Nebelgrau!
Wann weicht die Wetterwolke der Verblendung
Auf immer der Vernunft ſtillheiterm Blau?
Wann wird die Menſchheit, ehrend ihre Sendung,
Nah ſeyn dem Ziel auf ferner Segensau?
Helldunkel liegt noch Dämmerung auf Erden,
Wir fragen ſehnlich: Wann wird's Morgen werden?

Der Uebergang Blüchers über den Rhein bei Caub, am 1. Januar 1814.

(Schluß.)

Erſt am letzten Tage des Jahres 1813 ſammelten ſich bei dem Dorfe Weiſel die Maſſen, welche der General v. Hühnerbein auf das linke Ufer führen ſollte und die ruſſiſchen Pontonniers erſchienen mit der Brücke, die ſehr weit von denen abwich, welche Napoleon zu ſchlagen pflegte. Hier ſah man keine Pontons von Kupfer. Es waren vielmehr die Rippen der Schiffe aus Holz, über welche Segeltuch in mehreren Lagen genagelt und, das durch ſtarkes Theeren völlig waſſerdicht gemacht worden war. Bei Wiesbaden hatte man ſie hergerichtet.

Kaum ſenkte ſich der letzte Abend des Jahres über das ſtille Rheinthal herab, ſo zogen Kopf an Kopf die Truppen in faſt lautloſer Stille den ſteilen Gebirgsweg nach Caub hinab, der zwar ziemlich breit, jedoch ſonſt nicht im beſten Zuſtande war, und Caub füllte ſich im Innern mit Truppen. Der gegebene Raum iſt ungemein beſchränkt, daher es begreiflich iſt, daß ſie wie gepreßt ſtanden. Auf der Seite gegen den Rhein bemerkte man nichts.

Mit der einbrechenden Dämmerung traf Blücher in Caub ein und nahm im Hauſe der Wittwe Külb ſein Quartier. Kaum angelangt, begab er ſich, begleitet von ſeinem Stabe, in das Haus des Pfarrers Ahles, und ſagte dieſem, er ſolle die Kirche öffnen, weil er die ſämtlichen Schiffer der Stadt dorthin habe beſcheiden laſſen. Er ſelbſt, (der Pfarrer nämlich) möge ſeinen Ornat anlegen, und mit ihm zur Kirche gehen, wo die Schiffer in Eid und Pflicht genommen werden ſollten. Der Geiſtliche beeilte ſich, dem Gebote zu folgen und nach kurzer Friſt traten ſie in die Kirche, wo Kopf an Kopf die Schiffer (und faſt die ganze Männerzahl beſteht aus ſolchen) verſammelt ſtanden, nicht ohne ängſtliche Erwartung deſſen, was da kommen ſollte.

Der Feldherr redete ſie in kräftiger ſoldatiſcher Weiſe an, indem er ihnen eröffnete, daß er hier den Rhein überſchreiten würde und dazu ihrer beſonders bedürfe; denn das Schlagen der Brücke könne mit ſolcher Schnelle nicht vor ſich gehen. Schlag zwölf dieſe Nacht werde er die Vorhut überſetzen laſſen, und zwar in ihren Kähnen. Er erwarte von ihnen, als gute Deutſche, treue Hülfeleiſtung, und darauf ſollten ſie ihm den Eid der Treue leiſten. Hierauf wandte er ſich an den evangeliſchen Pfarrer Ahles, und bat ihn, ſie auf den Eid vorzubereiten. Tief ergriffen von dem herrlichen Momente,

Digitized by Google

ſprach dieſer aus einer vollen Seele heraus, wiederum tief die Hörer ergreifend, und voller Begeiſterung leiſteten die Männer den Eid.

Auf Befehl des greiſen Feldherrn blieben ſie alle bis zur Entſcheidungsſtunde in der Kirche vereint.

Wie genau Blücher übrigens von allen Einzelnheiten unterrichtet war, geht daraus hervor, daß er genau wußte, daß in Caub ein Schneider wohne, der ein Franzoſe ſey, Namens W........ Er ſchien dem Manne, der ſonſthin eben keinen Verdacht einzuflößen geeignet war, zu mißtrauen, und vielleicht ihn für einen Spion zu halten. Er mußte vor ihm erſcheinen, und er ließ ihn hart an, nannte ihn einen Spion und ſagte: Ich habe Dich auserſehen, daß Du meine Vorhut hinüber führen ſollſt. Sie muß über Henſchhauſen (dies Dörfchen liegt auf dem Plateau des Gebirges, gegen Caub über) nach Bacharach geführt werden, damit ſie die dort ſtehenden Franzoſen aufheben kann. Du bleibſt hier, ſagte er, bis zum Momente des Uebergangs. Jede zweideutige Bewegung iſt Dein Tod. Der Schneider erſchrack nicht wenig über dieſe Anrede und verſprach, Alles freudig zu thun, was man von ihm forderte.

Immer neue Truppen rückten jetzt ins Thal. Die Dunkelheit der Nacht ließ es zu, daß ſie jetzt auch am Kai des Rheinufers ſich ausbreiteten, wo man, ſo lange man noch Gegenſtände unterſcheiden konnte, hätte glauben ſollen, das Städtchen ſey ausgeſtorben, ſo lautlos war es dort; auch brannte auf der ganzen Rheinfronte kein Licht. Nur dumpf konnte man in der Ferne, und in der tiefen Stille der Nacht, das Geräuſch der heranrückenden Truppen und der Wagen vernehmen, die von Weiſel kamen.

Mit dem Glockenſchlag der Mitternacht wurden die Schiffer aus der Kirche geholt, die Kähne in den Rhein geſetzt, die, wie man es im Winter pflegt, auf das Land gezogen worden waren, die Schiffer griffen zu den Rudern und die freiwilligen Jäger ſtiegen ein. Im erſten Nachen war W........, der verdächtige Schneider. Er war ein gewandter, rüſtiger Menſch, der vor einer ſolchen Unternehmung nicht bebte. Vom Schmuggeln her kannte er jeden Weg, jede Schlucht des Gebirges. Gerade gegen Caub über führte er ſie den Thaleinſchnitt hinauf, welchen ein kleines Bächlein durchrieſelt, an den Schieferbergwerken vorüber, dem Dörfchen Henſchhauſen zu. Von hier ſchlugen ſie den Weg nach dem Steeger Thale ein, um die Franzoſen abzuſchneiden, welche man noch in Bacharach vermuthete; man irrte jedoch hierin: denn bereits um elf Uhr des Abends klopfte leiſe ein Sergeant an die Fenſter der Häuſer, wo Franzoſen im Quartiere lagen. Die auf den erſten Wink bereit ſtehenden Soldaten folgten ſchnell und leiſe, und zogen ſich hurtig über die in einem ſcharfen Winkel bei dem Weiler Rauheim, im Steeger Thale, nach der Burgruine Stahleck ſüdöſtlich umbiegende, ſehr verdorbene Landſtraße nach Rheinböllen, einem Dorfe am Saume des Hochwaldes, auf dem Wege nach Simmern, zurück.

Unterdeſſen hatten die wackern Cauber Schiffer ohne Raſt Streiter übergeſetzt, welche nun, der von Napoleon angelegten Rheinſtraße folgend, Bacharach faſt gleichzeitig mit der über Henſchhauſen durch das Steeger Thal detaſchirten Vorhut erreichten. Als ſie aber die Franzoſen nicht mehr fanden, eilte ſogleich die Reiterei auf der bereits bezeichneten, noch unter der kurpfälziſchen Regierung angelegten, nun aber ungemein verdorbenen Heerſtraße nach Simmern ihnen nach. Die Reiterabtheilung erreichte die Franzoſen bei Rheinböllen. Es entſtand ein Geplänkel; allein der muthvolle Angriff der preußiſchen Reiter mußte wirkungslos bleiben, da die Franzoſen einen anſehnlichen Hochwald zum Stützpunkte hatten, in den ſie ſich eiligſt warfen. Die Infanterie der Verbündeten kam, begreiflicher Weiſe, erſt ſpäter an, und ſo gelang es den Franzoſen, nach Simmern zu entkommen, wo ihre Genoſſen an ein ſo raſches Erſcheinen ihrer Feinde nicht zu glauben ſchienen; allein wunderbar ſchnell ſtanden dieſe vor dem verrammelten Stadtthore.

Nachdem dies geſprengt war, zog eine größere Macht der Deutſchen ein, und obwol es noch zum Wechſeln von Schüſſen kam, ſo gelang es doch den Franzoſen, unter dem Schutze der Nacht, ihren raſtloſen Verfolgern ohne Verluſte zu entkommen.

Der Uebergang bei Caub war unſtreitig ein kühnes Unternehmen. Es iſt bereits bemerkt worden, und man braucht nicht Militär zu ſeyn, um es zu begreifen, daß eine geringe Anzahl tapferer Vertheidiger den Uebergang, wenn auch nicht hemmen, doch unendlich erſchweren und bis zum Treffen beſſerer Anſtalten hätte verzögern können.

Der Uebergang ſelbſt auf Kähnen war ſchwierig, und das Verdienſt der Schiffer iſt nicht klein. Der Strom bricht ſich gerade in der Mitte an dem Fels, auf welchem die Pfalz ſteht, in zwei Arme. Hinter der Pfalz und am Fels, der ſie trägt, pflegt ſich eine weit ſtromabwärts ſich ziehende Sandbank anzulegen, welche die Ueberfahrt erſchwert und kundige Schiffer fordert. Dieſe Sandbank muß umſchifft werden, und alsdann greift die größere Strommaſſe, welche auf dem linken Arme liegt, den Kahn, und ſchleudert ihn weit abwärts, wenn nicht kräftige Arme das Ruder führen. Schwerere Ladung erſchwert auch dieſe Anſtrengung. Dabei war es Nacht, und ſehr dunkel. Beſonders gefährlich war das Ueberſetzen von Pferden. Indeſſen es fiel kein Unglück vor, was bei der Ungeduld der preußiſchen Krieger leicht hätte geſchehen können, die, als die Kähne noch ziemlich weit vom Lande waren, in den Strom ſprangen, um ſchneller das Ufer zu erreichen. Unermüdet dauerte dies Ueberſetzen die ganze Nacht auf den 1. Januar 1814 fort, und erſt, als eine hinlängliche Macht drüben und der Tag gekommen war, wurde der Bau der Brücke begonnen, welche an der Pfalz ihren Mittelſtützpunkt hatte. Als ſie beendet war, riß die Macht des linken Stromarms ſie wieder entzwei; ſie wurde jedoch ſchnell friſch hergeſtellt, und nun erſt begannen die Maſſen der Truppen, die Reiterei und das Geſchütz überzugehen, indem immer neue Regimenter von Weiſel her nachrückten.

Der Anblick war großartig ſchön, wenn die leichte Brücke ſich bog unter der Laſt der über ſie hinziehenden Maſſen, beſonders der ſchweren Geſchütze. In den Schnäbeln der Schiffe kauerten bärtige Ruſſen mit ihren Beilen und Meſſern, die ſchwarz von Theer, einen faſt grauenhaften Anblick boten.

Blücher mit ſeinem Stabe ging am 1. Januar über, weilte nur kurze Zeit in Bacharach, wo er im weißen Roſſe, bei Wittwe Lang, abſtieg, und ſetzte ſich dann mit der Hauptmaſſe ſeiner Armee in Bewegung, indem er dieſelbe Straße einſchlug, welcher die Vorhut gefolgt war.

Es iſt dies die Erzählung meines Gewährsmannes. Möge ſie die Lücke ausfüllen, welche bei jenem Ereigniß bis jetzt ſtatt fand. Keine jener Befürchtungen wurde wahr. Es kamen Brüder zu Brüdern, die Befreiung brachten.

W. O. von Horn.

Die Indianer in England.

Die Deputation von Ojibeway-Indianern, die am 20. Dec., wie in Nro. 363. der Abendzeitung erwähnt, der Königin und dem Prinzen Albert aufwartete, beſtand aus zwei alten Häuptlingen — der eine der Kriegs-, der andere der Friedenshäuptling, vier jungen hübſchen Männern, berühmten Kriegern ihres Volks, zwei Squaws d. h. verheiratheten Frauen, und einem zehnjährigen Mädchen. Sie wurden in einem eigens für ſie gebauten Reiſewagen nach Windſorſchloß geführt, und hier in dem Waterloo-Saal Ihrer Maj., dem Prinzen und der Herzogin von Kent vorgeſtellt. Nachdem Prinz Albert den Männern herzlich die Hand geſchüttelt, was ihnen ſehr zu gefallen ſchien, trat der 75jährige Friedenshäuptling Ah-qui-wi-Zainzt (d. h. „der Knabe") vor, und redete Ihre Maj. an. Seine Anrede, weil der indianiſche Dolmetſch durch den Anblick der königlichen Pracht zu verwirrt war, wurde durch Hrn. Catlin, unter deſſen Obhut die Naturkinder für die Dauer ihres Aufenthalts in London geſtellt ſind, ins Engliſche übertragen. Der Häuptling ſprach: „Große Mutter! Ich bin ſehr traurig geweſen, ſeitdem ich meine Heimath verlaſſen, aber der große Geiſt hat uns Alle wohlbehalten über das große Waſſer geführt, und mein Herz freut ſich jetzt, daß wir Dein Angeſicht ſehen. Wir ſind jetzt glücklich. Das iſt alles, was ich Dir zu ſagen habe.

Digitized by Google

Meiner Worte ſind wenige, denn ich bin heute nicht ganz wohl. Der andere Häuptling hier wird Dir das weitere ſagen." Darauf ſaß „der Knabe" auf das Eſtrich nieder. Alsbald richtete der Kriegshäuptling Pat-au-u-quot-a-wi-bi (d. h. „die treibende Wolke") ſich hoch und gerade auf, und ſprach mit ſehr heftigen und energiſchen Gebärden alſo: „Große Mutter! Der große Geiſt iſt freundlich geweſen gegen uns, Deine Kinder, daß er uns geſchützt hat auf unſerer weiten Reiſe, und wir ſind jetzt glücklich im Anblick Deines Angeſichts. Es macht unſere Herzen froh, ſo viele Leute dieſes Landes zu ſehen, und die alle ſo vergnügt ausſehen. Wir meynen, die Leute hier müſſen ſehr glücklich ſeyn. Mutter! man hat uns geſagt, daß ein großes Licht in dieſem Lande ſey, und daß dieſes Licht ſcheine über das „roße Waſſer. (Die „treibende Wolke" deutete dabei auf die Königin.) Und wir glauben, dieſes Licht ſcheint von dieſem großen Wigwam (dem Windſorſchloß) aus über die ganze Welt. Mutter! wir haben viele ſonderbare Dinge geſehen, ſeit wir hieher gekommen. Mutter! unſere Herzen ſind fröhlich über das was wir heute geſehen, daß uns geſtattet worden Dein Angeſicht zu ſchauen. Und wenn wir heimkehren, wird man auf unſere Worte lauſchen in den Rathsverſammlungen unſeres Volks. Das iſt alles, was ich zu ſagen habe." Nach dieſer Apoſtrophe, die ſich, was komplimentirende Wendung und Ideenfülle betrifft, neben mancher europäiſchen Hof- und Diplomatenrede eben nicht zu ſchämen braucht, nahm der Häuptling ſeine Trommel zur Hand und begann ſie zu ſchlagen, wobei er mit tiefer Stimme einen wilden, langgezogenen Geſang anſtimmte. Bald rief er durch einen Wink ſeine Gefährten auf die Beine, und ſie tanzten nun der Reihe nach ihre ſonderbaren Nationaltänze: den „Heilungstanz (medicine dance)", den „Pfeifentanz" und den „Kriegstanz." Der Königin gewährte dieſes Schauſpiel viel Vergnügen, und Prinz Albert ließ den Indianern durch den Dolmetſch ſeiner erhabenen Gemahlin und ſeinen Dank ausdrücken und ihnen eine glückliche Heimkehr wünſchen. Victoria hatte beſondere Freude an dem kleinen Indianermädchen und klopfte ihr mehrmals die Wange. Das Kind hat ein ſehr hübſches und geſcheidtes Geſicht. Nach der Audienz wurden die Indianer im Vorzimmer mit einer höchſt ſubſtantiellen Mahlzeit bewirthet und ließen es ſich trefflich ſchmecken; die linkiſche Art, wie die Söhne des Waldes ſich bei Tafel benahmen, machte dem Hofgeſinde vielen Spaß. Die Indianer ſcherzten und lachten unter einander auf das ungezwungenſte; der luſtigſte der Geſellſchafter war der alte Friedenshäuptling, und, den Blicken zufolge, die er manchmal auf die weibliche Bedienung warf, ſollte man ihn für ein mauvais sujet halten. Auch andern Mitgliedern des könig[l]. Hauſes wurden dieſe fremden Gäſte vorgeſtellt. Sie werden im Frühjahr heimkehren. Die Ojibbeways ſind unter den der brittiſchen Krone unterworfenen Indianerſtämmen der zahlreichſte.

Henriette Carl im Serail der Sultanin Esma.

Es iſt bereits gemeldet worden, daß die Sängerin Henriette Carl kürzlich die ſeltene Auszeichnung genoß, vor dem Sultan zu ſingen. Aber auch die Sultanin Esma, Schweſter des Großherrn, und Gemahlin Feti-Achmets-Paſcha's, lud die Künſtlerin zu ſich in den Harem, wo eine Anzahl der vornehmſten türkiſchen Frauen verſammelt war. Mit Fräulein Carl waren noch die Damen v. Bons und Mararty und ihre gewöhnliche Begleiterin, welche über dieſen merkwürdigen Beſuch folgenden Bericht in der Wiener Theaterzeitung erſtattet. „Vier Schwarze empfingen uns am Thore des Serails, und führten uns in einen Garten, in welchem wir dreißig bis vierzig der ſchönſten weiblichen Geſtalten, in verſchiedene bunte Trachten gehüllt, anſichtig wurden. Bei unſerem Erſcheinen kam die Vornehmſte unter ihnen uns entgegen, nahm Dem. Carl freundlich bei der Hand, und führte ſie, ſammt der ganzen übrigen Suite, in einen mit allem Luxus des Orients eingerichteten Salon. Das Ceremoniell der Einführung hatte übrigens viele Aehnlichkeit mit jenem im Serail des Sultans. Nachdem die ganze Geſellſchaft Platz genommen hatte, wurde auch hier der Kaffee in koſtbaren, mit Brillanten verzierte, Schalen ſervirt, ſodann Waſſer und allerlei Konfituren herumgegeben und am Ende kamen andere Sklavinnen, welche uns die zierlichſten, golddurchwirkten Servietten zum Mundabtrocknen überreichten. Eine halbe Stunde wurde noch hin und her geplaudert, und endlich erhob ſich die Frau, welche die Honneurs im Salon gemacht hatte, und führte uns, mit Dem. Carl an der Hand, durch eine lange Reihe der prachtvollſten Gemächer in den Saal, in welchem die Prinzeſſin Esma uns erwartete. Die Schweſter Abdul Merſchids iſt eine kleine Frau von ungefähr 19 Jahren, mit wunderſchönen Gazellen-Augen und einem lieblichen, einnehmenden Ausdrucke im Geſichte; ſie ſieht ihrem kaiſerlichen Bruder überaus ähnlich. Sie war mit einem kirſchrothen, reich mit Gold geſtickten Kleide angethan, und, wie alle türkiſchen Frauen, etwas ſtark geſchmückt; Kopf und Hals ſtrotzten von Brillanten. Als wir in den Saal hineintraten, ſaß die Sultanin auf einem großen, erhabenen Divan. Unſere ehrerbietige Verbeugung erwiederte ſie mit einem gnädigen Lächeln, und winkte zugleich der Dem. Carl anmuthig mit der Hand, ſich niederzuſetzen. Die übrigen türkiſchen Frauen mußten alle ſtehen, oder ſich an die Erde legen. Es wurden nun verſchiedene Fragen geſtellt und beantwortet, und unter dieſen manche der naivſten Art. Es kam bald, wie natürlich, auch die Rede auf das Talent der Künſtlerin, und da ward denn der Wunſch geäußert, ihren Geſang zu vernehmen. Frau v. Bons ſetzte ſich an das Klavier und Dem. Carl ſang Paccini's weltbekannte Arie aus der „Niobe":, „I tuoi frequenti palpiti", mit gewohnter Virtuoſität. Die Züge der Prinzeſſin ſchienen während des Geſangs einen heiteren Ausdruck anzunehmen. Nach beendigter Arie rückte ſie näher, lobte den ſchönen Geſang der Künſtlerin, und bat ſie mit lieblicher Zudringlichkeit, etwas Anderes zu ſingen. Dem. Carl ſang noch eine italieniſche Arie, und ſetzte ſich dann ſelbſt zum Klavier, wo ſie ſich mehrere Lieder allein akkompagnirte. Dann kam die Prinzeſſin ganz nahe zum Flügel, ließ ſogar die Blumenvaſen, welche darauf ſtanden, und das Geſicht der Künſtlerin verſteckten, hinwegnehmen, und als der Geſang zu Ende war, überhäufte ſie die Sängerin mit den lebhafteſten Bezeigungen ihrer höchſten Zufriedenheit. Auf die von einer Sklavin überbrachte Botſchaft, daß der Paſcha komme, ſtand ſie augenblicklich auf, und verſchwand eiligſt mit allen übrigen türkiſchen Frauen hinter den ſeidenen goldgeſtickten Vorhängen, mit welchen rings herum der Saal verziert war. Nur zwölf kleine Mädchen von 6 bis 8 Jahren kehrten wieder zurück, und ſtellten ſich wie Orgelpfeiffen zu beiden Seiten der Thüre auf. Der Seite gegenüber, wohin ſich die Frauen zurückgezogen hatten, öffnete ſich bald darauf die Thüre, und herein trat Feti Achmet Paſcha, der Gemahl der Sultanin. Feti Achmet gilt unter den Türken für einen Mann von hoher Bildung. Er war längere Zeit in Wien, Berlin und London, und da er ſehr geläufig franzöſiſch ſpricht, ſo ging er gleich auf Dem. Carl zu und redete ſie franzöſiſch an. Er ſprach viel von den Ländern, welche er bereist hatte, vorzüglich aber von Deutſchland und von ſeiner Vorliebe für das deutſche Volk. Der Künſtlerin bezeigte er ſeine Anerkennung, daß ſie den Muth gehabt, nach Konſtantinopel zu kommen, wodurch ſie ſeiner Gemahlin das Vergnügen verſchafft habe, wahre Geſangskunſt kennen zu lernen. Er ging dann in ein weiteres Geſpräch über deutſche, franzöſiſche und italieniſche Opernmuſik ein. Mit großer Artigkeit drückte er zuletzt den Wunſch aus, ſie ſingen zu hören, falls ſie nicht ſchon zu ermüdet wäre. „Da Sie ein ſolcher Kenner von Opernmuſik ſind", erwiederte Dem. Carl, „ſo möchte ich gerne wiſſen, welche Ihre Lieblingsopern ſind, um Ihnen daraus etwas zu ſingen." — „Eh bien", verſetzte Achmed, „puisque vous êtes si aimable, chantez-moi, je vous en prie, quelque chose de la „Norma." Voilà l'opera par excellence, que j'aime le plus." — Dem. Carl trat zum Flügel, und ſang zuerſt die große Arie: „Casta Diva", und dann auf ferneres Verlangen die herrliche Schlußſcene aus der „Sonnambula": „Ah non giunge uman pensiero." Der Paſcha war entzückt über den ſchönen Geſang, an welchem die verſteckten Frauen ſo gut wie er ſelbſt Antheil genommen hatten, denn zwiſchen den Vorhängen ſah man öfters das ſchöne

Digitized by Google

Köpfchen der Sultanin Esma hervorgucken. Es folgte jezt eine abermalige halbſtündige Konverſation, worauf ſich dann der Paſcha empfahl, und die vorhin entflohenen Frauen zurückkehrten. Die Sultanin ſah äußerſt vergnügt aus, als ſie wieder erſchien, und erſchöpfte ſich in Lobeserhebungen für die Künſtlerin. Auf ein von einer der Frauen gegebenes Zeichen wurde die Geſellſchaft mit einem wirklich luxuriöſen Gouter bewirthet, wobei Geſchmack, Pracht und Reichthum miteinander wetteifernd herrſchten. Nach dem Mahle wurde Dem. Carl im ganzen Harem herumgeführt. Nicht blos in die prunkenden Badezimmer, ſondern ſelbſt in das Schlafgemach der Sultanin und in die Appartements ihrer einzigen, einjährigen Tochter wurde die Künſtlerin eingelaſſen. Aufgemuntert durch ſo viele Freundlichkeit, wagte es Dem. Carl, den Wunſch zu äußern, die kleine Enkelin des großen Mahmud zu ſehen, welche bekanntlich kein profanes Auge erblicken darf. Ehe aber dieſer Wunſch erfüllt ward, führte man uns in den ſchönen Garten des Harems ſpazieren, und als wir uns dort eine gute Weile ergangen hatten, rief uns eine Sklavin in den Harem zurück. In den Saal zurückgekehrt, fanden wir die Sultanin auf den Divan gekauert, ihr ſchönes Kindlein auf dem Schooße. Mutterglück und Enkelfreude leuchteten in dieſem Augenblicke aus allen ihren Mienen, was die Lieblichkeit ihres ſchönen Geſichts ungemein erhöhte. Die kleine Prinzeſſin war türkiſch gekleidet, und ihr zartes Köpfchen bedeckte der im Glanze der Diamanten hellſtrahlende türkiſche Feß.“ Beim Abſchied erhielt Fräulein Carl von der Sultanin einen koſtbaren türkiſchen Shawl und ein prachtvolles goldgeſticktes Kleid, beide Andenken wenigſtens 400 Dukaten werth. Sie befindet ſich jezt in Buchareſt.

Zerſtörung des ruſſiſchen Schiffes „Thronfolger Alexander.“

Die Petersburger Zentralverwaltung der ruſſiſch-amerikaniſchen Handelskompagnie gibt folgenden Bericht über die Zerſtörung eines ihrer Fahrzeuge, des von dem Kapitänlieutenant Kadnikow befehligten Schiffes „Thronfolger Alexander.“ Das Schiff trat am 28. Auguſt v. J. ſeine Reiſe aus Neu-Archangelsk, mit einer Ladung Waizen und andern Lebensmitteln, nach Kalifornien an, lief am 10. September glücklich in den Hafen San Francisco ein, und machte ſich, nachdem es eine Gegenladung eingenommen, am 27. September auf den Rückweg. Am 9. Oktober, als das Schiff ſich unter 50° 33′ nördlicher Breite und 137° 5′ weſtlicher Länge von Greenwich befand, erlitt es eine faſt gänzliche Zerſtörung, wobei der obengenannte Kapitän, der Steuermann Kraſſilnikoff und vier Mann von der Equipage, die mit den Paſſagieren aus 35 Perſonen beſtand, um das Leben kamen. Gleich nach der Ankunft des Wracks in Neu-Archangelsk wurde über die Ermittlung dieſes Unglücks eine Kommiſſion niedergeſezt, die Folgendes darüber angab: Am 9. Oktober Mittags brach auf dem oben angegebenen Höhepunkt ein heftiger, von ungewöhnlicher Dunkelheit und ſtarkem Regen begleiteter Sturm aus, wodurch das Meer in große Aufregung verſezt wurde. Um 10 Uhr Abends wurde das Schiff von einer ungeheuren Welle auf die linke Seite geworfen, und nun ganz von den Wellen überſchüttet. Gleich die erſte über das Schiff gehende Welle ſpülte den Steuermann Kraſſilnikoff mit vier Matroſen über Bord, riß die Schaluppe hinweg, zertrümmerte die Fenſterluken, und füllte den innern Raum des Schiffes mit Waſſer an. Der Kapitän befand ſich gerade mit einigen Offizieren in ſeiner Kajüte, als die Fluthen in Strömen eindrangen, und es war ihnen unmöglich, bei dem heftigen Schaukeln des Schiffes aus derſelben zu entkommen. In dieſer großen Gefahr behielt der Kapitän Geiſtesgegenwart und Muth genug, die übrigen Offiziere zu ermuthigen, und aus den Lucken der Kajüte die nöthigen Befehle nach dem obern Verdeck zu ertheilen. Bis zu dem lezten Augenblick ſeines Lebens war er mit der Erhaltung des ihm anvertrauten Schiffes beſchäftigt; alle Anſtrengungen der Mannſchaft, ihren Kapitän zu retten, blieben erfolglos; man fand am andern Morgen in einem Winkel der Kajüte ſeine, von dem umhergeſchleuderten Schiffsgeräthe mit vielen Wunden bedeckte Leiche. Der Sturm hielt ununterbrochen bis zum 15. Oktober an, und in dieſer ganzen Zeit mußte die Mannſchaft, mit durchnäßten Kleidern, raſtlos auf dem Verdeck arbeiten, wobei ihr ordentlich zubereitete Nahrung mangelte, weil faſt alles Gerettete von dem Seewaſſer völlig verdorben war, und über Bord geworfen werden mußte. Am 16. Oktober langte endlich das in völliger Auflöſung begriffene Schiff in der Bay von Sitcha an; faſt alle Matroſen hatten bei den überſtandenen Gefahren Verwundungen erhalten. Die Generalverſammlung der Handelskompagnie beſchloß ſogleich bei dem Eingehen dieſer Trauerbotſchaft: den beiden Müttern des umgekommenen Kapitäns und des Steuermanns Kraſſilnikow, die von ihren Söhnen mit einem Theile ihrer Beſoldung unterſtüzt worden waren, eine lebenslängliche Leibrente auszuſetzen. Diejenigen von der Schiffsmannſchaft, welche ſich bei dem Unglück am Meiſten ausgezeichnet hatten, zu belohnen, und endlich den hinterlaſſenen Familien der vier umgekommenen Matroſen eine lebenslängliche Unterſtützung zu ertheilen.

Pot-Pourri.

Merkwürdige Wette.

Vor etwa drei Jahren bot ein Engländer hundert Pfund Sterling jedem, der binnen einem Monat eine Million Striche mit Feder und Tinte machte. Ein anderer Engländer, ein Gelehrter, nahm die Herausforderung an und ſezte hundert Pfund zum Pfand, daß er die verlangte Zahl in der beſtimmten Zeit, d. h. in einem Monds-Monat von 28 Tagen liefern wollte. Um die Wette zu gewinnen, mußte er durchſchnittlich 36,000 Striche täglich, und wenn er jeden Tag zehn Stunden arbeitete, 3600 in der Stunde, alſo einen in der Sekunde machen. Nun hegte aber der Annehmer der Wette eine gebührliche Achtung vor der Heiligkeit des Sabbaths und mußte demzufolge an Sonntagen die Arbeit ausſezen. Dadurch wuchs die Zahl der zu machenden Striche für jeden Werktag auf beiläufig 41,000 an. Am erſten Tage lieferte er nahe an 50,000 Striche, am zweiten nicht viel weniger. Allein der Geiſt iſt willig, und das Fleiſch iſt ſchwach. Allmählig ward ſeine Hand matt und ſteif, das Handgelenk ſchwoll, und es zeigte ſich die betrübende Ausſicht, nach vieltägiger, langweiliger, lähmender Arbeit hundert Pfund zu bezahlen. Er nahm einen guten Freund zu Hülfe, der ſich neben ihn ſezte und ſeine Schreibhand ſäuberlich mit Seifenſpiritus beſprizte. So ward es ihm möglich, fortzuſtricheln. Am dreiundzwanzigſten Tage war die Million Striche, nebſt einigen tauſend mehr, als Reſerve für etwaigen Irrthum, geliefert, und der neue Herkules ſtrich ſeine hundert Pfund ein.

Eine theologiſche Disputation.

Bei einer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu London gehaltenen theologiſchen Disputation unterbrach der eine der Kämpfer ſeinen Gegner beſtändig durch Berufung auf eine Menge von Stellen aus der Bibel, welche er aber nicht in ihrem Zuſammenhange, ſondern nur bruchſtückweiſe und ohne Rückſicht auf ihr Zuſammenpaſſen an-anführte. Da derſelbe alles Erinnerns ungeachtet hiervon nicht abließ, ſo entgegnete endlich der Andere: „Wenn ſo disputirt werden darf, ſo will ich Ihnen aus der Bibel nachweiſen, daß es Ihre Schuldigkeit iſt, ſich zu erhängen.“ Auf die Frage, wie Das? führte der Andere die Stelle an aus Matth. 27, 5: „Judas ging hin und erhängte ſich,“ dann gleich hierzu die Stelle aus Luc. 10, 37: „Se gehe denn hin und thue desgleichen!“

Maliziöſe Druckfehler.

Gottlob! die Moralität vermindert ſich täglich (Mortalität. — Ein Hauptſchlüffel (Hauptſchlüſſel) iſt gefunden worden. — Sie litt und dudelte 5 Jahre (duldete). — Alles huldigte den liederlichen Sänger (liederreichen).

Ende des zwölften Jahrganges des „Sammlers.“

Digitized by Google